

Der
Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift

zur

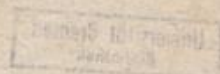
Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.



Sechszehnter Jahrgang.

Bremen, 1851,

gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen.



I n h a l t.

- Nro. 1. Neujahr von L. Würfert. - Das Opfer (Fortf.) - Ein merkwürdiger Thierkampf. - Nagelschmiede. - Vorschlag. - Die Presse als Unruhefisterin. - Anekdote. - Miscellen. - Bunte Steine, von R. Noos. - Modeartikel. - Guter Rath an einen Nachdrucker, von Dr. Noeldke. - Auf Person, von dems. - Menschenleben, von dems. - Diogenes Bemerkung von dems. - Adam und Milton von dems. - Anzeige.
- 2. Der Kampf, von S. - Das Opfer (Fortf.) - Ist's denkbar - Theater in Algier. - Sonderbare Ehrenbezeugung, von J. K. - Bemerkung von L. M. - Wunsch und Bitte. - Miscellen. - Blüthen und Blätter. - Dem Vaterlande von Hohlfeldt. - Jeden Donnerstag eine Beilage der Civilstands-Urkunde der Stadt Bremen.
- 3. Wahre Freuden, von Hohlfeldt. - Das Opfer (Fortf.) - Zeitbilder, von Germanus. - Schöne Aussichten. - Miscellen. - Bitte. - Wunsch. - An den erhabenen großmächtigsten Despoten und großen Mogul der seine Sklaven für sich schreiben läßt. - An den Pseudekaiserlichen Pustuchen und Wassermann, von W. Sikars. - Dem Herrn Dr. Olbers, von W. - Zur Feier, von Dr. Noeldke. - Correspondenz-Nachricht. - Berichtigung.
- 4. Die Tabackspfeife, von Dr. Noeldke. - Das Opfer (Fortf.) - Ueber die Niederländischen Angelegenheiten vornehmlich in Bezug auf Antwerpen. - Finger-Zeige. - Das von Herrn Feilner angekündigte Werk über die Wittve Gottfried betreffend. - Ein vierfacher Gesandten-Mord läßt sich in der Geschichte nachweisen. - Zollfreier Gedanke. - Die schwachen Brüder.
- 5. Die heil. Waffen. - Das Opfer (Fortf.) Ueber die Niederländischen Angelegenheiten vorzüglich in Bezug auf Antwerpen (Fortf.) - Bemerkung, von Feilner. - Wer hat Recht. Zur Notiz. - Miscellen. - Trinklied von Dr. Noeldke. - Herrn Dr. H. W. Olbers, von Schütte Dr.
- 6. Der Fischer, von S. - Das Opfer (Fortf.) - Vorläufige Erwiderung, von A. Meyer Dechant. - P. P. von Fr. Lützen. - Wunsch von mehreren Theaterfreunden. - Zur Beherzigung. - Frage und Wunsch. - Erwiderung. - Miscellen.
- 7. Der Weltbaum, von Ludw. Würfert. - Das Opfer (Fortf.) - Ueber die Niederländischen Angelegenheiten vorzüglich in Bezug auf Antwerpen (Beschluß). - Brasilien. - Aufforderung. - Zur Beherzigung. - Miscellen. - Anekdote. - Wunsch. - Erlaubte Frage.
- 8. Trost im Wechsel. - Das Opfer (Fortf.) - Rückblick auf die Zeit. - Falken Posten. - Aufforderung. - Antwort auf eine Anfrage. - Ueber die zeitmäßige Bemerkung. - Bitte an das Vöcker-Amt. - Miscellen. - Bunte.
- 9. Der Spätherbst von S. - Das Opfer (Fortf.) - Gegenbeherzigung. - Ansicht und Wunsch. - Anfrage. - Prüfet alles und das Beste behaltet. - Bemerkung. - Schreiben eines Viehhändlers an einen Schlachter. - Erwiderung auf Nro. 6. - Miscellen. - Auf einen Thersites. - Des Dichters Wünsche. - Ja so!!
- 10. Zuruf an einen nordischen Dichter, von P. Copmann. - Das Opfer (Fortf.) - Antwort. - Antwort auf eine Gegenbeherzigung von Schofelschreck jun. - Ein Wort zur Zeit. - Kleines Geschichtchen. - Feind des Bessern. - Wunsch. - Erwiderung und Bemerkung. - Miscellen. - Notiz. - Blüthen und Blätter. - Bitte.
- 11. Die Brüder von Freckeleben. - Das Opfer (Fortf.) - Schreckliche Rache. - Historische Bruchstücke mit Zeitgemäßen Randglossen. - Klingelbeutel-Collecten. - Die theuer bezahlten Verse. - Der Alchimist und der Architect.
- 12. Für Einige doch Wenige - Das Opfer (Fortf.) - An den Einsender des Hysteron proteron, von Demophilos. - Gegenbemerkung. - An den Verfasser der „Erwiderung“ in Nro. 9. - Bemerkung. - Thelesius über die Cholera. - Miscellen. - Frecher Spuck. - Galena. - Der eheliche Streit.
- 13. Entbehrung. - Das Opfer (Fortf.) - Warnendes Beispiel. - Es naht die Princessin, es naht die Princessin!! - Für Hausfrauen. - Wunsch. - Schneller Gehorsam. - Miscellen. - Bunte Steine. - Blüthen und Blätter. - Wiersylbige Charade. - Notiz.

- Nro. 14. Zeiterscheinungen - Das Opfer (Fortf.) - Züge aus dem Leben des Kaisers Nicolai I. Ueber Liebe, von S. — An den Leser, den Redacteur und den Bauer. - Wohlgemeinte Vorschläge. - Miscellen. - Der Fürstenthum vertretende Bürgermeister, von Dr. Noeldke. - Inferien, von dems. - Auflösung der vierköpfigen Charade in Nro. 13. - An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes. - Klage des Entfernten.
- 15. Am Morgen. - Das Opfer (Fortf.) - Es werde Licht. - Anfrage. - Blüten und Blätter. An das Fräulein Helene S. - An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes. - Herr Demophilos. - Wunsch.
- 16. Trinklied. - Das Opfer (Fortf.) - Merkwürdiges Ende mehrerer Prediger. - Wiederholte Aufforderung. - Die Feuertreter in Indien. - Miscellen. - Allerlei. - Blüten und Blätter. - Glosse. - Sylbenräthsel.
- 17. Dreyzehn. - Das Opfer (Fortf.) - Strafe übermüthiger Bauern. - Wiederholte Aufforderung. - Warnung - Si fabula vera. - Verwahrung. - Zur Notiz. - Bemerkung. - Anerkennung und Wunsch. - Maria Stuart an Elisabeth. - Rom. - Auflösung des Sylbenräthfels in Nro. 16.
- 18. Entscheidung. - Das Opfer (Fortf.) - Strafe übermüthiger Bauern. - Wiederholte Aufforderung (Beschluss) - Wieder Brod. - Frage. - Anfrage. - Blüten und Blätter. - Die Nadel. - Das schwarze Meer. - Notiz.
- 19. Hymne des Kindes bei seinem Erwachen. - Das Opfer (Beschluss) - Das Kloster Hude. - Etwas über Junstwesen. - Zurechtweisung. - Replik. - Miscellen. - Zur Feier des Geburtstages. - Zum 1. März. - Geld.
- 20. Die Sternschnuppen. - Der goldne Knopf. - Das Kloster Hude (Beschl.) - Wen's trifft. - Ueber die Verarmung der Städte. - Historische Aehrenlese. - Berücksichtigungswerther Vorschlag. - Freundliche Bitte. - Chaos. - Sylben - Räthsel.
- 21. Die Wiege. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Russische Anekdoten und Charakterzüge. - Schreiben eines Schullehrers. - Altes und Neues. - Einfälle. - Blüten und Blätter. - Bei französischer Einquartierung. - Charade. — Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 20.
- 22. Beim Gänge. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Russische Anekdoten und Charakterzüge. - Brand in der Osterthors Vorstadt. - Alles wasserdicht. - Unerkklärliches. - Bitte. - Miscelle. - Bei Hofrath W. Demuths u. s. w.
- 23. Glauben und Werke. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Warschau. - Der Zeitgeist. - Gerechte Rüge. - Der Brand am 14. May. - Miscelle. - An Gefinchen. - Wiederhall. - Der von seinen Reisen heimgekehrte Simpel. - Auflösung der Charade in Nro. 21.
- 24. Meinem Enkel W. W. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Warschau. - Der Zeitgeist. - Viel Lärmen um Nichts. - Miscelle. - Erklärung. - Die Flinte mit krummem Laufe. - Auf Blubber den Romanenschreiber. - Auf ein romantisches Ehepaar. - Auf Püsterich den Romantiker.
- 25. Der Chineser. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Der Zeitgeist. - Die großen Catacomben in der Nähe von Palermo. - Kleinigkeit. - Miscellen. - Frühlings-Gruß. - Räthsel.
- 26. Sprüche des Simonides. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Der Genius. - Ein guter Rath an die protestantischen Cultuslenker. - Bemerkung. - An den achten Bremer in Nro. 24. - Mittel gegen rheumatische Schmerzen. - Dem Herrn Dr. Noeldke. - Beim Birken-Champagner. - Auflösung des Räthfels in Nro. 25. - Notiz.
- 27. Die Osterfeier. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Der Genius (Fortf.) - Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Junstverfassung (Fortf.) - Geistesgegenwart. - Ueber die infinitesimal Medicin. - Miscelle.
- 28. Eine Blume auf Matthiffon's Grab. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Der Genius (Fortf.). - Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Junstverfassung (Fortf.). - An Herrn — lt in Nro. 26. - Bitte. - Frage. - Homeopathische Kur. - Zweifelhige Charade.
- 29. Die Genien der Menschheit. - Der goldne Knopf (Fortf.). - Der Genius (Fortf.). - Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Junstverfassung (Fortf.) - Der Boga. - Miscellen. - Vorschlag. - Blüten und Blätter. - Auflösung der zweifelhigen Charade in Nro. 28. - Nachricht.

- Nro. 30. An meine Lieder. - Der goldne Knopf (Fortf.) - Der Genius. (Beschl.) - Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Kunstverfassung (Beschl.) - Die Wappen an der Holzpforte. - Wunsch und Bitte. - Trinklied. - Nachricht.
- 31. Das Mädchen und die Blumen. - Der goldne Knopf (Beschl.) - Charakterzüge. - Protest. - Notiz. - Waschkalender. - Wunsch. - Antwort. - Unmaßgeblicher Vorschlag. - An B.-Anzeige.
- 32. Liebe. - Die Erfurter Zusammenkunft im Theater. - Das Stell-Dich-Ein. - Zur Geschichte Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. - Der Botschafter zu Tripolis. - Miscellen. - Wunsch. - Anekdote. - Theateranzeige. - Viersylbige Charade. - Anzeige.
- 33. An den Tod. - Schenk's Tod. - Maria de Rosa und der Fischer Brequet. - Die Lage der russischen Armee in Polen. - Brief an einen jungen Kaufmann. - Miscellen. - Anzeige.
- 34. Sonnet. - Der Handorgelspieler. - Schenk's Tod (Beschl.) - Hört, hört! - Isen. - Wunsch. - Verschidene Bitte. - Miscellen. - Gesang eines tartarischen Minstrel.
- 35. Frühlingsmorgen. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Ueber das im Detail-Handel übliche Creditgeben. - Miscellen - Blüthen und Blätter. - Correspondenz. - Die Ueberraschung. - Berichtigung. - Theateranzeige.
- 36. Wächters Stundenruf. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Ueber Pressfreiheit. - Auswärtige Mittheilungen. - Verschiedenes. - Wiederholter Wunsch. - Miscellen.
- 37. Liebeslust. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Ueber schlechte Zeiten und Verbesserungssucht. - Beantwortung der Frage. - Die Meinung. - Zuruf.
- 38. Das Vaterland des Seligen. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Ueber Bürgerliche Freiheit. - Erwiderung. - Bemerkungen. - Bitte. - Bibliographischer Bericht. - Miscellen. - Blüthen und Blätter. - Räthsel. - Lokal-Charade.
- 39. An einen jungen Dichter. - Der Handorgelspieler. - (Fortf.) - Ueber Bürgerliche Freiheit (Fortf.) - Ueber Kirchengewalt. - Zeichen der Zeit. - Kirchliche Statistik. - Miscellen. - Kleine Einfälle. - Auflösung des Räthfels in Nro. 38. - Auflösung der Lokal-Charade in Nro. 38.
- 40. Frühlings Ahnung. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Gefängnißwesen. - Ueber Bürgerliche Freiheit (Fortf.) - Andeutung. - Gedanken. - Klingelbeutel-Kollete. - Allgemeiner Wunsch. - Anfrage. - Bemerkung. - Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. - Bemerkung.
- 41. Klage. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Ueber Bürgerliche Freiheit (Beschl.) - Antwort. - Dankbarkeit. - Bitte um Auskunft. - Rüge. - Miscellen. - Gedankenpähne. - Lokal-Charade. - Zweite Auflösung des algebr. Räthfels. - Zur Steindruck-Beilage. - Zur Notiz.
- 42. Die Seeligkeiten des Prediger Berufs. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Einige Worte an meine Mitbürger. - Antwort. - Vorschlag. - Miscellen. - Zur Belehrung. - Auflösung der zweiseilbigen Lokal-Charade im Blatte vorher.
- 43. An einem Grabe. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Einige Worte an meine Mitbürger (Beschl.) - Bemerkungen. - Schlichthorst's Erklärung der Wochentage. - Das Geschrei von Paris. - An die Herrn Cigarrenfabrikanten. - Streckverse. - Altes und Neues. - Der Husar und sein Major.
- 44. Freiheit. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Merkwürdige Wirkung des Zorns. - Jedem das Seine. - Miscellen. - Anzeige für Kunstliebhaber.
- 45. Die Wollust. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Berliner Sagen. - Bier, Brod und Fleisch. - Miscellen. - Bericht aus Leipzig. - Räthsel. - Benefiz für Madame Eggers.
- 46. Die Blume die ich meine. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Miscellen. - Bunter. - Anekdote. - Die Wiederanstellung. - Charade. - Auflösung des Räthfels in Nro. 45.
- 47. Nachruf am Grabe des Pastor Menke. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Curiosa. - Aufforderung. - Den es angeht. - Chronik der Tagesbegebenheiten. - Wahres und Irriges. - Blüthen und Blätter. - Das Echo. - Räthsel. - Auflösung der Charade in Nro. 46.

- Nro. 48. Die Spinnerin. - Der Handorgelspieler (Fortf.) - Die deutschen freien Städte. - Eine canenische Stimme gerichtet an unsere Zeitgenossen. - Museum in Bremen. - Pietismus. - Dringende Aufforderung. - Auflösung des Räthsels in Nro. 47.
- 49. Fahnenlied. - Der Handorgelspieler (Beschl.) - Eine neue höchst merkwürdige Electricitäts-Procédur für Kunst und Industrie. - Miscellen. - Frage. - Versärgl. Neujahrswunsch. - Bunter. - Blüten und Blätter. - Am Grabe unseres Bruders Pastor Menken. - Anzeige.
- 50. Poesie. - Ueber den Stand der verschiedenen Partheien in Frankreich. - Rüge. - National-Character. - Pflichtmäßige Ueberladung. - Hausmittel. - Wunsch. - Notiz. - Blüten und Blätter. - Wahres und Irriges. - Rudolph I. Urtheilsspruch. - Den modernen Opern-Componisten.
- 51. Anzeige. - Das Himmelsbild. - Der Schah im Hofraum. - Manbys Verfahren gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen. - Bemerkungen über den Aufsatz im Bürgerfreunde Nro. 47. - Aufforderung. - Bescheidene Anfrage deren Beantwortung erbeten wird. Aus meinem Werkbuche. - Den beiden Geschiedenen.
- 52. Anzeige. - Der Schöpfung Herrlichkeit. - Der Schah im Hofraum (Beschl.) - Manbys Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen (Beschl.) - Bemerkungen über den Aufsatz im Bürgerfreunde Nro. 47 u. (Beschl.) - Note zum Text. - Anerbieten einer, deutsche Industrie betreffenden, Wette. - Aus meinem Werkbuche. - Im Juni 1831.
- 53. Sehnsucht nach der Jugend. - Mittel gegen die Cholera. - Dank und Rüge. - Museum. - An diejenigen Einwohner Vegesacks die keine Baumeister sind. - An Herrn Kehrman. - Die Kanzel thut's halber nit. - Zoll Logik. - Bitte. - Miscelle. - Verwechslung. - Gebet eines Studenten. - Räthsel. - Wunsch.
- 54. Der Sentsenträger. - Magnus Hezneson. - Der Luxus. - Historische Bruchstücke. - Johann Sobiesky und Wien. - Die Rekrutenaushebung in Rußland. - Bunter. - Correspondenz-Nachricht. - Den Damen. - Ihrem vereinigten Lehrer dem Professor Mertens von den Zöglingen der Handelsschule. - Auflösung des Räthsels in Nro. 53. - Berichtigung.
- 55. Verschiedene Wege. - Biographische Skizze. - Gegenbeherzigung. - Aufforderung. - Gegensüß. - Hamburger Briefpost. - Wichtige Entdeckung. - Aufgeber. - Ein bemerkenswerthes Argument. - Die fürchterliche Nacht vom 6. bis 7. December 1714. - Am 2. July 1831.
- 56. An meine Frieda. - Scenen des Satans (Fortf.) - Rede am Grabe des entschlafenen Mertens. - Bremerhafen. - Wunsch. - Auszüge. - Notiz. - Die österreichischen Militärgränzer. - Bunter. - Anekdoten.
- 56. Abschied des Auswanderers. - Scenen des Satans (Fortf.) - Beleuchtung. - Eine alt-deutsche Sitte unserer Vorfahren. - Ein Ball ohne Tänzerinnen. - Einkünfte des spanischen Clerus. - Miscellen. - Bunter. - Correspondenz-Nachrichten. - Erklärung. - Eins immer stärker als das andere. - Der schwarze Rand. - An die Herzogin von Oldenburg. - Am Abend der allgemeinen Erleuchtung der Stadt Oldenburg.
- 58. Heinrich Anderhalden. - Scenen des Satans (Fortf.) - Ueber den sogenannten lustigen Tag der Waisen und etwas über deren Erziehung. - Schulverbesserung. - Wunsch. - Frage. - An Dr. Müllers Grabe. - Der 3te Juny. - Anzeige.
- 59. Heinrich Anderhalden (Beschl.) - Scenen des Satans (Fortf.) - Anklänge. - Eine Lection um freie Sitten zu erlernen - Gedanken-spähne. - Bitte. - Anfrage. - Eine Zeitrechnung des menschlichen Lebens. - An die Schweiz. - Das Exempel. - Berichtigung.
- 60. Lebewohl an meinen Heinrich. - Scenen des Satans (Fortf.) - Beleuchtung. - Meinungsverschiedenheit. - Zur Notiz. - Sollte es wahr sein. - Bemerkungen von F. L. W. König Fr. Aug. von Sachsen und die Tokayerweinflaschen. - Die Medenarrin.
- 61. Lebewohl an meinen Heine (Beschl.) - Scenen des Satans (Fortf.) - Censur. - Bruchstücke. - Trinkspruch für Bremen. - Lückenbüßer. - Erwiderung. - Miscellen. - Blüten und Blätter. - Siebensylbige Charade. - Anzeige.
- 62. Nord-Amerika das Land meiner Wünsche. - Scenen des Satans (Fortf.) - Die gezwungene Anleihe. - Cholera. - Frage. - Miscellen. - Bunter. - Anekdoten. - Satyrische Andeutungen. - Auflösung der Siebensylbigen Charade in Nro. 61.

- Nro. 63. An Ebfkon. - Scenen des Satans (Fortf.) - Tanz der Eingebornen von St. José in Neu Californien. - Unwürdige Vorthellsucht. - Müllers Biographie. - Urtheile zweier katholischen Geistlichen über die Frömmen unter den Protestanten. - Anfrage. - Dänische Trinkgelage. - Vermischtes über Kunst und Gewerbe.
- 64. Wiegenlied. - Scenen des Satans (Fortf.) Der Schwede auf Rügen. - Mittel das Straßenpflaster von Gras zu reinigen. - Republick. - Zur Beherzigung. - Antwort. - Chronik der Tagesbegebenheiten. - Französische Theater-Anzeige. - Blüthen und Blätter. - Sylbenräthsel. - Correspondenz-Nachricht. - Anzeige.
- 65. Die Gräber. - Scenen des Satans (Fortf.) Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Zeitbilder. - Erinnerung. - Wunsch. - Notizen. - Antwort. - Bunte Chronik der Tagesereignisse. - Bunte Steine. - Correspondenz-Nachricht.
- 66. Die drei Templer. - Scenen des Satans (Fortf.) - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Anfragen. - Vorschlag. - Antwort. - Miscellen. - Notiz. - Verkehrte Welt. - Auflösung des Sylbenräthfels in Nro. 64.
- 67. Bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux 1822. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Noch etwas über Zeiger und Zifferblatt. - Ursprung des Americanischen Volks- und Revolutionenliedes Jankee Doodle. - Ungeheueres Urthier. - Mitleid den Polen. - Krankenhaus. - Statistische Miscelle. - Anfrage. - Wunsch. - Zeitbilder. - Blüthen und Blätter. - Anzeige.
- 68. Es werde Licht. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Der Genius der Menschheit. - Museum. - Anfrage. - Antwort. - Bunte Chronik der Tagesbegebenheiten. - Ein Denkmal für Lafontaine. - Notiz. - Wunsch. - Dem Freunde ins Stammbuch.
- 69. Abschiedsgruß. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Der Genius der Menschheit (Fortf.) - Savary, Herzog von Rovigo. - Beherzigung. - Die Brandversicherungs-Anstalt für das Gebiet betreffend. - Schreiben aus dem Osnabrück'schen. - Die Eroberung von Omoa im Jahre 1779. - Steinkohlen und Zerk. - Sylbenräthsel.
- 70. Unsere Zeit. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Der Genius der Menschheit (Beschl.) Einige Worte. - Aufforderung. - Bunte Chronik der Tagesbegebenheiten. - Sonett. - Charade.
- 71. Die Schlange des Orients. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Wohlfahrtsauschuß. - Bitte an die Redaction der Bremer Zeitung. - Major Puschet. - Bitte an die Gelehrsamkeit. - Anekdote. - Miscellen. - Kunstnachricht. - Schoß und Troß. - Der Friedhof. - Ueber eine glücklich zu Dinaburg befolgte Behandlung der Cholera. - Auflösung des Sylbenräthfels in Nro. 69.
- 72. In düsterer Gegenwart. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Domethurm. - Beherzigung und Rüge. - Bemerkung. - Politische und nicht politische Zwielfichter. - Gedanken-spähne. - Ermuthigung. - Auflösung der Charade in Nro. 70.
- 73. Das Vaterland. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Das Arbeitshaus in Egen. - Wunsch. - Was ich sah. - Ergötzliches. - Politische und nicht politische Zwielfichter. - Correspondenz. - Notizen. - Erklärung. - Anzeigen.
- 74. Pilgertrost. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Weltgeschichte. - Das Arbeitshaus in Egen. - Ueber eine alte gute Einrichtung deren Erneuerung sich empfiehlt. - Zur Prüfung. - Correspondenz und Notizen.
- 75. Harmonie. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Scenen aus Polen während russischer Herrschaft. - Der Teufel. - Hamburger Versorgungs-Tontine. - Bemerkung. - Bunter aus unserer Zeit. - Fresko-Anekdote. - Bunte Steine. - Räthsel.
- 76. Weder der treue Hund. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Dank und Bitte. - Warnung. - Rüge. - Vereinigungs-Gesuch an die Herrn Orts-Vorsteher in Vegesack. - Anekdote. - Eigenthümliche Kissen. - Ein Meisterschuß. - Das Heer mit den Frauenhüten. - Die kostbare Violine. - Miscellen. - Aphorisme. - Einfälle. - Sylbenräthsel. - Auflösung des Räthfels in Nro. 75.
- 77. Im Herbst. - Der Schwede auf Rügen (Fortf.) - Vorsichtsmaßregeln gegen die Cholera. - Der Teufelsadvocat. - Die Stufen des Lebens. - Miscellen. - Zur Beherzigung.

- Nro. 78. Lebensweisen. — Der Schwede auf Rügen. — Der türkische Gentleman. — Die gedemüthigte Eitelkeit. — Grisin. — Lebenslauf. — Zum Nachdenken über die Cholera. — Wahre Anekdote von Blücher. — Altes und Neues.
- 79. Religion. — Die Explosion des Zwingers in Bremen die Braut genannt, am 22. September 1739. — Bibliographische Berichte. — Einfluß der Einbildungs-Kraft bei Kranken. — Das verlorene und wiedergekehrte Gedächtniß. — Kaum glaublich und doch wahr. — Bürgerconvent. — Einfälle. — Ein Frauenkopf. — Räthsel — Auflösung des Sphlenrätshels in Nro. 76. — Correspondenz-Nachrichten.
- 80. An die Sonne bei ihrem Aufgange. — Die Explosion des Zwingers 1739 (Beschl. — Diätetik. — Die Aufhebung der Freimaurerey in Nord-Amerika. — Intoleranz. — Anekdote. — Cholera. — Bitte. — Censur. — Wirtschaftliches. — Miscellen. — Gedanken. — Bunttes aus unserer Zeit. — Spruch. — Auflösung des Räthfels in Nr. 79.
- 81. Andenken an unsern Vollendeten. — Die Waldenser, von A. Daeres. — Fürs Vaterland. — Die Wespenn im Jahre 1831. — Was ist richtig. — Elterleute. — Bremerhafen. — Wunsch. — Cholera. — Anfrage. — Gemeinnütziges. — Bunttes aus unserer Zeit. — Anzeige.
- 82. Reime eines alten Messerschmiedes. — Die Waldenser (Fortf.). — Ueber die militairischen Bulletins. — Aldermänner Mäßigkeit. — Verschiedenes Verfahren. — Uebergang. — Vorschlag. — Einwurf. — Anekdote. — Bemerkungen von F. L. B. — Einzelnes.
- 83. Gebet des Herrn. — Die Waldenser (Fortf.) — Die brittische Parlementsreform. — Parallele zwischen Frankreich und England. — Notizen. — Anekdote. — Bitte um Gehör. — Erwiderung.
- 84. Der Schleier. — Die Waldenser (Fortf.) — Die brittische Parlementsreform (Beschl.) — Spaziergänge aus Berlin. — Bitte. — Miscellen. — Die naturhistorische Sammlung des Bremer Museum. — Das Recept.
- 85. Zugvögel. — Die Waldenser (Fortf.) — Miscellen. — Bunte Chronik. — Vermischtes über Kunst und Gewerbe. — Wunsch. — Cholera und Freimarkt. — Kampfer-Räucherungen. — Eine gute, schönglänzende dem Jeder unschädliche Wische zu bereiten. — Altes und Neues. — Alte Predigtitel. — Bunte Steine. — Anekdote. — Charade.
- 86. Das Capellchen am Wege. — Die Waldenser (Fortf.) — Ungegründete Besorgniß. — Die Unbeschränktheit des Willens ist die fürchterlichste Feindin der Gerechtigkeit. — Bemerkungen. — Charlatanerie. — Blüthen und Blätter. — Allerhand Sprüche. — Lied in der Noth. — Charade. — Correspondenz.
- 87. Der Wankelsänger. — Die Waldenser (Fortf.) — Probe aus einem medicinischen Wörterbuche. — Ueber Freimaurerei und Frömmlichkeit. — 18. October. — Geheime Polizey. — Spint auch Splint. — Miscellen und Gedanken. — Aphorismen. — Gnomen.
- 88. Gustav Adolph von Schweden. — Die Waldenser. — Probe aus einem medicinischen Wörterbuche (Beschl.) — Literatur. — Frage und Bitte an unsre Herrn Aerzte. — Bemerkung. — Einzelnes. — Mittel. — Begriff von der Cholera. — Blüthen und Blätter.
- 89. An gewisse Zionswächter. — Die Waldenser. (Fortf.) — Rede an trübsinnige Pietisten und Mystiker. — Ueber Unterricht im Allgemeinen. — Getrocknete Kartoffeln. — Erklärung.
- 90. Andenken an Gott. — Die Waldenser. (Fortf.) — Rede an trübselige Pietisten und Mystiker. — Ueber Unterricht im Allgemeinen und Rechnenunterricht im Besondern. — Gröl, Fest auf dem Lindenberge. — Gesundheitskunde. — Schlang-Schützen. — Aufforderung. — Das Lied vom Prügel.
- 91. Lebensbild. — Die Waldenser (Beschl.) — Rede an trübselige Pietisten und Mystiker (Fortf.) — Cholera. — Protestanten. — Das neue Belvedere. — Unverdienter Dank. — Privilegirter Raub und Diebstahl. — Anekdoten. — Miscellen. — Hamburger Versorgungs-Zontine. — Frage.
- 92. Glockenklang. — Die Waldenser (Fortf.) — Rede an trübselige Pietisten und Mystiker (Fortf.) — Miscellen. — Altes und Neues. — Bildungstrieb der Pflanzen. — Hamburger Versorgungs-Zontine.

- Nro. 93. Der Herbst. — Robert Nantueil. — Rede an trübselige Pietisten und Mystiker (Fortf.) — Geschenk eigner Art. — Prüfet alles und das Beste behaltet. — Anfrage. — Tagesreflexionen. — Bei Uebersendung einer Rose. — Subscriptions-Gesuch.
- 94. Die furchtbare Fremde. — Der dumme Hans. — Rede an trübselige Pietisten und Mystiker (Beschl.) — Offenes Sendschreiben. — Eine Damenmode vor 80 Jahren. — Fragmente. — Offene Zurechtweisung. — Wenn das Pferd weg ist bessert man den Stall. — Antwort wegen des Krankenhauses. — Anzeige. — Die Schönheit und Bescheidenheit. — An Doris Jungblum. — Sylbenräthsel.
- 95. Die furchtbare Fremde (Beschl.) — Der Pedagog. — Cholera-Fresco = Anekdote. — Erwiderung. — Vermischtes über Kunst und Gewerbe. — Wunderbare Unglücksfälle. — Gedanken. — Blumenrabril.
- 96. Des Sängers Sterbelied. — Zwei Beispiele mystischer Verrücktheit die sich in England zugetragen haben. — Wunsch. — Anekdote. — Bitte. — Miscellen. — Bunte Chronik. — Zur Nachahmung. — Haubigen. — Peregrins Ruhepunkt. — Cholera Catechismus.
- 97. Lasset uns ihn lieben. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde. — Die Gebirge der Erde. — Unterirdisches Geräusch zu Neus. — Hilfsverein bey Feuergefähr. — Bitte. — Auszug eines Briefes aus Wien. — Alte Sprüche in neuem Gewande. — An die Leser. — Cholera Catechismus (Fortf.)
- 98. Ob und Wie. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde (Fortf.) — Die Gebirge der Erde (Fortf.) — Etwas aus meinem A B C-Buch für große Kinder. — Bunte Chronik. — Haubige. — Cholera Catechismus (Beschl.)
- 99. Kinderspiel und Gegenwart. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde (Fortf.) — Die Gebirge der Erde (Fortf.) — Bürgerliche Freiheit. — Bundes Contingent. — Beantwortung. — Anfrage. — Zur Beherzigung. — Gedanken. — Bunte Chronik. — Sprüche. — Benefiz für Dem. Uhin.
- 100. Der harte Knabe. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde (Fortf.) — Die Gebirge der Erde (Beschl.) — Dichtes. — Die deutsche Ninon. — Auswärtige Berichte. — Versuche.
- 101. Der Pflanze und sein Sohn. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde (Fortf.) — Die Gebirge der Erde (Fortf.) — Quodlibet. — Erklärung. — Auswärtige Berichte. — Sinngedicht. — Der Hahn und die Henne. — Versuche.
- 102. Rudolphs des I. Schatz. — Wie ich in Lissabon gepreßt wurde (Beschl.) — Englische Pressfreiheit. — Fragen. — Kriegserklärung gegen die Titelsucht in Deutschland. — Reflexion. — Berichtigung. — Notizen über Kunst Wissenschaft und Leben. — Bunte Chronik. — Bemerkungen. — Versuche. — Räthsel.
- 103. Weihnachtlied. — Liberalismus in verschiedenen Farben. — Ein Blick in die Englischen Kirchen. — Zur Prüfung. — Sparcasse. — Historische Senfkörner. — Buntet. — Die Verkündigung. — Anzeige.
- 104. An die Alterthümer. — Eine alte Mönchsrede frisch aufgepußt. — Ein Blick in die engl. Kirchen (Beschl.) — Die Erstickter. — Die Entführung aus dem Serail. — Die ehemalige Jagd auf Wilddiebe in Sachsen. — Melancthoniana. — Notiz. — Armeninstitut. — Notiz. — Armeninstitut. — Gute Folgen. — Naiver Wunsch. — Tragische Geschichte. — Anzeige.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 2. Januar 1831.

Sei begrüßt uns, Glied der großen Kette
— Junges Jahr — aus ew'gen Zeitenschooß;
Manche Wiege, manches Sterbebette
Brennt sich still von deinem Laufe los.

Doch auch du, mit Rosen und Cypressen
Wald geschmückt — gehst ruhig deinen Lauf;
Er, der ihn dir weise zugemessen
Nimmt mit Vaterliebe Kite auf!

Daebes.

N e u j a h r.

Wiederum, wiederum
Leuchtet von neuem
Frisch, hell und jugendlich
Nun die ewige Lampe der Zeit,
Die allem Leben das Licht verleiht,
Die von Jahr und Jahrtausenden schon
— Wie sie auch kamen und wie sie auch flog'n, —
Räthselhaft und unsichtbar
Und doch immer hell und klar
An der Tage ähernem Ring
Hoch im Weltensaale hing.

Schatten und Farben,
Saaten und Garben,
Blätter und Kranz
Blüh'n und verwelken,
Kommen und gehen
Unter ihrem ewigen Glanz,
Und daß nimmer sie lösche aus
Für der Gestirne unendliches Haus,

Und daß sie brenne, leuchtend und rein:

Träufelt der Ewige

Unter Gewitter und Sonnenschein

Mächtig und liebend das Del hinein.

Dir auch leuchtet,

Wand'rer, für Deinen Pfad

Still die ewige Lampe noch, —

Wie, und Du klagest und weinst doch? —

Klage und weine nicht,

Trinke ihr milbes Licht

Heiter und froh.

Nicht an die Thränen nur, die Du vergossen,

Auch an das Gute, das Du genossen,

Auch an des Jahres liebliches Glück

Denke zurück!

Freue dich innig,

Geh' an der Hoffnung blühendem Stabe

Bis zum Grabe, —

Dann ist das Leben die köstlichste Gabe!
 Thue das Deine, —
 Redlicher Arbeit giebt Gott auch das Seine!

Bete zu ihm von Herzensgrund,
 Gewiß, er thut sich als Vater Dir kund,
 Wird, ob sich Wogen und Stürme empören,
 Wird Dich mit Liebe und Gnade erhören,
 Wird in Thränen, Sorgen und Schmerz
 Ruhig Dich betten an's Vaterherz.
 Denn seine Gnade, Liebe und Huld
 Hat mit den weinenden Kindern Geduld,
 Und mit Erbarmen immerdar
 Krönt er die Stunde, krönt er das Jahr!

Ludwig Wülfert.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Alle diese Dinge zogen in verwirrten Bildern an der Phantasie Annens vorüber, während das Mädchen mit Eile die Wogen durchschnitt und sich dem Ufer näherte. Noch brannte das Licht in der Hütte. Es war ihr, als sei das kleine Flämmchen ein Zeichen, daß auch das schwachglühende Licht des Lebens in dem Kranken noch nicht erloschen sei. Sie legte an, sie fettete den Nacken fest, und flog nun mit eiligen Schritten nach der Hütte. — Welches Schauspiel, als sie die Thür öffnete! Der Kranke lag in der Mitte des Gemaches am Boden, ein Wandschränkchen, zu dem er nur allein den Schlüssel besaß, und in das weder Anne, noch Mutter Gertrud je hatten blicken dürfen, stand offen. Martin bewegte sich konvulsivisch, ohne sprechen zu können, und hielt starr die eine Hand, in der sich das rothe Kästchen befand, das Annen schon aus der Erzählung bekannt war, der Eintretenden entgegen. Das Kästchen war ohne Deckel; Gold und Edelsteine glänzten ihr entgegen,

ein Papier war dazwischen eingeschoben. Ueber dieses grauenvolle Bild verbreitete die schwach brennende Lampe ein düsteres Licht. Als Anne bestürzt neben ihrem Pflegevater niederkniete, preßte ihr dieser mit krampfhafter Anstrengung das Kästchen in die Hand. Dann holte er noch einmal aus tiefer Brust Athem; wenige Augenblicke darauf war er verschieden. Anne sah in starrer, dumpfer Betäubung auf die Leiche. Die Lampe war im Erlöschen; sie bemerkte es nicht. Hinter ihrem Rücken entstand ein Geräusch, ein französischer Soldat, wahrscheinlich einer derjenigen, welche die beiden jungen Männer verfolgt hatten, war in die offenstehende Thür getreten, seine Blicke ruhten gierig auf dem Gold- und Juwelenschatz in ihrer Hand; sie hörte und sah ihn nicht. An dem Sterbelager ihrer Pflegemutter hatte sie betend, still ergeben in das Unvermeidliche, gestanden; sie hatte mit tiefer Rührung gesehen, wie der Tod die schmerzzerzerrten Züge geebnet, wie da, wo Jahre hindurch das Leiden seine tiefen Furchen gezogen, mit einem Male die stille Heiterkeit eines himmlischen Friedens erschienen war. Hier trat ihr der Tod in einer andern, Entsetzen einflößenden Gestalt entgegen. Die krampfhaft zusammengepreßten Hände des Todten, das verzerrte Antlitz, die weit offenstehenden starren Augen, seine Lage auf dem feuchten Boden der Hütte, Alles war geeignet, die Seele eines jungen Mädchens mit betäubender Furcht zu erfüllen. Noch konnte sie sich nicht fassen, noch betrachtete sie gedankenlos die Leiche: da reichte über ihre Schulter eine starke männliche Faust herüber und entriß ihr das Kästchen mit dem Golde und den edlen Steinen. Sie schrie laut auf. Die ganze Wichtigkeit des Verlustes trat vor ihre Seele. Sie sprang empor und sah sich um. In diesem Augenblicke erlosch die Lampe; ein Hohn gelächter ertönte hinter ihrem Rücken;

sie bemerkte nur, wie einen dunkeln Schatten eine Gestalt, die mit flüchtigen Schritten aus der Hütte der nahen Landstraße zuilte. Ihre Kräfte waren gelähmt. Außer Stande, dem Räuber zu folgen, sank sie erschöpft neben dem Todten nieder.

Die Nacht, in welcher zwei für Deutschland, so verhängnißvolle Jahre sich schieden, war herangekommen. Noch brannten Wachtfeuer auf den Bergen des rechten Rheinufers; aber es wurden ihrer immer weniger, und man sah dagegen viele brennende Fackeln sich die Berge herabbewegen, deren Licht glänzend den am Tage gefallen Schnee bestrich. Ueber den Rhein hin war eine Doppelreihe von Pechkränzen sichtbar, und man konnte eine Schiffbrücke unterscheiden, aus deren Mitte sich in seltsamer, alterthümlicher Gestalt auf ihrem Felsenrunde die uralte Kaiserpfalz erhob. Auf der Brücke herrschte ein reges, lebendiges Treiben. Fußvöll und Reiterei, Geschütze und Munitionskarren zogen in geschlossener Ordnung hinüber, während an dem einen Ufer sich immer neue Schaaeren zum Uebergange sammelten, und an dem andern die bereits hier befindlichen sich stromauf- und abwärts ausbreiteten. Wie düstere Riesengebilde, die sich von ihren Fessengipfeln zum nächtlichen Himmel erheben, sahen von beiden Ufern des Flusses die alten Bugruinen herab, und der Fluß selbst zog ruhig und majestätisch, als erfreue ihn der altgeliebte Klang der deutschen Waffen, unter der Brücke fort. Fernher tönten noch, in ungleichen Zwischenräumen, Flintenschüsse aus den Gebirgen, in welche einzelne Feinde von den Plänkern des vorschreitenden Heeres getrieben worden waren.

Edmund und Dietrich, die beiden Freunde, hatten mit dem Regimente, bei dem sie standen, bereits einen der am linken Rheinufer gelegenen

Orte besetzt. Das Quartier, auf welches ihre Karte lautete, lag, wie man ihnen sagte, außerhalb des Ortes, in einem Thale, das die hier mächtig emporsteigenden Schieferberge einschlossen. Sie hatten den Flecken verlassen, und gingen durch die heitere Sternennacht ihrem Ziele zu.

„Höre, Dietrich,“ begann jetzt Edmund, „es ist doch ein anderes Gefühl, mit dem ich heute hier am linken Rheinufer einherschreite, als vor einigen Wochen, da uns der Bauernkittel einhüllte, und wir Gefahr liefen, am ausgehenden Odem plötzlich zu ersterben. Und worin steckt eigentlich dieses Gefühl? In dem Wischen Pulver und Blei, das wiederum in unserm Büchsenlaufe steckt, in dem edlen Hirschfänger an unserer Seite, der gleichermassen in seiner Scheide steckt.“

„Falsche Begriffe und schlechte Wortspiele!“ erwiderte in seiner grämlichen Weise der Freund. „Damals hatten wir Unrecht, und jetzt haben wir Recht: das giebt Sicherheit und Vertrauen. Als ich noch Referendar beim Criminalgerichte in Breslau war, hatte ich einmal einen Menschen, der im Verdacht des Diebstahls stand, zu inquiren: der Bursche war grob, grob mit Ausdruck, Gewandtheit, Genialität, wahrhaft bewundernswürdig grob! Aber es war nichts auf ihn zu bringen, und am Ende wies es sich aus, daß er völlig unschuldig war. Nach einem Jahre stand er wieder vor meinem Inquisitorische; man beschuldigte ihn aufs neue des Diebstahls, und viele Dinge sprachen gegen ihn. Da hättest Du ihn sehen sollen, Edmund! Die bewundernswürdige Grobheit hatte sich in die süßlichste Höflichkeit verwandelt; der Bursch, der mir damals höhnisch in's Gesicht gelacht, beschwor mich zitternd und unter Thränen, an seine Ehrlichkeit, an seinen vortrefflichen Wandel und alle übrigen lobenswürdigen Seeleneigenschaften zu glauben, die

er zu besorgen vorgab. Aber das böse Gewissen sprach aus allen seinen Zügen. Und richtig! Er hatte gestohlen, und mußte in's Buchhaus spazieren. Sieh, Edmund, das scheint mir eine Parallele zu unserm damaligen und jetzigen Verhältnisse zu sein."

"Dietrich," sagte Edmund, indem er stehen blieb und seine Blicke zurück nach der Stelle des Stromes, in der sich die Brückenbeleuchtung spiegelte, schweiften ließ, „es ist seit jener Nacht, in der uns die seltsame Schifferin, die keinen Lohn von uns nehmen wollte, über den Strom fuhr, eine merkliche Veränderung in mir vorgegangen. Ich suche sie zu verbergen, wie ich kann, aber vor Dir mag ich nicht länger Versteckens spielen. Um meinen innern Frohsinn ist's gethan; meine Späße kommen nicht mehr aus einem heitern Gemüthe, sondern ich mache sie mit Gewalt, um noch als derjenige zu erscheinen, der ich früher war. Weist Du, was mich mit so gewaltiger Macht ergriffen hat? Es war nicht der Schmerz am Grabe des Waters, nicht die Furcht vor den nachsehenden Feinden und einem schmachlichen Tode: es war die Erscheinung des Mädchens, das in jener Stunde sich vom Sterbette des Waters losriß, um uns, die Fremden, die Feinde ihres Landes, vom Verderben zu retten."

"Du bist verliebt!" erwiderte lakonisch Dietrich, und nöthigte, während er selbst auf dem Wege, den sie nehmen mußten, weiter fortschritt, den Freund, seine Stolle zu verlassen. „Das Mädchen war hübsch, ihr Betragen verdient, in der Geschichte dieses Feldzugs verherrlicht zu werden; und da sie Dir ähnlich war, und Du bekanntlich ein großer Egoist bist, so ist es ganz natürlich, daß Dir der artige Rettungengel die gute Laune aus Deiner Seele vertrieben, und dafür selbst einen ansehnlichen Platz in Deinem Herzen eingenommen hat."

"Ach, Liebe ist es gerade nicht, was mich seit jenem Ereignisse plagt," versetzte mit unsicherer Stimme Edmund, „obgleich ich gern gesehe, daß die Schifferin die Vergleichung mit allen Damen meiner Bekanntschaft aushält. Nein, Dietrich! Ein grauenhaftes, unheimliches Gefühl waltet seitdem in meinem Innern, Märchen und Gespenstergeschichten aus meiner Kindheit drängen sich herauf in die Gegenwart, und es ist mir, als wollten wunderliche Gestalten aus ihnen auf mich hervorbrechen."

Mit starker Hand ergriff Dietrich den jüngern Freund beim Arme, hielt ihn an der Stelle fest, wo sie sich befanden, und schaute ihm einige Augenblicke schweigend ins Antlitz.

"Du träumst bei offenen Augen, Edmund, oder Du bist mondsüchtig geworden!" sagte er dann. „Was soll das dumme Zeug im Divouac und auf dem Marsch gegen die Feinde? Sei entweder ein trockner Prosais, wie ich, oder kehre die Poesie Deiner guten Laune wieder in's Leben."

Vergerlich riß sich Edmund los, und entgegnete im Weitergehen: „Du selbst bist daran Schuld, wenn ich mich als ein Sonntagkind betrage, und vor den Cameraden zum Sclandal werde. Was brauchtest Du mich auf die Aehnlichkeit, die das Schiffmädchen mit mir haben soll, aufmerksam zu machen? Diese Bemerkung ist mir immer wieder in das Gedächtniß zurückgekommen, und hat eine alte vergessene Geschichte, die mir in meiner Kindheit erzählt worden, darin aufgefressen, und bei der mir, wenn ich sie hörte, immer die Haare zu Berge standen. Es ist eine Familien-Begebenheit, und ich erinnere mich recht wohl, daß ich die alte Haushälterin meiner Mutter oft in der Dämmerstunde gebeten habe, mir die Geschichte von der verloren gegangenen Tante und der verschwundenen kleinen Cousine zu erzählen."

„Wahrhaftig, die Sache wird ernsthaft,“ sprach Dietrich in einem bedenklichen Tone. „Hier scheinen Thatsachen in einer Verborgenheit zu liegen, deren Enthüllung zu bedeutenden Resultaten führen könnte, und da ist es die Schuldigkeit eines rechtlichen Juristen, nach jedem Enden des Fadens, der aus dem Labyrinth leiten kann, zu suchen. Erzähle mir die Geschichte von den verloren gegangenen Subjecten, Edmund! Du sollst einen aufmerksamen Zuhörer an mir finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Thierkampf.

Vor einiger Zeit Morgens zwischen 11 und 12 Uhr öffnete der Wärter, welcher die Reinigung der Käfige der wilden Thiere im Tower zu London zu besorgen hat, aus Unvorsichtigkeit die Thür, welche den Käfig eines recht ausgewachsenen Löwen von dem eines bengalischen Königtigers mit der Tigerin trennte. Als die Thiere einander ansichtig wurden, funkelten ihre Augen vor Wuth, die Mähne des Löwen sträubte sich, und mit fürchterlichem Gebrüll warf er sich auf den Tiger. Dieser von gleicher Wuth entbrannt sprang ihm entgegen und die Tigerin stand ihrem Gefährten bei. Das Geheul der Kämpfenden erregte bei den übrigen Thieren lebhafteste Aeußerungen von Furcht und Wuth. Die Furchtsamsten liefen ängstlich in ihren Behältern umher und stießen dumpfes Schreckensgeschrei aus, während die Löwen und Zieger, so wie Bären, Leoparden, Pantherthiere, Wölfe und Hyänen in ihren Behältern herumhüpften, mit aller Kraft die Eisengitter schüttelten und ein fürchterliches Gebrüll erhoben. Der Löwe foht mit großer Tapferkeit, aber es war sichtbar, daß er den vereinten Kräf-

ten seiner Feinde, die erst seit einem Jahr die Wälder verlassen hatten, während er schon seit sieben Jahren seiner Freiheit beraubt war, unterliegen müsse. Der Kampf währte indessen mit Wuth fort, und der Ausgang war doch noch zweifelhaft, als der Tiger den Löwen bei der Kehle faßte und ihn niederwarf; da überschlugen sich die Kämpfenden zu verschiedenen Malen, bis ihr Feind von der Siegerin gänzlich zu Boden geworfen wurde. In dieser verzweifelten Lage setzte der König der Wälder den Kampf noch mit unerschütterlichem Muthe fort, indem er bald vor Wuth, bald vor Schmerz laut brüllte. Inzwischen hatte man einige Eisenstangen glühend gemacht, und den wüthenden Tigerthieren vor Nase und Maul, gehalten, worauf sie ihre Beute fahen ließen; kaum aber waren sie so auseinander gebracht, als Löwe und Tiger die Zähne dergestalt in einander bißen, daß einer die untere, der andere die obere Kinnlade seines Gegners gefaßt hatte und beide mit tödtlicher Erbitterung auf einander einbißen. Nur mit größter Mühe und indem man glühende Eisenstangen in ihre Nasenlöcher schob, trennte man sie endlich und brachte den Löwen in seinen Behälter zurück. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gewährt. Der Tiger hatte bei dem letzten Angriff einen Hauptzahn verloren, aber der arme Löwe war gräßlich verstümmelt.

* Nagelschmiede.

In Nordamerika wurde vor mehreren Jahren ein Preis ausgesetzt für denjenigen, welcher die zweckmäßigste Arbeit angebe, mit der viele Personen mit Vortheil beschäftigt werden könnten. Viele Concurrenz statt fand, den Preis erhielt derjenige welcher den Vorschlag gemacht hatte Nägel zu schmieden. Der Vorschlag wurde ausgeführt,

und leistete das, was von ihm versprochen war, so daß die Nagelschmiede bis heute noch mit Vortheil besteht. Auf welche Manier die Nägel dort gefertigt werden, kann ich nicht sagen; nach den Nägeln zu urtheilen, ist die Manier dort eine andere als auf dem Harze, Bergischen und Lüttigischen. Die amerikanischen Nägel sind eben unter dem Kopfe dünner als unten, halten also besser wie die hier gebräuchlichen.

Da Jedermann hier mit Nägeln in Fässern handeln darf, so glaube ich eine Nagelschmiede könnte mit Vortheil in dem Arbeitshause errichtet werden. Welche Art man in Amerika anwendet, jedweden zum Nagelschmieden geschickt zu machen, ließe sich leicht in Erfahrung bringen.

E. D.

* V o r s c h l a g.

Im letzten Bürgerfreunde No. 104 hatten wir die Bitte, eines von den Thoren der Altstadt des Sonntags-Morgens eine Zeitlang zu öffnen, damit ein Jeder ungehindert die Frühpredigt genießen könne. Dieses finden wir sehr zweckmäßig, besonders für Diensthoten, deren Geschäft ihnen am Tage manchmal auch nicht die Zeit zum Kirchengehen gestattet, und pflichten daher mit dem Zusätze bei:

„Daß man außer dem Thore in einer von den Kirchen ja auch eine Frühpredigt haben könne, wenn nicht beides zugleich stattfinden und Lutheraner wie Reformirter jeder in seine eigene Kirche gehen kann.“

Mehrere Vorstädter.

* Bescheidene Anfrage.

Sollte es den vielen Verschönerungen, die sich in unserm Bremen vorfinden, nicht angemessen seyn, wenn man auf den Hauptstraßen der Vorstadt eine Gassenbeleuchtung anbrächte? Besonders würde es auf der Contrescarpe zweckmäßig seyn, indem dadurch den schon daselbst so oft versuchten räuberischen Anfällen, wie auch dem dort so überhäuft getriebenen Unfug gesteuert würde. Gerne geben wohl jede vermögende Vorstadtbürger einen angemessenen Theil dazu her. Wenigstens von unserer Seite geschieht es gern.

Mehrere Bürger der Vorstadt.

Die Presse als Unruhestifterin.

Eine wahre Anekdote.

In einem Dorfe ohnweit Freiberg fand neuerlich zwischen ein Paar Landleuten folgende Unterhaltung statt.

A. Wie man hört, soll die Presse an der Revolution in Frankreich Schuld sein, aber ich glaube dies nicht, denn wenn das wirklich der Fall wäre, so hätte ja doch wohl in England eher Revolution ausbrechen müssen, denn da ist ja noch die Matrosenpresse viel gewöhnlicher.

B. Ei, nicht doch Nachbar! Ihr seht das Ding falsch an. Frankreich ist ein Land, wo viele Landleute vom Weinbaue leben, wie wir von unserm Flachsbaue. Da hat man denn diesen Nahrungszweig stark besteuern und auf die Weinpressen eine neue Abgabe legen wollen und das hat die Weinbauer böse gemacht. Deshalb hat der neue französische König versprochen müssen, die Freiheit der Weinpressen wieder herzustellen.

C. Ja, Nachbar! so kann's seyn und gewiß liegt darin der Grund, daß England gleich den neuen französischen König anerkannt hat, denn die Engländer sollen viel französische Weine trinken, und wenn in Frankreich Pressfreiheit ist, so können die Franzosen ihre Weine wohlfeiler verkaufen.

Das muß wahr seyn, denn die Engländer wissen aus Allem Nutzen zu zieh'n!

A n e k d o t e.

„Ein altes Mütterchen aus der untersten Volksklasse saß in der Regel auf den Stufen der Schloßstreppe in Potsdam; ohne um ein Almosen zu bitten, forderte dazu schon ihr Aeußeres auf, und sie erhielt hier, hauptsächlich von Fremden, manche milde Spende. — Selbst Friedrich der Große hatte die Alte oft angeredet und sich an ihren treuherzigen Aeußerungen belustigt, ihr auch dann immer eine Gabe gereicht; dies war hinlänglich, daß es Keiner wagte, sie von ihrem gewöhnlichen Platz zu vertreiben. — Nach dem zweiten schlesischen Kriege (1744 — 1745) kam Friedrich wieder nach Potsdam zurück. Einige Tage nach seiner Ankunft war er nicht wenig verwundert, das alte Mütterchen auf ihrem gewöhnlichen Platz zu finden. Huldvoll rebete er sie an und fragte sie: „Wie es Ihr denn gegangen?“ — „Gott sey Dank noch so erträglich.“ — „Auch während des Krieges?“ „Ja, is denn Krieg gewesen?“ — „Das weiß Sie nicht?“ — „Wat kummert mi dat. Pack schlägt sich. Pack ver trägt sich!“ — Friedrich lächelte und reichte ihr ein Goldstück.“

M i s c e l l e n.

Ein Lieutenant Morrifson in Liverpool hat einen Plan zur Errichtung eines Telegraphen von

Dover nach Liverpool über London und Birmingham bekannt gemacht. Dieser Telegraph soll hauptsächlich dazu dienen, in Zeit von 15 Minuten 100 Meilen weit Handels-Nachrichten mit Beobachtung völliger Verschwiegenheit zu befördern. Die Kosten desselben sind auf 3000 Pfd. angeschlagen. Was man gegen eine solche Einrichtung einwendet, ist, daß sie bei nebligem Wetter nicht benutzt werden könne.

Leonidas und de la Roche Jaquelin.
Bei Thermopyla mit den 300 Spartanern!

Als der große Leonidas, ein williges Opfer, unter den Todten erlag, sah ihn der Perser Monarch. Eilig warf er auf ihn den Purpurmantel. Der Sterbende hob sich murrend und sprach:

„Fluch! und entehre mich nicht mit dem Lohn', der Verräthern gebührt! Mich ziert bei den Todten dieser Schild nur; ich geh' wie ein Spartaner hinab!“ —

Der edle Marquis de la Roche Jaquelin, unvergeßlich als Vendée-Chef und Gemahl der edelsten Frau, sprach zu seinen Kriegern: „Rücke ich vor, so folgt mir; falle ich, so rächt mich; fliehe ich, so tödtet mich!“ — Eine Ordre, des Leonidas würdig.

B u n t e S t e i n e.

Von Richard Noos.

„Nichts ist mir doch unerträglicher, als die ewige Sonntagfeier.“

Wie — sind Sie ein Christ?

„Allerdings, und zwar ein eifriger, der die Feier des Sonntag's heilig hält; die Feier der Sonntag aber nicht leiden kann, weil sie an Abgötterei grenzt.“

Wie viel schneller würde Luther zum Ziele gekommen seyn, hätte es zu seiner Zeit schon Zeitungen und Journale, besonders Kirchenzeitungen und canonische Wächter gegeben.

Modeartikel.

In Florida tragen die jungen Mädchen bunte lebendige Schlangen, als Halschmuck um den Nacken gelegt, und vorn auf der Brust in einen Knoten geschlungen. Für etwaige Verbreitung dieser Mode ist wohl zu merken: Auf der Brust!

Sondershausen.

* Guter Rath an einen Nachdrucker.

Von Dr. Noeldke.

Nachdrucker.

Mit Nachdruck nicht ich hier dem Lande nützlich sein.

Minister.

So schreiben Sie, mein Herr, sich bei der Kamme ein.

* Auf Porson

den Herausgeber und metrischen Berichtigter des Euripides und Aischylos.

Von Dr. Noeldke.

Gleich glücklich im Verbessern
Stellte er den beiden großen Alten,
Euripides und Aischylos, den Urtext her;
Mit ihrem Metrum wußt' er wohl zu schalten
Doch für sich selbst das rechte Maas zu halten
Das fiel dem Britten bei des Rheinweins Fassern,

Nicht mehr sich kümmernd um's Verbessern
Der Alten, ganz unmäßig *) schwer.

* Menschenleben.

Nach Lukianos von Dr. Noeldke.

Auch das längste Leben ist stets zu kurz dem Glücklichen;

Eine Lebensnacht endet dem Duldbenden nie.

* Diogenes Bemerkung

bei Erblickung einer Inschrift über der Thür eines neuerbauten Hauses.

Von Dr. Noeldke.

Gutes nur lehre hier ein; was schlecht ist, wandere fürbaß!

Mit der Ueberschrift prunkte des Eubamos Haus.
Als Diogenes sie, der Sinoper, gelesen: — nur
Gutes? —

E sprach er, poß Zeus! wie kam dann der Wesiger
hinin?

* Adam und Milton.

Von Dr. Noeldke.

Durch Vater Adam's Schuld

— Die Klage alter Lieder —

Verloren wir das Paradies ihr Brüder.

Ihr Musen Albion's durch eure Huld,

Die Milton ihr verlieht, erhielten wir es wieder. **)

*) In dem Bericht über seine Reise durch Deutschland, vorzüglich in den Rheingegenden, hält er so wenig Maas in dem anseuchenden Regime, daß man ihn überall, seiner kritischen Werke (Opera critica) uneingedenk, in der Loge (l'auge) der Circe oder Kirke (Εἰρκώ oder πηδουρκώ) wahrzunehmen glaubt.

**) Paradise regain'd.

* A n k e i g e.

Von dem hanseatischen Taschenbuche für das Jahr 1831, welches jetzt nach dem Wunsche mehrerer der resp. Abnehmer klein, leicht und compendiös elegant gebunden ist, sind noch mehrere Exemplare in verschiedenem Einbände zu haben.

G. Jönken.

H. Daeges b. J. Redacteur — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.



D e r B ü r g e r = F r e u n d,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Donnerstag den 6. Januar 1831.

Wie reifes Korn die Sichel mäht,
Wie vor der Sonne Schnee vergeht,
So weicht dem Tod des Helden Leben,
Und Aetbur sieh't's mit leisem Wehen.

*** D e r K a m p f.**

Ballade.

Wild wie der Sturm die Luft durchsauft,
Das nahe Wetter bräunend kündigt,
So Aetbur durch die Wälder braust,
Daß er den Brudermörder findet;
Im grausen ernen Waffenspiel
Mit Adalbert der Bruder fiel,
Und um den Brudertod zu rächen,
Sucht Aetbur ihn zum Lanzenstechen.

Fern rauscht im Thal der Wasserfall,
Der Sturmwind regt die schwarzen Flügel,
Der eh'rnen Waffen greller Schall
Erstönt vom nahegeleg'nen Hügel.
Hohl rollt der Donner durch die Flur,
Wild gährt und wüthet die Natur,
Und flammend zucken Blitze nieder
Zerschmetternd ries'ger Bäume Glieder.

Beim hellen Schall, beim Waffenklang
Hält Aetbur plötzlich an, und lauscht,
Dampf echot's das Gebirg' entlang
Wie wenn am Fels die Brandung brauschet —
Und wüthend, mit des Tigers Grimm,
Ruft Aetbur aus mit Donnerstimm':
Herbey, herbey mit Schwert und Lanze,
Zum Söhnungskampf, zum Todestanze.

Der Flüchtling flucht, erblickt den Feind,
Erkennt des Erschlag'nen Bruder,
Ja! ruft er, bald hat auch vereint
Durch mich der Tod Dich mit dem Bruder!
Und schnell wie Schlag auf Strahl stets fällt,
Hat er auf ihn den Speer geschneilt,
Doch mit dem starken Eisenschilde
Empfängt den Speer der wack're Witbe.

Such Dir ein schützendes Asyl,
 Ruft Arctur — Christ' flieh' auf der Stelle,
 Sonst, weil durch Dich mein Bruder fiel,
 Send' ich Dich in die tiefste Hölle.
 Des Wilden Schwerter sind auch scharf,
 Der Panzer ist ihm kein Bedarf,
 Er weiß den schweren Schild zu führen,
 Die Wucht der Lanze zu regieren.

So spricht Arctur mit großer Ruh',
 Ihm dünkt' als rief mit schwachen Tönen
 Des Bruders Geist ihm drohend zu
 Mit Adalbert sich auszuöhnen. —
 Doch Adalbert verschmäht die Flucht,
 Er zieht des Schwertes schwere Wucht,
 Und seine Streiche dröhnen wieder,
 Wie Hagel schlägt auf Steinfels nieder.

Arctur'n erwacht der Grimm auf's Neu';
 Die freie Brust dem Feinde bietend,
 Kämpft er wie ein gereizter Leu,
 Unüberwindlich, schrecklich wüthend.
 Und wie nun Hieb auf Hieb stets fällt,
 Vom starken Schlag' erbebt das Feld,
 Erspäh't für gut geführte Stöße,
 Arctur beim Geg'ner eine Blöße.

Schnell rennet er den scharfen Schafft
 In Adalbert's entblößte Seite;
 Des Starren Kraft entflieht erschlaft,
 Er wird des Todes sich're Beute.
 Wie reifes Korn die Sichel mäh't,
 Wie vor der Sonne Schnee vergeht,
 So weicht dem Tod des Helden Leben,
 Und Arctur sieht's mit leisem Beben.

Starr blickt er auf den Leichnam hin,
 Und Fieberfrost erfasst die Glieder,
 Wild wirbelnd kreiset sich sein Sinn
 Und Ruhe wird ihm nimmer wieder.
 Ha, lacht er graus, hier siegte ich!
 Und einen Mörder nennt er sich —
 Ein Chaos düsterer Gedanken
 Umfängt ihn; seine Kniee wanken.

Da klingt es ihm wie Geister-ton,
 Und betend faltet er die Hände,
 Ihm tönt's: Du hast's vollbracht mein Sohn,
 Dein Leben sey, Dein Leid zu Ende.
 Und Arctur läuft zum Felsenrand,
 Bedeckt die Augen mit der Hand,
 Und stürzt seine schlanken Glieder
 Zur ungeheuern Tiefe nieder!

S —

D a s D o p p e r.

(Fortsetzung.)

„Ich war noch ein kleines Kind, etwa zwischen vier und fünf Jahren,“ hob Dietrich's Geschichte an, „als mir jene Haushälterin die seltsame Begebenheit auf eine geheimnißvolle Weise und mit der Mahnung, ja gegen die Mutter nichts davon zu sprechen, zum ersten Male enthüllte. Sie erfüllte aber so ganz mein Inneres, daß ich jener Mahnung vergaß, und noch am nämlichen Abend der Mutter das Gehörte verrieth. Die Folge davon war, daß die ohnehin kränkliche Frau heftige Nervenzufälle bekam, mehrere Tage ihr Zimmer nicht verlassen konnte, und, wenn ich in dieser Zeit auf ihr Verlangen zu ihr geführt wurde, in heftiges Weinen ausbrach. Diese Umstände machten einen tiefen, lange unvergeßlichen Eindruck auf mich, aber sie ließen mir jene Erzählung nur noch bedeutungsvoller und ihre öftere Wiederholung wünschenswerther erscheinen. Die Haushälterin schämte mich tüchtig aus, allein sie widerstand doch meinen kindischen Bitten nicht, und sie erzählte mir noch oft von den verloren gegangenen Verwandten. Mit diesen aber hatte es folgende Bewandniß. Eine Schwester meiner Mutter, mit Namen Helene, war einige Jahre vor der Revolution nach Frankreich verheirathet worden, an den Grafen von Landrecy, einen rei-

hen Gutsbesitzer und sehr geachteten Mann. Cousine Gabrielle, die vor drei Jahren zum Besuch bei uns war, und die Du damals kennen lerntest, war die erste Frucht dieser Verbindung. Die Revolution war schon ausgebrochen, als meine Tante ein zweites Töchterlein, Cécilie, gebar. Damals zeigten sich auch in den Besitzthümern meines Oheims unter dem Landvolke unruhige Bewegungen, die jedoch bald durch seine weise Mäßigung und Klugheit unterdrückt wurden. Er sah aber ein, daß diese Ruhe nicht von Dauer sein könne, und beschloß, ein Asyl für eine schlimmere Zukunft zu suchen. Meine Tante war noch schwächlich, und konnte mit der Neugeborenen nicht wagen, eine Reise zu unternehmen. Von Gabriellen begleitet und mit dem größten Theile seines Vermögens in Wechseln versehen, verließ der Graf Frankreich mit dem festen Vorsatz, sobald es die Umstände erlauben würden, seine Frau und sein jüngstes Kind nachzuholen. Kaum hatte er die Grenze überschritten, so erschienen jene geschärften Verordnungen gegen die Auswanderer, und alle Gräueltaten eines Bürgerkrieges brachen in einer blutigen, schrecklichen Gestalt los. Da wurde in einer Nacht meine Tante von Flintenschüssen und von einem wilden Geheule, das zu den Fenstern des Schlosses empordrang, erweckt, und als sie die Augen öffnete, sah sie schon aus den Nebengebäuden Flammen hervorbrechen, und von dem Glanze des Feuers ihr Zimmer erleuchtet, wie am Tage. — Dietrich, ich kann Dir sagen, wenn meine alte Erzählerin an diese Stelle kam, so überließ jedesmal ein Schauer meinen ganzen Körper, und ich schmiegte mich an sie, als sollten die Flammen über mich hereinschlagen, und als könnte sie mir Schutz gewähren!"

„Das haben wir Alle so gemacht, als Kinder, wenn uns vom Blaubart oder dem Riesen Kinderfresser erzählt wurde," bemerkte in einem

gleichgültigen Tone der Freund. „Aber thue mir den Gefallen und entkleide Deine Mittheilungen dieser rednerischen Exclamationen, dieses überflüssigen Schmuckes, der dem Juristen ein wahrer Gräuel ist, und gieb mir das reine Factum, wie es das Schicksal in Deine Familien-Geschichte geworfen."

„Gefühlloser Actenwurm, den nur das trockne Gerippe der Thatsache reizen kann, Dein Protestiren hilft Dir nichts!" rief unwillig Edmund. „Du mußt alle romantische Schauer, allen rhetorischen Schmuck, und die Hülle und Fülle der Darstellung, wie ich sie aus dem Munde meiner Scheherazade habe, mit in den Kauf nehmen, wenn Dir anders an dem Factum gelegen ist. — Meine Tante erwachte also unter dem Geheul der Blutsäuser, beim Scheine der Flammen, die ihre Wohnungen verzehrten, bedroht vom Morde, durch die Bösewichter selbst, oder durch das Beil der Guillotine. Ihr erster Gedanke war ihr Kind. Es lag schlummernd in der Wiege neben ihr. Sie schellte, während sie hastig einige Kleider überwarf, der Kammerfrau, die im nächsten Zimmer schlief; Niemand erschien. Die Diensthboten waren entflohen; sie hatten ihre Gebieterin treulos verlassen. In diesem Augenblicke fühlte sie ihre Schwäche nicht; sie war stark und besonnen, wie eine Gesunde. Rasch hüllte sie das Kind in einen weiten Mantel, ein Kästchen mit Gold und Edelsteinen, das sie für den Fall eines solchen Ereignisses gepackt hatte, verbarg sie unter ihren Kleidern, dann nahm sie das Kind in ihren Arm, und wollte nun versuchen, sich aus dem brennenden Schlosse und vor der blutgierigen Morte zu retten. Da öffnete sich die Thür, und in ihr erschien, in seiner furchtbaren Sansculottentracht, mit dem blutigen Mordstahl in der Hand, einer jener Unmenschen, welche die damalige Zeit zum

Entsetzen der Gerechten, zum Verderben der Unschuldigen nur zu häufig gebär. — Da ist ja die Taube und das Läubchen! rief der Mörder. Das Messer ist geschliffen. Kommt her und laßt euch schlachten! — Dietrich,“ unterbrach an dieser Stelle Edmund seine Erzählung, „ist dieser Moment nicht entsetzlich, ergreift er Dich nicht mit furchtbarer Gewalt in der innersten Tiefe Deiner Seele?“

„Nur weiter, weiter!“ versetzte der ehemalige Referendar; „wir wollen erst hören, ob der Mord wirklich vollbracht worden, und dann erkennen über den Mörder quid juris.“

„Du bist unverbesserlich!“ zürnte der Freund; „aber Du wirst mich nicht irre machen im Gange meiner Erzählung, und, wie gesagt, ich schenke Dir nichts von ihrem Romantischen und Schauerlichen. Während jener Unmensch noch seine schreckliche Drohung aussprach, besaß Tante Helene Geistesgegenwart genug, mit ihrer theuren Last durch eine nahe Tapetenthür zu entweichen, und diese hinter sich zu verriegeln. Sie flog eine verborgene Treppe hinab, die nach einem hintern Ausgange des Gebäudes führte. Hier hoffte sie Rettung zu finden. Die glühe, die gewaltigen Stöße, mit denen jener Bösewicht die Thür, die sie von ihm schied, zu zertümmern suchte, tönten hinter ihr her. In der ängstlichsten Hast bemühte sie sich, den wenig gebrauchten schweren Riegel, der die geheime Pforte von innen verschloß, zu öffnen. Es gelang ihrer verzweiflungsvollen Anstrengung. Sie stand am Rande des Waldes, der an die Rückseite des Schlosses stieß. Unaufhaltsam eilte sie auf ungebahnten Pfaden vorwärts, das noch immer glücklich schlafende Kind an ihre Brust drückend. Bald verhallte das Geschrei der Blutsäufer hinter ihr; den Feuerschein am Himmel verbarg das Laub des Waldes. Sie

fühlte keine Ermüdung; der Drang, das geliebte Kind zu retten, trieb sie immer weiter. Aber die Natur machte endlich auch ihre Rechte geltend. Der Morgen dämmerte, als sie sich vor einem einsam im Walde stehenden Hause sah. Sie schwankte auf die Bank vor dem Hause zu. Da verließen sie ihre Kräfte. Bestimmungslos sank sie auf den Sitz nieder. Das Kind schlummerte fort in ihrem Schooße. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf einem ärmlichen Lager, in einem kleinen, niedrigen Gemache. Die helle Morgensonne schien in das Zimmer, und beleuchtete das lächelnde Antlitz ihres spielenden Kindes, das eine neben ihr sitzende ältliche Frau, von freundlichem, wohlwollenden Aeußern, im Arme hatte. Die Frau richtete sogleich beruhigende Worte an meine Tante, sagte ihr, daß sie sich bei ihr in vollkommener Sicherheit befinde, und daß nicht leicht sich Jemand zu dieser abgelegenen Waldwohnung veriere. Sie habe gleich die Gräfin Landreey in ihr erkannt, da es ihr aber recht wohl bekannt sei, wie diese edle Frau ihre Reichthümer nur dazu verwandt habe, Arme und Elende durch Wohlthaten zu beglücken, so werde sie eher ihr eignes Leben hingeben, als duden, daß ihrem Gaste das mindeste Leid geschehe. Sie war die Wittwe eines Försters, dessen Stelle in den Verwirrungen der Revolution nicht wieder besetzt worden war, und der man die einsame, von Niemand begehrte Wohnung gelassen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist's denkbar?

Mitgetheilt vom Präsidenten Doctor Hurlbusch.

Als ich (so schreibt mir der Pastor N. zu Braunschweig, welcher vorher Lehrer am dortigen Waisenhaus war) am 17. November Nachmittags

aus meiner Hausthür trat, um einen Freund zu besuchen, trat mir ein Mensch entgegen, in welchem ich einen vormaligen Waisenknaaben, Timpe, der drei Jahre lang mein Schüler gewesen war, erkannte. Ich bemerkte an ihm eine auffallende Spannung; er erklärte mir unter Thränen: „er solle etwas Schlechtes begehren, aber könne es nicht;“ und als ich ihn aufforderte, sich mir zu offenbaren, und ihm meine Beihilfe zusicherte, sagte er: er sey abgeschickt, mich zu ermorden. Den Rath habe ihm der Jesuit Bey in Köthen *) gegeben. Er fühlte sich leichter, da er mir sein sündliches Vorhaben bekannt habe, und bitte mich um Verzeihung. Ich nahm den reuigen Sünder, an welchem ich keine Spur von Geistesabwesenheit entdeckte, auch früher als Lehrer nicht entdeckt habe, mit mir nach dem Polizeidirektor; woselbst er seine Aussage wiederholte. In einem der folgenden Verhöre sagt er; schon früh war in mir eine Neigung zum Katholicismus wach geworden. Ich wandte mich daher an den Dechant Meyer, theilte ihm meinen Wunsch, Katholik zu werden, mit, und erhielt zur Antwort: „daran thust du wohl; unsere Kirche ist die allein seligmachende. Uebrigens könntest du noch warten; du kannst dabei immer Katholik seyn; aber erst noch die vollständige Unterflügung im Waisenhause genießen.“ Uebrigens bin ich von ihm unterrichtet, und habe von ihm einen Empfehlungsbrief an den Dechant Kellermann zu Münster, und 1 Rthlr. 8 Gr. Reisegeld dahin erhalten. Nachdem ich hier einige Zeit gewesen und unterrichtet war, schickte man mich nach Köthen. Man wollte mich hier in das Wohngebäude der Jesuiten aufnehmen, allein die

*) Ich nenne den Namen dieses, mir durchaus unbekannten Mannes, so wie in der Folge mehrere, mir ebenfalls unbekannte Männer, einzig in der Absicht, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu verantworten.

Krankheit des Herzogs zerschlug den Plan. Man miethte mich vor dem Thore ein; und ich erhielt Unterricht von dem Jesuiten Ber, dessen Hauptthema war, daß es verdienstlich sey, einen Keger aus dem Wege zu räumen. Von Köthen sandte man mich nach Hildesheim zum Jesuiten Lüske. Hier miethte man mich bei einer Frau ein; unterrichtete mich, und nahm mich am 25. Sept. feierlich in die kathol. Kirche auf. Da sich darauf das Gerücht verbreitet, als wäre in Folge des Todes des Herzogs die kathol. Kirche in Köthen eingerissen, und die Jesuiten von dort vertrieben: so schickte man mich als Boten hin, um zu sehen, was an dem Gerüchte sey. Hier traf ich mit Bey wieder zusammen. Er wünschte mir zu meinem Uebertritte Glück, und schärfte den Satz ein: Keger zu morden, sey Verdienst. Als ich ihm auf die Frage, wer mein Religionslehrer gewesen, den Pastor N. in Braunschweig nannte: sagte er: „nun bei dem fange an; den erstlich. Du begehst ein Werk, welches Verdienst vor Gott hat; darum wirst Du auch von allen Strafen, die man Dir bereitet, nichts fühlen. Gott wird Dich wunderbar stärken. Navailles hat einst Heinrich V. ermordet, und ein anderer einen Nord-Anschlag auf den Prinz von Dranien gemacht; ich kann Dir aber versichern: Beide haben nichts gefühlt von den Schmerzen, die man ihnen bereitet.“ Als ich nach Hildesheim zurückgekehrt war, und dem Lüske *) meinen Entschluß mittheilte: sagte derselbe: Mein Sohn, erstlich nur den Pastor N. Man wird Dir Schmerzen bereiten, aber denke nur an den Lohn bei Gott. So ging ich am 13. Nov. aus Hildesheim; auf

*) So lese ich den Namen. Das Manuscript ist aber etwas undeutlich; und kann vielleicht der erste Buchstabe, den ich für ein lateinisches L. halte, ein lateinisches S, seyn, also der Name des Mannes: „Säcke“ heißen.

der Reise flühte ich Neue, erkannte mein Elend, und faßte den Plan, um mein Gewissen zu erleichtern, mich dem Pastor N. zu entdecken.

So weit der Brief. Bemerkungen hinzu zu flügen wird nicht nöthig seyn; sie dringen sich von selbst auf.

(Kanonischer Wächter)

Theater in Algier.

Die Rüstungen zu dem Zuge gegen Tittery haben den General Clausel nicht verhindert sich mit Errichtung eines Theaters zu beschäftigen. Ein französischer Unternehmer hat ein Privilegium auf drei Jahre erhalten. Das Haus wird auf Kosten des Gouvernements erbaut, welches eine jährliche Unterstützung von 90,000 Franken giebt. Eine sonderbare Klausel setzt fest, daß nur italienische Opern gegeben werden dürfen. Die französischen Meisterwerke, Auber's und Meyerbeer's Musik, werden von der Algier'schen Bühne ausgeschlossen seyn, und Rossini allein ein Anrecht auf den dort zu erndtenden Beifall haben. Wir sollten indessen kaum glauben, daß der General Clausel seine Landsleute bis zu dem Grade vergesse. Alle Maaßregeln sind so getroffen, daß die Eröffnung in der zweiten Hälfte Januars erfolgen kann. Man versichert, dem Unternehmer wäre von Seite des maurischen Adels des Landes Anerbietungen gemacht, und sie wären entschlossen, die Kosten des Unternehmens zu tragen. Wie man sieht, so macht die Civilisation unter der Verwaltung des General Clausel reizende Fortschritte. Man hätte nicht erwarten sollen, sobald Schauspielern unter den Arabern zu sehen, die allem Anschein nach das Thea-

ter fleißig besuchen wollen, denn ihrem Wunsche gemäß wird eine Rang-Gitter-Loge und wohl verhangen eingerichtet für die, die wie die maurisch-türkischen Damen ungesehen das Schauspiel genießen wollen.

* Bitte an das Krameramt.

Laut obrigkeitlicher Verordnung von 1823, ist das Amt verpflichtet, das Gte Hauptstück ihrer Amtsartikel — welches das Verzeichniß der Waaren enthält, welche es nur allein im Kleinen zu verkaufen berechtigt ist — öffentlich bekannt zu machen. Seit langer Zeit ist dies nicht geschehen, und Mancher geräth aus Unkunde in Strafe.

Wir ersuchen daher die Herren Aelterleute besagten Amtes, die Artikel in diesen Blättern abdrucken zu lassen, und haben das Vertrauen zu der verehrten Redaction, sie werde sich bereitwillig finden lassen, solche aufzunehmen.

Mancher vergeht sich gegen das Amt, daß er gewisse Waare Stückweise verkauft, die er in Duzend, also auch $\frac{1}{12}$ Duz verkaufen darf.

Farbewaare darf nur der Krämer Pfundweise und darunter verkaufen, 1 Pfund und 1 Loth kann Jeder verkaufen; Indigo, Cochenille gehören zu den Farbewaaren. Wer indessen selbige reinigt oder pulverisirt, kann solche auch laut § 38 in Kleinigkeiten verkaufen, Farbewaaren kann jeder frei verkaufen.

Der § 39 sagt, daß jede Waare worauf das Amt privilegiert ist, in Freimarkt jeder feil haben kann. Auf seine Filzhüte ist das Amt privilegiert, also kann im Freimarkt solche jeder feil haben der da will.

Wir erwarten die Erfüllung unserer Bitte; wird sie nicht gewährt, so sehen wir dieses als eine Aufforderung an, solche zum Abdruck an die wohlthätliche Redaction dieses Blattes einzusenden.

* Sonderbare Ehrenbezeugung.

Ein ausgezeichnete Architekt feierte das fünfzigste Jahr seiner ausgezeichneten Thätigkeit. Ein Maurermeister wollte ihm Ehre erweisen und ernannte ihn zu seinen Gesellen. Der Architekt lächelte über die Einfältigkeit des Maurers, ließ sich indeß nichts merken und nahm die Ernennung scheinbar beifällig auf.

J. K.

* Bemerkung.

Wenn die Leidenschaft über die Vernunft Herr wird, geschehen wunderliche Dinge. Es wird oft eine Ehre darin gesucht, fremde Unthaten als eigene anzunehmen. Neulich stand in der Bremer Zeitung eine Warnung, wegen einer Lebensbeschreibung der Gesche Margarethe Gottfried. Die Verfasser derselben nannten selbige unsere Gesche Margarethe Gottfried.

P. M.

* Wunsch.

Viele Bürger wünschen, daß in diesem Jahre der Fischeausrufer verpflichtet werden möchte, vor dem Ausruf erst ein Zeichen mit einer Glocke zu geben.

N. D.

* Bitte.

Man ersucht denjenigen, der vergangenes Jahr schon das Versprechen in d. B. gab, die Fragen wegen des Taubstummen-Instituts zu beantworten, Wort zu halten.

P. D.

M i s c e l l e n.

Eigenthümliches Schlachtfeld der Bienen.

Bekanntlich werden die männlichen Bienen, wenn sie zur Fortpflanzung nicht mehr taugen, von den Arbeitsbienen getödtet, wo dann oft eine fürchterliche Niederlage unter jenen angerichtet wird. Man glaubte bisher, daß diese Operation nur wenige Tage dauere, und daß sie niemals unterbleibe, nach den neuern Beobachtungen Willardiere's ist aber Beides unrichtig. Die Arbeitsbienen bedürfen zuweilen viele Wochen, ihre Schlacht auszukämpfen, und wenn sich keine Königin im Stocke befindet, oder wenn die Königin, wie dieses zuweilen geschieht, keine Männchen mehr erzeugt, so werden die alten männlichen Bienen gänzlich verschont.

Die Damen in England scheinen sich für die Abschaffung der Sklaverei sehr ernstlich zu interessiren. Die Königin Adelheid hat neulich mehrere, von Damen unterzeichnete, Adressen empfangen, worin sie um ihre Vermittlung bei ihrem königl. Gemahl, in jener Angelegenheit, ersucht wird. Eine dieser Adressen, aus Bristol, hatten 6000 Frauenzimmer unterzeichnet, an deren Spitze sich der Name der bekannten ausgezeichneten Schriftstellerin, Mrs. Hannah Moore befand. Hr. Strutt, eines der Parlamentsglieder für Derby, hat die Ehre gehabt, der Königin eine

ähnliche Bittschrift von den Damen dieses Orts
mit beinahe 1200 Unterschriften zu überreichen.

Blüthen und Blätter,

aus dürrem Holze und frischem Meis.

Die Rechnung ohne den Wirth machen, das ist ein altes Sprichwort; bestände es noch nicht, dann würden es die Restauratoren unserer Zeit in Gang bringen. Sie machen keinen Stich, welche Karte sie auch auswerfen; das Schicksal hat immer einen größern Trumpf.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahs-Arche, und läßt keine Gattung, auch des niedrigen Gewürmes verberben.

Constitutionen, wenn sie dauerhaft seyn sollen, müssen Fresco gemalt werden. Andere sagen das Gegentheil. Wir wollen sehen, wer Recht hat.

Dem Vaterlande.

Es ist ein hoher Name: „Vaterland!“
Zu großer That vermag er zu erheben.
Um Tausende schlingt er ein geistig Band;
Zu Einem Ziele lenkt er Aller Streben.

Verschieden zwar sind Amt, Beruf und Stand,
Doch Ein Gesetz ward Allen gleich gegeben!
Von ihm befreit kein Alter, kein Geschlecht:
Verehere Gott und achte Licht und Recht!

Das Heil der Völker schirmt Religion!
Sie ist der Fels, auf den die Eblen bauen.
Fest steht durch sie die Hütte und der Thron;
Wo sie gebaut, herrscht Liebe und Vertrauen.
Nur sie gewährt den reichsten, schönsten Lohn;
Der Friede weilt in ihrer Freunde Gauen.
Auf solch ein Land, geweiht zum Gotteshaus,
Strömt ew'ge Huld des Segens Fülle aus.

Gott ist das Licht! Er schuf der Sonne Pracht;
Ihr Glanz erfüllt den weiten Kreis der Erde.
Der Wahrheit Strahl vercheucht des Irthums
Nacht,

Damit es hell im Reich der Geister werde.
Wo sie erscheint, da stürzt des Truges Macht,
Der Völker Schmach und drückende Beschwerde.
So wenig als die Sonn' in ihrem Lauf,
Hält Menschenarm den Sieg der Wahrheit auf.

Die Sterne wandeln durch des Himmels Zelt;
Doch müssen sie in festen Bahnen wallen.
Der Geist der Ordnung ist's, der sie erhält;
Sie würden sonst aus ihren Höhen fallen.
Dies Grundgebot beschützt den Bau der Welt;
Der Schöpfer gab es auch den Völkern allen.
Wer des Gesetzes Würde stolz verkennt,
Der ist auch Sklav, obgleich er frei sich nennt.

Und so vernimm, o Land, das mich gebar,
Des Sängers Wunsch in feierlicher Stunde:
Sei Gott getreu, der stets Dir gnädig war,
Den Vätern gleich und fest mit ihm im Bunde.
Es leuchte Dir die Wahrheit hell und klar;
Bekenne Dich zu ihr mit Herz und Munde.
Mit Recht und Pflicht und Ordnung im Verein,
So wirst Du frei und stark und glücklich sehn!

Hohlfeldt.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Tönges.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 9. Januar 1831.

Genieße deines Glücks! die Kunst, sich zu erfreu'n
Ist für den Sterblichen die Kunst, beglückt zu seyn.

11.

Wahre Freuden.

Ernst und heilig ist die wahre Freude
Und ihr folgen nimmer Neu' und Schmerz;
Doch die falsche naht im flücht'gen Kleide
Und ihr Laumelkeldy bethört das Herz.
In der Tugend ächtem Brautgeschmeide
Führt uns jene lächelnd himmelwärts.
Sie allein vermag's, uns zu erheben —
Ihren Frieden kann die Welt nicht geben.

Sie umfängt uns in den weiten Hallen
Deines Tempels, herrliche Natur!
Wenn, umtönt vom Lied der Nachtigallen,
Hier im Hain, dort auf des Frühlings Flur,
Still betrachtend wir vorüber wallen
Und erforschen Deines Meisters Spur.
Hehr und heilig wird dann jede Stelle
Und wir stehen an des Himmels Schwelle.

Sie begrüßt uns in geweihter Stunde,
Wenn ein Freund sich innig uns verband;
Spricht den Segen zu der Liebe Bunde;
Reicht zum Wiedersehen uns die Hand;
Taucht mit uns bei jeder frohen Kunde,
Tröstet uns, ward unser Werth erkannt
Und das Mitgefühl bei fremdem Leide
Wird zur Wonne bei des Andern Freude.

Sie belohnt uns, wenn wir siegreich stritten
In dem Kampf der Leidenschaft und Pflicht;
Sie ermutigt, wenn wir vorwärts schritten,
Auf dem steilen Pfad' zu höher'm Licht;
Sie bekrängt uns, wenn wir schuldblos litten,
Mit dem Kranz den sich die Duldung flücht
Und mit hohem, seligen Entzücken
Bäht sie uns auf edle Thaten blicken.

Aber wenn, entzückt der Erdensphäre,
 Sich der Geist empor zum Himmel schwingt
 Und verkündend seines Gottes Ehre,
 Ihm der Andacht frommes Opfer bringt:
 Wenn er stimmend in die höhern Chöre,
 Dankbar ihm ein heil'ges Loblied singt:
 Selig ist er dann durch Lieb' und Glauben!
 Diese Freude kann ihm Niemand rauben!

Hohlfeldt.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Meine Tante verweilte mehrere Monate an diesem entlegenen Orte. Sie hoffte immer, eine Nachricht von ihrem Manne zu erhalten, und mit diesem dann in's Ausland zu fliehen. Ihre gefällige Wirthin begab sich oft in die Nähe des Schlosses, um irgend eine Kunde zu vernehmen, welche den Wünschen der Gräfin entspreche, aber sie fand nur die traurigen, vereinsamten Ruinen; die alten Diener und Bekannten hatten sich nach allen Weltgegenden zerstreut. Da entschloß sich meine Tante, die Reise nach Deutschland, wohin sich der Graf gewendet hatte, ohne andern Schutz, als den des Himmels, mit ihrem Kinde zu unternehmen. Die Sache war gefährlich; aber was vermöchte die Liebe eines treuen Weibes nicht? Deutsche Heere waren damals schon bis in die Champagne vorgeedrungen, in wenigen Tagen durfte sie hoffen, sich unter ihrem Schutze zu befinden, vielleicht den Gemahl ihrer Schwester, der unter jenen Heeren diente, aufzufinden. Sie entdeckte der Försters Wittve ihren Plan. Da erklärte ihr diese, daß sie ihren Gast, mit dem ihr so lieb gewordenen Kinde, nicht allein reisen lassen könne, daß sie Beide bis dahin, wo sie Schutz und Sicherheit fänden, begleiten würde. Auf einem einfachen, bayerischen Leiterwagen, mit

einem leinenen Tuche bedeckt, wurde die Reise angetreten. Die kleine Cäcilie war frisch und munter, ein Trostesengel für die sorgenvolle Mutter. Unter mancherlei Gefahren gelangten sie in die Nähe des feindlichen Heeres. Jetzt galt es nur noch die Schwierigkeit, den Scharfblick der französischen Vorposten zu täuschen. Da stand ihnen der Zufall bei, und als sie eines Morgens in einem Wäldchen umherirrten, sahen sie sich plötzlich von einem Haufen deutscher Krieger umringt, deren Anführer in der einen Reisenden sogleich eine Dame von Stande zu erkennen schien. Sie nannte ihren Namen, gab die Absicht ihrer Reise an, und erfuhr nun, auf ihre Erkundigung, zu ihrem freudigen Erstaunen, daß sich ihr Schwager, mein Vater, ganz in der Nähe befinde, und das Corps befehlige, zu welchem diese Streifpartei gehöre. Nach wenigen Stunden sah sich meine Tante dem wohlbekannten Verwandten gegenüber, in seinem Zelte, das wohl wenig geeignet war, einen solchen Besuch zu empfangen. Er war eben so überrascht, als erfreut, sie vor den blutdürstigen Verfolgungen der Freiheitsmänner gerettet zu sehen; aber er konnte ihr keine bestimmte Nachrichten von ihrem Gatten ertheilen, von dem er nur wußte, daß er, nachdem er die kleine Gabriele bei meiner Mutter zurückgelassen, sich in die Schweiz begeben habe. Die gutwillige Förstersfrau wurde nun, reichlich belohnt, zurückgesandt. Noch immer besaß meine Tante Helene das Kästchen mit den Juwelen, mit einer ansehnlichen Summe in Gold und einigen wichtigen Familienpapieren. Für die erste Nacht hatte mein Vater sein Gezelt der Tante und ihrem Kinde überlassen; allein am nächsten Morgen vermehrte sich seine Verlegenheit, da für den bevorstehenden Tag der bekannte Angriff auf die Höhen von Balmy angeordnet wurde. Er sandte die Tante mit der kleinen Cäcilie, unter einer Bedeckung,

nach dem Troß der Armee zurück, bei dem sich mehrere Frauen angesehenen Offiziere befanden. Die deutschen Heere mußten weichen, und meine Tante hatte den Schmerz, ihren Schwager am nächsten Tage schwer verwundet zurückkehren zu sehen. Während des Rückzuges, auf welchem mein Vater große Leiden mit Geduld und Fassung ertrug, theilte meiner Mutter Schwester ihre Sorge zwischen ihm und ihrem Kinde. Sie schrieb meiner Mutter, und meldete dieser ihre gestungene Flucht und den Unfall, der meinen Vater getroffen. Erst spät gelangte dieser Brief zu uns, mit einem zweiten, von dem ich nachher sprechen werde. Von Tage zu Tage verschlimmerte sich, ungeachtet der sorgsamsten Pflege, die Wunde meines Vaters. Er versiel zuletzt in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, in dem nur mit Mühe der Lebensfunke, der dem Erlöschen so nahe war, unterhalten werden konnte. Es war nicht möglich, ihn weiter zu transportiren. Er blieb, unter der Pflege meiner Tante, in dem Städtchen Bacharach zurück, während die Heere andern Bestimmungen entgegen zogen. Monate lang schmachtete er in diesem Zustande. Oft drangen einzelne Streifcorps der Franzosen schon bis in die Nähe des Rheines vor. Sie wurden immer häufiger und zahlreicher, und die Gefahr für den Vater und Tante Helene, eine Ausgewanderte, stieg mit jedem Tage. Schaaren von Emigranten flüchteten über den Rhein, und ihr Beispiel ermahnte sie, auf ihre Sicherheit zu denken; allein sie hielt es für eine heilige Pflicht, bis zu dem letzten Augenblicke bei dem langsam Sterbenden auszuhalten. Da fand sie ihn eines Morgens eingeschlafen, kalt und ohne Leben. Er war still verschieden. Sie meldete das traurige Ereigniß ihrer Schwester; sie schrieb, daß sie für ein ehrenvolles Begräbniß sorgen, und dann sogleich zu uns eilen werde. Sie erwähnte mehrerer Briefe, die sie von

Bacharach aus an uns geschrieben habe, von denen aber keiner seine Bestimmung erreicht hatte. Diesen legten, mit der Todesnachricht, empfingen wir zugleich mit dem ersten, der die Verwundung meines Vaters anzeigte. Du kannst Dir denken, in welche Trauer diese Botschaft meine Mutter versetzte. Ich war ein kleiner Knabe, aber ich erinnere mich noch der Thränen, die sie unaufhörlich vergoß. Von Tage zu Tage erwartete man nun die Tante mit der kleinen Cousine. Monate vergingen, ein Jahr entschwand, ohne daß sie anlangte, ohne daß eine Kunde von ihr eintraf. Der Graf von Landrecy kam aus der Schweiz zurück, wo seine Versuche, die französische Grenze zu überschreiten, vergeblich gewesen waren. Alle Mittel wurden aufgeboten, Erkundigungen von der Verschwundenen einzuziehen. Das Grabmal meines Vaters stand in der Kirche zu Bacharach; aber wo die Dame, die es sehen lassen, hingekommen, wollte Niemand wissen. Meine Mutter versiel in Krämpfe, wenn sie von der Sache sprechen hörte. Nach mehreren Jahren kehrte der Graf nach Frankreich zurück, und wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt. Er ließ es fort und fort an Nachforschungen nach Frau und Kind nicht fehlen; aber alle Bemühungen waren eitel: sie waren und blieben verloren."

„Parla come un libro stampato! würde ich mit dem Leporello im Don Juan sagen, wenn ich ein schlechter Spasmacher wäre, wie Du noch vor vier Wochen warst!“ versetzte sehr trocken Dietrich. „Ruhig habe ich Dich angehört; ich habe mich gezwungen, Dich nicht zu unterbrechen, während ich mich in Innerm schwer geärgert und mich jeden Augenblick in der Laune gefühlt, Dir einiges Unhöfliche zu sagen. Sieh vor Dich, und gib Acht, daß Du nicht strauchelst, dann der Weg auf dem hartgescornea Schnee ist gefährlich

in dieser Bergschlucht. Laß uns vorsichtig weiter bringen, und höre an, was ich Dir sagen will! Warum hast Du mir die ganze Geschichte nicht früher erzählt? warum nicht, ehe wir in der Gestalt unschuldiger Landleute die Wallfahrt nach der Kirche zu Bacharach antraten?"

„Ich hatte meine guten Gründe,“ antwortete Edmund. „Ich will Dir nur gestehen, daß ich schon als Kind eine seltsame phantastische Liebe zu der verloren gegangenen kleinen Cousine Cécilia in mir trug, daß ich immer meinte, sie würde sich einmal wiederfinden, als eine Königin oder Prinzessin auf einem goldstrahlenden Throne, und mich dann heirathen. Die Haushälterin hatte, wenn sie mir die Geschichte erzählt, immer geheimnißvoll hinzugefügt: wahrscheinlich habe das Wasserweibchen die zwei Verlorenen in ihr Reich entführt. Ich sah nun die Cousine immer in einem Krystallpalaste wandeln, und liebte sie unbeschreiblich. Diese wunderliche Liebe ging, freilich unter andersgestalteten Hoffnungen, mit in meine Jünglingsjahre über, und Alles, was sich darauf bezog, schien mir ein Heiligthum, das ich durch Entdeckung an einen Andern nicht entweihen dürfe. Das Leben im Kriege hat mich nun wohl manchmal diesen Selbsttäuschungen entzogen, aber immer befiel ich die Gewohnheit bei, auf dieser Sache den Schleier des Geheimnisses ruhen zu lassen, der mir selbst sie nur interessanter machte.“

„Eine schöne Gewohnheit, das!“ brummte der Freund. „Weißt Du, was sie Dich kostet?“

„Du sprichst in Räthseln,“ erwiderte Edmund. „Was kann ich durch sie verlieren? Was kann sie, nach Deinem Ausdrücke, mich kosten?“

„Das will ich Dir sagen,“ entgegnete ernst und gleichmüthig Dietrich. „Ich bin kein Phantast, kein romantischer Schwärmer und Märchenphilosoph: aber als ein raffinirter Jurist behalte

ich bei einem verwickelten Falle alle einzelnen Umstände im Auge, welche die Sache erklären, oder doch erklären könnten. Wo ist Deiner Mutter Schwester mit ihrem Kinde verschwunden? Hier am Rheine, in dieser Gegend, vielleicht in dem Umkreise einer halben Stunde. Was fiel mir an der seltsamen Schifferin auf, die uns in jener gefährlichen Nacht über den Rhein gebracht? Die wunderbare Aehnlichkeit mit Dir, die so weit ging, daß sie, wie ich auch in der Hütte bemerkte, sogar das kleine rothe Mähknechtchen unter dem Auge mit Dir gemein hat, das leicht ein Familienmähknecht sein kann. Das Alter stimmt auch überein, und hätte ich damals gewußt, was ich jetzt weiß, so hätte das hübsche Kind mit Güte oder Gewalt uns in's Bivouac begleiten müssen, um dort scharf verhört zu werden, und aus dem Verhöre vielleicht als Deine leibliche Cousine Cécilie, Gräfin von Landrecy, hervorgehn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Zeitbilder.

Ein Damenhut à la Mode.

So wie ein Frack, nach der Behauptung eines geistreichen Schriftstellers, eine Lüge ist, indem er von hinten einen Rock und von vorne einen Spencer zeigt; so ist ein jetziger Damenhut, eine Dummheit! —

Mögen Sie die Nase rümpfen, meine Verehrtesten, ob solch frecher Behauptung, wir gehen dennoch nicht davon ab, und entblößen uns es de facto zu beweisen:

Allen Regeln der Symmetrie zuwider, hat solch ein Ding gegenwärtig beinahe die Größe einer Stube-Wanne erreicht; indem der eigentliche Hut, oder Kapsel, doch nur auf eine höchst winzige Weise das Geflecht des falschen Haares zu bedecken vermag, ist der Riesenschirm, mit

Tafellage und Flagge wohl austaffirt, gleich einer Vogelscheuche, dem Spiel des Windes ausgesetzt. —

Können Sie leugnen, höre ich hier meine Schönen fragen, daß dieser gewaltige Schirm dennoch sehr zweckdienlich, indem er unsern Teint gegen die zudringlichen Strahlen der Sonne schützend bewahrt? —

Ei ei, meine Vortrefflichsten! Haben Sie vergessen daß wir im Winter leben, wo sich die Sonne, verkriechend, kaum herab läßt, die Wimpel Ihres gewaltigen Lustschiffes zu beleuchten. Sie aber müssen sich befeßigen, den Hut dessen ursprüngliche Bestimmung ist, den Kopf gegen Sturm, Regen, und Schneegestöber schützend zu hüten, in höchst eigne Obhut nehmen. —

So ist denn ein dermaliger Damen-Winterhut, ein Unsinn, eine Dummheit! Dennoch wagen wir die Behauptung aufzustellen: ein Damenhut ist eine Klugheit! —

Wie wäre dies möglich? höre ich einige Herren fragen, denn die Damen sind wohl ohnedem größtentheils davon überzeugt. Versuchen wir den Beweis:

Unter dem riesigen Schirmdache verdeckt, läßt sich ein häßliches Gesicht von dreiviertel Seiten trefflich verbergen. Alternde Büge erscheinen uns in dem Zwiedunkel dieser Bedachung, beschattet von der Falschheit Seidenlocken-Batterien, in längst entschwundener Jugendfrische.

Nur im Schatten dieses magischen Halblichtes lassen sich die Mängel der Gesichtsbildung auf die täuschendste Weise verbessern.

Nur unter diesem schützendem Dache kann ein stetes Mädchen frei die Augen aufschlagen, und mit unbeschreiblicher Gewandtheit von der Seite schielend, einen begegnenden Stutzer müßend bedäueln; indess dieser sich vergebens abmüht, das Gesicht der auf ihrer Hut seienden Hut hütenden Schönen (?) zu erblicken. —

So sind denn diese riesigen Kopfbedeckungen von der Klugheit erfunden, und die Dummheit beeilt sich, der allgewaltigen Mode huldigend, selbe, bevor sie deren noch bedarf, nachzuäffen! —
Germanus.

Schöne Aussichten.

Seit dem Vordringen der französischen Republicaner über die deutsche Gränze in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich, trotz der ungünstigen äußern Umstände, doch in den Gesinnungen der Einwohner (am Rheine) eine für die Verbündeten sehr günstige Veränderung entfaltet. Wohl mancher kecke, oder neuerungslustige, oder überhaupt eben nur sonst etwas schwindelige Kopf hatte sich anfangs über das Vordringen der Franzosen gefreut, ein goldenes Weltalter, oder doch wenigstens fortwährende Saturnalienfeste davon erwartend. Als aber die Pflanze des Freiheitbaumes erschienen, zeigten sie sich nur allzusehr in dem schlimmen Sinne, wie man dieses Wort nur gewöhnlich in den Sklavencolonien braucht. Die Einwohner mußten den Freiheitsbaum mit ihrem eigenen Schweiß und Blute anfrischen. Dazu kam noch das wirklich gräuliche und zerlumpte Ansehen der damaligen Republicaner, und ihr vandalisches Gelüst am Zerstören alles Bierlichen und Edlen. So hatten sie einigen schönen Gemälden im Schlosse auf dem Karlsberge bei Zweibrücken sämmtlich die Köpfe abgeschnitten und die höhnende Aufschrift hinzugefügt; „Accusé du vice d'aristocratie, condamné à être guillotiné et exécuté. — Man wird versucht, es nur für einen wilden Soldatenscherz zu halten, aber der gräßliche Blutwitz des Convents und seiner Henker mahnt uns an die Turis des Abgrundes, die unter solchen

Ungezogenheiten hervorgrinste und sich dann auch bald auf mannichfach andere und gräßlichere Art Luft zu verschaffen verstand. — Eine Dörflein in der Nähe von Kaiserslautern wurde darüber wahnsinnig, daß man ihr säugendes Kind ihr an der Brust aufs Wapponet spießte. Das Städtchen Kuffel im Herzogthume Zweibrücken sollte ein Gräueltgemaße, nicht eben im größern Style, aber doch im größern Umfange geben. Dort erschien nämlich plötzlich ein republicanischer Officier mit einem Commando, erklärend: er habe Befehl, den unglücklichen Ort in Brand zu stecken; er aber wolle aus Menschlichkeit den Einwohnern vorher erlauben, ihr Hab' und Gut ins Freie zu bringen. Das schmerzliche Ausräumen wird vollbracht; — als der Scheußliche sich überzeugt, daß nichts mehr im Städtchen verborgen ist, zündet er es an allen Ecken an und fällt dann mit seinen Raubgesellen über die geretteten Gelder und Sachen her, sich zu eignend, was irgend Werth hat und fortzuschleppen ist. Starr vor Entsetzen stehen die Einwohner herum; er läßt auf sie schießen. Das Maß des Frevels war voll. Ein preussisches Husarencommando erschien und hieb auf die Mordbrenner ein. Sie stäubten aus einander; mehrere wurden gefangen, der Anführer aber schien entkommen zu seyn. Aber die Rache hatte ihn in weit fürchterlicherer Gestalt erfaßt, als wenn ein wackerer Husarensäbel sie auf ihn herabgeblitzt hätte. Denn als man einige Zeit nachher in der Nähe einen hohlen Baum spaltete, bot sich ein gräßlicher Fang dar: ein Gerippe in französischer Uniform, gänzlich von den Ameisen skelettirt, seine Taschen voll Gold gepropft. — Man hielt ihn allgemein für jenen Mordbrennerhauptmann, der, sich vor den Preussen zu retten, den Baum entkommen habe und von seiner Blutbeute in den gräßlichsten Tod hinuntergerissen worden sey.

M i s c e l l e n.

Die Arnheimische Zeitung theilt aus Breda, als Zeichen der Volksstimmung in Gent, folgendes dort circulirende Vater unser mit: Unser Vater, der du bist im Haag, geehrt sey dein werther Name; laß uns zurückkehren unter deine Regierung; dein Wille geschehe in den südlichen wie in den nördlichen Provinzen; gib uns wieder unser täglich Brodt, das wir verloren haben; vergib uns unsern unverständigen Aufstand, so wie wir uns stets erinnern werden unserer unverständigen Verführer; laß uns nicht vor Hunger sterben, sondern erlöse uns von dem bösen de Potter und von allen närrischen Patrioten.

Das jetzige Königreich Polen hat 2300, Krakau's Stadtgebiet 20½ Quadrat-Meilen. Jenes besteht aus acht Wojwodschaften (Masowien; Kalisch, Krakau, Sandomir, Lublin, Podlachien, Plock und Augustow) mit 4,180,000 Einwohnern. Die Stadt Krakau zählt deren 115,000. Davon sind 3,615,000 Katholiken, 400,000 Juden, 200,000 Evangelische, 350 Griechen und ein noch kleinerer Theil ist dem Muhamed ergeben. Dies mag zugleich die aus einem französischen Werke entlehnte, durch mehrere Zeitungen verbreitete falsche Nachricht über Polens Einwohnerzahl und deren Theilung durch die verschiedenen Religionsparteien berichtigen.

* B i t t e.

In der Bremer Zeitung vom 19. December v. J., zwei Tage nach dem letzten Bürgerconvente, befindet sich ein Aufsatz aus Paris, welcher mit groß geschriebenen Buchstaben also anfängt: „Die Reden sind es, sagt ein öffentliches Blatt“ u. —

Da nun alle Nachforschungen nach dem öffentlichen Blatte, aus welchen jener Aufsatz kopirt ist, fruchtlos bleiben: so wird die Redaction der Bremer Zeitung recht sehr gebeten, dasselbe zu bezeichnen, damit der Argwohn Mancher, als sei jener Aufsatz hier in Bremen, wo es auch nicht an Leuten fehlt, welche der Wahrheit gern den Mund verstopfen möchten, geschwindet und absichtlich in die hiesige Zeitung eingerückt, wiederlegt werden könne. —

Ein Bürger.

* W u n s c h.

Da die berühmte tragische Künstlerin Madame Schröder aus Wien gegenwärtig in Hamburg gastirt, so würde die Theater-Direction uns sehr verbinden, wenn sie suchen würde, jene Schauspielerin für einige Gastrollen hieselbst zu gewinnen.

Mehrere Theaterfreunde.

* An den erhabenen, großmächtigsten Despoten und großen Mogul, der seine Sklaven für sich schreiben läßt.

Wir reiten in die Kreuz- und Queer,
Doch immer läßt es hinterher
Und belst aus allen Kräften.
Du Klaffer, sage mir doch an,
Wie heißt du: Packer, Nero, Greif, Sultan?
Sprich, oder heißt du Kaiser?
Du heulst dich ja ganz heiser.
Willst du denn, Spig, aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten?
Ach, deines Willens lauter Schall
Beweist nur, daß wir reiten!

* An den pseudo-kaiserlichen Pust- fuchen und Wassermann.

Epigramm.

Ein Pinsel hofft, er steche mich aus,
Mich heißend mit des Wiges Gaben:
Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Kann ich auch wohl die meine haben!

Ein Hellenist.

Ich danke Ihnen ganz ergebenst für das obige zarte Epigramm und quittire Ihnen hiermit den richtigen Empfang desselben dankbarlichst und ganz gesamt

Ihr Pinsel
W. Cifars.

* Dem Herrn Dr. Olbers,

dem berühmten Arzte und Astronomen, an dem frohen Tage, da er vor 50 Jahren die Doctorwürde empfing.

(S. Bremer Zeitung vom 29. December 1830. *)

Der Du so oft seine Beute dem grausamen Tode
entrißest,
Dich erblickend erblaßt er und weicht zurück,
Und gestattet Dir, lang' am verdienten Kranz Dich
zu weiden,
Den der Schwestern Verein, Pallas und Besta, Dir
flocht.
Dessen Namen die Sterne den ewigen Sternen zu-
tragen
Werde ein Nestor uns, leuchtende Zierde des Volks!

Wird aber hier doch einst Dein irdisches Bild uns
verschwinden
Seh'n wir am hohen Olymp, Stern erster
Größe, dich stets.

D. December 29. 1830.

W.

* Zur Feier

der silbernen Hochzeit eines würdigen Ehepaars.

Von Dr. Noeldke.

Der Winter naht, die Ströme zu verschließen,
Im kalten Schneegewand;
Er streuet Flocken aus, Kryskalle sprießen,
Und Sturm durchbraust das Land.

Getreue Liebe nur kann nicht erkalten,
Sie trogt des Winters Hauch;
Wo die und seelenvolle Freundschaft walten,
Sind Licht und Wärme auch.

Die sind des Erdenlebens Elemente,
Die ziehen Herz an Herz;
Vereint durch sie im seligsten Momente
Gleichen beide himmelwärts.

Durch sie vereint ist Euch ein Viertheil Hundert
Der Lebensjahre schon,
Im Wechselspiel des Glücks, von Euch bewundert,
Zur Ewigkeit entflohn.

Doch ließen sie als Denkmal ihrer Dauer
Euch manches liebes Pfand,
Wenn auch Cypressenlaub ein Tag der Trauer
In Eure Rosen wand.

Doch fern sei Unmuth, fern sei jede Klage,
Die solch ein Fest entweihn;
Ihm glänze aus dem Schooß vergangner Tage
Der Freude Ei verschlein.

*) Durch Zufall verspätet.

D. H.

Und, wann noch einmal fünf und zwanzig Jahre
Zum gastlichen Verein
Uns rufen, dann auf häuslichem Altare
Steh' hier in goldnem Schein

Ein Becher, von des Künstlers *) Meisterhänden
Dem eignen Fest geweiht,
Wo eheliche Liebe fromme Spenden
Den Hochzeitgästen heut.

Correspondenz-Nachricht.

Kassel, den 7. December.

Während der vielen unruhigen und sorgenvollen Tage, die wir im Lauf dieser letzten Monate hier verlebten, wo Politik und öffentliche Landesangelegenheiten alle Gemüther beschäftigten, hat das Theater — eine merkwürdige Erscheinung — einmal eine ganz untergeordnete Rolle gespielt. Und noch jetzt, obgleich Ruhe und Friede in unsere Mauern zurückkehrten und männlich mit frohem Muth einer glücklichen Zukunft entgegen sieht, da das Wohl des Landes durch die väterlichen Entschlüsse des Kurfürsten und die Zusammenkunft der Stände gesichert ist, verdrängt die Theilnahme an den Ereignissen der nahen und fernen Staaten, die eine förmliche Umwälzung aller bestehenden Dinge zu bezwecken scheinen, alle jene, in andern Zeiten für unsere Kasseler so wichtige Interessen. Selbst in den Theatralen der Damen, an ihren Bosphorischen und Toiletten hört man mehr von Frankreich und Belgien als von Oper, Tanz und Pug, die Kinder auf der Straße, die plaudernden Mägde am Brunnen und wo nur zwei und drei zusammenstehen, hört man von Revolutionen und Bürgerkriegen reden. Ich aber will mich aller dieser, nur Unheil im Gefolge habenden politischen und doch unpolitischen Angelegenheiten entziehen, da tausende von Tagesblättern sie zur Genüge verarbeiten und unser jetzt so friedliches und so schönes freundliches Kassel zum Schauplatz meiner Erzählungen machen. Unter einer Reihe von Kunstliebenden und bau lustigen Fürsten wird Kassel mit jedem Jahre reicher an neuen und schönen Gebäuden und dehnt sich unsere kleine Residenz immer größer und herrlicher aus und giebt die Hoffnung nicht auf, einst Berlin und Dresden würdig zur Seite zu stehen, wenn auch noch Jahrzehende darüber hingehen. In der unteren Neustadt, wo vor kaum einem Jahre dunkle enge Gäßchen mit elenden verfallenen Hütten, von bleichen elenden Menschen bewohnt, auf den sich zufällig dorthin verirren-

den Spaziergänger den traurigsten Eindruck machten, daß er mit eiligen Schritten entflohen und mit tief aufathmender Brust Gottes frische Luft einzog, steht jetzt eine schöne breite Straße mit hellen freundlichen Häusern und gegenüber erhebt sich die neue Kaserne, die viele hundert Menschen beschäftigt. Es gewährt, ein eigenes anziehendes Schauspiel, das geschäftige Treiben der unzähligen Arbeiter auf einem kaum zu überblickenden Raum mit anzusehen und gemahnte mich fast an den Thurm zu Babel, das Schreien, Rufen, Warten und Befehlen durch einander, daß man sein eigen Wort nicht hörte. Ich erstaunte, wie inmitten dieser Steinhausen und labyrinthischen Gänge, die sich fast drängenden Arbeiter ihr angewiesenes Geschäft verrichten konnten, ohne einer dem Andern hinderlich zu seyn. Auch der Königsplatz ist durch ein neues Gebäude geschmückt, indem die schon seit mehreren Jahren in den Intelligenzblättern auf Abbruch ausgetretenen sogenannten Hallen endlich ihre Käufer gefunden haben. Fünf Privatleute sind zusammengetreten und haben auf gemeinschaftliche Kosten ein schönes großes Gebäude dem Ministerium gegenüber erbaut nach einem vom Kurfürst genehmigten oder vielmehr vorgeschriebenen Plan. Hoffentlich wird auch auf der anderen Seite die unansehnliche baufällige Halle bald einem schöneren Gebäude Platz machen. Sehr eifrig wird auch in der Aue am Lustschloß der Drangerie gearbeitet, wozu Se. Königl. Hoh. 30,000 Rthlr. bestimmt und dadurch seine Kasseler sehr erfreut hat, da das schöne im italienischen Styl erbaute Schloß dem gänzlichen Verfall nahe war und das Auge mit Betrübniß darauf verweilte. Man sagt, es solle künftig ein Restaurateur hier wohnen und Bälle, Concerte und Redouten wie vormals in diesen Gärten gegeben werden.

Wahrscheinlich wird dann unsere reizende Aue sich der Gunst unserer lebenslustigen Herren und Damen mehr erfreuen; denn bis jetzt war sie ihnen meist zu still und geräuschlos. Nur an zwei Tagen der Woche, an denen wo Musik bei Schaumburg war, sah man gepugte elegante Damen und zierliche Herren in den Alleen lustwandeln. An andern begegnet man nur einem ehrlichen Bürger mit der Pfeife im Munde, Eltern die ihr Häuflein Kinder spazieren führen, einer Ma Bonne mit ihren Böglingen und einem einsamen Wanderer, der den Nachtigallen lauscht oder einem Schauspieler mit der Rolle in der Hand um sie hier ungestört lernen zu können, auch dann und wann einem Liebespärchen, die, ferne vom Gewirr der Welt unter Gottes blauem Himmel und von seinen Wundern umgeben, die Schwüre ewiger Treue zum tausendsten Mal wiederholen. Diese Alle werden die Verwandlung ungern sehen, welche binnen Jahresfrist ihrer liebsten Promenade bevorsteht, wenn Hörner und Trompeten die gestieberten Sänger verschrecken und in den schattigen stillen Laubgängen das Lachen fröhlicher Menschen erschallt.

Berichtigung.

In No. 2 d. St. Seite 14, Spalte 2, steht unrichtig: Kassewaare statt Kasselwaaren. Auf letztere ist das Kramertam privilegium.

*) Herr We — er, ein durch seine trefflichen Arbeiten in den edelsten Metallen ausgezeichneter Künstler, war am Abend der hier besungenen Feier der fünf und zwanzig-jährige Ehegatte oder Silberbräutigam, dem wir herzlich wünschen, daß er mit seiner würdigen Gattin, der Eiterbraut des Festes nicht nur die goldene, sondern, wenn möglich, selbst eine diamantene Hochzeit à jour gefeiert, erleben möge.

N.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 13. Januar 1831.

Geh', liebe Pfeife, bringe dich zur Gabe
Dem rauchekund'gen Manne selber dar
Und werd' in seiner Hand zum Wunderstabe,
Verscheuche stets der Grillen schlimme Schaar.

* Die Tabakspfeife,

als Rauchopfer-Gabe und Aufwands-Geschenk dem Hrn. K. z. T. zugesandt,
von Dr. Noelske.

Kristallnes Rohr, aus dessen schmaler Mündung
Von Nicot's Kraut die blaue Wolke steigt,
Auf deren leichtgewölbter, luft'ger Ründung
Das Grillenheer der Erbensorg' entfleucht;
Du, dem trotz froher, himmlischer Verkündung,
Des Götterboten Stab an Wirkung weicht;
Erglänzend, wie des Mondes Silberflimmer,
Mit sanfterm Halb, und bald mit hellerm Schimmer.

Du, dessen eingegrabenes Gesilbe
Zeigt überall des Künstlers kund'ge Hand,
Hier tief gekerbt, dort weich geschweift und milde,
Wie Blumen ausgestreut an Waches Rand,
Im Kreise flachvereinter, blanker Schilde,
Gestellt umher an der kristallinen Wand;
Doch, daß du nicht zu lichtfroh möchtest scheinen,
Hieß er von Raum zu Raum dein Licht sich bräunen.

Du mit deinem schwarzen Fußgestelle
Tief in ein weißes, liebliches Oval
Gesenkt, wodurch des Wehrauchs blaue Welle
Gehorsam folgt des Athemzuges Wahl,
Geschöpft aus kräuterreicher, duft'ger Quelle,
Umhordet von dem schimmernden Pokal;
Du, das im Reich der Köpfe minder deinen
Du brichst, als ein Messer zerbricht den feinen.

Du, dessen Kopf nicht führt in breitem Schilde
Der Weisheit, noch der Thorheit buntes Bild,
An dem kein Luther trogt, noch ewigmilde,
In Rauch sich in eine Gottesmutter hüllt,
Kein Goethe, Blücher, Schiller dein Gesilbe
Romantisch oder heldenmüthig füllt,
Kein Kogebue an einem Sand verendet,
Kein Klopstock himmelan die Blicke wendet.

Geh', liebe Pseife, bringe dich zur Gabe
Dem rauchekund'gen Manne selber dar,
Daß er sein Aug' an deinem Anblick labe;
Und droht ihm Sorg' und Grillenfang Gefahr,
Dann werd' in seiner Hand zum Wunderstabe,
Verscheuche flugs die unheilvolle Schaar;
Mag Phantasos und Komos niederschweben
Im Reihentanz der Grazien um sein Leben.

D a s D o p p e r.

(Fortsetzung.)

Dem Begleiter Dietrich's war es, als werde durch ein plötzliches Licht die Nacht erhellt, die ihn bisher umgeben. Er blieb stehen, und ergriff des Freundes beide Hände. Ein Bittern in den seinigen verrieth die heftige Bewegung seines Innern.

„Beim Himmel!“ hob er nach einer Pause mit bebender Stimme an, „dieses Mahl ist in der Familie meiner Mutter herrschend, sie selbst trägt es, auch Cousine Gabriele. Es war oft in traulichen Gesprächen die Rede davon, daß es sich bis jetzt noch auf alle Glieder ihres Geschlechtes fortgepflanzt habe, daß es aber bei vielen erst sichtbar werde, wenn irgend ein lebhaftes Gefühl, eine Leidenschaft sie bewege. Dietrich, Du hast mich auf wunderliche Gedanken gebracht. Jene Schifferin — ich will es nicht läugnen — ihre Schönheit, ihr Muth, vielleicht auch der Umstand, daß sie unsere Retterin geworden, haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Statt jenes phantastischen Bildes der Cousine Eäcilie, sehe ich jetzt immer sie vor mir. Die Ähnlichkeit, die Du damals zwischen uns finden wolltest, hat mich schon mit seltsamen Ahnungen erfüllt, und nun das Mahl — Dietrich, wenn es wäre, wann die Verlorene wiedergefunden wäre —“

„Basta!“ unterbrach ihn mit fester Stimme der Freund. „Das Ganze ist nichts, nichts als

eine Fabel, die ich Dich zu necken ersonnen. Ich wollte Dir nur zeigen, daß ein prosaischer Alkenwurm, wie ich, auch einmal in das Romantische hineinpflücken kann. Im Uebrigen sey überzeugt, daß Ähnlichkeiten, Mähler und dergleichen vor dem Forum des Richters durchaus unbedeutende Dinge sind, und daß aus gewöhnlichen Schifferinnen nur in Komödien und Novellen etwa Gräfinnen werden. Doch halt! Hier sind wir, der Beschreibung nach, am Ziele unserer Wanderung. Diese Spelunke ist bestimmt, uns Quartier zu geben.

Edmund blickte auf. Sie standen vor einem großen, halb verfallenen Hause, das sich mit der Rückwand an einen der mächtigen Schieferberge lehnte, zwischen denen sich die Thalschlucht hinzog. Der Mond, der während ihrer nächtlichen Wanderung aufgegangen war, ließ sie ihre Umgebungen in unsichern Umrissen erkennen. Gleich ungeheuern, riesigen Gebilden stiegen zu beiden Seiten die gewaltigen Leienberge zum Himmel, an deren schroffen Wänden nur selten eine Schneespur haftete; im Hintergrunde dehnte sich ein sanfter aufsteigendes, schneebedecktes Gebirge in die Ferne. In dem Hause war es still. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit starken Laden verwahrt; in denen des obern Stocks, welche hohe Schwibbogen bildeten, brannte kein Licht. Das ganze Haus hatte etwas Alterthümliches, Kirchenartiges. Durch die Sparren des steinentblösten Dachwerks fielen die Strahlen des Mondes auf unsere Wanderer herab. Alles schien im Innern wie ausgestorben, und Dietrich riß den Freund aus seinen Träumereien durch die Bemerkung empor, daß sie, allem Anscheine nach, genöthigt sein würden, Quartiergeber und Quartiergast in eigener Person vorzustellen. Wenige Augenblicke später erkannte er seinen Irrthum. Auf sein Klopfen wurde geöffnet, und eine bejahrte Frau,

mit einer Lampe in der Hand, trat, nach ihrem Begehren fragend, in die Thür. Die Absicht des nächtlichen Besuches schien sie nicht zu befremden. Sie forderte die beiden jungen Männer auf, ihr in das warme Zimmer zu folgen, wo sie noch einen Gast finden würden, der sich freilich auf eine unbefugte und gewaltsame Weise bei ihr eingedrängt habe. Begierig, die Bekanntschaft dieses Gastes zu machen und der Ruhe bedürftig, folgten ihr Edmund und Dietrich.

Es liegt in der Eigenthümlichkeit dieser Geschichte, daß es uns noch nicht vergönnt ist, einen Blick auf Anne zurückzuwerfen, die wir allerdings in einem verhängnißvollen Momente verließen; allein wir würden den Gang der Verhältnisse, wie er uns zum Ziele führen muß, stören, wollten wir ihrer Entwicklung vorgreifen, die sich zu ihrer Zeit von selbst ergeben wird. —

In dem Innern des Hauses, das die zwei befreundeten Krieger so eben betreten hatten, befand sich ein hohes gewölbtes Gemach, an dessen Steinwänden halb vorspringende Säulen emporstiegen und sich oben zu einer spitzigen Kuppel vereinigten. Dieses Gemach war von bedeutender Größe, und schien, seiner ersten Bestimmung nach, zu einer Kapelle gedient zu haben. An jenen Säulen zeigten sich erhaben gebildete Wappenschilder, mit verbliebenen Farben und halb erloschenen Umrissen. Eine hellbrennende Lampe hing von der Kuppel herab, und ergoß ihr Licht über die Menschen und die Gegenstände, welche sich in dem Gemache befanden. Auf einem großen, alterthümlichen Lehnstuhle, in der Mitte des Zimmers, saß eine stark gebaute männliche Gestalt, in der Uniform eines französischen Kriegers. Die Grenadiermütze lag neben ihm auf dem Boden, die rechte Hand ruhte an dem Gewehr, das an den Sessel gelehnt stand, die linke war

unter den Aufschlag des Kleides geschoben, und schien hier einen Gegenstand zu halten. Der Krieger hatte sich lang hingestreckt auf den Sessel, sein Angesicht war todtensblau, seine Augen waren geschlossen, um die Stirne lag sehr locker gebunden ein Tuch, unter dem langsam ein schwarzer Blutstrom hervordrang und in dicken Tropfen über die bleichen Wangen herabsickerte. Er schien ohne Bewußtsein. Schwere Athemzüge, in langen Zwischenräumen, zeigten an, daß er noch lebe. Weit von ihm, in einem düstern Winkel des Gemaches, saß auf einem niedern Sitze ein Frauenbild. Sie war in ein weites graues Gewand gehüllt, eine Fülle von Haaren hing über ihren Rücken hinab, ihr Antlitz, das Spuren ehemaliger Schönheit verrieth, war noch bleicher, als das des verwundeten Soldaten. Sie hatte die Ellenbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die Hände, und das in einer seltsamen, kauernden Stellung. Ihre Augen waren gleichmäßig geschlossen, und nichts verrieth, daß der anwesende Mann auch nur in einem geringen Grade ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie schien völlig stumpf und gleichgültig. Kein Laut kam über ihre Lippen. Es war so still in dem weiten Gemache, daß jeder einzelne Seufzer des Verwundeten laut durch den ganzen Raum hinhalte.

Jetzt bewegte es sich auf dem Vorplatze; die Stimme der Frau, welche die beiden jungen Deutschen eingelassen hatte, ließ sich vernehmen; ihr antworteten die herankommenden Männer. Da schien Leben in die starre, leichenähnliche Gestalt des französischen Kriegers zurückzukehren. Er fuhr zusammen, richtete sich mit dem Oberleibe etwas auf, und heftete die dunkeln, wild flammenden Augen auf die Thür des Gemaches. In demselben Augenblicke öffnete sich diese. Die Uniformen der Eintretenden, ihre blühenden Wäfen wurden sichtbar.

„Quid vit?“ rief mit gewaltsamer Anstrengung der Franzose, im Tone des gewöhnlichen Wachrufs. Vergebens bemühte sich seine Rechte, das Gewehr, das an seiner Seite stand, zu erheben; es sank kraftlos an dem Laufe nieder. „Quid vit?“ stammelte er noch einmal mit bebender Lippe, und fiel, ohne sich länger aufrecht halten zu können, in den Sessel zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Niederländischen Angelegenheiten, vornämlich in Bezug auf Antwerpen.

(Verspätet.)

Wenn sonst die Zeitungs-Leser nach Nachrichten aus den entferntesten Gegenden strebten, so ist ihre Aufmerksamkeit jetzt beinahe ausschließlich auf Antwerpen gerichtet.

Man will wissen, was dort vorgeht und wie es dort steht. Jeder scheint zu fühlen, es knüpfe sich an diesen Platz das Schicksal des nördlichen und des südlichen Niederlandes, und in der That, an Antwerpens Mauern brach sich die Brüsseler Empörung, oder nahm durch seinen Besitz eine äußerst drohende Stellung an, denn mit Antwerpen eröffneten sich ihr nicht nur große Hülfquellen, sondern durch Antwerpens Besitz stand auch wirklich ein neuer Staat da, rings von bedeutenden Festungen umgeben, mit einem schönen Flusse versehen, der inneres Leben und äußere Wichtigkeit gab — und obenrein konnte man von Antwerpen aus, nach Gefallen den Norden der Niederlande bedrohen und bekriegen. Nach den von der Regierung genommenen Maßregeln hätte man glauben sollen, daß dieser so wichtige Platz ihr gesichert sey, und doch sind die Empörer dort eingezogen. — Man beschönigt dieses

auf verschiedene Art, niemand hat mir aber noch sagen können, wie und warum man sich nicht bemühet hat, die Ansätze der Antwerpner zu leiten und auf eine andere Art zu berichtigen, als durch die nachsichtsvolle Güte des Prinzen, und nicht nur ihr Herz, sondern auch ihren Verstand der guten Sache zu gewinnen. Einige besessene, faßlich entwickelte Aufforderungen zur Treue, würden um so mehr auf den gemüthlichen Antwerpner gewirkt haben, da der Flor der Handlung und die in's große gehenden Verschönerungen der Stadt, ihn der Werth seiner Lage und der Sicherheit der er sich erfreute, sinnlich bewahrheiteten. Statt so auf ihn zu wirken, hat man zugeesehen, wie die Brüsseler Trug- und Lügen-Blätter, laut und offen, und wie eine Menge Räntemacher offen und frei das Volk von Gott und vom Könige, von Treue und von Ehre wandten. Man scheint sich verlassen zu haben auf den Commandanten, auf den Magistrat, auf die Citadelle, auf die Kriegsschiffe, auf die Truppen, auf die Schüttere, auf die bewaffnete Bürgerschaft, — und doch fand der Beobachter in allen diesen keine Sicherheit. Jeder fühlte, daß die Lage der Dinge so nicht bleiben würde, auch sah man täglich einem allgemeinen Ausbruch entgegen, den die Menge wollte, und dem die Gebildeten und die Ausländer nichts entgegenzustellen hatten. Wie konnte sich dieser Geist des Abfalls der glücklichen Bewohner unter den ihnen drohenden Gefahren bemaßigen? — Dadurch wahrlich nicht, daß geschäftlose und ehrsüchtige Menschen, den so väterlichen als sorgsam weisen König verläumdeten, und gegen die ruhigen betriebsamen Holländer schrien, sondern nur dadurch, daß man vom Reichthum aus Aufruhr empfahl und stärker und stärker ansetzte. — Wie zu den Zeiten eines Alba's, ist in den südlichen Provinzen der Niederlande die Geistlichkeit noch immer die

Leiterin der Bewohner, die aus Furcht folgen, wenn sonst auch Viele kein Großes mehr von ihr halten. Der Einfluß dieser hat das Volk hingezogen, und hat es unter der Vorsehung, daß die Citadelle sich ergeben, und daß die Schiffe sich zurückziehen würden, erreicht, daß Antwerpen seine beinahe uneinnehmbaren Thore öffnete, die es bis zum letzten Mann gegen jeden Feind und besonders gegen die plünderungslüchtigen Brüsseler Streiter hätte verteidigen müssen. Zum Glück hat sich nun dort ein Mann gefunden, der weiß was er Gast und somit, was er dem Staate und sich selbst schuldig ist, und auf den das Land also mit Vertrauen rechnen kann. Dieser Mann hat bereits dem Leichtsinne, der Bosheit und der List eine derbe Lehre gegeben und wie sie sich denn nun auch krümmen mögen, sie zerschellen an der Weisheit — und Chassé, der Treue, wird ferner siegen, herrlich siegen.

Hier fragt es sich nun, ob die Empörer durch ihre Einräden in Antwerpen gewonnen haben? Ich werde zeigen und darf hier vorläufig und um so bestimmter mit Nein darauf antworten, da sie den Brand und die Zerstörung in der Stadt veranlaßten und sich selbst also der gehofften großen Hülfquellen beraubten. Eben so gab der ihm bewilligte Waffenstillstand dem Generale die Mittel, sich seiner überflüssigen Besatzung zu entledigen und die Zahl seiner Kriegsschiffe zu vermehren. Der Waffenstillstand ist nun verlängert; die Folgen die daraus entstehen, sind:

- 1) daß unserer Armee gelübte Streiter zugeführt werden;
- 2) daß die Empörer genöthigt sind, ihre gesammten Streitkräfte in Antwerpen zusammenzuhalten;

3) daß die Lage dieser und der Bewohner Antwerpens immer unangenehmer, trauriger und peinlicher wird.

Man denke sich diese. Noch vor Kurzem genossen sie in glücklicher Sicherheit alle Freuden des thätigen Lebens; — jetzt aber dräuen ihnen von Außen Kugeln und Brand und von Innen Tod und Plünderung. Bei Stockung alles Gewerbes sind ihnen die Zufuhren von der Wasserseite ganz und von der Landseite größtentheils abgeschnitten. Es mangelt an Getreide und an Steinkohlen, und die wilden Gäste wollen gut bewirthet seyn. So kann plötzlich Elend venedictem Glücke folgen. Jetzt werden die verführten Antwerpner nachdenken, wie sie hingerissen wurden in den Jammer. Sie können nicht umhin zu erkennen, daß man in ihnen Haß erregte, um egoistische Absichten durchzuführen, werden einsehen, daß derjenige, der gegen den König spricht, darnach strebt, bürgerliche Ordnung und Bürgerglück umzustossen; müssen endlich fühlen, daß wenn ein Priester andere Empfindungen im Menschen hervorruft, als die, den Höchsten immer reiner zu lieben und diese Liebe thätig zu beweisen, er kein Priester, sondern ein Verräther ist. Wer weiß, ob nicht schon jetzt manche der früher fanatischsten Antwerpner mit dem größten Eifer daran arbeiten, sich der Hülfstruppen wieder zu entledigen, die um so eifriger streben werden, im Besitz dieser Stadt zu bleiben, da ihnen alle Mittel entfliehen, wieder in diese einzubringen. Diese Nothwendigkeit der Brüsseler, ihre Streitkräfte in Antwerpen zusammenzuhalten, verschafft unserer Armee Zeit sich zu erkennen, sich zu sammeln und sich zu verstärken; macht, daß die Lasten des Kriegszustandes nun auf die sogenannte Regierung in Brüssel fallen; giebt Gelegenheit, ihre Armee kennen zu lernen, und verschafft zugleich dieser die Gelegenheit sich selbst zu erkennen.

Als Tiralleurs von fanatisirten Bauern unterstützt, hat sie nach Beute jagend etwas leisten können, jetzt aber zeigt sie sich aus verschiedenen Ursachen und selbst schon durch ihre vernachlässigte Kleidung der eigentlichen militairischen Disciplin wenig fähig, zu der sie auch eben so wenig Neigung, als zu Gefechten im freien offenen Felde zeigt. Man will behaupten, daß Anstrengung und erkannte Gefahr ihren Muth zerstreuen würde und daß die gesammte Armee nicht geeignet noch im Stande sey, 20,000 Mann guter Truppen, befehlet von Liebe zu König und Vaterland, den Weg nach Brüssel zu sperren.

(Der Beschluß folgt.)

* Fingerzeige.

In Nro. 96 des Bürgerfreundes vom v. J. lesen wir einige Nachrichten über die in Hannover seit 30 Jahren bestehende Speiseanstalt, welche 800 Personen für 9 Rthlr. 6 gGr. 6 Pf. und auch für 11 Rthlr. 2 gGr. 7 Pf. täglich sättiget. Dabei war ein Wink, eine solche Anstalt auch hier zu errichten. Wenn man nun die Aufsätze im Bürgerfreunde Nro. 12, 16, 24, 25 von 1829 nachlieset, so ergibt sich, daß unsere Suppenanstalt höchst mangelhaft ist, ja es ist beklagenswerth, daß man nichts thut sie zu verbessern — noch mehr, daß andre Anstalten, wie die Waisenhäuser, das Krankenhaus, Armenhaus, Werkhaus, Gefangenhause nach dem alten Schlandrian die Speisen kochen, die viel wohlfeiler, schmackhafter, kräftiger vermittelst eines Dampfapparats zubereitet werden können. Die Administratoren jammern fortwährend über Geldmangel; weshalb suchen sie denn nicht scharfsinniger zu oeconomisiren? Ferner gebraucht unser Feldbataillon allein 60000 Pfund Fleisch und überhaupt kostet die Verpflegung allein 18000 Rthlr.

— Nach der neuen Art zu kochen, würde nicht die Hälfte an Fleisch nöthig sein, wenn die Töpfe verschlossen wären und die meisten Kräfte nicht durch den Schornstein zc. zc. gingen, wie man auf der Westerststraße in der Küche der Caserne sich überzeugen kann — wie in allen andern genannten Anstalten!! Ein Artikel aus München in unserer Zeitung Nro. 8, einer aus Hannover in Nro. 9, zeugten ebenfalls von der Vortrefflichkeit, für Arme Rumsfordsche Suppen-Anstalten zu errichten — wir aber sitzen still und finden es bequemer Geld auszutheilen, wodurch der Arme kaum sein Leben erhalten kann, welche Verfassung ärger ist als augenblicklicher Tod. Daß durch eine zweckmäßige Einrichtung ein Capital für Feuermaterial erspart wird, daß vermittelst des Kochapparats nebenher 10 mal mehr Krankensuppe als jetzt producirt werden kann, ist auf Wahrheit gegründet. Wenn das Publikum Beweise hat, daß man sich für das Wohlsein der Armen brüderlich interessirt, indem man sie nicht eben lebendig erhält, wobei sie vertrocknen, sondern ihnen so viel zu essen giebt, daß sie Lust zum Leben und zur Arbeit bekommen, dann wird es an reichlichen Beiträgen gewiß nicht mangeln. Wir haben hier ein Armeninstitut, eine quasi Suppen-Anstalt, sehr wohlthätige, doch schwach fundirte Frauenvereine, den Verein zum Wohlthun, Taubstummen-Anstalt, Hilfsvereine u. s. w., dabei ein Heer von Regenten, und doch hungern unsere Armen. — Um diesen vielen Armeninstituten den Rang abzugewinnen, mögte eine einzige Speise-Anstalt alle überbieten, wenn gleich nicht eine Masse Regenten dabei zu fungiren hätten — die Sache würde sich ganz einfach machen, und nicht so viele Köche den Brei verderben.

Man wird einwenden, daß das Feldbataillon die dotirten Anstalten, wie die Taubstummen-

Anstalt und die wohlthätigen Frauenvereine nicht hierher gehören, allein da von Ersparung alle Tage geredet wird und sie so sehr Noth thut, so mag jeder seinen Theil davon zur Beherzigung nehmen. Bei der inneren Einrichtung des Arbeitshauses, wird sich viel zum Wohl der Armen realisiren; das Local bietet anständige Gelegenheit dar sich nützlich zu beschäftigen — die Industrieschule wird viele hundert Kinder aufnehmen. Die wohlthätigen Frauen werden ohne Zweifel wie in Berlin und an andren Orten sich nicht weigern Auf- sicht zu halten, Lehrer und Lehrerinnen werden sie kräftig unterstützen, und da ohnehin im Frauenverein eine Gewerbeanstalt existirt, wie ebenfalls in der Taubstummen-Anstalt, so muß man hoffen, daß wenn Alles auf einen Punkt vereinigt ist, ein großer Segen das Resultat sein wird.

Aber wir müssen auch vereint und mit Hingebung, mit Patriotismus dazu wirken; wir müssen uns selbst und Auswärts beweisen, daß wir Freunde der Nothleidenden sind und daß wir verstehen das Unglück zu achten; thun wir das nicht, so sind unsere Spenden Wassertropfen auf heiße Steine gegossen und verdienen keinen Dank bei Gott und bei Menschen.

*** Das von Herrn Feilner angekündigte Werk über die Wittwe Gottfried betreffend.**

Es giebt in Bremen nur wenige Personen, welche eine actenmäßige, mithin genaue Kenntniß der Geschichte der bekannten Giftmischerin Wittwe Gottfried haben können, nämlich das Obergerichts-Personal — vielleicht auch nur der Referent — der Untersuchungsrichter, der Criminalgerichts-

secretair, der Pedell oder Schreiber an der Criminalgerichts = Kanzlei und endlich der Defensor.

Wenn es nun nicht anzunehmen ist, daß irgend einer der erwähnten Personen, die sämmtlich verpflichtet sind, über die bei ihren Amtsfunktionen zu ihrer Kenntniß gelangten Thatfachen die strengste Verschwiegenheit zu beobachten, diese Pflicht übertreten habe, so weiß man, was von der Anzeige des Buchdruckers Herr Feilner, daß er eine aus guten Quellen geschöpfte Geschichte der Wittwe Gottfried herauszugeben beabsichtige, zu halten ist, das angekündigte Werk anzukaufen.

Könnte man aber dem Gedanken Raum geben, daß wirklich Jemand so gewissenlos gewesen wäre, den Herausgeber des genannten Werks über die betreffenden Thatfachen zu unterrichten, so gäbe es ja wohl mehr als eine Behörde, welche darüber eine Untersuchung einzuleiten hätte, die im vorliegenden Falle um so billiger wäre, als die einzige Belohnung des Defensors für seine unsäglichen Bemühungen in dem Honorar des von ihm angekündigten und, wie sich nach den Fähigkeiten des Verfassers nicht anders erwarten läßt, gewiß höchst gediegenen Werkes bestehen dürfte. —

Ein vierfacher Gesandtenmord läßt sich in der Geschichte nachweisen.

Der bekannteste ist 1) der zu Rastadt 1799 25. April verübte Mord, wobei die franzöf. Gesandten Roberjot und Bonnier getödtet, Jean de Bry aber nur verwundet wurde. Ueber diesen Meuchelmord giebt der neueste franzöf. Roman: Fragoletta, wichtige Aufschlüsse, denn man erfährt dadurch zum ersten Male daß diese That angeblich auf Anstiften des übelgesinnten, unlängst verstorbenen Kö-

nigin von Neapel, einer Schwester Joseph II., des angebeteten und allgeliebten Monarchen, geschehen sey, die ein sittenloses, unzuchtiges und ränkevolles Leben geführt haben soll. Daß Neapel zwei wichtige Allianzen gegen die franzöf. Revolution schloß, ist bekannt. Aber die Königin Maria Karoline scheint nur allzu thätigen Antheil an diesen Allianzen genommen zu haben. Bisher war bekanntlich der rastadter Gesandtenmord ein dunkles, durch den dichtesten Schleier des Geheimnisses verhülltes Ereigniß, dessen Thäter niemals bekannt geworden, und man glaubte, dies Ereigniß sey das einzige Beispiel dieser Art in der Geschichte. Wir werden jedoch sogleich noch zwei bis drei andere ähnliche Fälle anführen. Hofrath Becker, damaliger Herausgeber des deutschen Reichsanzeigers in Gotha, ließ bei der Nachricht von diesem Morde eine Menge Drucklettern wunderbar und confus durcheinander drucken (er soll selbst in die Druckerei gegangen seyn) und gab dieses Schariwari für den diplomatischen Briefwechsel der Gesandten in Chifferschrift aus, den er auf besonderem Wege erhalten zu haben vorgab. Er machte gute Geschäfte damit, denn viele Leser des Reichsanzeigers hielten es für ächt und merkten den harmlosen Scherz nicht!! — 2) Nach den berühmten Kriegen zwischen Franz I. und Karl V worin Franz bei Pavia gefangen genommen wurde, ließ der Marquis del Guasto 1541 die beiden nach Venedig und Constantinopel bestimmten franzöf. Gesandten, Fregoso und Rincon, auf dem Flusse Po ermorden, worüber der vierte Krieg zwischen Franz und Karl ausbrach, der sich mit dem Frieden zu Crepi 1544 endigte, wodurch die Bedingungen von Cambray erneuert wurden. — 3) Auch Cromwell's Gesandten wur-

den als Abgeordnete einer revolutionären, fernsollenden Republik und als Gegner des Katholicismus 1649 in Spanien ermordet, so wie auch in Holland um dieselbe Zeit. — 4) Sehr wahrscheinlich ist endlich auch die Vergiftung der städtischen Abgesandten Gerlach Burtorf und Johann von Lüne im Januar des Jahres 1628 in Prag. Wenigstens starb dort der erstere am 8. Januar, und der andere schon am 11. Januar gleich nachher, so daß eine absichtliche Vergiftung mehr als wahrscheinlich ist. Das nähere findet man in Dr. Rothermunds' bremenschem Gelehrten-Lexikon.

Zollfreier Gedanke.

Für eine Regierung, deren Tendenz mit Vernunft, Wahrheit und Recht nicht im Widerspruch steht, giebt es kein gefährliches Buch! Die Lügen und abentheuerlichen Projekte der Schriftsteller haben noch keine Staatsgewalt vom Ruher gebracht, und werden auch nie eine davon bringen. Der Essig heißt nur auf der Wunde, nicht aber auf der gesunden Haut! Die flüchtige Verbreitung lügenhafter Gerüchte über die öffentlichen Handlungen der Regierenden durch Zeitungen zu verhindern, kann daher allein Interesse für eine tüchtige Regierung haben!

Die schwachen Brüder.

Gewiß ist der ein Neuling in der Welt,
Der nichts als Tugend sieht, und allzu hoch uns hält!
Nur Wenige bestehen vor jenem großen Richter,
Als edel, Wenige sind wahre Boswichter,
Doch ungeheuer ist der schwachen Brüder Zahl.
Die ungewissen Tritts und wie betäubt, oft An-
dern,
Noch öfter sich zur Last, den Lebensweg durchwandern,
Heut böse, morgen gut, aus Antriebe, nicht aus
Wahl! —

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Ankünden der Stadt Bremen.)

A. Daeves & J. Redaction. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 16. Januar 1831.

Wo ihr sie führt die heil'gen Waffen,
Bewahret sie als Schild und Hort,
Vom Himmel sind sie uns geschaffen:
Die freie Wehr, das freie Wort.

Die heiligen Waffen.

Lied der Bürger = Wehren.

Zwei Waffen hat uns Gott gegeben,
Die sind des guten Bürgers werth;
Wohl mag er sie mit Freuden heben
Zu Schutz und Trug, am eignen Heerd.

Sie ruhen beide still geborgen
Und schweigend in dem engen Haus,
Doch weckt sie nur der rechte Morgen,
Gefürchtet treten sie heraus.

Sie führen uns auf graden Wegen
Wohl unverzagt manch' schweren Gang;
Da grüßet uns ein froher Segen,
Und überall ihr heller Klang.

Die Ein in des Aufruhrs Zeiten
Gesetz und Ordnung aufrecht hält:

Wo Bürger für die Ruhe streiten,
Ist's in der Heimath wohl bestellt.

Die Andre soll getreu erhalten,
Was uns die Erstere errang;
Sie soll das heil'ge Recht verwalten,
Und geben ihm Gehalt und Klang.

Wo ihr sie führt die heil'gen Waffen,
Bewahret sie als Schild und Hort,
Vom Himmel sind sie uns geschaffen:
Die freie Wehr, das freie Wort.

So sollt ihr es fortan verfechten,
Das freie Wort von Herz und Mund!
Die freie Wehr in eurer Rechten,
So gebt ihr Bürger stets euch kund! —

D a s D o p f e r.

(Fortsetzung.)

Die beiden Freunde sahen sogleich ein, daß sie von diesem Feinde nichts zu fürchten hatten. Während die Frau, die sie hereingeführt, erzählte, daß er vor einer Stunde etwa, als man noch heftig im Gebirge geschossen, mit blutendem Kopfe an ihrer Thür angelangt sei, und unter Fluchen und Drohungen sich den Eingang erzwungen habe, seitdem aber immer tiefer in Schwäche verfallen sei, näherten jene sich ihm mitleidig, und Dietrich redete ihn in französischer Sprache an.

Indessen blieb die im Winkel sitzende Frau immer still und theilnahmslos, und wurde von den neuen Ankömmlingen nicht bemerkt. Alle Fragen, welche Dietrich an den Franzosen that: in wiefern er ihm eine Linderung seiner Schmerzen verschaffen könne? und ob nicht eine Erquickung in diesem Augenblicke ihm Noth thue? ließ dieser unbeantwortet. Seine Blicke ruheten nur immer starr auf Edmund, der nahe bei ihm stand, und mit einem Gefühle tiefen Mitleids den benachbten Krieger betrachtete, der gewiß oft glücklich den Gefahren des Todes entgangen war, jetzt aber ihm unerrettbar verfallen schien. Da erhob sich mit einer äußersten Anstrengung noch einmal der Franzose von seinem Sitze, so daß er, halb stehend, in vorgebogener Haltung, sich Edmund gegenüber befand, indem seine Rechte auf die Lehne des Sessels sich stützte, und die Linke krampfhaft auf der Brust, unter dem Klappenaufschlage der Uniform, wühlte. Er näherte sein Antlitz so sehr als möglich dem jungen Krieger, und schien eifrig in dessen Zügen zu forschen. Dann sagte er, während seine Knie zitternd aneinander schlugen, und in jedem Augenblicke zusammenzubrechen droheten, mit fester Stimme:

„Mademoiselle, ich kenne Sie wohl! Sie wollen Ihr Eigenthum zurück, daß ich Ihnen gestohlen habe in jener Nacht, als Sie neben dem todtten Manne in der Hütte am Rheine knieten. O, ich erinnere mich noch recht gut dieses Augenblicks! Was hast Du aber einen Soldatenrock und blanke Waffen angelegt, tollkühnste Mädchen?“ fuhr er heiser lachend fort; „meinst Du, Du könntest den Sergeant Girard zwingen, Dir herauszugeben, was er behalten möchte? Nein, nein, Kind! vor Wasfen hat sich Girard nie gefürchtet, und mit Bitten und Thränen hat ihn auch nicht leicht ein Weib gerührt. Aber jetzt geh's zum großen Appell, und wenn da gerufen wird: Sergeant Girard, hast du kein ungerecht. Gut auf deiner Seele? dann möchte ich doch gern antworten können: Nein, Obergeneral! Was ich an mich gebracht habe, geschah in gerechter Plünderung im Feindeslande, aber nicht durch Raub und Diebstahl im Freundeslande. Da, Mädchen, nimm Dein Eigenthum zurück; Es ist noch unverlegt. *Vive la France! Vive l'Empereur!*“

Bei diesen letzten Worten hatte er mühsam ein rothes Kästchen, das er unter seiner Uniform verwahrt, hervorgenommen. Er drückte es dem erstaunten Edmund in die Hand, dann knieten seine Knie zusammen, und mit dem leise wiederholten: *Vive l'Empereur!* sank er, von Dietrich unterstützt, halb auf den Sessel, halb auf den Boden nieder. Seine Augen brachen, ein leises Zucken flog über das bleiche Angesicht, nun wurde es starr und ruhig, und als Dietrich die Hand auf sein Herz legte, hatte es aufgehört zu schlagen.

„Er ist todt,“ sagte Dietrich zu der herbeistretenden Hausfrau. „Er ist als ein wackerer Soldat gestorben, und ich übernehme die Sorge, daß ihm morgen ein ehrenvolles Begräbniß werde. Aber jetzt laßt ihn uns wegschaffen. Jeder

sein Recht! der Todte gehört nicht unter die Lebenden."

Die Frau rief einen Knecht herbei, den einzigen Diener, den sie im Hause hatte. Mit seiner und ihrer Hilfe schob Dietrich den Sessel mit dem Gestorbenen hinaus. Edmund, der sich an einen Tisch gestellt hatte, und dem Freunde den Rücken zugekehrte, hörte nicht auf dessen Anforderungen, mit Hand anzulegen, und schien ganz in den Anblick eines Gegenstandes, der sich vor ihm auf dem Tische befinden mußte, versunken. Als der ältere Freund zurückkehrte, fand er ihn noch in derselben Stellung. Dietrich trat näher. Jetzt bemerkte er, daß eine dunkle Blut auf Edmunds Angesicht getreten war, daß seine Hände, welche zwei beschriebene Papiere hielten, heftig zitterten, und daß seine Blicke auf den Schriftzügen wild umherirrten. Das rothe Kästchen stand vor ihm auf dem Tische.

"Dietrich, ich glaube, ich werde noch wahnsinnig," hob er mit einem seltsam veränderten Tone der Stimme an. „Alles, was mir begegnet, ist geeignet, meinen Verstand zu verwirren, und es klopft so wunderbar in meinem Gehirne, als sei ein fremder Gast da eingelehrt. Siehe, das ist das Kästchen, das mir der Franzose gegeben! Als ich es öffnete, funkelten mir Gold und Edelsteine entgegen. Dazwischen lagen zwei Papiere. Hier sind sie. Das eine ist ein preussischer Militärpasß aus den neunziger Jahren, auf meine unglückliche Tante ausgestellt, das andere der Tauffchein meiner Cousine Cecilia. Sind das nicht tolle Streiche des Schicksals, so giebt es keine, und wenn mich sein Wirbel mit fortreißt, so halte ich das für nichts Besonderes." Dietrich griff hastig nach den Papieren. Er glaubte sich allein mit dem Freunde. Da ertönte ein Geräusch hinter ihrem Rücken, und jene Frau, die bisher, von ihnen unbemerkt, in den Winkel gekauert

gewesen, erhob sich von ihrem niedern Sitze. Ihr Antlitz war nicht mehr bleich, wie früher. Eine sanfte Röthe lag auf den Wangen, aus denen jetzt Leben und Empfindung sprach. Eine wunderbare Heiterkeit — man hätte sie eine Verklärung nennen können — thronte auf der Stirn, in den schönen blauen Augen zeigte sich ein Ausdruck der Ueberraschung, während auf den Lippen eine Frage zu schweben schien. In weiten Faltenwürfen fiel das graue Gewand um ihre Gestalt, allein man konnte doch in der edlen Haltung, in der freien Bewegung, jene Feinheit des äußern Benehmens erkennen, die nur eine höhere Bildung giebt. Sie näherte sich mit Hast, aber dennoch mit Anstand, den erstaunten jungen Männern. Hätten diese sie früher bemerkt, in ihrem stumpfen Hinbrüten, in ihrer geistigen und körperlichen Erschlaffung, mit der Leichenblässe auf den eingefallenen Wangen, mit dem ganzen Ansehn einer mitleidenswerthen, empfindungslosen Gemüthsranken, sie hätten sie in diesem Wesen, das nun durch seine plötzliche Erscheinung sie überraschte, nicht wieder erkannt. Mit einem leichten Gruße trat sie zu Edmund. Sie legte die Hand auf das rothe Kästchen, und sagte, in einem Tone, der die Bewegung ihres Gemüths an den Tag legte:

"O mein Herr, Sie nannten einen Namen, der mir unendlich theuer ist, und der Umstand, daß Sie im Besitze dieses Kästchens sind, welches ich recht wohl kenne, sagt mir, Sie wissen mir auch einigen Aufschluß über das Schicksal derjenigen zu geben, die jenen Namen trägt! Verschweigen Sie mir nichts, mein Herr! Niemand hat ein heiligeres Recht auf dieses theure Wesen, als ich. Lebt sie noch? Und wo lebt sie, welches Schicksal ist ihr geworden?"

Edmund blickte die Fragende starr an, ohne eine Antwort auf ihre Rede finden zu können. In seinem Kopfe wurde es wüster und wilder.

Es kam ihm Alles, was er hörte und sah, wie ein unklarer Traum vor, in dem er selbst eine Rolle mitspielen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Niederländischen Angelegenheiten, vornämlich in Bezug auf Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Die Zeit wird lehren, in wie weit diese Ansicht der Brüsseler Armee richtig ist. Ich werde nun zeigen, daß die Antwerpner und ihre Hülfstruppen eher als die Belagerten, als Belagerer der Citadelle anzusehen sind. Sie befinden sich ohne freie Communication, da ihnen nur wenig Thore der Stadt offen stehen, leiden an vielem Mangel und müssen immer die Kugeln der Citadelle und der Schiffe fürchten, denen sie bloßgestellt sind, ohne sich nur wirksam vertheidigen zu können. Dagegen ist man in der Citadelle und auf den Schiffen mit Allem versehen, ist in anhaltender Verbindung mit dem Vaterlande und hat nichts als einen Ueberfall zu fürchten, der aber nur sehr schwer auszuführen ist. Dieses ist aber noch nicht Alles. Das Thor der Beguinen liegt unter dem Bereiche der Kanonen der Citadelle, die dasselbe besetzen kann, so wie sie es will; dann kann sie ihre Kugeln durch die Stadt und vor sich hin die Schelde herauf bis über die Bassins schicken. Zwischen den Bassins und der Citadelle ist Antwerpen halbmondförmig an der Schelde gebaut, so daß es von der Citadelle überall und auch in seiner ganzen Breite beschossen werden kann. Vor dieser ganzen Breite liegen nun die Kriegsschiffe, die es in seiner ganzen Tiefe beschießen und die Kape und Bassins vollkommen dominiren, so daß unter ihren Kanonen das Sijl-Thor liegt und sie sich wohl

des rothen Thors bemächtigen können, wo dann den Antwerpnern und ihren Hülfstruppen eigentlich nur das Bürgerhout und das Thor von Malins (Mecheln) offen bleibt, aus denen sie hoffentlich bald fliehend abziehen werden. Hieraus ergibt sich, wie man die Antwerpner nur durch die bestimmte Zusage, daß die Citadelle und die Schiffe sich ergeben würden, zur offenen Empörung brachte, die sie sonst nicht wagen durften; ferner daß die Stadt sich eigentlich im Zustande der Belagerung befindet und daß Chassé diese zerstören kann, wenn er es will, so wie, daß wenn er ihr aus Menschlichkeit den Waffenstillstand bewilligte, er zugleich dem Staate große Vortheile sicherte. So stehen die Sachen in Antwerpen — auf die man ohne Furcht und voll Hoffnung blicken darf. Indessen hat sich nun auch in der Proclamation des Generals van Geen der Batavische Löwe herrlich erhoben und schon scheint banges Zittern die Empörer zu ergreifen.

Ich will nicht untersuchen, wie es gelang, gute Truppen durch Scharfschützen-Gefechte zurückzutreiben, wie Festungen und Citadellen übergangen, wie zu Anfang der Empörung der Commandirende in Brüssel die verkappten jungen Leute, die den Aufstand versuchten, nicht auseinander treiben und festnehmen ließ — genug, die Massen ziehen sich zusammen und der Krieg ist da. Was darf man hoffen, was muß man fürchten, und wird der Krieg lange anhalten oder schnell beendet seyn? Verliert man nicht kostliche Zeit, so glaube ich, daß man hoffen darf, daß er nur kurz seyn und daß das Land recht bald die Segnungen des Friedens, erkämpft durch seine sich so bereitwillig hingebenden Söhne, höher wie je genießen wird.

Schon jetzt sollte man von Seerland und von Maastricht aus vorgehen; um den Feind zu beschäftigen, der nichts Bedeutendes entgegen zu

stellen hat und um des seufzenden Vents Hoffnungen zu beleben.

Aber überhaupt, welche Mittel hat der Feind? Der Süd-Niederländer stand nicht als ein Reich zusammen, so daß sich National-Stolz in ihm bilden konnte. Sie sind Gentler, Antwerpner, Lütticher und Brüsseler. Jeder will der Beste seyn, keiner aber sich für das Ganze opfern. So blieb dann ihren damaligen Führern kein Mittel um sie aufzureizen, als Anschuldung von Haß, als Vorpiegelung unerreicher Vorthelle und als das Entwickeln fanatischer Begriffe. Ist ihr moralisches Gebäude so schwach, wie steht es erst um ihre wirklichen Kräfte.

Oben ist einiges über ihre sogenannte Armee geäußert. Der Kern derselben, der aus Fremden von verschiedenen Gegenden besteht, zeigt sich jetzt schon mißmüthig und fordert Auszeichnung und Geld, ohne welches auch der Süd-Niederländer sich nicht willig bewegt. Man hat mehrere Versuche gemacht dieses anzuschaffen, bisher aber ohne entsprechenden Erfolg und zum Kriegsführen sind doch große Summen nöthig, besonders wenn man im eignen Lande Krieg führen muß, und nicht auf Kosten des Feindes im fremden Lande Krieg führen kann.

Unter den Männern, die sich in Brüssel an die Spitze gestellt haben, sollen Einige voll großer Meinung von sich selbst, Andere voll von Ränke und Kniffe, aber auch kein Einziger seyn, der blinde durch Geburt, sich auszeichne durch Scharfblick und durch Festigkeit; auch keiner boshast genug, um gleichgültig alle Mittel zur Erreichung seines Zwecks zu gebrauchen; auch scheinen sie sämmtlich kein festes Ziel mehr zu haben, dem sie nachstreben.

Skaum hatten sie sich in Besitz der Gewalt gesetzt, als sich ihnen bei Ausübung derselben die Schwierigkeiten häuften. Da lernten sie erkennen,

daß es freilich leicht sey, auch die sorgfältigst geprüften Maßregeln der Regierung herabzusetzen und verdächtig zu machen, so wie, daß das Regieren eine sehr schwere Aufgabe, und daß das Zufriedenstellen Aller eine Unmöglichkeit sey. Um sich zu helfen, legten sie sich Söldlinge zu, entwaffneten gute Bürger, stellten sich unter den Krumm-Stab und verkündeten eine Versammlung von Deputirten, in deren Erwartung sie die Blide des Volks von sich abwandten; — es beschäftigten mit dem was kommen sollte und die Zeit gewannen, nach Umständen zu handeln. Es liegt klar am Tage, daß die Brüsseler Empörung lange vorbereitet war, auch weiß Jeder, der das Land kennt, daß die glücklichen Bewohner desselben im Genuß aller möglichen bürgerlichen und religiösen Freiheiten, und nur unter Zustimmung ihrer Deputirten, und beim Flor des Landes nicht übermäßig belastet, keinen der Gründe zum Aufstande hatten, die man sonst vorschlägt; — woraus sich ergibt, daß politische Mittel nicht hinreichten, um sie in Bewegung zu setzen, so wie es ebenfalls deutlich genug daraus hervorgeht, da das Land in sich selbst nicht die Kräfte hatte, die Empörung mit Erfolg durchzuführen, die Anstifter und Leiter derselben unter Einfluß einer fremden Gewalt handelten und gehandelt haben. Hier entwickelt sich nun der Grund der Ungewißheit, worin sich jetzt die Führer befinden. — Diese fremde, verborgene Gewalt haben die Französischen Blätter seit langer Zeit und seit Kurzem mit zunehmender Deutlichkeit bezeichnet und derselben mehrere Versuche zu Umwälzungen, so wie die im Juli stattgehabten Begebenheiten in Paris und die unruhigen Bewegungen in den verschiedenen Gegenden Europas zugeschrieben; wenn auch Andere sich bemühen diese Begebenheiten zu erklären, durch ein allgemeines Mißbehagen der Völker, das entstehen soll aus einem Sehnen nach

einem Zustande der Dinge, wie er vor 1789 war, oder durch eine zunehmende Nahrungslosigkeit, oder endlich durch eine wachsende Veränderungs- sucht, die aber nur beweisen würde, daß die Ci- vilisation nicht zu - sondern abnimmt.

(Der Beschluß folgt.)

* B e m e r k u n g .

Die Zeit ist mir viel zu kostbar und edel, als sie mit Antworten u. auf die vom bloßen Neide ausgebrüteten, und gegen mich eingerückten Anzeigen, zu verschwenden. Das verehrte Pub- likum, und die mich mit ihren Unterschriften be- ehrenden Gönner, werden sich späterhin selbst überzeugen, in wie weit diese, meine, von Einem Hochweisen Senate zur Herausgabe bewilligte wahre Generalgeschichte der wegen Giftmische- reien u. in Untersuchung gerathenen Gesche Margaretha Gottfried, Werth haben wird.

Der Subscriptions-Preis ist 75 gr. Gold.

Bremen, den 16. Jan. 1830.

Der Herausgeber
Franz Feilner.

* W e r h a t R e c h t ?

In No. 4 d. B., heißt es in den Artikel das von Herrn Feilner u. Genaue Kennt- niß der Geschichte der Gesche Margaretha Gott- fried kann nur haben, das Obergericht, der Un- tersuchungsrichter, der Secretair des Criminalge- richts, der Schreiber an der Kanzlei des besag- ten Gerichtes und der Defensor.

Sämmtliche Personen sind verpflichtet, die strengste Verschwiegenheit zu beobachten über die, bei ihren Amtsverrichtungen zu ihrer Kenntniß gelangten Thatfachen.

Wenn nun die Geschichte der Giftmischerin, wie die Anzeigen des Herrn Feilner sagen, aus guten Quellen geschöpft ist, so muß eine der obenge- nannten Personen ihre Pflicht übertreten haben, dies muß untersucht werden. Dem Herrn Defen- sor ist als Belohnung das Honorar für die Ge- schichte der Giftmischerin, wohl zu gönnen.

Erstreckt sich die Verschwiegenheit der be- nannten Personen auf ihre Lebenszeit, so hat der Herr Defensor seine Pflicht übertreten. Erstreckt sie sich auf einen gewissen Zeitraum, so könnten die benannten Personen, wenn es ihnen beliebt, gleichfalls die Geschichte herausgeben. Eine ge- richtliche Untersuchung anzustellen, wäre absurd, die Ehre die ein Defensor bei einer Defension erwerben kann, ist seine Belohnung.

Criminalgeschichten sind am besten aus den Federn der Untersuchungsrichter. Wir hoffen da- mit beschenkt zu werden.

* Z u r N o t i z .

Nicht verpflichtet über ihre Quellen Rede zu stehen, erwiedert die Redaction der Bremer Zeitung auf eine anonyme Anfrage diesmal ausnahms- weise, daß der bezeichnete Artikel über Nedefucht aus deutschen Blättern, namentlich zum Theil aus der allgemeinen Zeitung gezogen ist.

M i s c e l l e .

Auspfeifen und Auslachen.

Im August 1829 enthielten die Zeitungen die Notiz, daß ein Engländer, Sir Wilbers, bloß deshalb von London nach Paris gereist sey, um die englische Schauspielerin Mad. West auszufei- fen, die nicht ihn, wohl aber einen Andern, als Anbeter duldete. Er fuhr zur Theaterstunde mit Extrapost vor das Schauspielhaus in Paris, stürmte in's Parterre, und piff mit Consequenz,

so oft jene Dame auftrat, bis man ihn, strampelnd mit Händen und Füßen, hinaustrug. Er aber nahm nun ein Logen-Billet und plötzlich, als Mad. West wieder auf der Bühne stand, erscholl die Pfeife von oben herab, was ein solches Gelächter erregte, daß man ihn von da an pfeifen ließ. Nach dem Theater setzte er sich wieder in den Reisewagen und fuhr am nächsten Tage schon über den Kanal zurück. Im Sommer 1830 hat sich sein Nebenbuhler, im Verein mit den Schauspielern, gerächt. Sir Wilbers hatte wieder eine Liebchaft, bei der es ihm ebenfalls nicht besonders erging, indem die Dame schnell von London abgereist war. Da erhielt er einen Brief aus Liverpool, worin sie, unter gewissen Bedingungen, ihm ein Rendezvous gestattet. Er eilt mit der geschwindesten Post dorthin, und wird, als er in das bezeichnete Haus tritt, mit Applaus und Gelächter empfangen und so geht es ihm auf dem Heimwege bei jeder Poststation. Seine Widersacher hatten seine Leidenschaft erfahren und benutz, und ihre Bekannten überall eingeweiht, um den Geprellten mit Applaus und Gelächter nach London zurückzuschicken. Der Spaß wurde dann durch mehrere Tagesblätter der Dessenlichkeit übergeben mit dem hier frei übersehten Schlußverse:

„Sir Wilbers hat in seinem Zorn gepfeiffen,
Wir, gut'ger Art und nicht so ungeschliffen,
Wir applaudirten jubelnd ihm und machten,
Daß überall ihm Viel entgegen lachten.“

W. Herbert.

* Trinklied

für junge Akademiker.

Von Dr. Noeldke.

Eine Stimme.

Noch füllt Jugend uns den Becher,
Jugend kränzt noch unser Haar.
Trinkt, Göttern gleich, ihr frohen Zecher,
Zecher flieht der Sorgen Schaar.

Alle.

Fliehet ihr Sorgen, Du Freude sei nah,
Dann sind wir lustig; vivalle ralle ra!

Eine Stimme.

Himmelstochter Freude, schwebe
Mit der Freundschaft Hand in Hand
Zu uns nieder, komm' und webe
Um uns her dein Rosenband.

Alle.

Bleibt uns, verschwiferte Mächte, nah,
Dann sind wir lustig; u. s. w.

Eine Stimme.

Wie den Himmel Wandelsterne
Unter Sphärengesang durchziehen,
So laßt kreisend nah und ferne
Ednen den Kelch und Begeisterung sprühn.

Alle.

So laßt ihn kreisen fern und nah,
Dann sind wir u. s. w.

Eine Stimme.

Hätten des Olymps Götter,
Da Pandoren sie beschenkt,
Eine Bote ihr als Retter
Mit Punschnektar wohl getränkt —

Alle (rasch einfallend).

Dann wär' Erfüllung, nicht Hoffnung nur da;
Lustig wär' Alles; u. s. w.

Eine Stimme.

Aus dem Boden unsrer Becher
Sprubelt Bollgenuß und Lust,
Darum trinket tief ihr Zecher,
Gründlich trinken stärkt die Brust.

Alle.

Gründlichkeit rühmen die Weisen uns ja,
Darum trinkt gründlich! u. s. w.

Eine Stimme.

Nimmer werde oberflächlich,
Wie getrunken, so studirt!
Der fährt heim froh und gemächlich,
Der drei Jahre wohl geschmiert.

Alle.

Froh und gemächlich fährt es sich da,
Beichter noch geht sich's; u. s. w.

Eine Stimme.

Frisch dann sitzen zum Tentamen
Hinter Schloß und Riegel wir;
Erster Rang werd' unserm Namen,
Und Bestallung nach Gebühr!

Alle.

Her mit dem ersten! — so rufen wir da,
Trinken bestallt dann; u. s. w.

Er. Hochwohlgebornen
dem

Herrn H. W. Dibers,

der Arzneigelahrtheit hochverdienter Doctor und
berühmten Astronomen, des Königlich-Dänisch.
Dannebrog-Ordens Ritter.

Seinem alten Universitäts-Freunde als Nachklang
zu Seinem am 27. December 1830 solenne
gefeierten Jubelfeste gebracht
am 1. Januar 1831 *)

Heil Dir, verehrtester Mann! denn Du hast
das Höchste errungen.
Des Treibens, so segnenreich voll, allhöchsten
ehrenden Preis.
Denn Balsam hast Du geträuft in manche arg
blutende Wunden.
Was Du dem Kranken als Arzt, warst auch
als Berather ihm Du.
Nicht nur Hygieen verlobt, schwangst Du auch
zu Uranus Höhen
Gleich einem andern Hipparch Dich hoch zu den
Sternen hinauf:
Pallas, im goldenen Glanz, verbanke nur
Dir ihren Namen,
Da Dein umsichtiges Aug' ihr den bergenden
Schleier entthob:
Wie Du erfandest den Stern, im vestalischen
Abbild' uns scheinend,
Ward Ceres, verloren bereits, von Dir uns
aufs neue geschenkt.

*) Der Verfasser ersaubte der Unzert, den Abdruck in diese
Blätter. Sie hofft, die zahlreichen Verehrer des Gefeierten
werden ihn gern darin finden. Die Red.

Alles was Herrlich's gethan, in Rath wie in
That Du den Bürgern
Des Landes, das einst Dich erzeugt, die
Feder kann zeichnen es nicht:
In Marmor mit stählernem Griff' hat längst
es Elío gegraben:
Was braucht es den weiter des Ruhms, den
jeder im Herzen erhebt?
Ein halbes Jahrhundert ist nun auf schnellen
Flügeln ientschwunden,
Seit Du der mächtigsten Kunst, die Kranken
zu heilen gepflegt,
Seit Georgs Augusta Dir hatt' die höchsten
Würden ertheilet
Der Menschheit erhaltenden Kunst, der höchsten
in jeglicher Art,
Die Dänien's König erhöht im Brog Dir von
Woltemars Land.
Laß heute mein Dibers! ach mich Dein
Jubelfest preissend besingen,
Als Dein akademischer Freund, der jederzeit
hoch Dich geschätzt.
Unwissen des feiernden Tags, ließ mich
zur Stunde nicht bringen
Was gern' ich gebracht hätt' zur Zeit, und
später kann bringen erst jetzt. —
Der Jahrestag bringe Dir nun — da heut' wie
ein Neujahr beginnen —
Unendlicher Wünsche so viel, als Freundes
Herz sie nur einschließt.
Noch lange umgrünen Dein Haupt die immer
grünenden Kränze,
Von Tausenden, wie heut' von mir, in wahrer
Empfindung geweiht
Dem Arzte, der Freund ist und Rath. — Die
Zeit Deines Lebens genieße
In jugendlich-kraftigem Muth, der die Falsch-
heit der Wahrheit nur zündet
Und des Abends milderer Schein wandt'
erst spät sich zum Morgenroth' Dir.

von

Dr. D. Schütte,
Hochfürstl. Schwarzburg-Sondershaus. Hofrath:
in Bremen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 20. Januar 1831.

Was ist der Werth des Mannes, wenn nicht Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, Genügsamkeit mit möglichst Wenigem, und Entschlossenheit zu Allem?
Joh. v. Müller.

*** Der Fischer.**

Am fernen Meeresstrand wo nie die Winde schweigen,
Wo schäum'nde Wellen nie ihr Haupt zur Ruhe neigen,
Da lebt' ein Fischersmann, ruhig zurückgezogen
In einer kleinen Hüt', umrauscht von wilden Wogen.
Vom Himmel war ihm nur ein einz'ger Sohn ge-
geben, —

Der Mutter raubt' er schon bei der Geburt das
Leben, —

Mit diesem theilt' er gern sich in die nied're Hüt',
Hielt ihn zum Guten an, nach frommer Väter Sitte.

Wenn früh Aurora sich vom Himmel niedersenkte,
Und Helios die Pferd' aus salz'gen Fluthen lenkte,
Bestieg er leicht und froh den kleinen sichern Rachen,
Und trogte kühnen Muths dem off'nen Meeresrachen.

Der Sohn blieb dann zurück in heimatlichen Orten;
Der Vater dient' als Boots', bald hier bald wieder

Auf hoher See forsch't er nach hülfbedürft'gen
Schiffen,
Und warnte wohlerrfahr'n vor Bänk' und Felsenriffen.
Nief dieses Amt ihn nicht, dann fuhr zu nahen
Schluchten

Der rüft'ge Fischer hin, denn in den kleinen Buchten,
Weh'n nie so aufgereg't die tobenden Ozeane.
Wie auf dem off'nen Meer, im weiten Oceane,

Hier warf er dann behend in tiefe Meeresfluthen
Die dichten Netze aus, und seine Angelruthen,
Und kehrt' er dann zurück mit seiner reichen Beute,
Genos' er froh sein Mahl, an seines Sohnes Seite.
Des Tag's drauf bracht' der Sohn des Meeres reiche
Schätze

Am dürftigen Gewinn dann hin in nahe Pläge,
Und kehrt' er Abends dann mit dem Erwerb'nem
Wieder
Warf er zur sanften Ruh den müden Körper nieder.

So lebten frei und froh, und ruhig ohne Sorgen
Die beiden Fischerleut' am Abend wie am Morgen
Zwar arm und dürstig wohl, doch waren sie zu-
frieden
Mit dem was Gott der Herr in Gnaden hatt' be-
schieden.

Das Meer gab ihnen Speis' — und Trank die nahen
Quellen,
Dort schöpften Wasser sie sich aus den klaren Wellen,
Die freie Luft gab Kraft, und Heiterkeit dem Herzen,
Kurz sie war'n unbekannt mit Schwachheit und mit
Schmerzen.

Einst schiffte' der Fischer auch hinaus, trotz hohen
Wogen —
Schwarz hatt' indeß nnd trüb' der Himmel sich um-
zogen,
Hohl wühlt und braust das Meer, und von gewalt-
gen Seen
Wird bald das Schiff versenkt, bald schwebt's in
luft'gen Höhen.

Der Fischer zaget nicht bei diesem wilden Toben,
Vertrauend richtet er ein fromm Gebet nach oben,
Er kämpft und ringt und strebt, der hohen See zu
weichen
Das nahegeleg'ne Land baldmöglichst zu erreichen.

Doch welcher Mensch vermag des Schicksals Lauf zu
wenden? —
Des Schiffes Ruder bricht in seinen starken Händen,
In's tiefe Fluthenreich sinkt er sammt seinem Schiffe,
Laut krachend scheitert es am scharfen Felsenriffe.

Beim dumpfen Stromgebräus, beim lauten Windes-
wehen,
Verließ der Sohn die Hütt' den Vater auszuspähen;
Doch wie er ringsum forschet, wie weit die Blicke
tragen,
Er sieht vom Vater nichts — laut schallen seine
Klagen.

Bergweifelnd sinkt er hin, er glaubt ihn schon ver-
loren;
Da dringt ein lauter Schrei ihm plötzlich in die
Ohren,
Ein Schwimmer naht, zertheilt die Fluth mit kräfti-
gen Armen,
Der Vater ist's, gelobt sey Gott! er hatt' Erbarmen.

Der Fischer trat an's Land, der Sohn hielt ihn um-
schlossen,
Sie hertzten lange sich, und Freudenthränen flossen,
Und schauernd hört' der Sohn die väterlichen Worte,
Wie er so nahe schon des Todes grauer Pforte.

Drauf sprach der Vater, Sohn, vertraue dem dort
oben,
Verlassen sind die nie, die Gott als Vater loben;
Wer fest auf Gott vertraut, wird nicht zu Schaden
kommen,
Der Herr ist gnädig stets, und schüzet seine Frommen.

S —

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

„Reiße dich heraus!“ rief er sich selbst zu.
„Wahnbilder wollen dich necken und verwirren,
Trug will deinen Geist umspinnen, und dir eine
falsche Gegenwart vorgeheucheln!“ Dann aber kehrte
die Erinnerung des Vorangegangenen, der Ereig-
nisse, die ihn hierher geführt, zurück: er fühlte
Dietrichs Hand in der seinigen, er empfand den
Odem der nahestehenden Frau an seiner Wange,
er erkannte wieder, daß Alles, was ihm begegnet,
Wirklichkeit sei.

Indessen hatte die Frau langsam das Käst-
chen geöffnet.

„Da ist ja noch Alles beisammen, wie es
sein muß!“ hob sie wiederum an; „die Diaman-

ten von der Großmutter, und die Goldstücke von dem Grafen. Die Diamanten trug ich zum ersten Male an meinem Hochzeitstage, die Goldstücke schenkte mir der Graf bei seiner Abreise. Aber wo sind die Papiere, die noch dazu gehören? Ach, Sie halten sie, mein Herr! Sie wissen, daß sie von Wichtigkeit sind, und das wußte derjenige auch, der das Kästchen der rechtmäßigen Besizerin raubte."

Nachdenkend blieb sie einige Augenblicke stehen, und betrachtete aufmerksam den Inhalt des Kästchens. Dietrich war eben so sehr von der Erscheinung der Frau, ihren seltsamen, bedeutungsvollen Reden, wie von dem Zustande seines Freundes, dessen ganzes Wesen ein steigendes Unwohlsein verrieth, ergriffen. Er wollte die Frau anreden, er wollte durch eine entscheidende Frage dieser räthselhaften Sache eine bestimmte Wendung geben. Ehe er aber eine schickliche Einkleidung, wie sie das Achtung gebietende Aeußere der Frau erheischte, finden konnte, nahm diese aufs Neue das Wort:

"Sonderbar! Nichts fehlt, und dennoch wurde ein Mord begangen, um sich dieses Goldes, dieser Kleinodien zu bemächtigen. Viele, viele Jahre sind verschwunden, seit ich sie nicht vor Augen gehabt; wie eine trübe Scheidewand liegt es zwischen der Gegenwart und jener Zeit, und nun muß auf einmal der Glanz dieses Goldes, das Feuer dieser Edelsteine wieder meine Blicke treffen. Aber das köstlichste Kleinod, das mit diesen war, wo ist es hin? was ist aus ihm geworden? — O mein Herr," wandte sie sich im Tone der dringendsten Bitte an Edmund, "wenn Sie das Gefühl einer Mutter achten, die sich nach dem lange entbehrten Kinde sehnt, wenn Sie die Qualen der entsetzlichen Ungewißheit über

das Schicksal des geliebtesten Wesens ahnen, so sagen Sie mir, was Sie von derjenigen wissen, die mit diesem Golde und diesen Diamanten in der Gewalt eines räuberischen Bösewichtes blieb, geben Sie mir eine Kunde von meiner Tochter, von meiner Cäcilie!"

"Weib!" sagte Edmund, der sich in der außerordentlichsten Bewegung befand, und die Frau mit Blicken betrachtete, in denen Fieberguth brannte: „bist Du nicht ein bloßes Wahnbild meiner entflammten Einbildungskraft, eine Geburt meines erhitzten Gehirns, ist nicht Alles, was mich umgiebt, nur ein Werk der Sinnestäuschung, dieses Haus, der Schmuck, der vor meinen Augen, der Freund, der an meiner Seite steht: dann — dann!" fuhr er stärker fort, „dann kannst Du keine andre sein, als Helene, Gräfin von Landrecy!"

Da erlosch mit einem Male das Feuer in den Blicken der Frau, die Augenlider schlossen sich langsam über den Augen, die Stien erschien von unzähligen Falten gefurcht, und die sanfte Röthe der Wangen ging in eine Leichenblässe über. Alle Züge schienen um viele Jahre gealtert. Der Kopf sank müde auf die Brust herab, kraftlos fielen die Arme nieder, und die eben noch so hohe Gestalt schwankte zusammengebrochen, tappend, wie eine Blinde, nach dem niedern Sitze im Winkel zurück.

"Gieb Antwort, Gräfin von Landrecy!" rief ihr Edmund im Tone eines Rasenden nach. „Es muß jetzt hell werden in der Vergangenheit, jetzt oder nimmermehr!"

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vorläufige Erwiderung

auf den in No. 52 des Can. Wächters (Brem. Bürgerfr. No. 2) mitgetheilten Aufsatz des Hrn. Präsidenten Dr. Hurlebusch in Wolfenbüttel unter der Ueberschrift: Jesuiten in Köthen und Hildesheim suchen einen Knaben aus Braunschweig, von noch nicht 18 Jahren zu verführen, seinen vor-maligen Religionslehrer zu ermorden. *)

Es könnte befremden in der Ueberschrift des vom Hrn. Präsidenten Hurlebusch mitgetheilten Aufsatzes eine so auffallend bestimmte Behauptung, in dem Texte desselben so viele Verunglimpfungen von Männern zu finden, die sich der öffentlichen Achtung erfreuen, da doch aus dem Aufsatz selbst hervorgeht, hier auch allgemein bekannt ist, daß von den Gerichten zu Braunschweig eine Untersuchung eingeleitet worden ist, und es also die Humanität und der Anstand — erforderte, deren Ergebniß zuvörderst abzuwarten: allein es ist eine bekannte Sache, daß der Herr Präsident Hurlebusch über den richterlichen Grundsatz, erst zu hören und dann zu urtheilen, weit erhaben ist. Hievon hat derselbe in der bekannten Schmidt-Philadelphischen Sache sowohl, als in dem erwähnten Aufsatz auffallende Beweise geliefert. Offenbar hat derselbe in dem letztern einer pikanten Ueberschrift, jede andere Rücksicht aufgeopfert. Die in dem Briefe des Pastors N. enthaltenen Nachrichten können die Indiscretion des Herrn Präsidenten nicht rechtfertigen, denn diese enthielten bloß die Aussagen des Timpe, gegen den sich aus dem ganzen Aufsatz der Verdacht ergibt, daß er entweder Fanatiker oder ein Betrüger ist, der Aufsehen erregen, und sich interessant machen will. — Daß dies starke Lockungen sind, wird Niemand läugnen wollen. —

*) Der Unterz. gereicht es zur innigen Freude nachfolgende beide Original-Briefe mittheilen zu können, welche den früheren Bericht in ein anderes Licht stellen, und sie hofft zur Ehre der Menschheit, daß die eingeleitete Untersuchung den ganzen Zusammenhang der Sache als die Gaulelei eines Betrügers ergeben möge.

Die Ach,

Auf die bloße Aussage eines solchen Menschen hin, sollten aber Männer nicht so schmachlich beschuldigt werden, die, so lange die Untersuchung gegen Timpe nicht beendet ist, nicht einmal die Mittel in Händen haben, sich gründlich zu rechtfertigen.

Dies wird öffentlich geschehen, so bald die gerichtlichen Verhandlungen es erlauben, und war es dazu nicht erforderlich, die Gelegenheit, sich zu verantworten, durch jenen Aufsatz herbeizuführen.

Für jetzt muß ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß der 10. Timpe im vergangenen Jahre allerdings von mir in die kathol. Kirche aufgenommen zu werden verlangte, ich ihn anwies, zuvörderst darüber mit den Vorgesetzten des hiesigen Waisenhauses zu sprechen, daß er von diesen erfuhr, er hätte den Statuten dieses Instituts gemäß, welches bloß für protest. Zöglinge bestimmt ist, nach seinem Uebertritte keine Unterstützung weiter zu erwarten, und darauf den Entschluß faßte nach Münster zu reisen, wo er Verwandte seiner verstorbenen Mutter — einer Katholikin — zu finden hoffte. Ich habe ihm, als er mir seine Entlassungsscheine von dem Waisenhause Directorio und seinem protest. Beichtvater vorgelegt hatte, einen Empfehlungsbrief an den dortigen Hrn. Dechant Kellermann mitgegeben, allein weder dieser noch Hrn. Pastor Beck in Köthen haben ihm ein Unterkommen verschafft, oder ihn in die kathol. Kirche aufgenommen. Dies ist endlich durch den Präses Lüsken in Hildesheim geschehen, indem er dem 81-jährigen Greise sich als Märtyrer für seine religiöse Ueberzeugung darzustellen, und dessen Interesse und Mitleid zu erregen wußte. Beide mußten aber bald verschwinden, als sich zeigte, daß Timpe, der nach und nach zu verschiedenen Professionisten in die Lehre gegeben wurde, entschieden arbeit-

scheu war, und wahrscheinlich durch seinen Uebertritt ein Eldorado zu finden gehofft hatte. Daß die Begierde, denselben zum Katholiken zu machen bei mir sowohl, als dem Hrn. Dechant Kellermann und Pastor Beckr nicht sonderlich groß gewesen, möchte sich hieraus wohl ergeben.

Ausdrücklich muß ich noch bemerken, daß Timpe die ehrsüchtlich meiner gemachte Behauptung, ich hätte ihm gesagt: Du thust wohl, daß du Katholik wirst, unsere Kirche ist die allein selig machende, ferner, daß er von mir unterrichtet, und mit Reisegelde versehen worden sey, in den mit ihm gerichtlich angestellten Verhören als un wahr widerrufen hat.

Braunschweig den 11. Januar 1831.

A. Meyer,

Dechant.

Unterzeichneter kann nicht umhin, folgenden Brief mitzutheilen, wernach man jene Erzählung in No. 2 d. Bl. zu würdigen im Stande ist:

Hildesheim, den 12. Januar 1831.

P. P.

Hertzlich danke ich Ew. Hochw. für die mir gütigst mitgetheilte Erzählung aus dem Bremer Bürgerfreund. Dieselbe war hier in Hildesheim schon seit einigen Tagen bekannt, weil ich aber mehr als 60 Jahre in öffentlichen Diensten gestanden, und nicht nur in der Stadt, sondern auch im ganzen Fürstenthum bekannt genug bin, so konnte dieselbe wenig Eindruck machen, so wenig auf mich, als auf das ganze Publikum; selbst in Braunschweig findet sie bei keinem Vernünftigen Glauben. In Ihrer Gegend, wo weder Herr P. Beckr, noch ich bekannt sind, könnte wohl Mancher durch so dreiste Lügen irregeführt werden; deswegen will ich den ganzen Vorfall in Kürze mittheilen, damit Sie denselben mit meiner Namens-Unterschrift bekannt machen können.

Im Anfange des Sept. 1830 kam ein mir unbekannter Knabe von etwa 17 Jahren zu mir, mit der Bitte, ihn in die kathol. Kirche aufzunehmen. Er überreichte mir zugleich zwei Zeugnisse; eins von dem Herrn Superintendent und den Pfarrern bei der St. Magnus Kirche in Braunschweig, ein anderes von seinem Vormund; beide waren mit Unterschriften und Amtssiegeln gehörig versehen. Der Inhalt war: daß der Bögling des Waisenhauses Fr. Timpe, der aller ihm gemachten Gegenvorstellungen ungeachtet, darauf bestände, seine Confession zu verändern, hiemit erlaubt wäre, jede andere, ihm beliebige Confession zu wählen. Da ich ihn an den Dechant Meyer verwies, lehnte er das durch eine mir wahrscheinliche Entschuldigung ab. Ich prüfte seine Religionskenntnisse durch einige Fragen und fand ihn gut unterrichtet. Weil er mir ein wirklich hilfsbedürftiger Mensch zu sein schien, wollte ich ihn nicht sogleich gänzlich abweisen, sagte ihm daher: Wenn er mir ein Empfehlungsschreiben von dem Herrn Dechant Meyer in Braunschweig brächte, so könnte ich ihm durch einen jungen Geistlichen den noch nöthigen Unterricht einige Wochen hindurch verschaffen; mehr könnte ich ihm aber nicht versprechen. Er kehrte nach Braunschweig zurück und brachte mir das verlangte Schreiben, worin mir der Herr Dechant Meyer sagte, daß den Timpe nichts hindere nach Br. zurückzukehren, er werde nur einige Vortheile verlieren, die er vorhin aus dem dasigen Waisenhaus genossen.

Auf diese Nachricht ließ ich ihm den verlangten Religions-Unterricht erteilen. Nach etwa zwei Wochen fand ich bei angestellter Prüfung, daß er mit der christl. Glaubens- und Sittenlehre überhaupt, so wie mit den Unterscheidungslehren insbesondere hinlänglich bekannt

war; und da er mir seinen längst gefaßten und aufrichtigen Entschluß betheuerte, ließ ich ihn das Glaubensbekenntniß ablegen. Am folgenden Tage empfing er die heil. Communion und blieb am nächstfolgenden noch in Hildesheim. Darauf hieß ich ihn, nachdem ich ihn zur Gottesfurcht, Nächstenliebe und zur sorgfältigen Erlernung eines Handwerks, welches ihn ernähren könnte, ermahnt hatte, nach seiner Vaterstadt zurückkehren.

Von dort ist er nun — ohne mein Vorwissen — nach Köthen gegangen. Einige Zeit nachher sah ich ihn wiederum zu meiner Verwunderung in Hildesheim, wo er ein paar Wochen blieb und Versuche anstellte, bei einem Handwerker als Lehrling unterzukommen. Da dies fehlgeschlagen, kehrte er wieder nach Braunschweig zurück und spielte da die Rolle eines reumüthigen Verführten. Er ist jetzt gefänglich eingezogen. Von dem Ausgange des Spiels wird der Herr Dechant Meyer, der an Ort und Stelle sich befindet, ohne Zweifel dem Publicum Nachricht ertheilen.

Er. 12. 12.

Fr. Lüsken,

Präses des bischöflichen Collegiums und Seminars.

Der Herr Präses und Prof. der Theologie Fr. Lüsken fügt noch hinzu, daß der Herr Pastor Beck, der sich gegenwärtig in Wien befinde, ihm über diesen Timpe keine Sylbe geschrieben; er könne aber versichern, daß er die Jahre, welche er in Köthen zugebracht, ungetheilte Hochachtung von Protestanten sowohl als Katholiken sich zu erfreuen gehabt.

Für die Aechtheit dieses Briefes bürgt

J. Connemann,
intermist. Pfarrcooperator an der St.
Johannes Kirche.

* Das von Herrn Feilner angekündigte Werk über die Wittve Gottfried betreffend.

Obgleich es in Bremen nur wenige Personen giebt, die eine genaue zusammenhängende Kenntniß der berühmten Thaten der Gottfried haben, so ist es dennoch nicht unmöglich sich diese durch dritte Personen zu verschaffen, besonders wenn der Zweck der ist eine Geschichte dieser Facta und nicht eine actenmäßige Darstellung zu liefern. Es ist daher eben nicht löblich dieses Werk vor dessen Einsicht beurtheilen und in den Augen der Welt heruntersetzen zu wollen.

Hätte jemand pflichtwidrig dem Herrn Feilner Geheimnisse mitgetheilt, oder enthielte das Werk Unwahrheiten, so würde der Herr Censor gewiß die Behörde davon in Kenntniß gesetzt haben, und Herrn Feilner würde nicht gestattet worden sein mit seiner Anzeige herauszurücken, daß die competente Behörde übrigens eine strenge Untersuchung deshalb eingeleitet und der Herr Feilner sich gewiß gerechtfertigt hat, daran wird kein Vernünftiger zweifeln. Den Erwartungen nach wird das Werk des Herrn Defensors actenmäßig eine Zusammenstellung der eingestandenen Vergehungen der Gottfried enthalten — allein warum könnte auch der Herr Feilner nicht in den Stand gesetzt worden sein, ohne die Acten zu besitzen, eine geschichtliche Darstellung des früheren Lebenswandels verbunden mit den früheren und späteren Unthaten der Gottfried durch sonstige dem Gerichte nicht einverleibte Personen zu erhaschen. Der Verfasser des Aufsatzes in No. 4 d. Bl. diese Sache betreffend, scheint nicht zu wissen, was übrigens stadtkundig, daß der Herr Defensor für seine Arbeit, aller Sorge der Beeinträchtigung längst entledigt ist.

Die Zeit wird bald erscheinen in der beide Werke vor uns liegen werden, ich werde (mit

Erlaubniß der geehrten Redaction) nach Durchsicht darüber unpartheißch reden — aber nie wird mich wie einen Andern schon vorher der Vorwurf eines Vor-Urtheils treffen, denn dieser Vorgriff ist dem vorlauten Vormund unter keinem Vorwand zu verzeihen und könnte man ihn ohne Vorbedacht mit dem Vor-Namen eines vor-eiligen Vorwärtigen beehren.

* W ü n s c h e.

Um dahin zu gelangen, daß Rechtlichkeit und Treue immer mehr gefördert werden, ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn durch Religion Aufklärung und durch Aufklärung Moralität in den Menschen geweckt wird. Von diesen Gesichtspunkte ausgehend bitten mehrere Mitglieder der St. Mich. Gemeinde die hochverehrte Inspection dieser Kirche, die aufgehobene Nachmittags Predigt wieder einzuführen, damit auch den Dienstboten Gelegenheit gegeben werde, sich immer mehr und mehr moralisch gut auszubilden, welches als ein nothwendiges Bedürfnis unserer Zeit angesehen werden muß.

Da die Sängerin Madame Pohl-Weistener noch hier in Bremen ist, so wird der Wunsch geäußert, sie noch ein oder mehrere Male in beliebten Opern auf der Bühne zu hören, im Fall es sich mit den Verhältnissen der verehrlichen Theater-Direction vereinigen läßt. —

Eben so wird die verehrliche Theater-Direction ersucht, das Stück die „Corse“ recht bald wiederholen zu wollen, wodurch sie sich verpflichtet

mehreren Theaterfreunden.

* Zur Beherzigung.

Wie man vernimmt, hat der Senat auf dem letzten Bürger-Convente den Vorschlag ge-

macht, die Convents-Verhandlungen durch den Druck zur Kunde des Publicums zu bringen, um eine größere Theilnahme an den Angelegenheiten unseres Staates vorzubereiten. Gewiß erkennt ein Jeder, der nach der jetzt bestehenden Norm, den Convent nicht besucht, dieses mit dem lebhaftesten Danke, zumal, wie es verlautet, zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft kürzlich von einer Umgestaltung der jetzigen Verfassung die Rede gewesen ist. Man möchte hoffen und wünschen, daß bey so tief in das Lebens-Element unseres Freistaates eingreifenden Verhandlungen, die der vielseitigsten Erörterungen bedürfen, es gestattet werden möchte, sich in öffentlichen Blättern frey, aber mit Mäßigung, darüber aussprechen zu dürfen. Auch möchte der durch obigen Vorschlag des Senates beurkundete liberale Sinn desselben, wohl zu der Erwartung berechtigen, daß, bevor Veränderungen in der Grundverfassung unseres Staates eintreten, auf welche jeder Bürger seinen Bürgereid geleistet hat, durch ein Gesetz bestimmt werde, wer denn eigentlich b e r e c h t i g t ist auf dem Bürger-Convente zu erscheinen, damit der Bürger wisse, in wessen Hände er die Wahrnehmung seiner heiligsten Interessen vertraut hat, über welchem Gegenstande bisher noch ein magischer Schleier ruhte. —

* Frage und Wunsch.

In der Vorstadt ist das Anrufen der Stunden bey einigen Nachtwächtern ja wohl abgeschafft? — Die Bewohner derselben wünschen jedoch, daß man es bey dem guten Alten lasse, denn zu solchen Neuerungen sagt man: „Augen Nichts!“

* Erwiderung.

— Quae te dementia repit!

In N. 104 des Unterhaltungsblattes von 1830 findet sich unter der Ueberschrift „Literatur“

eine Recension über Ernst Greiß's Jugendsünden, die sehr zu Gunsten des jugendsündlichen Dichters ausfällt. Der gutherzige Rec. scheint die ungünstige Meinung, die man von dem jugendsündlichen Dichter hegt, seitdem im Bürgerfreunde einige beißende Epigramme auf denselben abgedruckt sind, „die Aufsehen machten“, wieder für den Sünder gewinnen zu wollen, indem er den launigen Einfällen eines Wiglings eine gebiegene Recension entgegenzusetzen meint. Der Rec. versucht sogar den Verf. mit Göthe zu vergleichen. — Welcher vernünftig nachdenkende Mensch wagt Göthe's Zartheit und naive Innigkeit mit der „originalen energischen Kraftsprache“ eines solchen Sünders auf die Wagschale zu legen. Wie wir in der Rec. lesen, soll der Verfasser eigentlich der „gelehrte“ Professor Greverus sein. Und ich glaube fast, er hat Recht; denn originale energische Kraftsprache ist unverkennbar dieselbe in Greverus Sammlung seiner Gedichte, bei Uslar in Pyrmont 1818 herausgekommen. Man sehe nur in letztgenannter Sammlung. Seite 53 B. 5, S. 61 B. 3 v. u. S. 63 B. 3 u. 4 v. u. — Wer möchte solche Ausdrücke nicht „original energisch“ nennen!! Doch darum nicht verzagen, junger Mann, sündigen Sie immerhin; Ihrer Sünden Schaustellung wird der Nachwelt gewiß mehr nützen als ein Blatt, (Redactionsstück.) Sie empfiehlt.

P — e.

M i s c e l l e.

Luther gab 1521 einen jungen Studenten den Unterricht mit auf die Kanzel: „Steige hinauf, thue das Maul auf, und höre bald auf: denn man kann den Leuten in einer Viertelsunde mehr predigen, als sie in zehn Jahren thun werden. Wenn Du merkst, daß die Leute am lieb-

sten hören, so beschleunige Deine Predigt, so hast Du auf eine andere Zeit wieder Zuhörer.“

Selbst die Fürsten der Vorzeit hielten sich Tagebücher, worin sie die ihnen merkwürdigen Begebenheiten aufzeichneten. Freilich kommt darin so Manches vor, was wir heut zu Tage des Bemerkens nicht werth achten würden, z. B. Hab' ich hundert Thaler verspielt, hab' ich einen Hirsch von achtzehn Enden geschossen; hab' ich das andere Buch Moses ausgelesen; ist eine Komödie agiert worden, vom Grafen G l e i c h e n, der zwei Weiter gehabt u. s. w.

* A n * * *

Kennst Du den heiligsten Tempel des Herrn, wo Blume an Blume,
Blatt an Blatt, und der Baum, die Quelle, der rauschende Balthrom,
und die farbige, goldige, rothige Luft, und der grüne Teppich der Flur, mit Demanten bestreut; und laute jubelnde Wipfel
Wiegendes Balbs lobpreisen, und die sichwimmelnde Tiefe,
Angestrahlt von dem Licht der Lampe im ewigen Dome,
Wo der Morgen Dich ruft zu heiliger Andacht im Lichte!
Welkenstrahlend die Nacht selbst beugt des Sträubenden Knie;
Wo Dein Herz sich, erlöst von Bangigkeiten der Erde, Niederwirft in den Staub und frohbetend hinaufdankt,
Daß von der Seele sich löste der Nacht und des Tages Gewirre;
Kennst Du Irrender ihn? — Schau, wenn der Frühling daherschwwebt,
Wie er den Tempel des Herrn, den herrlichsten, herrlich Dir ausschmückt
Mit Gewinden von Laub, mit Blumenkränzen untendlich! —
Zieht es nicht stark Dich hinein in diesen Tempel, des Altar
Gott Dir selber umzog mit schönen, duftenden Ketten,
Wo die Blüthe ihn preist und wo die Frucht ihn erhebet?! —
Und Du wolltest im Zorn von stillen Kränzen Dich wenden,
Welche das Kirchlein schmückt, erhebend des Würdigen Festtag? —
Liebt der Ewige so die freudeheischende Menschheit,
Daß er mit eigener Hand schmückt den Tempel der Schöpfung;
So erblickt auch des Auge, der uns die Wahrheit gelehret
In dem Geiste des Vaters, liebend die Kränze der Liebe!!

hpiya.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden, der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Töngsen.



Der Bürger-Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 23. Januar 1831.

Millionen sind gekommen,
Millionen schliefen ein,
Und von allen diesen Gästen
Wirst Du nicht der ärmste seyn.

Der Weltbaum.

Neue Zweige, neue Blätter
Treibt der ewig alte Baum,
Heberspannt mit seinen Ästen
Alles Leben, allen Raum.
Tief und dunkel liegt die Wurzel,
Hoch und klar glänzt seine Frucht,
Und der Gärtner, der ihn pflanzte,
Pfleget und hält ihn in der Zucht.
Unter diesem Baume wandeln
Alle Menschen auf und ab,
Unter diesem Baume finden
Alle Menschen Bieg' und Grab.
Lust und Freude, Schmerz und Thränen,
Blüthenkranz und Dornenreis,
Alles reißt in seinem Gipfel,
Ohne daß der Mensch es weiß.
Ist's gereift, dann fällt es nieder,
Fällt dem Menschen in den Schooß,
Und so fällt von diesem Baume
Jedem still sein Erdenloos.
Diesen Baum kannst Du ja nennen,
Siehe da. — er heißt die Zeit,
Gott, der Ewig's, ist sein Gärtner,
Dieser steht von Dir nicht weit.

Denn auch Dich hat er gerufen,
Um hier als ein frommer Christ
Unter diesem Baume zu wohnen,
Bis Du eingeschlafen bist.

Herrscht nun auch in seinen Zweigen
Dunkel viel und wenig Licht,
Reissen nächtlich auch die Früchte,
Dennoch, Christ, verzage nicht.

Reich an Gnade, reich an Wünschen,
Reich an Pflichten stehst Du da,
Und Entschließung und Vertrauen
Bleibt dem frommen Herzen nah.

Gibst es Thränen, gibst es Jammer,
Nun wohl an, Du bist nur Gast —
Aus dem Baume klingt die Stunde
Dir zur Ruhe, Dir zur Last.

Millionen sind gekommen,
Millionen schliefen ein,
Und von allen diesen Gästen
Wirst Du nicht der ärmste seyn.

Ludwig Wülker.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat die Hausbesitzerin herein, und sah erschrocken auf den jungen Mann und ihre Gefährtin, die im Begriff war, ihre alte Stelle einzunehmen.

„Hat die Wondsüchtige zu Euch gesprochen?“ fragte sie, besorgt dem wild um sich blickenden Edmund, näher tretend. „Ihr müßt Euch nicht an das kehren, was sie gesagt hat! Es ist eine arme, geistesranke Frau, die mein seliger Mann vor vielen Jahren elend im Gebirg umher irrend angetroffen hat. Seitdem lebt sie hier im Hause, wenn man ein Dasein, wie das ihrige, Leben nennen kann. Sie spricht in ihrem gewöhnlichen Zustande nie, hat die Augen immer verschlossen, und sitzt, wie stumpf und geistesabwesend, in ihrem Winkel. Alles, was um sie vorgeht, scheint sie nicht zu bemerken, und die wenige Nahrung, die sie zu sich nimmt, kann sie nur gerade erhalten. Wenn die Zeit des Vollmondes da ist, geht manchmal eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Sie steht auf, und erscheint als ein ganz anderes Wesen. Sie sieht aus, wie eine Gesunde, blühend, frisch, und sogar schön. Dann fängt sie an zu sprechen von früheren Zeiten, von einem schönen Schlosse, das sie bewohnt hätte, und ganz besonders scheint ihr Gemüth mit dem Gedanken an eine Tochter beschäftigt, die sie todt oder verloren wähnt. Wer kann aber einer Uerwichtigen, einer Wondsüchtigen glauben? Dieser Zustand hat auch immer nur kurze Zeit gedauert. Sie sank in ihre frühere Stumpf sinnigkeit zurück, und dann ist mit allen Fragen kein Wort mehr aus ihr zu bringen. Es ist nun schon sehr lange, wohl über Jahr und Tag her, daß die Wondsucht sie nicht befallen hat, und ich dachte schon, sie würde nun immer stumm bleiben, bis an ihr Ende.“

„Hat sie etwa, wenn sie zu Euch sprach,“ forschte Dietrich, „das verloren geglaubte Kind Cäcilie genannt?“

„Richtig!“ antwortete die Wirthin. „Von ihrer Cäcilie sprach sie immer, und sicherlich hat sie auch gegen Euch dieses Kindes erwähnt, vielleicht auch ihres Schlosses und ihrer ehemaligen Reichthümer. Lieber Gott, die haben wohl nur in ihrer Einbildung bestanden! Mein seliger Mann fand sie in Lumpen gehüllt, in dem erbärmlichsten Zustande einer unglücklichen, verwilderten Person.“

Indessen hatte Edmund mit seltsamer Eilefertigkeit das Schmuckkästchen mit den Papieren in seinen Tornister gepackt. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, ließ er sich jetzt in einen Sessel nieder, legte den Tornister auf seinen Schooß, breitete die Arme darüber aus, und schien sich dem Schlasse hingeben zu wollen. Als sein Freund, der noch einmal zu der Frau im Winkel trat, und diese genau betrachtete, nach einem Weichen sich ihm näherte, fand er ihn wirklich schlafend. Sein Kopf war auf den Tornister niedergesunken, und die schweren Obemzüge, die sich seiner gepreßten Brust entzogen, wie die Fieberhige auf seiner Stirn, waren nicht geeignet, Dietrichs Besorgnisse zu vermindern. Er setzte sich leise neben den Freund, und bewachte dessen Schlaf. Es schien ihm bemerkenswerth, daß die Wondsüchtige, als Edmund sie mit dem Namen seiner Tante anrief, erwacht, und in den gewöhnlichen Zustand ihres wachen Lebens zurückgekehrt war. Erinnerte er sich doch, gehört zu haben, daß solche Nachtwandler, wenn sie durch kein, noch so lautes, Geräusch zu sich zu bringen gewesen, bei einer halblauten Nennung ihres Namens erwacht seien, und daß man deshalb sich hüte, an gefährlichen Stellen ihnen diesen zuzurufen, indem sie dann schon oft im ersten Momente des Erwachens ver-

unglückt seien. Auch sollten sie in vielen Fällen, gleich den magnetisch Somnambulen, höhere Geistesanlagen während des mondflüchtigen Zustandes verrathen, als im wahren Dasein. Alles dieses schien bei der Unglücklichen, die in den Winkel gekauert saß, zusammenzutreffen. Wenn nun Dietrich dabei erwog, daß sie eine genaue Kenntniß des verhängnißvollen Kästchens und seines Inhaltes gezeigt hatte, daß sie von einem verlorenen Kinde sprach, welches sie Cäcilie nannte; wenn er der jungen Schifferin gedachte, und ihre wunderbare Aehnlichkeit mit Edmund, des sterbenden Mannes in der Hütte am Rhein, und der Aussage des Sergenten Girard, der, Edmund für ein Mädchen ansehend, gestanden hatte, daß er in einer Hütte, wie jene, eben diesem Mädchen, das neben einem todtten Manne gekniet, das Schmuckkästchen geraubt habe, dann mußte er sich bekennen, daß dieses Zusammentreffen von Umständen ein wunderliches Licht auf seines Freundes Familien-Verhältnisse verbreite, dessen Dämmerung aber, bei der Geistes-Stumpfheit der Hauptperson, wohl nie ganz erhellt werden dürfte.

Die Scene, die ihn umgab, würde in einem andern Augenblicke seine Aufmerksamkeit erregt und gefesselt haben. Die Wirthin war unter einem großen, in die Wand gemauerten Crucifix eingeschlafen, im Winkel kauerte die unglückliche Geistesranke, von der es zweifelhaft war, ob sie schlafe oder wache, über das ganze alterthümliche Gemach und in die hohe Halle hinauf sandte das flackernde Flämmchen der Lampe ein seltsames, unbestimmtes Licht, das den zwei Frauen und ihren Umgebungen einen höchst malerischen Reiz mittheilte. Jetzt war Dietrich's Theilnahme ganz seinen Freunde gewidmet. Indem jene Ereignisse, gleich flüchtigen Bildern, an seinem Geiste vorüberzogen, legte er bald sanft die Fläche der Hand auf Edmunds glühende Stirn, bald prüfte er

den Schlag des Pulses, bald tauschte er auf dem Odemzug. Edmund schien schwer zu träumen. Er veränderte oft seine Lage, stieß unartikulierte Töne aus, und presste einige Male die geballte Faust an sein Herz. Lange widerstand Dietrich der Ermüdung, die eine natürliche Folge des Tag- und Nachtmarsches war. Endlich unterlag auch er der Macht des Schlafes, und indem er noch einmal versuchte, die matten Blicke auf den Freund zu richten, schlossen sich seine Augen und verließ ihn das Bewußtsein.

Als er erwachte, stand Edmund vor ihm. Dieser war schon völlig zum Abmarsche gerüstet, und rüttelte noch an dem Schlaftrunknen, um ihn zu ermuntern. Geschäftig bewegte sich die Wirthin hin und her, während sie ein Frühstück für die jungen Männer besorgte. Die Fensterläden waren geöffnet, und der Morgen dämmerte in Osten. Noch brannte die Lampe, und erhellte das Gemach. Stumm und unbeweglich, wie ein Steinbild, saß die Gemüthsranke in ihrem Winkel.

„Hörst Du die Trommel?“ sagte Edmund, während seine Zähne im Fieberfroste zusammenklappten. Er sah sehr blaß aus, und schien sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten. „Wir müssen fort zum Regimente,“ sprach er weiter; „die Trommel ruft, und ein wackerer Soldat darf nicht fehlen bei ihrem Rufe.“

Dietrich war aufgestanden, und ergriff besorgt des Freundes Hand. „Du bist krank, Edmund!“ hob er an. „Bleibe lieber zurück, und pflege Deiner Gesundheit hier in Ruhe! Ich will Dich krank melden beim Regimente.“

„Nein, nein!“ erwiderte der jüngere Freund, und sandte seine Blicke nach der Frau im Winkel. „Ich bleibe nicht hier. Sieh dort die Frau aus meinem Kindermährchen! Sie ist wahnsinnig geworden, und ihr Wahnsinn möchte mich anstecken.“

Komm, komm! Die Trommel wirbelt Thal auf und Thal nieder. Wir waren nie die Letzten auf dem Plage, wir wollen es auch heute nicht sein!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Niederländischen Angelegenheiten, vornämlich in Bezug auf Antwerpen.

(Beschluß.)

Diese verborgene Gewalt nun hat in dem guten Verstande mehrerer Bevölkerungen, durch den diese ihre Selbsterhaltung scharf ins Auge gefaßt und für diese gesorgt haben, einen bedeutenden Widerstand gefunden, der die Thätigkeit derselben und die der Führer in Brüssel lähmte, die sich kürzlich als zur Behauptung ihrer Grundfätze beschränkten „aufzureizen, Daß zu verbreiten, und im allgemeinen die fremden Regierungen „zu verunglimpfen, die die Völker ehren müssen, „wenn sie sich nicht in unabsehbare Elend stürzen „wollen“, wie die Geschichte zeigt, die auch er giebt, daß Empörungen gewöhnlich wegen geringer Uebel unternommen, immer große Bürden und oft recht schweren Jammer mit sich führen und im allgemeinen mit sehr vermehrten Lasten enden.

Abgesehen nun von dem unmittelbaren Einfluß des Comité Directeur auf die Begebenheiten im Süden der Niederlande, so sind einige der Meinung, daß es bei denselben darauf abgesehen gewesen sey, diese mit dem Französischen Reiche unter Carl X. zu verbinden, der so dem Papste und auf jeden Fall den Wünschen der Franzosen diene; Andere hingegen wollen, daß man sie mit dem zu errichtenden Französischen Freistaate vereinigen wollte, noch Andere, daß sie unter seinem Schutze einen eigenen Freistaat bilden sollten, auch giebt es endlich einige Wenige, die meinen, daß sich die Empörung zufällig und wie von selbst gebildet habe, überschend, daß in

diesem Fall, wie wenn Brand entsteht, Jeder Hand angelegt haben würde, um zu löschen und hier, das Staats-Gebäude zu erhalten. Planmäßig ist man zu Werke gegangen, wenn auch nicht alle Fäden genau erkannt sind und wenn die Planmacher selbst auch augenscheinlich nicht alle Umstände gehörig erwogen und vorgeesehen und bei den Völkern mehr Leichtsinne vorausgesetzt hatten, als diese wirklich besaßen. Wie tief die Pläne angelegt sind, so scheitern sie doch häufig und so fand sich Carl X. plötzlich gestürzt; so will es sich noch immer nicht mit dem Französischen Freistaat so recht gestalten; auch will es sich mit den auswärtigen Empörungen nicht machen; auch suchen alle Regierungen sorgsamst Krieg zu vermeiden und während nun in Frankreich Robespierres ungeduldig die Gelegenheit ersehen, sich zu betheiligen und dort, wie in Brabant und Flandern, die Hefe des Volks losgelassen ist, so sitzen sie jetzt da die Führer in Brüssel, in Angst, Sorgen und Noth und wissen nicht was zu thun.

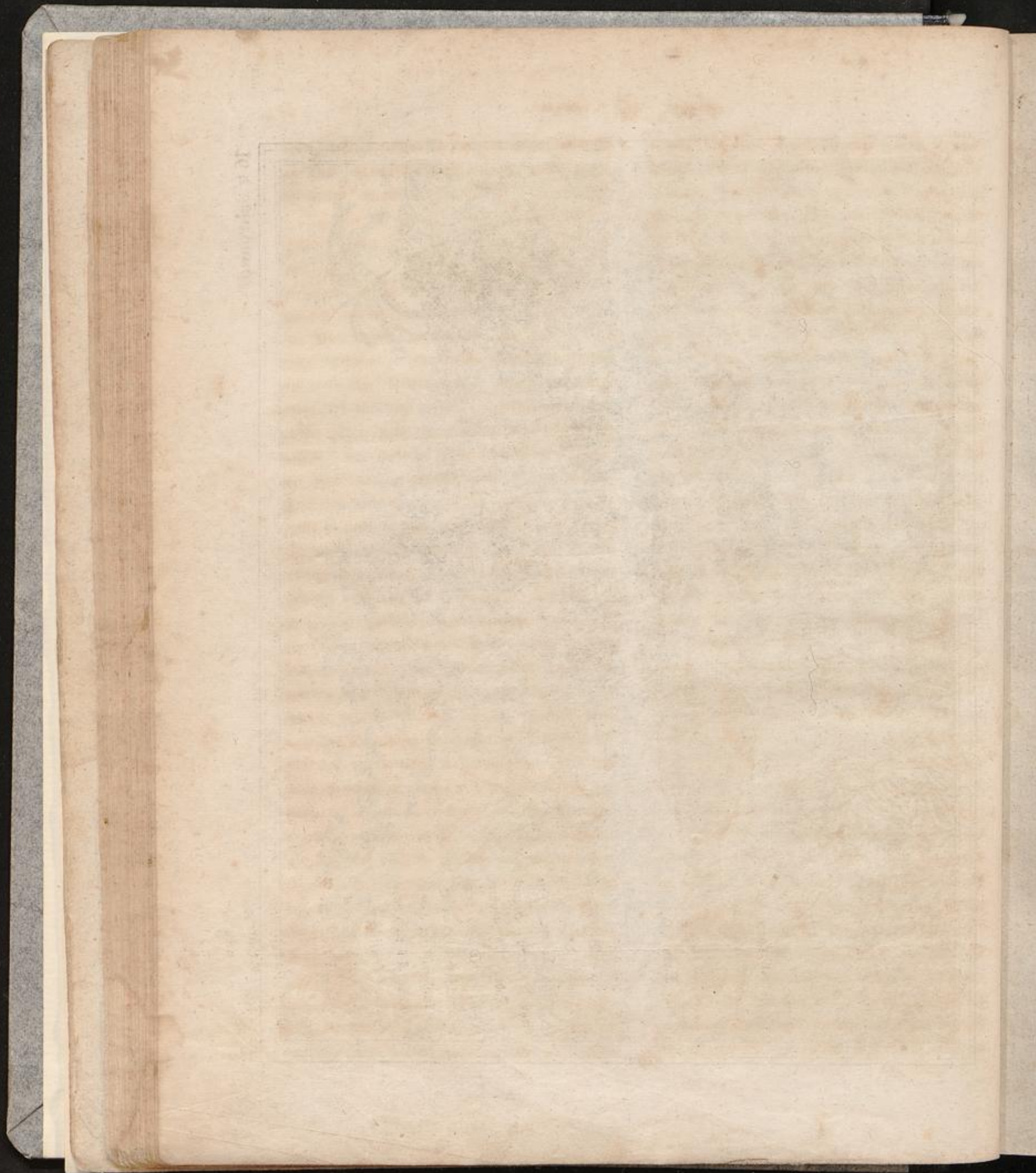
Bei kräftigem Vorrücken werden ihre Werkzeuge mit ihnen untergehen, man darf aber keine köstliche Zeit verlieren, damit nicht etwa unerwartete Begebenheiten die jetzt günstige Lage verändern und den baldigen Sieg schwieriger machen.

Welche Ehre, wenn sich der Löwe in eigener Kraft Recht verschaffte und welcher Segen fürs Land, wenn der Krieg schnell endete.

Jetzt versammeln sich nun in Brüssel die Erwählten aus der Empörung.

Wenn man die Beziehungen berücksichtigt, in denen die von den Verbündeten 1815 eroberten südlichen Niederlande zu Europa stehen; berücksichtigt, daß, umgeben von Frankreich, Preußen, Holland und England, sie von diesen schwerlich günstige Tractate für ihren Handel, für ihre Schifffahrt und für ihr Fabrikwesen, das sich kürzlich auch so außerordentlich gehoben hat, er-





halten können; ihnen also die Quellen des Wohlstandes versiegen, nach denen alle Völker und sie ganz besonders streben, so dürfte es dem Vortheile der Brabanter nicht entsprechen, sie als selbstständiges Volk zu constituiren, welches auch noch aus andern Jedem einleuchtenden Gründen Schwierigkeiten und Gefahren zeigt und wenn man dennoch endlich erwägt, daß sie nach der geschmackten Verbindung mit Frankreich keine neue Vereinigung mit diesem wünschen noch wollen, die Frankreich, auch unter den dermaligen Umständen nicht annehmen würde; so ergiebt sich, daß der Versammlung in Brüssel, wenn sie wirklich moralisch und physisch frei ist und nicht unter dem Einfluß und der Gewalt einer Faction steht, und von reiner Vaterlandsliebe befeelt ist und nach dieser handelt, nichts übrig bleibt, als ihren guten König zu bitten, die getriebenen Gräuelt als nicht geschehen zu betrachten und wieder Herr und Vater des geängsteten und gequälten Landes seyn zu wollen. Schwerlich findet sich ein anderer Ausweg und noch schwerlich Einer, der das mit so vieler Umsicht entworfene Europäische Staats-System vollkommener herstellte und schneller Ruhe und Friede da schaffte, wo jetzt alles Elend und alle Gräuelt toben. — Als Strafe der Empörung bleibt die beschlossene Trennung der beiden großen Abtheilungen der Niederlande in Kraft, doch muß aller Haß schwinden und Herz und Arme sich dem Bruder-Volke öffnen. Die Anzettler der Empörung fliehen zu ihren Verführern an unreiner Quelle, aus der nur Unverstand, Menschenhaß und Menschenelend fließt; dann vereinigen sich überall die Bessern, um alles Gute zu fördern und Lasten zu erleichtern, und um Aberglaube und Unglaube zu stürzen, damit Liebe und ihre beglückenden Früchte endlich vorherrschen. Und nun schreite vor, du edler Batavischer Löwe, im Schutz, waltens-

der Vorsehung, die dir Ehre und Ruhm bereitet, sie zierte dich mit Kraft und Muth, du wirst sie loben durch Großmuth — durch Edelmuth.

Amsterdam, den 9. Novbr. 1830. W.

Brasiliën.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)
(Beschluß von No. 104 v. J.)

Die Weiber sind — wie fast bei allen wilden Völkern — die Sklaven der Männer, und müssen viele schwere Arbeiten verrichten; Neze und Hängebetten und irdene Gefäße machen, das Feld bestellen, im Kriege den Männern die Lebensmittel nachtragen u. s. w.

Die Erziehung ihrer Kinder besteht darin, sie für die Jagd, den Fischfang und den Krieg tüchtig zu machen.

Wie bei den meisten uncivilisirten Völkern herrscht vorzugsweise bei diesen Brasiliäern große Gastfreiheit gegen alle Fremde, die sich ihnen nicht feindlich nahen. Der Reisende Lery erzählt davon einen sehr hübschen Zug.

„Sobald ich in die Cabane trat, ward ich genöthigt, mich in einen Hamak (Hängebette) zu setzen. Darauf versammelte der Hauswirth seine Frauen, die sich sogleich um den Hamak herum niederkauerten, damit sie mich so bequemer angenehm unterhalten könnten. Unter Thränen der Freude sagten sie mir: (nathürlich in ihrer Uesprache) „Wie bist du doch so gut; du hast dich bemüht zu uns hieher zu kommen. Du bist recht hübsch und bist so tapfer, wir sind dir recht vielen Dank schuldig.““ Nun forderte die hießige gute Lebensart, daß ich mich hiervon gerührt fühlte, und mußte dies wo möglich durch Thränen des Danks oder doch wenigstens durch einige Seufzer zu erkennen geben.“

„Hierauf trat der Hausvater (der Mussurat) selbst näher, erkundigte sich nach meinem Befinden und dem Zweck meiner Reise. Ließ mir

darauf von seinen Weibern die Füße waschen, und als ich zu essen wünschte, ward Wildpret, Fische und Getränke herbeigeschafft etc."

Vom eigentlichen Handel und von Gewerben wissen sie durchaus nichts, und wundern sich oft sehr über die mühsame Emsigkeit, mit der die Europäer das Färbholz und andere Gegenstände des Handels wegführen.

Die Ergötzungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feierlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich im Tanzen, wobei sie sich eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unserer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind, bedienen. Auch stimmen sie dabei monotone Lieder an, Rundgesänge, die Chorweise wiederholt werden. Einer dieser Gesänge bestand bloß in Wiederholung der Worte „he, he, hua.“

Die Völker Brasiliens haben zwar keinen eigentlichen Kultus oder bestimmten Begriff von der Gottheit, aber dennoch finden sich bei ihnen merkwürdige Spuren einer altern Religion. Sie haben auch einen, zwar etwas verwirrten, Begriff von einem Leben nach dem Tode. Sie glauben nämlich, es bleibe von ihnen etwas nach dem Tode übrig, und mehrere der Ihrigen seien in Geister verwandelt worden. Auch herrscht merkwürdiger Weise bei einigen dieser Völkerstämme eine alte Sage von einer sehr großen Ueberschwemmung des ganzen Landes, nach welcher damals nur zwei Menschen, Schwester und Bruder, lebendig erhalten worden wären.

Ihre Kriege bestehen mehr in Hinterlist und Ueberrath, als in offenen Schlachten; doch herrscht die bitterste Rachsucht gegen ihre Feinde und die rohste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen, die meistens unter den scheußlichsten Ceremonien auf gräßlich gierige Weise von ihren Siegern verzehret werden. Ihr Waffengeräth besteht aus

Keule, Bogen und Schild, ihre Feldmusik aus Hörner und Pfeifen von Knochen, die gewöhnlich aus den Röhren ihrer erschlagenen Feinde verfertigt sind. Sie bilden nicht selten Horden von 5 — 6000 Mann, denen Weiber, bepackt mit Lebensmitteln und kleinen Kindern, folgen.

Gegen ihre Kranke und Verstorbenen betragen sich die Brasilianer mit vieler Aufmerksamkeit und Achtung, wie sie denn auch für das Alter viel Ehrfurcht bezeigen. Ihre Todten begraben sie in runde tonnenförmige Gruben, wo hinein der Verstorbene, aufrecht sitzend, mit zusammengeboogenen Knien und Armen gesetzt wird, auch seine Waffen, Halsbänder u. s. w. werden ihm beigelegt, und dabei stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, allerlei Klagelieder an.

Ihre Haupt- und Lieblingsnahrung besteht, neben Wildpret, Fischen etc. hauptsächlich aus der Wurzel des Manioc, eines Gesträuchs, und dem Mais, aus welchen beiden Nahrungstoffen sie allerlei Speisen und Getränke — zwar nicht auf die appetitlichste Art — zu bereiten wissen.

Das aus dem Mais gequetschte Mehl genießen sie bald als Brod, bald als Kuchen, und den aus der Wurzel des Manioc gepreßten Milchsaft erhärten sie an der Sonne zu einer Art Käse oder Eierkuchen. Aus dieser Wurzel ziehen sie ferner noch ein berauschendes Getränk auf folgende Weise, die wir auf der Abbildung der beiliegenden Tafel dargestellt finden. Die Wurzeln werden erst in Wasser weich gekocht, und dann von alten Weibern gekaut, in ein anderes irdenes Gefäß gethan, nochmals unter stetem Umrühren gekocht und dann der Gährung ausgesetzt. Hernach wird die Masse durch große Gewichte scharf gepreßt und der abfließende Saft bildet dann ihr berauschendes Lieblingsgetränk.

Wir erinnern uns hiebei, daß wir dem geneigten Leser auch noch eine ausführlichere Er-

Klärung der vorhergehenden Tafel schuldig sind, die also hier nachträglich folgen möge. Wir sehen dort ein gemeinschaftliches Wohnhaus, das zugleich die Bestimmung hat, zur Beherbergung der Reisenden zu dienen. So eben hat sich ein Trupp, der Baumwolle führt, hier niedergelassen. Einige Negerclaven tragen Holz und Wasser herbei, andere bereiten das Essen, noch andere treiben die Maulthiere auf die Weide, ordnen das Gepäck oder helfen dem Anführer die Thiere beschlagen. Ein junger Negerclave des herbeireitenden Eigenthümers des Trupps ist beschäftigt, die Hängematten für seinen Herrn zu ordnen. In dem benachbarten Hause hat ein Krämer die nöthigsten Victualien feil, und im Vordergrund spielen Kinder und wälzen sich im Sande.

So sind und leben diese Urbewohner Brasiliens, fast noch unbewußt der Reichthümer ihres gesegneten Landes, und noch Jahrhunderte können vergehen, ehe der Mensch hier Herr der ungeheuren Pflanzenschöpfung wird.

* Aufforderung.

Allmählich naht sich für unsere Vaterstadt die wichtige Epoche, in welcher viele die Erfüllung ihrer gerechten Sehnsucht nach Verbesserung der Verfassung erwarten. Das große wichtige Werk ist eingeleitet, — und nun sieht Jeder, sowohl der Werkkünstler als der Zuschauer sich nach Analogieen und Mustern um, denen man die Ideen abmessen möge. Jener, um danach zu arbeiten, dieser, an dessen lebendigem Leibe das politische Experiment versucht werden soll, um darüber sein Wort abzugeben. Die politischen Ereignisse nah und fern sind nun ganz geeignet als solche Musterbilder aufgestellt zu werden; — sie sind für uns das Orakel, welches dem Fragenden, der redlich und wahrhaft Belehrung will, wohlverstandliche Antworten giebt. Nur ist es schade,

daß diese Ereignisse nicht neben so deutlich hinsichtlich ihrer Ursachen, als in Betreff ihrer Wirkungen bekannt werden. Nun würde es aber höchst wichtig, nämlich was jetzt das Wichtigste ist, belehrend seyn, wenn man eben jene Ursachen dadurch, daß man sie deutlicher vor sich hingelegt sähe, tiefer ergründen, und vielleicht die Endursachen erforschen könnte; denn es heißt gewiß nur an der Oberfläche leben, wenn man die Unruben und Spannungen der Gegenwart sich bloß dadurch daß man auf die Unzufriedenheit der Regierten mit den Regierern verweist, erklärt zu haben glaubt. Ob nun unsere wackere Brämer Zeitung sich in dieser Richtung, zunächst zu Gunsten unserer bevorstehenden Staatsreformen, beschäftigen, und ihre Correspondenten in diesem Sinne zu Mittheilungen beauftragen kann, stehen dahin; hier sollte nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß Alle, welche durch Private Correspondenz in dem Besitz solcher Belehrungen gelangen, selbige öffentlich mittheilen mögen. So nur können manche Räthsel zu Ruh und Frommen der Gegenwart gelöst werden. Wie sehr nützlich kann es, z. B. gerade jetzt für uns seyn, die Ursachen zu erkennen, weshalb die Verleihung einer im „freisinnigsten Geiste“ entworfenen Verfassung solche Unzufriedenheit erzeugte, die, wie in der Br. Zeitung vom 5. Januar aus Basel, einen kleinen republikanischen Staat, berichtet wird, vielleicht jetzt in einen brudermörderischen Bürgerkrieg schon ausgeartet ist. Welche sind hier die ungeheuren Fehler, die einen Bürgerkrieg in einem Freistaate hervorrufen konnten, der an Bildung und Patriotismus seinen gleichgestellten Nebestaaten sicher nicht nachsteht? Aus welchem Grunde verachtet der Schweizerische Landmann eine freisinnige Verfassung, die der Städte eben zu Gunsten des Landmanns entworfen hat? Oder wie? liegt vielleicht das Grund-

übel, der Urfehler eben darin, daß nur der Städter sie ihm gemacht, und ohne ihn dabei zu Rathe zu ziehen, sie ihm verliehen hat? Dergleichen Fragen durch Thatfachen belegt oder widerlegt zu sehen, das ist es was so wünschenswerth ist. Die Weltregierung unterläßt es nie den Völkern und Staaten warnende Winke zu geben; wer sie wahrnahm, der hat die heilige Pflicht die Aufmerksamkeit der Anderen darauf hinzulenken, zumal wenn und wo der Staub, den die Leidenschaften aufgewühlt haben, die Augen getrübt hat. —

N. D. N.

* Zur Beherzigung.

Die Neustädter Gemeinde hat jetzt auf's neue eine Predigerwahl vorzunehmen, es wird daher von allen Seiten gewünscht daß die Wahl einen recht Würdigen treffen möge. Möge man sich denn für einen Solchen hüten, der den christlichen Glauben nicht mit der gesunden Vernunft, Tugend, Sittlichkeit und Aufklärung verträglich hält, und diese verdächtig zu machen sucht. Was ist denn Tugend und was ist Aufklärung? Tugend ist ja das Bestreben immer vollkommener und besser zu werden, und Aufklärung ist Erleuchtung des Verstandes durch Wahrheiten. Sollte nun wohl unser christliche Glaube das Licht und die Wahrheit zu scheuen brauchen? nein gewiß nicht, dann wäre solcher nicht göttlich, denn nur das Böse scheut das Licht. Wir bedürfen also die Belehrung und Aufklärung eben so sehr als den Glauben, um wahrhaft gute, tugendhafte und edle Menschen zu werden. Wie könnte man nun aber Belehrung und Aufklärung von einem Prediger erwarten, dem selbst diese Aufklärung fehlte, oder von einem solchen der es gewohnt wäre in seinen Predigten bloß auf das Gefühl der Menschen zu wirken, und es für besser hielte andächtig zu frömmeln, als rechtschaffen zu handeln. — Gott behüte uns daß die Zeit des Priestertums und der Finsterniß nicht auf's neue zurück kehre, wo derjenige, der es wagte das Volk aufzuklären, auf das schrecklichste verfolgt wurde, wo die Tugend verhöhnt, das Gefühl für alles Gute, Wahrheit und Recht getödtet, wo Gewaltsprüche für Recht galten, und das Volk absichtlich in seiner Unwissenheit und Aberglauben erhalten wurde.

Man wähle daher einen Prediger den man hinreichend kennt, und lasse die Zeit vor der Wahl nicht in Unthätigkeit vorüber gehen, son-

dern benutze sie um im Stande zu seyn recht tüchtige Candidaten in Vorschlag zu bringen.

Ein Neustädter.

* M i s c e l l e.

Wenn auch noch so schwarze Gewitterwolken am politischen Horizont drohend umherziehen, so kann dennoch das wahre Gottvertrauen nie wanken, welches darin besteht, daß in dem, was von der Menschen Wissen und Wollen nicht abhängt, in der eigentlich = göttlichen Weltordnung, trotz des bösen und ungeschickten Willens der Menschen, Mittel genug für das Gute bereit sind, so, daß nicht nur das Gute schon an sich unzerstörbar und unvertilgbar ist, sondern auch durch die von uns unabhängige, aber mit Gott zusammenhängende Natur = Ordnung, Förderungen des Guten, aber auf eine Weise eintreten, die der Mensch nicht zum voraus erwarten und in Rechnung nehmen darf, und nur sie gut benutzen zu können, sich fähig erhalten soll.

* A n e k d o t e.

Ein Krämer, welcher mit mancherley Waaren handelte, hielt eines Tages mit seinem Burschen folgendes Gespräch:

Johann, hast du Wasser unter den Branntwein gegossen?"

Ja, Herr!

„Hast du Kreide unter den Farinucker gethan?"

Ja, Herr!

„Hast du kleine Steine und Reiser unter die Rosinen gemischt?"

Ja, Herr!

„Hast du den Taback angefeuchtet?"

Ja, Herr!

„Nun, so komme in die Bettstunde.“

* W u n s c h.

Herr Pastor Rind wird ersucht, auch das in kirchlicher Angelegenheit gegen ihn beobachtete Verfahren, sobald die Zeit es vergönnt, zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Mehrere Mitglieder der St. Remberti Gemeinde.

* Erlaubte Frage.

Warum macht man die Verbrecher bey Bekanntmachung ihres Straf-Urtheils wie ehemals — nicht nahhaft? um sich im Fall des Loskommens, besonders wenn dieselben einheimisch sind, vor denselben hüten und sie beobachten zu können.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 27. Januar 1831.

Auf Sieg folgt Kampf.
Doch Muth! es wird gelingen
Zum Ziele vorzubringen,
Den Preis Dir zu erringen.

Gott waltet väterlich!
Getrost! er führt auch Dich
Durch Kampf zum Sieg.

Trost im Wechsel.

Auf Lust folgt Leid!
Der Engel süßer Stunden,
Der Frohsinn, ist verschwunden,
Nun klagt Dein Thränenblick
Um ein verlorenes Glück.

Auf Lust folgt Leid.
Die Zeit bringt Tröstung nieder,
Ruft Deinen Engel wieder,
Weckt neue Lust und Lieder.
Gott waltet väterlich;
Getrost! er führt auch Dich

Durch Leid zur Lust.

Auf Tag folgt Nacht!
Wohin die Augen schauen
Ist Finsterniß und Grauen,
Durch düst're Wolken bricht
Nur matt der Sterne Licht.

Auf Tag folgt Nacht.

Doch sieh' die Purpurfelle!
Der Tag steht an der Schwelle,
Schon wird's im Morgen helle.
Gott waltet väterlich;
Getrost! er führt auch Dich
Durch Nacht zum Tag.

Auf Ruh' folgt Sturm!

Horch! wie die Lüfte sausen,
Wie Wald und Brandung brausen,
Es schwankt das Schiff im Meer,
Das bange Herz ist schwer.

Auf Ruh' folgt Sturm.
Schon kommt der Frieden nieder,
Im Hain ertönen Lieder,
Dein Herz ist ruhig wieder.

Gott waltet väterlich;
Getrost! er führt auch Dich
Durch Sturm zur Ruh'.

Auf Sieg folgt Kampf!
 Noch bluten tiefe Wunden
 Vom Streit in schweren Stunden,
 Da muß das arme Herz
 Auf's neu' in Kampf und Schmerz.

Auf Sieg folgt Kampf.
 Doch Muth! es wird gelingen
 Zum Ziele vorzubringen,
 Den Preis Dir zu erringen.
 Gott waltet väterlich!
 Getrost! er führt auch Dich
 Durch Kampf zum Sieg.

Auf Leben Tod!
 Schnell welkt des Lebens Blüthe,
 Bald wird das Auge müde,
 Dann steht, wenn Gott es will,
 Der Schlag des Herzens still.

Auf Leben Tod,
 Hoch über ird'schen Grenzen
 Wird Sternenschmuck Dich kränzen,
 Verklärung Dich umglänzen,
 Gott führt Dich einst zur Ruh',
 Getrost! dann geh'st auch Du
 Durch Tod zu Gott!

E. A. Heyne.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Ohne die Einladung der Hausfrau zum Frühstück zu beantworten, eilte er aus dem Gemache und dem Hause. Dietrich sah sich genöthigt ihm zu folgen, um so mehr, da in der That vom nahen Städtchen her, wo der Chef ihres Regiments seinen Aufenthalt genommen hatte, Trommelschlag und Hohenruf erklangen. Mit gebrochenen Knien, und sich auf sein Gewehr stützend, das er in der Hand trug, schritt Edmund dennoch so rasch vorwärts, daß Dietrich Mühe hatte, ihn einzuholen. Er sah immer vor sich nieder, sprach unverständlich in sich hinein,

und gab auf keine der Fragen, die sein Freund an ihn richtete, Antwort. Seine Phantasie schien fort und fort geschäftig, in seinem Innern wunderliche Bilder zu erzeugen. Während er jenes unverständliche Selbstgespräch führte, hob er die freie rechte Hand, und streckte sie vor sich hin, als wolle er irgend einen furchtbaren Gegenstand von sich abwehren. Sein Gesicht verzerrte sich dann, mit Hestigkeit stieß er unarticulierte Töne aus, und das irre Feuer in seinen Augen brannte glühender. Als sie am Thore des Städtchens ankamen, fanden sich mehrere Kameraden zu ihnen, die ebenfalls zu dem allgemeinen Sammelplatze eilten. Jeder von diesen hatte von der Art und Weise, wie er die Nacht zugebracht, von seinem Quartier und von seinem Wirth zu erzählen. Niemand, außer Dietrich, achtete auf Edmund, der seinerseits die Anwesenheit der Neuhinzugekommenen nicht zu bemerken schien.

So langten sie auf dem Markte des Städtchens an, wo schon der größte Theil des Regiments versammelt war. Noch hielt sich Edmund aufrecht, noch gelang es ihm, seine Stelle zu finden, und in Reih' und Glied einzutreten; aber es flammte vor seinen Augen, und die Häuser des Marktplatzes, die er durch den Flammenschein erblickte, drehten sich mit ihm im Kreise. Da sprengte der Obrist vor, es wurde zum Abmarsche commandirt, und die Musik des Regiments stimmte eine frohe Weise an. In diesem Augenblicke war es Edmund, als griffen tausend glühende Krallen in sein Gehirn, ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte sein ganzes Wesen, eine innere Macht, gegen die er vergebens ankämpfte, riß ihn zu Boden. Mit einem lauten Schrei stürzte er ohnmächtig zusammen. Dietrich sah ihn aus der Ferne niedersinken, aber die Befehle des Dienstes fesselten ihn an seine Stelle. Er gewahrte noch, wie der Besinnungslose in ein

benachbartes Haus gebracht wurde; dann mußte er mit zerrissenem, beängstigtem Gemüthe, jenen frohen Klängen folgen, die ihn weit fort von dem kranken Freunde, in das Gewirre des Krieges und der Schlachten riefen.

Edmund von Nordeck hatte, wie wir wissen, seinen Vater früh verloren, und durch diesen Verlust blieb seine Erziehung ganz der Leitung seiner Mutter überlassen. Diese war eine Frau von vortrefflichem Herzen, aber die Unglücksfälle, die sie schon in den ersten Jahren einer bisher glücklichen Ehe, eines ungetrübten Familien-Verhältnisses trafen, hatten ihre Gesundheit erschüttert, und ihre Gefühle zugleich in eine Weichheit und Reizbarkeit gestimmt, die sich in einem mindern Grade auf den Sohn übertrugen. Selbst das spätere Schul- und Universitätsleben konnte den früh empfangenen Eindruck nicht verlöschen. Mit den Fröhlichen war Edmund ausgelassen lustig, sein Mund strömte über von Scherzen und geistreichem Witz; wenn ihn aber Zufall oder Nothwendigkeit zum Zeugen von Scenen des Elends und Unglücks machten, da war es ihm, als sei der fremde Schmerz sein eigener, und er fühlte sich dann wohl so niedergedrückt, daß er sich nicht einmal zu einer nothwendigen thätigen Hüfsleistung erheben konnte. Freilich waren diese Fälle in dem Leben eines Jünglings, der auf der Universität mit fröhlichen Genossen seines Alters, im Felde mit patriotisch-begeisterten Waffenbrüdern umging, selten, und bei allen seinen Kameraden galt der Frohsinn Edmunds, der eigentlich durch ihre Heiterkeit erst hervorgerufen wurde, für einen Grundzug seines Charakters. Nur Dietrich, der ihn auf Universitäten, und später auf dem Gute seiner Mutter gekannt, sah schärfer, als jene. In einem Briefe seiner Mutter fand sich eine Stelle, in der sie

des Todes seines Vaters gedachte, und daß er nun bald Gelegenheit haben werde, die Grabstätte des früh Geschiedenen zu besuchen. Von diesem Augenblicke an war Edmund von dem Unternehmen, sich an das jenseitige, noch von Feinden besetzte Ufer zu wagen, nicht zurückzuhalten. Es ist uns bekannt, daß Dietrich ihn begleitete. Selbst noch auf dieser Wanderung klang der Ton der alten, im Bivouac genährten, Lustigkeit in ihm nach. Aber Annens Erscheinung, Dietrichs Hindeutungen auf ihre Aehnlichkeit mit ihm, versetzten ihn in ein Nachdenken, veranlaßten weitere Folgerungen in ihm, die nach und nach in ihrer großen Ausdehnung seine ganze Phantasie einnahmen. Nur mit Mühe gab er sich den fröhlichen Anstrengungen hin, die von Außen an ihn kamen. Die verlorene Tante mit ihrem kleinen Kinde lag ihm immer im Sinne, und es war ihm, als sei er berufen, und als sei bald die Zeit da, dieses Räthsel der Vergangenheit zu lösen. Dennoch wurde ihm neben den heitern Umgebungen diese spannende Ungewißheit, die trübe Stimmung, die sie erregen mußte, zur Last. Er suchte sich mit Gewalt von ihr zu befreien. Er trank mehr als gewöhnlich, er suchte Zerstreuungen auf und schloß sich an die lustigsten Brüder des Bivouac's an; allein sein Streben blieb vergeblich, und er konnte die Bilder, die Ahnungen und Zweifel, die sich seiner Phantasie bemächtigt hatten, nicht entfernen. Diese Kämpfe mit sich selbst, diese Gemüthsbewegungen, und selbst der ungewohnte stärkere Weingenuß, vielleicht auch die bisher erlittenen Strapazen des Krieges, mochten wohl den Keim der Krankheit gelegt haben, die, durch die wunderlichen Erscheinungen der in dem abgelegenen Thalhause zugebrachten Nacht gereift, plötzlich mit zügelloser Gewalt hervorbach, und schon in ihrem ersten Angriffe sein Leben zu bedrohen schien.

Man hatte den leichenähnlichen Jüngling in das Haus eines Kaufmanns gebracht, dessen Frau sich sogleich willig erklärte, die Pflege des Kranken zu übernehmen. Mehrere Stunden lag er bewusstlos auf dem Krankenbette, daß man schnell bereitet hatte. Der Arzt des Ortes erkannte die Symptome eines ausbrechenden Nervensiebers, das allem Anscheine nach sich in seiner ganzen Kraft entfalten werde. Er verordnete geeignete Mittel, und überließ außerdem den Kranken einer Pflege, von der er überzeugt war, daß sie mit aller Rechtlichkeit und Treue gelbt werden würde. Edmund erwachte endlich unter Fieberphantasien. Er erkannte nichts von seinen Umgebungen. Ein junges Mädchen saß an seinem Bette und bemühte sich vergebens, ihm Ruhe einzusprechen und ihn zur Annahme der Arznei, welche ihre Hand ihm bot, zu überreden.

Die Züge des Kranken schienen ihr bekannt, doch wußte sie sich nicht zu erinnern, wann und wo sie ihn gesehen. Die Fiebergluth auf seinen Wangen, die Verzerrung, welche die Krankheit in seinem Antlitz hervorbrachte, entstellten seine natürlichen Züge. Er rief oft laut die Namen Cécilie und Helene, dann sprach er wieder in verwirrten Reden von einem französischen Grenadier, der aus der offenen blutigen Brust ihm Gold und Edelsteine dargereicht, von einer Wahnsinnigen, die ihn angesteckt habe. Dem Mädchen wurde bange bei dem Kranken, mit dem man sie allein gelassen hatte. Sie schlich eben nach der Thür, um noch einen der Hausgenossen herbei zu rufen, als der Paroxysmus sich zu mindern schien, und der Kranke mit einem matten Seufzer aus der gewaltsamen Wallung, in der er sich mit dem Oberleibe aufrecht erhalten hatte, in die Kissen zurückank. Schnell kam das Mädchen zurück, und bot ihm nun wiederholt die Arznei

dar. Er nahm sie an, indem er die trübten Blicke der glanzlosen Augen auf sie richtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf die Zeit.

Welch ein merkwürdiges Jahr ist vergangen! welche Zukunft steht bevor! Was seit vierzig Jahren die Lösung alles Strebens in seinen verschiedenartigsten Richtungen war, hat sich im Laufe der letzten sechs Monate in fürchterlich großartiger Schnelle, theils entschieden, theils auf's Neue in Frage gestellt. Man möchte sagen, wie noch nie, hat in diesen sechs Monaten die Geschichte mit Donnerstimmen gesprochen und erhaben, grauenvoll ernst, ist die Nemesis als unerbittliche Richterin der Thaten über die Erde geschritten.

Merkwürdig! in den Cyclus der Zahl Drei scheint sich die Lösung des Geschickes als deutungsvolles Symbol selbst begrenzt zu haben. Drei Tage waren es, die im Juli den funfzehnjährigen Bau der Restauration in Frankreich zertrümmerten; drei Tage zerrissen in Belgien das von der Diplomatie gewobene Band zwischen heterogenen Elementen; drei Tage führten für Sachsen das Morgenroth einer neuen Gestaltung herauf; drei Tage richteten in Braunschweig über einen Fürsten, der, unwerth seiner Ahnen, die Rolle eines Don Miguel im aufgeklärtesten Theile Europa's zu spielen suchte; drei Tage haben in Warschau mit blutiger Schrift die Frage über das Leben oder den Tod eines edlen, unglücklichen Volkes, wie flammende Feuerzeichen am Horizonte des Weltenschicksales hingestellt. — Und was schloß sich noch rechts und links, nach allen Himmelsgegenden hin, deutungsvoll an! In England sank ein Ministerium, in welchem das seit funfzehn

Jahren Bestehende eine seiner Hauptstützen sah, vor dem Hauche von 29 Stimmen der Opposition mehr zusammen, während der Geist des Vorwärtsschreitens in unruhigen Volksbewegungen in den verschiedenen Landestheilen schreckend spricht; in der Schweiz stürzte flückweise, wie verwitterte Berggipfel, der Bau des Patriciates und des Nepotismus; auch außerhalb Sachsen und Braunschweig zuckte und gohr es in Deutschland im Volke; und nicht allein in Deutschland, sondern auch an Spaniens Grenzen, an dem Fuße des europäischen Bergriesen, tief im Süden und hoch im Norden, gab sich der Athem, — der Sirocco, wie Einige meinen — des Lebens kund. —

Von Neuem könnte Candide, was er während dreißig Jahren schon so oft vermocht hätte — mit abgesetzten Kronenträgern zur Nacht speisen; der Raubherrscher von Algier, der schwache und eigensinnige Despot, welcher ein tapferes und vorgeschrittenes Volk der Erde, nach den Regeln von St. Acheul und Montrouge leiten wollte, und der verblendete Nachahmer des in Portugal wirthschaftenden Unmenschen gäben am kleinen Wirthstisch in Venedig keine in sich unpassende Compagnie, während die Helfershelfer von zweien dieser ungerathenen Söhne der Macht, jene Minister, die mit hochverrätherischer Hand dem uraltheiligen Rechte der Völker den Todesstreich zu geben suchten, und jene feilen und elenden Knechte des geheimen Verrathes, die das harmlose Wort verdrehen und die unbewachte, flüchtige Rede geschäftig zur Inschrift in das schwarze Buch trugen, nun im verdienten Kerker verdientem Lohn entgegensehen, oder ihn schon zum Theil von dem empörten Gefühle zur Verzweiflung gebrachter Völker empfangen, oder gebrandmarkt mit der Verachtung Aller von Stadt zu Stadt, von Land zu Land als Soldaten der Fortuna ihr geschändet-

tes Leben schleppen, zu Allem die Hand bietend, zu jeder Niedertracht und vor keiner Gemeinheit zurückbeugend.

So Großes wie die letzte Hälfte des vergangenen Jahres brachte, so viel Großes und mehr noch ruht im Schooße des werdenden. Wenigstens sind dazu die Zeichen vorhanden, doch mit Gewisheit zu sagen, wie sie sich erfüllen werden? das kann Keiner bestimmen, denn nicht von Einem und einer Seite, sondern von Allen und allen Seiten geht dies aus. Den Einzelnen reißt der Strom, der gewaltige Gang der Dinge, mit sich fort.

Falken-Posten.

Einen von Fontaineblau weggesflohenen Falken Heinrich IV. will man 24 Stunden nachher auf der Insel Malta gefangen haben, so daß derselbe in einem Tage 1350 englische Meilen zurückgelegt hätte. Dies wird in einer französischen Zeitung neuerlich wiederholt, indem man vorschlägt, statt der Tauben-, Falken-Posten anzulegen, eine Schnellpost, die besonders zu kaufmännischen Nachrichten dienen soll, damit — noch mehr schlaue Speculationen gemacht werden können. In einer Hauptstadt Deutschlands hat z. B. vor Kurzem ein Handelshaus, das die Nachricht von den Unruhen in Polen zwölf Stunden früher hatte, als jedes andere, dadurch 60,000 Rthlr. gewonnen. Es fragt sich indeß doch: ob ein Geschäft, bei dessen Abschluß ich gewiß weiß, daß der, welcher es mit mir eingeht, morgen einen großen Theil seines Vermögens verloren hat, ja vielleicht bankrott wird, als ein reelles zu betrachten ist? — Auf diese Frage möchte manche schwere Verneinung erfolgen! —

und ein Geschäft der Art auch wohl ohne Falken-
Post eine Falken- oder gar Geyer-Speculation
zu nennen seyn.

E. Berthold.

* Aufforderung.

Unter Aerzten und Laien macht die immer-
mehr überhandnehmende homöopathische Heilme-
thode großes Aufsehn. Es wird viel dafür und
dagegen gestritten; mit welchem Grunde? darüber
vermag der Einsender dieser Zeilen zwar nicht zu
urtheilen; aber behaupten kann er, daß Keiner
von allen denen, die gegen diese Heilart, meistens
theils mit viel Bitterkeit geschrieben haben und
von denen sie nur als Hypothese betrachtet wird,
je damit einen Versuch machte, um sich von der
Wahrheit der verheißenen Kräfte der kleinen Re-
zepteigaben, wie sie die Homöopathie vorschreibt,
zu überzeugen. Es muß dieser Umstand noch-
wendig, insbesondere den Laien, für die Sache
stimmen und ich sollte glauben, den unbefange-
nen, vorurtheilsfreien Arzt wenigstens veranlassen,
damit Versuche anzustellen, die er demnächst dem
Publicum bekannt machte. Und wie leicht müßte
es unseren Aerzten werden, wenn es ihnen um
die Wissenschaft wahrhaftig zu thun ist, schon
bald zum Resultat zu gelangen, da namentlich
durch die Herren Doctoren Hartlaub und Treuks
eine Menge Krankheiten aufgezählt werden, welche
nach der homöopathischen Heilart behandelt und,
ihrer Versicherung nach, auf eine leichte Weise ge-
heilt wurden, wobey die Art des Verfahrens
dem Publicum offen und klar vor Augen gelegt
ist. Warum werden diese Thatfachen im Allge-
meinen und insbesondere von unsern sonst so
achtbaren Aerzten unberücksichtigt gelassen? Der
Mühe werth mögte es doch immerhin wohl sein,

die Sache zu untersuchen und sich vom Grund
oder Ugrund der homöopathischen Verheißungen
zu überzeugen und geschähe dies auch nur um
der Menschheit willen. Gesundheit ist ja jedem
Individuum das Höchste. Und sollten vielleicht
die damit angestellten Versuche gar günstig aus-
fallen und man überzeugte sich von dem Nutzen
dieser Heilart, wie außerordentlich wohlthätig
müßte sie sein, schon ihrer Einfachheit wegen
und wie verdienstlich müßte der Mann erscheinen,
der zum Besten der Menschheit, die nur noch
von Wenigen betretene Bahn einschläge und mit
Erfolg verfolgte, damit auch wir hier dieser Wohl-
that immer mehr und mehr theilhaftig würden.

* Antwort auf eine Anfrage.

Im letzten Stück des Bürgerfreundes ward
gefragt, warum man bei Bekanntmachung der
Strafurtheile nicht mehr wie ehemals die Ver-
brecher namhaft mache? — Hier die Antwort:
Die Bekanntmachung mit Erwähnung des Na-
mens des Bestraften geschieht jetzt, wie ehemals,
der Gerichtsordnung §. 575 gemäß, so oft das
Straferkenntniß sie vorschreibt. Außerdem aber
gibt das Criminalgericht seit etwa einem Jahre
im Wochenblatt periodische Uebersichten aller er-
kannten Strafen und wenn hierbei keine Namen
genannt werden, so ist das keine Abweichung von
dem Früheren, eben weil die ganze Sache neu
ist und mit den in Gemäßheit der Gerichtsord-
nung vermöge besonderer Erkenntnisse
verfügten Bekanntmachungen einzelner Strafen
nichts gemein hat.

Ueberhaupt soll durch die Oeffentlichkeit das
größere Publicum nicht bloß vor den einzelnen Ueber-
tretern, sondern auch vor den Uebertretungen selbst
gewarnt und im Allgemeinen von der Wirksamkeit

der Strafrechtspflege unterrichtet werden. Nur der erste dieser Zwecke verlangt namentlich Bezeichnung der Verkrasten, für die andern beiden genügt es zu wissen, daß und wie die Uebertretungen von dieser oder jener Art bestraft werden.

In unendlich vielen Criminal-Fällen hat das größere Publicum entweder gar kein Interesse dabei die Namen der Verkrasten zu wissen, oder dieses Interesse ist doch nicht zwingend genug, um die Uebertreter (unter welchen bei weitem nicht alle Verbrecher sind) schonungslos dem öffentlichen Urtheile mit allem, was Unkunde, Reid, Schadenfreude u. s. w. daraus machen können, preiszugeben.

Zu keiner Zeit wurden deshalb alle Straf-urtheile mit den Namen der Verkrasten im Wochenblatt bekannt gemacht; im Gegentheil geschah es von jeher nur ausnahmsweise und kann jetzt so öfter unterbleiben, als dem Hauptzwecke der Deffentlichkeit ohnehin schon durch die vorhin erwähnten periodischen Uebersichten, und zwar ungleich vollständiger, als ehemals, ein Genüge geschieht.

* Ueber die zeitgemäße Bemerkung in No. 4 des Unterhaltungsblattes.

Unsere Prediger sind Gottlob so besoldet, daß es einer Besoldung von Staatswegen nicht bedarf. Besonders ist die Annahme, daß der Herr Verfasser der Bemerkung, die Neujahrs-Geschenke Honorare nennet, gleichsam als ob die Geber der Neujahrs Gaben verpflichtet wären, solche an die Prediger zu geben, daher sich diese auch erlauben, Quittungen dafür auszustellen. Grade diese Quittungen haben manchen bewogen keine Geschenke, weil sie als Pflicht angesehen werden mehr zu geben. Schulmeister sind die Männer, welchen der Mensch seine erste Bildung

verdanket. Gute Schulmeister sind daher unentbehrlich.

Kann man indessen für 15 Nthlr. jährlichen Lohns und freier Kost, einen geschickten Lehrer verlangen?

In der Stadt sind der Nebenschulen zu viel. Eine nimmt der andern das tägliche Brodt. Eine gänzliche Schulreform wäre daher an der Tagesordnung.

* Bitte an das Bäcker-Amt.

In den wöchentlichen Nachrichten befindet sich eine Bekanntmachung des Weißbäcker-Amts, worin den Nichtmitgliedern desselben der Verkauf des Weißbrodts, und überhaupt einem jeden das Herumtragen oder Hausiren mit demselben strenge untersagt wird; da dieses die Aufsicht der Polizier hinsichtlich des Gewichts und der Güte des Brodts nicht allein erschwert, sondern vielmehr gänzlich verhindert, so scheint dieses Verbot sehr zweckmäßig. Da aber in dem volkreichsten Theile der Neustadt, dem Deich, der Grünenstraße, dem untern Theil der Westerstraße, der großen und kleinen Annenstraße und der großen Johannisstraße, sammt allen dieselben durchkreuzenden Straßen und Gängen kein Weißbäcker wohnt, so kann den Anwohnern benannter Straßen aber nicht wohl zugemuthet werden, von der Oster- und Westerstraße, wo fast alle Weißbäcker beisammen wohnen, ihr Brodt zu holen. Es ist deshalb zu wünschen, daß sich in den Hauptstraßen, nemlich Grünenstraße, Annenstraße und große Johannisstraße noch einige Weißbäcker niederlassen möchten, oder falls dies mit den außergewöhnlich starken Privilegien des Amtes nicht vereinbar ist, sich einige Mitglieder desselben bewogen finden möchten ihre Wohnung dorthin zu verlegen.

Mehrere Bewohner der Neustadt.

M i s c e l l e n.

In Spanien, wo es bekanntlich viele verborgene Juden giebt, weil daselbst ihre Religion nicht geduldet wird, fand sich unter den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Jesuiten, der Jude gewesen war, eines, auf welchem folgende Worte geschrieben standen:

„So wenig die Maus die Katz frisst,
„So wenig wird aus einem Juden ein Christ.“

In diesem Sage liegt der Beweis, welchen jüdischen Charakter aus dem Talmude herrührend die Jesuiten in sich zu vereinigen und beizubehalten im Stande sind.

Aus dem Departement der Dole ist ein ganzer Schwarm Jesuiten durch Yverdun gezogen. In Mos sind diese religiösen Unruhestifter aus der Stadt verjagt worden. Auch in der Schweiz sind die Bürger so vernünftig, ihre nur Verderben ausbreitenden Nester auszusüßern. Sollte man glauben, daß in Staaten deutscher Zunge sie noch geduldet, daß sogar die Staatsweisen ihre entzweiende Samaritersprache anhören, und ihren Rathschlägen Folge geben! Soll Deutschland ein Belgien werden?

Bacon über das Einmischen der Priester in die weltliche Regierung.

„Wo sich die geistliche Macht mit ihren sogenannten Dienern des Friedens in Regierungsangelegenheiten mischen darf, setzt der Unfriede seinen Fuß in das Staatsgebäude.“

Durch die Ereignisse in der Schweiz und besonders im Canton Freiburg ist ein bedeutendes Loch in das neuerdings begonnene Jesuitengeewebe

gemacht worden. Von da aus sollte Frankreich mit Aufruhr und Zwietracht erfüllt, die Gräueltäthe Anarchie erneuert und dann geschrien werden: Eher! dahin führt der Liberalismus! — Aber zu keiner Zeit zeigte sich die Hand des Herrn da oben deutlicher, und wenn man noch hoffen dürfte, daß Menschen, die in vierzig Jahren nichts lernten, sich bessern könnten, so müßte man glauben, die Gegenwart müsse sie belehren. Bei diesem Geschlechte ist aber Alles verloren.

Einundvierzig Obristen und Regimentschefs sind nach den öffentlichen Blättern, in dem dreitägigen Kampfe in Warschau geblieben.

B u n t e s.

Witzworte Talleyrand's.

Als zur Zeit der ersten französischen Revolution die Dekade statt des Sonntags zum Ruhe- und Feiertage gewählt wurde, fanden die Handwerker, welche gewohnt waren, jeden siebenten Tag zu ruhen, die ununterbrochene Arbeit von neun Tagen, äußerst lästig. Hierauf reißte Talleyrand den Sturz des neuen Kalenders mit folgenden Worten: „Unsere Dekaden haben zwei unbefiegbare Feinde, nämlich den Hemdentwechsel und den Bart der Handwerker.“

Der Hr. v. D. soll Talleyrand gefragt haben: „Was halten Sie von dem K. v. K.“ und der erste Diplomat unserer Zeit erwiderte lächelnd: „C'est un sot plein d'esprit.“ (Er ist ein geistvoller Thor.)

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urlunden der Stadt Bremen.)

K. Daevs d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönges.



D e r B ü r g e r - F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 30. Januar 1831.

Darum laßt den Muth nicht sinken;
Uns wird einst nach Grab und Tod,
Auch ein schön'rer Morgen winken
Wie der Erde Morgenroth.

* **D e r S p ä t h e r b s t .**

Winde wehen kalt und düster,
Und die Kluren seh'n erblaßt,
Laut ertönt des Schiffs Gesäusel
Hart von Windes Bahn erfasst.

Kiechend streckt die nackten Aeste
Auf zum Himmel jeder Baum,
Und es toben wüth'ge Weste,
Durch den jetzt entlaubten Raum.

Leer und öde ist die Weide,
Wo das Vieh sein Futter fand,
Und das Feld gleicht einer Haide
Wo der Aehren Pracht jüngst stand.

Dürre Stoppeln trogen Winden
Wo sich bog des Korn's Gewicht;
Auf des Sumpfes niedern Gründen,
Schwebt des Dünste trüg'rich Licht.

Blumen, unsrer Gärten Pierde,
Ach, sie fielen längst schon ab,
Denn es riß sie mit Begierde
Wildes Sturm ins wüste Grab.

Unser Leben wird verglühn
Wie die Farbenpracht der Flur,
Alle werden wir verblühn,
Wie die Kinder der Natur.

Winter naht sich, ernst und schaurig
Alles wird sein sich'rer Raub,
Die Najade birget traurig
Sich in's raschelnd' dürre Laub.

Doch der Frühling kommt — o Wonne
Neues Leben glimmt empor,
Und die hehre Kraft der Sonne
Sprengt der Erde eisig' Thor.

Saat und Blumen keimen wieder,
Jede Pflanze steht erneut,
Und der Wälder schlanke Glieder,
Steh'n verjüngt im grünen Kleid.

Darum laßt den Muth nicht sinken;
Uns wird einst nach Grab und Tod,
Auch ein schön'rer Morgen winken
Wie der Erde Morgenroth.

Hoffnung, Tugend, fester Glaube,
Lenke immer Sinn und Herz,
Zwar der Körper klebt am Staube,
Doch der Geist schwebt himmelwärts.

Hoffnung mit des Glaubens Flügel,
Mit der Tugend an der Hand,
Führet über Grabeshügel
Hin zum schönern Vaterland.

S —

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

„Du bist es, Cécilie!“ sagte er dann mit schwacher Stimme. „Du bist gekommen. meiner zu pflegen? Das ist schön von Dir, aber verlaß mich auch nicht wieder, Cécilie!“

„Ich heiße nicht Cécilie,“ antwortete das Mädchen, die nun, da die Fiebergluth und die Verzerrung aus dem Angesichte des Kranken verschwunden war, sich sogleich erinnerte, daß, und unter welchen Umständen sie ihn schon gesehen habe. „Ich heiße Anne,“ fuhr sie fort, „und bin diejenige, die Sie und noch einen Freund vor einigen Wochen in einer stürmischen Nacht über den Rhein fuhr.“

„Ganz richtig!“ versetzte mit sehr leiser Stimme Edmund; „aber Du bist dennoch Cécilie, das verlorene Kind; ich habe das Kästchen mit dem Golde und den Edelsteinen, das Dir nahegehort, wohl aufgehoben.“

Mit dieser Rede, deren letzte Worte nur gehaucht wurden, und wie in weiter Ferne verhallten, schloß der Kranke die Augen. Das Mädchen neben seiner Lagerstätte sah nachdenklich auf ihn nieder. Sie bemerkte, daß er einschlief. Nach und nach kam wieder eine dunkle Röthe auf sein Angesicht, und heftige Bewegungen verriethen die Unruhe seines Schlafes. Seine Aeußerungen hatten Annen, die nach dem Tode ihres Pflegevaters eine Zuflucht bei der ihr befreundeten Kaufmannsrau gefunden, mit seltsamen Vermuthungen erfüllt. Sollte dieses Kästchen, mit dem Golde und den Edelsteinen, von dem Edmund gesprochen hatte, dasjenige sein, das ihr der sterbende Martin in den Augenblicken des Todeskampfes in die Hand gepreßt, und welches ihr später eine fremde räuberische Faust entrißen? Wie konnte aber der kranke Jüngling zu einer Kunde von diesem Ereignisse kommen? Sie versank in Grübeleien, und so sehr sie sich auch zu überreden suchte, die Worte des Kranken seien nur Nachklänge der Fieberphantasien gewesen, so rief ihr doch immer eine Stimme in ihrem Innern zu: „nein, nein! sie gehen dich an, sie stehen in einiger Verbindung mit dir und deinem Schicksale!“ Sie konnte kaum zweifeln, daß Martin, von Gewissensbissen ergriffen, ihr in jener Geschichte von dem Fischer am Lurley seine eigene erzählt habe, daß jene unglückliche Frau ihre Mutter, daß jenes ihr übergebene Kästchen ihr rechtmäßiges Erbe gewesen sei. Alles Sinnen aber führte sie nicht über Vermuthungen und Zweifel hinaus, in denen sie immer wieder neue Räthsel fand.

Von diesem Tage an wurden die lichten Augenblicke bei dem Kranken immer seltener. Er nannte Annen nie anders, als Cécilie, und sie widersprach ihm, da es ihn zu erfreuen schien, nicht weiter. Des Kästchens gedachte er nicht

mehr, und als nun eine schreckliche Zeit kam, in der wüthende Paroxysmen mit gänzlichen Erschlaffungen wechselten, so war ohnehin an eine erklärende Mittheilung nicht zu denken. Zu mehreren Malen zog der Todesengel an Edmunds Lager vorüber, aber die Kunst des Arztes und des Jünglings gute Natur vermochten ihn wieder zu entfernen. Keine sorglichere, treuere Krankenpflegerin konnte es geben, als Annen. Sie besauste die Athemzüge des Kranken, sie wachte genau über die Anwendung der Arzneimittel, sie kühlte ihm die glühende Stirn mit erfrischenden Eisumschlägen, die er, selbst im Zustande des Deliriums, von Niemand anders annehmen wollte, als von ihr. Ihre ganze Seele hing an jedem augenblicklichen Wechsel, an jeder Hoffnung, an jeder Besirchtung, die sich im Laufe der Krankheit aussprach. Eine Schwester konnte nicht liebevoller über dem Krankenlager ihres Bruders wachen, als Anne über dem Edmunds. Sie selbst fühlte sich durch diese fortgesetzten Anstrengungen nicht ergriffen. Die Gewohnheit der Krankenpflege bei den verstorbenen Pflegeeltern, ein starker fester Wille, den sie von Kindheit an besaßen und genährt, hielten ihre Kraft aufrecht. Alles, was sie that, geschah mit vollkommener Ruhe und Besonnenheit, wie auch die Theilnahme an dem Kranken, das Mitleid mit seiner Jugend, und vielleicht ein noch mächtigeres Gefühl, das sie sich selbst nicht gestand, ihr Inneres bewegen mochte. Als die Gefahr der Krankheit immer höher stieg, als der Arzt erklärte, die Krisis sei nahe, die über Tod und Leben des jungen Mannes entscheiden müsse, in dieser Zeit des Wagens und des Hoffens, langte eines Abends ganz plötzlich und unerwartet Edmunds Mutter in dem Städtchen an. Dietrich hatte es für seine Pflicht gehalten, ihr von dem ersten Orte, wo den vorrückenden Truppen eine kurze Ruhe gestattet worden,

das Erkranken des Sohnes zu melden. Nichts konnte sie zurückhalten, sich sogleich selbst auf dem Weg nach dem einzigen Kinde zu begeben, um dessen Pflege zu übernehmen. Sie wählte es verlassen, verloren unter fremden, theilnahmlösen Menschen. Die Strenge der Fahrzeit, ihr eigener kränklicher Zustand schienen ihr unter den obwaltenden Verhältnissen keine Hindernisse. Was erträgt eine Mutter nicht, wenn sie das Leben des geliebten Kindes gefährdet, wenn sie es in Elend und Noth glaubt! Freilich überzeugte sich Frau von Nordeck gleich in der ersten Stunde ihrer Anwesenheit, daß hier von keinem Mangel an Aufmerksamkeit die Rede sein könne, daß hier eine Sorgfalt und Pflege Statt finde, wie sie die zärtlichste Mutter ihrem Kinde nur wünschen mochte. Aber wie sehr wurde dagegen ihre reizbare Empfindung erschüttert, als sie erkannte, wie groß die Gefahr, in der ihr Sohn schwebte, — als ihr entdeckt wurde, daß der Tag, der Alles entscheiden mußte, nahe sei! Sie versuchte vergebens, dem Kranken die Hülfsleistungen angedeihen zu lassen, deren er bedürftig war. Ihre Kräfte verließen sie. Auch erkannte Edmund sie nicht mehr, und wies sie von seinem Lager zurück, während er nur Annen als seine Pflegerin sich nähern ließ. So sehr dieses auch im Anfang das zärtlich fühlende Mutterherz kränkte, so gereichte es doch der Frau von Nordeck zur großen Beruhigung, das Mädchen mit einer Einsicht und Geistesgegenwart, mit einem Wohlwollen und einem Eifer verfahren zu sehen, die keiner gewöhnlichen, nur dem Lohne dienenden Krankenwärterin eigen zu sein pflegen. Frau von Nordeck beschränkte sich nun darauf, eine stumme, aber desto stürmischer im Innern bewegte Zeugin der traurigen Scene, die ihr Herz so nahe anging, abzugeben. Sie saß ruhig und still in einer Fenstervertiefung, und hatte die Blicke auf

den Kranken gerichtet. Von Stunde zu Stunde fühlte sie sich dem Mädchen, das jeden Wunsch des Kranken zu errathen schien, das fort und fort bedacht war, ihm jede kleine Bequemlichkeit zu bereiten, das in seinem ganzen Wesen etwas Seltsames, Edles und Entschlossenes trug, geneigter. Anne bemerkte, neben der Pflege des jungen Mannes, daß auch die Mutter sich in einem Zustand befinde, der ärztlichen Rath und eine sorgsame Aufmerksamkeit erfordere. Sie beredete sie nun, den ersten anzunehmen, und war bemüht, ihr die letzte, so viel es die Umstände erlaubten, zu widmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gegenbeherzigung.

Als solche möchte Manchem, der sich belehren will, wohl die Hinweisung eines unsrer trefflichsten Schriftsteller M. Claudius, auf eine Schrift Herder's dienen, die zunächst „an Prediger“ gerichtet ist, zugleich aber auch dem Nichtgeistlichen einen Standpunct anweist, von dem aus er mit mehr Gerechtigkeit und Billigkeit, als gewöhnlich geschieht, den Stand und Beruf des christlichen Predigers zu würdigen vermag. Wir setzen jene Ankündigung wörtlich hieher, weil sie uns gerade für die wichtig erscheint, denen die Schriften des Wandtscheer Boten weniger zugänglich sein möchten: „Aldieweil die Idee, die sich die Menschen, Philosophen und Nicht-Philosophen, Denker und Schaffköpfe, Leinweber und Staatsräthe, Waschweiber und Hebammen, Procurators und Prediger selbst u. von dem Prediger-Stande machen oder machen lassen, so verschieden und meistens so ungerecht wenigstens unrichtig sind; so erscheint hier ein Prediger, der die Würde seines Berufs kennt, und thut seinen Mund auf über seinen Stand, nicht zu Complimenten und Federlesen,

sondern zu geflügelten Sprüchen mit der edlen Freimüthigkeit eines Mannes, der sich seines Werthes und seiner guten Sache bewußt ist, und den die Wahrheit kühn macht.“ Ein Prediger ist nicht un des quarante de l'Academie Ecclesiastique; ist keiner von den 7 Weisen Griechenlands; kein Gemeinortkrämer und Lehrer der Weisheit und Tugend; kein Professor Moratorium, der allenfalls im Staat zu toleriren ist, weil er durch seine Discourse Unterthanen Gehorsam lehren, und die Zollregister und die Casse der fermiers generaux verbessern kann u. s. w., sondern er ist ein Säemann, der nicht für diese sondern für eine bessere Welt sät; ein Lehrer der großen seligmachenden Lehre Gottes; ein Vater und Tröster seiner Gemeinde; ein schwacher, unwürdiger, brechlicher Mensch, aber mit dem Willk Gottes in der Hand, (?) den er nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten hat, (!) und den er nicht zu kleiner Eitelkeit noch zu etwas Geringerem braucht als Mark und Wein von Unterthanen und Hülfsen zur Besserung und zum Empfangniß einer über alles herrlichen Seligkeit zu treffen und zu durchdringen.

Dies ist kurz der Hauptinhalt jener Schrift, und wir fügen mit Almus hinzu: Es wird wohl nicht leicht jemand gegen diese Vorstellung etwas einzuwenden haben, und wenn es von jeher auch dem gemäß wäre gehalten worden, so — wäre es gut.

* Ansicht und Wunsch.

Gleichviel, in der Neu- oder Altstadt wohnend — auch manchem Vorstädter will es nicht gefallen, dem sogenannten, nicht im geistlichen Stolge richtenden, mystificirenden und prädestinirenden Frömmeler, gesunde Vernunft, Tugend,

Sittlichkeit und Aufklärung als etwas seiner Lehre Fremdes entgegen zu sehen, und ihm die Hierarchie mit ihren Gräueln vorzumalen.

Alle, die mit mir über das Ziel des christlichen Pilgers und über das gewöhnliche Streben des Weltbürgers Eine Ansicht haben, glauben, jede Gemeinde glücklich nennen zu können, die einen Lehrer liebet und achtet, der mit apostolischer Demuth fühlt und sagt: Unser Wissen ist Stückwerk! der, ausgerüstet mit Kenntniß und Talent, von ihr geleitet, die Quelle suchet, nach der Aufforderung des vollkommensten Lehrers: Suchet in der Schrift! Und, wenn er Den gefunden hat, der allein sagen konnte: Ich bin das Licht der Welt: so wird er auch den, nach dem wir uns nennen, in der vollkommensten Liebe sehen, und seiner Gemeinde das Gebot seines großen Lehrers: Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst! in allen Lebensverhältnissen anschaulich zu machen suchen.

Indem aber dieser treue Lehrer siehet, daß er in einer Stunde mehr Lehren und Pflichten eines gottgefälligen Pilger-Lebens vortragen und erklären kann, als viele seiner Zuhörer kaum in Jahren zu fassen und zu erfüllen vermögen: so kann ihn dieses nicht entmuthigen, sondern er wird die heilige Stelle vielmehr mit neuem Muthe betreten und sich freuen, daß er den ihm anvertrauten Seelen mit dem Worte der Wahrheit zurufen kann: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Ja, er wird ihnen den reichen Inhalt dieser Worte deuten, sie aber auch mit den Schwierigkeiten, die hier der natürliche Mensch zu bekämpfen hat, wie mit den Mitteln zu einem vollkommenen Siege, bekannt machen.

Hier wird aber ein treuer Hirte aus dem Herzen zu den Herzen seiner Schafe reden und ihnen, aus eigener Erfahrung, sagen, daß ihm und ihnen hier nichts rathen, nichts helfen könne,

als eine von Demuth geleitete in der Schrift forschende Vernunft und ein höherer Beistand, womit er sich und seine Zuhörer zuversichtlich trösten kann; weil er selbst nicht zweifelt an dem, was er nicht siehet. Ebr. 11, v. 1.

Wie sich demnach die christliche Vernunft durch Demuth auszeichnet, und zu einem wahren vernünftigen Christenthume führet, so findet auch der beschriebene Verkündiger des Evangeliums in dem gefundenen Lichte der Welt die christliche Aufklärung, Tugend und Sittlichkeit, und legt dieses zum Glück des Menschen Erforderliche nach der Vorschrift und nach dem Beispiele seines erhabenen Lehrers seiner ihm anvertrauten Gemeinde, unter göttlichem Beistande an's Herz.

Einen solchen Lehrer des Evangeliums, der, nach meiner Ueberzeugung, uns nicht ferne steht, wünsche ich der lieben Gemeinde in der Neustadt um so inniger, da sie mir, vikarierend für den seligen Dr. Delrichs, schon vor acht und vierzig Jahren keinen geringen Beweis ihres Wohlwollens gegeben hat.

Hünertoch sen.

* A n f r a g e.

Den Einsendern dieses ist es auffallend, daß der zur Linderung allgemeiner Noth zusammengetretene Hilfsverein, dessen achtungswerthen Zweck sie dankbar ehren, nur bloß des Unvermögens der Landbewohner und nicht der Stadt gedenkt, obgleich die Noth der arbeitenden Bürger hier groß ist; und glauben dieselben, daß an dem Verarmen dieser Landbewohner, mehr oder weniger unsere wohlhabenden Bürger Schuld sind; denn diese Landbewohner entziehen im Sommer den Tagelöhnern der Stadt die Arbeit, indem sie für den halben Lohn arbeiten und zugelassen werden;

sie vernachlässigen dadurch ihren Landbau, der ihnen im Winter Nahrung geben würde und machen alsdann Anspruch an den hiesigen Hülfverein; obgleich die hiesigen unbeschäftigten Bürger mit ihren Familien am ersten auf dessen Hülf Anspruch zu machen hätten. —

Was sollen aber die arbeitenden Bürger dazu sagen, daß schon seit einigen Jahren die Landbewohner aus dem Hannövr'schen so wie des hiesigen Gebiets mit ihnen gleiche Rechte genießen und eben so gut bürgerliche Arbeit verrichten wie hiesige Familienväter. —

Was sollen wir dazu sagen? Wir bitten um Antwort!

Mehrere Bürger.

* Prüfet Alles und das Beste behaltet.

Gewiß sehr lobenswerth ist das Bestreben der löblichen Morgensprache und des Bäckeramts, der umsichgreifenden Brodhöherei und dem Hausfren Einhalt zu thun, und welche Hausfrau nähme nicht lieber ihr Brod direct aus dem Bäckerladen, als daher wo selbes mit Thran, Schmier, Butter, Schnaps u. s. w. in einer Linie paradiert; abgesehen davon daß sich auch manche andere Gelegenheit findet, die Dienstboten an baldiger Rückkehr zu verhindern. — Da indeß Theerhof, Herrlichkeit und Weerber gleichsam einen eigenen Stadttheil bilden, und bis jetzt kein Bäcker dort wohnt, es aber auch nicht dienlich scheint die Zahl der Weißbäcker zu mehrern: so mögte, um die Brodhöherei dort aufzuheben, folgender Vorschlag nicht unzuweckmäßig scheinen: „Wenn nämlich das Bäckeramt dort (zwischen den beiden Brücken) einen sogenannten Brod-

schrangen errichtete, und zwar so lange bis aus ihrer Mitte sich dort einer häuslich niederlassen würde. Mit dem Verkauf in solchem Schrangen könnten dann die Bäcker monatlich oder wöchentlich wechseln. Das dortige Publicum wäre dann befriedigt, und den Bäckern geschähe kein Nachtheil.

Vielleicht ließe in dem neuen Arbeitshause sich ein Zimmer zu obigen Bedarf acquiriren.

* Bemerkung.

In der Beilage der Zeitschrift „der Komet“ No. 202. befindet sich ein Correspondenz-Artikel aus Bremen mit dem Motto:

Und es ward Licht;
Nur bey uns nicht!

der aus derselben Feder und demselben Gemüthe geflossen zu seyn scheint, denen ein früherer, in schlechten Anstellungsverfassen abgefaßter, in einer früheren No. des erwähnten Blattes abgedruckter Aufsatz, der höchst gemeine Ausfälle und, — die Indignation eines jeden Rechtlichen erregende, — Verunglimpfungen eines höchst achtungswerthen Mitbürgers enthielt, seinen verächtlichen Ursprung vorzuwerfen hat.

Die Sucht wichtig zu seyn, läßt den Verfasser jedes bessere Gefühl vergessen und verleitet ihn zu faden Entstellungen und Uebertreibungen, und zu höchst unschicklichen Zusammenstellungen wie z. B. „Klosterochsen und Jubelgreise.“

Die einzige Lobeserhebung die er unsern glücklichen Freistaate und seinen Bewohnern macht, findet sich am Schlusse des Berichtes, wo sich der Verfasser „kein Bremer“ nennt.

D.

* Schreiben eines Viehhändlers an einen Schlachter.

(Buchstäblich abgedruckt.)

Kapitales Vieh Freund habe ich ausfordert, Dchsen Meister bekommen Sie, da müssen sich die Engel im Himmel über freuen, Kerls wie die Elephanten, und gesund wie meine Familie die herzlich grüßen läßt auf Jacobi, wie Sie den Termin selbst bestimmt haben erhalten Sie das Vieh in 2 Briefen, Unter 12 Ldor kann ich mich aber von dem Vieh nicht trennen. Es giebt viele Dchsen in der Welt, aber was für Dchsen, Windhunde, Canaillen Waare. Die Ostfriesische Kuh, eine Kuh ganz accurat wie ihre liebe Frau, sie im Markte bestellt hat, erhalten Sie mit angeschloßen, den Preis weiß mein Knecht. Kürzlich sind auch wieder Kälber fertig geworden die sind ganz honet und billig. Meine fetten Hammel sind dieses Jahr mager, weil die Hitze zu warm, und die Trokniß zu dürr war. In der Wurstzeit können Sie auch wieder von meinen Gedärmen bekommen. Mit Schweinen gebe ich mich nicht viel mehr ab, schreiben Sie mir, ob die Dchsen früher kommen sollen als Jacobi, sonst bleiben sie noch ruhig an meinem Tische. Der Irrthum wegen den Dchsenhörnern, ist nicht meine Schuld, meine Frau, die die Bücher führt, hatte ohne mich zu fragen, mir diese Hörner aufgesetzt; melden Sie mir viele Grüße an Ihre Frau und Kinder ic. sie wiegen 2500 Pfund, und stehen beym Brandweinbrenner.

Ihr Freund

M. N.

* Erwiedrung auf Nro. 6.

— Quae te ignorant a cepit! (und nicht repit).

Wenn jemand nicht bemerkt hat, daß in der Gedichtsammlung: Jugendsünden von Ernst

Greif, offenbare Nachahmungen nach Goethe'schen Liedern enthalten sind, so muß ein solcher entweder die Goethe'schen Gedichte oder die „Jugendsünden“ nicht gelesen haben, und er giebt also einigermaßen schon Ignoranz oder Unwissenheit zu erkennen, indem er darüber urtheilen will. Gleich das erste Lied auf der ersten Seite ist eine Nachahmung nach Goethe. Daß es meisterhafte Nachahmungen nach Goethe sind, hat niemand behaupten wollen und wird auch jetzt nicht behauptet. Genug, wir wissen aus sehr guter Quelle, daß Herr Ernst Greif (oder Greverus) früherhin ein enthusiastischer Verehrer der Goethe'schen Muse war, und daß es daher sehr erklärbar und auch sehr wahrscheinlich ist, daß er unwillkürlich Nachahmungen nach Goethe'schen Liedern schrieb, und wären es auch nur Reminiscenzen, so wären sie doch verzeihlich und mit Nachsicht aufzunehmen. Unsere größten musikalischen Componisten schreiben ja täglich Reminiscenzen nach andern Meistern, wer weiß das nicht? wer solche nicht mit Nachsicht aufnimmt, thut es wahrscheinlich aus Animosität. Die harten Gegner des Herrn Ernst Greif sind vermuthlich bloß Einspibler, die sich vielleicht durch seine ersten „Epigramme auf die einspibigen Dichter“ mögen getroffen gefühlt haben und ihm den harmlosen Scherz noch immer nicht verzeihen können, da man in unserm Norden keinen Spaß versteht oder verstehen will, oder nicht zu verstehen weiß, sondern ihn sogleich übel auslegt. Im Wegweiser zur Abendzeitung von 1828 oder 29 sollen die „Jugendsünden“ ziemlich vortheilhaft beurtheilt und darin gesagt seyn: wenn der Verfasser keine größere Jugendsünden begangen, als diese gedruckten, so würde man diese literarischen ihm gern nachsehen und ihn nicht deshalb verurtheilen. Wer solche Beurtheilungen in der Abendzeitung nicht gelesen, giebt vielleicht aber=

mal einen Beweis von Unwissenheit oder wenigstens Unbelesenheit!

M i s c e l l e n.

Ein großartiges Denkmal, errichtet zu Freiburg im Breisgau.

Als jüngst der kiedere Großherzog von Baden diese Stadt besuchte, beschloß die Bürgerschaft ihm und seiner Anwesenheit ein Denkmal zu errichten. Sie bestimmte eine bedeutende Summe, nicht unter 16,000 fl. — doch nicht zu einem Reiter- oder Stand- oder Sigbilde, wie sich der „Hesperus“ 1830. N. 281. S. 1122 ausdrückt; sondern die katholischen Bürger faßten den wirklich großen und wahrhaft freien Beschluß, eine schöne alte Klosterkirche, eine Stunde Weges von der Stadt, gut erhalten, recht geräumig, und nicht mehr benutzt, in die Stadt zu verpflanzen, und sie ihren evangelischen Mitbürgern aufzuerbauen. Gesagt, — gethan — schon erhebt sich das alte ehrwürdige Gemäuer wieder aus dem Boden, und bald werden Badens Brüder evangelischen Glaubens ihren Lobgesang darin erschallen lassen: „Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ In Aeschaffenburg denkt man anders. Da wollen die auf allgemeine Menschenliebe gegründeten Doctrinen des von Wessenberg nicht anschlagen!

* Auf einen Thersites.

Π. ἐγὼ δὲ καὶ γὰρ μάλα γὰρ, καὶ στερὴν, καὶ ἄμυνον,
Μηδὲν ἐρωτήσης, μωρὸν ὄρεῖς φαλακρόν.
(Lucian.)

Siehe den Kahlkopf an, und die Brust, und die Schultern, und frage

Nicht, wer er sei: es ist ein kahlköpfiger Narr.
P.

* Des Dichters Wünsche.

Wogt beim sanften Hauch des Westes
Sanft des Meeres ruh'ge Fläche,
Gern dann schäul' ich mich im Rahne
Auf der Flut,
Wann den Landmann heim des Dorfes
Stimme ruft.

Doch wann dumpf aufstöht die Tiefe,
Bogen hohl zum Strand aufschäumen,
Und ein Berg den andern fortwälzt:
Dann die Erd'
Und den Hain, die Meerflut fliehend,
Such' ich auf.

Freundlich ist die Flur, das Wäldchen;
Und dort, wo die Fichte lispelt,
Winkt mein Mädchen, und wir kosen
Lieb' und traut,
Bis der Abend seinen Schleier
Senkt herab.

Liebl'ich rieselt aus der Grotte
Sanften Murmels eine Quelle
Durch die Felser, deren Plätschern
Uns ergeht,
Nimmer, wie die wilden Fluten
Uns erschreckt.

P..... n.

I a s o!!

„Was ist fortan das Daseyn mir? — Nur Pein!
In weiter Welt steh' ich nun ganz allein!
Dahin sind Alle, die ich Anverwandte
Und Freund' auf Tod und Leben nannte,
Dahin!“ — „Wie? deckt sie Grabesnacht?“ —
„Ach nein; sie haben Glück gemacht!“

Chaffel.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen. Donnerstag den 3. Februar 1831.

Der Sänger will in das verarmte Leben,
— Wo unter Dornen nur die Wahrheit blüht —
Der süßen Täuschung grüne Kränze weben;
Wenn auch nur Traum, der mit dem Morgen flieht! Da ves.

* Zuruf an einen nordischen Dichter. *)

Du wolltest, Musensohn Dich hier mit Prosa pla-
gen —

Mit Sorgen um die Zukunft — täglich Brod.? —
Mit Harm Dich quälen in den schönen Tagen,
Mit zehrenden Gedanken, sonder Noth?

Dir wurden wohl nicht Schätze, reiche Güter —
Und auch nicht goldne Berge zugebracht. —
Sei froh! Du bist denn auch nicht deren Hüter;
Und wurdest doch vom Himmel reich bedacht.

Wist Du nicht Bild der höhern Schöpfung-Liebe?
Und gab Sie Schöpfungskraft nicht Deinem Sinn?
Mild legte Sie in Dich die edlen Triebe,
Du schaffst — und giebst der Welt das Schöne hin!

Schon bei dem Eintritt in dein zartes Leben,
Gab Dir der Himmel eine schöne Braut!
Mit Minnesold lohnt sie dein edles Streben;
Sie nennt sich „Muse“: hold ist dieser Laut!

Sie giebt Dir Kraft, wenn Dir des Nordens Kälte
Erstarren will die liederreiche Brust;
Sie hauset Dir der Freiheit heil'ge Zelte
Und zaubert Dir des Südens süße Lust.

Sie flieht mit Dir wenn aus Vellons Munde
Das Aufgebot zu wilder Zwietracht sprüht —
Sie lehret wieder in der Friedensstunde.
Und wo Sie weilt: die Friedens-Palme blüht.

Und prüfen Jemand herbe Kummer-Stunden,
Sie theilt durch Dich sein Leiden, seinen Schmerz,
Durch Dich sucht sie zu heilen blut'ge Wunden;
Sie lächelt „Trostfinn“ in das wunde Herz.

*) Der Verfasser ist ein geborner Däne.
Die Red.

Und wenn dann einft von deinem Erdenwallen,
Der Tod Dich abrufft zur erfehnten Ruh',
Nach jenen beffern unbekannten Hallen,
Dann drückt die Muße, — fanft dein Auge zu.

V. Copmann.

D a s D y p e r.

(Fortfetzung.)

Der Tag der entscheidenden Krisis kam heran. Eine bedrückende Stille herrschte in dem Krankengemache, Frau von Nordeck, welche Morgens einige Stunden zu ruhen versucht, faß an ihrer gewöhnlichen Stelle, und hing mit Blicken der Mutterangst und zärtlicher Besorgniß an dem Sohne. Anne war ungewöhnlich blaß. Sonst bemerkte man in ihrem ganzen Wesen keine Veränderung. Sie war so aufmerksam, so sorglich bedacht auf jede Kleinigkeit, wie immer. In der vorhergehenden Nacht schien der Paroxysmus des Fieberkranken seinen höchsten Gipfel erreicht zu haben. Jetzt lag er schon seit mehreren Stunden in einer vollständigen Agonie. Seine Augen waren geschlossen, die Lippen zusammengepreßt, die Wangen in eine tiefdunkle Gluth getaucht. Mühsam erhob sich die Brust zum Athmen, alle Glieder waren unbeweglich, bis auf die Finger, die unwillkürlich zuckten und an der Decke des Lagers kratzten. Der Arzt wich nicht von dem Kranken. Er prüfte von Zeit zu Zeit den Puls, und die gequälte Mutter glaubte in seinen Zügen den Untergang ihrer letzten Hoffnung zu sehen. Anne stand ruhig an seiner Seite, und reichte ihm die Dinge, deren er bedürftig war. Endlich wurden die Athemzüge des Kranken schwächer. Frau von Nordeck konnte sie in der fernern Fenster niche nicht mehr vernehmen. Bitternd, den Todesauspruch erwartend, stand sie auf und näherte sich dem Arzte; da wandte sich

dieser mit einem freundlichen Lächeln, das sie beseligte, zu ihr: „Er ist gerettet!“ flüsterte er ihr zu. „Die Macht der Krankheit ist gebrochen. Er schlummert jetzt sanft, und dieser Wendung der Krisis hat er sein Leben zu verdanken.“ Aber die Mutter, in deren Herzen eine neue Saat des Glücks aufging, mußte sich näher überzeugen. Sie beugte sich über den Kranken hin, sie sah, daß die Röthe in Blässe, sie hörte, daß jenes heftige, gepreßte Athemholen in den sanften Odem eines ruhigen Schlummers übergegangen war. Da sank sie neben dem Lager auf die Knie, zum stillen, innigen Dankgebete, daß ihr Gott das Kind, das sie geboren, zum zweitenmale geschenkt habe. Leise ging sie dann wieder an ihre alte Stelle zurück. Hier fand sie Annen, die an das Fenster getreten war, um die Freudestränen, die unaufhaltsam aus ihren Augen flossen, zu verbergen. Dem Kummer hatte sie gebieten können, die Freude überwältigte sie. Frau von Nordeck schloß im Ueberdrange ihrer Gefühle das Mädchen an ihre Brust. Anne erwiderte die Umarmung mit einer seltsamen Heftigkeit; sie hielt die alte Dame lange an ihr Herz gedrückt, und ließ sie erst los, als diese durch eine leise Bewegung ihren Wunsch nach einer freien Stellung an den Tag legte.

Den übrigen Tag, und die ganze Nacht hindurch, schlief Edmund ununterbrochen fort. Jetzt, da die bisher so stürmisch bewegten Empfindungen der Mutter sich wieder beruhigten, lag es in der Natur der Verhältnisse, daß Frau von Nordeck dem jungen schönen Mädchen, das wie eine treue Schwester ihres Sohnes gepflegt hatte, eine größere Aufmerksamkeit, wie bisher, schenkte. Sie bemerkte die Zartheit des Wuchses, das Anständige ihres Benehmens und etwas Eigenthümliches in ihren Gesichtszügen, das sie nicht ohne innere Bewegung betrachten konnte.

obgleich sie sich keine Rechenschaft von dieser Empfindung zu geben wußte. Sie fühlte sich näher zu Annen hingezogen, und von einem Wohlwollen zu ihr erfüllt, wie sie es sonst nur den Gliedern ihrer Familie widmete. Freilich konnte sie einen großen Theil dieser Neigung auf Rechnung der Dankbarkeit setzen, die sie der treuen Pflegerin des Sohnes schuldete; aber sie erkannte, daß es noch mehr, daß es ein anderes, mächtiges und unerklärliches Gefühl sei, welches sie bei Annens Anblick ergriff.

Als Edmund am nächsten Morgen erwachte, sah er mit klaren, hellen Augen um sich. Er wollte sich mit dem Oberleibe aufrichten, aber er vermochte es nicht. In seiner niedern Lage konnte er nur Annen, die an seinem Lager saß, nicht aber die Mutter, die ihre Stelle am Fenster eingenommen hatte, gewahren.

„Du bist noch immer bei mir, Cécilie?“ hob er mit leiser Stimme an. „Du hast treu ausgehalten während meines langen, wüsten Schlafes? Der Kopf schmerzt mich. Gib mir zu trinken, Cécilie!“

Ein Geräusch im Zimmer ließ sich vernehmen. Edmund hörte ein halb unterdrücktes Weinen; er blickte Annen fragend an.

„Fassen Sie sich! sagte diese. „Ein erfreulicher Augenblick steht Ihnen bevor. Sie werden Ihre beste Freundin sehen. Sie ist hergeeilt, Ihrer zu pflegen, sie hat an Ihrem Krankenlager gewacht, während Sie in einer langen Betäubung lagen: es ist Ihre Mutter!“

Da trat Frau von Nordeck herzu, und sank, indem sie die schlaff herabhängende Hand des Sohnes an ihr Herz drückte, an dem Bette nieder. Sie war so bewegt, daß sie nicht sprechen konnte. Edmund lächelte ihr matt zu. Endlich vermochte sie, die Worte über die Lippen zu pressen.

„Nein, nein, mein Sohn, ich bin es nicht, der Du Deine Pflege, der Du mit die Erhaltung Deines Lebens zu verdanken hast! Dieses Mädchen hat Alles für Dich gethan. Während ich mich, unfähig dazu, meinem Schmerze hingab, hat sie für Dich gesorgt, hat sie über Dich gewacht. Nichts ist ihrer Besonnenheit, ihrem Scharfblick entgangen. Sie war Dein treuester Beistand, Dein Schutzengel.“

Mit einem seligen Lächeln hörte Edmund diese Worte.

„Ich wußte es wohl!“ sagte er dann mit sehr schwacher Stimme. „Cousine Cécilie hat an mir gehandelt, wie eine liebevolle Verwandte. Dank Dir, Cécilie!“

Während er fast schon unter dieser Rede wieder einschlummerte, blickte Frau von Nordeck Annen erstaunt an. Sie zog das Mädchen ans Fenster, und sprach in großer Bewegung:

„Ich habe Aeußerungen aus dem Munde meines Sohnes vernommen, die meine ganze Seele erschüttern. Er nannte Sie Cécilie, er fügte noch eine bedeutungsvollere Bezeichnung hinzu — sagen Sie mir, welche Ursache ihn hierzu bewogen haben kann? In diesem Hause nennt man Sie Anne, Sie selbst haben sich gegen mich so genannt — ohne Zweifel sind Sie hier aus dem Orte oder aus der Nähe gebürtig, Ihre Eltern leben noch —“

„Ich bin ein Findling,“ unterbrach Anne die bewegte Frau. „Meine Eltern habe ich nie gekannt; diejenigen, die sich meiner Kindheit angenommen und mich erzogen haben, sind todt. Warum Herr von Nordeck schon seit dem ersten Tage seiner Krankheit, als er mich hier wiederfand, mich mit einem Namen genannt den ich nicht fühle, ist mir selbst unerklärlich. Vergebens habe ich ihm gesagt, daß ich Anne heiße, daß

ich kein Recht auf jenen Namen besitze: er beharrt dabei, mich Cäcilie zu nennen."

"Wie?" sagte, aufmerksamer werdend, Frau von Nordeck, und schlug den Fenstervorhang zurück, der bisher niedergelassen gewesen und nur einem matten Dämmerlichte Eingang in das Krankenzimmer gestattet hatte. Sie sah jetzt zum erstenmale Annen genau beim Lichte des Tages. Sogleich fiel ihr des Mädchens Ähnlichkeit mit Edmund auf. Indem sie aber ihr Befremden darüber zurückhielt, fuhr sie fort: "Aeußerten Sie nicht, daß mein Sohn Sie hier wiedergefunden habe? — Sie sahen ihn also schon früher, Sie kannten ihn bereits?"

(Die Fortsetzung folgt.)

* A n t w o r t

auf den im Bürgerfreunde vom 25. Januar von einem Neustädter unter der Ueberschrift: „Zur Beherzigung“ ausgesprochenen Wunsch.

Ein Jeder, welcher Aufklärung und einen freien Aufschwung des menschlichen Geistes wünscht, ein Jeder, der erkennt, daß es Noth thut im Geiste der Zeit fortzustreben und nicht eigensinnig bey alten abgedroschenen Hypothesen stehen zu bleiben, worunter Einsender dieses „das Gefangennehmen der Vernunft unter dem Glauben einzelner Theologen“ rechnet, wird gewiß mit ganzen Herzen in den Wunsch jenes wohlmeinenden Neustädters, die Wahl eines reformirten Predigers an der St. Pauli Kirche betreffend, einstimmen. — Aber die Erfüllung jenes Wunsches ist sehr schwer, denn die Umwälzung, welche in unserer bewegten, geistig sich frey und hoch erhebenden Zeit die Ansichten der Staatsmänner erfahren haben, hat sich auf die Theologen noch nicht ausgedehnt, so daß Männer, welche dem erwähnten zeitgemäßen Wunsche entsprechen, zu

den Seltenheiten des Tages gehören. Es pflegt der Fall zu seyn, daß Seltenheiten hoch und theuer gehalten werden, und die Gemeinde, welche daher ein solches Kleinod besitzt, läßt es nicht von sich, wovon die St. Pauli Gemeinde vor kurzem die handgreifliche Erfahrung gemacht hat. Es ist im Sinne jenes Wunsches vielfach um sich geschaut worden, aber man hat noch nicht gefunden was man sucht, und wünscht Einsender dieses, daß Andere glücklicher gewesen seyn mögen.

Möchten doch die Priester des Herrn erkennen, daß sie die Herzen ihrer Gemeinde-Glieder nicht füllen können durch Schmähungen auf die Vernunft, noch durch Herabsetzung der Menschenwürde. Dergleichen kann Männer von Ehre nur veranlassen das Heiligthum Gottes nicht zu betreten, um ihr Ohr und Angesicht nicht dergleichen unsere aufgeklärte Zeit schändenden aus dem Morder ergrauter, Jahrhunderte hervorgezogenen Priester-Anmaßungen zu leihen! Möge daher der allgütige Gott uns einen Mann senden, der seine Zeit erkennt, und die große Schaar derer, die, Finsterniß hassend, nach Licht und Wahrheit trachten, um sich zu versammeln vermag, um ihnen mit freundlicher Hingebung den wahren Weg zum Leben zu zeigen! —

Ein Neustädter.

* A n t w o r t auf eine Gegenbeherzigung.

Im Bürgerfreunde vom 30. Januar findet sich unter der Ueberschrift „Gegenbeherzigung“ eine gar erbauliche Beschreibung des Predigerstandes, und der Prediger selbst, die darin recht klein, elend, dürftig, herrlich, groß und Blüthe Gottes handhabend erscheinen, welche letztere Bezeichnung dieselben vermuthlich nach der Idee je-

nes Einsenders von andern Menschen unterscheiden soll. Der Gott der Liebe sey übrigens gepriesen, daß jener Ausdruck nur fagon de parler und nicht Wahrheit ist, denn hätte der Allbarherzige seine Blige solchen Strafgeistern anvertraut, welche die professores moralium höchstens im Staate tolerirt wissen wollen, so würden wahrscheinlich alle Menschen, welche die reine Moral und Rechtschaffenheit höher schätzen als das Wohlgefallen eines Priesters, in kurzer Zeit von der Erde vertilgt seyn.

Es ist ein Glück, daß es noch zu keiner Zeit so weit gekommen ist, daß die Menschen alles das wirklich glauben und thun, was solche in der erwähnten Gegenbeherzigung bezeichnete Prediger vorschreiben, woran die Menschen glücklicherweise durch zwei Dhrn verhindert werden, indem durch das Eine gewöhnlich eben so viel verfliegt als das Andere einzieht. Wäre dieses nicht so, und nähmen die Menschen Alles in sich auf was ihnen die Prediger sagen, so, meint der selige Lichtenberg, würde ihnen nur der einzige Weg ins Tollhaus offen bleiben.

A. Schofelschreck junior.

* Ein Wort zur Zeit.

— Nicht gegen die Throne, nur gegen die Willkühr ist die fortgeschrittene Civilisation der Zeit gerichtet.

Nicht gegen das heilige Recht strebt die sittliche Kraft der Civilisation; sie verlangt aber Gleichheit des Rechts als die nothwendige Folge der erreichten Gleichheit der Bildung und Brauchbarkeit für den Dienst des Staates.

Nicht gegen die Intelligenz im Gebiete der Wissenschaften erhebt sich die Civilisation, wohl aber gegen den Druck des Geistes durch ängstliche Bevormundung des freien Wortes und der freien Presse.

Nicht gegen die zum Bestehen des Staates und aller seiner unentbehrlichen Institute nöthigen Abgaben und Steuern erhebt sich die Civilisation; wohl aber nimmt sie die gleichmäßige Besteuerung in Anspruch.

Nicht gegen zeitgemäße neue Verbesserungen erhebt sich die fortschreitende Civilisation; wohl aber verlangt sie daß jede, den gebildeten Völkern gegebene Verfassung, Wahrheit sey.

Nicht gegen die von dem Geist der Zeit gebotenen Umgestaltungen der veralteten Verwaltungsfornen in der Justiz, in der Polizei, in der Finanz-Pflege und im Militair erklärt sich die fortgeschrittene Civilisation, sie erwartet aber neue Gesetzbücher aus dem inneren Wesen und eigenthümlichen Geiste der Völker selbst, und nicht aus den Ueberresten der Gesetzbücher von Völkern geschöpft, welche bereits seit Jahrtausenden von der Erde verschwanden. (Zum Theil sogar unter den nachtheiligen Einflüssen dieser Gesetzbücher auf ihr bürgerliches und politisches Leben).

(Pölig über Civilisation).

* Kleines Geschichtchen

sammt was man daraus lernen soll.

Es war einmal ein König in Persien, der hieß Kulichan, ein rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mongolen, seinen Nachbarn, fiel er in's Land und nahm ihnen alles weg was sie hatten und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wüthete noch ärger wie vor. Als er's nun gar arg machte, vergassen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte er's gern besser gehabt und schrie und flehte: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

Die Anführer aber gaben ihm zur Antwort: „Du hast in deinem Leben keinen Menschen Barmherzigkeit gethan; so soll dir, Hund, auch keine widerfahren. „Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort: Daß man Barmherzigkeit thun soll, ehe das Messer an der Kehle sitzt.

Matthias Claudius
im 1ten Theile seiner Werke.
Wandsbeck 1782.

* Feind des Bessern.

Ein abgesagter Feind des Bessern ist der leidige Schlendrian. Vergangenes Jahr wurde in diesen Blättern aufmerksam darauf gemacht, daß die hiesigen Kalender den November in der Sperrtabelle 31 Tage gegeben hätten. *)

Freund Schlendrian hat dessen ungeachtet in den diesjährigen Kalender, mir nichts, dir nichts wieder 31 Tage gesetzt. Man findet in den Kalendern fahrende und reitende Posten. Seit wann reiten und fahren die Posten? Früher geschah es durch die Postillone.

* Wunsch.

Im Unterhaltungsblatte ist über einen Aufsatz in der Bremer Zeitung: „Die Reden sind es

*) Der Herr Einsender wird sich vermuthlich geirrt haben; denn in allen hiesigen Kalendern ist dieses nicht der Fall. Der Geiger.

u. s. w.“ nunmehr so vielfach hin und her gewünscht und hin und her gedankt worden, daß man wohl den Wunsch aussprechen möchte, das Publicum nicht ferner damit belästigt zu sehen. Man stimmt der Anregung jener Frage gern bey, und eben darum wünscht man, daß nicht durch zu häufige Aufzählung derselben Sache bey dem Publico dagegen Ekel erzeugt werde.

* Erwiderung.

Wenn der Wandsbeker Bote sich also über den Stand und Beruf eines Predigers ausdrückt, wie wir dieses unter der Rubrik „Gegenbeherzigung“ in No. 9 dieser Blätter lesen, so dürfte er sich gewaltig irren wenn er glaubt, daß alle Leute seiner Meynung wären. Man lasse sich doch nicht verlocken, und lese daher anstatt des Wandsbeker Boten lieber die herrlichen Stunden der Andacht, worin die Wahrheit kräftig, aber unverfälscht, und für einem Jedem klar und deutlich vorgetragen wird, und beurtheile dann wie ein Prediger seyn, und nicht seyn muß. Es wäre ja ein großes Unglück wenn wir zum Prediger einen unwürdigen Menschen bedürften, der noch dazu mit dem Blitze in der Hand den Leuten durch Mark und Bein fahren müßte.

A.

* Bemerkung.

Wir können dem Herrn Verfasser des Aufsatzes „Ansicht und Wunsch“ in seinen Ansichten nicht ganz mit bestimmen, denn wenn man unter andern die Predigten eines Kottmeyer, Knippenberg, Draeske und Capelle hört, so braucht man gewiß keine Jahre dazu, um die vorgetragenen Lehren und Pflichten zu fassen und in Ausführung bringen zu können. Einen solchen Pre-

giger dessen Lehren und Vorträge dunkel, verworren, oder nicht recht faßlich sind, möchte man eben nicht wünschen.

3.

M i s c e l l e n.

Amerikanischer Unternehmungsgeist.

Herr Clay, der Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten der vereinigten Staaten, berief sich, um ein Beispiel von dem Unternehmungsgeist der Amerikaner anzuführen, auf folgende Anekdote von einem Schiffe, welches zu Pittsburgh gebaut und ausgelaufen war. — Nach seiner Ankunft an dem Bestimmungsorte mußte der Capitain sich durch seine Papiere ausweisen, fand aber bei dem Zollbeamten, dem er sie vorlegte, keinen Glauben, indem dieser sagte: „Herr, Ihre Papiere sind falsch; es giebt keinen Hafen in der Welt, der Pittsburgh hieße; Ihr Schiff muß confiscirt werden.“ Der Capitain legte dem Beamten die Karte der vereinigten Staaten vor, wies ihn auf den Meerbusen von Mexico und die Mündung des Mississippi, führte ihn sodann auf diesem Strom tausend englische Meilen hinauf, bis zur Mündung des Ohio, und von dieser andere tausend Meilen bis nach Pittsburgh.“ Hier, Herr, ist der Hafen, von welchem mein Schiff ausgelaufen ist!“ Der erstaunte Offizier hätte, bevor er die Karte gesehen, eben so leicht geglaubt, daß das Schiff vom Monde herabgesehelt sey.

Merkwürdige Pflanzendauer.

In der Medico-Botanical-Society zu London erzählte jüngst Prof. Huxton: daß eine Zwiebel, welche in der Hand einer Aegyptischen Mumie gefunden ward, wo sie wahrscheinlich länger als 2000 Jahre gelegen, keimte, nachdem sie der Atmosphäre ausgesetzt worden, obschon sie

dem äußern Anscheine nach im Zustande völliger Trockenheit gewesen war. Als die Zwiebel darauf in die Erde gelegt ward, wuchs sie schnell und kräftig.

* N o t i z.

Als Beytrag zu dem in der vorig. Nummer d. Bl. befindlichen Aufsatz „Prüfet Alles u. s. w.“ und vielleicht auch als Berichtigung einseitiger Ansichten, theilt der Unterzeichnete dem Publikum folgende Uebersicht mit:

Im Jahre 1785 wurden durch die 45 hiesigen Däcker verladen 751 Last. Im Jahre 1823 durch 40 Däcker 854 Last. Im Jahre 1830 durch 38 Däcker 890 Last.

Demnach hat das Consumo zu- und die Zahl der Däcker abgenommen.

Eine Angelegenheit die das nothwendigste unentbehrlichste Lebensbedürfnis betrifft, verdient gewiß eine ernste Berücksichtigung und die Aufmerksamkeit eines jeden redlichen Bürgerfreundes.

Ein alter freidenkender
und freirebender Bürger.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

„Hat die französische Revolution keine nützlichere Lehre zur Folge gehabt, als den Glauben, daß man die Völker fürchten müsse? Giebt man durch solche Furcht nicht selbst den Völkern zu erkennen, daß sie furchtbar sind? Ist das klug?“

Wir müssen unserer Zeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Alle Jahrhunderte spiegeln sich in ihr; nie wurde die Geschichte in umfassenderen Umrissen dargestellt; nie der Geist entfernter Zeiten und Völker besser gewürdigt. Alle die großen Fragen der sechs Jahrtausende vor uns kommen zur Sprache, und harren der Entscheidung; das

Getriebe der Völkermassen entwickelt sich; die Geister der Vorwelt schreiten über die Bühne. Es muß sich jetzt zeigen, — die Bestimmung des Menschengeschlechts, und ob Wahrheit, oder Lüge unser Antheil ist? Es ist nicht mehr möglich, in kindlichem, harmlosem Spiel der Gefühle in den Tag hinein zu träumen; Trugbilder aber hat eine ernste Zeit verachten gelehrt.

Große Begebenheiten sind wie Pferde, welche sich losgerissen haben. Wer nicht den Muth hat, sie bei dem Kopfe zu fassen, wird von ihnen umgerennt.

Auch die schönste Rose wird nach der Zeit der Blüthe zur Heibutte! Dieses sollten die auf ihre Schönheit stolzen Damen wohl bedenken! —

* B i t t e.

Seit längerer Zeit ruht die schöne Oper: „Ferdinand Cortez,“ und könnte doch jetzt, da nur eine bedeutende Tenorparthie darin vorkommt, gewiß gut aufgeführt werden. Es ergeht darum die Bitte an die Theater-Direktion, dieses schöne Werk Spontinis bald einmal wieder auf die Bühne zu bringen, und dadurch einen angenehmen Abend zu bereiten
mehren Theaterfreunden.

* Zur Hochzeitfeier

eines israelitischen Brautpaares, von welchem der Bräutigam die Braut aus Glückstadt nach Hamburg heimführte.

Von Dr. Noeldke.

Nach Glückstadt eilet wol mancher Mann
Zu Ross, zu Fuß und zu Wagen;
Doch Mancher, der jagt, wie sehr er kann,
Kann nicht, was er sucht, erjagen.

Ein Jeder eilt auf verschiedenem Pfad
Dem größten Loos zu begegnen,
Und sieht in der Ferne, so wie er naht,
Goldhaufen auf Glückstadt regnen.

Schon wähnt er, nahe daran zu sein,
Den goldenen Regen zu fassen,
Fühlt schon sich gestärkt vom fernen Schein,
Träumt Schätze auf allen Gassen.

Am weitgeöffneten Thore steht
Von Glückstadt sieht er das Pflaster,
Sieht überall Stein, doch von Gold unbenezt,
Kein Anblick ist ihm verhafter.

Ganz anders und besser, o Freund, ist's Dir
Auf Deiner Wandrung ergangen;
Nach Glückstadt kamst auch Du, und hier
Hat Lebensglück Dich umfassen.

Du hast hier goldenen Regen zwar
Nicht auf dem Pflaster gefunden;
Der Schatz, der Dir aufgehoben war,
Hat Dich durch Tugend gebunden;

Durch Seelengüte, durch Weiblichkeit
Im Kranz des häuslichen Lebens,
Dem Amuth schöneren Glanz verleiht,
Als Prunk voll eitelen Strebens.

Und heim führst Du das geliebte Weib,
Aus Glückstadts freundlichen Auen,
Ein neues Glückstadt zum Zeitvertreib
Mit Lieb' und Lust zu erbauen.

Das Glückstadt werdet ihr immerfort
In Hamburgs Mauern begründen,
Und kleine Glückstädter müssen dort
Das Lebensglück euch verkünden.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daevs d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöken.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. Februar 1831.

Mutterliebe, hast du solch' ein Werk vollbracht?
Stürzest deine Söhne in die Gräbernacht?

Die Brüder von Frekeleben. *)

Am dem Welfesholze hielt des Kaisers Nacht,
Und bestellt zum Morgen war die blut'ge Schlacht.
Auf die Kluren nieder sank des Abends Thau;
Kummervoll im Schlosse saß die hohe Frau.

Ihrer Söhne jüngster focht für Heinrich's Thron,
Und in Mansfeld's Reithen stand ihr and'rer Sohn.
D'rauf mit ahnungsübem, treubeforgtem Sinn,
Sendet zu den Söhnen sie die Boten hin:

„Auf, o Herr! Besteiget Euer schnellstes Roß!
Denn die Mutter liegt Euch sterbend in dem Schloß.“
Und der Söhne Jeder zu dem Feldherrn spricht:
„Lasset mich erfüllen meine Kindespflicht!

Steh' ich nicht am Morgen kämpfend neben Euch,
Nennt mich einen Schurken vor dem ganzen Reich!“
Ihren Kennern geben sie den scharfen Sporn,
Und vom Schlosse grüßt sie schon des Thürmers Horn.

*) Aus den nächstens erscheinenden Anhaltischen
Balladen und Liedern von Hieronymus Fränkel.

Durch die Pforte sprengend in der Mutter Arm,
Sind sie schnöb' umzingelt von der Knechte Schwärm,
Die mit Ketten zügeln ihren Liebeslauf —
Und ein tiefer Kerker nimmt die Brüder auf.

Dumpf und sinnlos saßen sie die ganze Nacht,
Oh' zu heller Klarheit ihre Schmach erwacht;
Als das Licht des Morgens durch die Scheiben brach,
Ward's in ihrer Seele fürchterlicher Tag.

Draußen auf dem Felde glüht der Sonne Strahl,
Draußen auf dem Felde bröht der Krieger Stahl;
Draußen lauten Klanges ruft das Schlachtenhorn —
Wider starre Mauern schlägt der Ritter Bohn.

Doch ihr Arm im Borne bricht der Fesseln Band,
Und die Schwerter blitzen in der Brüder Hand.
Auf dem Schlachtfeld draußen wogte lang der Tag,
Auf dem Schlachtfeld drinnen fiel ein einz'ger Schlag.

Und im Kerker lagen sie verblutet da,
Als die treue Mutter ihre Kinder sah. —
Mutterliebe, hast du solch' ein Werk vollbracht?
Stürzest deine Söhne in die Grabesnacht?

Grab zu Freckeleben, das zwei Brüder birgt,
Brüder, die einander sich im Zorn erwürgt,
Ringsum keimt und quillt es mannichfalt und bunt,
Doch des Todes Grauen wohnt auf deinem Grund!

Keines Blümleins Wurzel, und kein stilles Moos,
Rang im Lauf der Jahre sich aus deinem Schooß,
Keines Palmes Blüthe, kein lebendig Laub
Deckt mit seinem Schatten deiner Leichen Staub!

Grab zu Freckeleben! Deinen schwarzen Stein
Baden nicht die Ströme heißer Thränen rein,
Thränen, die allnächtlich eine Mutter weint,
Die, den Dolch im Busen, an der Gruft erscheint.

D a s O p e r.

(Fortsetzung.)

Da erzählte Anne die Begebenheit, die sie zum erstenmale mit Edmund zusammengeführt. Sie theilte nur mit, was zur Sache gehörte, sie erwähnte nicht des sterbenden Pflégvaters, nicht der Scenen, die der nächtlichen Ueberrast vorangingen, nicht derer, die ihr folgten. Frau von Nordeck ließ den Vorhang wieder sinken, und setzte sich schweigend an das Lager ihres Sohnes. Welche wunderbare Fügung, daß dieses Mädchen in zwei entscheidenden Zeitpunkten seines Lebens dem Jünglinge rettend und hülfreich zur Seite stehen mußte! Welche seltsame Erscheinung, daß dasselbe Mädchen eine Aehnlichkeit mit Edmund besaß, die der Mutter bisher nur durch die im Gemache herrschende Dämmerung entgangen sein konnte! Und nun Edmunds Beharrlichkeit, sie nicht anders, als Cäcilie, mit dem Namen der verlorenen Nichte zu nennen! Es schien Frau von Nordeck ganz natürlich, daß auch ihm, oder seinem Begleiter bei der nächtlichen Fahrt, in dem

sie nach der Beschreibung Dietrich erkannte, diese Aehnlichkeit aufgefallen war; aber, wie sie ihren Sohn kannte, so mußten noch andere Dinge im Hintergrunde liegen, die ihn zu einer solchen Bestimmtheit und Festigkeit in dieser Beziehung bewogen. Annens Alter stimmte mit dem, in welchem Cäcilie stehen mußte, überein; sie war ein Findling, sie besaß diese wunderbare Aehnlichkeit. — Frau von Nordeck mußte sich mit Gewalt der Hoffnungen erwehren, die sich auf diese Umstände gründeten ließen. Wie leicht konnte hier nicht eine Täuschung, wie leicht ein Selbstbetrug Statt finden, für dessen Folgen sie mehr noch Andern, als sich Rechenschaft schuldig war? Dann bedachte sie auch, daß Helene mit der Tochter zugleich verschwunden war, daß, wenn Cäcilie wiedergefunden würde, diese doch von ihrer Mutter eine Kunde haben müsse, und, wenn nicht höchst seltsame Umstände zusammengetroffen, nicht allein, verlassen und unerkannt, als Kind, in der Welt gestanden habe. Sie beschloß, alle ferneren Untersuchungen auszusetzen, bis Edmunds Genesung weitere Fortschritte gemacht haben werde, und er dann selbst die geeigneten Aufschlüsse, die irgend eine Entdeckung herbeiführen könnten, zu geben vermöge.

Diese Zeit kam früher, als sie dachte. Edmunds kräftige und jugendliche Natur unterstützte auf's wirksamste die Mittel, die der verständige Arzt verordnete. Nach acht Tagen fühlte er sich stark genug, das Lager zu verlassen. Immer noch redete er das Mädchen mit dem Namen Cäcilie an, und es schien ihn zu beunruhigen, daß sie ihn jetzt mehr der Gesellschaft seiner Mutter überließ, und nicht so viel im Laufe des Tages bei ihm war, wie früher. Als sie eines Morgens, nachdem sie einiges Nöthige im Zimmer geordnet hatte, wieder im Begriff stand, dieses zu verlassen, rief Edmund sie zurück.

„Du hast als eine treue Schwester an mich gehandelt,“ sagte er, während seine Mutter hoch aufhorchte, „und die Zeit ist nun gekommen, die aufklären muß, wie nah oder fern Du uns siehst. Sprich, Cäcilie! Ward Dir nicht einst ein rothes Kästchen mit reichem Inhalte geraubt? Erzähle uns Alles, alle Umstände, unter denen dieser Raub geschah, sprich uns von Deiner Kindheit, Deinen Eltern, von ihrer Herkunft und den Verhältnissen, in denen sie lebten.“

Da erinnerte sich Anne der Worte, die Edmund am ersten Tage seines Krankenlagers wegen des Kästchens zu ihr gesprochen. Was damals in dunkeln Ahnungen ihre Seele bewegt hatte, schien nun zur Entscheidung kommen zu wollen. Ihr Herz pochte ungestüm. Sie ließ sich, auf einen Wink der Frau von Nordeck, neben dieser nieder. Dann erzählte sie, indem sie mit Gewalt die Bewegung ihres Gemüthes zu bezwingen suchte, was sie von ihren frühern Lebensumständen wußte. Die Geständnisse, die Martin in der Stunde seines Todes vor ihr abgelegt, hatten sich so tief ihrem Gemüthe eingeprägt, daß sie im Stande war, sie fast wörtlich zu wiederholen. Frau von Nordeck wechselte während dieser Mittheilung zum öftern die Farbe. Sie zitterte heftig, als von dem Tode jener Ausgewanderten, von ihrer Verfenkung in den Rhein die Rede war. Edmunds Kopfschütteln bei dieser Stelle der Erzählung war ihr unbegreiflich. Als nun Anne mit dem Bericht von den letzten Augenblicken Martins, von dem offenen rothen Kästchen, das mit Gold und Edelsteinen gefüllt gewesen, und auch einige Papiere enthalten habe, ihre Mittheilung geschlossen hatte, sah Edmund seine Mutter mit leuchtenden Blicken an, ergriff ihre Hand, und sagte:

„Mutter, ahnst Du nicht, daß wir eine Verlorene wiedergefunden haben? O, ich habe sie längst erkannt, und was ich einsah, was ich fühlte,

hat mich mit der Wahrheit dieser Erkenntnis durchdrungen! Die Du vor Dir siehst, ist uns nicht fremd; sie ist nahe unserm Blute, unserm Herzen: es ist Cäcilie, Gräfin von Landrecy!“

Ueberraschung und Befremden malten sich in Annens Zügen. Von Zweifeln bestrahlt, sah sie ängstlich bald auf Edmund, bald auf Frau von Nordeck. Indessen hatte Jener rasch aus seinem Tornister, der offen vor ihm auf dem Tische lag, das rothe Kästchen hervorgenommen, und hielt es hoch in seiner Hand empor. Anne stieß einen Laut der Verwunderung aus, denn sie erkannte es augenblicklich für dasselbe, das sie aus des sterbenden Martins Händen empfangen. Aber auch Frau von Nordeck schien bei dem Anblicke dieses Gegenstandes von einer heftigen Bewegung ergriffen.

„Mein Gott!“ rief sie aus. „Dieses Kästchen kenne ich sehr genau; diese verblichene Stickerei auf dem rothen Sammet ist von meiner Hand; ich selbst schenkte es meiner Schwester Helene kurz vor unserer Trennung.“

„Es ist dasjenige, das mir geraubt wurde,“ sagte mit leiser Stimme Anne. „Alles, was in jener Stunde sich mir zeigte, hat sich unwillkürlich für immerdar meiner Erinnerung eingeedrängt. Wenn es geöffnet war, befanden sich rechts die Edelsteine, links das Gold, und in der Mitte die Papiere.“

„So ist es noch,“ sagte mit frohem Lächeln Edmund, indem er es öffnete. Frau von Nordeck erkannte nun auch die Kleinodien, die einen Theil des Familienschmuckes ausgemacht hatten. Sie nahm die Papiere und las sie. Thränen rannen über ihre Wangen, sie breitete die Arme aus, um Annen an ihre Brust zu schließen. Als diese sich ihr näherte, wies sie sie aber noch einmal zurück, und sprach:

„Kein Schatten der Täuschung soll auf diese Stunde fallen. Für sie habe ich mir den letzten, Alles entscheidenden Beweis aufbewahrt. Laß mich genau Dein Antlitz schauen, mein Kind, hoffentlich in den nächsten Augenblicken meine Richte!“

Sie zog mit Hast die noch immer niedergelassenen Fensterrouleaux in die Höhe. Das klare Licht des Morgens fiel auf des Mädchens hoch erglühetes Angesicht. Dicht unter dem Auge zeigte sich, von dunkelrothen Aederchen gebildet, ein Mahl, das vollkommen die Gestalt eines Weichens hatte. Frau von Nordeck winkte den Sohn herzu.

„Es ist die Verlorene!“ sagte sie aus gepreßter Brust. „Kein Zweifel waltet mehr. Dieses Mahl ist nur in meinem Hause einheimisch. Komm an mein Herz, Cäcilie von Landrecp!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreckliche Rache.

Aus Irland.

Vor dem Gerichtshofe zu Clonmel in Irland schwebte im vorigen Jahr ein schrecklicher Criminalprozeß, dessen betheiligte Angeklagten sich auf 380 belaufen.

Am 21. November 1824 in der Nacht brannte das Haus des wackern Pächters Patric Shea, am Fuße des Berges Slievenaman belegen, plötzlich ab. Der am Morgen hinzueilenden neugierigen Menge bot sich ein gräßliches Schauspiel dar: Aus den von der Flamme übriggebliebenen Trümmern ragte noch eine Thürzarge hervor, hinter welcher sechszehn Personen beiderlei Geschlechts im verstümmeltesten Zustande lagen. Es war augenscheinlich die Thür von außen verschlossen gewesen und so hatte theils der Kampf der Todesangst, theils die Flamme alle dagegen Ansturmenden dem schrecklichsten Tode geweiht.

Die Oberen waren meist ganz verbrannt, die Unteren dagegen mehr zerdrückt oder erstickt. Der Onkel der Catharine Mullaly (auch eins der unglücklichen Schlachtopfer) malte diesen Anblick vor Gericht mit den gräßlichsten Farben aus. Jene Mullaly aber fand vorzugsweise auf eine schreckliche Weise den Tod; sie war nicht mit unter denen an der Thür aufgeschichteten Leichen — sie hatte sich im letzten Monat ihrer Schwangerschaft befunden, und wahrscheinlich vor Schreck über die auslöchernde Feuersbrunst mitten in den Flammen geboren, weshalb sie auch nicht bei den Uebrigen lag, sondern in dem Schmerzenszimmer, aus dem sie sich nicht mehr hatte entfernen können. Ein Waschbecken mit Wasser stand neben ihr und in demselben lag ihr halbverbranntes Kind. Wahrscheinlich hatte sie gehört, daß die Ausgänge des Hauses versperrt seyen und legte nun, auch hier noch Muttergefühl nicht verläugnend, ihr Kind in das Becken, um es im Wasser vor der Flammengluth zu sichern. Ihr über den Beckenrand gelehnter Arm zeugte, daß sie ihn nach dem Kopf des Kindes hingestreckt, wahrscheinlich, um durch Aufrechthaltung desselben das Athmen des Kindes zu sichern. Daher war auch nur des Kindes Kopf in ihrer Hand verbrannt, das Uebrige lag noch im Wasser undersiebt.

Da kein Kläger auftrat, fing man an zu wähnen, das Ganze sey doch wohl nur ein Werk des Zufalls gewesen, bis plötzlich im vergangenen Jahre Marie Kelly sich als Mitwisslerin jenes teuflischen Ereignisses meldete und folgende Details darüber eingestanden hat.

Marie Kelly, schon immer durch leichtfertiges Betragen bekannt, hatte zuletzt einen ehemaligen Portier geheirathet und mit diesem eins jener, in dortiger Gegend nicht ungewöhnlichen zwischen Berg und Sumpf belegenen, lüderlichen Häuser übernommen, in welchem sie selber die Hauptper-

son spielte. Ihr Mann war ein Faulheits-Pflege-ger, der Alles thun mußte, was sie befahl, und so gab er denn auch willig seinen Namen als Wirth jenes Hauses und als Deckmantel der Sittenlosigkeit seiner Frau her. — Was nun die Beziehung der Marie Kelly mit der Familie der Shea's betrifft, so bestand sie in Folgendem: Ein Bauer, Namens William Gorman, hatte jener Familie ein Haus als Unterpächter abgepachtet, das mit zu der Hauptpachtung gehörte, welche den Shea's von einem reichen Irischen Gutsbesitzer übertragen worden war. Dieser Gorman zahlte indeß niemals Miete und da Patrik Shea selbst nur Pächter war, konnte er den Pachttheil nicht entbehren und progeßirte den Gorman zuletzt als zahlungsunfähig aus seinem Hause hinaus. Dies ward der Grund jenes schrecklichen Mordplans, den die gesammte Bauern-Verbindung, zu welcher Gorman gehörte, gegen die Familie der Shea's ausführte. Der Häupter des Unternehmens, ein gewisser Maher, ein kühner unternehmender junger Kerl und begünstigter Liebhaber der Marie Kelly, hatte bei ihr seine gewöhnliche Wohnstätte und goß daher auch dort die Kugeln, die man im Nothfall zum Angriff auf die Shea's gebrauchen wollte, so wie überhaupt in gedachtem Hause die meisten Verabredungen und Anstalten zu dem bevorstehenden Unternehmen statt fanden, das einige Aeußerungen und Drohungen jener Bauern unverhohlen verriethen. Marie Kelly, ungeachtet ihrer Sittenlosigkeit von gutem Gemüth, mischte sich eines Tages in das Gespräch, und bat sehr zu Gunsten der Bedrohten; es erfolgte jedoch eine so zweideutige Antwort, daß ihr eben nicht viel Hoffnung blieb. — In dieser Zeit erhielt Marie auch eines Tages zufällig den Besuch jener Catharine Mulkaly, Mariens Muhme. Maher behandelte sie absichtlich sehr zuvorkommend, um noch hier und da so manche Aufklärung von ihr

zu erhalten. Vorzüglich fragte er sie: ob die Shea's wohl gute Waffen hätten, was die Mulkaly bejahend beantwortete. — Marie Kelly war dieser Muhme sehr gut und hatte immer in Willens, sie zu warnen, wagte es aber nicht, aus Furcht vor Mahers Nachsicht. Sie zog es vor, als die Mulkaly sich wieder entfernt hatte, dem Maher dringend die Zusicherung abzunehmen: daß, möge er auch gegen das Haus der Shea's beginnen, was er wolle, er wenigstens dieser Catharine Mulkaly schonen werde! Maher sagte dies natürlich ohne Weiteres zu und Marie Kelly glaubte auch dieser Zusage.

Am andern Tage fand bei ihr eine nähere Verabredung statt, aus der sie deutlich entnehmen konnte, daß schon in nächster Nacht das Unternehmen ins Werk gesetzt werden solle. Ihre Neugier und innere Angst ließen ihr nun keine Ruhe mehr. Sobald sie ihren Mann eingeschlafen sah, schlich sie sich nach Mahers Wohnung. Sie horchte und ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Mehrere Stimmen stritten ganz laut über den Beginn der Brandstiftung. Sie versteckte sich und es wahrte nicht lange, so kam der Haufe heraus mit Brennmaterial und Alle bewaffnet. Mit Hervor- rücken sah sie aus ihrem gefährlichen Versteck die weiteren Anstalten zu dem abscheulichen Vorhaben treffen, und in Kurzem loderte das Haus der Shea's in helle Flammen auf.

Je mehr das Feuer nach dem Innern hinein wüthete, je lebendiger ward es drinnen, und als die Bewohner jene einzige Ausgangsthür verrammelt fanden, brach ein durchdringendes Angstgeschrei aus dem flammenden Hause hervor, das mit einem gräßlichen Freudengeschrei von den mordbrennerischen Zuschauern beantwortet wurde. Marie Kelly bebte an allen Gliedern. Ein Nachbar der Shea's, Philipp Dillon, ward vom Lärm und vom Flammenschein erweckt, und wollte zu

Hilfe eilen; als er aber die bewaffnete Umgebung des Hauses bemerkte, wagte er sich nicht heran. Nur ein junger Mensch, Namens John Bulles, trat hervor und nahte bis auf so weit den Mordbrennern, daß er bei dem Feuerschein deutlich ihre Gesichter erkennen konnte. Er erzählte Alles seiner Mutter, die ihn aber um Gotteswillen bat, zu schweigen, aus Furcht, ihnen möge eine gleiche Rache werden.

So blieb die entsetzliche That sechs Jahre unentdeckt, weil die Wenigen, die darum wußten, aus Furcht schwiegen. Marie Kelly indeß quälte ihr Gewissen wegen ihrer Muthme Mullaly, deren schrecklicher Tod ihr stets vor der Seele schwebte. Oft war sie zur Brandstätte gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich in Gedanken über das wehmüthige Andenken verloren. Immer hatte sie zur Entdeckung schreiten wollen, aber Anfangs fürchtete sie Mahers Rachsicht so, daß sie die Sache auch nicht einmal durch irgend einen leisen Vorwurf gegen ihn erwähnte. Endlich aber überwand ihr innerer Gewissensdrang alle andere Rücksicht, sie ging hin und gab das Verbrechen an.

Die Mordbrenner sind nun im Jahre 1850 hingerichtet worden, während Marie Kelly mit einer Gefängnißstrafe davon kam. —

Historische Bruchstücke mit zeitgemäßen Randglossen.

(Als Proben aus einer Handschrift, welche demnächst gedruckt werden dürfte.)

1.

In der berühmten Schlacht gegen die Hunnen unter Otto I. auf dem Lechfelde bei Augsburg war das Feldzeichen der Deutschen ein Engel. Seitdem man aber nicht mehr an Engel, am wenigsten an ihren persönlichen Beistand in Schlachten glaubt, hat man reißende

und Raubthiere, z. B. Löwen, Adler u. an ihre Stelle gesetzt und auf die Fahnen gemalt; auf die Kanonen aber, die zu Otto's Zeit noch nicht bekannt waren, das passende Motto gesetzt: „Ultima ratio regum.“

2.

Der gelehrte Abt Rabanus Maurus, der im achten Jahrhundert lebte, sagt in einer seiner Schriften: „Weil die heiligen Schriftsteller sich öfters tropischer Redensarten bedienen, so muß man wissen, was diese seyen, damit man nicht das Uneigentliche für das Eigentliche nehme.“ — Es wäre wohl gut gewesen, wenn man das immer hätte bedenken wollen und noch zu dieser Zeit bedächte. Besonders wäre dies gewissen Leuten zu rathen, die jeden zu verdammen sich herausnehmen, der nicht alle Stellen der Bibel wörtlich versteht, ja — die jeden Andersdenkenden aus der christlichen Kirche ausschließen möchten.

3.

Wenn es bei großen Herren etwas zu fischen gab, waren die Geistlichen gewiß nicht weit weg. Darum wurde auch auf dem ersten Concilium zu Orleans das Gesetz gemacht: „Es soll kein Geistlicher sich unterstehen, ohne Vorwissen seines Bischofs nach Hof zu gehen, oder etwas von dem Könige zu begehren.“ — Ihre Zudringlichkeit war nämlich zu jener Zeit so arg geworden, daß man ihr nothwendig Schranken setzen mußte.

4.

Als der heil. Bonifacius nach Deutschland kam, fand er Priester, die dem Gotte der Christen und den Göttern der Heiden zugleich opferten. — Haben die Jesuiten wohl weniger gethan, wenn sie als Missionäre in Indien den Neubekehrten erlaubten, nach bereits empfangener

Taufe noch heidnische Gebräuche mitzumachen, ja, daß die frommen Väter wohl selbst das nämliche thaten, um sich angenehm zu machen?

5.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts begann auf dem Reichstage zu Frankfurt der Abt von Königsaach in Böhmen eine Rede an den römischen König Heinrich und die Stände mit den Worten: „Ein jeder Mensch, der gesunde Augen hat, fliehet die Finsterniß und sucht das Licht.“ — Hätte das die Geistlichkeit immer beachtet, so würde es ihr nie ein so angelegenes Geschäft gewesen seyn, das Volk in Finsterniß, Wahn und Dummheit erhalten zu wollen.

6.

„Die Welt wird jetzt alt“ — schrieb der Chronist Fredegar im achten christlichen Jahrhundert — „denn der Menschenverstand nimmt ab.“ — Bald werden auch wir im 19. Jahrhundert Lebende in seine Klage einstimmen müssen, wenn wir sehen, was Leute aus allerlei Volk in diesen Tagen schreiben, und drucken lassen. Dabin gehören nicht bloß Theologen, sondern auch Philosophen, sogar Aerzte und andere. Man erinnere sich z. B. an Windischmann's „Etwas, das der Heilkunst Noth thut“ — an Weinhold „von der Uebersiedelung im mittlern Europa“ — an de Valenti „System der höhern Heilkunde“ 1c. 1c. 1c.

8.

Im Jahr 1540 wurde der durch Ignaz von Lojola bekanntlich gestiftete Orden der Jesuiten von dem Pabste bestätigt und schon 6 Jahre hernach protestirten die Dominikaner, die regulierten Chorherren zum heil. Kreuz und das Dominikanerkapitel zu Augsburg in corpore gegen die Aufnahme derselben in diese Stadt. Alle zusammen schilderten schon damals die Jesuiten als „unruhige Köpfe, Kundschafter und Auspäher in allen

Landen, dem Pabste blindlings unterworfenen Leute“ u. s. w. — Das geschah im 16. Jahrhundert, nachdem der Name der Gesellschaft kaum bekannt geworden war, und im 19. wollen — ohngeachtet hundertjähriger Erfahrungen — die Großen der Erde zum Theil noch immer an ihrer Schädlichkeit zweifeln? — In Gottes Namen, so studirt doch die Geschichte ein wenig! Der alte Cicero hat sie ja nicht umsonst „vitae magistram“ genannt.

9.

Als in dem finstern achten Jahrhundert der Glaube an die Unfehlbarkeit der Gottesurtheile fast allgemein war, befand sich doch am Hofe Ludwig's I. ein Agobard, der ein Buch schrieb: „Gegen die verdammungswürdige Meinung derjenigen, welche dafür halten, man könne die Wahrheit einer Sache durch Feuer, Wasser, oder den Zweikampf erfahren.“ — Laßt uns das zum Troste reichen und in dem frommen Glauben stärken, daß Licht und Wahrheit nie ganz aus der Welt vertrieben werden können, wenn auch noch so arge Mystiker, Obscuranten, und — sogar Jesuiten gegen sie aufstünden. Es wird immer wackere Männer geben, die ihrem bösen Beginnen einen Damm entgegen zu setzen bereit seyn werden.

* Klingelbeutel Kollekten.

Sind die Bäcker des Publikums wegen, oder das Publikum der Bäcker wegen? Ist das Erstere, so ist es Pflicht der Bäcker, sich nach dem Publikum zu bequemen und Sorge zu tragen, daß es auf jeder Straße das benötigte Brod haben kann.

(4)

Sind die Bäcker auch auf dasjenige Brod privilegiert, welches der Taxe nicht unterliegt und

auf solches welches hier noch nicht gangbar ist,
z. B. Wecken, Rundsstücke, jeverische Beinknochen u.?

(4)

Die Wollengarn Verkäufer lassen jetzt die Einwohner im Kirchspiel Arsten ohne Arbeit. Wäre es nicht gerathen wenn der Hülfverein gute Wolle zum Spinnen unter sie vertheilen ließe. Der Herr Prediger in Arsten würde sich gerne der Mühe unterziehen, die Wolle auszugeben und das Garn in Empfang zu nehmen.

Das Garn wäre leicht an den Mann zu bringen, indem es ein stets gangbarer Artikel bleibt. Es würde mit Vortheil zu den nämlichen Preisen verkauft werden können, als das von kurzer schlechter Wolle und deshalb stark gedrehtes Maschinen-Garn, welchen die Haltbarkeit mangelt und dasselbe aus unseren Mauern verdrängen. Das im Winter gesponnene Garn ist in der Regel besser, als dasjenige welches im Sommer gesponnen wird, weil die Spinner im Winter beständiger hinter dem Rade bleiben und deshalb einen egalern Faden liefern, der den, durch Maschinen gesponnenen, wenig nachgiebt. Die Einwohner des besagten Kirchspiels dessen Erwerbszweig spinnen ist, haben überdem Einen verdienten Groten lieber, als zwei geschenkte. (4)

Die theuer bezahlten Verse.

Wenn alle Dichter so bezahlt würden, wie Jakob Sennazar im 16ten Jahrhunderte, so müßte die poetische Aber sicher noch vielmehr fließen, als es in den vielen Zeitschriften der Fall ist. Er reichte bei dem Rathe Venedigs sechs Zeilen auf den Ursprung dieser Stadt ein und bekam dafür 600 Dukaten. — Dieß ist noch

mehr, als was Göthe für die Inschrift unter Blücher's Denkmal in Rostock erhielt (100 Louis-d'or, irren wir nicht). Indessen ist auch in Sennazar's Versen mehr Arbeit als in der Schrift unter Blücher's Denkmal, und dieß in's Auge gefaßt, hält sich die Belohnung für Pride noch nicht die Wage. Man vergleiche nur seine Verse. In der Uebersetzung lauten sie:

Mitten in Hadria's Fluth sah Dich der Folge Rep-
tunus,
Herrliche Stadt, die ihr Recht wogendem Meere ver-
traut.

„Wehle nur, sprach er, o Zeus, mit Deiner tarpe-
jischen Felsburg,
Und den Mauern, die lähn führte der Enkel des
Mars.

Zieh'st Du die (?) Liber dem Ocean vor? Betrachte
die Städte;

Menschen nur bauten Dein Rom; Götter, Ve-
netia, Dich!“

Und nun dagegen die genannte Rostocker
Inschrift:

Im Harren
Und Krieg,
Im Sturz
Und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Vom Feinde los!

In jedem Falle sind beide Epigramme wohl
die welche am theuersten bezahlt wurden.

Der Alchimist und der Architect.

(Nach dem Französischen.)

Wer schleicht grämlich dort zu Fuß? — Wer rollt
zu Wagen hier mit Kutscher und Lakain?

„Der Erste, Alchimist, macht Stein aus Gold;
Der Andre, Architect, macht Gold aus Stein!“

Chapfel.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. Februar 1831.

Ohne Werke ist die Liebe todt
und das Werk soll seinen Meister loben!
Rechter Muth kann nur sich dann erproben,
wenn ihn die Gefahr bedroht.

Für Einige — doch Wenige.

Segst du festen und gewissen Sinn,
Gutes für die Menschheit zu vollbringen,
heut der Vorsatz schon — mehr das Gelingen
dir den sichersten Gewinn.

Glaube, seines schönen Ziels gewiß,
wird sich in die heiße Brust dir prägen;
das Vertrauen auf den höhern Segen
mindert jedes Hinderniß.

Hörstre standhaft den erwog'nen Plan!
Schöne Bitten nicht, Ermahnungsworte!
Manche festverschlossene Herzenspforte
wird dir endlich angethan!

Böses wird so leicht und schnell vollbracht,
nur das Gute wäre minder siegend?
Zweifle nicht — denn stark und überwiegend
ist des guten Beispiels Macht!

Kinder sind die Menschen nur zu oft!
Lieben Beispiel, folgen Ihresgleichen
mehr als Fremden; nütze dieß — erreichen
wirft du mehr als du gehofft.

Nur der Anfang ist nicht selten schwer,
doch Erfahrung tilgt die Vorurtheile.
Allgemach verdraucht die Nebelsäule
bei der Sonne Wiederkehr.

Ein Erfolg führt größere herbei,
selbst die Tadler mögen kaum es fassen,
wie das Werk, das sie im Stillen hassen,
öffentlich gelungen sey?

Wach're mit dem Pfund, dir anvertraut!
denn durch Nichtgebrauch wirft du nur ärmer! *)
Zürne nicht, nennt dich die Menge „Schwärmer“
und dein Werk „auf Sand gebaut!“

*) Evangel. Luca XIX, 24.

Ohne Werke ist die Liebe todt
und das Werk soll seinen Meister loben!
Rechter Muth kann nur sich dann erproben,
wenn ihn die Gefahr bedroht.

Stärker ist die Liebe als Gefahr!
und das Herz, des Guten sich erfreuend,
für der Brüder Wohl kein Opfer scheuend,
ist ihr schönster Brandaltar!

Arthur vom Nordstern.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Bethäubt sank das Mädchen in die Arme der tiefgerührten Frau. Noch konnte sie sich das wunderbare Ereigniß, das sie mit einemmale so hoch erhob, nicht erklären; noch waren für sie die Bande, die sie mit Edmund und seiner Mutter verknüpfen sollten, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Da machte sie der junge Mann aufmerksam darauf, daß auch er, daß auch seine Mutter dasselbe Mahl unter dem Auge trug, wie sie selbst. Frau von Norddeck, die bei ihrer großen Erregung das Bedürfniß fühlte, sich auszusprechen, erzählte unter Thränen die Geschichte ihrer Schwester Helene, so weit sie selbst damit bekannt war, sie eröffnete dem, wie in einem Traume befangenen Mädchen, daß ihr Vater noch auf den wieder erhaltenen Gütern in Frankreich lebe, daß sie auch eine Schwester besitze, die nur wenige Jahre mehr zähle, als sie.

„O mein Gott, mein Gott!“ rief das Mädchen, die wir jetzt mit ihrem wahren Namen Cäcilie nennen wollen, „wie reich machst Du mich in dieser Stunde! Ich stand einsam, verlassen, eine Waise in der Welt, und alle meine Hoffnungen konnten sich nur auf die Mildthätigkeit fremder Menschen gegen mich beschränken. Jetzt habe ich einen Vater, eine Schwester — liebe-

volle Verwandte erkennen mich freudig an; aber Eine, Eine fehlt in dem Kreise, den die Liebe um mich schlingt, meine Mutter, meine arme, arme Mutter!“

„Beruhige Dich, Cäcilie!“ sagte mit glänzenden Blicken Edmund, indem er ihr die Hand reichte. „Vereiten Sie sich auf eine neue Ueberraschung, liebe Mutter! Auch Tante Helene lebt. Welches Wunder sie errettet, sie in's Leben zurückgeführt, kann ich nicht sagen; aber an Wunder können wir hier wohl glauben, da ihr ganzes jeziges Dasein einem Wunder gleicht, da die traurige Nacht, in die es versunken ist, von Zeit zu Zeit, wie durch Lichtblicke aus einer andern Welt, erhellt wird.“

Jene Begegnung mit der unglücklichen Gemüthsranken in der Thälwohnung kam nun zur Sprache. Frau von Norddeck hatte sich dicht neben den Sohn gesetzt, und ihre Blicke hingen mit einem Ausdrucke an seinen Lippen, der die außerordentliche geistige Spannung, in der sie seine Worte vernahm, an den Tag legte. Als er von jenem wunderbaren Zustande sprach, in den die Geisteschwache plötzlich aus völliger Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit übergegangen, in welchem sie mit einemmale Herrin ihres Verstandes und ihrer Gefühle geworden war, der ihr in einem Augenblicke Kraft, Anmuth und edle Haltung zurückgegeben: da sahen beide Frauen den Erzähler scheu an, als verkünde er irgend ein unglaubliches Märchen. Nun aber theilte er mit, was die Unglückliche damals offenbart, wie sie von ihrem verlorenen Kinde Cäcilie gesprochen, wie sie ihres Vatten, des Grafen, gedacht, und so richtig den Inhalt des verhängnißvollen Kästchens angegeben, daß über ihre frühere, genauere Kenntniß desselben kein Zweifel walten könne.

„Auch hier muß das Weilschen entscheiden,“ sagte Frau von Norddeck, nachdem ihr Sohn ge-

endigt, und sie einige Augenblicke der Stille benutzte, sich zu sammeln. „An welche Ereignislichkeiten, an welche zufällige Umstände sind doch die Schicksale der Menschen geknüpft! Der Vater meiner Mutter mußte seine Gemahlin, als sie gerade das erste Pfand seiner Liebe unter dem Herzen trug, durch einen Wurf mit einem Weizenstrauch erschrecken, damit von Geschlecht auf Geschlecht ein Mahl sich fortpflanze, das jetzt allein zur Aufklärung der Wahrheit helfen kann! Ich muß sie sehen, bald muß ich sie sehen, jene Bedauernswürdige. Wenn es wirklich Helene ist, dann soll sie in ihrem Unglücke eine eben so treue Schwester an mir finden, als ich ihr früher im Glücke gewesen bin.“ —

Cäcilie wurde nun ganz als ein Mitglied der Familie betrachtet. Man hielt es nicht für nöthig, den Hausgenossen die nähern Umstände der Sache, das eigentliche Verhältniß, in welchem das Mädchen jetzt zu Frau von Nordeck und ihrem Sohne stand, mitzutheilen; es wurde ihnen nur zur freundlichen Uebereinkunft eröffnet, daß Edmunds Mutter eine besondere Zuneigung zu der treuen Pflegerin des Sohnes empfinde, und sie als Freundin und Gesellschafterin um sich zu behalten wünsche. Die wackre Hausfrau nahm innigen Theil an dem Glücke, das die Verlassene, wie sie meinte, doch nur eigentlich der Aufnahme in ihrem Hause zu verdanken hatte.

Indessen wurden in der Stille auch Erkundigungen über die Bewohnerinnen des Thalhauses eingezogen. Hier im Orte war nur die Eigenthümerin der Wohnung, Frau Helfferich, bekannt, und man wußte von ihr nicht mehr, als daß sie eine wohlhabende Witwe sei, deren verstorbener Mann vor mehreren Jahren das alte verfallene Klostergut an sich gekauft hatte. Frau von Nordeck und ihre Nichte empfanden die lebhafteste Sehnsucht, recht bald durch einen Besuch bei der

Unglücklichen sich von den Zweifeln zu befreien, die sie bedrängten; aber Edmund wollte nicht zugeben, daß man ohne ihn diesen Besuch mache, und der Arzt gestattete ihm noch nicht, das Zimmer zu verlassen.

Wenn schon die Gesellschaft der Mutter und Cäciliens dem Genesenden zu freudigem Troste reichen mußte, so versetzten ihn doch die Nachrichten, welche von dem siegreichen Vorrücken der deutschen Krieger einliefen, in eine trübe Stimmung, da es ihm versagt war, an ihrem Ruhme, an dem Kampfe für's Vaterland Theil zu nehmen. Auf Monche hatte der Arzt die Möglichkeit dieser erneuerten Theilnahme hinausgesetzt; dann aber konnte der Krieg schon beendet, dann konnten alle Lorbeeren gepflückt sein, die zu pflücken waren! Der Mutter verhehlte er diesen Unmuth, der innerlich an ihm nagte. Nur Cäcilie wurde seine Vertraute, und sie wußte ihm so verständig und gütig zuzusprechen, daß er sich nach jeder Unterredung über diesen Gegenstand wieder heiterer, aber auch immer näher zu der liebenswürdigen Verwandten hingezogen fühlte. Wochen vergingen unter diesem traulichen Zusammenleben, auf das nur der Gedanke an die unglückliche Kranke im Thale einen trüben Schatten warf.

Endlich erlaubte der Arzt den ersten Ausgang, allein nur in den Garten des Hauses und in das anstoßende Feld. Der Aufenthalt in freier Luft hatte einen so günstigen Einfluß auf Edmund, daß dieser schon nach einigen Tagen den Frauen anzeigen konnte, er sei nun bereit, die Wanderung nach der Thalwohnung mit ihnen anzutreten, wo das große Räthsel sich lösen, die wichtige Entscheidung sich finden werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

* An den Einsender des Hysteron
proteron,

Unterhaltungsblatt No. 11.

Der sehr bescheidene Titel „Unterhaltungsblatt“ giebt wahrscheinlich zu manchen Irrthümern Veranlassung. So wie in dem kleinen Kreise einer Privatgesellschaft jeder seine Einfälle zum Besten giebt, oft ohne Rücksicht auf ihren Werth, bloß um die gänzliche Stockung der Gedanken zu vermeiden; so wie da manches Fabe, Zweifelhafte, ja sogar manches Unwahre und, je nach Beschaffenheit der Gesellschaft, manches absichtlich Verdrehte und Foshafte, als eine Höflichkeit, verziehen wird: so scheint auch mancher Einsender seiner Einfälle in das Unterhaltungsblatt von dem Publicum unserer guten Stadt eine ähnliche Anerkennung zu erwarten. Der Unterschied der Unterhaltung in einem treulichen Kreise und in einem öffentlichen Blatte ist aber groß und mancherlei. Du, lieber Einsender des Hysteron proteron, hättest Dich sicher geschämt im freundlichen Kreise zu sagen, was du öffentlich drucken liefst; denn du willst ein menschenfreundlicher, tugendsamer und achtbarer Mann sein. Bist du auch gleich kein Ideal christlicher Vollkommenheit, so machst du doch Ansprüche auf die Achtung deiner Anvertrauten. Du meinst: was du mittelst der Druckpresse sagest, fällt nicht auf Deinen Namen und Charakter? Aber lieber Freund in Christo! Was du für zu schlecht erkennst, um es auf deinen Charakter fallen zu lassen, das ist auch schlecht, wenn es ohne Namen geschieht. Du unterschreibst dein Hysteron proteron: Ein Schulmeister. Lieber Freund, das ist eine Lüge! Du hältst doch gedruckte Lügen nicht für erlaubt in der christlichen Sittenlehre? — Freund, was verführte dich zu dieser Sünde? Deine Unterschrift ist nicht bloß eine Lüge, sie ist auch eine Verläumdung; eine Verläumdung nicht eines Einzels

nen, sondern eines ganzen, in den Augen aller Vernünftigen und Guten sehr achtbaren Standes. Es giebt zwar Schullehrer in unserm Staate welche nothwendiger Weise auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehen; aber, lieber Freund, eines solchen Hysteron proteron, welches du ihnen zur Last legst, ist keiner fähig. Du hast nicht einmal das poetische Decorum beobachtet. — Du sagst: Honorar ist ein Ehrengeschenk; Campe sagt: Ehrenlohn. Campe sagt Hysteron proteron ist: das Hintere voran; ich sage: dein Hysteron proteron ist eine Verkehrtheit, ja noch passender finde ich Verdrehtheit oder Verschrobenheit. Hast du keinen dieser Ausdrücke gekannt, um ihn anstatt des griechischen zur Ueberschrift deiner Schreiberei zu wählen?

Was nun die Schulmeister betrifft, brave Bürger, so erkundigt euch doch gelegentlich etwas genauer nach ihren Verhältnissen. Fragt nach der Anzahl aller im Staate angestellten Schullehrer und bringt ihre (sit venia verbis) Honore unter Rubriken, von dem Höchsten bis auf Null. Bedenkt aber dabei nach der Ermahnung des Hysteron proteron, daß jeder eine freie Schlafstätte hat. Auch Wohnung? ja; es ist ihnen erlaubt in der Schulstube zu sein. Auch ein warmes Zimmer im Winter? Ja wohl! Außer den Kindern, die ihm allein schon Wärme genug spenden ist auch ein Ofen in der Schulstube.

Unter den Seelenhirten, Kinderhirten und Gänsehirtten stehen ohne Zweifel die Seelenhirten oben an, und sie verdienen auch das höchste Honorar. Die Kinderhirten und Gänsehirtten streiten sich an vielen Orten um den Vorzug des Ranges und Honorars.

Bürger! Wenn gleich fette Gänse Eure Tafel zierten und arme Kinder oft nur einen ekelhaften Anblick gewähren — Kinder, auch arme, sind mehr als Vieh! — „Lasset die Kindlein zu

mir kommen" u. s. w. — Gebt den Gänsehirtten ein besseres Honorar als dem Schulmeistern, so werden in wenig Jahren die Gänsehirtten gebildeter als die Schulmeister sein. Das Hysteron proteron sagt: Die Schulmeister sind arme Schächer, darum verdienen sie kein besseres Honorar; kehrt den Satz um: Gebt den Schulmeistern ein elendes Honorar, so erhaltet ihr zu Schulmeistern lauter arme Schächer. — Dieser Satz ist wahr.

Ein wahrer Hirte liebt nicht bloß die Schafe, sondern auch die Lämmer; ein Prediger des Evangeliums fördert das Schulwesen: Die Erzieher der Volksjugend verächtlich machen, ihre gerechten Beschwerden über Mangel verdrehen, ihnen Steine statt Brot reichen, ist — von einem Prediger — ein Hysteron proteron.

Demophilos
nicht Demagog.

* Gegenbemerkung.

Die mit Scharfblick und Umsicht abgefaßte Beherzigung No. 7 des Bgrfr. schien mir mehr für das gewöhnliche Streben des Weltbürgers, die Frucht einer guten Erziehung, eines gut benutzten Schulunterrichts und einer treuen Fortsetzung eigener Bildung des in die große Welt tretenden Jünglings zu seyn. Viel von diesem entweicht zwar auch die Kanzel nicht, aber der in seiner Erkenntniß und Ausübung seiner Pflichten fortschreitende Christ fordert von seinem Seelsorger mehr. — Daher hielt ich die Mittheilung meiner Ansicht No. 9 des Bgrfr. nicht für unnütz.

Der Herr Verfasser der Bemerkung No. 10 des Bgrfr. kann aber nicht mit mir Eins und — mit meinem Wunsche gar nicht zufrieden seyn! indem er sagt: Einen solchen Prediger, dessen

Lehren und Vorträge dunkel, verworren oder nicht recht faßlich sind, möchte man eben nicht wünschen.

Da! suchen Sie doch, ich bitte Sie, künftig vorsichtiger, damit Sie nicht, wie jetzt, Viel übersehen und — statt viel zu gewinnen, viel verlieren; denn ich habe, wenn Sie nur No. 9 des Bgrfr. gefälligst noch einmal lesen wollen, nicht gesagt, alle seine — sondern viele seiner Zuhörer. — Das Erstere wollte ich mir auch nicht erlauben, ob es gleich, auf das Ausüben des Gehörten sorgfältig Rücksicht nehmend, wohl wäre zu rechtfertigen gewesen, denn ich hätte ja damit die Adlerflügel des Egoismus gelähmt, mir viele Widersacher und vielleicht einen Federkrieg zubereitet — ich liebe aber die Einigkeit, so lange sie mit Recht und Billigkeit bestehen kann.

Und wie sich Einheit in der Religion der Gottheit nähert, so ist alle Sektirerei, auch was dazu veranlaßt, nach 1 Cor. 3, 4 vergleichen mit Röm. 8, 7 eine Teufelei vom ersten Range. — Hievon glaube ich Sie frei sprechen zu können; sollten Sie aber, werther Freund, in meiner Ansicht über das Wirken eines evangelischen Predigers noch statt Ge- Verwünschtes d. i. nicht zu wünschendes finden: so bitte ich um dessen mündliche oder schriftliche Mittheilung.

Hünerloch sen.

* An den Verfasser der „Erwiderung“ in No. 9.

Oldenburg, den 1. Februar 1831.

— πῶς οὐκ ἠγνοῦσας ἐνπεπόνηται;

Daß Ev. Wohlgeboren das Virgilische dementia in ignorantia umsetzen wollen, ist eine übel angebrachte Conjectur. Ev. Wohlgeboren werden sich nicht erinnern können, mit aller Ihrer Belesenheit jemals in lateinischen Schriftstellern gelesen zu haben te capit ignorantia; denn

wenn man sagt, *te capit ignorantia*, bedeutet das soviel als: dich ergreift Unwissenheit, wobei man voraussetzen kann: du warst vorher eben nicht unwissend. Ew. Wohlgeboren werden mir indessen zugeben, daß ein sonst kluger Mensch nicht plötzlich von Unwissenheit ergriffen werden kann. So wenig Ew. Wohlgeboren, wenn Sie *te capit ignorantia* sagen, dadurch einen Beweis geben von Belesenheit in den alten Schriftstellern, ebensowenig scheinen Ew. Wohlgeboren erfahren zu haben, daß der Seher leicht ein r für ein o greifen kann. Ueberhaupt ist Ew. Wohlgeboren Bemerkung „und nicht repit“ so abgeschmackt, daß ich nichts darauf zu erwidern brauche. Inwiefern Herr Ernst Greif mit Göthe nie verglichen werden kann, habe ich in No. 6 dieses Blattes dargethan. Schließlich habe ich Ew. Wohlgeboren noch anzeigen wollen, daß Sie sich ferner vor Widerspruch hüten. Ew. Wohlgeboren behaupten, daß, wer die Abendztg. nicht liest, einen Beweis giebt von Unwissenheit oder wenigstens Unbelesenheit. Ew. Wohlgeboren sagen indessen: „im Wegweiser zur Abendzeitung von 1828 oder 29 sollen die Jugendsünden ziemlich vorthellhaft beurtheilt seyn. Ew. Wohlgeboren gestehen daher Ihre eigene Unwissenheit oder wenigstens Unbelesenheit ein.

W — e

kein Einsylbler.

Bemerkung.

Wie langsam die Regierungen lernen, davon giebt Folgendes einen merkwürdigen Beweis. — Schon am 26sten April 1774 sprach Gustav III. von Schweden zu seinen Reichsständen:

„Durch die Pressfreiheit erfährt ein König die Wahrheit, die man mit so vieler

Sorgfalt, und leider! oft genug mit so vielem Erfolg vor ihm verbiegt. Den Beamten verschafft sie den Vortheil, daß sie wohlverdiente und ungeheuchelte Lobsprüche erhalten können, oder auch bekommen sie Gelegenheit, das Publicum über falsche Deutungen ihrer Handlungen aufzuklären, das Volk erhält endlich dadurch die Sicherheit, seine Klagen anzubringen, und den Trst, sich beklagen zu dürfen und oft überzeugt zu werden, daß seine Klagen unbefugt sind.“ —

Tilesius, über die Cholera morbus.

So eben ist eine Schrift des berühmten Arztes, Naturforschers und Erdumseglers, Hofrath Tilesius, in Leipzig über die Cholera morbus, im Verlage von Schrag in Nürnberg erschienen. Sie zeichnet sich vor allen übrigen, bisher erschienenen durch Reichhaltigkeit der Mittheilungen über die Natur, die Eigenschaften und die Ursachen der Krankheit, so wie ganz besonders dadurch aus, daß sie ein ganz eigenthümliches Mittel, das von allen den, bisher durch russische und deutsche Aerzte vorgeschlagenen und angewendeten, sich unterscheidet, vorschlägt; ein Mittel, das um so mehr der allgemeinsten Aufmerksamkeit der Aerzte wie des ganzen Publicums empfohlen zu werden verdient, als es die Krankheit selbst zum vollen Ausbruche zu kommen verhindert. Es sind das die ägenden Laugenbäder, mit denen der Verf. auch andere tödliche und entzündliche Uebel mannigfacher Art geheilt und in welche der Körper durch eine von ihm construirte Vorrichtung gebracht wird. Die Schrift ist zugleich bei aller umfassenden Gelehrsamkeit größtentheils so populär geschrieben und theilt so

viel Interessantes aus des Verfassers reichen Schätzen seiner Weltreise mit, daß sie jedem Gebildeten zugänglich, verständlich und interessant seyn wird.

M i s c e l l e n.

Die Spanier, als sie die Mauren aus Granada vertrieben hatten, fanden dort Bäder, sahen sie aber mit Schauer an und ließen ein Verbot dagegen ergehen: „weil es dem Christen eine Unreinigkeit sey, sich den ganzen Tag im Wasser zu strecken und zu wälzen.“

„Ich komme wenig in die Welt!“ sagte eine neufrömmelnde alte Jungfrau zu einer Bekannten, die im Kreise ihrer Kinder saß. Eines derselben fragte darauf naiv: „Mutter, ist Mamsell schon im Himmel?“

Eine junge verheirathete Dame verweigerte in einer Gesellschaft einem Geistlichen einen Kuß. Als man ihr nachher sagte: es sey sehr spröde gewesen, antwortete sie: „Ich that so, weil ich in Erfahrung brachte, der Herr ist mehr Schäfer als Hirt.“

H. Wippel.

F r e c k e r S p u l.

Es ist bekannt, daß ein russischer Edelmann, der in einem Wirthshause Viele mit der Unwahrheit erschreckte: auf seinem nur einige Werste entfernten Gute herrsche die Cholera morbus, zur Strafe unter Quarantaine gesetzt wurde und sie aushalten mußte. Aehnliche verdammenswerthe Neckerei wird aber jetzt an mehreren Orten getrieben. So hat man in einer schwäbischen Stadt einen ehemaligen Mönch verhaftet, der spät Abends

als Gespenst an den Fenstern vorüber schlich und hinein rief:

„Nach's Testament, man gräbt dein Grab,
Sieh vor dem End' den Reichthum ab!“

Ferner ist in Prag eine Spukgestalt, die sich auf den Wällen umhertrieb und gelegentlich mit hohler Stimme sprach;

„Vor Weihnacht' noch schöne Zeit,
Nach Weihnacht' gar wenig Leut!“

— damit die Leute an irgend eine Pestilen glauben sollten, von einer nicht gespenstergläubigen Schildwacht in die Beine geschossen und nachher als — Schneidergesell zur Haft gebracht werden. — Es wäre ein arger Hohn für unsre Zeit wenn sich Jemand von sogenannten Prophezeiungen und mystischen Sprüchen ängstigen ließe; indeß hat man seit ein Paar Decennien wieder stark daran gearbeitet, jeden alten Aberglauben von Neuem in die Mode zu bringen und es ist deshalb rathsam, Solche strenge zu bestrafen, die sich auf so gefährliche Weise mit der Leichtgläubigkeit einen Spaß machen, oder wohl gar betrügerische Spekulationen damit beabsichtigen.

G a l e n a.

Unter diesem Namen ist unlängst am Fizeberflusse, einem Nebenflusse des Mississippi, an der letzten Station der Dampfbote, 500 Meilen oberhalb Saint Louis, der Grund zu einer neuen Stadt gelegt worden. Galena verdankt, dem Ansichrine nach, einer unbegrenzten Schwefelblei-Mine, die in jener Gegend entdeckt worden, seinen Ursprung. Wie abschreckend auch der Name des benachbarten Flusses lautet, als sollte er die Schätze des Landes wie einen zweiten Garten der Hesperiden gegen die Habsucht einbringender Fremdlinge vertheidigen, kann dennoch mit der stets zunehmenden Entwicklung der Reichthümer des Missi-

sippi=Thals auch Galena einst eine bedeutende Stadt werden, wenn vielleicht New-Orleans zur ersten Handelsstadt der Welt geworden ist.

* Der eheliche Streit.

Der Mann.

Trink mir doch den Kaffee nicht,
s' ist ja Gift, mein liebes Weibchen,
Glaube was dein Schäschen spricht:
Er bringt dir den Tod. Mein Läubchen,
Willst du's mir zur Liebe thun?
Engel, laß die Kanne ruh'n.

Die Frau.

Männchen, du bist nicht gescheidt
Oder denkst mich zu bethören,
Denn seitdem wir uns gefreut
Liebest nie du solches hören.
Meine Mutter trank fürwahr
Ihren Kaffee neunzig Jahr.

Der Mann.

Biß sie an des Grabes Saum
Endlich auch davon gestorben
Und sie hat, ich fürchte, kaum
Sich das Himmelreich erworben.
Kaffee führt zum Bettelstab,
Oder in die Gruft hinab.

Die Frau.

Grade dieses thut der Wein,
Macht noch Schwindel, Kopfverwirren;
Wär' der Kaffee nur allein
Und statt Klang nur Tassenklirren,
Wäre so das Blatt gewandt:
Mancher bliebe bei Verstand.

Der Mann.

Engel, dieser edle Trank
Führt uns wohl mal in's Getümmel,
Aber auch beym Gläserklang
Wähnt man sich im dritten Himmel
Und der Rebe schäumend Blut
Giebt uns Kraft und feur'gen Muth.

Die Frau.

Schäschen, jenes Gift, so süß,
Ist der Nektar aller Frauen,
Führt uns in ein Paradies,
Wo wir auf drei Himmel schauen
Und zu unsern Füßen seh'n
Wir die Männer knieend fleh'n.

Der Mann.

Ach, wir richten beide schlecht;

Die Frau.

Alles geht aus einer Kasse;

Der Mann.

Weder ich noch du hast recht;

Die Frau.

Dir bleibt's Glas und mir die Tasse;

Der Mann.

Du schlürfst Kaffee, ich trink Wein;

Die Frau.

Und mit Freuden schenk' ich ein.

Der Mann.

Zur Versöhnung stoß mit an:

Wein und Kaffee sollen leben!

Die Frau.

Halt! die Damen geh'n voran:

Kaffee leb' und Wein daneben!

Merk's, in einem Kaffeeekrieg
Bleibt den Frauen stets der Sieg.
B...

Profaische Wahrheit in poetischem Gewande.

Von Richard Moos.

Hier ruht in Gott
Ein Christ — ein Biedermann — ein
Patriot.

Wem Wahrheit solche Grabchrift geben kann,
Starb, bettelarm, doch als der reichste Mann;
Und arm der reichste Kauz verstarb,
Der jenen Nachruf nicht erwarb.

Sei noch so dumm, was macht Dich klug?
Hast Rang Du nur und Geld genug.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daewes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. Februar 1831.

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt,
Und froher kehrt' ich, wenn ich es gemustert,
Zu meinem schönern Eigenthum zurück.

Schiller.

* **E n t b e h r u n g.**

Wie Vielen seyd ihr Reichen, vorgezogen,
Durch Rang und Stand, durch Gut und Goldeglanz.
Wie viel hat euch das Schicksal zugewogen,
Um zu verschönern euren Freudenkranz:
Nur wollen dürft ihr, — flüchtig nur be-
gehren,
Und schon ist euer, Wonne und Genuß:
Ihr kennt, ihr ahnt nicht einmal das Entbehren,
Fühlt nicht den Schmerz, wenn man entsagen muß. —

Auch wohl ein Andern möchte gern sich freuen,
Und ohne Sorgen froh und heiter seyn;
Sich mischen in die bunten Jubelreihen
Verkündet von des Genußes Zauberschein, —
Auch wohl ein Andern möchte Gram und Bangen
Dahinten lassen in dem engen Haus,
Und an der Freude süßem Kelche hangen
Und hastig zieh'n den Labungstrank daraus.

Doch, nur Entbehrung ist dem Mittellosen,
Dem ärmern Bruder prüfend auferlegt;
Indeß den Reichen Freud' und Lust umfosen
Seufzt Jener unter Lasten, die er trägt;
Und steht er dann dahin die Schaaren ziehen,
So fröhlich, glücklich, Seligkeit im Blick;
Dann fühlt er Unmuth seine Brust durchglühen,
Dann möcht' er hadern mit dem Mißgeschick.

Sitzt er daheim, in stiller, öder Zelle, —
Hört fern und nah der Freude Jubelton —
Und sieht Entbehrung nur auf seiner Schwelle,
Und der Entsagung bleiches Antlitz droh'n,
Dann öffnet sich des Herzens Thränenquelle,
Und steigt empor, und feuchtet seinen Blick,
Und warme Tropfen rinnen lind und heile
Dem ungleich ausgetheilten Geschick!

Doch, mit der Thräne leuchtet auch der Glaube
An eine ew'ge Huld und Macht empor;
Und zieht sein bangend Herz hinweg vom Staube —
Zerthellet schnell des Zweifels düstern Flor,
Und renig fühlt er, daß mit Liebesarmen
Der Vater dort, die ganze Menschheit trägt,
Daß jedes Schicksal sendet sein Erbarmen
Ob es Entbehrung oder Fülle hegt!

Und diesen Glauben sucht er zu bewahren,
Sieht ohne Reid, auf die vom Glück erwählt,
Und muß er oft hienieden es erfahren,
Wie mancher Schimmer seinem Daseyn fehlt —
Verhüll'n sein Auge banger Wehmuth Zähren,
Dann hebt er gläubig seinen nassen Blick.
Und harret still, im schmerzlichen Entbehren,
Auf eines Jenseits ungetrübtes Glück!

Agathonika.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Es war an einem der ersten Tage des Märzmonates, als Frau von Nordeck mit ihrer Nichte und ihrem Sohne in der Kutsche, die sie bei sich führte, aus dem Thore des Städtchens der, rechts nach dem Gebirge hin sich öffnenden Thalschlucht zurollte. Der Tag war einer jener heitern, den Frühling vorbereitenden, wie sie der Anfang des März es nicht selten zu bringen pflegt. Sie fuhren bis dahin, wo das Thal sich so sehr verengerte, daß der Wagen nur mit großer Schwierigkeit weiter kommen konnte, und die Unebenheiten des Bodens den Fahrenden zur Last fielen. Edmund war stark genug, um die noch übrige kleine Strecke des Weges zu Fuß zurückzulegen. Man hatte sich lebhaft unterhalten; als aber jetzt das Haus der Frau Helferich hinter einer Bergwand hervortrat, bemächtigte sich der drei Wanderer ein schweres, drückendes Gefühl, das sie verstummen machte. Edmund bemerkte mit stei-

gender Unruhe, daß vor der Thür des Hauses mehrere schwarz gekleidete Männer versammelt standen. Jetzt kam Bewegung in diese, sie bildeten zwei Reihen, und zwischen durch drängte sich aus dem Hause ein Leichenzug hervor, der seine Richtung den Wanderern gerade entgegen nahm. Frau von Nordeck erbehte, und stützte sich auf Cäcilien's Arm.

„O mein Gott!“ seufzte sie, „wenn wir zu spät gekommen wären! wenn unsere Zweifel, unsere Hoffnungen nun immer über dem Grabe schweben müßten, welches diese Leiche aufnimmt?“

Cäcilie sagte nichts, aber eine Todtenblässe bedeckte ihr Angesicht. Mittlerweile war Edmund, so schnell es seine Kräfte zuließen, dem Zuge entgegen gegangen, und hatte sich mit den Männern, die dem Sarge vorausschritten, besprochen. Die Todte war Frau Helferich. Sie war einer Krankheit von wenigen Tagen unterlegen, und man brachte die Leiche nun zu dem Kirchhofe des nahen Städtchens, bei dem sie eingepfarrt war. Auch nach ihrer armen, geisteskranken Hausgenossin fragte Edmund. Diese, hieß es, befände sich noch in der Wohnung, was aber aus ihr werden solle, wisse Niemand, da die Erben ihr keine Zuflucht einräumen und sich überhaupt nicht mit ihr befassen wollten.

„Dafür ist gesorgt!“ erwiderte mit einiger Aufwallung Edmund. „Sie wird es besser haben, als jene Erben es ihr je geben könnten.“

Die Männer sahen ihm verwundert nach. Die Botschaft, welche er brachte, diente seinen Begleiterinnen zur Beruhigung, wenn sie schon der wackern Frau, die sich der verlassenen Unglücklichen so lange angenommen, eine traurende Theilnahme zollten. Der Leichenzug verschwand abwärts im Thale. Die drei Wanderer betraten das Innere des Hauses, wo einige Personen sich bereits beschäftigten, allerlei Hausgeräthschaften

in Kisten und Körbe zu packen. Ohne der neugierigen Blicke und fragenden Mienen zu achten, mit welchen diese die Eintretenden empfingen, führte Edmund seine Damen sogleich in das ihm wohlbekannte große Gemach. Da saß noch immer in dem Winkel, auf den Boden gekauert, unbeweglich wie ein Steinbild, die unglückliche Frau. Ihre Augen waren geschlossen, die Züge erschlaft, das Antlitz hohl und bleich. Sie schien nichts von dem zu ahnen, was in ihrer Nähe geschehen war. Der Tod ihrer vieljährigen Wohltäterin war unbemerkt und spurlos an ihr vorübergegangen, wie die Tage und Jahre, die sie nun schon so lange als eine arme Wahnsinnige immer wiederfanden. Ohne ein Wort zu sprechen, deutete Edmund auf sie hin. Die Umgebungen, in denen er sich wieder sah, riefen alle Erinnerungen jener grauenhaften Nacht, die er mit Dietrich hier zugebracht, in ihm zurück, und versetzten ihn in eine heftige Gemüthsbewegung. Indem Frau von Nordeck Cäcilien einen Wink gab, hinter ihr zurück zu bleiben, näherte sie sich, von allen lebhaften Gefühlen, welche dieser Augenblick mit sich bringen mußte, ergriffen, allein der Unglücklichen. Sie trat ganz dicht zu ihr heran, kniete vor ihr nieder, und sah ihr forschend in das Angesicht. In dieser Stellung verweilte sie eine kurze Zeit. Dann brach sie plötzlich in einen Strom von Thränen aus, bedeckte das starre, unempfindliche Antlitz der Gemüthsranken mit Küssen, und rief, während sie sich erhob, den beiden Harrenden zu: „Sie ist es! Es ist Helene! Das Weilchen blüht unter dem Auge, zwar matt und dämmerig, aber wahrhaftig und Alles entscheidend. O, es hätte dieses Zeichens nicht einmal bedurft: so haben sich selbst in dieser regungslosen Larve des Wahnsinns die Grundzüge ihres, einst so schönen Angesichtes erhalten! Arme, arme Schwester! Wann wirst

Du aus dieser Nacht erlöst werden? wann wird der Tag für Dich anbrechen, dessen Morgenröthe auf Dein geliebtes Kind fällt?“

Sie trat still weinend an ein Fenster; Cäcilie war zu der beklagenswerthen Mutter gegangen, und presste ihre Hände gegen Mund und Herz. Da war es, als rege sich einige Empfindung, eine ferne leise Erkenntniß, wie Mondlicht durch Abendnebel blickt, in der Unglücklichen. Ein mattes, flüchtiges Lächeln belebte auf einige Augenblicke die starren Züge, ein Schauer flog durch ihre Glieder.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Cäcilie. „Erwache, beglücke Dein Kind!“ Aber schon waren die Züge wieder erstarrt, und der Klang der Kindesrede tauchte unvernommen an ihren Ohren vorüber. Alle Versuche, sie aus dem dumpfen Hinbrüten zu erwecken, blieben vergeblich. Frau von Nordeck rief ihr den Namen Helene in's Ohr, sie nannte sich ihr als ihre Schwester, sie sprach von Gabrielen, von dem Grafen Landrecy. Nichts vermochte, ihren Stumpfsinn zu erschüttern. Mechanisch erhob sie sich, als Edmund sie bei beiden Händen ergriff, und durch eine leise Bewegung ihr die Nothwendigkeit, diese Stelle verlassen zu müssen, andeutete. Auf ihn und Cäcilien gestützt, schwankte sie langsam aus dem Gemache und dem Hause. Nur weniger Worte zwischen Frau von Nordeck und den im Hause befindlichen Leuten bedurfte es, um diese die Wegführung der Kranken in der Ordnung finden zu lassen. Sie verbargen ganz und gar nicht, daß sie zufrieden seien, der unnützen Last auf diese Weise los zu werden, und daß, wie sie sagten, sich eine großmüthige Wohltäterin gefunden habe, welche die fernere Sorge für die Kranke, gegen die sie keine Verpflichtungen hätten, übernehmen wolle.

Je weiter diese zwischen Edmund und Cäcilien vorschritt, desto lebhafter und kräftiger wurden ihre Bewegungen. Auf Edmund stützte sie sich nur wenig, aber Cäcilie mußte den Druck ihres Arms um so schwerer empfinden. Das Mädchen strengte alle Kräfte an, um nicht unter der Last zu erliegen. Dennoch würde sie das beschwerliche Amt haben aufgeben müssen, wenn sie nicht empfunden hätte, wie nach und nach die Bedauernswürdige ihrer Unterstützung sich weniger bediente, wie sie bald, nur leise den Arm in den ihrigen verschlungen, fast ganz von eigener Kraft erhalten, vorwärts schritt. Von Edmund hatte sie sich ganz losgemacht, und dieser sah mit Verwunderung, wie so plötzlich Kräfte sich in ihr entwickelten, die bisher erlahmt gewesen. Daß Cäcilie sehr bleich geworden, daß diese sich jetzt schwankend und unsicher fortbewegte, schien ihm eine natürliche Folge der erschütternden Scene, die vorangegangen war. Im Wagen, hoffte er, würde sie sich erholen. Frau von Nordeck erwartete schon am geöffneten Schlage die Herankommenden. Raun aber hatte man sich niedergelassen und von der Stelle entfernt, wo der Wagen gehalten, so empfand Cäcilie ein Unwohlsein und eine Anwandlung von Schwäche, die das bisher so kräftige Mädchen nie gekannt hatte. Nur mit Hülfe stärkender Mittel, die Frau von Nordeck sorglich bei sich führte, erholte sie sich nach einiger Zeit. Sie ergriff wieder die Hände der gegenüberstehenden Mutter, sah ihr fort und fort in das bleiche, unbewegliche Antlitz, wo das Weibchen, jetzt in höherer Röthe brennend, erkennbar hervortrat. Es herrschte eine tiefe Stille im Wagen. Eben so still wurde die Kranke in das Haus und in das Zimmer gebracht, das zu ihrer Aufnahme eingerichtet worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gustav Adolph's Ehrengedächtniß.

In Nani's „Geschichte von Venedig“, welche zu Venedig im 17ten Jahrhunderte erschien *) und bloß die Geschichte des 16ten Jahrhunderts von 1613 bis 1673 enthält, findet sich I. S. 421 auch eine Nachricht vom Tode des großen Schwedenkönigs Gustav Adolph's, der das Jahr zuvor einen Gesandten nach Venedig geschickt hatte. Bei der Seltenheit von Nani's Werken verdient sie um so mehr Beachtung, da sie auch zugleich beweist, in welcher Achtung Gustav Adolph damals selbst in den fernsten Ländern stand.

Nani schildert erst die furchtbare Schlacht bei Lützen und den Sieg der Schweden und nun fährt er fort: „aber der Feldherr fehlte den Schweden beim Siege. Die ganze Armee war beschwigen voll Jammers und Klagens, denn Alle liebten ihn unendlich. Einige beweinten seine Jugend, Andere seine Tapferkeit, Alle aber die großen Gaben des Fürsten und die nicht geringen des Kriegers. Unter den Leichnamen fand man ihn zerfleischt von Wunden, vom Hufe der Pferde zertreten und so geplündert, daß ihm, zum Siegeszeichen so vieler Eroberungen und seines großen Reiches, kein Hemde blieb. In der That war der König, die Religion abgerechnet **), mit allen jenen Gaben geschmückt, wodurch Welteroberer berühmt werden. Er besaß in gleichem Maße Muth und Klugheit und feurig beim Angriff, war er eben so umsichtig, das Gewonnene zu bewahren. Betrachtete man seine Talente im Zusammenhang, so konnte man nicht unterscheiden, ob seiner Kriegererfahrung oder seiner Regierungskunst die Palme gebühre.

*) Die vierte Auflage 1686, 2 Bände in 4.

**) Man vergesse nicht, daß ein Katholik unter strenger Censur schrieb.

Indessen da sein Leben eine stete Waffenhübung war, so scheint es, daß er die letztern vorzog. Und in der That begünstigte ihn das Glück auch darin, daß er, nach so mancher Schlacht und steten Siegen, auch im Augenblicke, wo er starb, siegte, und eine lange Reihe von Siegen nach dem Tode noch das Grab bekränzte, das man sagen möchte, wie seine Urne selbst noch siegreich gewesen sey."

Trefflicher hat sich, bei aller Kürze, wohl kein protestantischer Schriftsteller über den tapfern König geäußert, als der ihm so fernstehende Benetianer.

* Warnendes Beispiel.

(Eingefandt.)

In S * * * unweit B * * * ereignete sich kürzlich folgender Vorfall. Ein Christ und ein Jude, beyde betrunken, stritten sich um ihre beyderseitigen Glaubenslehren und jeder behauptete steif und fest, daß die seinige die bessere sey. Nachdem sie nun während ihres *Raisonnements* in einer Schenke noch einige spirituose Erfrischungen zu sich genommen, wurde mit ihren Köpfen auch ihr Streit hitziger und der Jude bestand endlich darauf, daß der Christ ihm das Bessere seines Glaubens beweisen solle. Dieser wollte dem Zank ein Ende machen (welche löbliche Tugend!) nahm aber statt der Gründe seine geballte Faust und prügelte den Juden dermaßen durch, daß er fast ohne Lebenszeichen am Boden liegen blieb. Man schickte sogleich nach einem Arzt, welcher denn einen Aderlaß für nöthig fand. Kaum hatte aber der Jude dieses gehört, so schrie er schon aus voller Kehle: „ich loß mer nit zu Ader, ich hobß main Lebtag nit gethan!“ Inzwischen war ein anderer Jude herbey geholt worden und dieser

suchte ihn zum Aderlaß zu bewegen und rieth ihm seinen Vortheil zu bedenken, indem er sagte: „Schmul, du kannst noch machen en schainen Profit, 's ene Auge hast du zu, nu so mach 's andre och zu, so wirt er die müssen bezohlen den Schmerz.“

Aber Schmul verläugnete seinen Charakter, „au wai!“ schrie er seinem Glaubensbruder entgegen, „ich bin schon genug bezohlt!“, und ließ sich darauf nach seinem Hause bringen. —

Der Christ wurde sofort in Verhaft genommen, und nachdem man ihm vielleicht die Hölle heiß genug gemacht haben mag, hat er sich in seinem Gefängnisse erhenkt.

Schmul aber ist jetzt wieder hergestellt und dieser Tage nach D * * * transportirt.

* „Es naht die Princessin, es naht die Princessin!“

So schreit schon seit langer Zeit nicht allein eine Direction vieler Versicherungs-Anstalten, sondern auch in einem hiesigen Blatte ließ sich ein Correspondent aus Hamburg also vernehmen. „Pflücht! Pflücht!“ schrie der gute Mann. Ja, pflücht, aber wo, in Messina? der Jungfernkranz ist gewunden, aber die Braut fehlt. Auch die Braut von Corinth läßt auf die Hochzeit lange warten; sie soll sich beim letzten Ausgang durch den fatalen Wind, der ihr von allen Seiten um die Ohren piff, schrecklich erkältet haben. Reisende erzählen, daß es auch in Messina sehr windig aussähe, und daß vor lauter Wind die Prinzessin-Braut nicht landen könne.

Eine Direction vieler Versicherungs-Anstalten ist, weil sie schon gar zu viel versichert, durch diesen Wind in eine misliche Lage gerathen. Die Hochzeitsgäste haben be-

geschlossen, sich künftig auf den Wind versichern zu lassen, — was auch geschehen soll durch Wind. —
t.

* Für Hausfrauen:

Auf meiner Reise in Nordamerika, fand ich zu Albani Brod von Waizen und Roggen, das vortreflich schmeckte. Es führt den Namen Albanibrod und wird auf folgende Art gemacht: Von Waizenmehl angerührten Teig nimmt man halb soviel als das Brod groß werden soll, walzet ihn von der Dicke eines Fingers. Auf diesen legt man einen ähnlichen Fladen von gesäuertem Roggenteig, rollet beide in Form eines Brodes und backt es.

Das Brod sieht marmorirt aus und würde sich wohl für Haushaltungen eignen.

E. H.

* Wunsch.

Die Passage auf den beiden Weserbrücken ist wegen des glatten Bodens in dieser Jahreszeit mit unverkennbaren Gefahren verbunden. Es wäre daher zu wünschen, daß nach dem Beispiele der Straßen in London eine Einrichtung getroffen würde, nach welcher sich auf den Brücken alle Fußgänger in derselben Richtung, und zwar die aus der Altstadt in die Neustadt gehenden an der rechten, und die aus der Neustadt kommenden ebenfalls an der rechten Seite der Brücke halten müßten. Die bei lebhafter Passage so häufig vorkommenden Stockungen, und das in Folge derselben unvermeidliche Ausglitschen würde dadurch vermieden werden.

* Schneller Gehorsam.

Laut hiesiger Zeitung rief ein Zuhörer in der Congressversammlung in Brüssel von der

Gallerie: Es lebe Napoleon! Ihr Schweine — arretirt mich. Kaum war dieser Befehl ausgesprochen, so vollzog ihn der Herr Präsident auf der Stelle.

M i s c e l l e n.

In allen Ländern waffnet man sich zur Erhaltung des — Friedens. Kann ein solcher Zustand Dauer haben?

In Folge einer Aeußerung im kanonischen Wächter daß zu den Ursachen der im vorigen Jahre in Altenburg sich zeigenden Unzufriedenheit, auch ein dem Mysticismus ergebener Prediger beigetragen habe; erwiedern die Altenburger Bl.: der Gemeinde sey kein Prediger in Altenburg, sondern nur ein Jemand aus der Fremde, der einige Male gepredigt habe; auch sey überhaupt Altenburgs Boden und Klima trotz aller Bearbeitung dem Fortkommen von mystischen Unkrautspflanzen nicht entsprechend. (Wofür Altenburg Gott zu danken hat.)

In Sachsen ist endlich Frauenzimmern gesetzlich erlaubt worden, Kleider für Personen ihres Geschlechtes und für Kinder beiderlei Geschlechtes unter vierzehn Jahren zu machen, doch darf dies nur gegen Tagelohn und in der Wohnung derer geschehen, für welche diese Kleider bestimmt sind.

R o s e n ö l.

Man hat schon mehrmals den Vorschlag gemacht, auch in Deutschland Rosenöl zu bereiten. Wenn man aber weiß, daß man im Orient sogar aus einem Centner Rosen noch nicht ein volles Loth Rosenöl zieht und daß zwölf Morgen Landes mit Rosen besetzt seyn müssen, will man

ein halbes Pfund Rosenöl gewinnen, so ist zu glauben, daß für solche Ausbeute uns der Acker zu kostbar ist.

Ein Feldherr, der da wünscht, daß alle seine Streiter durchaus tapfer, kühn und verwegen seyn sollen, kommt mir vor, wie ein Regent, der im Ernste wünscht, alle seine Unterthanen möchten kluge, verständige, weise Leute seyn. Wenn die Streiter gleich nach der Schlacht wieder von der nöthigen Furcht und Feigheit beschlichen würden, und die Unterthanen in gewissen unentbehrlichen Fällen ihre Weisheit und Klugheit vergessen wollten und könnten, so wären beide Wünsche aller Ehren werth. Da aber eben das Getriebe der entgegengesetztesten, der widersprechendsten Eigenschaften und Fähigkeiten, das Heer wie den Staat zusammenhalten, so würde wahrscheinlich die Erhöhung obiger Wünsche beide Oberhäupter sonderbaren Ereignissen aussetzen.

Im 15ten Jahre hat ein junger Mensch die Knabenschuhe vertreten, im 25ten ist er mündig. — Warum sollen denn die Völker immer in Unmündigkeit bleiben? Viele Familienväter regieren über ihre erwachsenen Söhne vermittelt der Ehrfurcht und des Vertrauens, welche sie ihnen durch ihre Tugenden einflößen. — Ist etwa dieses mancher Regierung zu mühsam?

Im 19ten Jahrhunderte kann es keine andere Monarchie geben, als welche auf die Rechte und Interessen der Nation gegründet ist. Nicht die Völker, sondern die Regierungen, wenn sie in ihrem Schwindelgeist ihr Interesse von dem der Völker trennen, führen Revolutionen herbei.

Bunte Steine.

Von Richard Noos.

Als Kaiser Joseph's II. Toleranzedikt erschien und Toleranz, bald mit Freude, bald mit Schmerz, das dritte Wort des achten Wiener's war, ließ ein Gastwirth auf sein Aushängeschild einen katholischen, einen lutherischen und einen reformirten Geistlichen, die Hände sich reichend, malen, mit der Schrift: Gasthof zum Toleranzel.

Gott bezahlt's! — Wie viel Millionen solcher Anweisungen werden wohl täglich ausgestellt auf den unsichtbaren Banquier mit unerschöpflicher Kasse! Doch sieht er sich gewiß so Trassanten als Trassaten gehörig an, ehe er zahlt.

Wenn Lobte erröthen könnten, wie viel blühende Gesichter würde es unter so manchen Lobspendenden Leichensteinen geben —

Wie gut, daß die Musen unsichtbar sind! Was sollte sonst aus dem Studiren der Musensöhne werden!

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reis.

Die Bildung des Menschengeschlechtes könnte man in folgende Perioden eintheilen: Erste Periode, bis zur Erfindung der Sprache; zweite, bis zur Erfindung der Schreibkunst; dritte, bis zur Erfindung der Presse. Ob wir die vierte erreichen werden, nämlich den freien Gebrauch

der Presse, ist noch nicht entschieden. Aber stehen bleiben können wir nicht; geht es nicht mehr vorwärts, so muß es rückwärts gehen, dann wird wohl die fünfte Generation nach uns nichts mehr drucken, die zehnte nichts mehr schreiben, und die zwanzigste sich nur noch durch unartikulierte Töne verständlich machen, wie die Affen. Wohl möglich, daß uns dann die Affen den Vorsprung abgewinnen und uns frohn- und zehntpflichtig machen.

Eine Gräfin von Anjou bezahlte einen Band Predigten mit 200 Schaaßen, 3 Lasten Getraides und 100 Marderfellen. Es giebt zwar der Predigten heutzutage eine ungeheure Menge, aber ich meine doch, dafür könnte — wer Lust hat — sie alle zusammen kaufen.

La Bruyere sagt: „Wenn ein Volk ruhig ist, so begreift man gar nicht, wie es in Aufruhr gerathen könne; ist es aber einmal empört, so begreift man abermals nicht, wie es wieder ruhig werden könne.“ — Man kann antworten: Beides geschieht plötzlich, denn der sinnliche Mensch ist ein Spiel des Augenblicks. Nur muß man die Ursachen nicht übersehen, die, im Stillen wirkend, das eine oder das andere Ergebniß herbeiführen.

Vertraue mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist! lautet ein altes Sprichwort. Dieses kann jedoch nur auf ge-

wöhnliche Menschen angewendet werden, indem oft geniale Männer gerade allein in der Umgebung mittelmäßiger Leute ihrem Geiste Ruhe zu geben pflegen, andere aber keinen Widerspruch vertragen und Dritte wiederum dadurch als Licht im Schatten besser zu glänzen glauben.

* Biersylbige Charade.

Die ersten Beiden sind im Leben
Der Schönheit und der Tugend Bild,
Wem sie in diesem Glanz umschweben,
Dem sind der Wünsche viel' erfüllt.
Doch immer nicht in solcher Klarheit
Erscheinen sie dem Erdensohn.
Oft hüllt sich in den Schein der Wahrheit
Des Lasters Bild und spricht ihm Pohn.
Die beiden Letzten sind hienieden
Dem Sterblichen das höchste Glück;
Sie bringen manchem Herzen Frieden,
Erheitern manchen trüben Blick.

Doch nicht allein im niedern Staube
Wohnt ihres Baubers Seligkeit,
Sie werden keinem Tod zum Raube,
Ihr Stammbaum ist die Ewigkeit.

Das Ganze glänzt auf Deinem Pfade
Gleich einem Stern in dunkler Nacht.
Dann zeigt sich's Dir im höchsten Grabe
Wirst Du vom Schicksal angefaßt.

Wenn drum in nachthühnlichen Zeiten
Das Leben nichts Dir giebt als Schmerz,
Dann laß vom Ganzen still Dich leiten,
Es füllt mit Fried' und Freud' Dein Herz.

M.

* N o t i z.

Dem mit L unterzeichnetem Wunsche eines Abonnenten dieses Blattes kann jetzt noch nicht Genüge geleistet, und die Klage über das verspätete Austragen gewisser Briefe nur unter öffentlicher Nennung des Einsenders aufgenommen werden.

D. R.



Der Bürger = Freund,

eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. Februar 1831.

Nieder mit dem Aufgebrung'nen!
Nieder mit dem feilen Wahn,
Der nicht Andern fest vertrauet;
Nieder mit der Sorge Qual,
Die bei'm frohen Lebensmahl
Bangend nur auf's Ende schauet.

Zeitercheinungen.

Sagt mir nur, was sich ereignet?
Ist denn aus der Bahn gerückt
Uns're alte Mutter Erde?
Ausgelöscht der Sonne Glanz
Oder in der Sterne Kranz
Eine Blüthe abgeplückt?

Hat mit wilder Stürme Rausen
Tief gespalten sich der Grund
Und der Städte Flor verschlungen?
Stiegen Seuchen, pestgepaart,
Ungeheuer, nie gewahrt,
Aus dem finstern Höllenschlund?

Ist der Nahrung Keim vertrocknet,
In der Hitze Sonnenglut,
Daß der bleiche Hunger wüthe,

Oder reißt in's tiefe Grab
Menschenstämme sich hinab
Unbarmherzig Wogenfluth?

Oder ist die Lieb' erstorben
In der warmen Menschenbrust,
Und die Freundschaft angerottet,
Tugend nur ein Märchen noch
Und der Knechtschaft feiges Joch
Statt der Freiheit uns're Lust? — —

Nein! noch steht das Weltgebäude,
Wie der Ewiges es rief.
Sturm und Fluthen sind gefesselt,
Seuchen wehrt des Wissens Macht,
In der Brust, wo Tugend wacht,
Wurzeln Lieb' und Freundschaft tief.

Also nur des Mißtraun's Saamen
Ist gestreut in Eure Reih'n
Zu der künft'gen bösen Kernte
Und mit langverhalt'ner Wuth
Reiger Nachtgespenster Brut
Tritt die Furcht in's Leben ein.

Das ist's, was die Freude fesselt,
Was die Zuversicht Euch raubt,
Was den Muth zu Thaten lähmet,
Was im finstern Blicke schon
Einen Basiliskenhohn,
Scheuen Aug's, zu sehen glaubt.

Aber wollt Ihr feig gehorchen
Sonder kräft'gen Widerstand
Diesen feindlichen Gewalten,
Die ja sonst der frische Muth,
Wie in Menschenbrust er ruht,
Durch Vertau'n und Hoffnung band?

Nieder mit dem Aufgebrung'nen!
Nieder mit dem feilen Bahn,
Der nicht Andern fest vertrauet;
Nieder mit der Sorge Qual,
Die bei'm frohen Lebensmahl
Wangend nur auf's Ende schauet.

Wirkt und handelt, fühlt und denkt
Frei und ruhig, froh und klar,
Alles ruht in Euren Händen,
Immer beut sich zum Gewinn
Offnem Sinne offner Sinn,
Dem Vertrau'n Erhöhung dar.

Wollten aber ja die Zweifel
Ueberwältigen die Brust
In dem ungestümen Drange,
Bleibt im wilden Meinungskampf,
In der Elemente Krampf
Höhr'rer Abkunft Euch bewußt!

Th. Hell.

Das Opfer.

(Fortsetzung.)

Während nun Edmund langsam in seiner Genesung fortschritt, war die arme Helene der Mittelpunkt, um den sich alle Sorgfalt und Pflege bewegte, geworden. Cécilie verließ sie fast gar nicht, und hatte, um ihr auch Nachts nahe zu sein, ihr Lager in dem Zimmer der Mutter aufschlagen lassen. Vergebens bemühte sich Frau von Nordeck, sie hiervon zurückzuhalten, indem sie ihr bemerklich machte, daß es immer gefährlich sei, sich mit Gemüthsranken allein zu befinden, bei denen ein plötzlicher, unvorhergesehener Ausbruch von Raserei nicht unter die undenkbaaren Dinge gehöre; vergebens machte ihr die Tante den Vorschlag, wenigstens noch die Kammerfrau zu sich zu nehmen, um für jeden Fall eine Hülfe in der Nähe zu haben. „Es ist meine Mutter; mir kommt ihre Pflege zu, und Gott wird mir beistehn in der Erfüllung meiner Pflicht,“ war die Antwort des Mädchens.

Man zog den Arzt in das Familiengeheimniß. Man führte ihn zu Helenen, und verlangte sein Gutachten; man bat um seinen Beistand. Die Kranke hatte seit den wenigen Tagen, daß sie unter ihren nächsten Verwandten lebte, wunderbar an körperlicher Kraft gewonnen. Sie richtete sich oft aus der niedrigen, kauernenden Stellung, in die sie sich auch hier gleich anfangs versetzt, empor, öffnete die Augen, die aber immer matt und glanzlos blieben, und ging im Zimmer umher. Dieses frische Leben, das ihre körperliche Thätigkeit anregte, schien durchaus in keiner Verbindung mit ihrem Gemüthszustande zu stehen. Dieser blieb derselbe, wie zuvor. Keine Erkenntniß irgend einer Sache offenbarte sich; nichts konnte ihre Theilnahme, ihre Aufmerksamkeit erregen; ihre Hände spielten wol mit einzelnen Ge-

genständen, allein, ohne daß sie sie erkannt, daß sie ein Wissen ihrer Bestimmung verrathen hätte. Ueber ihre Lippen war noch kein Wort gekommen. Schwester und Tochter würden sie für stumm gehalten haben, wenn nicht Edmund, nach den Erfahrungen jener Nacht, sie des Gegentheils versichert hätte. Der Arzt hörte Alles, was man ihm von der Kranken sagte, mit aufmerkamer nachdenklicher Miene an. Jenen Zustand des Nachtwandelns, dem Edmund beigeohnt hatte, ließ er sich zu mehreren Malen beschreiben. Er meinte, dieses Zeichen einer im Innern noch immer fortschlummernden Geisteskraft, die, wenn auch nur in einer krankhaften Aeußerung sich verkleide, gebe allein einige Hoffnung auf eine mögliche, vollständige Genesung. Er kam jetzt öfter im Laufe des Tages, als selbst während Edmunds bedenklicher Krankheit. Es war ihm daran gelegen, die Kranke in allen Verhältnissen zu beobachten, und besonders einen etwaigen Anfall von Mondsucht, der bei der Annäherung des Vollmonds sich leicht einstellen konnte, nicht zu verfehlen. Cäcilie bemerkte indessen mit kindlicher Freude, daß die theure unglückliche Mutter sich immer vorzugsweise ihr näherte, daß, selbst wenn die Tante und Edmund zugegen waren, und jene ihr alle Dienste, die ihr sonst von der Tochter erwiesen wurden, leisten wollte, sie sich von ihr abwandte, und, wie von einem innern, bewußtlosen Triebe geleitet, ihrem Kinde nachging. Von Tage zu Tage gewannen ihre Bewegungen, ihre Haltung an Festigkeit. Cäcilie dagegen fühlte sich jetzt Abends immer von einer seltsamen Mattigkeit ergriffen; ein dumpfer Schmerz im Kopfe ließ sich um die nämliche Zeit empfinden, und ihr sonst so gesunder und fester Schlaf wurde von wilden, verwirrten Träumen beunruhigt. Sie schrieb diese Erscheinungen der unangefesteten Sorge um die Mutter zu, um so weniger

ihr Unwohlsein irgend Jemand zu entdecken, da die Tante und Edmund leicht hierin eine Ursache hätten finden können, sie von der Kranken mehr, als bisher, entfernt zu halten.

Edmund befand sich während dieser Tage in einem sehr unbehaglichen Zustande. Alle Nachrichten aus Frankreich sprachen von dem siegreichen Vorrücken der deutschen Heere; seine Kräfte aber sammelten sich so langsam, daß ihm keine Aussicht blieb, an dem rühmlichen Kampfe, der seinem Ende nahe schien, noch Theil zu nehmen. Wenn ihn schon dieses sehr verstimmte, so mußte die Entbehrung der erfreulichen Gesellschaft Cäciliens, der traulichen Unterhaltung mit ihr, seinen Mißmuth noch vermehren. Er konnte sich nicht länger bergen, daß ihm das Mädchen theuer geworden war. Er sah sie nicht bloß mit den Augen eines freundlichen Verwandten an; in seinem Herzen hatten sich schon Wünsche für eine Zukunft gebildet, in der Cäcilie ihm als die beglückende Gefährtin seines Lebens erschien. Die seltenen Augenblicke, in denen er sie allein sah, und freilich in ihrem Lächeln, in der Innigkeit der wenigen Worte, die sie an ihn richtete, eine liebevolle Erwiderung seiner Neigung zu erkennen glaubte, gingen zu flüchtig vorüber, als daß sie dem Herzen des leidenschaftlichen jungen Mannes hätten genügen können. Er beneidete die unglückliche Helene, um der treuen Pflege willen, welche die Tochter ihr widmete; er wünschte sich die Tage der Krankheit zurück, in denen Cäcilie ihn nicht verlassen hatte. Und dennoch stieg das geliebte Mädchen, wenn er die Festigkeit, die unwandelbare Beständigkeit erwog, mit der sie, alles Andere aufopfernd, bei der unglücklichen Mutter, die ihr durchaus keinen Ersatz geben konnte, ausharrte, immer mehr in seiner Neigung. Er liebte sie inniger, indem er sie höher achten konnte.

Indessen hatte Niemand so genau, wie der Arzt, auf den Eintritt des Vollmondes geachtet. Schon zwei Tage vorher ließ er sich in der Nähe des Krankenzimmers ein Lager aufschlagen, wo er die Nächte zubrachte. Man war auf das Aeußerste gespannt, eine Scene zu erleben, die so viele und wichtige Aufschlüsse geben konnte. Vergebens bemühte sich Cécilie, in der Nacht wach zu bleiben. Der Zustand außerordentlicher Erschöpfung, in dem sie sich jeden Abend befand, gab dieses nicht zu. Da wurde sie eines Nachts durch zärtliche Küsse auf Mund und Wange geweckt. Sie fuhr auf, und sah beim Schimmer der Nachtlampe ein schönes Frauenantlitz, das mit einem Lächeln der Verklärung auf sie herablickte. Helenens Lager war leer.

„Mutter, meine Mutter!“ rief sie, indem sie aufsprang und einen Nachtmantel umwarf. „Du siehst mich? Du erkennst Dein Kind?“

„Ja, Cécilie,“ antwortete mit melodischer Stimme die Nachtwandlerin, die sich ganz angekleidet hatte, „ich sehe und liebe Dich! Aber nenne mich nicht bei Namen, sonst muß ich vor der Zeit in meine alte Nacht zurückkehren. Ich sehe Euch dann freilich auch, Dich, die Schwester und Edmund, ich höre, was ihr spricht, ich nehme wahr, wie ihr mich liebt; aber der Geist ist dann in's Innere zurückgezogen; er kann das Aeußere in sich aufnehmen, aber nicht selbst nach außen thätig sein. Ruhe sie, Cécilie: Edmund und die Schwester! Warne auch sie, daß sie nicht meinen Namen nennen. Ich habe ihnen Vieles, Vieles zu sagen.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Züge aus dem Leben des Kaisers Nicolai I.

(mitgetheilt von A. B. * g.)

Wenn der Kaiser Alexander sonst eine öffentliche Behörde besuchen wollte, so pflegte er gewöhnlich seine Absicht einem aus seiner Umgebung mitzutheilen und auf solche Weise geschah es denn, daß die Chiefs der Behörden durch ihre Freunde bey Hofe frühzeitig genug davon unterrichtet wurden, um die, mitunter fehlende Ordnung wieder herstellen und Alle auf den nahen Besuch vorbereiten zu können. — Kaiser Nicolai macht es anders.

Dieser fuhr eines Tages durch die Straßen von St. Petersburg und ließ plötzlich vor einer Behörde anhalten. Raum ausgestiegen, bemerkte er, daß die Parade-Treppe liberaus sauber abgekehrt und an beyden Seiten wieder festlich mit Sand bestreut worden war, welches ihn zu der Vermuthung führte, man könne doch möglichen Falls seinen Besuch geahndet haben. Er wendete sich hierauf an den Portier und fragte: „hat man mich hier erwartet?“ „Ja Ew. Majestät,“ antwortete dieser. „Nun so wird mein Besuch nicht nöthig seyn,“ erwiderte darauf der Kaiser und fuhr weiter.

Einst fuhr der Kaiser zur Nachtzeit nach einem öffentlichen Krankenhause in St. Petersburg, ließ seinen Schlitten in gewisser Entfernung davon halten, meldete sich sofort beym wachhabenden Portier als kranker Offizier und verlangte eingelassen zu werden. Der Portier wollte ihm dieses aber nicht zugestehen und rieth ihm, den andern Tag wieder zu kommen, indem die Aerzte bereits alle schliefen und er sie jetzt nicht wecken könne. Der Kaiser wiederholte hierauf seine Bitten mehrere Male und gab vor, daß er sonst auf der Straße erfrieren müsse; aber sie blieben ohne

gewünschten Erfolg. Den folgenden Morgen schickte er seinen Adjutanten in dieses Hospital und ließ fragen, wie sich der Offizier befände, den er in voriger Nacht dahin gewiesen habe; aber keiner der Aerzte hatte diesen Kranken gesehen. Mit solcher Antwort begab sich der Adjutant zurück. Nun schickte ihn der Kaiser zum zweytem Male dahin und befahl ihm, zu sagen man solle streng untersuchen, es müsse sich durchaus Jemand gemeldet haben. Die Untersuchung ging vor sich und der Portier sagte aus, daß er einem betrunkenen Offiziere den Einlaß versagt habe. Dieser Rapport wurde dem Kaiser übergeben, welcher, nicht wenig darüber aufgebracht, sogleich den Aerzten den derbsten Verweis gab und ihnen streng anbefahl, sich nie eines ähnlichen Vergehens zu Schulden kommen zu lassen, da der Portier ohne ihre Einwilligung sich dieses nicht erlaubt haben würde. Dieser aber erhielt einige Stockprügel mit der Hinzudeutung künftig besser den Betrunkenen kennen zu lernen. So auch untersuchte der Kaiser kürzlich bey Nacht eine Brandanstalt, *) befahl dem wachhabenden Major, das Signal des Stadttheiles worin sich diese Anstalt befand, aufziehen zu lassen und stellte sich nun auf die Straße, um abzuwarten welche der Sprüngen wohl die erste seyn würde. Die, bey der am ehesten angekommenen Sprünge Angestellten erhielten eine Gratification, die letzten hingegen einen Verweis ihrer Saumseligkeit.

Unlängst besuchte auch der Kaiser das erste Cadetten-Corps, wo er Alles in musterhafter

Ordnung antraf und beym Abschiede mit einem freundlichem Händedruck dem Direktor desselben seine Erkenntlichkeit bezeugte. Von da aus kam er in das zweyte Cadetten-Corps, fand aber dort das Gegentheil. Ohne sich in Worten darüber zu äußern, lud er den Direktor dieses Corps ein, mit ihm zu fahren. Ihr Weg ging nach dem ersten Corps. Da angekommen stellte er ihn dem dortigen Direktor vor, indem er ihm sagte: „Sehen Sie sich hier um, hier finden Sie Ordnung und Keintlichkeit. Daß ich es künftig bey Ihnen anders finde!“ und entfernte sich ohne weiter etwas zu reden.

Der Kaiser genießt im Kreise seiner Familie das, bey Monarchen nur seltene — häusliche Glück.

Am Weihnachtsabend 1829 schickte er seinen Kammerdiener zur Kaiserin und ließ sie mit den Kindern zu sich bitten um den Christbaum in Empfang zu nehmen. Als die Kaiserin mit ihren Kindern eintrat fand sie ihren Gemahl mit ausgebreiteten Armen in der Mitte seines Zimmers stehend und mit reichen Geschenken behängt, der sie mit den Worten: „kommt und plündert jetzt den Weihnachtsbaum“ anredete.

* Ueber Liebe, von C.

Sehnsucht ist der Odem der Liebe, nur durch ein stilles Sehnen, das in eigner süßer Schwermuth Kost und Labe findet, dauert die Liebe fort; die Liebe legt ihre Empfindung nicht auf die Goldwage der Moral, sie nimmt keine Gesetze an von dem was schicklich oder unschicklich, tugendhaft oder lasterhaft ist. Es ist psychologisch wahr und erwiesen, daß die edelsten und tugendhaftesten Männer von der rasend-

*) St. Petersburg ist in 12 Stadttheile eingetheilt, in jedem befindet sich eine Brandanstalt mit einem ziemlich hohen Thurme, auf welchem immerwährend zwey Wächter stehen, die bey dem geringsten Feuer ein Signal aufziehen. Sobald die übrigen Wächter dieses sehen, thun sie dasselbe, während sie vermittelst eines Glockenzuges nach unten, den nur zu diesem Zwecke eingerichteten Soldaten ankünden, daß Feuer ausgebrochen. Auf solche Weise kommen sie mit unglaublicher Schnelle der Gefahr zuvor.

sten Liebe selbst zu lasterhaften Personen hingegriffen wurden und daß sie das böse dieser Leidenschaft einsahen und sie doch nicht bemeistern konnten. Nicht umsonst ist Amor ein Kind und blind, ohne Berechnung, ohne Klügeln zuckt der Blitz herab, die Lohe ergreift das Herz und die ganze Seele steht in Flammen, bevor die Vernunft mit ihren Löschweimer heraneilt. Das Herz hegt die unglückliche Liebe wie die Auster die Perle, die doch ihr Tod wird; — was geht es dem liebenden Herzen an, ob die Macht der Verhältnisse die Geliebte von ihm reißt, ob sie aus Tugend oder Laster ihn flieht, das Herz giebt sie nie mehr los, und wenn es alle seine Wünsche und Hoffnungen über Bord geworfen hat, so drückt es auf der hochgehenden Welle des Schicksals die Erinnerung als das rettende Brett an die Brust und geht unter — noch mit dem Wilde der Geliebten beschäftigt. —

— n. —

* An den Leser, den Redacteur und den Bauer.

Unerhörte Frechheit.

Lieber Leser! Ich bitte Dich einen Augenblick um Geduld. Wißt Du meine Bitte nicht erfüllen, so wirf geschwind dieses Blatt von Dir; wenigstens lies in diesem Artikel kein Wort weiter. — Auch das nicht? — Nun so bist Du gefangen, du mußt Dich fügen und Dir gefallen lassen, wie ich mit Dir umgehe. Tröste Dich aber mit mir; es geht mir oft nicht besser. Weder Censur noch Polizei nehmen uns in Schutz. Uebrigens sei Du Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren; ja Hoheit oder Majestät — ich nenne Dich schlechtthin Du.

Jedem, was ihm gebühret!

Herr Redacteur des Bürgerfreundes! Ew. Wohlgeboren erhalten im Unterhaltungsblatte

Nro. 13 einen Dank, der Wohlthenselben (!) nicht zukommt. Ich Demophilos, Protestant des Hysteron, lege Beschlag auf diesen Dank. In dem Ausdrucke dieses Dankes, der durch Fehlbruck in seiner Dunkelheit noch dunkler wird, liegt eine mondscheinbelle Hindeutung auf ein künftiges Honorar (d. h. Ehrengeschenk, Ehrenlohn); auch dieses nehme ich für mich in Anspruch. Ew. Wohlgeboren werden hoffentlich gegen meine größern Rechte nichts einwenden, *) und so bleibe ich mit aller Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Demophilos.

Ja Bauer, das ist ganz was Anders.

Sieh Bauer! gegen den Redacteur muß ich höflich seyn, den kenn' ich. Mit dem Leser mach' ich keine Umstände, den kenn' ich nicht. Der Schöpfer des Hysteron proteron glaubt ich kenne ihn und ist wüthend. Das ist wieder ein Hysteron proteron.

„A, p, z; das ist das a, b, c.“

* Wohlgemeinte Vorschläge

zur Illumination einer nicht deutschen Hauptstadt.

Von Dr. Noeldke.

Da nach überstandener Geburtsnoth Frau Bruxelles in Kurzem eines königlichen Kindes genesen und die Freude darob eine wahre universal Lust sein wird, so möchte es dem Beutler N. N., der bei der bevorstehenden Prachterleuchtung auch sein Licht wollte leuchten lassen, zu rathe sein, das Fenster seines Häuschens mit durchsichtigen Beuteln, kunstreich festonirt, an eleganten Brüstler-

*) Durchaus nicht, wenn der Verfasser des Aufsatzes damit zufrieden ist. Uebrigens: „zur Ordnung!“ Der Redacteur.

oder Meßler-Spigen und Kantenschürzen aufzuputzen. — Es kann nicht fehlen, die Beutel werden sich baldigst füllen und undurchsichtig werden.

Einem Lichtschere-Händler würde sein Kramladen aus etwaiger Verlegenheit helfen, wenn er seine Scheren zum Putzen der großen Lichter ersten Ranges — versteht sich im Bilde — hergeben wollte.

Musik müßte auf allen Gassen sein, — nicht aber in den Kirchen, denn die Belgentreter sind verschwunden.

M i s c e l l e n.

Papier aus verfaultem Fichtenholz.

Hr. Brard in Frejus hat ein Patent auf Anfertigung von Holzpapier erhalten. Er benutzte verfaulte Fichten und Tannen, indem er die Knorren herausnehmen und das Uebrigbleibende auf einer Delmühle zu Brei mahlen ließ. Nachdem er von diesem Brei die Flüssigkeit hatte ablaufen lassen, wurde auf der Papiermühle in Brignolle Papier daraus verfertigt, das eine vorzügliche Glätte annimmt, und wozu kein Leim nöthig ist, um es zum Schreiben geeignet zu machen. Es soll dies Papier überhaupt mehrere eigenthümliche Vorzüge haben.

Leuch, über Seifenbereitung.

Bekanntlich besteht die Seife aus Pellsäure und Talgsäure, die mit Natron oder Kali verbunden sind. Der Talg wird durch die Einwirkung der Lauge beim Kochen in beide Säuren verwandelt, und bildet dann die Seife. Außer den Kalien verändert auch Salpetersäure und Schwefelsäure den Talg in Talg- und Pellsäure.

Ich erhitzte über 480 Theile Talg mit 60 Theilen Vitriolöl, wodurch der Talg etwas bräunlich wurde; diese Farbe verschwand jedoch durch Auswaschen mit Wasser, und es wurde mit Aegnatron sogleich Seife gebildet. Da man das Vitriolöl öfters gebrauchen, und wenn es zu sehr mit fremdartigen Theilen vermischt ist, noch zu chemischen Endzwecken verwenden kann, so dürfte der Seifensiederei vielleicht von dieser Eigenschaft der Schwefelsäure Vortheil erwachsen können.

Verbesserung in der Erdstoffeln-Aussaet.

Der Franzose Polanceau zu Versailles macht den Vorschlag, da die Kraft des Keimens ausschließlich der Rindensubstanz oder den sogenannten Augen der Erdstoffeln angehört, den letzteren den Kern mittelst eines walzenförmigen Durchschlages auszusiechen, und so einen Theil des Nahrungsstoffes der Erdstoffeln, bei dem Verpflanzen derselben, zur Nahrung für die Hausthiere ersparen zu können.

* Der Fürstenstelle vertretende Bürgermeister.

Zur Erinnerung an die Zeit des weiland, am Kaiserschnitt verendeten, Franzosenthums, als der Herr von R., bey Antritt der — dreißährigen, französischen Ewigkeit, die D..... zum ersten Mal mit dem „ehreivollen Namen — Franzosen!“ anredete, und in Auftrag seines erhabenen Constituenten sie in der hiesigen St. Lambertikirche zur Taufe hielt.

Von Dr. Noelsdke.

„Durch unsern großen Kaisers Spruch, ihr Bürger, Steh' ich an eines weissen Fürsten Stelle.“ — Sprach Zinserling, und macht' ein großes Haus. Er, sagten unter sich die klügern Bürger, Der jenem Bürge-Engel aus der Hölle Dahin giebt unsre Kinder als Mitbürger, Herr Zinserling macht zwar ein fürstlich Haus, Doch mit der Weisheit steht es windig aus.

* Inferien

den Manen der beiden für ihr Vaterland gefallenen
Märtyrer v. Fink und v. Berger an ihrem
Grabe dargebracht

von Dr. Noelske.

Für Recht und Wahrheit lebten beide;
Für Recht und Wahrheit fanden sie den Tod.
Doch eines schönern Lebens Morgenroth
Strahlt ihnen durch die Nacht der Thränenweide,
Wer so, wie sie gelebt, wie sie gestorben,
Hat sich Unsterblichkeit schon hier erworben.

Nieder sanken in Staub von frevelndem Morde ge-
troffen,
Männer, voll edelen Sinns, beide für Wahrheit
und Recht.

Unter der Last des Grams hob stehende Hände zum
Himmel

Da das Vaterland, seiner Beschützer beraubt,
Rettung kam von oben; es flohen Trug und Ge-
waltthat,
und aus der Gruft erstand Wahrheit und heiliges
Recht.

Ach! die Edlen, die für sie buldeten, bluteten,
starben,

Aus der Unsterblichkeit Sie lehren sie nimmer zurück.
Aber herab schau'n sie aus ihrem Himmel zur Erde,
Wo dies Denkmal, vereint, Lieb' und Erinnerung
weih'n.

In den Staub der Verwесungen senkt der Engel des
Todes

Seine Fackel und löscht, Thränen nicht achtend
sie aus.

Ueber den Staub der Verwесungen hebt sich himm-
lischer Glaube

Zu den Sternensih, wo die Unsterblichkeit thront.
Dort auch wandeln verklärt am Urborn ewiger Liebe
Beide Edle, die hier starben für Wahrheit und
Recht.

Unvergesslich lebt ihr Angebenken auf Erden,
Sprachlos in fühlender Brust, redend in diesem
Gestein.

* Auflösung der viersylbigen Charade in Nro. 13:

Frauenliebe.

* An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes.

In meinem Aufsatze über das Hyst. proteron
habe ich mir die Freiheit genommen, deren man
sich gegen einen Pseudonymus bedienen kann.
Da jedoch einige Gründe es fast wahrscheinlich
machen, daß dieser ein Mann ist, der die größte
Achtung verdient, und dem ich gern jede unan-
genehme Empfindung ersparen möchte: so wünsche
ich, daß Ew. Wohlgeboren diese Anerkennung in
Ihr nächstes Blatt noch aufnehmen, wodurch,
wenigstens von meiner Seite, diese Angelegenheit
beendigt ist. Es grüßt achtungsvoll

Ew. Wohlgeboren
ergebenster
Demophilos.

Klage des Entfernten.

Ach, mein Liebchen, welche Pein, - - - - -	It's von Dir geliebt zu werden,
It's von Dir getrennt zu seyn? - - - - -	Nicht das größte Glück der Erden?
Ach, wie traurig ist mein Sinn, - - - - -	Denk ich Deiner Lieb' und Treue,
Seh ich, wie ich fern Dir bin? - - - - -	Wagt mein Lebensmuth aufs Neue.
Mein harrt namenloser Schmerz, - - - - -	Schlägt des Wiedersiehens Stunde,
Rehrt nicht bald zurück mein Herz, - - - - -	Dann heilt meines Grames Wunde.
O denke mein, ich bitte Dich, - - - - -	Nie! Erfülle doch mein Flehen
Bis der Trennung Zeit verstrich! - - - - -	Magst Du wieder von mir gehen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daves d. J. Redacteur. — Gedrukt und verlegt bei G. Jüngen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. Februar 1831.

Stark ist Dein Arm und stark Dein Lieben,
Und selig ist, wer auf Dich baut.
Nie bist Du, Herr, zurückgeblieben,
Wo Kindesglaube Dir vertraut.

A m M o r g e n.

Du, der mit der Morgenröthe
Ein neues Leben mir erschließt,
Seh, Herr, mit innigem Gebete
In Deines Tages Pracht begrüßt!

Die sanfte Nacht mit ihren Träumen
Wie hat sie labend mich erquickt!
Wie hat Dein Blick aus Sternenträumen
Der Erde Leiden mir entrückt!

Du warst mit mir im stillen Schlummer,
Du bist mit mir im Morgenschein!
Dieß wiege auch des Tages Kummer
Mit leisem Himmelstrost ein.

Still, wie ich sonst am Mutterherzen,
Wenn mich ein Weh getroffen, lag,
Bis sanft ihr Mund des Kindes Schmerzen
Mit süßem Liebeswort besprach:

So will ich ruh'n und kindlich schauen,
Mein Gott, zu Deinem Himmelzelt,
Bis auf des dunklen Pfades Grauen
Ein Lichtblick Deiner Liebe fällt.

Was hilft mein Klagen mir, mein Sehnen? —
Dein Wille sey gebenedeit!
Du kennst die Quelle unsrer Thränen,
Die Quelle unsrer Seligkeit.

Was selig mir, Du wirfst es geben!
Klar liegt mein Heil vor Deinem Blick!
Und mehr gilt dieses als ein Leben,
Geschmückt mit jedem Erdenglück.

Mußt Du den Kreuzesweg mich leiten:
Thu', Herr, mit mir, wie's Dir gefällt!
Nur laß mit Dir mich kämpfen, streiten,
Bleib' meiner Schwachheit zugesellt!

Du kannst aus Felsen Quellen schlagen,
Theilst Himmelsbrod in Wüstenei'n,
Kannst sanft hin über Dornen tragen,
Der Nacht entlocken Himmelschein.

Stark ist Dein Arm und stark Dein Lieben,
Und selig ist, wer auf Dich baut.
Wie bist Du, Herr, zurückgeblieben,
Wo Kindesglaube Dir vertraut.

Du läßt des Meeres Wellen toben,
Läßt treten uns auf wilde Fluth,
Um uns're Kreue zu erproben,
Zu prüfen unsern Glaubensmuth.

O, daß ich dräng' zu Dir hinüber
Geläutert von des Kleinmuths Schuld!
O, daß ich dräng' zu Dir hinüber,
Zum festen Felsen Deiner Huld!

Laß, Herr, mich beten und vertrauen:
Zieh' meine Seele Himmelwärts!
Du liebst ein gläubig Aufwärtsschauen
Und kühnen Aufschwung an Dein Herz.

Agnes Franz.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Edmund und seine Mutter kamen sogleich herbei. Sie waren auf eine solche nächtliche Erklärung bereit gewesen. Ihnen folgte der Arzt, der still und beobachtend seine Stelle im dämmernden Hintergrunde des Zimmers nahm. Frau von Nordeck sah die Schwester mit Erstaunen fast im Glanze jener jugendlichen Schönheit wieder, die sie befaßen, als sie vor vielen Jahren sich von ihr getrennt. Sie lagen sich lange in den Armen. Dann begann Helene in jenem sanften, wohlklingenden Tone:

„Dieser Augenblick vergilt lange Jahre voll Elend und Qual. Was ich Entsetzliches gelitten, gleicht er aus mit seiner Freude, mit seiner be-

lebenden Hoffnung. Ich weiß, daß Alles gut gehen wird, daß ich wieder auf dem schönen Schlosse meines Gemahls mit ihm und Gabrielen glücklich leben werde; aber ich blicke in diese Aussicht doch immer durch einen trüben, unerklärlichen Nebel. Willst Du wissen, wie es der armen Verlorenen gegangen ist, seit sie Deinen Gatten begraben, Schwester? Ich will es Dir erzählen. Von den Feinden verfolgt, flüchtete sie mit ihrem Kinde und ihrem Schmuckkästchen in einen Kahn, der sie am Ufer des Rheins aufnahm. Der Fährmann führte sie stromaufwärts; da kam eine schwere Dohnmacht, durch Schrecken und Angst veranlaßt, über sie. Als sie erwachte, sah sie sich mit dem Schiffer und der kleinen Eskelle in einem düstern Gemache. Sie lag auf einem harten Lager. Zum Tode ermattet, und den letzten Augenblick erwartend, konnte sie nicht sprechen, nur durch Winke jenem Manne andeuten, daß der Inhalt des Schmuckkästchens dem Kinde gehöre; dann verfiel sie in den gräßlichen Starrkrampf. Sie gewahrte Alles, was um sie her vorging, aber sie konnte sich nicht bewegen, nicht reden, ihre Pulse starren, ihr Odem stand still. Der Schiffer hatte indessen das Kästchen geöffnet, und seine Blicke waiten gierig auf dem glänzenden Inhalte. Sie sah, wie der gute und böse Geist in ihm kämpften, sie hörte, wie er zu sich selbst sagte: Martin, du kannst ein reicher Mann werden; versäume die Gelegenheit nicht! Er verließ die Hütte, und kam erst nach geraumer Zeit zurück. Deine arme Schwester lag noch immer im Zustande des Scheintodes. Der Mann schien jetzt entschlossen. Er belastete sich mit der Erstarreten, und trug sie zum hohen Ufer des Rheins. Sie ahnte sein Vorhaben; sie wollte schreien, sich bewegen; sie konnte nicht. Er selbst schien in der heftigsten Unruhe. Hastig und nur oberflächlich schlang er einen Strick um einen

Stein am Ufer und um die Rettungslosen. Dann schob er sie vom Rande hinab in die Wellen, und eilte mit den flüchtigen Schritten eines Verbrechers hinweg. Die Unglückliche berührte das Wasser, aber der Stein blieb oben, denn das böse Gewissen, das sich in dem Manne geregt, hatte ihn sein Werk nicht vollständig vollbringen lassen. Die Kälte und die Masse der Fluth löste mit einem Male den Starrkampf. Von einer neuen, wunderbaren Kraft fühlte sich Cäciliens Mutter belebt; nicht von der, die in dem gewöhnlichen Dasein ihren Geist und Körper beherrschte, nein! von dieser höhern, Geist und Körper über die Grenzen des Irdischen erhebenden, die auch in dieser Stunde in ihr waltete. Sie rief dem fort-eilenden Manne nach; er hörte sie nicht, oder er wollte sie nicht hören. Da nahm sie wahr, wie es ihr in diesem wunderbaren Zustande möglich sei, sich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten, wie sie sich eine Richtung zu geben vermochte, die sie nach und nach dem Ufer zuführen mußte. Sie erschrak vor sich selbst. Trotz ihrer Lage fiel ihr ein, daß man in früheren Jahrhunderten den Zauberinnen und Hexen die Macht zugeschrieben habe, sich von selbst über dem Wasser erhalten zu können. Der Mond, voll, rund und glänzend, schien auf die Wellen herab, und zeigte ihr eine Stelle am Lande, die sie mit leichter Anstrengung erreichte. Hier sank sie erschöpft zur Erde; jene Kraft, die ihr Leben und Erkenntniß gegeben hatte, entwich, und sie verlor alles Bewußtsein. Lange, lange lebte sie nun in einem Zustande, aus dem sie keine Erinnerungen hat. Als sie einmal aus dieser Geistesstumpfheit erwachte, und sich wieder von jener wunderbaren Kraft belebt fühlte, fand sie sich bei guten Land-leuten, einem Manne und seiner Frau, wieder. Sie sah, daß man sie als eine Geisteskranke behandelte, und Niemand wollte dem, was sie von

Ihren früheren Schicksalen erzählte, Glauben beimessen. Auch verlor sie zu schnell das Bewußtsein wieder, um sich ganz verständlich zu machen. Edmund weiß, wie es ihr ergangen bei jenen Leuten. Er hat sie in ihrer Wohnung gefunden, er hat sie gesehen in dem Zustande der plötzlich erwachenden Geistes- und Körperkraft, den Gott zur rechten Stunde sandte, damit die Arme von den lieben Verwandten erkannt werde. Er nannte ihren Namen: da schwand das Licht ihres Geistes, und die alte Nacht kam über sie. Als aber Cäcilie, die theure Tochter, zu ihr trat, und ihre Hand berührte, als der Odem des Kindes ihre Wangen traf, da fühlte sie sich mit einem Male wunderbar von Empfindung, von Erkenntniß und Bewußtsein ergriffen, ohne es jedoch auszusprechen, ohne das innere Leben in das äußere übertragen zu können. So ist es nun in ihr geblieben, seit sie jenes Haus verlassen, und unter Euch weilte. Cäciliens Nähe giebt ihr Geistes- und Lebenskraft. Cäcilie wird sie wieder der Welt zurückgeben, wird sie wieder ganz, wie sie einst war, dem Gatten und Gabrielen zuführen.“

„O meine theure Mutter,“ rief Cäcilie, und warf sich an ihre Brust, „ich will nicht von Dir weichen, „ich will mich keinen Augenblick aus Deiner Nähe entfernen! Mir ist ein hohes Glück beschieden. Ich will seiner würdig sein.“

Langsam näherte sich der Arzt der Somnambulen. Sie sah ihn lächelnd an, als sei er ihr eine schon längst bekannte Person. Er ergriff ihre Hand, und blickte sie ernst an.

„Glauben Sie,“ sagte er dann in einem sehr bestimmten Tone, „daß eine Steigerung des Zustandes, in dem Sie sich jetzt befinden, eine öftere Wiederkehr desselben, durch die Kunst hervorgerufen, Ihre Genesung beschleunigen könne?“

„Ich verstehe Sie, mein Herr,“ antwortete Helene; „aber jener Somnambulismus, der ein

Erzeugniß der Kunst ist, kann sich mit dem me-
nigen, in welchem die Natur selbstständig her-
vortritt, nicht vereinigen. Es bedarf auch dessen
nicht. Schon Cäcilien's Gesellschaft wird mir
helfen; die Nähe, die Berührung meines Kindes
ist mir wohlthätig."

Der Arzt trat zurück, indem seine Blicke
mit einem seltsamen Ausdrücke von Besorgniß auf
Cäcilien walteten. Er hatte im Stillen bemerkt,
daß seit Helenen's Erscheinen das Mädchen bleich
geworden war, daß sie das sonst so gerade getra-
gene Köpfchen senkte, und mehrere Zeichen eines
langsamem Siechthums sich einstellten. Er ahnete
eine wunderbare, aus Naturgesetzen nicht erklär-
liche, aber der Erfahrung bekannte Wechselwirkung
zwischen Tochter und Mutter, und beschloß, diese
ferner aufmerksam zu beobachten.

Helene hatte indessen mit der Schwester
manche schöne Erinnerung der Jugend erörtert.
Plötzlich, mitten in der Rede, verstummte sie.
Ihre Hand zuckte nach dem Kopfe, die Augen
schlossen sich, die Röthe wich von ihrer Wange,
sie schwankte auf ihr Lager zurück, und war nach
wenigen Augenblicken eingeschlafen.

"Sie wird anders erwachen, als sie bisher
Morgens erwacht ist," sagte der Arzt, der zu ihr
getreten war, und ihren Puls geprüft hatte.
„Das zurückkehrende Geistesbewußtsein wird sich
ferner ankündigen, wenn auch nur noch in matten,
dunkeln Regungen."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Es werde Licht!

Die jüngere Zeit ist die Erbin der Früheren,
daher erblicken wir in unsern Tagen noch die
Spuren und Ueberbleibsel der Vergangenen; eine
große Musterkarte menschlicher Weisheit und
Thorheit. Ein höchst erfreuliches Zeichen ist es

ohne Zweifel daß die Aufklärung immer weiter
fortschreitet; jedoch in Hinsicht der Religion möchte
noch wohl vieles zu wünschen übrig bleiben.
Dieses heilige Geschenk von Gott, ist von je her
schon abscheulich gemißbraucht worden. Blicken
wir zurück in die verflossenen Zeiten, so sehen
wir, wie die Religion, schändlicherweise zum
Deckmantel von so vielem Unfug, so viel Empö-
rendem, so vielen Schandbarkeiten hat dienen
müssen; wie so fein, so recht vorsätzlich und
Gottlos, das arme verblendete, und in Unwissen-
heit erhaltene Menschengeschlecht dadurch gemiß-
handelt ist. Dem Himmel sey Dank daß es jetzt
um Vieles besser damit ist! Dank, ewigen Dank!
sey es den tugendhaften Helden und Verfechtern
der Wahrheit! Dank sey es der fortschreitenden
Aufklärung!

Aber doch ist es noch wohl lange nicht so
damit wie es seyn sollte, denn anstatt die Ver-
nunft immer mehr zu entwickeln, und die Aufklä-
rung zu befördern, erblickt man hier und da ein Stre-
ben diese zu verdrängen, so daß es scheinen möchte,
als trachtete man darnach den Geisteszustand der
Vorzeit wieder zurück zu führen. Daher erblickt
man noch jetzt die Spuren von Geistesverfinste-
rung und Verirrung, hört noch von religiösem
Wahnsinn; man sieht noch jetzt stille gutmüthige
Schwärmer, mystische, mit Bildern und Gefüh-
len spielende Väter und Andächtige, die indem
sie sich Gott mit menschlichen Eigenschaften den-
ken, in der Liebe zu Gott sich auflösen zu wollen
scheinen, in Thränen zerfließen, und die mit ih-
ren Empfindungen in der Verehrung und Liebe
zu ihrem Heylande zerrinnen; die aber im Leben
doch nicht so sind wie sie seyn sollten, und nicht
die Liebe zu ihm haben die er fordert, welche
barin besteht daß wir seine Gebote halten.

Man sieht wieder Andere, die sich auch für
wahre Christen halten, weil sie bloß fest an Chri-

kum glauben, andächtig und mit Inbrunst beten, in der Bibel lesen, Andachtsübungen mit bewohnen, und erbauliche Zusammenkünfte halten, Almosen geben, verschiedene gute Sitten beobachten, Tanz, Schauspiel und öffentliche Lustbarkeiten als Haupt-Sünden hassen, ohne zu untersuchen ob sie auch unschuldig seyn mögen. Sie wissen oder bedenken nicht daß Christus uns nicht allein eine Glaubenslehre, sondern auch eine Tugend und Sittenlehre gegeben. Sie überschlagen die vielen Stellen in der Bibel oder legen sie nach ihrem Geschmack aus, die zu einem thätigen Christenthum auffordern. Wo es heißt: „nicht alle die Herr, Herr sagen werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ „Der Glaube ohne die Werke ist todt.“ „Ihr sollt vollkommen seyn, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ „Wer Gott fürchtet, und Recht thut, der ist ihm angenehm“ u. s. w.

O! Ihr Verblendeten!, wie könnt Ihr wähen, ohne wahre Nachfolge Christi dem Urbilde der Tugend, ohne Rechtschaffenheit, ohne Pflichterfüllung, ohne Bestreben euch zu vervollkommen und wahrhaft zu bessern, und eure Herzen zu veredeln, das schöne Loos des Geistes nach dem Tode des Leibes zu erwerben. Ach! welch ein Christenthum! Wie werdet Ihr bestehen vor dem Allgerechten der nur die Thaten richtet, und bey dem ohne aufrichtige Reue und wahre Besserung, und vollständigen Ersatz des verursachten Schadens, so weit nur eben die Kräfte reichen, keine Vergebung der Sünden möglich ist. —

Möchten doch die christlichen Prediger, gleich Christus die Aufklärer des Volkes seyn, und bedenken daß die Menschen nur aus Mangel an richtiger Erkenntniß und vernachlässigter

Bildung fehlen, möchten sie doch stets das Gefühl für Wahrheit und Recht beleben, und die Tugend aus allen ihren Kräften befördern. Möchten sie doch immer auf das Beyspiel des erhabenen Welterlösers sehen. O! möchten sie doch bedenken, daß die Verwahrlosung des Geistes und des Verstandes die Quelle so unsäglich vieler Uebel ist; der wahre Krebs der an der Wohlfahrt der Menschheit naget. Wären die Menschen! wie es die wahren Christen doch seyn sollten, alle aufgeklärt, tugendhaft, und edel; wie viele Gräuel wären in der Welt weniger! wie viele heiße Thränen, im verborgenen geweint, wären getrocknet! Da würde die Unschuld nicht verfolgt, nicht verspottet noch zertreten; da würde die Gewalt nicht gemißbraucht; da wären keine Verläumder, keine Erbschleicher, Schmeichler, noch Betrüger; da würde nicht mit Undank belohnt, nicht die Lüge an die Stelle der Wahrheit gesetzt, da schliche nicht die Bosheit unter der Larve der Freundschaft; da wäre kein Bruderhaß, kein Eigennutz, keine Falschheit, keine Pflichtverletzung, keine Ehrlosigkeit, keine Feigheit noch Verrath, da wäre keine Niederträchtigkeit, Schlechtigkeit, und Treulosigkeit; keine Ränke, keine Gewissenslosigkeit, keine schlechte Ehegatten, noch Verschwennder. Da herrschten keine gekrönte Sünder, umgeben von einem Tross frecher, nichtswürdiger Speichellecker und Blutsauger. Da wäre eine vernünftige Freyheit, die vortrefflichsten Bürger, die bereitwillig wären, Gut und Blut für dem Staat und ihre würdigen Obern herzugeben. Da thäte man das Gute nicht um des Vortheils willen sondern bloß weil es gut ist. Da gäbe es keine Geistliche die Vernunft und die Tugend anfeindeten, die das Licht unter den Scheffel stellten, und sagten: „durch ein bißchen Ehrlichkeit könnte man nicht in den Himmel kommen.“

Möchten doch auch die Universitäten besser dazu beitragen, daß Licht und Wahrheit befördert würde! denn das Wissen mancher jungen Theologen, die von der Universität zurück lehren scheint Stückwerk zu seyn, weil sie sich bloß die Glaubenslehren zu eigen gemacht haben. Sie verstehen es sehr wohl das Gefühl ihrer Zuhörer rege zu machen, so daß es heißt: „Der hat mal schön gepredigt,“ wenn man dann aber die Predigt recht überdenkt so findet man leicht, daß sie zur Erleuchtung des Verstandes, und zur Veredelung der Sitten sehr wenig beygetragen hat.

Ah! möchte es doch besser werden! möchte man doch immer mehr erkennen, woran die Menschheit leidet, und was zum wahren Wohl derselben dienlich ist!

Ein Bürger.

* A n f r a g e.

Zufolge der Regesacker Hafengesetze muß ein Schiff, welches auf dem Grunde liegt, binnen 24 Stunden wieder flott gemacht werden. Welche Verwandniß hat es aber mit den verwitterten Häringebüßen, welche seit Jahren dort im Schlamm vermodern, und den Hafen nutzlos beengen, — so daß Rähne und andere Schiffe bey Eisgang keinen Zufluchtsort finden können, und der größten Gefahr ausgesetzt sind, wie es auch dieses Jahr wieder der Fall war? — Es bittet um Aufklärung

ein Kaufmann

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Der in der Schlacht von Jena so tödlich verwundete Herzog von Braunschweig gab ein

nachahmungswürdiges Beispiel, wie man die Aristokratie mit der Demokratie verknüpfen kann. Der braunschweigische Adel weigerte sich, auf den öffentlichen Redouten mit den Bürgerlichen in einer Colonne zu tanzen, und da dieses zu gehässigen Aeußerungen Anlaß gab, entschied der Herzog: daß wenn der Adel in einer besondern Colonne tanzte, abwechselnd der Erbprinz und die Prinzessin Caroline immer, der Eine in den coursfähigen, die Andere in der bürgerlichen Colonne, am Tanze Theil nehmen sollten. Nun ist zwar eine deutsche Stände-Versammlung keine Redoute, und hat überhaupt nichts Redoutables; jedoch wäre es eine ganz feine Taktik, wenn sich der jedesmalige Kronprinz in die Reihe der Deputation stellte.

Wenn ein Gänsekiel einem Throne oder auch nur dem Leumunde eines Ministers gefährlich ist, so stehen der Thron und der Leumund auf schwachen Füßen.

* An das Fräulein Helene C. —

die Blumenmalerin;

Oldenburg, den 16. Mai 1850.

Von Dr. Noeldke.

Nebst einem Blumenstrauß.

Für Blumenbilder deiner Meisterhand
Empfang' als Gegengabe diesen Strauß.
Was die Natur mit frischer Schöpfungskraft
In ihren Lieblingsmonden jedes Jahr,
Am schönsten unter Nachtigallgesang,
Im holden Mai, auf grüner Auen Grund
Verschwenkerisch in tausendfacher Form
Und Zauberfarben auszustreuen liebt,
Aus ihrem Schatz von Blum' und Blüthe doch
Die glanz- und düstereichsten ihrem Lenz
Zur Hochzeitfeier im verjüngten Mai, —

— Zum Braut schmuck der ihm angetrauten Gattin
Auswählend überall in Thal, auf Höh'n, —
Ist Dir, Beherrscherin der Blumenwelt,
Das Schönste, Lieblichste an Farb' und Form
Zur zweiten Schöpfung durch die Macht der Kunst
Weit aufgethan; und was du bildest schaffest,
Ist unvergänglich, überlebt noch lang.
Das Urbild selbst, Kunst adelnd die Natur.

Nicht so, wie du, warb Farbenzauber nie
Verlieh'n; — doch, gönntest mir die Himmlischen
Nach freier eignen Wahl des Zaubers Stoff
Zu sammeln, wo ich wollte, und vereint
Auf helser *) Tafel darzustellen, — dann
Brächt' ich anbietend dir, und dir allein
Des Auges Veilchenblau, das Morgenroth
Der Wangen und der Lippe Purpurglanz,
Den blendendweißen Schmelz von zwei
Gereichten Perlenschnüren, brächt' dir
Der Wimpern und der Locken ernstes Braun,
Der Stirne Vellenschein, hielte dann
Des Spiegels Silberscheibe deinem Blick
Entgegen; Tochter, spräch' ich, meines Freund's,
Sieh' da die lieblichste der Blumen dich,
Auf! mal' Helenen, Tisch' ein's Enkelin.

* An den Herrn Redacteur des Bürgerfreundes.

Der Gebrauch, unter einen angenommenen
Namen zu schreiben, wird gerechtfertigt

- 1) wenn eine höhere Pflicht gebietet da die
Wahrheit zu sagen, wo eine unrechtmäßige
Gewalt die Pflichterfüllung mit Strafe be-
legt;
- 2) wenn die Wahrheit von der Art ist, daß
sie, um erkannt zu werden, der Persönlich-
keit eines Individuums nicht bedarf, so daß
sie, vom Schöpfer oder Staarman gesprochen,
immer Wahrheit bleibt.

*) Helfen oder elfenbeinern.

Der angenommene Namen ist in diesem
Falle nichts Anderes als ein Charakter, unter
welchem die Wahrheit am schicklichsten ausgesprochen
werden kann.

Wer in einem Blatte, welches zur Belehrung
oder Belustigung bestimmt ist, unter einem
andern Namen auftritt, übernimmt die Rolle
eines Schauspielers; es kommt nicht darauf an,
wie er wirklich heißt, sondern ob er seine Rolle
gut spielt.

Wenn ein Zuschauer auf der Gallerie sich
so weit täuschen läßt, daß er, wenn ein Be-
trüger auf der Bühne hinter die Couliissen tritt,
voll Eifer herabruft: Haltet den Kerl fest! so
dient dies zur allgemeinen Belustigung.

Bergift sich ein Mitspieler so weit, daß er
aus seiner Rolle fällt; so ist die Wirkung zweier-
lei: ein Theil des Publikums lacht, ein anderer
geräth in Verwirrung, nach und nach jedoch ori-
entiert man sich. Was aber ist der Erfolg, wenn
der Regisseur, wie jener Zuschauer von der Gal-
lerie als Persona Dramatis auf die Bühne springt?
— Allgemeines Uergerniß — Ende des Spiels.

Was der Regisseur beim Schauspiel, ist der
Redacteur bei einer Zeitschrift. Er kann die sich
anbietenden Spieler annehmen oder zurückweisen;
aber — sich in das Spiel einzumischen ist für
ihn nicht schicklich. Ja es mag angehen, daß er,
wie zuweilen der Seher, als Charakter-Person
eine kleine Rolle mit übernimmt: dann aber darf
er nicht aus seiner Rolle herausfallen und das
Wirkliche mit dem Idealen vermengen; sonst wird
jeder Mann von Ehre sich hüten, ein Engage-
ment mit ihm einzugehen.

Diese Rücksichten sind es, welche mich ver-
anlassen, Sie, Herr Redacteur des Bürgerfreundes,
zu bitten, in der Anmerkung in No. 14 Ihres

Blattes unter dem Artikel: „Jedem, was ihm gebühret!“ die zwei Worte: „zur Ordnung!“ in der nächsten Nummer für ungültig zu erklären. In dem Urtheile des Kunstlenners wird Ihnen diese Zurücknahme mehr zur Ehre gereichen, als jede Vertheidigung, die Ihnen allerdings freisteht. Um so schwerer es ist, den Ruhm eines guten Redacteurs zu verdienen, und je mehr Sie dieses sind, mit desto größerer und aufrichtiger Hochachtung werde ich allezeit sein

Erw. Wohlgeboren

ergebenster

Demophilos.

* Herr Demophilos!

Ich nahm keinen Augenblick Anstand obigen an mich gerichteten Zeilen einen Platz in dem von mir, seit einer Reihe von Jahren, redigirten Bürgerfreund anzuweisen, obwohl Sie mir darin das Recht zugestehen „sich anbietende Spieler anzunehmen oder zurückzuweisen. Ich übergab Ihr Sendschreiben der Publicität, weil der darin enthaltene Tadel nur mich betrifft, und die Ursache zu einer öffentlichen Rechtfertigung und bündigen Erklärung, nicht allein um Threntwegen, sondern auch hinsichtlich mehrerer Anforderungen und Anmaßungen der jüngsten Zeit mir erwünscht kommt.

Ihrem Vergleiche zwischen einem Regisseur und einem Redacteur kann ich nur in so fern beipflichten, als es sowohl dem ersteren zur Last gelegt werden muß, wenn er fade, gehaltlose oder wohl gar pöbelhafte Stücke in die Scene setzen läßt, als wenn der letztere ohne Auswahl jede Einsendung aufnimmt um nur die Spalten des

ihm anvertrauten Blattes zu füllen; nur in so fern, als es sowohl dem Regisseur zusteht einem Schauspieler, der seiner, vom Dichter vorgeschriebenen Rolle ausfallende Zusätze einschalten wollte, einen Verweis zu geben, als es dem Redacteur erlaubt seyn muß bey gegenseitigen Erörterungen, die von dem eigentlichen Thema abweichen und in Persönlichkeiten auszuarten drohen, „zur Ordnung“ zu verweisen, was im vorliegenden Falle nicht hinter den Coulissen geschehen konnte, da Sie mir nur als Demophilos bekannt sind.

Der Redacteur muß die Tendenz seines Blattes nie aus den Augen verlieren. Die Tendenz des Bürgerfreundes liegt gewiß Jedem vor Augen, der eine Reihesfolge seiner Bogen der Beachtung werth findet. Er will unterhalten, aber nicht kränken; er will scherzen, aber nicht auf Kosten der Sittlichkeit; er will Mißbräuche und Gebrechen rügen, aber nicht durch Spott und Hohn erbittern; er will bilden, — ich wiederhole es — er will bilden, aber nicht für die Vorzimmer der feinen Welt, sondern für's Leben.

Ich kenne Sie nicht, Herr Demophilos — denn Ihre Aufsätze gelangten durch einen Dritten in meine Hand; aber ich zweifle keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit Ihrer schließlich geäußerten Gesinnung.

A. Daevés.

Redacteur des Bürgerfreundes.

* Wunsch.

Die verehrliche Theater-Direction wird recht sehr gebeten, die Operette: „der kleine Matrose“ baldmöglichst auf die Bühne zu bringen; sie verpflichtet sich dadurch besonders auch mehreren Damen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. Februar 1831.

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an
Da ruh'n die starken Wurzeln deiner Kraft!

E r i n n e r u n g.

Ergreift die Becher, lieben deutschen Brüder,
Und füllt sie ganz mit edelm deutschen Wein,
Laßt schallen uns'res Landes volle Lieder
Und alle stimmen in Begeisterung ein.
Hoch überall, wo deutsche Herzen schlagen,
Umfänge sie der Eintracht heil'ges Band,
Und soll der blasse Tod uns heimwärts tragen,
Seh's für das Recht und für das Vaterland!

Laßt hoch die Gläser fröhlich uns erheben,
Daß weit der Schall den lauten Jubel trägt;
Das deutsche Vaterland soll siegend leben
So lang' ein deutscher Arm sich kräftig regt!
Laßt der uns denken, die hinabgegangen
Im Schlachtenroth, mit Ehren nur bekannt —
O sel'ger Tod! Magst Du auch mich umfassen
Für deutsche Ehre, für das Vaterland!

Seht wie die Funken an dem Rande blinken
Im heißen Kranz dem ed'len Trank gereicht!
Eilt schnell herbei, den Perlenschaum zu trinken,
Es lebe hoch die liebe Jugendzeit!
Es lebe hoch der Freundschaft himmlisch Walten,
Heil Jedem, der die hehre Göttin fand!
Soll diese Brust im Todeschmerz erkalten,
Seh's für den Freund und für das Vaterland!

Noch ein Mal hoch, was in des Herzens Räumen
Mit heißem Weh den Himmel uns gewährt,
Was in des Lebens schönen Frühlingsträumen
Als Ideal des Höchsten wird verehrt.
Sie lebe hoch, die zärtlich wir umschließen,
Die wir als unser schön's Selbst erkannt;
Mag hin mein bestes Blut, mein Leben fließen,
Für die Geliebte, für das Vaterland!

Wohlauf, wohlauf, ihr freudigen Genossen,
 Nie scheu'n für Recht und Ehre wir den Streit!
 Dem Hertscher Heil, der beide fest umschlossen
 Und sturmgeprüft sie hielt für alle Zeit.
 Heran zu Ihm, und sollt' ich kämpfend fallen,
 Und winkt mir dicht des Jenseits dunkler Strand,
 So wird mein letzter Seufzer noch erschallen:
 Mein König hoch und hoch mein Vaterland!

Berlin.

Theodor Mügge.

D a s D y f e r.

(Fortsetzung.)

Wie er gesagt hatte, so geschah es. Am nächsten Tage schritt Helene kräftiger und munterer daher, als man sie noch bis jetzt gesehen hatte. Einiges Feuer war in ihren Augen, einige Farbe auf ihre Wangen zurückgekehrt. Sie lächelte Cäcilien und ihre Schwester mit einem Ausdrucke an, der verkündete, daß sie ihre Lieben erkenne. Die Tochter drückte sie oft an ihr Herz, dem Neffen bot sie freundlich die Hand, aber sie sprach noch nicht. Als sie, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, sich einmal rasch an den Schreibtisch setzte, und zu schreiben versuchte, verwirrten sich ihr die Worte unter der Feder, so daß sie nichts Zusammenhängendes hervorbringen konnte. Ueberhaupt schien es ihr noch nicht möglich, mehrere Begriffe mit einander zu verbinden. Cäcilie verließ sie jetzt gar nicht. Zu jenen Schwächen, die bisher das Mädchen Abends befallen hatten, gesellten sich nun auch Fieberschauer. Sie fühlte ihre Kräfte abnehmen, sie sagte aber nichts davon, und diejenigen, die täglich um sie waren, bemerkten den langsamen Verfall ihrer sonst so blühenden Gestalt nicht.

Edmunds innerer Verdruss stieg jetzt auf einen Gipfel. Die verbündeten Heere waren in

Paris eingezogen; Dietrich selbst schrieb ihm darüber in einem ausführlichen Briefe.

„Der Ruhm ist für mich verloren,“ sagte Edmund, als er diese Nachricht empfing, bitter in sich hinein, „und von der Liebe habe ich noch wenig Entschädigung erhalten. Wer weiß überhaupt, wie es gehen wird! Cäcilie lebt nur für die Mutter, und hat jetzt keinen Sinn für Anderes. Ich muß mit ihr reden, ich will wenigstens von ihr eine Entscheidung für meine Zukunft!“

Noch an demselben Tage führte er diesen Vorsatz aus. Helene war eingeschlummert, und Cäcilie beschäftigte sich in einiger Entfernung von der Mutter mit einer weiblichen Handarbeit. Da trat Edmund zu ihr, und sagte:

„Es gilt mein Glück und meine Ruhe, Cäcilie; deshalb mußt Du mir eine offene und bestimmte Antwort geben. Ich habe Dich schon geliebt, als ich noch ein Knabe war, und Du mir in den Erzählungen, die man von dem dunkeln Schicksale Deiner Mutter und dem Deinigen machte, wie ein wunderbares Feenkind erschiene. Mit aller Gluth einer kindlichen Phantasie verlangte ich danach, Dich nur einmal zu sehen, die verlorene Cäcilie, von der man sagte, daß sie als ein Englein mich umschwebe. Diese Liebe ist durch meine späteren Jahre hingezogen und mir treu geblieben. Als nun endlich das Wunder Deiner Erscheinung, der Rettung in jener Nacht, sich begab, da wurde sie mir klar und verständlich, als eine nothwendige Bedingung meines Daseins. Glaubst Du, diese Ansicht könne sich geändert haben während meiner Krankheit, unter Deiner treuen Pflege, durch die Entdeckung unserer nahen Verwandtschaft? Du weißt, Du hast es erkannt, daß das nicht ist! Jetzt, Cäcilie, sprich das Urtheil meiner Zukunft! Kann ich die Güte, die Du mir erzeigst, Deine Trau-

lichkeit und Innigkeit für eine Erwiederung meiner Neigung ansehen?"

„Du kannst es,“ antwortete mit gesenktem Blicke Cécilie; „allein ich beschöre Dich, Edmund, gib Dich nicht, wie bisher, so widerstandlos Deinen phantastischen Träumen hin! Alles hat sich ja ganz natürlich begeben, und Du brauchst nicht in den Wahnbildern Deiner Kindheit den Schlüssel zu diesen Dingen zu suchen. Jetzt überlasse mich ganz der Erfüllung meiner Pflicht gegen die kranke Mutter. Du hast nun meine Erklärung; aber ehe nicht die Mutter ganz genesen ist, kann ich mich nicht mit den Gedanken an ein Glück beschäftigen, das nur mich allein betrifft.“

Sie drückte ihm herzlich die Hand, indem sie ihn mit einem beruhigenden, zärtlichen Lächeln ansah. Dann wandte sie sich zu Helenen, die sich im Schlafe bewegte.

Von diesem Augenblicke an wurde Edmund in seinem ganzen Benehmen, in allen seinen Handlungen bestimmter, als er seit seiner Krankheit gewesen war. Er ging oft Morgens allein in's Freie, er ritt aus, und schien sich überhaupt vorgenommen zu haben, durch festen Willen und geistige Kraft den alten Zustand der Gesundheit zu erringen. Frau von Nordeck bemerkte wohl, daß etwas Besonderes in ihm vorging, sie ahnete, daß sich irgend ein wichtiger Entschluß in seiner Seele bildete. Dieser war endlich gereift. Der junge Mann, nun von Céciliens Gegenliebe überzeugt, konnte, mit dem Gefühle der endlich zurückkehrenden Kraft, den drückenden Zustand der Unthätigkeit, in dem er sich befand, und den hiemit verknüpften Unmuth, von seiner Liebe schweigen, sie verhehlen zu müssen, und ihr keine Freuden zu verdanken, nicht länger ertragen. Er erklärte eines Morgens, daß er sich nun stark genug fühle, sich zu seinem Regimente zu begeben,

und wenigstens, als eine Frucht seiner kriegerischen Mühen, Paris in der Gewalt der deutschen Sieger zu sehen wünsche. Frau von Nordecks Einwendungen, des Arztes bedenkliche Aeußerungen, konnten ihn nicht von diesem Entschlusse abbringen. Cécilie ergriff zitternd seine Hand, und sagte leise, nur ihm verständlich: „Es ist recht gut, daß Du reisest. Ich bleibe meinen Worten treu. In Frankreich sehen wir uns wahrscheinlich wieder!“

Mit Edmunds Entfernung schien seltsamer Weise ein neuer Schritt von Helenens geistiger Genesung in Verbindung zu stehen. Als habe seine Anwesenheit diese in ihrem Fortgange zurückgehalten, traten noch am nämlichen Tage mehrere Zeichen erhöhter Erkenntniß bei der Kranken hervor. Sie begann zu reden. Sie sprach erst einzelne Worte, dann zusammenhängendere Sätze, aber immer noch wie ein Kind, das mühsam seine Gedanken ausdrückt, und noch keinen hellen Begriff von seinem eigenen Zustande, seinen Umgebungen hat. Bald lebte sie in dem Wahne, noch in dem elterlichen Hause zu sein, bald glaubte sie sich auf der Reise, durch Verfolger geängstigt. Viele Dinge, die sie in ihrem Leben erfahren hatte, verwirrten sich durcheinander. Als sie plötzlich, und wie durch Zufall, den Namen ihres Gemahls genannt hatte, rief sie, sich unterbrechend: „Ja, ja! Nach Landree! Dort ist Heil, dort ist Alles wieder wie sonst!“

Der Arzt, dem man diese Aeußerung mittheilte, meinte, es sei leicht möglich, daß das Wiedersehen der vertrauten Umgebungen, des Gemahls, der andern Tochter, sie auf einem rascheren Wege der völligen Genesung zuführen könne, als es hier geschehen würde. Er rieth um so mehr zu diesem Versuche, da seinem scharfen, beobachtenden Blicke die täglich zunehmende Schwäche Céciliens nicht entging, und er hoffte, durch

irgend eine Beschleunigung des Genesungsganges, das Mädchen um so eher der für sie nachtheiligen Wechselwirkung zu entziehen. Dann hatte er auch noch einen andern Vorschlag im Hintergrunde, mit dem er zu seiner Zeit hervortreten wollte.

Jetzt gab Frau von Nordeck, die dem Rathe des Arztes zu folgen gesonnen war, ihrem Schwager die erste Nachricht von dem Wiederfinden seiner Gemahlin und Tochter. Sie schilderte alle Begebenheiten, welche dieses herbeigeführt, mit der größten Genauigkeit; sie vergaß keines Umstandes, der zu der Erkennung beigetragen habe; zuletzt führte sie das bei allen Beiden vorhandene Familienmahl als unumstößlichen Beweis der Persönlichkeit an. Sie bat den Grafen, nicht etwa durch eine Reise zu ihnen den Verlauf der so gut wie gewissen Genesung zu fördern; sie benachrichtigte ihn, daß sie selbst Frau und Tochter nach Landrecy bringen werde.

Dieser Brief ging ab, und es wurden nun vorläufig Anstalten getroffen, das freundliche Städtchen, wo man Leid und Heil erlebt, wo die wunderbarsten Räthsel gelöst worden waren, bald zu verlassen. Der Arzt hatte gegweifelt, daß nun, da die Geisteskraft der Kranken, indem sie in allgemeine Lebensäußerungen überrete, sich noch ferner in dem Grade concentriren könne, wie früher, noch ein Zustand der Wundstucht sich ereignen werde. In der That ging auch die Zeit, in der man einen solchen zu erwarten gehabt hätte, ruhig und ungestört vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Merkwürdiges Ende einiger Prediger.

Jeder plötzliche Todesfall hat etwas ereignendes für den, welcher ihn vernimmt oder gar

Augenzeuge davon ist, besonders aber dann, wenn der plötzlich Dahingefordene mit uns durch irgend ein Band verknüpft ist. Einen großen Eindruck muß daher eine Gemeinde empfinden, wenn sie plötzlich und unerwartet, vielleicht in seinen Amtsgeschäften begriffen, ihren Seelsorger von sich scheiden sieht. Es giebt einige Fälle, wo ein Prediger plötzlich auf der Kanzel gestorben ist.

Der Archidiaconus Adolph zu Hirschberg wurde am 1. August 1745 auf der Kanzel vom Blig getödtet, 60 Jahr alt.

Das Jahr vorher hatte die Domgemeinde in Bremen zwar nicht den Anblick eines so plötzlichen Todes ihres Superintendenten auf der Kanzel; allein es war doch nicht viel verschieden davon. Der Superintendent Crusen wurde am 1. Advents-Sonntage 1744 den 29. November, als er seine Predigt geendigt hatte, und den Segen sprechen wollte, plötzlich vom Schlage gerührt, und am Abend desselben Tages starb er, 60 Jahr alt.

Die Gemeinde zu Unserer Lieben Frauen hatte mehrere Jahre vorher ähnliches, ja noch merkwürdigeres erlebt.

Der Pastor primarius Dr. Cornelius de Hase hatte am 16. Mai 1710 seine Predigt gehalten, und ließ zum Schluß singen. Als er aber nach beerdigtem Gesange ansang den Segen zu sprechen, sank er nieder, vom Schlage gerührt, und obwohl er sogleich in sein Haus getragen wurde, und aller Sorgfalt und Hülfe ungeachtet kam er nicht wieder zu sich, sondern gegen Mittag schon war er todt. Er war nur 56½ Jahr alt geworden.

Sein Sohn Dr. Theodor de Hase, der seit 1709 auch sein College gewesen war, hatte ein ähnliches Schicksal. Man erzählt, daß Vater und Sohn sich einst darüber unterredet hätten, ob es wünschenswerth sei, daß ein Prediger in

seiner Amtsverrichtung, im Predigen, abgerufen würde.

Der Vater soll dafür, der Sohn aber dagegen gewesen sein, und beiden, kann man sagen, hat der Herr gegeben, was ihr Herz gewünscht.

Im Jahre 1729 wurde Dr. Theodor de Hase nach geendigter Predigt etwas unwohl, er eilt nach Hause, und durch einen Schlagfluß verlor er anfänglich Gedächtniß und Sprache, auch Bewegung an der rechten Seite. Es erholte sich jedoch wieder, überstand noch mehrere schlagartige Zufälle und starb 1731 den 25. Februar; erst 49 Jahre alt.

Schrecklicher ist der Tod des Pastors Heinrich Busch zu Linteloh bei Verden; denn er wurde 1669 nebst seiner Frau und einem vierjährigen Sohne des Nachts in seinem Hause von zweien seiner Gemeindeglieder bestohlen und ermordet. Die Raubmörder, um unentdeckt zu bleiben, zündeten darnach die Pfarre an, und kehrten zu einer Feierlichkeit, die im Dorfe begangen wurde, und wobei auch die Hausgenossen des Predigers zugegen waren, zurück. Aber das ausgebrochne Feuer rief die Gäste bald nach der Pfarre, und die Mörder bewiesen sich bei der Löschung des Feuers eben so thätig als die andern. Kein Verdacht fiel auf sie, Jedermann meinte, das Feuer, welches von ungefähr ausgekommen sei, habe den Pastoren nebst Frau und Kind getödtet; obgleich nach 14 Tagen wurden die Mörder unvermuthet entdeckt. Der eine von ihnen wollte einen Goldgulden in Verden verwechseln lassen. Aber die Frau des Mannes, bei dem dies geschehen sollte, erkannte den sehr kenntlichen Goldgulden als denselben, welchen sie vor nicht langer Zeit dem Pastoren zum Gewatterngeschenk gegeben habe. Die Mörder wurden gefangen genommen und zur wohlverdienten Strafe gezogen.

* Wiederholte Aufforderung.

Im Bürgerfreunde No. 8 befindet sich eine Aufforderung, welche insbesondere an unseren achtbaren Herren Aerzten gerichtet ist, da sie einen Gegenstand betrifft, über welchen nur sie, entweder dafür oder dagegen etwas zu sagen im Stande sind. Es ist diese gewiß wohlgemeinte Aufforderung von einem mir Gleichgesinnten, bis jetzt unbeachtet geblieben, obgleich sie wohl eine Beachtung verdient hätte. Es betraf dieser kleine Aufsatz die Homöopathie, eine Heilmethode, welche sich überall auf die kräftigste Weise Bahn bricht und durch die günstigsten Erfolge, die große Zahl ihrer bisherigen Widersacher zum Schweigen bringt. Auch hier bei uns schweigt man, obgleich es besser wäre zu reden.

Alles Gute findet in unserem glücklichen Freistaate Beförderer; man unterstützt, man hilft, man rath; mit wenigen Worten, man fördert das Gute und Wahre mit einer Bereitwilligkeit, wie es an wenigen Orten geschieht; warum läßt man aber diesen so höchst wichtigen Gegenstand, der das Interesse der Menschheit so nahe berührt, unbeachtet und legt nicht Hand an's Werk, wo es gilt die Wahrheit an's Licht zu ziehen? —

Es interessieren sich für die Homöopathie Viele und mehr als vielleicht unsere Herren Aerzte glauben möchten; daher findet sich der Einsender dieser Zeilen veranlaßt, dem Publikum und besonders denen, welche sich, wie er, gleich warm für diese Heilart interessieren, nachfolgenden Aufsatz des Herrn Hofraths Dr. Mühlenthein — aus der Zeitung der naturgeschlichen Heilkunst für Freunde und Feinde der Homöopathie, herausgegeben von Dr. Schweickert, entlehnt — hier wörtlich mitzutheilen. Möge dieser Aufsatz von einem erfahrenen

und sehr geachteten Mann, zur Förderung des allgemeinen Besten dienen und Veranlassung für unsere so achtbaren Herren Aerzte werden, das Wahre und Unwahre dieser Heilart an's Licht zu stellen.

Meine Beobachtungen über Homöopathik. Von Hofrath Dr. G. H. Mühlenbein, Herzogl. Braunschweigischen Leibarzte, Assessor des Obersanitätscollegii zu Braunschweig.

Ein jeder rechtliche Arzt ist schuldig, dasjenige, was zur Förderung seiner Wissenschaft und zum Wohle seiner Mitbrüder abzweckt, zu prüfen, und, nach vollendeter Prüfung, die Resultate davon dem Publico vorzulegen. Dieses bestimmte auch mich, mein Scherflein, so unvollkommen und schwach es auch sein mag, zu liefern und um so mehr, da man mich öffentlich als homöopathischer Arzt bereits genannt hat. —

Zunächst glaube ich erst die Geschichtserzählung vorausgehen lassen zu müssen, wie ich zur Homöopathik gekommen bin und welche Hindernisse mir dabei begegnet sind, welche Verfolgungen und Schmähungen ich deshalb erfahren habe. Seit 1789 übe ich die Heilkunde practisch aus und ob schon der Stifter der Homöopathik mit seit 1790 persönlich bekannt war, so kannte ich doch die homöopathische, damals noch in der Wiege liegende, Heilmethode nicht und wußte weiter nichts, als daß ihm unsere Herzogl. Regierung besonders die Erlaubniß ertheilt hatte, selbst zu dispensiren und mit seinen Mitteln nach Eid und Pflicht Versuche zu machen. Herr Hofrath Hahnemann konnte, wie ich es jetzt wohl einsehe, nicht gut mit andern Aerzten über einen Kranken consultiren, da seine Behandlungsweise von der ihrigen ganz abwich, wobei Inconsequenzen unvermeidlich gewesen seyn würden.

Seit 1789 bis 1822 blieb ich meiner Schule treu, berichtigte durch meine eigene und

andere Erfahrungen meine Kenntnisse, indem ich nicht allein alle in der Zeit hervorkommende Systeme nach meinen Kräften prüfte, mit andern berühmten Aerzten zu sprechen jede Gelegenheit ergriff, Kranke beobachtete, die niemals Arznei bei ihrem Kranksein gebrauchten, jeden Quacksalber in seinen zu Zeiten glücklichen Kuren beobachtete, die Thiere selbst in ihren Krankheiten belauschte, und dadurch zur Erkenntniß kam, daß unsere Schulgelehrsamkeit doch eigentlich sehr mangelhaft sei und einmal eine Zeit kommen müsse, die eine große Reform in der Medicin hervorbringen werde. So hatte ich einige 20 Jahre, nicht ohne Glück, meine ärztliche Laufbahn als Physikus durchlebt, bis ich vor 15 Jahren als Mitglied des Obersanitätscollegiums hier Gelegenheit bekam, stets mit mehreren Aerzten zu verkehren und in deren Verbindung zu dem allgemeinen Wohle, rücksichtlich des Sanitätswesens zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Feuertreter in Indien.

Der englische Reisende Capitain Welsh war in Ostindien Augenzeuge eines seltsamen Schauspiels, welches er folgendermaßen beschreibt:

„Eingeladen von den Hindu's unseres Corps, der Ceremonie des Durchganges durch das Feuer beizuwohnen, setzte ich mich, in Begleitung des Capitain Pepper, zu Pferde, und wir ritten dann durch den Schauplatz hin, wo wir hinter den Reihen der Eingebornen eine Grube bereitet fanden von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite. Wie tief sie gewesen, weiß ich nicht, weil ich sie schon mit glühenden Kohlen angefüllt fand. Dann zog von der entgegengesetzten Seite eine Prozeßion herbei, deren Personal der Länge nach durch die Gluth spazierte und tanzte. Die Foulmasse gab eine solche Hitze von sich, daß wir

nicht dicht zu ihr hinanreiten konnten; nur wenige Schritte davon entfernt, ließ sich aber jede Bewegung wahrnehmen. Die erwähnte Ceremonie fand, wie man mich darüber unterrichtete, zu Ehren der Blatterngottheit Mariamach statt, welcher die Handelnden, ehe sie sich in die Gluth begeben, einen Hahn opfern. Ueber und über mit einer gelben Salbe bestreichen, bewegten sich die Hindu's vor- und rückwärts, langsam und schnell auf dem Feuermeere, ja, Einer von ihnen trug sogar ein kleines Kind auf den Schultern, welches keinen Klägelaut hören ließ. Unter diesen Feuertretern befanden sich Personen jeglichen Alters; ein hübscher Knabe fiel, als er eben im Begriff war, aus der feurigen Grube herauszutreten; doch ward er von den andern wieder aufgehoben, ohne im Geringsten verletzt zu seyn. Ueber die erwähnte Salbe hat es mir nicht gelingen wollen, von einem Eingebornen Auskunft zu erhalten."

M i s c e l l e n.

Die Berge Kamtschatka's.

Diese Berge gehören zu den größten der Erde und haben zugleich das Ansehen, noch größer zu seyn als alle andere eben so hohe, indem sie sich fast senkrecht aus der Ebene rings herum erheben, und mit ihrem Schneegipfel unmittelbar in's blaue Himmels-Gewölbe sich emporthürmen. Hierzu kommt noch, daß diese Berge zum Theil unaufhörlich Dampf und Feuer aus ihren Gipfeln aufsteigen lassen. So erscheint der 11,468 Fuß hohe Kanakaja, welcher also fast so hoch wie der Pic von Teneriffa ist, sich in einer Rauchsäule endend, welche zum klaren, sternhellen Himmel aufsteigt und den silbernen Mond zu ersticken droht. Der Awatschanskaja wirft ungeheure

Feuer-Massen aus, so daß alle Einwohner in der Nähe und Ferne das Schauspiel mit Bittern betrachten, denn seit dem Jahr 1827 hat er sein Inneres aufgethan. Höher als der Mont Blanc — denn dieser hat nur etwas über 14,600 — erhebt sich der Kluschefskaja 16,524 Fuß über der Meeresfläche, und unaufhörlich stößt er Asche und Rauch aus. Aber wie klein muß der von tausend Gletschern umgebene Mont Blanc gegen ihn erscheinen, der sich wie ein Keil rein und frei auf allen Seiten aus der Erdoberfläche emporhebt.

A l l e r l e i.

Nach der „Leipziger Literatur-Zeitung“ (No. 14. 1831) ist in der Gegend um Zoppe, in Syrien, ein Grabstein gefunden worden mit der Inschrift: „Simon Petrus, Jesu Schüler ruhet hier.“ Danach, so folgert der Berichterstatter, ist also die Angabe, der Apostel Petrus sey in Rom gestorben und dort begraben, unwahr; und es ergibt sich aus allen geschichtlichen Ermittlungen, daß es Paulus gewesen sey, der in Rom starb. Der Bericht ist übrigens mit vielem Beiwerk umgeben, ohne daß dadurch die Zweifel an der Richtigkeit widerlegt sind.

Didymus war ein griechischer Grammatiker zu Alexandrien, dem man einen Beinamen — zu Deutsch: „mit eisernen Eingeweiden“ — gab, weil er ohne Unterlaß studirte. Von ihm wird berichtet, er habe einst in einer besondern Schrift ein historisches Werk lächerlich gemacht, welches er selbst früher verfaßt hatte. Dies hört auf, befremdlich zu seyn, wenn man erfährt, daß er 3500, oder gar 6000 Schriften soll zu Tage gefördert haben. Man gab ihm auch noch den zweiten

Beinamen „Büchervergeßer“, weil er angeblich selbst nicht mehr wußte, was er geschrieben hatte. Solche von der Compilations-Sucht Befallene gleichen jenen reichen Grundbesitzern, welche oft die Einkünfte von ihren Gütern nicht kennen; es geht ihnen wohl gar, wie dem Trimalchio im Petronius, der sich höchlich verwunderte, als er auf der Liste seines Güterverwalters las, daß ihm auch die Gärten des Pompejus gehörten.

Zu der Siegwart'schen Zeit sagte ein berber Epigrammatist von einem Liebeschwärmer: „Er ist so verliebt, daß er die Wiese küßt, auf welcher der Dachs weidete, aus dessen Leder sein Mädchen Schuhsohlen hat.“

Unter einer Familie, die eben, von einem Berge herab, eine schöne Aussicht bewunderte, stand ein Fremder, ziemlich gut angezogen, düster und untheilnehmend. Ein junger Mann konnte sich eines Vorwurfs darüber nicht enthalten, und Jener antwortete: „Mein Herr, es ist für mich eine zu schwere Kunst, mit leerer Tasche die Natur zu bewundern!“ — Diese neue Art, Almosen zu fordern, wurde gut honorirt.

Fr. Wendel.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Solon wurde gefragt, auf welche Weise alle Ungerechtigkeit aus dem Staate, dem er Gesetz gab, verbannt werden könne, und er antwortete: „Wenn jeder Bürger das Unrecht, welches einem Andern geschieht, so lebhaft fühlt, als geschehe es ihm selbst.“

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.

Daß sich Religiosität (nicht Pfaffenthum) mit vollem und freudigem repräsentativem Leben vertrage, beweist das Beispiel England's. Aber mit Mystik ist letzteres unverträglich. Mystik führt zur Kindheit des Staats zurück, wo Priester Götter sind.

G l o s s e.

Glauben möchte Jeder, was er wollte,
Handelte ein Jeder, wie er sollte.

Fr. L. Schmidt.

S y l b e n r ä t h s e l.

Hast du von jenem Hammer Kunde,
Den Well' um Welle vorwärts treibt,
Der nie die kürzeste Sekunde

Dem Werk zu Schaden müßig bleibt?

Zwei Vorhöf' und zwei Kammern bieten
Des Hammers inn're Räume dar,
Durch dünne Wände nur geschieden,
Bewahrt durch manches Klappenpaar.

Des Werkes Meister schuf's bedächtig,
Damit es ungehemmt bestecht,
Halb ober- und halb unterschlächtig.
Bom nie versiegten Bach gedreht.

Und ist das Werk einmal im Schwange
Bedarf es weit'rer Leitung nicht,
Sind nur die Schleusen recht im Gange,
Die Strömungen im Gleichgewicht.

Doch giebt es freundliche Gewalten,
Die unsrem Hammer Förd'ung thun:
Auch rauhe, die zurück ihn halten,
Und selbst ihn zwingen, auszuruhn.

Des Werkes Meister sah'st du nimmer,
Auch nicht ein Knappe kommt hervor,
Doch sinkt das ganze Werk in Trümmer,
Wenn sich des Hammers Schlag verlor.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. Februar 1831.

Und was im Jahre dreizehn
Dem Volke ihr gelobt,
Dem Volke, dessen Treue
In Noth und Tod erprobt,

Daß ihr's erfüllet hieher
Ohn' Deuteln und Verbrehn,
Sonst, kommt ein dreizehn wieder,
Möcht's nicht wie dreizehn gehn!

Deutschland.

Dreizehn *)

Von einem Vaterlandsfreunde in Franken.

Im Januar 1818.

Die dreizehn sei gepriesen
Als eine heil'ge Zahl,
So hat sie sich erwiesen
Dem deutschen Volk zumal;
Dreizehn als man geschrien,
Da war die große Schlacht,
Wo der Franzos vertrieben
Siegreich durch deutsche Macht.

Darauf zusammen traten
In Wien, der Kaiserstadt,
Die deutschen Potentaten
Und hielten hohen Rath;
Sie haben sich verbündet
Zum neuen deutschen Bund,
Und wacker ihn gegründet
Auf alten Reiches Grund.

*) Das vorstehende, in der Bremer Zeitung von 1818 Nro. 126., befindliche, schöne Gedicht an die „Dreizehn“, verdient gewiß jetzt — nach dreizehn Jahren eine Wiederholung in diesem Blatte. Die Red.

Und was sie hoch beschworen,
Verfaßten sie in Schrift:
Die deutsche Bundesakte,
Ein unverbrüchlich Stift!
Die hat Artikel viele,
Doch die zu dieser Frist
Ist dir und mir nicht alle
Zu wissen nöthig ist.

Doch ist darunter Einer,
Das ist der dreizehnte,
Der für uns all' wie keiner
Der allerwichtigste;
Den Einen möcht' ich geben
Um keine Tonne Gold,
Biel eher Blut und Leben,
Wer ihn anfechten wollt'.

Und wie heist denn der theure
Artikel? — „Allgemein
Soll ständische Verfassung
In deutschen Landen sein.“

Und möchte Jemand fragen,
Was da besonders scheint,
Kommt her, ich will euch sagen
Was d'runter ist gemeint.

Seht ihr: Wo sind Landstände,
Da hat die Tyrannei
Von Groß und Klein ein Ende,
Und Fürst und Volk sind frei.
Da giebt's nicht Herrn und Knechte
Vor dem Gesetz fortan,
Da gelten gleiche Rechte
Für Bauer und Edelmann.

Da darf kein Zwingherr bräuen
Mit einem Nachtgebot,
Man braucht da nichts zu scheuen,
Als das Gesetz und Gott!
In freier Schrift und Rede
Thut da der Geist sich kund:
Pressfreiheit ist für jede
Freiheit der Schirm, der Grund!

Bei allen Steuersägen
Wird erst das Volk gefragt,
Es folgt auch nur Gesetzen,
Dazu es Ja gesagt.
Dem Volk von allen Thaten
Wird Rechenschaft gelegt,
Bei offner Thür berathen,
Und so auch Recht gepflegt.

Das und mehr, lieben Brüder,
Giebt uns der dreizehnte
Artikel endlich wieder,
Das Recht, das göttliche;
Es ist sonst schon so gewesen,
Und just was Neues nicht,
Wie ihr in Büchern lesen
Davon könnt den Bericht.

Nur ist's abhanden kommen
Im Sturm und Drang der Zeit,
Das Kleinod uns genommen
Uralter Herrlichkeit;
Arglist und Hochmuth trieben
Lang' damit Spott und Scherz,
Doch blieb es tief geschrieben
In aller Menschen Herz.

Wir haben's neu errungen,
Dreizehn im großen Jahr,
Dem Erbfeind abgezwungen,
In dessen Bann er war,
Der dreizehnte Artikel
Des Jahres dreizehn Frucht:
D schön Zusammenstimmen,
Wie eigens ausgesucht!

Warum just der dreizehnte
In der Artikel Zahl?
Das ist bei Gott kein Zufall,
Und auch nicht freie Wahl,
Nein das ist Gottes Finger,
Der den Artikel schrieb
Mit deutschem Blut von dreizehn,
Drum ist es uns so lieb,

Hat Gott gefügt die beiden
Dreizehn zusammen nun,
So soll kein Mensch sie scheiden
Und von einander thun
Ein Zeichen ist's von Oben,
Dass jeder Deutsche wohl
Den dreizehnten Artikel
In Ehren halten soll!

Und was im Jahre dreizehn
Dem Volke ihr gelobt,
Dem Volke, dessen Treue
In Noth und Tod erprobt,
Dass ihr's erfüllet wieder
Ohn' Deuteln und Verdrehn,
Sonst, kommt ein dreizehn wieder,
Möcht's nicht wie dreizehn gehn!

Drum soll die Doppelldreizehn
Den Deutschen insgemein
Ihr Mächt'gen, euch vor Allen
Hochtheu'r und heilig sein.
Vergeßt ihr je der dreizehn,
Erkauft mit Blut und Tod,
So mag euch Gott vergessen
In eurer letzten Noth!

D a s D o p p e l d r e i z e h n .

(Fortsetzung.)

Cäcilie fühlte jetzt, da sie Edmunds liebevolle Nähe ganz entbehren mußte, wie sehr sie ihm geneigt war. Ihre Gedanken folgten ihm auf seinem Wege. Sie freute sich auf die Reise, die sie ihm wieder näher bringen sollte, obgleich ihre zunehmende Schwäche, das steigende Fieber sie hinwiederum die Beschwerden derselben mußte fürchten lassen. Nur die Geistesstärke, mit der sie sich in Gegenwart der Tante aufrecht zu erhalten wußte, verbarg ihren Zustand dieser. Helene sah mit kindischer Freude die Anordnungen zur Abreise. Ihr ganzes Benehmen war das ei-

nes frohen Kindes. Sie tanzte und lachte, sie wiederholte singend unzählige Male den Namen Landrecy. Wenige Tage vor dem zur Abfahrt bestimmten Morgen näherte sich der Arzt, der seinen gewöhnlichen Besuch abstattete, Cäcilien, und machte dieser den Antrag, die beiden ältern Damen allein reisen zu lassen, und noch einige Wochen in seinem Hause, in der schönen freundlichen Rheingegend zu verweilen, um ihre Gesundheit, die, wie er wohl bemerkt, in der letzten Zeit gelitten habe, wieder zu befestigen. Frau von Nordeck, die Zeuge dieser Anrede war, sah erschrocken auf die Nichte, und bemerkte jezt zum ersten Male, daß das Feuer ihrer Augen nicht mehr den Glanz habe, wie früher, daß die Röthe ihrer Wangen mehr das Erzeugniß eines fieberhaften Zustandes, als ein Merkmal von Wohlbefinden zu sein schien. Cäcilie erklärte sich mit solcher Entschiedenheit, mit einer Art von Entrüstung gegen den Vorschlag des Arztes, daß dieser ihn nicht zu wiederholen wagte. Dagegen bat er um eine Unterredung unter vier Augen mit dem Mädchen. Diese dauerte wohl über eine Stunde. Als sie geendigt war, erschien Cäcilie vor ihrer Tante so freundlich, sanft und verklärt, wie diese sie noch nie gesehen hatte. Alle Besorgnisse, welche Frau von Nordeck über den Zustand ihrer Gesundheit äußerte, bemühte sie sich zu widerlegen, mit der Versicherung, die Reise werde den besten Einfluß auf sie haben, und sie hoffe, durch sie Alles zu erreichen, was sie wünsche. Als zufällig die Tante Edmunds gedachte, wurden ihre Augen feucht; aber sie wandte sich ab, so daß diese Thränen nicht bemerkt wurden. Von diesem Augenblicke an zeigte der Arzt in seinem Benehmen gegen Cäcilien eine Ehrfurcht, wie man sie nur denen zollt, von welchen man erkannt hat, daß sie durch ihre Gesinnung sich weit über das Gewöhnliche erheben.

Noch im Momente der Abreise küßte er ihr vorzugsweise mit Ehrerbietung die Hand, und wünschte ihr, in einem Tone tiefer Nüchternung, alles Glück, das sie verdiene.

Die Reise wurde durch das heiterste Wetter begünstigt. Allenthalben traten die freundlichen Spuren des beginnenden Frühlings hervor. Helene war heiter, fröhlich und kräftig. Man hatte absichtlich denselben Weg gewählt, den sie auf ihrer Flucht genommen hatte. Sie fing an, sich der Umgebungen zu erinnern, sie zu erkennen. Sie begann, zusammenhängender zu sprechen. Oft fehlten ihr noch die Worte, aber Cäcilie wußte immer die zu treffen, die ihre Rede ergänzen konnten. Sie sprach von den Tagen, wo sie mit dem verstorbenen Nordeck zusammen gereist war, von seiner Verwundung, von seinem Tode. Manches Ungehörige mischte sich noch in ihre Erzählung. Sie selbst aber schien es zu empfinden, und grollte dann mit sich darüber. Cäcilie konnte auf der Reise die Anwandlungen von Schwäche, denen sie unterworfen war, weniger verbergen, als früher in dem ruhigen Hausleben, wo Jeder seinem Geschäfte nachging. Mehrere Male im Laufe des Tages befielen sie Ohnmachten, die immer dauernder wurden. Frau von Nordeck fühlte sich ernstlich besorgt um die Nichte, und wollte durch einen Aufenthalt die Reise unterbrechen. Cäcilie aber gab es durchaus nicht zu. Helene hatte noch keine Erkenntniß, noch keinen Sinn für fremdes Leiden. Sie freuete sich, und genoß nur ihres eigenen erwachenden, und von Tage zu Tage sich mehr erhebenden geistigen Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Strafe übermüthiger Bauern.

Man findet in der Geschichte oft, daß eine Begebenheit, die bei einem Volke, in einer Stadt, oder oft auch in einem Dorfe zu einer Zeit sich zutrug, zu einer andern Zeit sich ebenso, oder doch mit geringer Abänderung bei einem andern, oft Meilenweit entfernten Volke in einer ganz andern Stadt oder in einem ganz verschiedenen Dorfe ereignete. Man hat daraus die Erdichtung und Unwahrheit der einen Begebenheit zuweilen ableiten, und z. B. die biblischen Erzählungen von der Sündfluth, von Simson u. A. m. unter die Mythen rechnen wollen, weil bei den Griechen Erzählungen von der Deukalionischen Fluth, von Herkules u. s. w. umherliefen. Ja! man hat die ganze Geschichte von Wilhelm Tell und namentlich den Apfelschuß vom Kopfe seines Kindes unter die erdichteten Begebenheiten rechnen wollen, weil in der früheren dänischen Geschichte eine ähnliche Begebenheit vorkommt. Wie willkürlich, unsicher und unhistorisch ein solches Verfahren sei, leuchtet jedem ein; und ich wurde daran wieder erinnert als ich in Just's Vorzeit auf das Jahr 1824 Seite 240 u. unter obiger Aufschrift Erzählungen von Hausschnid fand, deren letzte mich an eine ähnliche Begebenheit erinnerte, die ich zwar nirgends gelesen, aber doch oft und mit vielem Vergnügen habe erzählen hören. Es soll nämlich unten an der Weser in früheren Zeiten ein Dorf gelegen haben, welches von der See verschlungen ward, zur Strafe für den Uebermuth und die Sünde der Einwohner; denn diese waren reich, und im Uebermuth verachteten und verhöhnten sie den frommen Priester, der unter ihnen wohnte. Einstmals aber legten sie ein Schwein ins Bett, und schickten nun zum Geistlichen, als ob ein Kranker sein begehre. Der fromme Priester kam, um durch Gebet und Zuspruch und

des heiligen Nachtmahls Gabe die Seele des Kranken zu stärken. Aber wie erschrock er, als er den Frevel der Leute bemerkte. Traurig ging er hinweg, und sagte Niemanden nichts, bloß im Hause ließ er seine Ahnung laut werden, daß dieser Gegend Untergang und Verderben drohe. Am folgenden Morgen kommt zitternd die Magd, und erzählt mit sichtbarem Schrecken, wie aus der Kühle im Heerd lebendig ein Kal sich gewunden. Drauf heist eilig der Priester fliehn, und meiden die ganze Gegend, und kaum ist er hinweg, so bricht die See herein, begräbt das ganze Dorf, und verschlingt all seine Bewohner.

Welcher Chronist diese Begebenheit zuerst erzählt, wann, wo und wie sie sich genau ereignet ist mir nicht bekannt, vielleicht aber erzählt sie Jemand, der sie genauer kennt, in diesem Blatte.

Ich aber will nun mittheilen, was mich an diese Sage erinnerte:

Die Einwohner des Dorfes Groß Lichtenau, im Marienburgischen Werder, einem Marschlande an der Weichsel, waren zwar reich, aber auch roh, zügellos, zankflüchtig und ungehorsam gegen die Obrigkeit, noch mehr gegen ihren Priester. Mit demselben lebten sie in Streit besonders deswegen, weil er zum Bau des Weichseldammes keine Hülfe leisten wollte; als er aber mußte, sandte er weder einen Knecht noch einen Tagelöhner, sondern erschien im Priester Ornate *)

*) So wird von einem andern Priester im Mittelalter erzählt, daß er, als die Bauern ihn zwangen, der Reiche nach die Heerde mit zu hüten, er auch im Ornate bei seiner vierbeinigen Heerde erschienen sei, und gesungen habe: ego pastor bonus sum. „Ich bin ein guter Hirt.“ — Im alten Lande, in der Gemeinde Ditterecop (jetzt Hollern genannt) weigerte sich der katholische Pastor Hardslop beharrlich, die Eibbeiche in Stand setzen zu helfen; seine Gemeinde setzte ihn darum 15. 10 ab, und wählte einen andern Pastoren, Stölting, der die Reformation dann einführte.

in der einen Hand den Spaten, in der andern die Monstranz haltend. Aber die Bauern empfan- den das übel, und jagten den Priester mit wörtlichen und thätlichen Beschimpfungen nach Hause, und spielten ihm fortan manchen Pöffen, und verhöhnten bei jeder Gelegenheit die Mönche und Priester, welche zu ihnen kamen.

(Der Beschluß folgt.)

* Wiederholte Aufforderung.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit kamen mir durch unsere Lese- gesellschaft 2 Theile der Hahnemannschen reinen Arzneimittellehre in die Hände (die übrigen homöopathischen Schriften wurden von den Direc- toren zu halten verboten, vermuthlich weil sie durch das scheinbare Trockene in denselben und durch die, so Manchen nicht ganz freundlich klingende Sprache in den Vorworten zu den ver- schiedenen Arzneimitteln abgeschreckt worden), wo- durch ich bewogen wurde, namentlich durch Hah- nemanns Notabene für seine Recensenten, und durch seine Beleuchtung der Quellen der gewöhn- lichen Arzneimittellehre, die sämtlichen homöo- pathischen Schriften, für und wider, mir anzu- schaffen, zu studieren und dann am Krankenbette zu prüfen.

Als ich selbige durchgelesen und einige, Hahnemanns Lehren bestätigende Versuche gesehen hatte, hielt ich es für meine Pflicht, nunmehr mit meinen speciellen Collegien darüber Rücksprache zu halten und sie zur allgemeinen Prüfung mit aufzufordern. Statt aber Gehör zu finden, bekam ich schønöde und absprechende Antworten; man erklärte es geradezu für albernes Zeug; ohnerachtet diese Herren wenig oder gar nichts gelesen, noch weniger am Krankenbette den geringsten Versuch

gemacht hatten. Hahnemanns mathematische Be- nennung der Arzneigaben verrückte die Köpfe so sehr, daß sie gar nicht einmal fähig waren, über die Sache richtig nachzudenken, wie das eigentlich gemeint sei. Man gab sich alle mögliche Mühe, die Homöopathie und mich lächerlich zu machen; der eine behauptete, „daß, wenn die Homöopathie wahr wäre, die bisherige Physiologie nicht wahr sei“; der andere, „wenn sie auch wahr wäre, so müsse selbige doch verboten werden“; der dritte behauptete, „er befinde sich bei seiner Allopathie sehr gut und sie brächte ihm Geld ein und des- halb würde er nicht davon abgehen“; der vierte wollte durch eine von meinen Kranken heimlich entwendete homöopathische Gabe Allenit, dadurch, daß er, als gesunder Mensch, im Angesicht seiner Freunde, das ganze Pulver, ohne den geringsten Erfolg zu spüren, niederschlucken könne, einen Beweis geben, daß solche Gabe nichts wirken könne; bei einem andern Falle machte derselbe den Versuch mit Schwefel, um damit wahre Kräfte hervorzubringen, und als dieses nicht ge- schah, auch nicht geschehen konnte, so glaubte er die ganze Homöopathie geschlagen zu haben und bewies dadurch völlige Unwissenheit mit der Sache selbst, indeß seine unkräftigen Patienten ihn hoch anstaunten und sein Geschwäg nachbeteten. Ein anderer gab gegen Keuchhusten eine Abkochung von Zitverfaamen Eßlöffelweise und behauptete, auf diese Weise die Krankheit homöopathisch zwar behandelt aber nicht geheilt zu haben. Wieder ein anderer, der in meiner Gegenwart bei einem Kranken eingestand, daß er nichts von der Ho- möopathie verstehe, entwandte einem meiner Kranken heimlich einige Pulver, lief damit in den öffentlichen Klubb, warf diese Pulver auf den Tisch mit den Worten: „was ein solcher Plunder helfen könne“, noch dazu in Gegenwart eines Kranken, den er 16 Jahre vergeblich an Eng-

brüßigkeit behandelt hatte und den ich durch Homöopathie geheilt habe. Alle möglichen Wege wurden eingeschlagen, um Kranke von mir abwendig zu machen; ja selbst fremde Familien, die hierher gegen und mich zum Arzte wählen wollten, wurden durch allerlei saubere Künste abgerathen, sich an mich zu wenden, damit sie die Giftekur nicht zu brauchen in Gefahr liefen, indeß aber die Familien, als sie eines Bessern belehrt wurden, mich hernach doch zu ihrem Arzte wählten. Mit Einem Worte, es ging hier eben so her, wie Schweickert im Archive für die homöopathische Heilkunst Band IV. S. 3 S. 68 u. f. sagt, und ich beschwöre jedes seiner Worte.

Alles dieses munterte mich jedoch desto mehr auf, meinem Grundsatz treu zu bleiben, das Studium der Homöopathie fortzusetzen und je mehr ich am Krankenbette prüfte, desto mehr sah ich die Wahrheit der Heilmethode bestätigt und ich vergebte meinen Gegnern nicht allein alle diese Sünden, sondern ich danke ihnen vielmehr, weil ich dadurch an ächten Kenntnissen und innerer Kraft gewonnen habe.

Einige meiner Kollegen, ob sie gleich keine Versuche machten, waren doch billiger und mischten sich nicht persönlich in den Streit; einige lasen bei mir die Schriften, weil sie solche nicht anders haben konnten, übergaben mir Kranke, um sie homöopathisch zu behandeln und sahen den Erfolg mit an, hatten aber nicht das Herz, aus Furcht, durch die schlechten Aerzte verhaßt gemacht zu werden und Kunden zu verlieren, eigene Versuche am Krankenbette anzustellen; fast alle Aerzte, es sind deren 30 an der Zahl, haben seitdem eine strengere Diät bei ihren Kranken eingeführt, weil sie glauben, daß allein diese die wahre Ursache der doch nicht weg zu läugnenden homöopathischen Heilung sei, gaben auch selbst

kleinere Gaben von Arzneimitteln, als sie früher thaten, ohne doch eigentlich die reine Arzneimittellehre zu kennen. Welcher Gewinn könnte daraus entstehen, wenn das Ganze Corpus medicorum, seinem Eide getreu, die homöopathischen Grundsätze ehrlich prüfte, sich redlich die Hände wäsche und die unendlich vielen Mittel genau ausmittelte, und solche zum Wohle der leidenden Brüder dann anwendete! Welche Vortheile würden entspringen, wenn die Lehrer in ihren Hörsälen diese Wahrheiten gleichfalls redlich und unbefangen, vom Standpuncte der Natur und ächten Erfahrung aus, nicht aber ihre Lieblingsansichten, prüften, und ihren Schülern keine Abneigung einflößten gegen diese Lehre. Es steht zu erwarten, daß endlich das Gewissen erwachen, und die Augen ihnen geöffnet werden. Deshalb verdienen die Aerzte, als ein Hahnemann, Stapf, Groß, Hartlaub, Morik, Müller, Rau, Rummel, Schweickert, Franz und alle übrigen, die öffentlich mit Gründen und Beweisen für die Wahrheit gesprochen haben, die größte Achtung, und es bleibt ein ewig wichtiger und auf die Homöopathie anwendbarer Stolz, daß Wahrheit wohl angefochten, aber nicht besiegt werden kann, weil diese Wahrheit in der Gottheit und Natur selbst begründet ist.

(Der Beschluß folgt.)

* W a r n u n g.

Dem Vernehmen nach, ist bei der hiesigen Behörde vor einigen Wochen von Hannover aus eine Anzeige wegen falscher Goldstücke gemacht, und durch sie den hiesigen Geldwechslern zur Kenntniß mitgetheilt. Da aber auch andre Leute mitunter Goldmünzen einzunehmen haben, so hält es Einsender dieses gerathen, folgendes, aus

einem auswärtigen Blatte Entlehntes, seinen Mitbürgern zur Kunde zu bringen:

„Es sind zu Frankfurt a/M und in der Umgegend falsche Goldmünzen unter dem Gepräge von Königl. Hannöverschen Fünf-Thaler-Stücken mit der Jahreszahl 1828 in Umlauf gekommen.

Der Hauptunterschied derselben besteht in einem, gegen die ächten viel leichtern sehr verschiedenen Gewichte; sie sind etwas größer wie die ächten, der Kopf besonders der Hals auffallend dicker, die Handschrift, wie das Wort „Thaler“ weniger scharf und weniger regelmäßig und der Anfangsbuchstabe T des Wortes „Thaler“ steht etwas höher als die folgenden Buchstaben. Auch sind sie daran kenntlich, daß in der Handschrift auf der Kopfseite nach dem abgekürzten Worte Hannov. der Punct fehlt, welcher sich auf den ächten Münzen findet.“

Es ist um so mehr Vorsicht dabei anzupfehlen, als die falschen Stücke lange keinen Thaler Werth haben.

* Si fabula Vera?

In einer protestantischen Stadt Deutschlands soll sich ein sogenanntes Inquisitions- oder Glaubensgericht factisch gebildet haben, indem ein Verein von mehreren Geistlichen die ausgesprochene, einen theologischen Gegenstand betreffende Ansicht eines ihrer christlichen Mitbrüder schlechtthin für irrig und legerisch erklärt zu haben beschuldigt wird. — Wenn die Gama nicht trügt, so möchte der Unterzeichnete diesen kopflosen und engherzigen Geistlichen den aufrichtigen Rath ertheilen, zur römisch-katholischen Kirche ungesäumt überzutreten, allwo sie ihre Crypto-papistischen

Grundsätze in Ausübung bringen, und die schöne Rolle von Groß-Inquisitoren spielen können. Denn die protestantische Kirche könnte sie ja nur für Heuchler halten.

Kein Zwangsgläubiger.

* Verwahrung.

Um nicht wiederholten Verläumdungen und Mißdeutungen, Insinuationen und Andichtungen ausgesetzt zu seyn, sehe ich mich genöthigt, anzuzeigen, daß ich nicht den entferntesten Antheil an dem, mir erst jetzt zu Gesicht kommenden, die Homöopathie empfehlenden Artikel habe, welcher in No. 8 dieser Blätter enthalten und ohne Namen unterzeichnet, übrigens aber gewiß gut gemeint und gut geschrieben ist. Zugleich ersuche ich die löbliche Redaction, es zu bestätigen, daß ich an jenem Artikel keinen Antheil habe. *) Auch früherhin habe ich mich für jene Heilmethode nur sehr wenig, nur sehr kurze Zeit und auch nur sehr oberflächlich interessirt, da ich den Werth oder Unwerth derselben nicht zu beurtheilen vermag und ganz auf sich beruhen lasse.

Dr. Carl Klen.

* Zur Notiz.

Es ist uns recht wohl bekannt, daß der Vers: „O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit“ aus Virgil's zweiter Ekloge Alexis entlehnt und daselbst der 69ste Vers ist. Anstatt ignorantia könnte man ja nur sagen: quae te oblivio cepit. Es wäre Mikrololo-

*) Jener Aufsatz wurde nicht durch Herrn Dr. C. Klen eingesandt.

gie, darüber noch lange streiten zu wollen. Doch hat sich wieder ein neuer Druckfehler eingeschlichen; in der Erweiterung in No. 12 lese man: Conjectur, anstatt: Conjunctur. (Seite 4 von unten Seite 95.)

* B e m e r k u n g.

Das Gedicht in No. 3 dieser Blätter, worin die Stelle „Greif, Nero, Sultan“ vorkommt, war durchaus nicht etwa gegen Herrn Ernst Greif gemeint, den wir hochachten, auf welchen man es aber irrig gedeutet zu haben scheint, indem es bloß durch Zufall ein Zusammentreffen desselben Namens enthielt, was man gütigst bemerken wolle.

* Anerkennung und Wunsch.

Am Donnerstag fand das mehrfach angekündigte Concert der Herrn von Flohr und Alvers aus London in der Union statt. Beide Künstler bewährten eine Meisterschaft, die die Erwartung übertraf. Des Ersteren ungewöhnliche Fertigkeit in Behandlung des Fortepiano und des Letzteren seelenvolles Spiel auf der Harfe machten dieses Concert zu einem der genussreichsten der jüngsten Zeit, und ließen bey Unterzeichneten den lebhaften Wunsch erwachen, „die Künstler mögten sich zu einer Wiederholung geneigt finden lassen, und das musikliebende Publikum sie durch zahlreichen Besuch erfreuen.“

Mehrere Musikfreunde.

* Maria Stuart an Elisabeth.

Den 9. Febr. 1564 bei Uebersendung eines kostbaren als Herz gestalteten Demantringes.

Aus den lateinischen Hendekasyllaben von Georg Buchanan — einem Zeitgenossen beider Frauen, verdeutsch

von Dr. Noeldke.

(Der Stein redet die Besessene an.)

Nicht erregt mir Stolz der Werth des Stoffes,
Nicht, weil stärker ich bin als Stahl und Glut,
Nicht die Reinheit, getrübt von keinen Flecken,
Nicht der Strahl des durchleuchtenden Schimmers,
noch des

Meisters Kunst, der die Form mir gab und diese
Dinge mit goldenen Worten schön umzirkte; —
Stolz bin ich, mit so treuem Bild von meiner
Herrin nachzugestalten hier das Herz, daß, —
Könnt' in offener Brust ein Aug' es sehen,
Nimmer sähe ein treuer Herz das Auge.
So ist wandellos fest die Treue beider,
So der Strahl des durchleuchtenden Schimmers,
Trug nicht

Bergend. — Dieses allein erregt Stolz mir.

Aber gönnt das Geschick — o möcht's geschehen! —
Zweiter Herzen Verein in Demantfesseln,
Die kein Argwohn, auch nicht scheelsücht'ger Eifer,
Keine Misgunst, noch Haß, noch Alter löse,
Um so heller als jeder Stein dann leucht' ich,
Um so theurer als jeder Stein dann bin ich,
Wie gediegener ich bin als alle Steine.

* N o m.

Aus dem Italienischen des Grafen Alfieri (siehe Fernow's Gemälde von Rom) verdeutsch

von Dr. Noeldke.

Du, des Land, voll Siechthum, im Gepränge
Des Titels Staat; ihr, düstere Gesilde,
Ihr, stumme, dürre, hagere Gebilde
Der freveln, feigen, blutbegier'gen Menge;
Machtloser Rath, im knechtischen Gebränge
Der feilen, purpurrothen Schmeichler: Gilde;
Ihr Großen mit der größern Thorheit Schilde;
Du Fürst, vergöttert durch des Wahnsinn's Klänge.
O Stadt, wo Tempel, keine Stäbter, schimmern,
Kein Himmelsglaube wohnet, wo verhafter
Geseh' ihr Unrecht, jährlich neu, verschlimmern;
Selbst Freveln schlossen feile Schlüssel dorten,
Zwar jetzt veraltet, auf des Himmels Pforten; —
Bist du nicht, Rom! — der Wohnsitz aller Laster?

Auflösung des Sylbenrathfels in No. 16:

D a s H e r z.



D e r B ü r g e r - F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 3. März 1831.

Die Wahrheit hat mir manches Wort gegeben:
Es kann, es muß mich kräft'gen, stärken, heben.

E n t s c h e i d u n g .

Wenn Feindes Schmähung mich mit Schimpf um-
tönet,

Wenn Reid und Mißgunst mir das Urtheil fällt,
Wenn Lüg' und Rachsucht mich mit Dornen krönet
Und Leidenschaft die blut'ge Geißel hält,
Wenn mich der schmutz'ge Mund der Frechheit höhnet
Und mich verdächt'gen möchte vor der Welt;
So fühl' ich, wie gerechten Bornes Gluthen
In reichen Strömen meine Brust durchfluthen.

In reichen Strömen meine Brust durchfluthen
Gefühle, die allein der Haß verleiht;
Fest steht es dann: mit Scorpionenruthen
Kämpf' ich mich durch im ungerechten Streit!
Mit Wollust sah' ich dann den Gegner bluten,
Zeigt' er zum Widerruf sich nicht bereit;
Doch sieh', da hindr' ich selbst des Plan's Gelingen,
Weil mich Gedanken andrer Art bezwingen.

Weil mich Gedanken andrer Art bezwingen,
Rehrt Ruh' in meine Seele wieder ein,
Die Freude regt von Neuem ihre Schwingen,
Mir ihres Friedens Spenderin zu seyn.
So ist es, wenn nach nächt'gen Müh'n und Ringen
Der Schiffer grüßt Aurorens gold'nen Schein;
Er kann sich den Gefahren nun entrücken,
Es wird der Schmerz und Unmuth zum Entzücken.

Es wird der Schmerz und Unmuth zum Entzücken,
Ich fürchte nicht der Schlechten argen Lug:
Der Bessern Achtung weiß mich zu beglücken
Und heilt die Wunden, die Verläumdung schlug;
Und will den Geist mir tückisch niederdrücken.
Im Hohne meines Wissens Rach' und Trug;
Die Wahrheit hat mir manches Wort gegeben:
Es kann, es muß mich kräft'gen, stärken, heben.

Es kann, es muß mich kräft'gen, stärken, heben
Bewußtseyn eignen Werth's und eignen
Krafts

Es ruhet fest auf unbeflecktem Leben,
Des heil'ge Frucht kein Dämon mir entrafft,
Es ruhet fest auf heißem, regen Streben
Für alles Höchste, Kunst und Wissenschaft.
So, stets die Hand aufs Herz, den Blick
nach oben,
Laß ich die Bosheit ruhig um mich toben.

Ed. Wölkke.

D a s O p f e r.

(Fortsetzung.)

Als man nur noch eine Tagereise von Landrecy entfernt war, fühlte sich Cäcilie Abends so schwach, daß man sie aus dem Wagen in das für sie bestimmte Zimmer tragen mußte. Dennoch bestand sie darauf, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen. Frau von Nordeck wachte an ihrem Lager. Sie schlief wenig, und hatte dann unruhige Träume, in denen sie oft den Namen Edmund laut werden ließ. Gegen Morgen hörte die Tante sie einmal leise weinen; als sie aber theilnehmend fragte, behauptete Cäcilie, Frau von Nordeck habe sich geirrt, es sei ihr recht wohl, und sie könne unverzüglich die Weiterreise antreten. Wirklich zeigte sie, als sie aufgestanden war, eine Stärke, die Frau von Nordeck überraschte und ihre Besorgnisse verminderte. Cäcilie führte freundlich lächelnd die Mutter zum Wagen, die von nichts sprach, als der Freude, heute noch ihren Gemahl und Gabrielen wieder zu sehen. Noch immer lag in diesen Aeußerungen etwas Kindisches, unvollständig Gedachtes; aber es war zu erkennen, daß der genesende Geist an der letzten Stufe zur vollständigen Gesundheit stand, es war zu hoffen, daß er in der Erschütterung des

Wiedersehens diese erreichen werde. Mit einem Ausdrücke innerer Zufriedenheit, der ihr das Ansehn einer Verklärten gab, nahm Cäcilie an dieser Freude der Mutter Theil. Sie sprach wenig, aber sie schien sich besser zu befinden, als an den vergangenen Tagen. Der Morgen verlief, ohne daß sie von einem Anfall jener Schwächen heimge sucht worden wäre, welche die Besürchtungen der Tante in einem so hohen Grade erregt hatten. Als Nachmittags Helene in der Gegend, die sie durchfahren, immer mehr bekannte Gegenstände entdeckte, brach sie in lauten Jubel aus, und in dem Enthusiasmus, der sie ergriff, trat das Erkenntnißvermögen, der gesunde Zustand des Gemüthes von Augenblick zu Augenblick reiner und kräftiger hervor. Sie wurde nun auch theilnehmender gegen Cäcilie. Sie ergriff ihre Hände, und sprach von der nahen Zukunft, in der sie nun glücklich mit den Ihrigen vereint leben würden. Cäciliens Inneres wurde von den heftigsten Wangigleiten bestrahlt, ihr Herz klopfte in unregelmäßigen, schmerzhaften Schlägen, trübe, verdunkelnde Nebel nahmen ihren Kopf ein; allein mit der letzten Anstrengung aller Kräfte, blieb sie dem am heutigen Morgen gefaßten Vorsatze treu, sich stark zu erhalten, ihren Schwächen zu trotzen, so lange die Natur es vergönne.

Da zeigten sich im Glanze der Abendsonne die Zinnen des väterlichen Schlosses. Helene schrie laut auf vor Freude. Von einem Schauer durchzuckt, bebte Cäcilie zusammen, die Fiebergluth auf ihren Wangen wich einer Todtenblässe. Frau von Nordeck beobachtete nur die Schwester, nicht die Nichte. Der entscheidende Augenblick, der das Werk ganz gelingen machen, oder es zertümmern mußte, war gekommen. Während der Wagen die kleine Anhöhe, auf welcher das Schloß lag, hinauf fuhr, wurde Helene ruhiger, still und nachdenklich. Bis jetzt hatten ihre Blicke

eine eraltirte Freude ausgesprochen, nun zeigte sich in ihnen eine Rührung und Wehmuth, welche den Umständen weit angemessener waren. Cécilie sah mit starren Blicken auf die Mutter. Niemand bemerkte, daß diesen Blicken fast aller Ausdruck, alles Leben fehlte.

Jetzt fuhr der Wagen in den Schloßhof, die Dienerschaft eilte herbei, Graf Landrecy und Gabriele traten aus dem Portal, und flogen nun, als sie Frau von Mordeck, die zuerst den Wagen verlassen hatte, erkannten, dieser entgegen. Nach wenigen Augenblicken lag Helene an der Brust ihres Gemahls. Er, der indessen gealtert, war erstaunt, sie noch blühend, fast reizender, als er sie vor vielen Jahren zum letzten Male gesehen, wiederzufinden. An seinem Herzen lösten sich ihre Gefühle in einen Strom von Thränen auf.

„Ja,“ rief sie aus, „jetzt erst bin ich ganz wieder die geworden, die ich war! Ich erkenne mich selbst wieder, und alle Erinnerungen des frühern Glückes werden lebendig. Hier nur, an dieser Stätte meiner Freuden und meines Unglückes, konnte mein Geist seine alte Klarheit zurück erhalten. Dort ist das kleine Zimmer, wo ich mit Dir so manche schöne Stunde genoß, als ich erst aus der Heimath zu Dir gekommen war, dort das, wo Gabriele das Licht erblickte; dort, wo die Flamme gewüthet hat, wo ein neuer Anbau sich erhebt, schlief ich mit der kleinen Cécilie, als die Nordbrenner das Schloß bestürmten! Jetzt habe ich meine beiden Kinder wieder. Dich, Gabriele, und Cécilien! Aber wo ist sie? Warum zögert sie, ihren Vater zu begrüßen?“

Man drängte sich zu dem Wagen, in dem sich Cécilie noch befand. Da lag sie, bleich, ohnmächtig, die Augen geschlossen, am Boden. Ihre Hände waren in einander gefaltet, und krampfhaft auf's Herz gedrückt. Der ganze Körper

war zusammengezogen! Vergebens waren alle Bemühungen, sie gleich aus der schweren Ohnmacht zu erwecken, sie aus dem krampfhaften Zustande bald zu befreien, um sie in das Schloß, in ein Zimmer, wo ihre Ruhe und Pflege werden konnten, zu führen. Man mußte die Bewußtlose aus der Kutsche heben, man mußte sie nach dem Gemache tragen. So zog mit der Freude des Wiedersehens auch sein Schmerz auf Schloß Landrecy ein. Entsetzt folgte der Vater, weinend folgten die Frauen dem kranken Kinde.

Indessen hatte Edmund Paris erreicht, und seinen Freund Dietrich leicht aufgefunden. Wie sehr erstaunte dieser, als er die Entwicklung der Begebenheiten, die Entdeckungen, die aus den ihm bekannten frühern Ereignissen hervorgegangen waren, erfuhr! Unglaublich schien es ihm, daß sich Alles ohne das Mitwirken eines Juristen so fest und sicher ergeben hatte, wie dies nun einmal dastand. Er bemerkte bald, daß Edmund für die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, für alles Wichtige, was sich damals dort ereignete, nur wenige Aufmerksamkeit hatte. Immer zerstreut, schien derselbe mit seinen Gedanken bei fernern Gegenständen zu weilen. Dietrich sagte ihm auf den Kopf zu, daß er verliebt sei, daß das Ideal seiner Kindermährchen, daß die schöne Cousine Cécilie wol binnen Jahr und Tag den französischen Namen Landrecy mit dem sehr deutschen Mordeck vertauschen werde. Aber Edmund nahm diesen Scherz nicht mit der alten Leichtigkeit auf, er schien ihn sogar als eine Verletzung seiner Gefühle anzusehen. Ueberhaupt war die frühere Heiterkeit ganz von ihm gewichen. Jede Kleinigkeit konnte ihn verstimmen, ein unabsichtliches Wort ihn reizen. Man hatte ihm, als er sich wieder zum Dienste gemeldet, freundlich geäußert, er möge seiner Gesundheit noch pflegen,

da die gegenwärtigen Umstände den activen Dienst nicht in einem so großen Umfange erforderten, wie bisher. Dieses dünkte ihm ein unverdienter Vorwurf wegen seiner langen Abwesenheit von dem Regimente. Im Augenblicke der ersten Erbitterung wollte er seinen Abschied fordern, und nur Dietrichs dringenden Vorstellungen gelang es, ihn von einem solchen übereilten Schritte abzuhalten. Er wurde nun bald des Treibens und Drängens in der Hauptstadt müde. Der Mutter hatte er schon vor mehreren Wochen geschrieben. Daß er noch keine Antwort erhalten, beunruhigte ihn sehr. Immer tönten in seinem Gedächtnisse Cäcilien's letzte Worte: „in Frankreich sehen wir uns wieder!“ Wo konnte das anders sein, als in Landrecy, auf dem Gute des Oheims? Welche Folgerungen knüpften sich nicht an diesen Gedanken! Helene konnte genesen sein, konnte mit Frau von Nordack und ihrer Tochter sich schon zu dem Gemahle begeben haben, und dort lebte nun ein Kreis ihm eng verwandter Menschen, in dem auch er Glück und Ruhe finden würde! Er beschloß, die Muße, die man ihm gewährte, zu einem schnellen Besuche bei dem Oheim zu benutzen. Dieser Entschluß schon führte eine größere Zufriedenheit, eine heitere Anschauung des Lebens in seine Seele zurück. Dietrich war froh, ihn irgend Etwas wieder mit der alten Frohsinnigkeit ergreifen zu sehen. Während die Anstalten zur schnellen Abreise getroffen wurden, ließ Edmund auch wieder mit sich scherzen, und machte noch beim Abschiede dem Freunde das Geständniß, daß er mit Cäcilien schon so gut wie einig sei, und sie als seine Braut ansehen könne.

(Der Beschluß folgt.)

* Strafe übermüthiger Bauern.

(Beschluß.)

So kam einmal ein Kapuziner nach Groß-Lichtenau, die Bauern zu bekehren. Er hielt derbe Strafpredigten, zum Unglück nicht in der Kirche, sondern da, wo er die Sünder haufenweis fand, in der Schenke. Er predigte oder vielmehr donnerte zwar recht zeitgemäß, denn die Zuhörer waren berauscht, aber doch nicht ortgemäß, es war zu Lichtenau in der Schenke, wider das Laster der Völlerei. So wie einst die Bauern zu Meldorf im Dithmarsischen berauscht gemacht wurden, um Heinrich von Bütpen dem Feuertode zu überliefern: so banden die berauschten und erbosten Bauern in Groß-Lichtenau den Strafprediger an eine Hopfenstange und trugen ihn zum Feuer mit der Drohung ihn zu verbrennen. Nun war dies zwar ihre Absicht nicht, sondern sie wollten bloß an der Angst des armen Kapuziners sich ergötzen, ihn necken und dann frei lassen, aber als eben das Feuer angezündet und der gebundene Kapuziner hingestellt war, lief ein Haie von Hunden verfolgt, durchs Dorf und in ein Haus. Die trunkenen Bauern eilten dem Hasen nach, bekümmerten sich weder um Feuer noch Kapuziner, und dieser verbrannte elendiglich, denn er war gebunden und konnte sich nicht helfen, als das Feuer seine Kleider faßte. *) Die Bauern halfen sich theils mit Lügen, theils mit einer großen Summe Geldes von der Strafe frei.

*) So spielten einst im Speßart mehrere Knaben, statt das Vieh zu hüten, Dieb. Einer mußte der Dieb sein, andre die Richter, Häscher, einer der Hente. Der Dieb ward ergriffen, und nach kurzem Proceß an einen Ast aufgehängt. Die Knaben denken, eine kleine Zeit halt er es schon aus. Doch plötzlich bellen die Hunde, Schüsse fallen, im Gebüsch regt sich etwas, und ein großer, schwarzer Eber bricht wüthend hervor. Schnell eilen die Knaben davon, und als sie zurückkehren, war der Geheunte erstickt. Die Sache ward untersucht und die Knaben kamen auf mehrere Wochen ins Zuchthaus.

Ein anderer Mönch und Straßprediger wurde von ihnen des Nachts aufgefangen, in einen Sack gesteckt, und in den Rauch gehängt, bis, wie sie sagten, er Eier legen würde. Ein altes, frommes Mütterchen steckte dem Mönche einige Eier zu, die er den Bauern zeigte, um sich zu retten. Aber jetzt hielten sie ihn für einen Zauberer, machten einen großen Rauch und erstickten den Mönch.

Endlich trieben sie den Frevel so weit, daß sie eine kranke Sau ins Bett legten, welcher der Priester die letzte Salbung geben sollte. Als der Priester, der, weil er nicht anders geglaubt hatte, als daß er zu einem Menschen gerufen sei, gekommen war, diesen Frevel bemerkte, eilte er hinweg unter dem Vorwand, den Chrisam vergessen zu haben; doch er ging zum Dorfschlichter und dieser kehrte mit ihm zurück, die Bauern zu strafen. Aber sie griffen ihn, und hingen ihn beim Warte auf. Als aber der Hochmeister des deutschen Ordens diesen Frevel hörte, wollte er die Freveler nachdrücklich bestrafen. Weil aber alle Dorfsbewohner, mehr oder minder, an diesen Verbrechen Theil genommen, und doch nicht alle an Leib oder Leben gestraft werden konnten, und weil Geldstrafen bei ihrem Reichthum nichts fruchteten, so mußten sie einen ansehnlichen Thurm bei Marienburg mit eigenen Händen bauen, und den Kalk dazu mit Buttermilch löschen. Gern hätten sie sich von einer solch empfindlichen Buße losgemacht, sie erboten sich sogar, den drei Stunden langen Weg von ihrem Dorf bis Marienburg mit böhmischen Groschen zu belegen, aber vergebens. Der Thurm mußte erbaut werden, noch jetzt ist er zu sehen und heißt Buttermilch-Thurm. Er hat ungefähr 50 Schritt im Umfang, ist an 90 Fuß hoch und daran zu erkennen, daß er keinen Eingang hat.

* Wiederholte Aufforderung.

(Beschluß.)

Ohnerachtet ich mich nicht scheue öffentlich zu bekennen, nach dem, was ich an einigen tausend Kranken beobachtet habe, daß das homöopathische Heilverfahren einen wesentlichen Vorzug vor allen bisher bekannten Heilmethoden besitzt, so bekenne ich eben so freimüthig, daß auch hierdurch nicht alle Kranke geheilt werden können, und daß auch die richtig gemachten Erfahrungen der Allöpathik ihren Werth behalten, denn es giebt wohl nichts Vollkommenes auf der Welt; indeß wird der vereinte Fleiß der rechtlich denkenden Aerzte zu noch weit größeren Resultaten durch die Homöopathik führen.

Die nachfolgenden Beispiele mögen zeigen, ob das, was ich gesagt habe, wahr sei oder nicht; sie zeigen auch zugleich noch Verstöße gegen die Grundregeln der Homöopathik, die einen jeden begegnen müssen, der zu lange allöpathischen Ansichten gehuldigt hat und besorgt ist, bei dem Kranken möge etwas versäumt werden, was sich aber bei längerer Uebung und Erfahrung immer mehr verliert, sobald man der Sache selbst mehr auf die Spur kommt; deshalb bitte ich die schon gelebteren und erfahrenen Homöopathiker meine Fehler mir öffentlich zu zeigen, da mich nicht Stolz, sondern nur Wahrheit in meinen Handlungen leitet.

1.

Die ersten homöopathischen Erfahrungen machte ich bei 4 Kindern am Keuchhusten, die denselben schon 4 Wochen gehabt und die gewöhnliche Schule bereits durchgemacht hatten. Eins dieser Kinder war sehr in der Brust angegriffen, fieberte stark, warf entsetzlich aus und war ungemein engbrüstig. Als ich das Kind zum ersten-

mal sah, konnte ich nur eine höchst ungünstige Prognose stellen; wie erstaunte ich aber, da ich nach einigen Tagen und nach 3 Gaben der vorschristsmäßigen Tinctur des Zitversaamens dasselbe vom Krampf befreit, mir entgegen kommend auf der Haustür fand, worauf nach acht Tagen alle Krankheit gehoben war.

Seitdem habe ich mehrere hundert Kinder am Keuchhusten hier im Lande und selbst im Auslande mit eben dem glücklichen Erfolge homöopathisch behandelt, so daß jetzt die Prediger der Gemeinden, wo dieses furchtbare Uebel herrscht, sich sogleich an mich wenden und um das Keuchhustenmittel bitten, um den Kindern ihrer Gemeinden die Tropfen zu reichen, da sie alle einstimmig behaupten, keine andere Arznei habe so gewirkt als diese. Auch die Tinctur von Sonnentau (*Drosera*) habe ich nach der ersten Ausgabe der reinen Arzneimittellehre in der 16ten Entwicklung zu einem Tropfen angewandt und dieselbe wohl ein Mal wiederholt, habe aber das bestätigt gefunden, was Hahnemann in der 2ten Auflage seines Werkes davon sagt, daß diese Gabe noch viel zu stark sei und oft bei Wiederholung Unheil stifte; ich erfuhr, daß zwei Kinder eine bedeutende Verschlimmerung bekamen und die Krankheit sich eher in die Länge zog, was nicht geschah, als ich die 30fache Verdünnung Ein Mal zu einem kleinen Tropfen gab. —

2.

Eine Frieselepidemie gab mir gleichfalls Gelegenheit, die Wirkung der Sturmhuttinctur (*Tr. Aconiti*) in den kleinen vorgeschriebenen Gaben bestätigt zu finden; die Coagestion nach dem Kopfe, die Halsbeschwerden und das Fieber wurde schnell gemindert und die Gefahr verhütet. Halsbräune, die in solchen Epidemien bei Erwachsenen gleichzeitig vorkommt, fand ihre schnelle Hilfe durch eben

dieses Mittel und da wo mehr Geschwulst der Mandeln war, wurde eine äußerst kleine Gabe der vorschristsmäßig bearbeiteten *Belladonna-tinctur* (*Tr. Belladonna*) heilsam gefunden. Späterhin habe ich viele Kranke von den Folgen des Friesels, früher von andern Ärzten behandelt oder sich selbst überlassen gelieben, zu heilen gehabt, und fast alle durch *Aconit*, *Schwarz-Nießwurz*, *Bryonia* und *Pulsatilla*, je nachdem die Mittel angezeigt waren, sämtliche Mittel in der allerkleinsten und seltensten Gaben gereicht, von den doch oft lebensgefährlichen Folgen befreit.

3.

Masernepidemien habe ich in der Zeit zweimal begegnet, theils durch *Aconit* zu Anfange, dann *Bryonia* oder *Pulsatilla*, wie es der jedesmalige Zustand erforderte und ich habe mich überzeugt, wie ungleich schneller und leichter Kinder und Erwachsene die Krankheit bei dieser Behandlung überstanden. Dagegen wo die Ältern wünschten, ihre Kinder nach einer alten, ihnen bekannten Weise behandelt zu haben, fand ich, daß die Kinder länger litten, so daß dieselben bei in der Folge später erkrankenden Kindern die homöopathische Behandlung von selbst vorzogen und verlangten.

Gelbsucht. Zwei Kranke weiblichen Geschlechts hatte ich zugleich an dieser Krankheit zu behandeln und der Verlauf war bei beiden so verschieden, daß die eine mit dem Tode endigte, und die andere ganz gesund geworden ist, obgleich die letzte mir im Anfange die Unheilbarste zu sein schien.

* Wieder Brod!

Nachdem ich verschiedene Ansichten über Brod gelesen und gehört, scheint es mir nicht überflüssig auch die meinige hier kurz mitzutheilen.

Allerdings könnten Veränderungen und Verbesserungen getroffen werden, wenn nämlich einigen Bürgern erlaubt würde, sich als „Freibäcker“ zu etabliren, dadurch würde das von den Amts-Bäckern, wie man sagt, unter sich gebackene Geseß: „Niemand unter uns soll schwerer Brod backen als es die Taxe ihm vorschreibt.“ Theilweise aufgehoben; und es würde ein Wett-eifer entstehen, wenn periodenweise höhererseits publicirt würde: wessen Brod sich sowohl in Hinsicht der Qualität als Quantität vortheilhaft oder unvortheilhaft ausgezeichnet habe.

Ein ähnliches Beispiel hat uns Cassel vor mehreren Jahren gegeben, wo des schlechten Bieres wegen mehr Brandtwein getrunken wurde; durch die hieraus entstehenden Unordnungen wurde von der Polizey die Verordnung getroffen: den besten und schlechtesten Bierbrauer öffentlich anzuzeigen. Das Resultat dieser Maßregeln war, daß sich Cassel seines guten Bieres halber jetzt auszeichnet, wo man früher das Gegentheil zu behaupten Ursache hatte. Dies diene als Beweis des oben Gesagten.

* Frage.

Wenn, wie verlautet, einige der Herren Prediger unserer Stadt mit der Ansicht des Herrn Pastors Kind „von äußerer Feierlichkeit zc.“ nicht übereinstimmen, so richtet Einsender dieses hiemit die Frage an sie: warum sie denn nicht auch frei und öffentlich ihre Ansicht darstellen, wozu sie sich nicht allein um der von Herrn P. K. erlassenen Aufforderung, sondern auch um der Wahrheit willen verpflichtet fühlen sollten? — Nur durch redlichen Kampf auf dem Gebiete der Wissenschaft kann die Wahrheit gewinnen.

Eleutheros.

* Anfragen.

Die Unterzeichneten bitten dringend, da sie mit ihren oft wiederholten Klagen kein Gehör gefunden, so wie sie auch nie die rechte Behörde haben erfahren können, diejenigen Herrn auf deren Geheiß jedes Frühjahr der Stadtgraben so sehr mit Wasser angefüllt wird, daß der Durchzug nicht allein alle Keller anfüllt, sondern auch alles Garten- und Gemüseland, besonders in den Ansgarii- und Dovenhor-Vorstädten so sehr durchnäßt, daß es zur Bebauung auf lange Zeit gänzlich unbrauchbar ist; in einem der nächsten Blätter doch den Grund und die Ursache, weswegen selbes geschieht, anzugeben, weil sie sich keinen Zweck der den großen, dadurch verursachten Schaden auswäge, denken können.

Viele Vorstädter.

In einem frohen Kreise äusserten mehrere Freunde der Geselligkeit ihre Verwunderung darüber, daß die junge Welt hier nicht, wie es an vielen andern Orten geschieht, namentlich in kleinern Cirkeln mit einem einfachen Tanze nach dem Clavier einige Abendstunden froh hinzubringen pflegt. — Man fand jedoch das Haupthinderniß darin, daß es ein Mitglied der Gesellschaft selten vermag, ohne Ermüdung mehrere Tänze hintereinander zu spielen; und sieht sich deshalb zu der Anfrage veranlaßt: Ob sich nicht junge angehende Clavier-Künstler dazu verstehen würden, Abends auf eine gewisse Zeit für eine festgesetzte Vergütung am Clavier Tänze zu spielen, und der Zugend so Gelegenheit zu einer frohen Abendunterhaltung zu geben? — Junge Künstler, welche darauf reflectiren, auf diese Weise die Geselligkeit zu befördern, und sich selbst die Quelle zu

einem kleinen Nebenerwerbe zu eröffnen, werden aufgefordert, ihre Anerbietungen unter der Adresse X im Bureau der Redaction des Bürgerfreundes abzugeben.

X.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reif.

Unser Geschlecht ist zu sehr verweichlicht, um großer Handlungen und Entfagungen fähig zu seyn! Es giebt daher eben so wenig mehr konsequente Tyrannen als wahre Märtyrer der Freiheit!

Die Natur der Dinge und was schön sey oder mißgestaltet, malt Euch jeder Dreier Spiegel nicht minder treu zurück, als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulst in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Muthes zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern.

* Die Nadel.

(Nach dem Russischen von A. B..g.)

Olga saß am Fenster jüngst und sticte
Rosentnospen auf ein weißes Band, —
Ich trat ein — und als sie freundlich nickte,
Ziel die Nadel aus der zarten Hand.

„Wiß“, sprach ich, „die Nadel ist verloren,
Nur vergebens suchst du hin und her,
Längst hat sie ein Pläschen sich erkoren,
Denn sie traf mein Herz von Liebe schwer.“

„Wer da flieht, erwiedert sie, muß büßen“,
„Doch“, — ihr Blick verrieth den leichten Scherz, —
„Ziel die Nadel ja zu meinen Füßen,
„Wie war's möglich, daß sie traf dein Herz?“

„Ach, wer kann der Liebe sich verschließen,
Amors Pfeile fehlen nie ihr Ziel,
Denn es lag mein Herz zu deinen Füßen
Als die Nadel deiner Hand entfiel.“

Das schwarze Meer.

Wer nennt mir wohl das schwarze Meer,
In dessen Häfen, groß und klein,
Tagtäglich läuft ein ganzes Heer
Von Schiffen jeder Gattung ein.
So klein auch ist sein Wellenspiel,
Wogt's ewig doch, ohn' Maß und Ziel,
Und setzt oft, durch die kleinste Regung,
Wohl einen Welttheil in Bewegung.
So schwarz es ist, giebt es doch Licht.
Hat je es Finsterniß gegeben,
War Schuld daran das Meer wohl nicht —
Des Glaubens alle Kluge leben.
Fragt Ihr, wie heißt das schwarze Raß —
Ihr kennt's — guckt nur in's Tintenfäß.

Richard Roos.

* N o t i z.

Die Einsender der Aufsätze „ist das wahrer Patriotismus“ die Marseillade „Verklugnung der wahren Vaterlandsliebe“ welche alle ein und denselben Gegenstand behandeln, wollen es der Unterzeichneten zu gute halten, wenn sie den Stoff zu unbedeutend hält, um mehrere Blätter damit anzufüllen.

Die Redaction.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daes b. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.



Der Bürger = Freund,

eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 6. März 1831.

O! wenn der Vater von so fern
Der Kinder Bitten will erhören,
Da will ich stets von ihm begehren,
Was andre Wesen flehn vom Herrn.

Hymne des Kindes bei seinem Erwachen.

(Von A. de Lamartine, übersetzt von L. Braunsfels.)

O Vater, dem mein Vater fromm sich beuget!
Zu dem wir knieend aufwärts schau'n,
Vor dessen Nam' in heil'gem Grau'n
Sich meiner Mutter Antlitz neiget!

Man sagt, ein Spiel sey deiner Macht
Die Sonne, die wir staunend grüßen;
Sie schwanke dort vor deinen Füßen,
Gleichwie ein Lämpchen in der Nacht.

Man sagt, daß du in Flur und Auen
Den Vöglein Leben gibst und Sein,
Und uns, den frommen Kindelein,
Auch eine Seele, dich zu schauen.

Man sagt, daß ohne dich nicht blühen
Die Blumen, die den Garten schmücken,
Die Saaten nicht die Felder drücken,
Die Früchte nicht im Haine glühen.

Zu deinen Gaben rufft als Gäste
Du alle Wesen mitd' herzu;
Kein Würmchen je vergiffest du
Bei der Natur erhabnem Feste.

Das Lämmchen frisst das weiche Gras,
Die jungen Nestchen liebt die Biene;
In kleinen Tropfen saugt die Fliege
Die weiße Milch aus meinem Glas.

Der Schwalbe gibst du mit Erbarmen
Des Aehrenlesers Samenkern;
Das Spätschchen folgt dem Schwinger gern,
Das Kind ruht gern in Mutterarmen.

Und was begehrest du, der da mehr
Als wir erslehen, uns gegeben? —
Daß wir, wenn Sonn' und Mond sich heben,
Nur deinen Namen nennen, Herr!

Gott! deinen Namen will ich lassen,
 Dem selbst der Seraph schüchtern ehrt,
 Ein Kind wird auch ja dort gehört,
 Wo deiner Engel Chöre schallen.

Man sagt, es sehe Gott mit Lust
 Der kleinen Kindlein Opfergaben,
 Weil wir die fromme Unschuld haben,
 Die in uns athmet unbewußt.

Man sagt, daß unsre Lieder steigen
 So leicht hinauf zu seinem Ohr,
 Daß broben wohnt der Engel Chor,
 Und wir den Engeln hier schon gleichen.

O! wenn der Vater von so fern
 Der Kinder Bitten will erhören,
 Da will ich stets von ihm begehren,
 Was andre Wesen flehn vom Herrn.

Gott, gib dem Späzchen sein Gefieder,
 Dem Lamm die Wolle, weich und kraus;
 Gieß Wellen auf die Bächlein aus,
 Gieß Schatten auf's Gefild hernieder.

Genesung gib dem Kranken Mann,
 Ein Stückchen Brod dem armen Greise;
 Es wehe Liebe bald die Waise
 Und Freiheit den Gefangnen an.

Dem Vater gib, der stets dich ehrte,
 In frommen Kindern Lohn zurück;
 Und mir gib Weisheit, gib mir Glück,
 Daß meine Mutter glücklich werde!

O laß mich gut seyn, wenn auch klein,
 Wie jenes Kind im Heiligthume,
 Das täglich eine Himmelsblume,
 Mir lächelt dort im Heilgenschein.

O gib, daß Treu' in meiner Seele,
 Auf meinen Lippen Wahrheit sey,
 Gib, daß in Lieb' und frommer Scheu
 Dein hehres Wort mein Herz erwähle!

Und meine Stimm' erhebe sich,
 Wie jenes Weihrauchs Däfte wallen,
 Den täglich streu'n in Tempelhallen
 Unschuld'ge Kinder, fromm wie ich!

D a s O p f e r.

(Beschluß.)

Der unglückliche Bräutigam! Als er nach Verlauf einer angestrengten Tagereise auf dem Schloß Landrecy anlangte, sah er sich still und feierlich von seinen Verwandten empfangen. Alle waren in Trauer gekleidet. Umsonst forschte sein ängstlicher Blick nach Cäcilien. Sie war nicht unter den Anwesenden. Das Blut stockte in seinen Adern, er konnte nicht sprechen, er richtete das bange, fragende Auge auf die in Thränen ausbrechende Mutter. Da ergriff der Oheim seine Rechte, führte ihn an's Fenster, und deutete ernst nach der Kapelle, in der sich die Familiengruft befand. „Dort schläft mein Kind,“ sagte er dumpf und eintönig; „gestern haben wir sie begraben.“ Edmund blickte wie besinnungslos im Kreiseumher. Der Schlag hatte ihn zu schwer, zu plötzlich getroffen. Es dauerte einige Zeit, ehe er Helene, ehe er seine Mutter und Gabrielen wieder erkannte. „Sie ist todt, todt! Wirklich todt?“ rief er nun, und sah wie bittend, daß man ihm widersprechen möchte, nach Jedem hin. Mit einer trostlosen, bejahenden Geberde näherte sich ihm Frau von Nordeck, und flüsterte ihm zu: „Ich weiß, was Dir die Todte war. Komm mit mir! Ich habe einen Auftrag von ihr an Dich.“ Wie ein Kind ließ sich Edmund von seiner Mutter in das Zimmer führen, das Cäcilie zuletzt bewohnt hatte. Noch lagen hier einige Kleinigkeiten, die sie von Edmund einst zum Geschenk erhalten hatte. Er erkannte sie, er nahm sie auf, und ließ seine Finger ein bewußtloses Spiel damit treiben, während er sich bemühte, den Bericht seiner Mutter von Cäcilien's Krankheit und Ende aufzufassen. Jener Ohnmacht, die sie bei der Ankunft im Schlosse befallen, war eine tiefe Erschöpfung gefolgt. Der Arzt, welchen man sogleich herbei

rief, erklärte, daß hier eine bei dieser Jugend höchst räthselhafte Erschlaffung aller Lebenskräfte Statt finde, und daß er sehr fürchte, diese werde eine baldige Auflösung herbeiführen. Helene und Gabriele ließen es sich nicht nehmen, die immer schwächer werdende Kranke zu versorgen. Am Abend, der dem Tage ihres Todes voranging, hatte sie für die bevorstehende Nacht die Gesellschaft der Frau von Nordeck verlangt. Der Tante entdeckte sie nun ihr Verhältniß zu Edmund, sie schrieb noch mit matter Hand einige Zeilen an diesen, und übergab das Geschriebene dann an Frau von Nordeck, mit der ängstlich ausgesprochenen Bitte, diese Schrift ja ungelesen, und, ohne daß es sonst Jemand erfahre, Edmund einzuhändigen. Am nächsten Morgen war sie sanft und ruhig entschlafen.

Der junge Mann nahm das Papier, das die Mutter ihm bot, mit Haß an sich. Eine zitternde Hand hatte diese Zeilen geschrieben, der Bleistift sie nur matt wiedergegeben; Edmund aber glaubte eine Glammenschrift vor sich zu sehen. „Als ich Dich zum letzten Male sah,“ lautete der Inhalt, „wußte ich noch nicht, daß ich früh sterben würde. Ich gestand Dir meine Liebe, meine Hoffnung, mit Dir das Glück des Lebens zu finden. Wäre mir bekannt gewesen, was ich bald darauf erfuhr, daß mein Leben nicht mehr mein Eigenthum, daß es einem höhern Gebote verfallen sei, so würde ich Dir meine Liebe verschwiegen, ich würde Dir kein Versprechen gegeben haben, das mir nicht zu halten gestattet war. Grolle mir also nicht, Edmund! Gott weiß, wie innig, wie treu ich Dich liebe! Meine Hand erlahmt, meine Kräfte schwinden. Lebe wohl, Edmund! Willst Du alle Räthsel gelöst haben, beruhigt Dich diese Lösung, so gehe zu dem Arzt in dem Städtchen am Rhein: er weiß Alles! Noch einmal, Edmund, lebe wohl bis zum

Wiedersehn! Die Liebe ist ja nicht von dieser Welt.“ — „Nein!“ sagte Edmund leise zu sich, zerknitterte das Billet und drückte es auf seine Brust. Er war von nun an sehr ruhig und schweigsam. Man sah ihn wenig im Kreise der Verwandten, und wenn er sich unter diesen befand, so fühlte er immer, in der Nähe der nun völlig geistes- und körpergesunden Helene, eine unerklärliche Unbehaglichkeit, die alle Aeußerungen von Wohlwollen und Dankbarkeit, welche sie an ihn richtete, nicht entfernen konnten. Seine Mutter wußte, daß er nach Paris, an den Chef seines Regiments geschrieben, daß er im Dunkel der Nacht Céciliens Gruft besucht hatte. Was aber jener Brief enthielt, war ihr unbekannt, und von dem nächtlichen Besuche ließ Edmund selbst kein Wort verlauten. Eines Morgens zeigte er ihr an, daß er wünsche, nach Deutschland zurückzukehren, und daß nun, da er den verlangten Abschied erhalten habe, der Erfüllung dieses Wunsches kein Hinderniß entgegenstehe. Frau von Nordeck hoffte, daß die Zerstreuung der Reise, das Wiedersehn der Heimath, einen günstigen Einfluß auf ihn haben würden. Sie selbst sehnte sich in die gewohnten Umgebungen zurück. Die Abreise wurde also beschlossen, und von Edmund mit solchem Eifer betrieben, daß sie sich schon am zweiten Tage auf dem Wege in's Vaterland befanden. Der Abschied von den Verwandten war innig und herzlich gewesen, Helene hatte an der Brust ihrer Schwester viel geweint, und dem Neffen zum Andenken einen kostbaren Diamant-ring geschenkt, den dieser aber mit ängstlicher Haß tief unten in seinen Koffer verpackte. —

Trog der späten Abendstunde, in der, nach einer Fahrt von mehreren Tagen, die Reisenden in dem bekannten Städtchen am Rheine anlangten, eilte Edmund sogleich zu dem befreundeten Arzte, um hier den von Cécilien angedeuteten

Aufschluß zu erhalten. Erst nach Mitternacht kehrte er zurück. Seine Mutter hörte ihn bis gegen Morgen im Nebenzimmer auf- und niederschreiten. Als er beim Frühstück erschien, kam er ihr ganz verändert vor. Er war in der Nacht männlicher geworden, ein bestimmter Ernst ruhte auf seiner Stirn, aus seinen Zügen sprach der Friede einer Entsagung, der den Ansprüchen auf Freuden dieser Welt ihre Grenze gesetzt hatte. — „Mutter,“ sagte er in einem feierlichen Tone, und ergriff die Hand der Frau von Nordeck, „wir haben eine heilige in unserer Familie. Nie ward die Märtyrerkrone edler errungen, als durch Cäcilien. Sie ist für ihre Mutter gestorben. Ihre Nähe, ihre Pflege brachte dieser Gesundheit und Leben, ihr selbst aber den Tod. Diese wunderbare Wechselwirkung gehört zu den Geheimnissen, welche die Natur von Zeit zu Zeit in's Leben wirft, um die Menschen ihre Kurzsichtigkeit, ihr Unvermögen, sie zu ergründen, empfinden zu lassen.“ Cäcilie wußte es; der Arzt hatte den Gang dieser innern Verbindung beobachtet, er hatte sich von ihrem Dasein überzeugt, er hatte Cäcilien Alles entdeckt und sie gewarnt. Da faßte sie den großen Entschluß, dem Wohle der Mutter Gesundheit, Leben und Liebe zum Opfer zu bringen. Sie hat ihn standhaft ausgeführt. — „Bitte für uns, Heilige!“ setzte er mit gefalteten Händen und einem Blicke zum Himmel hinzu; „halte uns würdig, einstens Dir wieder zu nahen!“

Am achtzehnten Juni 1815, als schon die Abenddämmerung auf das leichenbedeckte Schlachtfeld von Waterloo sich herabsenkte, eilte, zwischen Verwundeten und Sterbenden hinschreitend, eine kriegerische Gestalt der Anhöhe zu, auf der die

*) Das Beispiel einer solchen Wechselwirkung hat der Verfasser in einer ihm befreundeten Familie selbst erlebt.

Preußen siegbringend im entscheidenden Augenblicke erschienen waren. Die Gestalt lenkte ihre Schritte nach einer buschbewachsenen Stelle am Rande des Waldes. Hier hatte sie bald den Gegenstand gefunden, nach dem sie forschte. Neben einem Schwerverwundeten kniete sie nieder. Der Sterbende öffnete matt die Augen. „Haben wir gesiegt, Dietrich?“ fragte er mit leiser Stimme. „Wir haben gesiegt!“ erwiderte der Andere, indem er sanft den Arm unter das verlegte, blutende Haupt des Freundes schob. „So grüße die Mutter, und sage ihr, daß ich Cäcilien ihre Grüße bringe,“ sprach mit hinschwindender Kraft der Liegende.

Im nächsten Augenblicke athmete er nicht mehr.

Es war Edmund gewesen. Er hatte mit seinem Freunde Dietrich noch einmal die Waffen zum Schutze des Vaterlandes ergriffen. Eine der ersten feindlichen Kugeln, die in die Reihen der Heranstürmenden schlugen, befreite ihn von einem Leben, das ihm nur bittere Erinnerungen, keine Freuden mehr bot.

* Das Kloster Hude.

In eine eigne Stimmung pflegt uns der Anblick von Ruinen d. h. von Trümmern der Menschen- oder Gotteshäuser zu setzen. Kennt man die Geschichte dieser Häuser vor ihrer Zerstörung und die Ursachen der letzteren nicht, so hat in den meisten Fällen die Einbildungskraft einen weiten Spielraum, und in der Regel malt man sich die Zeiten, da jene Häuser, seien es nun Burgen und Schlösser, oder Kirchen und Klöster gewesen, noch standen, so lieblich wie möglich aus, und denkt sich das häusliche und kirchliche oder religiöse Leben in denselben viel schöner, als es in der Wirklichkeit gewesen sein

mag. Hat man aber Gelegenheit, Ruinen zu sehen, so nimmt man gewöhnlich jede Nachricht von denselben gerne an, forscht auch wohl absichtlich danach. Es mag manchen meiner Leser geben, der nie eine Ruine gesehen hat, denn im nördlichen Deutschland giebt es deren nicht viele, und die Ruinen des Klosters Hude, nicht weit von Oldenburg gelegen, mögen in einem weiten Umkreise Vielen die einzigen und nächsten sein. Einige geschichtliche Nachrichten von denselben zu geben, ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes. Der eigentliche Name jenes Klosters Hude bedeutet so viel als sichere Wohnung. So wie es in unsrer Nähe ein Ritterhude giebt, das von den Landleuten umher fast immer nur in der Abkürzung Hude genannt wird, so mag der Name des Klosters Hude, welcher ausschließlich in Gang gekommen ist, aus dem vollständigeren Namen Monnekenhude entstanden sein. Renner pag. 39 sagt:

Zwe Graven sint vordreeren do
To Oldenborch, van Hartwico
Van wegen Gewalts groth und klein
Der Monnekenhude geschein.

Zwischen 1200 — 1203.

Erbaut ist das Kloster Hude 1236 von den Grafen von Oldenburg für die Cistercienser Mönche, welche früher zu Bergdorf im Kirchspiel Ganderkesen gewohnt hatten. Hier nämlich in Bergdorf war im Jahre 1196 der Graf Christian von Oldenburg, der den großen Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa mitgemacht hatte und allen Gefahren glücklich entgangen war, bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, und nahe am Ende seiner beschwerlichen Kreuzfahrt, im Schlafe mercklings erdolcht. Um für den Ermordeten Seelenmessen lesen lassen zu können, wurde eine Capelle daselbst gebaut, und Cistercienser Mönchen jenes Geschäft anvertraut. Diese Cistercienser

Mönche hatten in jenen Zeiten, denn die Bettelorden, Franciskaner und Dominikaner existirten noch nicht, sich des größten Zutrauens zu erfreuen. Die älteren Orden waren zu Reichthümern und ihre Mönche dadurch zur Ueppigkeit gekommen. Aber da im Jahre 1093 durch den Abt Robert in einer wüsten Gegend fünf Meilen von Dijon, Cîteaux oder Cistercium genannt, im Bisthum Chalons ein Kloster gegründet, und den Mönchen eine strenge Regel und weiße Kleider gegeben wurde, so mag beides, und vielleicht auch anfangs die größere Reinheit im Wandel diesen Cistercienser Mönchen, namentlich auch in Deutschland viel Zutrauen und günstige Aufnahme bereitet haben. *) Aber bei den späteren Mönchen paßte das weiße Kleid nicht mehr zu dem Leben, das sie führten.

(Der Beschluß folgt.)

* Etwas über Zunftwesen.

So wohlthätig und nützlich bei ihrem ersten Entstehen, und auch noch späterhin eine wohlgeordnete Zunftordnung dadurch war, daß vorzüglich nur tüchtige, unbescholtene, und in ihrer Kunst oder Gewerbe möglichst vollkommene Individuen in die Zünfte aufgenommen wurden; so verderblich und verächtlich müssen solche Institute dadurch werden: wenn die sogenannten Aeltesten oder Vorsteher dieser respectiven Zünfte ihr Amt, (welches sonst als ein Ehrenamt betrachtet wurde) miß-

*) 1219 wurde das Kloster Midlum, welches vorher nach Altenwalde und 1334 nach Neuenwalde verlegt wurde, und noch jetzt als ein Fräuleinstift besteht, gestiftet und mit Cistercienserinnen besetzt. Dem heil. Bernhard von Clairvaux verdankte der Orden viel von dem Ansehen und der günstigen Aufnahme, die er erfuhr. Auch das Kloster Loccum 1163 gestiftet, und Ellenthal, als wohin das von Erzbischof Hartwich I. zu Bolda, im Kirchspiel Lesum gestiftete Kloster verlegt wurde, waren dem Cistercienser Orden zugethan. Ersteres war ein Mönchs-, letzteres ein Nonnenkloster.

brauchen, und es als Mittel zu ihren Privat-Speculationen gebrauchen. Wenn z. B. der Altmeister ein Lager von den Haupt-Materialien zu den Meisterstücken hält, (anderer Nebenporteln nicht zu gedenken) die er dann zu hohen Preisen an die Stückmeister überläßt. Was nun zwar auch für Letztere wieder sein Gutes hat, indem sie dann nie zu befürchten brauchen, daß die auf solche Art erworbenen Buthaten von den Aeltesten des Amtes: wie das wohl sonst der Fall war, als zu guter Arbeit unbrauchbar ausgeschlossen werden könnten. Wer in der Welt anders als ein so kluger und erfahrener Mann wie der Altmeister doch immer sein soll, könnte auch obenerwähnte Materialien besser kennen als er. Und so überhebt er den Stückmeister für sein gutes Geld einer großen Sorge; denn nach meinem Dasturhalten muß auch von einem geschickten Handwerksmann gefordert werden können, daß er die Stoffe woraus gute Arbeiten (Meisterstücke) gefertigt werden sollen, genau kennt. Tüchtigkeit im Fach sind also nur Nebendinge geworden wenn man einträglichere Beweggründe kennt, Kunstmeister zu machen so viel sich dazu anbieten und man den Amtsboten so zu sagen von Haus zu Haus schickt, und besonders dazu auffordern läßt.

Um die Fehler an den Meisterstücken bekümmert man sich jetzt auch so viel nicht mehr. Diese lassen sich auf allerlei Art unsichtbar machen — wie wir das kürzlich noch bei Besichtigung eines sein sollenden Meisterstücks erlebt haben, wo einige ganz in die Augen fallende Fehler übersehen wurden weil die Besichtiger nicht hell sehen konnten — und der Altmeister seine Brille vergessen hatte. Ist ja einer der Kunstmitglieder der seine Stimme gegen solches Unwesen erhebt, so braucht ja nur der Altmeister dem versammelten Amte zu versprechen: er wolle

die Sache unparteiisch untersuchen lassen, und sich für Alles verantwortlich erklären; fällt diese Untersuchung nicht zu seinen Gunsten aus, so darf er sein Wort wieder ungeschweht brechen, er ist ja Altmeister, und sein Thun und Walten muß jeden seiner Untergebenen recht sein. Sollte solchem Kunststunfug denn nicht bei Zeiten gesteuert werden können?!

Ein Kunstgenosse.

* Zurechtweisung.

Obgleich der Verf. der Notiz in No. 17 dieser Blätter es für Mikrologie erklärt, über die Conjectur, durch die kürzlich Virgil's Verse, (den ich zuerst anwandte, wie er Ekloge II, 69 steht), ein gewisser Anonymus einen ganz anderen Sinn gab, (obgleich sich über diese Stelle, so viel ich weiß gar keine Varianten finden), der auf mich passen sollte, deren Falschheit ich aber bereits bewiesen habe, noch lange streiten zu wollen, so halt' ich's dennoch für meine Schuldigkeit, den Verf. dieser Notiz zu warnen, daß er sich künftig nicht in Sachen mische, die ihn sowohl nichts angehen, als wovon er nichts versteht. Quae te oblivio cepit, eine Conjectur, die der Herr Verf. der Notiz vorschlägt, um dem Ding' ein Ende zu machen, ist so falsch, als unsinnig. Freilich paßt bei oblivio das cepit, denn die lat. Redensart ist: me cepit oblivio rei. Indessen ist's ganz wider das Metrum, da man lesen muß: quae t' oblivio cepit, und wir also eine Sylbe zu wenig haben: — | — — | o o | — o |; denn das quae muß stehn, wo's beim Virgil steht, sonst wäre die Conjectur falsch. Eben so ist auch gar kein Sinn in dieser Lesart. Ferner wenn der Herr Verf. der Notiz es für Mikrologie erklärt,

viel Aufhebens hiervon zu machen: warum wärmt er das noch mal wieder auf, was wir lange der oblivio übergeben hatten?! Dieses zur Bemerkung Herr Notizmacher.

P — c.

* R e p l i k.

An den Herrn Redacteur des Mindener Sonntagsblattes.

Zur Erwiderung auf Ihre, im Sonntagsblatt vom 20. Febr. d. J. in einer *R a n d g l o s s e* mitgetheilte Kritik, die Vertheidigungsschrift des Herrn Pastors Kind betreffend, muß ich gestehen, daß es mir unbegreiflich vorkommt, wie Sie, ein sonst in Ansehen stehender Mann, sich so sehr vergessen konnten, daß Sie sich öffentlich zum Mithelfer eines bremischen Referenten machten, der sich nicht scheute, um den Namen eines hiesigen Predigers im Auslande zu verunglimpfen, zur Unwahrheit und Verläumdung seine Zuflucht zu nehmen. Wie ich's auch betrachten möge — jedenfalls erscheint Ihr Verfahren, unbefugt über einen Theologen den Stab zu brechen, den Sie nicht kennen, und über eine Schrift und eine Sache abzuurtheilen, die Sie nicht verstehen, als ein thörichtes Beginnen. Daß Ihre Beurtheilung voll ist von Einseitigkeit und Unrichtigkeit, von Ungereimtheit und Lächerlichkeit, von Anmaßung und Leichtfertigkeit; daß sie durchaus nichts ist, als ein leichtes, unzusammenhängendes Gerede: das könnte ich Ihnen leicht beweisen, und würde es thun, wenn ich nicht fürchtete, die Leser des Bürgerfreundes damit zu belästigen. Was soll die elende Puscherei? Wie würden Sie sich verantworten und rechtfertigen, wenn Herr P. K. Sie nun zu einer gründlichen und wissenschaftlichen Kritik auf-

fordern sollte? Wahrlich, Sie würden schlecht bestehen! (?) Die Kritik der von Ihnen angefochtenen Schrift wird übrigens zu ihrer Zeit in theologisch kritischen Journalen erfolgen, und dahin gehört sie auch; aber nicht in Ihr Sonntagsblatt.

Ecclesiastes.

M i s c e l l e n.

Wir sehen die Neue zuerst als ein Gespenst an, das durch die oft noch rauchenden Trümmer sündhafter Freuden schleicht. Fliehen wir vor dieser grauenhaften Erscheinung, oder verstecken wir uns in den Laubengängen einer frischgepflanzten Lust, so wird die Neue zu einer zürnenden Ahnfrau, die in ein Bahrtuch gehüllt, mit fliegenden Haaren, ein blutiges Messer in der Rechten haltend, in jeder Mitternacht an den Wänden unseres Herzens vorüberzieht. Nähern wir uns dagegen der ernsten Nachtwandlerin, sind wir bereit, Zwiesprache mit ihr zu halten, so streift sie das leichenartige Gewand ab und legt halbe Trauer an. Das gefürchtete Gespenst, das uns schon als Alp bedrohte, daß als ein nimmersatter Dämon den Pulsschlag unserer Gefühle belauschte, kommt uns bald als theilnehmende Hausfreundin entgegen und hat Thränen für uns, in denen der Glaube, ein geistiger Johannes der Täufer, den Fehlbadet. Liebe und Hoffnung vertreten die Pathenstelle und reichen uns lächelnd den Seelenfrieden zum stillen Angebinde.

Wer unbekümmert um das Urtheil der öffentlichen Meinung lediglich den Eingebungen seiner Laune folgt, der gleicht einem Manne, der noch lebend seinen Leichnam an ein anatomisches Theater verhandelt.

Der Zweifel gleicht dem Bandwurm, der gewöhnlich nur stückweise abgetrieben und höchst selten ganz verjagt wird. Wenn der Kopf des häßlichen Thieres zurückbleibt, so hebt das Leiden von neuem an. — Wenn der Zweifel auch nur eine kleine Faser zurückläßt, so wächst er wieder nach. Wer diesen Lindwurm besiegen will, der muß sich mit dem Muths eines heiligen Georg's waffnen.

Das Wort: Amnestie, erklärt der weise Melanchthon in seinen Schriften folgendermaßen:

„Wenn man einen Wagen mit Eiern umwirft, so ist es unmöglich, daß man die ganze Zahl wieder zusammen bringt. Eben so ist es mit der Amnestie, da muß man viel verschmerzen und vergessen, dem allgemeinen Nutzen zu Weh-ten!“

* Zur Feier des Geburtstages

ihrer Lehrerin — des Fräuleins Ch. Stark. *)

Im Namen der kleinen Schülerinnen

von Dr. Noeldke.

Alles athmet neue Bonne,
Denn der Lenz ist wieder da;
Blüthen öffnen sich der Sonne,
Bienen schwärmen fern und nah.

*) Verfasserin der Adeline, eines so wohl der Sprachgewandtheit als dem frommen Sinn der Sängerin Ehre bringenden, in der durch das Walten der Vorsehung herbeigeführten Entwicklung der Schicksale einer trauernden Waise begründeten Gedichtes. — Da eine Vergliederung seiner Schönheiten, selbst eine Hervorhebung der gelungensten Theile, nur nachtheilig dem zarten Gewebe des Ganzen sein und den auf jedes Blatt dingehauchten Duft edler Empfindung verwischen würde, so enthält sich Ref. hier eines solchen Versuchs und wünscht nur zum Besten unserer Mädchenschulen, daß Adeline in denselben möchte als Lehrbuch und Lernbuch — zu dem großen Zweck col. justifying the Ways of God to Man — benutzt werden. R.

Aus des Haines grünem Bogen
Tönet Nachtigallgesang;
Ueber sonnenhelle Bogen
Schwebt die Schwalb' am Quellenhang.

Und in unsern Busen regen
Mitgeföhle sich der Lust.
In der Schöpfung Herzeneschlägen
Hebt sich höher jede Brust.

Dir, o Lenz, sei Lob gesungen,
Leben gabst der Erden Du;
Leg' des Dankes Huldigungen
Alle deine Freuden zu;

Daß sie schöner Lehre Saaten,
Die sie reichlich ausgestreut,
Reifen seh' zu Edeltthaten,
Fruchten für die Ewigkeit;

Daß in ihres Lebens Kreise
Sie umblüh' der schönste Kranz,
Unter Blumen, die sie leise
Selbst gepflegt, im Frühlingsglanz.

* Zum 1. März.

Schweigend — doch treu gedenk ich vergangener
Stunden!
Dies bezeuge mir, Blatt, wo — meine Stimme ver-
klang.

Liebe kennet den Tag verweilet im Geiste inmitten
Aber derer, die sich, Glück Dir zu wünschen, heut
nahn!

G e l d.

Das böse Geld, die böse Welt!
Traut keiner Außenseite!
Die Leute machen falsches Geld,
Das Geld macht falsche Leute.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 10. März 1831.

Nichte den Menschen in dir! Nichts Größeres giebt es auf Erden,
Nichts im Himmel; der Mensch lebet mit beiden verwandt.
Ist er ein Pilger auf Erden: so ist er auch Erbe des Himmels;
Wenn er die Erde verläßt, schwingt er zum Himmel sich auf.

Ludwig Neuffer.

Die Sternschnuppen.

(Von Beranger, übersetzt von L. P. Braunfels.)

Du sagst, o Hirt, in Himmelsauen
Denkt unser Stern des Lebens Glück? —
Ja, Kind, doch deckt ein nächtlich Grauen
Ihn allzuoft vor unserm Blick. —
Sieh, freundlich lacht der Himmel wieder,
Drum schlage Kunde mir nicht ab;
Sag, welch ein Stern sinkt doch hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab? —

Kind! Stern und Menschen, sie sind Brüder,
Und beide sterben sie zugleich.
Der Todte sang einst trau'ne Lieder
Bei Freunden in der Freude Reich.
An seiner Sonne sinkt er nieder,
Die er mit Ruhmesglanz umgab. —
„Und noch ein Stern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab.“ —

Kind, wie er glänzt in reinem Strahle!
Es ist der Stern der schönsten Braut;
Sie wird dem glücklichsten Gemahle
Von freub'gen Eltern angetraut.
Die Rose welkt an ihrem Nieder,
Und Hymen's Altar ist ein Grab! —
„Und noch ein Stern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab.“ —

Kind, siehst Du ihn so rasch erblassen?
Er strahlte einem Fürstensohn;
Die Wiege, die er leer verlassen,
Sie war ein gold'ner Königsthron.
Sein Haupt umwob des Ruhms Gefieder,
Sein Spielzeug war ein Herrscherstab. —
„Und noch ein Stern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab.“ —

Kind, eines Günstlings Loos bewachte
In düst'rer Gluth einst dieser Stern;
Wenn er des Landes Weh verachte,
Pries er sich unsers Glückes Herrn.
Tief knieten sie vor dem Gebieter,
Schon reißen sie sein Bildniß ab. —
„Und noch ein Stern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab.“ —

Kind, weine, weine bittere Zähren:
Ein braver Mann verläßt die Welt:
Die Armuth sammelt sonst nur Lehren,
Sie erntete auf seinem Feld.
Die Armen galten ihm als Brüder,
Sein Haus dem Wandrer Schatten gab. —
„Und noch ein Stern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab.“ —

Es bricht ein Fürstenthum im Tode!
Kind, bleibe niedrig, fromm und rein,
Und möge nie Dein Stern ein Bote
Des Stanzes und der Größe seyn.
Denn glänzt' Du, und wärst nicht bieder,
Dann spräche man an Deinem Grab:
Ein Lügenstern sinkt dort hernieder,
Und sinkt, und sinkt in Nacht hinab. —

Der goldene Knopf.

(Erzählung aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.)

I.

Es bligte; aber nicht am Himmel, auch nicht Jedem sichtbar. Was so bligte, lag in einer kleinen Vertiefung, welche das unebene Steinpflaster in der Klosterstraße zu Berlin bildete. Viele waren schon an dem strahlenden Dinge vorbeigegangen, ohne es zu gewahren. Einem jungen Mann von einigen und dreißig Jahren war der Fund aufgefallen. Die Hände auf dem Rücken, die Augen tief sinnig vor sich hinstarren lassend, kam er langsam daher; ein runder, grober Filzhut bedeckte das lichte Haupthaar, ein ab-

getragener, grauer Oberrock den wohlgebauten Körper.

„Ha, Geld! edles, glückbringendes Geld!“ murmelte er, als er den neuen, funkelnden Knopf aufgehoben hatte. „Der dich verlor, war wohl reicher an diesem Metall als ich.“ Er hielt ihn gegen die bleiernen Knöpfe seines Kleides. „Hm! gerade dieselbe Form, und just muß mir da einer fehlen. — Schwerlich werden sich diese da in goldene verwandeln, aber bald will ich dem gelben hier die weiße Farbe der andern geben. So nützt er doch und gewährt mir im schlimmsten Fall einen willkommenen Nothpfennig.“ — Er wickelte ihn sorgfältig in ein Stück Papier und setzte seinen Weg etwas eiliger fort.

„Hör' Er, Böttcher!“ murkte der Herr der Wolfs-Apotheke, als der junge Mann durch die Klingelthür eintrat, „wenn Er bei jedem kleinen Gange so viel Zeit vertrödeln will, werd' ich meinem Gehülfen noch einen Gehülfen halten müssen. Marsch, in's Laboratorium! Da liegen eine Menge Recepte, die lange schon auf Ihn warten. Ich konnte doch den Laden nicht im Stich lassen! Zwei Mal hat bereits der Herr Obersteuerrath herüber geschickt und fragen lassen, ob das Pulver noch nicht fertig wäre; 's muß dringend seyn!“ — „Ist denn Jemand drüben krank geworden?“ fragte kleinlaut und erschrocken der Gescholtene. — „Was weiß ich's!“ entgegnete der Herr. „Das Fräulein mag wohl wieder pimpeln, wenigstens sah ich sie vorhin kreideweiß am Fenster stehen.“

Sichtlich bestürzt ergriff der Gehülfe die Zettel, und bald schallte der Mörser, kochten Töpfe am Feuer, glitten silberne Pillen und niedliche Pulverchen durch die sinken Hände des Geschäftigen. Zufrieden schaute ihm der Herr durch die Glashüre zu. — „Ein Teufelskern im Ar-

beiten", — brummte er — „aber ein Erztränmer dabei, der immer in andern Regionen schwebt!"

Nach einer halben Stunde standen sämtliche bestellten Arzneien auf dem Ladentisch vor dem gelbzählenden Herrn. — „Soll ich etwa die Medicin zu Steuerraths hinübertragen?" — fragte freundlich der Gehülfe. — „Wie Er will!" fuhr der Herr auf. — Fort war Jener. Mit vergnügtem Gesicht kam er nach einer Weile wieder.

„Nun, hat er ein Trinkgeld bekommen?" meinte der Herr und sah ihn verwundert an. — „Wie so?" entgegnete Böttcher. — „Weil Sein Gesicht wie Kirmeß aussieht!" — Da ward der Gehülfe roth, und kopfschüttelnd sah ihm der Apotheker nach, als Jener die gebrauchten Arzneikasten wieder an ihre Stelle brachte.

Jetzt schlug es Zehn. Der Herr ging in's Weinhaus zu Frühstück und Böttcher wußte sich eine Stunde vor ihm sicher. Aus einer Büchse holte er nun Pulvis albigicans und überzog damit den gefundenen Knopf, der, nachdem er sorgfältig an die leere Stelle des Rockes befestigt worden, von den andern Knöpfen nicht mehr zu unterscheiden war.

„Er hat diesen Nachmittag seinen Ausgang?" fragte der Apotheker, als er mit weinglühendem Antlitz zurückkam. — „Ja, Herr Trumtra!" entgegnete der Gehülfe. — „Hat Er Geld?" — Verlegen schwieg der Gefragte. — „Wieder Alles verpulvert? — Böttcher! Böttcher! was soll aus Ihm werden? Wie will Er einmal zu einer Apotheke gelangen, wenn Er sein ganzes Einkommen nur immer verlaboriert?" — „Ich glaube mein Geld nicht besser anwenden zu können, als wenn ich es zur Vervollkommnung meiner Kunst benütze", sagte etwas herbe der Gehülfe. — „Was da, Kunst! Goldmachen gehört nicht zu unsrer Kunst." — „Wer will das?" rief unwillig Jener. „Nie,

nie ist mir solches in den Sinn gekommen. Chemie ist eine herrliche, hochzuehrende Sache, aber ein Adept seyn wollen, Narrheit!" — „Gemach, Freund Böttcher! ich lasse mich belehren. Nun, da ist auch ein kleiner Vorschuß. Ich bin nicht so häßlich, als man denkt."

Der junge Mann warf einen Seitenblick auf das hingelegte Zweigroschenstück, machte aber keine Anstalt, dasselbe in Empfang zu nehmen. „Wie? was? Er mag's nicht? Es ist Ihm zu gering, nicht wahr? Ja, ja," fuhr er höhnisch fort, „Sein Wahlspruch ist: Aut Caesar, aut nihil! Das Erste wird Er auf keinen Fall; das Zweite ist Er schon und wird's auch bleiben. Dixi!"

II.

Der Gasthof zum preussischen Reiter erfreute sich damals eines vorzüglichen Zuspruchs, denn in seiner Nähe ließ der König, seiner Gemahlin zu Ehren, das Schloß Charlottenburg bauen. Täglich pilgerten Schaaren neugieriger Berliner hinaus, das wachsende Gebäude zu beschauen. — Auch Steuerraths wollten heute dahin fahren, wie Böttcher von der Köchin vernommen hatte; Grund's genug für ihn, denselben Weg bei seinem Ausgang einzuschlagen. — War es Gewohnheit, Theilnahme oder emporkeimende Liebe, daß er bei jeder unbeschäftigten Minute seines einförmigen, gebundenen Lebens das der Apotheke gegenüber gelegene Haus beobachtete und jegliche Bewegung der schönen, leidenden Nachbarin beobachtete? Er vermochte sich selbst noch keine Rechenschaft darüber zu geben; genug, er fand ein stilles Vergnügen in dem Anblick des Fräuleins.

So saß er denn, einsam, wartend, vor dem erwähnten Gasthofe in einer Laube, von wo aus er die Straße übersehen konnte. Da kam ein Schwarm Kunstgenossen und anderer junger Leute lärmend herangezogen. Eiligst barg Böttcher sich

hinter das dicke Gebüsch; allein sein Unstern wollte, daß jene dieselbe Laube zu ihrer Niederlassung ausersehen hatten.

„Ha, guten Tag, Böttcher! Goldkloß! Laborant! Feuerphilosoph!“ tönte es lachend von Aller Munde. „Was macht der Stein der Weisen? Wie steht's mit der Goldtinctur?“ — „Seht den armen Schelm“, spottete Einer, „wie trocken er da sitzt. Die Alchymie muß eine unbankbare Kunst seyn, wenn sie ihren Priestern nicht einmal ein Viertelmaaß Branntwein zu trinken erlaubt. — Brüder! wir wollen ihn frei halten. Hat er den Stein der Weisen gefunden, lohnt er es uns tausendfach. He, Wirtschaft! Lebenswasser! Hier will Jemand vor lauter Nüchternheit umfallen!“

Allerdings hatte während dieser verlegenden Rede eine sehr merkwürdige Blässe Böttchers Gesicht überzogen, die jedoch nur eine Folge seines jetzt ausbrechenden Grimmes war. — „Schufte! nichts-nutzige Kerle, Ihr!“ schäumte er. „Weil ich nicht, wie Ihr, in Böllerei in den Tag hinein lebe, sondern meiner ehrsamten Kunst nachforsche, glaubt Ihr, mich verhöhnen zu dürfen? — Ein Adept soll ich seyn? Ja, ja, wenn ich es nur wollte, Kieselsteine vermöcht' ich in Goldklumpen zu verwandeln — mich reich zu machen, wie ein Erbsus. Aber nach Höherem steht mein Sinn!“ — „Hitziges Brüderchen“, schrie hier ein Andre und fuhr ihm mit der flachen Hand den Rücken hinunter, „wenn ich das könnte, verwandelte ich wenigstens dieses dünne, lustige Röckchen in ein stattlicheres, diese schmutzigen, bleiernen Knöpfe in bligende silberne.“ — „In goldene vielmehr!“ fiel der Gereizte ein. „Euch zu zeigen, daß ich kein eitler Prahler bin, soll es geschehen. — Ihr wolltet mich frei halten? Umgekehrt! Ich will Eure Magen füllen. Ein Kohlenbecken her!“ —

Ungläubig und lachend sprangen Alle fort, seinem Verlangen Folge zu leisten.

Indeß goß Böttcher von dem bereits herbeigeschafften Biere ein wenig in eine bei sich führende Phiolen und barg sie in der Westentasche. Als nun die Gesellschaft zurückstürmte, riß er den heute Morgen erst angenähten Knopf ab, legte ihn auf einem Scherben in die glühenden Kohlen, träufelte mit Feierlichkeit einige Tropfen Biers aus der Phiolen darauf und wartete ruhig den Erfolg ab. Gespannt waren alle Augen auf die Kohlenpfanne gerichtet. Das Silbergrau auf dem Knopfe zerrann und machte einer Goldfarbe Platz. Jetzt hob Böttcher mit der Feuerzange denselben aus dem Feuer und ließ ihn zischend in ein Glas Bier gleiten. Dann holte er ihn wieder heraus, wischte ihn mit dem Taschentuch ab und reichte ihn, goldblinkend, den erstaunten Zuschauern hin. — „Da, nehmt! zeigt ihn dem Juden Hirschel dein in der Schenkstube. Nicht ehrlich will ich seyn, giebt er nicht wenigstens drei Thaler dafür.“

Das verdunkelte Gesicht, mit welchem die jungen Leuten zurückkehrten, zeugte von der Wahrheit seiner Behauptung. Stumm legte der Sprecher von vornhin drei ganze Thaler und einige Groschen auf den Tisch und Alle betrachteten mit sichtbarer Scheu den eben Verhöhten. Unwillig schob dieser das Geld zurück und rief: „Ich hab's Euch ja gesagt: ich will Euch tractiren. Kein Groschen darf übrig bleiben. Ich kann des Wetzels mehr haben. Angeschafft! schnell!“ — Bald bedekten Wein und Branntweinflaschen, hohe Krüge starken Bieres die Tafel, und wacker zechten die Genossen. Gern hätte sich nun Böttcher von ihnen getrennt, denn umsonst spähten seine Augen nach Steuerraths umher; allein zu fest hatten ihn die schon halb Berauschten umgürtet. Als es dunkel und kühl geworden, vertauschte man die Laube mit einem Zimmer des Gasthofes, wo

Böttcher, einmal mit fortgerissen, von der Kabala, dem rothen Drachen, dem Steine der Weisen und Verwandlung der Metalle erzählen mußte. Immer stärker zeigte sich die Wirkung der genossenen geistigen Getränke auf seine lallenden Zuhörer. Er aber hatte fast alles Zutrinken zurückgewiesen und bereute bitter seine vorläufige Prahlerei, welche ihn in dem Kreise der Betrunknen fest bannte. Sie, wo möglich, zur Vernunft zurückzubringen, oder wenigstens seine eigene Entfernung ungehindert zu bewirken, ersann er endlich ein Mittel, das dieser Absicht zu entsprechen schien.

Er sprang auf. — „Da wir einmal so traulich beisammen sind“, rief er, „will ich Euch noch ein Kunststück, das sogenannte ägyptische Mumien-Feuer zeigen.“ Mit stieren Augen sahen ihm die Uebrigen nach, als er in die angrenzende Küche sprang, aus welcher er bald mit einer leeren Schüssel und einigen Ruten eines Kehrbesens zurückkam. In jene goß er alle noch vorhandenen Ueberbleibsel Branntweins, zündete solchen an, und, während die Andern seinem Gebot: sämtliche Kerzen zu verlöschen, willig nachkamen, ließ er unbemerkt eine Hand voll Kochsalz in die Schüssel fallen. In die gelb, blau und grün aufzischenden Flammen schlug er nun rasch mit den Ruten und rief mit feierlicher Stimme: „Horre, herre, mumma, ossa, tutta, triphsitanditonimos!“ — Da verwandelten sich die Gesichter der Anwesenden in vermoderte, leichenähnliche. Grün schimmerten die vorhin rothen Wangen, pestgelb die weiße Hautfarbe; blaue Schatten dunkelten um die tief in ihre Hölen versunkenen Augen und in fürchterliche Verzerrungen gestaltete sich das versuchte Lachen.

Eisiger Schauer rieselte durch die Gebeine der Zuschauer; die vom Rausche befreite Vernunft ging aufs Neue unter im betäubenden

Schreck. Von einem gewaltigen Faustschlage Böttchers krachte endlich die Schüssel zusammen; zuckend spielten kleine, schwefelblaue Flämmchen noch hie und da auf dem Tische, dann deckte tiefe Finsterniß das Zimmer.

Unter dem einstimmigen, furchtbarsten Geschrei: „Licht! Licht!“ und in der nun entstehenden Verwirrung schlich Böttcher sich glücklich davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Das Kloster Hude.

(Beschluß.)

Nicht lange blieben die Cistercienser Mönche in Bergdorf. Der Kreuzzug gegen die Stedinger, die Unruhen dieses Krieges, oder auch schon früher der Aufruhr der Stedinger gegen alle Priester und Mönche, hatte sie von Bergdorf verjagt; und damals räumten die Grafen von Oldenburg ihnen das neuverbaute Kloster Hude ein. 1236. Allmählich wurde das Kloster reich, nicht bloß an Einkünften, sondern auch an Reliquien. Von den ersteren haben sie schwerlich je etwas verschenkt, von den letzteren aber hatten sie einen so großen Ueberfluß, daß sie den Erzbischof von Bremen, Balduin, der von 1437 — 1442 regierte, zwei Köpfe und zwei Beine, die von den eilftausend Jungfrauen herrühren sollten, wahrscheinlich für schweres Geld überließen, denn dieser Balduin war ein reicher Herr. Er war Abt in Lüneburg, und als der Erzbischof Nicolaus von Bremen, geborner Graf von Delmenhorst, seine Schulden nicht bezahlen konnte, übertrug er das Erzbisthum an Balduin, der dafür die Schulden bezahlen sollte.

Das Kloster Hude soll zwar nur mit 12 Mönchen besetzt gewesen sein, aber doch 300 Zellen enthalten haben, wahrscheinlich für

Böglinge, welche unterrichtet wurden. Wenigstens geht dies aus den Versen hervor, welche der Herausgeber der Hamelmannschen Chronik, Dr. Neuwald, derselben vorgesetzt hat, in denen er auch das Kloster Hude ein Gymnasium nennt. Doch bezweifelt von Halem diesen großen Umfang des Klosters, indeß ist zu bedenken, daß jene Chronik nur etwa 60 Jahre nach der Zerstörung des Klosters Hude herausgegeben ist, und man damals den Umfang des Klosters genauer wissen konnte, als wir ihn jetzt durch den Umfang der vorhandenen Trümmern und des Fundaments, welches noch immer einem großen Theile nach verborgen geblieben sein mag, ermitteln können.

Zerstört ist das Kloster Hude dreihundert Jahre nach seiner Erbauung, nicht durch aufrührerische Bauern, durch welche im südlichen Deutschland manche Burg und manches Kloster in Ruinen verwandelt wurde, nicht durch weltliche Fürsten, nicht durch Protestanten, sondern durch den katholischen Bischof Franz von Münster, gebornen Grafen von Waldeck. Dem Bischof von Münster gehörte damals Delmenhorst, mit Unrecht besaß er es. Die Grafschaft von Delmenhorst war von dem schon erwähnten Erzbischof Nicolaus und seinem Vater, der sonst keinen Sohn hatte, an das Erzstift Bremen übertragen. Aber nach seiner Resignation widerrief Nicolaus diese Uebertragung, zu Gunsten der Grafen von Oldenburg, welche auch Delmenhorst in Besitz nahmen. Als aber der Graf Gerhard, von dem Renner in seiner kleinen Chronik pag. 72 sagt:

He was von Sinnen wunderlick

Van Frede arm, van Unrast rick.

Dem Kopmana was ein schedlich Her,

Verovede den oftmals sehr.

die Landstraßen unsicher machte, belagerte der Erzbischof Heinrich von Bremen, der auch Bischof von Münster war, Delmenhorst, welches sich ihm

auch 1483 nach einer tapfern Gegenwehr ergab. So wurden die Landstraßen sicher, und durch kein fremdes Land waren nunmehr die beiden Stifter, Münster und Bremen, getrennt. So lange Heinrich lebte, waren in Delmenhorst zwei Beamte, einer von Erzbischöflich Bremischer, ein anderer von Münsterscher Seite. Als aber 1497 Heinrich starb, setzte sich der Münstersche Beamte listiger Weise allein in Besitz, und 50 Jahre blieb Delmenhorst bei Münster. Der Bischof Franz von Münster befahl im Jahre 1536 seinem Drosten zu Delmenhorst, das Kloster Hude zu zerstören und die Güter einzuziehen. Grund zu diesem Befehl gab dem Bischof außer seiner Feindschaft gegen die Mönche, die er allenthalben verfolgte, ihr ärgerliches Leben, das sie führten; wie er denn in einem Briefe von Unwesen und Verbisterung des Klosterlebens zu Hude spricht, und nach Renner „förden de Monke een woest Leven mit losen Wivern, und deden wat se woiden.“ Im Jahre 1538 zertrümmerte der Bischof das Kloster gänzlich, nahm alle Kirchenschatzen, die Glocken und Orgeln mit sich nach Münster, um seinen von den Wiedertäufern unter dem Schneiders-König Johann Bockholt von Leiden und seinen Gehülfen Rothmann und Knipperdolling geplünderten und verwüsteten Dom damit auszugieren.

Mehreres von diesem Kloster Hude siehe in von Halem's Geschichte von Oldenburg, wo auf dem Titelblatt zum ersten Bande eine Abbildung der Klostersruinen sich befindet.

* Wen's trifft!

Der Freisinnige lehre sich nicht daran wenn er weiß, daß unter seinen Zuhörern Blinde und Harthörige sind, die tückisch lauern auf jedes Wort, das irgend einer falschen Auslegung unterworfen ist, hinein und Andere durch entstellte

Darstellung aufwiegen. — Es hat nie an Leuten gefehlt, die den Doldz lieben, Wahrheit und Offenheit aber hassen; es wird auch ferner an solchen Leuten nicht fehlen — sie sind wegen des bösen Gewissens, welches sie plagen wird, zu beklagen; — schwerlich schlafen sie nach gefertigten anonymen Drohbrieffen so ruhig, als der Empfänger, der, wenn er ein vernünftiger Mann ist, sich in seinen, das allgemeine Beste bezweckenden Gesinnungen nicht irre machen lassen wird. —

Möge es doch in dieser kräftigen Zeit an Männern nicht fehlen, die kräftig die Wahrheit sprechen, mit Ernst recht und zeitgemäß handeln ohne sich an Verläumdung, Verhöhnung, Wortverdrehung, Drohbrieffe und andere Machinationen des lichtscheuen Bösen zu kehren!

Ein den Staat und die Obrigkeit liebender Bürger.

*** Ueber die Verarmung der Städte ic.,**
v o n S a n s.
(Bruchstück.)

„Tene Vielheit und Glanz der Kaufladen sind ein Zeichen der Zeit, das unsre Voreltern nicht kannten und weit eher ein Zeichen der Verarmung, als der Wohlhabenheit, denn sie sind nicht Folgen, sondern Zwecke. Sie sollen Käufer anlocken, um den dahinsterbenden Verkehr gleichsam gewaltsam zu beleben, sie sollen Glanz in die Augen streuen, um den gesunkenen Credit zu erschleichen. In der Hinterstube da wacht die Sorge, da nagt der Kummer, da fließen die Thränen, während von außen Glanz bereitet wird von fremden Eigenthum und freundliche, willkommen heißende Gesichter zur Schau gelegt.“ — — Wir fügen hinzu: man braucht schon stärkere Mittel, als das Ausstellen der Waare. Anzeigen von Ausverkauf, unter Einkaufspreis, fünfzig Prozent unter Fabrikpreis, mit großem

Schaden verkauft ic., womit Einer dem Andern das Stücklein Brot aus der Hand nehmen will. Wie ist diesem Uebel zu steuern und gründlich abzuheilen? Das Käufer über solche Anzeigen nur lachen können, sollten die Verkäufer wissen.

A. D.

Historische Aehrenlese.

Es ist bemerkenswerth, daß, während man die Juden in Frankreich 1180 unter Philipp II., 1255 unter Ludwig IX., 1307 unter Philipp V. vertrieb, doch stets mitten in Frankreich nämlich in der Grafschaft Avignon Juden geduldet wurden, weil diese Grafschaft dem Papste gehörte. Es ist überhaupt höchst sonderbar, daß während aus schiefer Religionseifer, größtentheils auch aus Habsucht, die christlichen Herrscher in ihren Staaten die Juden verfolgten, die Päpste als Oberhäupter der Christenheit, die Monarchen ihrer frommen Gesinnungen wegen, wie man die barbarischen Verfolgungen unschuldiger Unterthanen nannte, höchlich lobten, selbst eben aus diesen Maaßregeln Vortheile zogen und die Juden aufnahmen und beschützten.

So beschützte Papst Alexander II. 1050 auch die Juden in Spanien wider Ferdinand I., und als 1492 Ferdinand V. alle Juden aus Spanien und seinen übrigen Reichen mit größter Grausamkeit verfolgte, ertheilte ihm Alexander VI. den Beinamen des Katholischen, nahm aber selbst 15000 jener Unglücklichen in Rom auf.

*** Berücksichtigungswerther Vorschlag.**

Es werden in dieser Zeit so viele Verbesserungen besprochen und vorgenommen, möchte man doch auch einmal auf den Einfall kommen unsere Bremer Scheidemünze (Groschen) zu verbessern.

Dies fatale Geld, was von so manchen Fremden verwünscht wird, und was oft so viel Schmutz

annimmt, daß es edelhaft ist es anzufassen, hat besonders noch den großen Nachtheil, daß es Manchem eine kostbare Zeit raubt, die mit dem Zählen verloren geht. Wollte man über die auf diese Weise verschwendete Zeit eine Berechnung machen, so möchte bald der Schaden des Umschmelzens ersetzt seyn.

Wie viele Betrügereien passiren nicht auch mit den Rost-Thalern.

Allem diesen könnte vorgebeugt werden, wenn man die Groten zc. in 3. 6 und 12 Groten-Stücke verwandelte; was von diesen Lettern jetzt in Umlauf ist, ist nicht des Nennens werth. Einen kleinen Theil der Groten könnte man zur Ausgleichung auch beibehalten. Ob man nun überhaupt fürs Silbergeld einen andern Münzfuß annähme, vielleicht mit der benachbarten Conv. Münze gleich, um dadurch mehr Silbergeld in Umlauf zu bringen, das verdiente wohl Ueberlegung.

Prüfet alles und das Beste behaltet. N. N.

* Freundliche Bitte.

Der Herr Verleger der wöchentlichen Nachrichten würde sich dem Publico ganz besonders verpflichten, wenn er die Annoncen der hiesigen Modewaarenhändler, in genanntem Blatte immer alle untereinander folgen ließe, — wodurch den Liebhabern dieser Lectüre eine schnellere Uebersicht des Wissenswürdigen verschafft, das Ganze aber so zusammengestellt, noch bei weitem interessanter zu lesen seyn würde! — e.

C h a o s.

Wohin hat sich die Zeit verirrt!

Ein Jeder kommt, zu leiten und zu lehren,
Man kann vor Lärm sein eignes Wort nicht hören,
Die ganze Welt wird noch verwirrt.

Was ausgemacht, was wahr ist, wird bestritten,
Nichts Festes mehr an seinen Ort gelitten;
Die Schönheit, die Gesezen sich vertraut,
Wird unterhohlet, wird überbaut.
Man ruft den Schreck, die Sinne zu verrücken,
Man will Verzung statt Entzücken;
Und Alles, Engel oder Ungeheuer,
Es findet seine Gönner, seine Schreier.
Das Selbstne nur wird noch gesucht;
Man müht sich ab, und kläng' es auch verrückt,
Was noch kein Mensch gesagt, zu sagen,
Um Wahrheit nicht — wer wird nach Wahrheit fragen! —
Für Unsinn sich mit Witz herum zu schlagen,
Und wer den größern Haufen hat,
Glaubt sich der Erste in der Stadt.
Scheltworte fliegen gar hinüber und herüber,
Dem Volke zum Scandal, je größer um so lieber. —
Was ist zu thun? Soll man da ruhig bleiben,
Wie? oder eine neue Zeitung schreiben?
Wo knüpft sie an, wo baut sie fort?
Was ist noch aufzuklären, zu ergründen?
Kein Grund ist in dem Strudel mehr zu finden;
Kein Wissen gilt, es herrscht das Wort!
Mag denn das Alte ganz zerreißen;
Verloren ging, was Tageschrift gewann,
Fangt immerhin von vorne wieder an;
Schreibt ihr ein Blatt, so muß es Chaos heißen.

St. Schläge.

* Sylben-Räthsel

auf den Familiennamen eines sehr edlen, (nicht bloß adlichen) Mannes,

Von Dr. Noeldke.

Dreißig ist mein Wort. — Läßt es benugend
In Lettern auf, und ihrer ist ein Dugend.
Von dieser Zwölfszahl sprich die ersten zwei
Und — horch! — es braust ein Reiterwort vorbei.
Die nächsten fünf erheben hümmend an den
Gestirnten Himmel sich in Peru's Landen.
Gebietend verlangen zwei dann Stille;
Du füge die drei letzten in Vere in
Mit den zwei vorigen, (so ist der Wille
Des Ganzen;) und trügst dich kein Augenschein,
So siehst du klar,
Und hörst wol gar
Mit Bränden und mit Schmettern,
Was Sisyphus gerollt, in diesen Lettern.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

N. Davies d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 13. März 1831.

Sei auch mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert,
Natur und Tugend hin zur Gottheit führen sie;
Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie,
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie.

Liedge.

Die Wiege.

Ich sah im kleinen Zimmer
An einer Wiege steh'n
Ein Weib mit Liebesblicken
Und nach dem Säugling seh'n.

Die Mutter stand so selig,
Der Säugling lag so heilb.
Es glänzte durch die Fenster
Der Abendsonne Gold.

Ich ging hinaus ins Freie,
Der Himmel war so blau,
Die Lüfte zogen singend
Durch Wald und Flur und Au.

Da war auch eine Wiege
Die weite Welt für mich.
Herunter neigte liebend
Der Weltenvater sich.

Die Kinder sollen schlafen,
Dieweil er liebend wacht.
Er spricht den Abendsegen
Durch seine Sternennacht.

Der Klang so voll, so milde,
Es sagt sich doch nicht wie:
Den Vater sah ich stehen
Und sank vor ihm aufs Knie.

Wilhelm Kilger.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

III.

Was heut zu Tage einem Kinde erklärlich
seyn würde, setzte damals ganz Berlin in Er-
staunen. Hätte Böttcher die Folgen seines gestrei-
gen Gaukelspiels vorausgesehen, er würd' es sicher-
lich unterlassen haben.

Bereits am andern Tage füllte sich, auf befremdende Weise, die Wolfs-Apotheke mit Käufern. Der erfreute Trumtra konnte sich das Räthsel erst nicht erklären, brachte aber glücklich alle alten Ladenhüter an den Mann. Er konnte dieß um so leichter wagen, als Jeder nicht auf die Waare, sondern nur auf den Gehülfsen und auf die Stelle seines fehlenden Knopfes sein Augenmerk richtete. Selbst der stolze, hochfahrende Obersteuerrath verschmähte nicht, in eigener Person sich in der Apotheke einzufinden und um die nochmalige Bereitung der gestern erhaltenen Arznei zu bitten. Er wich dabei nicht von der Seite des bloßen Gehülfsen, lobte schmeichelnd dessen seltene Kenntnisse in seinem Fach und gab eine ungemeine Vorliebe für die Chemie zu erkennen. Bedauernd fügte er hinzu: wie er noch sehr zurück in dieser edlen Wissenschaft sey und ihm ein so geschickter Berather, wie Böttcher, gar dringend fehle. Er erbot sich, bei dessen Herrn täglich zwei Stunden auszuwirken, in welchen Böttcher ihm, gegen anständige Vergütung, Unterricht ertheilen könnte. Jener mochte diese Zumuthung um so weniger zurückweisen, als sein Herr bereitwillig auf die ausgesprochene Bitte des angesehenen Nachbarn einging, und Böttcher selbst hoffte, dadurch mit dessen Tochter in nähere Bekanntschaft zu gerathen.

Zur bestimmten Stunde betrat er die Wohnung des Obersteuerraths. Dieser empfing ihn in seinem Studierzimmer, dessen Inhalt von der Lieblingsneigung seines Besizers zeugte. Das Büchergestell füllten kabbalistische Schriften; dort standen in Spiritus gesetzte Amphibien und Reptilien, hier hingen von der Decke ausgestopfte Land- und Seeungeheuer, und der Hieroglyphen mancherlei bedeckten die vier Wände. Eine anstoßende Küche war in ein nettes, mit allem Zubehör versehenes Laboratorium verwandelt und der

Obersteuerrath glaubte mit Recht eine belobende Anerkennung alles dessen annehmen zu dürfen. Tief in seiner Eigenliebe verlegt fühlte er sich daher, als Böttcher auf alle diese Dinge nichts zu geben schien, sondern den Unterricht damit begann, daß er seinen neuen Schüler über die Vorkenntnisse der Chemie examinierte. Mit ziemlich empfindlichem Tone erklärte ihm dieser jedoch bald unumwunden, wie sein einziges Streben nur dahin gehe, unedle Metalle in edle verwandeln zu lernen und er nur hierin Böttchers Anweisung begehre. Derselbe stellte ihm vor: wie er selbst in dieser Sache völlig unwissend sey und er sie, nach vielen vergeblichen Versuchen, auch nicht für möglich halte. Da berief sich Jener auf den gestrigen Vorfall. Errothend gestand Böttcher, daß es nur ein unschuldiger Scherz für seine leichtgläubigen Kameraden gewesen sey.

Mißtrauisch sah ihn der Obersteuerrath an. Er erblickte in dem offenen Geständniß Böttchers nur einen Vorwand, das kostbare Geheimniß für sich allein behalten zu wollen, und fuhr daher um so dringender fort, ihn mit Bitten zu bestürmen. Als Preis des glücklichen Gelingens versprach er, ihm das Theuerste, Kostbarste, was er besäße, überlassen zu wollen.

Noch stand Böttchers Rechtlichkeit fest; allein gestern hatte er, aus gereizter Empfindlichkeit, den ersten Schritt auf der Bahn der Unwahrheit gethan, heute wurde ihm, bei dem besten Willen, der Rückschritt fast unmöglich gemacht. Als er auf seiner Weigerung beharrte, drohte der Obersteuerrath, ihn unverzüglich bei dem Königlichen Gerichtshofe als einen Betrüger anzuzeigen und bestrafen zu lassen.

Hätte Böttcher ahnen können, daß der böse Dränger bereits die ihm anvertraute Kasse angegriffen hatte und sich durch das zu erzielende Geld von seinem Sturze zu retten gedachte: so

würde ihm das auffallende Benehmen desselben erklärlich gewesen seyn. Der Gedankstete versuchte nun das letzte Mittel, sich den umschlingenden Armen des Versüchters zu entwinden, indem er auf die Kostspieligkeit der vorzunehmenden Versuche hindeutete. Aber Jener betheuerte hastig, keine Kosten scheuen zu wollen, das Ziel zu erreichen, und zwang zugleich Böttchern eine große Rolle Geld als vorläufiges Honorar auf. Da willigte dieser schweinbar ein. Im Stillen aber gelobte er sich, die empfangene Summe getreulich zurückzugeben und bei der ersten Gelegenheit sich dem Umgange, so wie der Rache des Betäuschten zu entziehen.

Eifrig wurde nun das Werk betrieben. Retorten, Schmelztiegel, Blasebälge, mancherlei Werkzeuge, Mineralien u. s. w. beengten bald das kleine Laboratorium, in welchem Lehrer und Schüler mit beruhten Gesichtern und Händen, Erdgeistern gleich, herumwandelten.

Es war am vierten Unterrichtstage, als Beide eine geschmolzene Masse aufmerksam betrachteten, die, durch mehrere Zusammensetzungen, bunt genug ausfiel. Da ließ sich plötzlich aus einem Nebenzimmer ein schrecklicher Ton, dem Angstgeheul eines wilden Thieres ähnlich, vernehmen, dem der Fall eines schweren Gegenstandes folgte. Der Tiegel mit seinem Inhalte entfiel des entsetzten Böttchers Händen; angstvoll suchten seine Augen die des Obersteuerraths. Dieser wich, sichtlich bestürzt, dem fragenden Blick aus und entgegnete zerstreut: „Es ist nichts, mein Freund! Pergamus!“ — Aber noch lange schallte das furchtbare Geschrei vor Böttchers Ohren und mit Schrecken betrachtete er fortan die Thür jenes Gemaches, durch welche die Töne gedrungen waren.

Noch hatte er bei seinen Besuchen die Tochter des Obersteuerraths nicht gesehen. Der sechste Tag jedoch sollte diesen seinen stillen Wunsch in

Erfüllung bringen. Emsig beschäftigt, gewahrte er nicht, daß jene verhängnißvolle Thür leise und langsam sich geöffnet hatte. Sonderbar klingende Laute machten ihn aufschauern. Geisterbleich, Böttcher mit allen Zeichen eines heftigen Widerwillens anstarrend, stand das Fräulein vor ihm. Die erhobene Rechte machte eine nicht zu verkennende Bewegung gegen ihn, daß er sich entfernen sollte.

„Was willst Du?“ fragte barsch der Vater und trat hastig vor, die unwillkommene Störerin in's Zimmer zurückzudrängen. — Von den convulsivisch verzogenen Lippen erscholl abermals der furchtbare Schrei; zu Boden hin stürzte die Unglückliche und zerarbeitete sich unter grausig anzuschauenden Krämpfen. — Schauernd, voll des innigsten Mitleids war Böttcher bemüht, die mit der fallenden Sucht Behaftete zu erheben, allein der Vater hinderte ihn. „Lassen Sie das Mädchen liegen“, sprach er, „bald wird der Anfall vorüber seyn.“ Es traf ein. Allmählig erstarrten die Zuckungen; leblos lag sie da. Sie wurde auf ein Ruhebett gebracht und der Vater kehrte zu seiner thörichten Beschäftigung zurück.

Aber von diesem Augenblick an stand Böttchers Entschluß fest. In der nächsten Unterrichtsstunde schob er heimlich die unangerührte Geldrolle einem gedörrten Kugelfische in den aufgeblasenen Bauch und wendete den darauf folgenden Ausgethetag dazu an, einen Brief an den Obersteuerrath und einen an seinen Prinzipal aufzusetzen, in denen er offen Alles darlegte und seine vorhabende Flucht zu rechtfertigen suchte. Zugleich fügte er dem ersteren Schreiben ein, ihm als bewährt bekanntes Rezept gegen die Epilepsie bei und schloß sich dann in seinem Gemüth ungemein beruhigt.

Eben wollte er sein Stübchen auf immer verlassen, als sein Herr athemlos hereinstürzte. —

„Böttcher! um Gotteswillen“, rief er, „nehm' Er Reißaus! so schnell als möglich! — Er ist dem Könige als Goldmacher angegeben worden, und so eben war ein Commissair mit Wache unten, sich Seiner zu bemächtigen. — Ich mag Sein Unglück nicht. Ich habe gesagt, Er sey ausgegangen — nach Charlottenburg. — Aber sie kommen wieder, suchen Ihn überall — fort, aus dem Hause! aus dem Lande!“ — „Der verdammte Knopf!“ stammelte der bleiche Gehülfe. — „Ja wohl, der heillose, der verwünschte Knopf, der allein ist an Seinem Unglück schuld!“ wiederholte Trumtra und schob den Bögernden hastig die Treppe hinab und zum Hause hinaus. — „Da, da, armer Junge!“ sprach er zu dem Erschütterten und steckte ihm eine Hand voll Scheidemünze in die leere Tasche, „da nimm zur Reise!“ —

In demselben Augenblick aber, als Böttcher, dankstammelnd, den Fuß auf die Straße setzen wollte, fühlte er sich auch schon wieder bei dem Rockschloß in's Haus zurückgezogen. — „Mein Gott!“ rief Trumtra und beschaute ihn von oben bis unten, „hat er nicht wieder den unglücklichen grauen Rock mit dem fehlenden Knopf an? — Mit diesem offenen Steckbriefe laufe er ja gerade den Häschern in die Hände. Herunter damit!“ — „Aber ich habe keinen andern!“ seufzte kleinlaut der Gehülfe. — „Herunter, sag' ich!“ drängte Trumtra. — Die Hausflur zeigte jetzt zwei Männer, die eifrigst bemüht waren, möglichst schnell ihre Oberkörbe abzustreifen. Der braune des Apothekers flog auf des Gehülfen Leib, dessen grauer hingegen in die nahe Düngrube, nachdem der bedächtiger Herr zuvor das erst hineingesteckte silberne Füllsel aus der Tasche genommen und in die des Flüchtenden versteckt hatte.

„Langsam! langsam!“ raunte Trumtra dem in Sturmschritt dahin Eilenden nach, der nun

gemäßigter die Straße flüßig zog. Am Thore angelangt, musterte ihn zwar die Wache, ließ ihn jedoch ungehindert ziehen; dagegen jeder Einwandernde sich einer genauen Besichtigung unterwerfen mußte. Böttcher erkannte daraus die zu seiner Festnehmung bereits angeordneten Maßregeln und betrieb um so vorsichtiger seine Flucht nach Sachsen, seinem Vaterlande, das er auch glücklich erreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Anekdoten und Charakterzüge.

(Aus Engelhard's russischen Miscellen.)

Es ist so befohlen.

Im Jahre 1827 trat während der sogenannten Masläniza, dem russischen Karnaval, eine ungewöhnliche Kälte ein; dies hinderte jedoch das Volk keinesweges, mit der größten Ruhe, wie etwa an einem schönen Sommertage, zwischen den Eisbergen, Schaukeln und bretternen Komödien-Buden herum zu spazieren, Nüsse zu knacken (diese sind bei jedem Volksfeste unerlässlich), und die Seiltänzer und Handwürste anzugaffen und zu bekriecheln. Wir waren besonders diese letztern merkwürdig, da ich durchaus nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, bei 10 Grad Kälte und einem schneidenden Ostwinde mit Schneegestöber, oben auf dem Dache einer Bretterbude, mehrere Stunden im dünnen leinenen Jäckchen und kleinen Tanzschuhen auszuhalten, und dabei noch lustig und witzig zu seyn. Einer der Pajazzo's löste mir das Räthsel: er trat aus der Thür der Bude auf den Balkon hinaus, und fächelte sich ganz gewaltig mit seinem Hute, den er kaum zwischen den steifgefrorenen Fingern zu halten vermogte. Sein Kamerad fragte ihn was er vor habe? „Störe mich nicht, antwortete er ganz ernsthaft, der Herr hat eben befohlen, es solle uns allen sehr heiß seyn.“ Nun begriff ich, warum die Leutchen nicht froren!

Obiges ist freilich nur Karrikatur, wer aber den gemeinen Russen genau kennt, der wird wissen, daß dieser unbedingte Gehorsam, diese Hingebung für die Erfüllung des Befohlenen, ein Grundzug des russischen National-Charakters ist. Als ernsterer Beleg dafür kann folgende Anekdote aus dem Feldzuge in Finnland 1788 dienen, die ich von einem glaubwürdigen Zeugen habe: Ein kleines Detachement des Räsanschen Infanterie-Regiments ging, von einem Unteroffizier angeführt, Abends aus, um die Schilbwachen des äußern Cerdens, dem Feinde gegenüber abzulösen. Als sie eine Weile gegangen waren, ruft einer der Soldaten aus dem hintern Gliede seinem Vordermanne zu: „Da zieht ein Trupp Schweden hinter uns.“ — Nach ein paar Minuten, da keine Antwort erfolgt, wiederholt er seine Anzeige mit dem Zusatz: „Sie werden uns von den Ufern abschneiden, und dann ist's aus mit uns.“ — „Narr,“ antwortete ihm jener ganz gelassen: „Was geht das Dich an, es ist so befohlen, dafür verantwortlich ist der Unteroffizier, der muß wissen was er thut.“ — Das ist es was den russischen Soldaten unüberwindlich macht!

Sie thun ja ihre Pflicht.

Auf einer Fahrt, die ich im Spätherbste des Jahres 1812 den Ewrik hinauf machte, riß das eine der beiden dicken Laue, an welchem wir uns, wie gewöhnlich, gegen die reißenden Wasserfälle des Stromes hinaufzogen; *) nur mit der größten Lebensgefahr gelang es uns dennoch glücklich durch den Hauptfall, Sigowek, hindurch

*) Die Fälle sind so ungeheuer reißend, daß es fast kein anderes Mittel giebt, große Fahrzeuge, die nicht nahe längs dem Ufer, wo der Strom ruhiger ist, gehen können, hinauf zu bringen, als ein paar starke Laue von ungefähr 60 Faden Länge, oberhalb durch Unter, oder an irgend eine Felszacke, zu befestigen und sich so gegen den Wassersturz hinan zu winden.

zu kommen, und so noch bei schon einbrechender Nacht in einer ruhigeren Stelle am Ufer beizulegen. Wir alle, Schiffsvolk und Passagiere, hatten mehrere Stunden in beständiger Angst und unter angestrengter Arbeit verbracht, und alle sehnten sich gewiß nach Ruhe, besonders da es am andern Morgen mit Tagesanbruch weiter gehen sollte. — Um desto mehr befremdete es mich, nach einer kleinen Weile oben auf dem Verdeck allerlei Bewegung, und ein ziemlich lebhaftes Gespräch zu hören. Ich ging hinauf und fand den Steueremann damit beschäftigt, einen Kahn den wir hatten, hinabzulassen: „Was soll das werden?“ fragte ich. — „O, nichts, (nitschewo) war die Antwort, „da ist uns ein ziemliches Ende von dem zerrissenen Tau unterhalb in den Fäßen stecken geblieben, das soll der Lootse mit ein paar Andern holen.“ — „Jetzt, Freund? Es ist ja so finster daß man die Hand vor den Augen nicht sieht!“ — „Ja Herr, wenn wir's jetzt nicht holen, so hat's bis morgen der Strom gestressen, und überdem müssen wir morgen früh aufbrechen.“ — „Aber um's Himmels Willen Alter ist denn der Plunder es werth daß drei Menschen ihr Leben daran wagen?!“ — „Was ist denn da anders zu thun? das Tau unsers Patrons können wir ja doch nicht so fahren lassen.“ — „Aber die Leute werden ja in dem fürchterlichen Strudel und in der Finsterniß umkommen.“ — „I warum sollen denn die umkommen; sie thun ja ihre Pflicht, da hilft ihnen der liebe Gott schon; neböss!“ *)

Unterdessen war der Kahn hinabgelassen, die drei Waghälser nahmen einen Schnapps zur Stär-

*) Neböss! fürchte nicht und Nitschewo! es hat nichts zu bedeuten, sind zwei magische Worte, mit denen der Russe jedes, selbst das schwierigste Unternehmen beginnt und ausführt, oder auch beim etwanigen Mißlingen, sich wieder damit tröstet.

fung, bestiegen ihr Boot, kreuzten sich und fuhren ab. Wie ein Pfeil schoß der kleine schwankende Nachen in dem tosenden Strom dahin, und in wenigen Minuten entschwand meinen Blicken das letzte Merkmal ihres Daseyns über dem Wasser, der Schein der flackernden Kienscheite, die sie angezündet hatten, um doch etwas zu sehen. Mit klopfendem Herzen blickte ich ihnen noch eine Weile nach in die dicke Finsterniß, während mein alter Schiffer, in seinem Schafspelz eingehüllt, sich ganz ruhig neben dem Steuer hinlegte, und auch gleich einschlief.

Ich versuchte seinem Beispiel zu folgen, aber der Gedanke an die drei Tollkähnen, die dort in dem schäumenden Wasserstrudel ihre Pflicht thaten, ließ mich nicht schlafen. — Nach ein paar Stunden trieb mich die Unruhe wieder auf das Verdeck; es währte nicht lange, da erschien in der Ferne ein feuriges Pünktchen — allmählig wurde es größer — es war unser Kahn! — Ich rief ihnen ein herzliches Gottlob entgegen! mein alter Schiffer aber fragte: „nun, wie steht's? Habt Ihr's?“ Erst dann, als die Antwort bejahend ausfiel, da sprach er auch mit der größten Ruhe sein „Gottlob!“ aber in seiner Stimme lag der Ausdruck: „daß konnte nicht anders seyn.“ — Sie kamen an, zogen den Nachen und Lau auf das Verdeck und machten lachend die Bemerkung, daß sie durch und durch naß wären. An Erwärmen oder Trocknen war nicht zu denken, da es auf dem Schiffe weder Ofen noch Feuer gab; sie krochen statt dessen ganz wohlgenuth in die kleine Kajüte, warfen einige ihrer Lumpen ab und schlofen ein paar Stündchen bis an den Morgen, wo sie die noch ganz durchnästen Kleider wieder anzogen und fröhlich an ihre Arbeit gingen, ohne auch nur weiter mit einer Sylbe der gestrigen Expedition zu gedenken,

die sie als eine ganz gewöhnliche, abgethane Sache, durchaus gar nicht des Erwähnens werth hielten.

(Der Beschluß folgt.)

Schreiben eines Schullehrers

an der *** Gränze an seinen Collega in der Residenz.

Du beklagst mich, daß ich ganz an die Gränze verschlagen worden sey; allein ich sage Dir, daß ich mich hier glücklicher befinde, als je.

1) Leben wir hier zu Lande weit wohlfeiler, denn Salz, Zucker, Kaffee und Taback liefern uns die Schwärzer um die Hälfte, und da sie das Wildern als ein Nebengeschäft betreiben, so fehlt es uns auch nicht an Roth- und Schwarzwildpret.

2) Darum leben wir auch besser, denn das Rind- und Schafvieh erhält weit mehr Salz, und somit ist auch das Fleisch, die Butter und der Raam besser. Der Kaffetopf kommt gar nicht vom Tische, und meine Frau will darum nichts mehr von der Residenz hören. Um den Malzausschlag zu sparen, trinken wir in den Wirthshäusern lauter Zuckerrwasser, aber nicht so, wie die Herren in, sondern Jeder hat seine Kanne vor sich stehen; auf dem Tische befindet sich eine große Schüssel mit gestoßenem Zucker, und neben dieser ein Vorlegelöffel; so oft nun Einer einen Löffel voll nimmt, zahlt er dem Wirths einen Kreuzer.

3) Meine Schulbuben sind ganz andere Kerls, als bei Euch. Wenigstens die Hälfte steht im Solde der Schwärzer. Sie werden von Jugend auf an Strapazen, an Kälte und Hitze, an List und Verschlagenheit gewöhnt; sie üben ihren Muth, lernen Gefahren tragen und sehen Verwundete und Todte jetzt so gleichgültig an, wie früherhin beim Treibjagen die geschossenen Hasen.

Kurz — es sind wahre Spartaner, an denen Lykurg seine Herzensfreude haben sollte, wenn er sie sehen würde. Ich redete sie neulich an: Ihr Schulzen und Bürgermeister, Ihr Gemeindebevollmächtigte und Wahlmänner, Ihr Landräthe und Landstände, Ihr Schwärzer und Wilderer, Ihr Mörder und Diebe, Ihr Bücklinge in Arbeits- und Zuchthäusern, Ihr Inquisiten und arme Sünder auf den Rabensteinen! Alles das könnt Ihr noch werden, je nachdem ihr Euch aufführet! Sie lachten wie die Schelmen und verließen die Schule eben so fröhlich als sie dieselbe betreten hatten. Du wirst sehen, daß die Kerls in der Zeitfolge noch Epoche in unserm lieben Vaterlande machen werden.

4) Auch die Unterhaltung in den Wirthshäusern ist sehr lebhaft. Man glaubt lauter Soldaten zu hören, die sich nach überstandnem Kriege ihre Leiden und Freuden mittheilen. Jeder erzählt seine Thaten; wie viel Salz, Zucker und Taback er die Woche über eingeschwärzt habe, wie er es angestellt, wie er die Gensd'armen überlistet, wie er nach diesem und jenem geschossen, und wie er sich bei Gericht durchgezogen habe. Die Buben hören aufmerksam zu, und man hat Hoffnung, daß sie ihre Väter in diesem eintäglichen Speculationsgeschäfte bald übertreffen werden.

Freilich mit dem Predigthören und mit der Sonntagschule geht es etwas schlecht, denn da die Juden am Sabbath weder schwärzen noch geschwärzte Sachen aufnehmen dürfen, so sucht man das, was am Freitage und Samstag verfaumt wurde, am Sonntage nachzuholen, und da ist gewöhnlich Alles auf den Weinen. Es verlautet, daß die Mauth aufgehoben werden sollte. Dies wäre schlimm für unsere Gegend. Mein Nachbar der Landarzt erschrickt, wenn ich ihm

ein Wort davon sage, denn so oft er in unserm nahen Walde einen Schuß hört, so ist er so fröhlich wie die Zimmerleute, wenn sie ein Dorf in Brand sehen. Damit Du aber auch weißt, wie das eingeschwärzte Gut schmeckt, so lege ich ein Pfund Salz, ein Pfund Zucker, ein Pfund Caffer für Deine liebe Frau, und ein Pfund Taback für Dich hier bei. Willst Du auf die Fastnacht ein Hirsch- oder Rehschlägel, so melde es mir. Ich bleibe.

Dein treuer Freund.

Altes und Neues.

Als dem Kaiser Friedrich III sein Kanzler Caspar Schlick verdächtig gemacht und ihm gerathen wurde, dessen Briefe auffangen zu lassen, sprach er den merkwürdigen sehr zu empfehlenden Grundsatz aus: „Ich kenne meinen Kanzler seit lange als einen ehrlichen mit getreuen Mann; soll ich vom Gegentheil überzeugt werden, müße es wenigstens auf eine Art geschehen, deren ich mich nicht zu schämen brauchte.“

Eine französische Zeitung nannte neulich das Kanonenpulver den Streusand für die diplomatische Tinte.

In London verklagte im Januar Frau Debues ihren Mann: er wolle sie umbringen und habe bei seinem Bett ein großes Schüreisen liegen, womit er die That zu vollbringen gedenke. Nach geschehener Untersuchung wurde dem Manne Bürgschaft auferlegt und er angewiesen: „sein Wab, wenn es eine Züchtigung verdiene, mit einem ordentlichen Stock zu bestrafen, aber nicht mit einem Schüreisen.“ — In dem freien Lande, wo man schon sehr viel Buchdruckerschwarz zu

den Phrasen gegen die abscheuliche Sklaverei der Schwarzen verbrauchte, scheinen die Weiber auch noch zu der schwarzen Menschheit zu gehören, die auf bessere Hilfe hofft.

F. Wege.

E i n f ä l l e.

Es gibt Verräther fremder Geheimnisse, die sich dieser tadelnswerthen Handlung ohne böse Absicht schuldig machen. Sie thun es bloß aus Schwäche, weil sie kein Geheimniß verschweigen können. Ihr Kopf ist wie das Faß der Danaiden; alles, was man ihm anvertraut, strömt von allen Seiten wieder aus. Wenn Menschen dieses Schlages ein Gespräch anfangen, so haben sie gar nicht die Absicht, was sie von Anderen wissen, zu verrathen, aber sobald man sich nur mit ihnen unterhält, so werden sie, nach Maßgabe des Anstoßes, den sie erhalten, redselig und sagen weit mehr als man wissen will — selbst das, was ihnen ein Freund unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt hat.

Mit dem Worte: „berühmt, wird seit undenklichen Zeiten ein großer Mißbrauch getrieben, indem man es mit berüchtigt für synonym hält. Es gibt Menschen, die sich nur durch ihre Laster und Gräueltthaten berühmt gemacht haben, und ihr Ruhm ist daher nur ein Vergerniß.

K. Mächler.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reis.

Alle Ränke der Politik zur Ueberlistung und Bevortheilung, aller Mißbrauch der Gewalt durch Zwang und inquisitorische Maßregeln, werden

nie den tausendsten Theil des Wohlstandes erklimmen, den Freiheit freiwillig aus der Schöpfung üppigem Boden treibt.

Wenn religiöser oder politischer Fanatismus auch die Frauen ergreift, so ist die Gesellschaft ihrer Zerstörung am nächsten! Die Vorsehung hat den Weibern darum weniger Stärke und mehr Sanftmuth gegeben, damit in ihren Herzen die zarten Empfindungen der Menschlichkeit und Milde immer eine sichere Zuflucht finden, vorherrschend bleiben und auch selbst in der beweglichsten Zeit festgehalten werden! —

Bei französischer Einquartierung.

Du lobst der Franken seinen Ton,
Doch fürcht' ich ihre Mucken;
Man hört es an der Sprache schon,
Das sie gern viel verschlucken.

St. Schlegel.

C h a r a d e.

Der Major Feig hielt in der Schlacht
Einst ruhig hinter 2,
Da kam, nicht hält' er es gedacht,
Der General herbei,
Der rief die 1 ihm zornig zu;
Doch Jener sprach: „Laßt mich in Ruh!
Ich bin verwundet“ — War' es wahr?
Ach nein, es war das Ganze gar.

G. von Deuern.

* Auflösung des Sylben - Räthfels
in Nro. 20:

Brandenstein.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 17. März 1831.

Und wie trüb' auch der Himmel, wie Wolken auf Wolken sich thürmen,
Schwere Gewitter uns droh'n, ja Stürme verberblich schon brausen:
Vater allmächtiger Vater! wir wollen im Glauben nicht wanken,
Wanken nicht im Vertrau'n, daß Alles weise Du leitest.

Beim Eisgange.

Im Jahr 1831.

Hörstet! Das Klang wie ein Schuß, und wieder und
abermal einer,
Dampfen, ängstlichen Tones, als wär' es ein Rufen
in Nöthen!
Und schon strömet das Volk in bunter, lärmender
Menge
Süßig die Straßen daher, als gellt' es ein herrliches
Schauspiel;
Ja! wohl gilt es ein solches, wohl ist es ein herr-
liches Schauspiel,
Doch mit Schrecken gepaart, und der Herr be-
währe vor Unglück! —
Ja, es brach ihm die Macht, dem rauhen Herrscher
des Nordens,
Die er, wie kurz auch geübt, doch wild und tyrannisch
geübt;
Ströme schlug er in Fesseln, in starke, hemmende
Fesseln,

Deckte mit starrem Gewand einfarbigen, blendenden
Schimmers,
Weithin Alles umher, die bunten Gesilde der Erde. —
Aber es endet jed' Reich, es nahten erlösende Winde,
Boten, vom Frühling gesandt, die bliesen mit wär-
mendem Hauche
Ihm in das bärtig' Gesicht, und nimmer mag er
das leiden —
Weil's ihn verwundet zu Tod — der alte Herrscher
des Nordens.
Und gezwungen befreit er die mächtig gefesselten
Ströme,
Nimmt, gezwungen, der Erde das blendende Kleid
ihrer Knechtschaft. —
Aber es brausen wild auf die freien, entfesselten
Wogen,
Höher und höher anschwellen die schäumenden, mäch-
tigen Fluthen,

Schollen an Schollen zerbersten, Wellen kämpfen mit Wellen;
 Fürchterlich raset der Strom in ungebändigter Freiheit,
 Wühlet tief ein sich in's Land mit hundertfältigen Armen,
 Recket und strecket die Glieder, die lange der Freiheit entbehret,
 Und dem Verderben geweiht ist Alles, was sie erfassen. —
 Schrecklich = erhabenes Bild der Kraft, die die Schranken durchbrochen,
 Alles im Wirbel hinreißend sich selbst im Kampfe zerstört! —
 Und Entsetzen erfaßt des Ufers arme Bewohner,
 Fliehen in ängstlicher Hast die warmen, traulichen Hütten,
 Retten das Leben sich nur, denn schneller eilen die Wogen,
 Schneller eilen die Schollen — die Alles brechenden Schollen! —
 Bäume nicht, Mauern nicht hemmen die Fluth, die, mächtig anstürmend,
 Schon die Gärten, und jetzt — o der armen Uferbewohner! —
 Auch die Hütten zerstört — die warmen, traulichen Hütten. —
 Doch — sie tobet nun aus, die Kraft, die rasend getobet,
 Stillter und stiller schon werden die wilden, brausenden Wogen,
 Kehren besänftigt zurück in das alte verlassene Bette,
 Reife nur grollend der Macht, die, größer denn ihre, sie bannet. —
 Und zu den Ufern zurück auch kehren die armen Bewohner,
 Blicken, ob Vieles zerstört, von den Hütten nur Trümmer geblieben,
 Dankend zum Himmel hoch auf, zum blauen, freundlichen Himmel,
 Danken, noch Thränen im Auge, daß ihnen doch Manches gerettet,
 Daß mit dem Leben dem Herzen auch Lust zum Leben geblieben. —

Und bald schmücket Natur zu ihrem herrlichsten Feste
 Schon den Tempel sich aus, den großen, heiligen Tempel.
 Gräser sprossen empor und hüllen manch Fleckchen der Erde
 Schon in's bräutliche Kleid, in's Grün, in das junge, der Hoffnung,
 Laß, wenn der Frühling nun nah't, der blumenspendende Frühling,
 Weich gebettet auch ruh'n die lieben Kinder, die Blumen. — —

„Ja! zum Himmel empor — zu Dir, allmächtiger Vater,
 Schaut unser bangendes Herz in allen Stürmen des Lebens!
 Auch für die Stürme hab' Dank! sie sollen uns läutern und prüfen,
 Ob wir des Frühlings auch werth, der einmal doch uns beschiedenz;
 Und wie trüb' auch der Himmel, wie Wolken auf Wolken sich thürmen,
 Schwere Gewitter uns droh'n, ja Stürme verderblich schon brausen:
 Vater allmächtiger Vater! wir wollen im Glauben nicht wanken,
 Wanken nicht im Vertrau'n, daß Alles weise Du leitest,
 Und — wenn wir Menschen nur gut — auch Alles zum Guten uns wendest!“
 Emil Heine.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

IV.

„Mein Herr Hauptmann“, rapportierte der Unteroffizier des sächsischen Grenzcommando's in Treuenbriezen, „hier bring ich einen verdächtigen Mann, der mir gerade in die Hände gelaufen ist. Er will aus Greiz im Voigtlande gebürtig, Apothekergehülfe seyn und directe von Berlin kommen. Aber der bortige Wind muß ihn so

ausgehört haben, daß er sich ausnimmt wie eine Schmerle in einem Scheffelsacke. Seh'n Ew. Gnaden 'mal her! Ueberdies hat er weder Paß, noch sonst des etwas aufzuweisen." — Wirklich ging der weite Rock des dicken Drumtra beinahe zwei Mal um den schlanken Leib Böttchers und verrieth gleich, daß er nicht für ihn zugeschnitten sey.

Böttcher, der es sich heilig vorgenommen hatte, nie wieder von der Wahrheit zu weichen, erzählte freimüthig dem examinirenden Offizier die Ursachen seiner schleunigen Flucht und was derselben vorhergegangen. „Klette“, sagte der Hauptmann schmunzelnd zu seinem Untergebenen, „Du bist ein Glückskind! Da haben wir ja ein Goldfischchen gefangen, das traum unserm hochgebetenden König und Churfürst sehr willkommen seyn wird. Des Goldes wird so immer weniger hier im Lande, und der Leute, die welches haben wollen, giebt's täglich mehr. Diesem Mangel kann der Bursche da abhelfen und uns Beiden nebenbei auch ein hübsches Stümmlen einbringen. Goldmännchen! Böttcherchen! mach mir keine Einwendungen! Deine Tausendkünste sind auch bei uns in Sachsen schon bekannt. Sollst auch keine Noth hier leiden!“ — Er hielt Wort. Ein recht stattliches Fuhrwerk, welches, außer Böttcher, der Unteroffizier Klette und ein Gemeiner bestiegen, brachte das Kleeblatt wohlbehalten nach Dresden.

Unter einer zahlreichen Begleitung Neugieriger ging der Zug über die große Brücke, die freilich damals noch nicht die jetzige schöne Gestalt hatte, vor das königliche Schloß, wo in abgemessenen Schritten die bunten Schweizergarden gravitatisch auf und ab wandelten. Durch Vorzeigung seines Rapports bewirkte Klette sich und seinen Begleitern ungefümt den Einlaß. Ein Schweizer geleitete sie nach dem Hofmarschallamte,

wo Klette und Böttcher eintraten, indeß der ausßen gebliebene Gemeine das fragende Hofgesinde durch seine Erzählungen von dem aufgegriffenen Wundermann in Erstaunen setzte. Nach einer Weile wurden beide Söldner entlassen, Böttcher aber einem Hoffourier und zweien Wachen übergeben, die ihn nach der königlichen Küche brachten.

War es List, Böttcher offenherzig und den ihm zu machenden Anträgen geneigt zu stimmen, oder königliche Großmuth — genug, er wurde wahrhaft fürstlich bewirthet. Wein im Ueberfluß und köstliche Gerichte erfreuten den Gefangenen und ließen ihn für einen Augenblick den Verlust seiner Freiheit vergessen. Wenn aber heute auf die königliche Tafel angebrannte Suppen, hartes Fleisch, versalznes Gemüse oder verkohlte Braten kamen, war Niemand anders schuld als Böttcher. Um den schlecht gekleideten Fremdling hatte sich ein dichter Kranz neugieriger Küchenmeister, Köche, Zehrgärtner und Küchenjungen gereiht, die in ihren weißen Jacken, Hosen, Schürzen, Zipfelmützen und den schwarzen Haarbeuteln wie ein lebendiger Zauberring sich ausnahmen. Wie eine Giraffe unter Gazellen, oder wie ein Kirchturm unter niederen Bauerhäusern, ragte der riesige Hofstürke unter den weißen Lämmern hervor und verschlang fast den Goldfisch mit den weit aufgerissenen Augen. Unter diesen Umständen war es Böttchern nicht zu verargen, wenn er sein Mahl etwas abkürzte und bald bereit war, seinem Führer zu folgen, der ihn zwei Treppen hinauf steigen ließ. Ein geschmeidiges Männchen empfing ihn höflichst in einem prächtigen Zimmer und nöthigte ihn, Platz auf einem in der Mitte stehenden Sessel zu nehmen. Schnell umgab eine Serviette den Hals und weißer Schaum den ansehnlichen Bart Böttchers, der unter den kunstflinken Händen bald verschwand. Dann flog ein weiter Pudermantel um die Schulter des Rasirten;

Schere, Kamm und Brenneisen arbeiteten abwechselnd in seinem Haupthaar; Mehlstaub verwandelte das blonde in weißes; zierlich gedrehte Locken beschatteten die vorhin unbedeckten Schläfe. Ein braunes Hofkleid, seidene Strümpfe, beschnallte Schuhe, ein Traghütchen, Manschetten und ein Degen, der freilich nicht aus der Scheide ging, verwandelten in Kurzem den dürftigen Herumstreicher in ein süßes Hofherrchen. Der Schöpfer freute sich seines gelungenen Werkes und führte den Umgeschaffenen vor den hohen Spiegel, in welchem derselbe ein fremdes Gesicht zu erblicken wählte.

Jetzt bedeutete ihn der Hoffourier, wie er nun unverzüglich bei Sr. Majestät zur Audienz kommen würde. Willkommenen Herzens stieg Böttcher wieder eine Treppe herab und gelangte durch eine Reihe glänzender, mit Hofleuten angefüllter Zimmer in das Vorzimmer des Königs, wo er die Weisung erhielt, zu warten, bis der Monarch das dem Könige von Preußen für zwölf Chinesische Porzellan-Vasen überlassene Dragoner-Regiment verabschiedet haben würde.

Trompetenklänge, Paukenwirbel, Pferdege-trappel zogen Alle an die hohen Fenster. — Unter dem Schloßthurme, durch das grüne Thor herein, paradierte, belockt, bezopft und bepudert, das schönste Reiter-Regiment hervor, und stellte sich, den königlichen Gemächern gegenüber, in dem geräumigen Schloßhof auf. Wie mit dem Lineale gezogen standen gerade und unbeweglich die langen Reihen der glänzenden Krieger, welche man für steinerne zu halten geneigt gewesen wäre, hätten nicht hie und da die Hufe der schmucken Rosse unsanft gegen die Steinplatten gescharrt. Als das Regiment geordnet und gerichtet stand, sprengten sämtliche Offiziere an die Halle heran und stiegen ab. Bald tönten schwere Tritte und Sporengeklirr vor dem königlichen Vorzimmer.

Auf sprangen die Flügeltüren, und, den ehrwürdigen Obersten von Stackelberg an der Spitze, marschirte, Einen Schritt, Eine Bewegung beobachtend, in stolzer Haltung das Officiercorps herein und zum König. Zwei helle Zähnen tropften von dem grauen Schnurrbart des greisen Anführers, als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, und sehr ernsten, ja trüben Blicks folgten ihm seine Begleiter. Im Hofe wieder angelangt, nahmen sie ihre früheren Stellen ein, und das Regiment begann vor dem Könige vorbei zu defiliren, der aus dem offenen Fenster herabschaute. Abschiednehmend senkten sich die Säbel der Offiziere, die Pallasche der Subalternen, die Standarte des Regiments und unter lustigem Trompeten- und Paukenschalle verschwanden sie zurück durch das grüne Thor.

Viel hatte Böttcher von der außerordentlichen Körperstärke seines Landesherrn, den er jetzt zum ersten Male erblicken sollte, erzählen hören, und sich demnach eine hohe, gewaltige Vorstellung von dessen Leibesgröße gemacht. Er war daher nicht wenig verwundert, bei seinem Eintritt einen fast hageren, kaum mittelgroßen Mann zu finden, der beschauend vor einer der vorhin erwähnten Vasen stand und dessen bligender Stern und Ordensband in ihm den Monarchen erkennen ließ. Aber auf dem wahrhaft schönen Gesicht verschmolz ehrefurchtweckende Majestät mit gewinnender Milde, und die großen blauen Augen schienen nur Gutes zu verkünden.

August II. warf einen flüchtigen Blick auf den demüthig sich Verneigenden und, seine vorige Beschäftigung fortsetzend, ließ er die Worte hinfallen: „Sein Name ist Böttcher?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — „Sachse?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — „Er versteht die Kunst, Gold zu machen?“ — „Nein, Ew. Majestät.“ — „Man hat mir aber bestimmt versichert, daß Er im

Befüge dieses Geheimnisses sey!" — „Ich kann Ew. Majestät noch bestimmter versichern, daß dieß nicht der Fall ist."

Der König wendete sich jetzt ganz zu Böttchern, richtete die Augen durchdringend auf dessen Gesicht und sagte: „Soll diese Rede Beschcheidenheit oder ein berechneter Kunstgriff seyn, mein Interesse für Ihn zu steigern?" — „Keines von beiden. Es ist nur die innige Ueberzeugung von Ew. Majestät getreuestem Unterthan." — „Er hält also die Sache für nicht möglich?" — „Wenigstens haben meine angestellten Versuche mich belehrt, dieselbe durch mich für unausführbar zu halten. — Soll ich übrigens meine Meinung offen aussprechen", fuhr Böttcher mit wachsendem Muth fort, „so glaube ich, daß im glücklichen Falle des Gelingens das Gold bald aufhören würde, das edelste und gesuchteste der Metalle zu seyn." — „Er hat Recht. In den Händen von Privatpersonen allerdings würde es zum Mißbrauch führen und eben darum, glaube ich, hat die Vorsehung bis jetzt es ihnen vorenthalten. Aber bei einem weisen, für das Wohl seines Volks besorgten Regenten dürfte die Entdeckung des Geheimnisses zur nie verstehenden Segensquelle werden, und Millionen dankbarer Menschen würden den Entdecker preisen. — Fühlt Er sich nicht von dieser Idee ergriffen — begeistert?" — „Wohl ist es ein erhabener Gedanke, würdig eines so großmüthigen, das Glück seines Landes befördernden Monarchen, wie Ew. Majestät." — „Er will sich also der Ausführung unterziehen, mein Vertrauen rechtfertigen?"

„Bestürzt über diese unerwartete Wendung des Gesprächs entgegnete Böttcher: „Ich fühle mich eben so unwürdig als unfähig dieser hohen Gnade, und wage daher, solche unterthänigst abzulehnen."

„Böttcher", sprach hier ernst und mit blühenden Augen der Monarch, „bis hierher hat mir dein Benehmen gefallen. Ein Schritt weiter — und ich erblicke darin nur bössliche Halsstarrigkeit, strafbare Widersetzlichkeit gegen Seinen Souverain, der Ihm wohlwill. — Ich werde Ihn einen Ort anweisen lassen, wo Er seine Versuche erneuern und einem glücklichen Resultate nachstreben kann, das Er bis jetzt nicht erreichen konnte, weil Ihn in Seiner beschränkten Lage die nöthigen Mittel nicht zu Gebote standen. Von nun an soll dieß anders werden. — Meine ganze Gnade, so wie der Dank seines Vaterlandes soll Ihn lohnen, gehen die ersten Goldbarren aus Seinen Händen hervor."

(Die Fortsetzung folgt.)

Russische Anekdoten und Charakterzüge.

(Beschluß.)

Es mögte ihm die Freude verderben.

Im vorigen Winter starb hier ein wackerer und höchst nützlicher Beamter, mitten in der Ausübung seiner Berufsgeschäfte, vom Schlage getroffen in der Gerichtsstube. Er war seiner seltenen Rechtlichkeit und Thätigkeit halber allgemein beliebt, und zu seinem Begräbniß fanden sich, außer den wenigen geladenen Gästen, eine Menge Personen ein, die ihm unaufgefordert noch diesen letzten Beweis ihrer Achtung und Liebe geben wollten. Unter ihnen fanden sich auch ein paar russische Kaufleute ein, die mit dem Verstorbenen lange in Geschäftsverhältnissen gestanden hatten, und von denen besonders der Eine, M. G., seiner Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit eine einfache, aber herzliche Standrede hielt, und als Beweis jener Tugenden den Umstand anführte, daß er nach dreißigjährigem thätigen

Dienste, seiner Wittwe und seiner noch un-
gezogenen Tochter durchaus nichts hinterlasse. —
Im Laufe des Gesprächs erfuhren sie von mir,
(was der Verstorbene immer geheim gehalten
hatte) daß er seinem im Innern lebenden alten
blinden Vater, von seinem künftigen Gehalte
jährlich 300 Rubel geschickt habe, und daß der
arme Greis jetzt ohne Unterstützung, sich in der
traurigsten Lage befinden müßte. Beide ant-
worteten mir wie aus Einem Munde: „O, den
Vater eines solchen Sohnes wird Gott nicht ver-
lassen.“

Ungefähr drei Wochen später erhält die
Wittwe einen Brief von ihrem alten Schwieger-
vater, der ihr mit gerührtem Herzen seinen Dank
dafür abstattet, daß sie, bei der bedrängten Lage
in der sie sich nach dem Tode ihres Mannes na-
türlich befinden müsse, nicht nur seiner gedacht,
sondern ihm sogar jene 300 Rubel für das ganze
Jahr zum voraus geschickt habe. — Mein Ge-
spräch mit den beiden Kaufleuten, ließ uns gleich
die Urheber dieser edlen That ahnen; ich besuchte
M. G. und brachte ihm den Dank des Greises
und der Wittwe; lange wollte er nicht gestehen
daß er einigen Antheil daran habe; endlich aber,
als ich nicht nachließ in ihn zu bringen, sprach
er halb unwillig: „Nun, wenn Du es denn schon
errathen hast, so magst Du's wissen; wir haben
unter uns abgemacht, diese Pflicht gegen
den Alten zu erfüllen, so lange er lebt, und
da vielleicht doch Einer von uns früher sterben
könnte, als er, so haben wir darüber ein Papier
aufgesetzt, damit auch unsere Erben so fortfahren.
Nun weißt Du's, aber schweig davon, man muß
von dergleichen nicht reden; besonders darf der
Alte nichts erfahren, es mögte ihm die
Freude verderben.“

Es wird mir schwer, die beiden Ehren-
männer nicht zu nennen, aber ich ehre das Ge-

fühl, welches ihnen gebot unbekannt zu bleiben. —
Beide tragen Kasan und Bart, und der eine kann
weder lesen noch schreiben.

Ich bin reicher als der Kaiser.

Nach der großen Feuersbrunst in Zarskojs-
Selo, welche im Jahr 1822 mehr als ein Dritt-
theil des kaiserlichen Schlosses und das Ge-
bäude des Lyceums einäscherte, ward sogleich mit
der größten Thätigkeit an der Wiederherstellung
des Aufgebrannten gearbeitet. — Unter andern,
öffentlich an den Mindestfordernden ausgetretenen
Gegenständen, war auch die Schmiedearbeit, zu
welcher sich eine Menge Liebhaber eingestellt hatte.
Die Preise waren schon sehr niedrig, und es
wurde nur noch bei einzelnen Kopelen herunter
gelassen; da that einer der ansehnlichsten Schmie-
demeister aus Petersburg, Namens Dobrezow,
ein so niedriges Gebot, daß jedermann, und er
selbst glaubte, er würde dadurch gewiß alle etwa-
nigen Liebhaber abgeschreckt haben. Allein, wie
es nun bei dergleichen Versteigerungen geht, es
fanden sich noch Nebenbuhler, die, vielleicht blos
um ihm einen Poffen zu spielen, doch hie und
da etwas von den einzelnen Preisen herunterließen.
Da trat endlich Dobrezow vor und sprach: „ich
sehe wohl, dem Dinge muß ein Ende gemacht
werden: ich übernehme die Arbeit um-
sonst! Nun Ihr Herren,“ setzte er lächelnd,
hinzuzugewandt, „wer läßt noch ab?“ Alle stugten, und
der Vorsitzer der Baukommission hielt für nöthig
ihm anzuzeigen, daß er ja da, selbst zu den her-
abgesetzten Preisen, ein Opfer von mehr als dreißig
tausend Rubel brächte. „Das weiß ich recht
wohl, Eure Excellenz, aber das thut nichts zur
Sache; ich bin durch Gottes Gnade und des
Kaisers Schutz, ein wohlhabender Mann, und
werde dadurch nicht arm werden. Meine drei
steinernen Häuser in Petersburg stehen unversehrt,
und unsern guten Alexandersz Pawlowitsch

— Gott schenke ihm langes Leben und Gedeihen,
 — Lieblingshaus ist abgebrannt und raucht noch;
 da bin ich reicher als Er. — Belieben Sie nur
 mein Gebot zu verschreiben, ich bleibe dabei.“ —
 Man bemerkte ihm nun, daß sein Anerbieten
 erst dem Kaiser zur Genehmigung vorgestellt
 werden müsse. „In Gottes Namen,“ war seine
 Antwort, „unser Vater = Zar (Zar Batinschka)
 wird mich alten Mann gewiß nicht durch eine ab-
 schlägige Antwort kränken wollen, dazu ist er
 viel zu gutherzig. Ich schicke morgen früh meine
 Arbeiter her.“ — Die Sache wird dem Kaiser
 vorgetragen, und da es sich auswies, daß der
 Mann wirklich sehr wohlhabend sey, so geneh-
 migte Vater = Zar das Anerbieten und ertheilte
 dem originellen Geber eine goldene Medaille zum
 Tragen an einem Ordensbande.

Ähnliche Aufopferungen finden sich häufig
 bei Versteigerungen von öffentlichen Bauten oder
 Lieferungen, vornehmlich für Wohlthätigkeits-
 Anstalten und Kirchen, wo oft die bedeutendsten
 Summen dargebracht werden.

* Brand in der Osterthors Vorstadt.

Bremen am 24. März 1831.

Einige wohlgemeinte Bemerkungen darüber,
 von einem Bewohner der Vorstadt.

Hestiger Wind und beinahe Sturm weckte
 mich öfter in letzter Nacht. Ich dachte an die
 Weseerdeiche und wurde sehr beunruhigt und er-
 wachte gegen 4½ Uhr abermals, da ich die Glocke
 von Nemberti Kirche läuten hörte.

Schrecken bemächtigte sich meiner; ich
 stand auf, hörte Feuerlärm und eilte dem
 Orte, wo es in der Röntjen heißt, zu und
 fand bereits die erste Sprünge in Thätigkeit, be-
 merkte aber, daß die vielen dabei herumstehenden
 Leute größtentheils bloße Zuschauer abgaben
 und selbst auf dringendes Ansuchen der bei den
 Sprünge Angestellten keine Hand zum Wasser-
 herreichen anlegen wollten, sondern sich zurück-
 zogen.

Da der Westwind noch immer heftig war
 und das Feuer über die enge Straße herüber gegen
 die gegenüber stehenden Häuser wehte, und solchen
 ebenso Gefahr drohte, so suchte ich mich solchen
 von hinten über dem dazu gehörenden Gartenlande
 zu nähern, täuschte mich aber wenigstens in einer
 sichern Erwartung, die Bewohner auf dem Boden
 aufmerksam zu finden, wenn etwa herüberwehendes
 Feuer dort ebenfalls zünden möchte. Es war im
 Gegentheil niemand im Hause und als ich Mehrere
 der draußen auf dem Lande Stehenden darauf
 aufmerksam machte, hielten sie es für überflüssig.
 — Es war freilich Rauch in dem Hause, allein
 solcher war nicht so stark, daß man nicht darin
 hätte ausdauern können.

Ich habe mich übrigens, als bald darauf
 mehrere Sprünge angekommen waren, dem Wasser-
 herreichen nicht entziehen zu dürfen geglaubt; habe
 mir aber die Bemerkung herausgezogen: daß
 wenn bei solchen Brandereignissen mit
 dem möglichsten Erfolge Hülfe geleistet
 werden soll: dann sofort von Seiten
 der Löschanstalten getreue Leute auf den
 Böden der nahe liegenden Häuser ver-
 theilt und mit einigen Eimern voll
 Wasser versehen werden müssen, um
 das durch herüber fliegende Funken
 etwa entstehende Feuer sogleich löschen
 zu können.

Ohne diese Vorsorge, werden, während man
 den Hauptbrand zu löschen sucht, andere Gebäude
 näher oder ferner, plötzlich ebenfalls in Feuer
 stehen und die Hülfe erschweren oder gar vereiteln.

A.....

* Alles wasserdicht!

Ist es der wäfrige Zeitgeist, oder die wä-
 fernde Natur, welche die Menschen zwingen, daß
 jetzt Alles soll, muß und wird wasserdicht
 seyn? Und sind doch so Wenige welche sich
 gegen Wasser sichern können, und gegen Ueberschwem-
 mung; denn in Allem und durch Alles, ist man
 gegenwärtig überschwemmt. Dennoch giebt
 es jetzt so viele Wasserverdichter, daß vor
 lauter Verdichtung gar keine gefunden wird.

Da es nun aber an der Tages Ordnung ist,
 daß Alles zu Wasser werden zu wollen scheint, so müs-
 sen Kopfbedeckungs = Künstler bestehen, die ihre
 Produkte gegen Wasser zu schützen wissen, und
 solches Gewerbe ist höchst nothwendig; denn
 wie sehr schlimm wäre es, trüge jemand einen
 Hut, der Wasser durch ließe; würde eine schöne

Geschichte! zumal für Schwachköpfige, die ihr bischen Verstand unterm Hut, dann gar zu Wasser würden gehen sehen.

Doch halt! wohin treibt mich meine Gedankenfluth — zur eigentlichen Sache. Mehrere Dinge, dieser bewährten irdischen Welt, giebt es, die wasserfeste sind, z. B. wasserdichte Zeuge; wasserfester Kitt; wasserdichte gefertigte Schuhe u. s. w.; aber von wasserwiderstehenden Pastell Gemälden, hatte ich noch nie etwas vernommen. „Und doch,“ sagte mir neulich ein Freund, „zeigt sich jetzt ein Wundermann, ein pinselnder Künstler, der die Kunst verstehen soll, seine Pastell Gebilde gegen alle Wasser zu schützen; und zur Probe deshalb Gemälde zweimal vier und zwanzig Stunden im Wasser ausdauern läßt, ohne daß sie den geringsten Schaden leiden.“ O! armer Wundermann, dachte ich da, wenn du eine Kunst zu Wasser bringst, wie wäſſrig muß dann deine Kunst seyn. R — 3.

* Unerklärliches.

Zu dem wirklich Unerklärlichen gehört, daß wir bereits seit mehr als acht Tagen von ungewöhnlich hohem Wasser bedroht und geängstigt und an die schrecklichen Ereignisse des vorigen Jahres auf's lebhafteste erinnert worden sind — ohne bis heute am 14. März eigentlich bestimmt zu wissen, von welchem schrecklichen Naturereignisse solches eigentlich herrühren mag.

Man spricht von einem Wollenbruche; allein durch keine Zeitung ist uns solches bis jetzt verkündigt worden.

* B i t t e.

Wenn wir lesen: Wir empfehlen uns als Sonnenmacher, oder: Wir empfehlen uns als Seidenkrämer; so verstehen wir darunter, daß diejenigen, die sich als Sonnenmacher empfehlen, damit sagen wollen, sie verfertigen Sonnen, wer welcher bedürftig sei, wolle ihnen die Arbeit gönnen. Diejenigen welche sich als Seidenkrämer empfehlen, sagen damit, sie verkaufen Seidenwaare und baten um Abnahme. Wenn wir aber lesen: „Wir empfehlen uns als Versobte, so wissen wir nicht wie dies zu verstehen ist. Wir bitten daher Sprachkundige um Aufschluß.

M i s c e l l e.

In der Nähe von Augsburg ereignete sich ein sehr unglückseliger Fall. Zwei Pflegekinder

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urlunden der Stadt Bremen.)

A. Daevos d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.

wurden in dem Hause eines Gewerbmannes erzogen wie seine eigenen Kinder. Das eine war ein Mädchen von sanftem Charakter, und der Knabe mit einem aufbrausenden Jähzorne begabt. Die jungen Leute liebten sich, und der Nährvater hatte die schönsten Absichten für dieselben. Allein vor drei Jahren versetzte der aufbrausende Jüngling seiner Geliebten in einem Wortwechsel einen solchen heftigen Schlag auf den Kopf, daß sie in Ohnmacht fiel. Der Thäter packte seine Effekten zusammen und entfloß, und das unglückliche Mädchen starb nach kurzer Zeit aus Sehnsucht nach ihrem verschwundenen Geliebten. Der reuige Jüngling, welcher als geschickter Professionist in der Fremde sich wohl befand, später aber von einer Schwärmer-Sekte zum Narren gemacht wurde, lehrte kürzlich zu seinem Pflegevater zurück, und als er die Geliebte nicht mehr fand, wollte er auch nicht mehr leben, und sich selber strafen für die Schuld, die er sich gab das Mädchen dem Tode überliefert zu haben. Der Wahnsinnige bewaffnete sich mit einem scharfen Messer, und trennte mit diesem vier Finger von der rechten Hand, und schleuderte dann die Glieder zur Erde; dann trennte er mit kräftigen Schnitten die fünf Zehen vom linken Fuße, ohne einen Laut des Schmerzes bei der fürchterlichen Operation von sich zu geben. — Da verließ ihn die Kraft; er sank vom Stuhle herab. Der schwere Fall führte den Pflegevater herbei, der im Nebenzimmer arbeitete, ohne zu ahnen, was vorging. Der Sohn lag im Blute ohnmächtig. Einige Augenblicke nur kam er zu sich; einzelne Worte entschleierten den letzten Theil des Vorganzes; das Uebrige gab ein Brief. Der Unglückliche verschied wenige Stunden später.

* Bei Hofrath W. Demuth's

(jetzt Senators in Leipzig) Abschied von D—g.

Nach einer Handzeichnung Strack's.

Von Dr. Noeldke.

Was seh' ich dort am stolzen Titus-Bogen

Boll Wehmuth!

Wie? Demuth,

Ist's möglich! — flieht der Hunte Frühlingsbogen?

Flieht, von der Pleiße stärk'rem Zug gezogen;

Uns Chausen?

„Nach Bauen

Ist Demuth stracks dem Chausenland entflohen,“

Schon tönt das Posthorn; Rauscher Amor's Pfeitsche,

Die Deutsche,

Treibt vorwärts das Gespann. Wie Freunde stammeln

Boll Wehmuth!

O Demuth,

Wer möchte Amor's Rath die Fahrt verrammeln!



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 20. März 1831.

Schön ist, Freunde, die Bahn, welche durch Blumen führt;
Tugend üben — ist doch schöner und edler! Wer
Seinen Pflichten gelebt hat,
Wandelt heiter dem Grabe zu.

v. Fohbauer.

Glauben und Werke.

Melinde mit den frommen Mienen,
Das Andachtsbuch in zarter Hand,
Stand im Begriff dem Herrn zu dienen,
Zum Himmel war ihr Blick gewandt.
Die Orgel ruft! — schon will sie gehen,
Da tritt an ihres Gartens Steg
Ein fremder Jüngling hastig in den Weg; —
Mit bleichem Antlitz bleibt er vor ihr stehen
Und spricht mit halb verzagten Flehen:
„Ach, fromme Jungfrau, helfen Sie
Die kranke Schwester mir erquicken!
(Er ruft's mit thränenvollen Blicken)
Ein wenig Saft, gäb's nicht zu große Müß,
Zur Kühlung etwas! — Niemand hat's im Ort,
Mit leeren Worten schickt mich jeder fort.“ —
„Ich sicher nicht, mein Freund, zu jeder Stunde
Würd' ich Euch helfen, eh' Ihr noch drum steht;
Nur nicht, wenn mir vom weisen Priester munde
Dadurch ein Wort von Gottes Heil entgeht;

Des Beispiels wegen schon darf ich nicht länger
weilen,
Sonst würd' ich gern für Euch zum fernen Keller eilen.
Ein andermal, mein Freund, für heute geht;
Die Kranke schließ' ich fromm in mein Gebet.“

Sie eilt dahin mit raschen Schritten,
Da sieht sie Försters Gretchen nahn.
„Ei welches Wunder lehrt Dich neue Sitten,
Erblickt man wirklich Dich auf heil'ger Kirchenbahn?“
„D, schilt mich nicht, — spricht diese sanft —
Melinde!
Du weißt, mein Weg ist weit und meine Pflichten
groß,
Sie unterlassen halt' ich noch für größte Sünde;
Drum sprich, Du fleiß'ge Veterin, mich los;
Wär' nicht die Mutter krank, so würd' ich öfter kommen,
Mit Sehnsucht eilt' ich heut' zum frommen Veter-
Chor.

Doch! welch ein Bild so angstvoll und beklemmend steht dort betrübt an Deines Gartens Thor?“ — Der Arme naht, sein Wunsch erreicht ihr Ohr, Dem sanften Mitleid kann ihr Herz nicht wehren, Schnell kehrt sie heim zum fernen Mutterhaus. „Leb' Freundin wohl, — nicht könnt' ich Gott verehren.“

„Neh' ich zuvor die Christenpflicht nicht aus, Der armen Kranken Labung zu gewähren.“

Melinde sieht ihr nach, wirft stolz sich in die Brust, Dann am Altare betend nieder. Und Gretchen! — guter That bewußt, — Singt froher Unschuld Jubellieder. Auf Welche sieht mit größerer Lust Nun wohl der Gottheit Blick hernieder? —

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

Der König sagte die letzteren Worte mit wieder lächelnder Miene und ein Wink verabschiedete den verstummten Apotheker, der bald in einem, von Trabanten eskortierten, auf allen Seiten verschlossenen Wagen einer unbekannten Zukunft entgegenflog. — Mehrere Stunden ging es in reißender Schnelligkeit dahin; endlich verrieth das langsamere Fahren, so wie das Keuchen der Pferde, daß der Wagen einen Berg erklimmte. Jetzt hielt derselbe. Als würde ein schweres, eisernes Thor geöffnet, bröhlte und quetschte es, dann donnerten die Gauls mit dem Fuhrwerk über eine hölzerne Brücke. Dichte Finsterniß hinderte plötzlich das Tageslicht, ferner durch die Ritzen der Kutsche zu schimmern, und das Drehen einer Winde berührte des Laufenden Ohr. Dampf und hohl tönten dabei die Tritte der Pferde und das Knarren der Räder. — Uebermaß wurde angehalten. Die Aussicht benehmenden Lederdecken wurden zurückgeschlagen und der Gefangene vermochte umher zu schauen.

Die abgeessenen Trabanten führten ihre dampfenden Pferde vor einem hohen Hause kühl,

aus welchem mehrere Köpfe neugierig herablugten und den Inhalt der Kutsche zu erspähen suchten. Ein alter Kriegsmann mit schwarzen Aufschlägen auf der Montur, öffnete den Kutschenschlag und bedeutete Böttchern, ihn zum Commandanten zu folgen.

Diesen mochte der unerwartete Besuch aus seiner Mittagsruhe gestört haben. Eine drollige Figur spielte er, da der Feldwebel ihm Böttchern vorstellte. Der kleine dreieckige Hut balancirte auf einer weißen Zipfelmütze, welche der Eilige abzunehmen vergessen hatte. Eine lange, bis auf die Hüften gehende Piqueeweste umschloß, fest anliegend, den Schmeerbauch, um welchen eine Degenkoppel mit ihrer waagerecht schwebenden Waffe geschnallt war. Die kurzen weißen Hosen wurden durch die gewaltigen steifen Stiefeln vor dem Hinabrutschen bewahrt, indeß die Arme sich bestrebten, in die engen Ärmel einer graublauen Uniform einzufahren. — Wahrscheinlich vermuthete er in dem zierlich und hofmäßig gekleideten Apothekergehülfen einen königlichen Abgesandten, der ihm irgend einen wichtigen Auftrag, wohl gar das Patent einer Beförderung, oder ein Ordensband überbringen sollte; denn verbindlich war sein Empfang, gesucht die Entschuldigung seines Anzugs. Allein schon bei dem ersten flüchtigen Blick in die königliche Cabinetsordre verfinsterte sich gewaltig das Gesicht, welches eben erst der Hoffnung Strahl gesonnt hatte, und ganz anders lauteten nun die Worte des, seinem eigentlichen Charakter wieder annehmenden Befehlshabers.

„Casematte Nr. 3 in Stand gesetzt für den Gefangenen!“ erscholl es rauh zu dem harrenden Feldwebel. Dann, Hut und Degen ablegend, brummte er ziemlich laut etwas von liederlichem Gesindel, hergelaufenen Betrügnern, die des Königs Gnade mißbrauchten und dergleichen verletzende Reden mehr.

„Kann Er denn wirklich Gold machen?“ fuhr er Böttchern ungestüm an. — Gereizt und erbittert antwortete dieser kurz: „Nein!“ — „Mohenement! Nicht? Nicht? — Zum Teufel! warum kommt Er denn da hieher auf den Königstein? — Sind der Faulenzen und Taugenichtse nicht etwa schon genug oben?“ — „Das kann wohl seyn!“ entgegnete Böttcher ironisch. „Auch ist es gar nicht mein, sondern des Königs Wille, der mich heraufführt. Ich blieb viel lieber unten. — „Halt Er's Maul, Naseweiß! und respektir Er die Befehle Serenissimi! — Hierin steht deutlich geschrieben: Er soll die Kunst erfinden, aus Eisen, Blei, Kiesel, Sand oder dergleichen Quark, Gold zu fertigen; wo nicht: so wird dieser Königstein Sein Grab und die Casemate der Sarg, in welchem Er verfault. Darnach hat Er sich zu richten. — Was Er zu seinen Teufelskünsten braucht, mag Er aufschreiben, damit wir es aus Dresden können kommen lassen. — Schade um's Geld!“ setzte er halblaut hinzu und sah ungeduldig zum Fenster hinaus, ob der Feldwebel nicht bald ihn von dem lästigen Gaste zu befreien käme. Endlich kehrte dieser zurück und meldete, daß Alles für den Gefangenen bereit sey.

Mürrisch wendete sich nun der Commandant wieder zu Böttchern: „Nun merke Er wohl auf, wie Er sich zu verhalten hat! — Vor allen Dingen arbeitet Er fleißig auf's Gold los. Sollte Er Gehülfsen benöthigt seyn, so wird man ihm welche geben; aber — kein Wort weiter mit ihnen gesprochen, als was in seinen Kram gehört. Kein Geheimniß entdeckt, keinen Versuch gemacht, die Leute ihrer Pflicht zu entfremden! Man wird ihn scharf beobachten. — Täglich ist es ihm gestattet, in der Abendzeit eine Stunde lang auf der Festung herum zu spazieren, versteht sich, in gehöriger Aufsicht. — „Nun marsch!“ Er drehte

sich hier um und ging pfeifend nach dem Fenster.

Auf der westlichen Seite der Festung war die Casemate gelegen, in welche jetzt Böttcher mit dem Feldwebel hinabstieg. Er fand in derselben eine grobe Kommissbelleidung, die er baldigst mit der unbequamen des Hofes vertauschte und hierauf seinen Begleiter entließ, der ihn zuvor auf eine Klingelschnur aufmerksam machte, im Fall er noch etwas bedürfe, und dann die Thür hinter sich verschloß. — Erschöpft warf sich der Arrestant auf sein Lager und überließ sich ganz der Betrachtung seiner schlimmen Lage.

Der folgende Tag wurde verwendet, einen kleinen Schmelzofen zu erbauen und die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen. — Als der wachsende Soldat in Böttchers Nähe sieben Mal mit einem Hammer an die helltönende Glocke eines feimernen Schildhäuschens schlug, begann Letzterer, in Begleitung eines Unteroffiziers, zum ersten Mal seine Wanderung um die Festung.

Es war ein herrlicher Abend. Rein und golden neigte sich die Sonne über Meißens Weinberge hinab; drei Mal bligte die Elbe auf ihrem gewundenen Laufe aus ihren dunklen Ufern empor; violett gefärbt schimmerte rechts der Pillnitzer Bergkamm mit der hohen Vorschspitze und links erhob sich, immer blau düstiger, eine Kuppe über die andere, bis sie mit dem purpurnen Horizont in Eins verschmolzen. — Lange konnte sich Böttcher von dem zauberischen Anblick nicht trennen; endlich setzte er seine Schritte auf den breiten Steinplatten weiter. Jetzt veränderte sich der Landschaft Charakter. Dunkel bewaldete Berg Rücken, von geklüfteten Felsenmassen unterbrochen, umfukten den hohen Königstein; friedliche Dörfer in lachend grünen Thälern, mit ihren verschieden gefärbten Aeckern einer bunten Musterkarte gleichend, bewirkten einen wohlthuenden Gegensatz

mit den schroff sich erhebenden Felsenburgen. Weißen Fäden gleich entstiegen dünne Rauchsäulen den niedern Strohhlütten und zogen das Thal entlang, das von dem säuselnden Getöse der Abendglocken wiederhallte. Dort, über dem niedern Quirl, ragte der gewaltige Pfaffenstein, über diesem der noch höhere Ischirnstein hervor; der Jungfernsprung, die Krone, der Zahn und andere, abentheuerliche Namen tragende Felsenspitzen vollendeten ein Bild, das in nobeliger Weite Böhmens Berge schloßen.

An der östlichen Spitze der Festung befindet sich ein Felsenvorsprung, die Königsnahe geheißen. Hier saßen, als der Gefangene sich näherte, auf steinernen Sitzen ein Duzend Veteranen der sächsischen Armee, die, unter traulichen Gesprächen, den schönen Abend mit Stricken und Tabakrauchen zubrachten. Bei des Goldkünstlers Annäherung verließen sie in'sgesammt, wie commandirt, schweigend ihre Plätze, und warteten in gehöriger Entfernung, bis der Fremdling ihr Lieblingsplätzchen wieder räumen würde. — Ein tiefschmerzgendes Gefühl bemächtigte sich Wödtchers, als er sich wie einen Pestkranken gemieden sah, und nicht gleich vermochte er es, seine örtlichen Betrachtungen fortzusetzen.

Einem Silbergürtel gleich, schmiegte sich die weiße Elbe am Fuße der Festung und ihres gegenüber thronenden Nebenbuhlers, des Liliensteins, hin. Kleine und größere Rähne glitten, wie Ruffschaalen, in endloser Tiefe ruhig den Strom hinab, oder erhielten, denselben durchschneidend, freundschaftlichen Verkehr mit dem jenseitigen Ufer. Das diesseitige besäumte das kleine Städtchen Königstein, dessen bescheidene Thurmspitze wie eine Stricknadel gegen die Festung emporstrebte. Wie Ameisen krochen seine Bewohner unten in den Gassen umher, und eine Heerde heimkehrender Schaafse wäre Wödtcher geneigt ge-

wesen, für ein sich bewegendes Stück Leinwand zu halten, hätten nicht, Milben ähnelnd, sich dann und wann einige entfernt, welche der schwarze Hund, einem hüpfenden Floh gleichend, bald wieder zusammentrieb. Aber das vielstimmige Läuten ihrer kleinen Glocken drang nicht bis zur schwindelnden Höhe und der ermunternde Gesang der Schiffleute, welche einen Kahn stromaufwärts zogen, erstarb auf dem halben Wege zu Wödtchers lauschenden Ohren. Dagegen berührten dieselben die Töne einer Trommel und gemahnten ihn an seine Gefangenschaft. — „Der Zapfenstreich fällt; die Zeit ist um!“ erinnerte der bis jetzt stumme Begleiter und zwischen Häusern und kleinen Gärten durcheilend, erreichte Wödtcher bald die dunkle Casemate, die ihn von der Welt mit ihren Bewohnern abschneidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

W a r s c h a u.

Von L. Freiherrn von Zedlig. *)

Die Hauptstadt des Königreichs Polen liegt fast in der Mitte desselben am linken Ufer der Weichsel und in beinahe gleicher Entfernung von Krakau, Königsberg und Breslau (45 — 47 — 52 M.), von Berlin und Pesti (78 — 84 M.), von Wien und Riga (103 — 115 M.), von Odessa, Frankfurt a. M., Stockholm (135 — 140 — 141 M.), von Kopenhagen und Amsterdam (163 — 170 M.), von Moskau und Petersburg (178 — 190 M.), von Paris und London (220 — 267 M.). Sie war von Siegismond III. bis zu den großen Veränderungen, welche mit Polen vorgingen, auch die Residenz der Beherrscher dieses Reichs. Sie ist auf mäßigen Anhöhen am Ufer der Weichsel erbaut und besteht aus der Alt- und Neustadt, ausgezeichnet schönen

*) Aus dessen: „Polen. Ein historisch-geographisch-statistisches Taschenbuch“, das zur bessern Kenntniß Polens wir unsern Lesern empfehlen.

Vorstädten, und vier kleinen, mit besondern Rechten versehenen Städten, nämlich Grzybow, Leszno, Szolce und Praga. Die letztere war ein bedeutender Ort und starke Festung. Sie wurde 1794 fast gänzlich zerstört, dann ziemlich gut wieder erbaut, und 1806 mit einem starken Brückenkopfe versehen; jetzt sind alle Werke geschleift. Erst die letzten Ereignisse haben wieder Schanzen geschaffen. Eine 265 Toisen lange Brücke über die Weichsel setzt Praga mit Warschau in Verbindung. Warschau ist theils von Gräben, theils von Wällen umschlossen und zählt 6 Eingänge, Landthore oder Schläge (Royalki), und zwar den von Czerniakow, den von Mokalow, den Jerusalemer, den von Wola, den von Powonsk und den von Marymont, ohne die alten Thore, welche von der Altstadt in die Neustadt führen. 10 neue Barrieren wurden in den letzten Jahren erbaut; die von Jerusalem ist jetzt stark verschanzt worden. Das Ganze zerfällt in 8 Stadtviertel, von denen Praga das achte bildet, und in 220 Straßen; unter ihnen sind ausgezeichnet: die Meth- oder Honigstraße (Miodowa), die lange Straße (Dlaga), die neue Welt (Now.-Swiat), die Königstraße (Krolewska), die Kurstraße (Electoralna), die Marschallstraße (Maryzalkowska), die Senatorenstraße (Senatorska) u. s. w. Von den öffentlichen Plätzen sind: der sächsische, der von Mariaville, der von St. Andreas, der der Altstadt, der der drei Kreuze und der des Königs Sigismund besonders der Anführung werth. (Der letztere ist mit der von vergoldeter Bronze errichteten kolossalen Bildsäule Sigismund III. geschmückt, welche die Dankbarkeit seines Sohnes Ladislaus IV. setzen ließ. Diesem öffentlichen Denkmale gesellte sich in der Krakauer Vorstadt das des allen Polen theuren, tapfern Fürsten Joseph Poniatowsky zu, dessen Reuterstatue ein Werk der Meisterhand des berühmten

Thorwaldsen ist.) Unter den zahlreichen Pallästen nimmt das königliche Schloß den ersten Rang ein. Dieses großartige Gebäude steht auf einer, die Weichsel und ihre Ufer beherrschenden Anhöhe. Die Ehre seiner Anlage kommt Sigismund III., die der Vergrößerung August II. und die der Vollendung dem Könige Stanislaus August Poniatowsky zu. Weitläufige schöne Gärten verbinden den Pallast mit dem Gestade der Weichsel. Ein zweiter königlicher Pallast ist der sächsische, wo die beiden Auguste Hof hielten. Er liegt mitten in der Stadt, und herrliche Gärten, von leichtem Eisengitter umgeben, verleihen ihm eine besondere Zierde. Der Pallast, welchen der Großfürst Constantin bisher bewohnte, war einst das Eigenthum des Ministers Grafen Brühl, und der Gouvernementspallast gehörte früher der gräflichen Familie Krasinski. Er ist in italienischem Styl erbaut und seine großen Räume und Seitengebäude umschließen die Bureaux der Minister des Innern und der Douanen, den Sitzungsaal des höchsten Tribunals und das Nationaltheater. Der Pallast des Kriegsministers gehörte früher dem Primas von Polen. Der Pallast des Lieutenants des Königs war früher im Besiz des fürstlichen Hauses Radziwill und das Stadthaus gehörte dem Fürsten Jablonowski. Das Palais des Grafen Potocki enthält ausgezeichnete kostbare Sammlungen verschiedener Art, das des Grafen Zamoycki wurde einst der blaue Pallast genannt: August II. ließ es seiner Geliebten, der Frau von Drzelska, erbauen. An Privatgebäuden giebt es, außer einer großen Menge Palläste, gegen 5000 nummerirte Häuser, die Straßen sind breit und größtentheils gut gepflastert. Die amtlichen Nachrichten geben schon 1827 124,436 Einwohner, für 1829 — 1830 aber 136,724 an, dabei waren aber weder Fremde, noch die ansehnliche, theils aus Russen, theils aus Polen be-

stehende Garnison eingeschlossen, damit ist aber wohl Warschau in seiner größten Ausdehnung gemeint. Der Herr von Krasinski gab 1820 90,000 ohne die 20,000 Mann starke Garnison an. Wir glauben für 1831 die Einwohnerschaft (nach dem Abmarsch der russischen Truppen) in runder Zahl auf 138,000 annehmen zu können. Unter ihnen gehört fast der vierte Theil dem Stamme Israels an, denn 1830 lebten schon 31,000 Juden hier.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Zeitgeist.

(Mit besonderem Rückblick auf Bremens Innungswesen.)

(Eingefandt.)

Die Unzufriedenheit und sogar die mancherwärts entstehenden Revolutionen, scheinen ihren Grund in dem letzten französischen Kriege zu haben. So verwüstend dieser Krieg war, so ist es doch nicht abzuleugnen, daß er in commercieller Hinsicht einige, zwar täuschende, doch mildernde Symptome mit sich führte. Die reichen flüchtenden Franzosen brachten viel Geld und wurden ohnedem mit englischen Golde unterstützt; die englischen Armeen setzten bedeutende Baarschaften in Umlauf, dazu die englischen Anleihen für die kriegsführenden Fürsten und endlich die zahlreichen deutschen Armeen, welche gezwungen wurden sich mit Frankreich zu alliren, waren wohl die Ursachen, daß immer viel Geld rollierte; dazu kam daß sich Deutschland gesegneter Erndten erfreute. Die Landesproducte wurden gesucht und gut bezahlt wegen der Weser- und Elbsperre; — auswärtige Producte und Manufacturen kamen wenig, wodurch die deutsche Industrie gehoben wurde. Somit entstand durch das lebendige Gestrübe und das Coursiren des Geldes, trotz der drückenden französischen Auflagen eine große Erleichterung.

Endlich erfolgte der glorreiche Friede; daß aber die segensreichen Folgen, welche man sich davon versprach, großen Hindernissen unterworfen waren, lag in der Natur der Sache. Eine Misserndte wurde recht fühlbar, die Ostsee wurde geöffnet, die Landesproducte und mit ihnen der Länderwerth sanken im Preise, die aufgehäuften Colonial-Waaren, die gelagerten Massen von Manufacturen wurden nach dem Continent geschafft; die Folge davon war, „die Kaufleute verloren große Summen, die deutschen Manufacturen geriethen in's Stocken und das meiste baare Geld wanderte hin wo es hergekommen war, „nach England.“ Dazu waren fast alle Länder enorme verschuldet, die Zinsen mußten bezahlt, die Schulden nach und nach abgetragen und somit den Unterthanen neue vor dem Kriege ungewohnte Lasten aufgelegt und die bestehenden erhöht werden. Die Fürsten entzogen sich zum Theil der Verantwortlichkeit, gaben ihre unumschränkten Souverainitätsrechte auf, und erlaubten ständische Verfassung. So beglückend diese Aufopferung für die Unterthanen auch ist, so sind doch damit die Schulden nicht aufgehoben und ein bleibender Friede gewährt nur die Hoffnung einer bessern Zukunft.

Bisher ist diese Lage, welche die Umstände herbeiführten, für viele Länder drückend und die Auflagen für manche Bewohner fast unerschwinglich gewesen; indeß Revolutionen können das Uebel nicht heben, die Schulden werden damit nicht bezahlt, sondern nur vermehrt. Ob es ein Mittel gebe zum Beispiel Deutschland wenigstens blühender zu machen, damit die schweren Abgaben nicht so fühlbar werden, muß die Zeit lehren; aber so lange die Ein- und Ausfuhr Deutschlands nicht in gehöriges Gleichgewicht kommt, sind dazu keine Aussichten; damit es aber dahin komme, müssen die Deutschen Hand an's Werk legen. Der so

umsichtige, als mit Recht allgemein verehrte König von Preußen hat Deutschland ein großes Beispiel gegeben; ein solches riesenhaftes Unternehmen ist eines so großen herrlichen Fürsten würdig. Durch innere Industrie will er den Flor und Wohlstand seiner Unterthanen heben. Es wäre wünschenswerth wenn alle großen und kleinen deutschen Staaten den Wink beherzigten, ihm nachzueiferten und förderten an dem großen Werke.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gerechte Rüge.

In der Fest'schen Verlags-Handlung in Leipzig, ist in diesem Jahre ein Büchlehen, betitelt:

„Die politischen Stürme Europa's, oder flüchtige Skizze der vorzüglichsten Unruhen, welche während des Jahres 1830 in Europa stattfanden“,

und dessen Verfasser sich mit * r bezeichnet, herausgekommen, worin über die Stürme im Norden Deutschland's pag. 49 zum Schluß auch Bremen genannt wird.

Mögte doch der Verfasser nicht so flüchtig zu Werke gegangen seyn, und durch Nennung einer Stadt, wo Regierung und Regierte im Einklang handeln, und welche Verbesserungen in Ruhe und Friede zu ordnen wissen, in seinen zusammen geflickten Büchlehen lieber nicht genannt haben, wenn er nicht von dessen Wahrheit vollkommen überzeugt wäre. — Nein, Bremen ist gewiß nicht der Ort dessen Bewohner sich gegen seine selbst gewählte Obrigkeit auflehnen werden. In Eintracht leben wie mit derselben, und werden es auch fortan. — Ein solcher Schimpf möge das biedere Bremen, wo alte deutsche Treue noch zu Hause ist, nie, niemals beslecken!

..... It.

* Der Brand am 14. März 1831

in der Osterthors-Vorstadt.

Von einem wahrheitsliebenden Augenzeugen.

Es war in der That sehr anstößig anzusehen, wie bei diesem Unglück — wenigstens im Anfange und so lange die erste Sprühe noch allein in Thätigkeit war — denn vor Ankunft der zweiten mußte ich mich entfernen — eine große Menge der dort herumwohnenden Leute, ohne im mindesten zu helfen — oder helfen zu wollen, bloße müßige und selbst fröhliche und in Worten Scherz treibende Zuschauer waren und mehrmals auseinander liefen und sich schnell zurück zogen, wenn solche auf's dringendste Hülfe beim Wasserherreichen zu leisten von den bey den Sprühen angestellten Personen oder den beim Brande beorderten Soldaten aufgefordert wurden.

Die hier bezeichneten Personen und Alle die gegenwärtig waren, werden dieses als Wahrheit bezeugen können!

Mögen diejenigen, so sich getroffen fühlen, in sich gehen und sich gestehen: daß sie die Pflichten der Nächstenliebe nicht erfüllt haben! — Der Himmel hat offenbar hier gnädig geschirmet — sonst hätte wahrlich noch viel größeres Unglück sich ereignen können!

D....

M i s c e l l e.

Seit längerer Zeit haben einige dem Mysticismus ergebene evangelische Prediger in der Umgegend von Karlsruhe ihr Wesen getrieben, und manchen Stoff zu Aergernissen gegeben. Selbst in der Residenz suchte ein solcher Prediger sich Anhang zu verschaffen. Fünf dieser Herren, worunter der bekannte Henhöfer und ein anderer Namens Haag, sind vor Kurzem zur Verantwortung gezogen und in die Lage versetzt wor-

den, ein schriftliches Gelöbniß abzulegen, daß sie sich eines Bessern besinnen würden.

* An Gesinchen!

Nein, nun hat es keine Noth!
Herz und Sinne sind geborgen,
Ueberwältigt meine Sorgen
Durch der Wahrheit Machtgebot.

Von dem Zauber ganz enthüllt,
Womit Liebe sie umspinnen,
Seh' ich wachend und besonnen
Auf einmal ihr wahres Bild

Kalt und fühllos wie der Stein
Ist ihr Herz für nichts empfänglich,
Ihre Schönheit ist vergänglich,
Sie beruht auf äußerem Schein.

Mir gehör' ich wieder an,
Mit Gefühl und mit Gedanken;
Mich beengen keine Schranken,
Frei sind Herz und Lebensbahn.

Was mir sonst verborgen blieb
Manches Schöne, Edle, Gute
Seh' ich mit erneutem Muthe
Und das Kleinste wird mir lieb.

Ruhig seh' ich sie sogar,
Ohne Haß wie ohne Liebe,
Da der Kampf entzweiter Triebe
Nur ein ängstlich' Träumen war.

Silvio Romano.

* Wiederhall.

Laß doch den Franken ihren Werth,
Sie haben uns den Krieg gelehrt;
Die Freiheit haben sie errungen,
D'rum tönt' ihr Lob von allen Jungen.

Mit mancher Oper die entzückt,
Hat uns der Franken Kunst beglückt.
— Sie nehmen Tages zweimal Speise
Dreimal ist es der Deutschen Weise;
D'rum mäusestill, mach' kein Geschrei
Von der Franzosen Schluckerei —
Sie sind durch ihre feinen Sitten,
Bei deutschen Frauen wohl gelitten; —
Sie sind die Schöpfer neuer Moden
Und wie ergiebig ist ihr Foden!
Er liefert uns den Nectar-Wein;
Wer möcht' nicht gern' Franzose sein!

J. C. C.

* Der von seinen Reisen heimgekehrte Gimpel.

Von Dr. Noeldke.

Auf eines Schiffes hohem Wimpel
Saß stolz ein weitgereister Gimpel
Und blickte nach des nahen Tempels Dom,
Verachtend jeden Gruß verwandter Schnäbel
Rings auf des Hafens breitem Strom.

Erhaben über allen Nebel
Der Gimpelwelt, wähnt er sich hergerufen
Zum Lehramt auf der Weisheit höchsten Stufen;
Da grüßt mit ihrer Spötterstimme

Frau Pathin Ester ihn:
„Willkommen; Gimpel!“ — Gimpel! schrien
Die andern Vögel. — „Gimpel? — fragt mit
Grimme —

„Ich Gimpel?“ — er; Dompfasse dann!
Schrie flugs der ganze Chor ihn an.

Er aber schrie zurück dem ganzen Chor:
Dompfasse bin ich nicht; ich bin ein Dompastor!
— Verließ den Wimpelsitz am Strom
Und saß als Gimpel auf des Tempels Dom.

Auflösung der Charade in Nro. 21:

B o r w a n d.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 24. März 1831.

Und hat der Mensch die Leiden still getragen
Und aufgeschauet zu dem ew'gen Licht,
So wird dort oben die Vergeltung tagen,
Denn Gottes Worte trügen nicht.

nach Th. Hell.

* Meinem Enkel W. W.....

Im Januar 1831.

Nein, kein grinsendes Gerippe
Hohlen Aug's, mit Stundenglas und Hippe,
Wie die dunkle Vorzeit schrecklich mir
Sonst es malte — nein, Dein Schutzgeist, milde
Trat zu Dir, ein liebliches Gebilde,
Küßte Dich — da schwand das Leben Dir.

So, in frommer Engelweise
Floh die Kindes = Seele leise, leise;
Ein vergoldet Wölkchen, rein und licht
Senkte sich gar sanft zu Dir hernieder
Und Du schwebtest zu der Heimath wieder,
Wo zu Deinem Glück nichts gebricht.

Hin zu jener seel'gen Stätte
Sitzt Du zur schönern Morgenröthe,
Die Dich ewig glänzend nun umgiebt.

Bist bei Deinem Bruder angekommen,
Brüderlich von Engeln aufgenommen,
Wo Ihr ungestört Euch innig liebt.

Und so in des Himmels Räumen,
Unter Blumen, unter Blüthenbäumen,
Weilst Du seelig mit Ihm Hand in Hand.
O, des Wiedersehns! wenn von der Erde
Auch ich einst hinüber gehen werde
Zu dem schönern, bessern Vaterland!

Adelheid.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

So ging es Tag für Tag, Wochen, Mo-
nate hindurch. Immer verhafter ward ihm die
Festung, immer verlangender schaute er über
die Schießscharten hinab. Er sehnte sich, seine
von der täglichen Feuerluth ausgehöreten Slieder

in die kühnenden Fluthen der Elbe zu tauchen, oder ihrem Laufe bis zum fernen Oceane zu folgen. Er wünschte, in die starren dunkeln Wälder da unten sich vergraben oder als Einsiedler in jenen Steinklüften leben zu dürfen. Er beneidete mit unsäglichem Sehnsucht den Raben, der mit ausgebreiteten Fittigen gefahrlos in die steile Tiefe sich hinabsenkte — den Steinbrecher, der dort mühsam sein Tagelohn erschwigte.

Freiheit, nichts als Freiheit, gleichviel wo und wie — erseufzte er, aber immer trieb ihn sein Verhängniß von der Schwelle eines Paradieses zurück, das er, gleich einem Tantalus, nur sehen, aber nicht genießen durfte.

Durch die ausgesuchtesten Vorsichtsmaßregeln glaubte der argwöhnische Commandant jede genauere Annäherung Böttchers mit den ihm überlassenen Gehülften verhindern zu können. Demohnachtet fanden zwei derselben, mit ihrer Lage unzufriedene Soldaten der Besatzung, Gelegenheit, dem Gefangenen einen Vorschlag zur gemeinsamen Flucht zu thun. Sie stellten ihm sehr richtig vor, daß er in jedem Falle, es sey nun Gelingen oder Mißgelingen seiner Versuche, nie wieder die Freiheit erlangen würde und trugen ihm zugleich die thätigste Mitwirkung zu seiner Erlösung an. Als das Verständniß einmal eröffnet war, fiel es Böttchern, durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel, nicht schwer, dasselbe weiter auszuspinnen und Alles zu verabreden. Den auslauenden Commandanten vertrieb er von den kleinen Gitterfenstern, die in der Casematte angebracht waren, bald durch einen infernalischen Gestank, den er seinen Schmelztiegeln entsteigen ließ, bald durch furchtbar knallende Explosionen, oder, half dies Alles nichts, hüllte er sich und seine Mitarbeiter in einen undurchdringlichen Qualm ein und entzog sich dadurch allen Beobachtungen. So gedieh der Plan zur Reise. Derselbe war

folgender: An der nordöstlichen Seite der Festung, in der Nähe eines großen Thurmes und des sogenannten Pagenbettes, ist der senkrecht abfallende Felsen am wenigsten hoch und von einem Absatz unterbrochen. Hier wollte man sich an zusammengeknüpften Seilen hinablassen und in dem Schutze der Wälder nach dem nahen Böhmen flüchten. Ein verzweifeltstes, fast unmögliches Unternehmen! Aber der Schiffbrüchige greift selbst nach dem morschen, gespaltenen Brette und vertraut in der Todesnoth demselben sein Leben an. Und wäre sein Vorsatz, zu entfliehen, nicht schon fest gewesen, so würde dieß durch einen Besuch des Commandanten geschehen seyn, der eines Tages fluchend und drohend in das Laboratorium hereinposterte.

„Seit vielen Monaten“ — zürnte er — „schicke ich nun Seine goldfressenden statt goldhaltigen Produkte nach Dresden, die, bei Lichte besehen, nichts als taube Schlacken sind. Wann endlich wird das verheißene Metall fertig und die so lange getäuschte Erwartung meines allergnädigsten Königs erfüllt werden? — Von meiner ohnehin kleinen Garnison muß ich ein ordentliches Commando aus dem Dienste missen, damit es hier dem lieben Gott die Zeit abstehe!“

Letzterer Umstand, daß die oft wechselnden Gehülften Böttchers von andern Dienstleistungen verschont blieben, war ein bedenkliches Hinderniß der vorgenommenen Flucht. Gar zu gern hätten die Verbündeten den Zeitpunkt benutzt, wo einer von ihnen die nächtliche Wache an dem erwähnten Thurm gehabt, um ganz ohne Gefahr vor Entdeckung die Flucht unternehmen zu können; allein ohne Verdacht zu erregen ging dies nicht an. Man bestimmte daher die erste Nacht, in welcher ein etwas geisteschwacher Soldat an dem Thurme Schildwach stehen mußte, zur Ausführung des gefährlichen Vorhabens. Indes übte

sich Böttcher, durch den Schornstein seines Ofens den Weg aus der verschlossenen Casematte zu suchen. Er that es in stiller Mitternachtsstunde, nachdem er zuvor alle Kleidungsstücke abgelegt hatte, um nicht durch den anhängenden Ruß sein Vorhaben zu früh zu verrathen. Die Esse war geräumig genug, den abgemagerten Böttcher aufzunehmen und bald hatte er sich die Geschicklichkeit eines Schornsteinfegers zueignet. Schwarz, wie ein Dämon der Hölle, aber des gelungenen Versuchs sich freuend, rutschte er in seine Casematte zurück, wo er eifrigst bemüht war, bis zum Anbruch des Tages die Spuren seiner Fahrt von seinem Körper zu vertilgen.

Als der bestimmte Abend herankam, mischte der eine Soldat, Namens Sölliger, etwas Laudanum, das Böttcher aus seiner Werkstätte hergegeben, geschickt unter den Brantwein der fraglichen Wache. — Der Verabredung gemäß, sollte Böttcher um halb ein Uhr an dem bezeichneten Plage sich einfinden. Allein lange schon vorher fuhr er durch den schwarzen Schlund empor und tappte auf den Strümpfen, die Schuhe in der Hand, nach dem bergenden Wäldchen, das, in der Nähe des Thurms, auf der Festung sich hinzieht. Eine geraume Weile stand er hier, an einen mächtigen Stamm gedrückt, und wartete angst- und frostzitternd auf die Ankunft seiner Gefährten. — Endlich dünkte es ihm, es bewege etwas Anderes als der starke Luftzug die am Boden liegenden Blätter. Furchtsam schmiegte er sich hinter den Baum und starrte mit angestrengten Augen in das verworrene Dunkel hinein. Es waren seine Freunde. In seiner Nähe standen sie still und blickten spähend vor sich hin. Schon hob Böttcher den Fuß, ihnen seine Gegenwart zu verkünden, als ein zwar leise, aber immer noch vernehmlich geführtes Gespräch seine Schritte einen Augenblick zurück hielt.

„Unser Goldkloß scheint noch nicht da zu seyn!“ hob Sölliger an. — „Der Kerl wird sich doch nicht anders besonnen haben?“ meinte Döffling. — „Ich glaube nicht. Wir haben's ihm ja süß genug vorgemalt.“ — „Es ist mir aber schon schwer auf's Herz gefallen, wenn er uns, anstatt wir ihn, angeführt hätte. — „Wie verstehst Du das?“ — „Ich meine das Goldmachen. Am Ende ist der Kerl darin eben so dumm wie wir und unsere Mühe vergeblich.“ — „Pah! der Bursche ist klüger als wir Alle. Er weiß nur zu gut, daß, entdeckt er sein Geheimniß, ewiger Kerker sein Lohn ist, um es nicht weiter verbreiten zu können. Ich wiederhole Dir: mein Bruder ist dabei gewesen, als Böttcher in Berlin den bleiernen Knopf bloß durch ein Paar Tropfen von seiner Tinktur in einen goldnen verwandelt hat.“ — „Aber, wird er denn, wenn er sein Geheimniß so fest hält, uns dasselbe lehren?“ — „Gewiß; thut's die Dankbarkeit nicht, thut's die Todesangst, kitzelt ihn unser Säbel an der Kehle.“ — „Und wissen wir die Bereitung der Goldtinktur.“ — „Da bleibt's bei der Verabredung: dann wird ihm der Mund auf ewig geschlossen. — Hörst Du nichts? Eben schlug's halb. Komm, wir wollen hin!“

Ein Glück für Böttchern, daß seine Kleider, von dem Rauchfange geschwärzt, sich nicht von dem dunkeln Baumstamme absetzten, und daß der Wind fort und fort durch die Zweige flüsterte. Das heftige Zittern seines Körpers, seine klappernden Zähne würden sonst ohnfehlbar seine Gegenwart verrathen und ein tragisches Ende herbeiführen haben. Unfähig, einen Entschluß zu fassen, stand er noch, als ein neuer Auftritt seine ganze Aufmerksamkeit abermals in Anspruch nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

W a r s c h a u.

(Beschluß.)

Warschau ist der Sitz aller Centralbehörden des Königreichs. Zahlreich sind die Kirchen und Klöster, und zwar 10 Stadtkirchen und 23 zum Theil zu andern Zwecken benutzten Klosterkirchen. Die Kirche der Lutheraner gehört zu den schönsten Gebäuden der Stadt (der Baumeister, der sie auführte, hat Zug geheissen). Die Kirche der Karmeliter ist durch den Bund, den die Könige Karl XII. und Stanislaus Leszcynski vor ihrem Altar schlossen, geschichtlich merkwürdig. Unter den wohlthätigen Stiftungen zeichnet sich das große Stadt-Hospital aus; außerdem giebt es noch 7 Spitäler. Von den Lehr-Anstalten nennen wir zuerst die Universität. Die Akademie gründete der Kaiser Alexander 1816, sie besitzt eine reiche Bibliothek und Hülf-Anstalten aller Art, — das Kollegium der Priester (durch den Abbe Konarski gegründet) ein schönes Gebäude am Ufer der Weichsel, und von einem ansehnlichen Garten umgeben; sehr besucht sind die Messen, die Sonntags bei einer vortrefflichen Musik in der Piarsistenkirche gefeiert werden, — das Lyceum, — die polytechnische Schule, die Forstschule, die Musikschule, — das Conservatorium für Musik, — 4 Schulen für Taubstumme (nach der Lancaster'schen Methode), — eine Blindenschule, — eine Thierarzneischule, — ein Institut für Erzieherinnen, eine landwirthschaftliche Schule, zwei lithographische Schulen, — verschiedene Privatschulen, — viele Elementarschulen. Buchdruckereien und Steindruckereien besitzt Warschau einige zwanzig; unter den ersteren ist auch besonders die der Hebräer anzumerken. In den letzten funfzehn Jahren haben sich die literarischen Institute sehr vermehrt. Aufgehoben wurden die Freimaurerlogen: der große Orient von Polen; Isis, die

verbundenen Polen; die Vereinigung der Slaven; Kasimir der Große; der Tempel der Minerva; Asträa; der nordische Schild; Eleusis und der Tempel der Beständigkeit. Die beiden letzten bedienten sich der deutschen, der nordische Schild der französischen, alle übrigen der Landessprache. Die Zahl der Fabriken und Werkstätten der Thätigkeit hat sich in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt; sie liefern vorzüglich Tabak von allen Sorten, Tücher, Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Baumwollenwaaren, musikalische Instrumente, Meubel, Gold- und Silberwaaren, Lederwaaren ic. Besonders der Bemerkung werth sind die zahlreichen Sattler- und Wagenbauer-Werkstätten, man zählt ihrer gegen 60. Warschau ist die Hauptwaaren-Niederlage für das ganze Land, es werden jährlich zwei große Jahrmärkte oder Messen gehalten. Handelsleute aus allen Staaten Europa's und vielen Ländern Asiens besuchen diese Messen, die besonders in Hinsicht des Pelzwaarenhandels wichtig sind. Alle größeren europäischen Staaten haben hier ihre Konsulate. Als die Haupthülfsanstalt des Handels tritt hervor: die Nationalbank, in der neuesten Zeit gegründet. Ein großes Beförderungsmittel ist der nun fast gänzlich beendigte Bau der Kunststraßen in allen Richtungen. Von den Handlungshäusern nennen wir nur die Bankiers Fränkel, Wetende, Samm und Sohn, Salinger, Löwe und Rosen, und die Großhändler, Antonin, Meyer und Sommer, Bräunich und Hickmann, Dyzmanski, Etlyr, Evans und Gaismer, Bruner und Comp., Jacobowicz, Gebr. Kurz, Blohm und Dehmichen ic. Wie für den Nutzen ist auch vielfach für das Vergnügen und die Bequemlichkeit gesorgt; dahin gehören: das polnische, französische und zu Zeiten auch das deutsche Schauspiel, der Circus (von Heka), das Kabinet der physikalischen Ver-

suche und der Phantasmagorien, mehrere geschlossene Gesellschaften. Die öffentlichen Badeanstalten sind zahlreich. Neben den herrlichen Gärten bei dem sächsischen und den Krasinski'schen Palais, mitten in der Stadt, wetteifern die Alleen von Ujazdow mit dem Prater in Wien. Am Ende derselben bietet der Lustort, die Bagatelle genannt, Alles dar, was das Vergnügen befördern kann. Ganz in der Nähe ist auch das schöne Lustschloß Belvedere (bisher der Sommeraufenthalt der Großfürsten). Eine Meile von der Stadt liegt das prächtig Potockische Schloß Willanow; es ist prachtvoll, groß und regelmäßig, von französischer Bauart und wurde von türkischen Kriegsgefangenen erbaut. Der König Johann Sobieski residierte eine Zeitlang hier, und in einem der Säle zeigt man noch das Bett, auf welchem den tapfern König 1696 der Todesschlummer antraf, an dessen Grabe Karl XII. ausrief: ein so großer König sollte von diesem Tribut an die Natur befreit bleiben. Neben diesen merkwürdigen, jedem Polen theuern Erinnerungen sind die neuen schönen Anlagen des Besitzers und die beiden Mausoleen, eines den Geliebten bei Maszyn, das andere dem gelehrten Grafen Potocki gewidmet, wohl des Besuches aller Fremden werth.

Seiner Bevölkerung nach nimmt Warschau die 19te Rangstufe unter den Wohnplätzen des christlichen Europa ein und steht zwischen Edinburgh und Mailand. Man vergleiche folgende Pläne mit diesen Angaben: Warschau, gezeichnet von Lehmann, königl. sächs. Major (Berlin bei Simon Schropp); den Plan, welcher dem Guide du Voyageur en Pologne beigelegt ist und von polnischen Ingenieursoffizieren gezeichnet wurde, und die Charte der Umgegend von Warschau mit allen in derselben liegenden Dörfern. (Berlin bei Simon Schropp u. Comp.)

* Der Zeitgeist.

(Mit besonderem Rückblick auf Bremens Innungswesen.)

(Fortsetzung.)

Die deutsche Litteratur hat sich einen großen Ruhm im Auslande erworben, sollte es denn nicht möglich sein das die deutsche Industrie sich auch Achtung verschaffte? Wenn unsere Vorfahren Verfassungen bildeten, die der Gegenwart nicht mehr angemessen sind so wollen wir sie darüber nicht anfeinden; über einige hundert Jahre reichen unsre Einrichtungen auch wohl nicht mehr aus. So wenig es nun unsern Nachkommen zu verdenken seyn wird wenn sie zeitgemäße Aenderungen machen, eben so wenig kann es uns verarget werden wenn wir dasselbe thun. Ein Gesetz ohne Zweck ist nicht denkbar, und aus der Erfahrung muß es sich entwickeln ob der Erfolg dem Zwecke entspricht. Der Zweck der privilegiirten Innungsgesetze war wohl kein anderer als dadurch

- 1) den Kunstfleiß zu heben das Genie zu entwickeln;
- 2) den daraus hervorgehenden Wohlstand zu befördern;
- 3) durch erweiterte Industrie den Flor des Staats zu erhöhen.

Die Erfahrung aber belehrt uns das der Zweck gar nicht erreicht ist, und im Gegentheil allenthalben wo privilegierte Innungen existiren die Kunst einen Schneekengang geht. Täglich wird man mehr in der Ueberzeugung befestigt das die Reisenden, welche mit Kunstfachen handeln, an Orten wo die Privilegien aufgehoben sind wenige Geschäfte machen; aber da, wo sie noch existiren, eine reichhaltige Quelle des Absatzes finden. Auch giebt es viele Innungen, die sich einander durchkreuzen; das eine Werk greift in's andre; keiner darf aus seinem Bereiche. Wie kann sich da die Kunst ausbilden? Mit dem Kunst-

fleiß ist es überhaupt eine eigne Sache: Wenn der Künstler erst ein Stück aus der Fremde sieht und es mühsam nachmachen will wenn es vielleicht schon meist der Mode entwichen ist, so sieht es mit seiner Kunst kärglich aus. Der wahre Künstler rafinirt und bringt etwas Neues hervor. Hier aber findet sich bei dem beschränkten Handwerksstande ein großes Hinderniß; sein ganzes Verhältniß ist nicht dazu eingerichtet; solche Künstler bringt ihm kein Brod, der größere Absatz muß Ersatz bringen und dazu ist er nicht eingerichtet; wäre er frei, und brauchte keine andre Innung zu fürchten, so würde sich auch mehr Unternehmungsgeist entwickeln. Wie der Staat dabei fährt, liegt am Tage. Die Innungs-Privilegien bringen große Armuth in einen Staat.

Unter den Innungen bildet sich theils eine Menge Individuen, die sehr häufig kein Geld haben um Meister werden zu können, theils führt auch oft die Auslegung der Gesetze eine Veranlassung herbey sie abzuweisen. In unserm Staate werden ziemlich so viel unprivilegirte als privilegierte Handwerker wohnen; diese Bürger haben einen kläglichen Standpunct; sie sind jeden Augenblick in Gefahr ertappt und von den Privilegirten gestraft zu werden. Was sie aufrecht erhält, ist, „daß das Natur- und Sittengesetz sie nicht in den Augen ihrer übrigen Mitbürger herabsetzt, und die heilige Pflicht als Versorger oft zahlreicher Familien, sie zwingt den ergriffenen Broderwerb nicht aufzugeben.“ Alles Strafen frommt zu weiter nichts als den Unglücklichen noch unglücklicher zu machen, bis er endlich den Muth sinken läßt; mitunter aus Verzweiflung zur Flasche greift und mit seiner Familie dem Staate zur Last fällt. In allen Birkeln und Gesellschaften, unter allen Ständen und bei allen Arten Religionsansichten sind sich die Menschen über den Punct was recht und billig ist einig. (?) Die Idee

ist allenthalben vorherrschend: vor Gott sind alle gleich; alle Menschen haben gleiche Ansprüche auf seine Liebe; die gesammte Menschheit ist eine Bruderkette. Herzen sehen alle aus als niedlich eingebundene Bibeln mit Goldverzierungen; man sieht daraus, was der Mensch ist, sein kann, sein sollte, nur schade daß die Gefühle und Handlungen nicht in Einklang zu bringen sind. Bey privilegierten Innungsverwandten ist das eine schwere Aufgabe, denn die haben zwei Gebote, die ganz feindlich gegen einander stehen. Die christliche Tugend gebietet ihnen: „Du sollst das Wohl deines Mitbürgers nach Verhältniß deiner Kräfte befördern.“ Die Amtstugend gebietet: „Du sollst das Wohl des Mitbürgers, der nicht zu deiner Innung gehört untergraben, ihn verfolgen und nach allen Kräften die die zu Gebote stehen schaden, wenn er seine Familie so wie du ernähren will.“

(Der Beschluß folgt.)

* Viel Lärmen um nichts.

Im Bürgerfreunde N. 23 wird der Verfasser des lehrreichen Buchs: „Die politischen Stürme Europa's im Jahre 1830“ so sehr getadelt, daß er in seiner geschichtlichen Darstellung auch Bremen genannt habe. —

Alles was der Herr Verfasser über Bremen gesagt hat, befindet sich pag. 49 und lautet wörtlich wie folgt:

„Es war damals im ganzen Lande nördlich vom Harze bis zum Ausflusse der Elbe hin eine trübe Zeit. —

„Aus der Stille unserer Berge“ schrieb einer unterm 15 Sept. in der allg. Zeitung „sehen wir auf ein bewegtes Land bis zur Nordsee hin! Außer den unruhigen

„Aufsitzen in Hamburg, außer den schrecklichen Ereignissen in Braunschweig, gab es „nämlich auch einige, freilich kaum beachtete „Unruhen in Lüneburg, wo die Schiffleute „etwas larmten; in Hannover, wo man das „Kornmagazin erbrechen wollte und einem Brantweinbrenner die Fenster einwarf, in Hildesheim, wo man wohlfeiler Brod und Fleisch „verlangte, bis die Kavallerie den Leuten mit „den Säbeln bewies, daß Alles wohlfeil genug „sei, in Helmstädt und Bremen. —

Weshalb nun der Herr — lt. den Verfasser des erwähnten Buchs so bitter tadeln kann, daß er bei der Beschreibung der aufgeregten Zeit so höchst einfach Bremen nennt, ist schwer zu begreifen. — Die einfache Bezeichnung Bremen läßt wohl bei jeden vernünftigen Leser nur den Gedanken aufkommen, daß die in Bremen 1830 stattgefundenen Aufregung höchst unbedeutender Art gewesen sei. —

Ist dem Verfasser jenes Buchs die hier im October, November und December stattgefundene Aufregung auf den hiesigen Bürgerconventen oder die Bewaffnung der Bürgerwehr bei Tag und Nacht während des Freimarkts berichtet worden: so hat er wahrlich kein Verbrechen begangen, bei der bloßen Nennung des Worts Bremen. —

Ein ächter Bremer.

M i s c e l l e.

Der schwarze Tod und die Cholera.

Einer Abhandlung zufolge, die Hofrath Heeren im Decbr. vor. J. der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen übergab, ist der schwarze Tod, von welchem 1348 bis 1350 Europa verheert wurde, vermuthlich mit der jetzigen Cholera eins. Er beruft sich auf die

Nachrichten eines Zeitgenossen, Matteo Villani. Zum mindesten geht aus allem hervor, 1) daß die Krankheit 1346 in der Gegend von Indien und China entsprang, binnen einem Jahre den dritten Theil Asiens durchzog und dann südlich ans Mittelmeer, nördlich durch Griechenland nach Rußland vordrang, bis sie endlich schon 1348 ganz Italien, Frankreich, 1349 Spanien, England und Schottland, und 1350 alle anderen Völker des nördlichen Europa verheerte, denn sie tödtete mehr als drei Fünftheile. Von den Symptomen, welche sie mit der Cholera jetzt gemein hat, würde sich freilich nur das Blutspeien höchstens, so wie die schnelle Entscheidung, nachweisen lassen; sie tödtete oft an demselben, meist aber am zweiten und dritten Tage. Dagegen dürften die Drüsenanschwellungen, welche häufig in den Weichen und unter den Achseln zum Vorschein kamen, mehr auf den Charakter der orientalischen Pest schließen lassen. Klima und Jahreszeit scheint gegen sie so wenig wie jetzt gegen die Cholera vermocht zu haben.

Bis zu Ende des achten Jahrhunderts, christlicher Zeitrechnung, zählt die Geschichte 93 römisch-griechische Kaiser (einzelne Mitherrscher und Usurpatoren nicht gerechnet). Unter denselben haben 58. — mithin beinahe zwei Drittel — ein klägliches und schmachliches Ende genommen. Durch Vergiftung verloren ihr Leben: 5. Auf eine andere, meist grausame Art, größtentheils in Folge einer Meuterei in der eigenen Armee, wurden ermordet: 40. Selbstmörder: 5. Vom Blitze erschlagen: 2. Des Thrones entsetzt, starben im Exil oder Kerker: 6. Bei 3 ist die Art ihres Todes zwar ungewiß, aber allen Umständen nach im höchsten Grade verdächtig.

Das schrecklichste Loos traf folgende Opfer des Hasses, der Rachsucht und der Verfolgung:

Nulus Vitellius, römischer Kaiser, wurde an einem Stricke um den Hals aufs Forum geschleppt, todtgeschlagen und in die Tiber geworfen. Licinius Valerianus, römischer Kaiser, hatte das Unglück, im Kriege mit einem persischen König von diesem gefangen genommen, hierauf lebendig geschunden und eingesalzen zu werden. Flavius Valens, griechischer Kaiser, wurde von den Gothen langsam verbrannt. Den griechischen Kaiser Zeno, der dem Trunke übermäßig ergeben war, ließ seine Gemahlin, ein blutdürstiges Ungeheuer, lebendig begraben. Constantin VII., griechischer Kaiser, ward auf Befehl seiner Mutter, die seine Grausamkeiten verabscheute, geblendet und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, wo er vor Elend und Kummer starb.

* Erklärung.

Um irrigen Vermuthungen zu begegnen, welchen man sich, wie ich vernommen habe, mehrseits zuversichtlich überläßt, halte ich mich verpflichtet, hiemit öffentlich und bestimmt zu erklären, daß keiner unter den hiesigen Predigern auf irgend eine Weise, weder direct noch indirect, weder unmittelbar noch mittelbar, an den jüngst von mir erschienenen Druckschriften Antheil hat.

J. W. Kind.

* Die Flinte mit krummem Laufe.

Es kauft ein Einfaltspinsel sich
Im Laden eine Flinte,
Daß Spaz und Zeisig mörderlich
Durch ihn den Tod nun finde.

Das Ding sah aus wie ein Geschloß
Und kostete zehn Gulden,
Auch ging es wohl am Ende los,
That man sich lang' gedulden;

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönggen.

Doch weder Spaz noch Zeisig fiel
— So oft er's auch versuchte. —
Der Schrot kam niemals an sein Ziel;
Da lief er fort und fluchte.

„Herr Büchschäfter, was soll das?
Ihr habt mich arg betrogen!
Die Flinte da trifft niemals was,
Der Lauf ist ja gebogen!“

„Ganz recht! — versteht der andre drauf:
Und das mit gutem Zwecke.
Absichtlich krumm ist dieser Lauf —
Zum Schießen — um die Gek.“

E. C...r.

* Auf Blubber den Romanen- schreiber.

Von Dr. Noeldke.

Herr Blubber zürnt und schilt auf mich, und tobt
Auf Jeden, der nicht sein Gesudel lobt.
Vor meinem Tadel sicher mag er schmieren,
Nie mocht' ich schlechte Bücher recensiren.

* Auf ein romantisches Ehepaar.

Von Dr. Noeldke.

Roman schreibt auf Roman Romanticus,
Und jeden Theil belohnt mit einem Kuß
Die Gattin ihm. — Doch eh vom langen Werke
Er ihr die erste Hälfte eingehändig,
Hat sie bereits mit überlegner Stärke
Dhn' ihn zwei oder drei mit Lust beendigt.

* Auf Püsterich den Romantiker.

Von Dr. Noeldke.

Um Vieles abgekürzt giebt er uns sein Gedicht;
Wir machen's kürzer noch, und lesen's nicht.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 27. März 1831.

Vorurtheile sind moralische Gängelbänder, die man Kindern nicht abnehmen darf, bevor sie nicht allein zu gehen gelernt haben.

Der Chineser.

Ein Schwank, von J. F. Castelli.

Ein Chineser verließ sein China,
Kam in eine deutsche Stadt,
Mit seinem Büschel Haar auf dem Scheitel,
Wie er's zu Hause getragen hat,
Mit seinen langen Schnabelschuhen
Und seinen Nageln ohne Maß,
Da schrie nun Jeder der ihn erblickte:
„Das ist ein dummer Chineser, das!“

Und durch die Straßen ging er pathetisch,
Hob beide Zeigefinger empor,
Schaute herum und lachte unbändig,
Wenn er sah ein geschlossenes Thor,
Meinte, sie könnten wohl offen stehen;
Denn vom Stehlen vernahm er nie was,
Und das Eigenthum, glaubt' er, sey heilig,
Das ist ein dummer Chineser, das!

War er in eine Gesellschaft geladen,
Konnt' er kein Whist und kein P'omberspiel,
Und wenn das Hausfräulein sang beim Claviere,
Aeußert' er sich: das heiße nicht viel.

Wenn alte Herrn vom Politischen sprachen,
Schlief er gar ein und fiel auf die Nase,
Fand die Vergnügungen gar nicht vergnüglich,
Das ist ein dummer Chineser, das!

Von einem Juden, der ihm was verkaufte,
Glaubt' er, das sey ein billiger Mann,
Und ein Mädchen, das Abends ihn ansprach,
Sah er für eine Unschuld an,
Für den Verdienstvollen hielt er Jenen,
Der ein großes Vermögen besaß,
Und den Armen für unverständlich;
Das ist ein dummer Chineser, das!

Er verlangte in allen Geschäften,
Dass man halten soll, was man versprach,
Wenn eine Frau einen Liebhaber hatte,
Nannt' er das eine entsetzliche Sach',
Bei der Treue in Lieb' und Ehe,
Meint' er, gäb's gar keinen Seitenspaß,
Und das Kokettiren verflucht' er,
Das ist ein dummer Chineser, das!

Wenn er das deutsche Theater besuchte,
Da benahm er sich schauderhaft dumm,
Im Trauerspiel lacht' er über die Spieler,
Im Lustspiel über das Publikum,
Wälsches Zeug wollt' ihm gar nicht gefallen,
Der Freischütz aber, der war für ihn was,
Darüber hat er sich recht erfreuet;
Das ist ein dummer Chinese, das!

Endlich wurd' er des Lebens und Treibens,
Wohl auch des ewigen Foppens satt,
Ich war bei seiner Abfahrt zugegen,
Er verließ mit Freuden die Stadt;
Das nahm ich wohl dem Chineser nicht übel,
Aber ein Freund bracht' in Aerger mich das,
Der sah ihm wehmüthig nach und sprach ernsthaft:
„Das war ein kluger Chinese, das!“

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

Vorsichtig hatten die beiden Verräther der bestimmten Stelle sich genähert und bemüht sich, ein langes Seil um den Lauf einer Kanone zu befestigen, an welchem sie sich hinabzulassen gedachten. Da stieß der Eine in der Dunkelheit an die Lavette, daß ein eiserner Ring an derselben schallend seine Lage veränderte und die Wachsamkeit der nahen Schildwache erregte. — „Wer da?“ rief dieselbe und näherte sich mit schnellen Schritten. — „Verflucht!“ rief Duffling und verkroch sich in eine Schießscharte, indeß Colliger entschlossen dem Störenfried entgegensritt. — „Dummes Kalb!“ rief er ihm mit halber Stimme entgegen, „kannst Du nicht noch lauter blöken? — Wer soll's denn anders seyn, als ein Gutfreund?“ — „Was willst Du hier, in dieser Stunde?“ entgegnete jener barsch. Colliger erkannte jetzt zu seinem Schrecken, daß ein Anderer und noch dazu ein Feind von ihm die Stelle jenes Soldaten versah, der, von dem zu starken Schlaftrunk zum Dienste unfähig gemacht, in der Wachstube schnarchte. Gefast, und mit dem Vorsatz, seinen Widersacher jedenfalls aus dem Wege zu räumen, entgegnete er mit erkünsteltem

Erstaunen: „Und Du fragst noch, was mich herführt? Bist Du blind, daß Du das Feuer nicht siehst, welches so eben unten im Städtchen aufgeht? Machst Du keinen Lärm?“

Hastig drehte sich die Schildwache um, die Wahrheit oder Unwahrheit jener Behauptung zu erforschen, und in demselben Augenblick stach ihr der Meuchelmörder mit der gezogenen Klinge in den Rücken. Der heftige Stoß hatte jedoch den Riemen der Patronentasche getroffen und war im Abglitschen nur wenig ins Fleisch gedrungen. Ein verzweifelter Ringen begann jetzt. — „Bruder! steh mir bei!“ — schrie endlich Colliger unterliegend. — „schlag die Canaille!“ — Das Bajonnet der erbitterten Schildwache machte hier seiner Rede, so wie seinem Leben ein Ende und der zu Hülfe gerufene Duffling glitt hastig an dem Seile in die schwarze Tiefe hinab. Das fürchterliche Geschrei, von dem kurz darauf das Echo wiederhallte, verkündigte, daß auch er den Lohn seiner Verrätherie empfangen hatte. Man fand am andern Tage sein blutiges Gehirn am Felsen kleben und den zerschmetterten Leichnam am Fuße der Festung hingestreckt.

Das Lärmen der verwundeten Schildwache gab endlich Wötkchern die Besinnung wieder.

Angstbesügelten Schrittes eilte er aus dem Wäldchen und glitt durch die Esse in seine Casematte zurück und bald darauf ins Bett, wo heftige Fieberschauer seinem abgemergelten Körper die letzte Kraft benahmen. Zuvor hatte er jedoch die geschwätzte Kleidung dem Flammen übergeben, und behauptete dann gegen den Commandanten, dieselbe, so wie seine Gesundheit, durch ein gefährliches Experiment verloren zu haben. Da man durchaus keine Beweise fand, daß auch er im Complotte mit jenen beiden Soldaten gewesen, schenkte man seinem Vorgeben Glauben und ließ

ihm eine sorgsame Pflege angedeihen, die ihn nach einigen Wochen glücklich herstellte.

„Glückseliges Gold!“ knieschte er oft, warf ihn das Fieber noch auf seinem Lager umher — „du verwandelst die Menschen in blutsehende Tiger! O unglückbringender Knopf! sollen denn deine verderblichen Folgen mein ganzes Lebensglück vergiften?“

Lebensmüde saß an einem Herbstabende der verzweifelte Scheidekünstler an dem kleinen Fensterchen seiner Casematte, das ihm nur an die nahe Wand gegenüber zu blicken vergönnte. Da erschellte ein gewaltiger, rother Feuerblitz das dunkle Gemach. Die Grundmauern der Festung schienen von dem schnell darauf folgenden, betäubenden Knalle zu erbeben und donnernd stürzte ein Theil der Feuerreife von Böttchers Laboratorium herab. Ehe er sich von seinem Schreck erholen konnte, blendete ihn abermals ein Feuerstrom und brüllend heulte der Donner hinaus in die Berge, welche ihn hundertfach zurückgaben. Zugleich hörte man eilfertige Schritte und den Ruf: „Der König kommt!“ — Dem war auch so.

Nicht lange darauf öffnete sich Böttchers verschlossene Thür und er empfing mit seiner Hofkleidung zugleich den Befehl, vor Sr. Majestät zu erscheinen. Er ging, Verdamnis oder Begnadigung zu empfangen. Der Monarch wartete seiner im Beiseyn des Commandanten. Die Thür ging auf. Herein wankte ein Mann, gesenkten Hauptes, das Haar verworren um das erdfarbene, gefaltete Gesicht; stumme Verzweiflung in den matten, fliegenden Augen, nagender Kummer in den erloschenen Zügen. Es war Böttcher. Sichlich betroffen empfing der Monarch die Leidensgestalt. Mit Antheil näherte er sich derselben und sprach hastig: „Er sieht sehr elend aus, Böttcher! Er ist krank gewesen, habe ich gehört? Bekommt Ihm etwa die Luft nicht hier oben? — Fehlt

Ihm sonst etwas? Red' Er frei; ich werde Ihn schützen.“ — „Allerdings, mein gnädigster König und Herr“, — entgegnete demüthig der Gefragte, „mag die auf dieser Höhe jetzt doppelt rauhe Luft meiner Brust nicht zusagen, die, nachdem sie den Tag über den giftigen Brodem des Schmelzofens eingesogen, nur in der Abendstunde die dumpfe Casematte mit der auf allen Seiten den Herbstwinden ausgesetzten Festung vertauschen darf. Den größten Antheil an meinem Unwohlseyn mag aber wohl die Vorstellung haben, daß ich in den Augen Ew. Majestät als ein unnützer Knecht erscheinen muß.“ — „Lieber Böttcher“ — entgegnete gütig Serenissimus — „dem ersten Uebel vermögen wir bald abzuhefen und das zweite ist nur eingebildet. Haben wir die Geduld noch nicht verloren, die Kosten zu dem Unternehmen herzugeben, so darf er noch viel weniger der Hoffnung eines endlichen Gelingens entsagen. Das Hohe will ja stets um hohen Preis erkaufte seyn. Uebrigens schone Er Sich bei Seinen Arbeiten. Zu großer Eifer ist schädlich und nicht mein Wille. Bald soll Er in Dresden und in einer bessern Lage sich befinden, wo Er überhaupt auch alle Hülfsmittel schneller haben kann. Leb Er wohl!“

„Armes Herz!“ — riefte der in seine düstere Wohnung Zurückgekehrte — „eher wirst Du vor den goldsüchtigen Menschen nicht Ruhe haben, als bis du nicht mehr schläfst!“ Weinend barg er sein Antlitz in die Kissen seines Lagers. — Doch bald weckte ihn aus seinem Schmerze das Geräusch seines, nochmals sich öffnenden Kerkers. Dem Schliefer folgte ein Hofdiener mit einem Flaschenkorb edlen Weines und Schüsseln stätkender Speisen. Die Königlichen Gaben begleitete zugleich die Erlaubniß, an der abendlichen Herbstbelustigung, welche der König zu genießen mit seinem Hofstaate von Dresden gekommen war,

Theil nehmen zu dürfen. Dankbar nahm der unglückliche Goldkünstler Beides an. Und als nun eine Flasche feurigen Burgunders in seinen Adern brauste und seine Pulse einmal wieder lebensfroh schlagen ließen: da konnte er ordentlich seelenvergnügt seinem Unteroffizier nach der, dem Liliensteine gegenüber liegenden Seite der Festung folgen.

In dem Glanze von Tausenden bunter Lampen strahlte dieselbe, in Mitten der dunkeln und schweigend sie umlagernden großartigen Natur. Aus dem hell erleuchteten Commandantenhause ergoß sich bald darauf der glänzende Zug, angeführt von dem prachtliebenden Monarchen, an dessen Seite die immer noch schöne Gräfin Aurora von Königsmark prangte. Als sämtliche Gäste ihre Plätze eingenommen, donnerten drei Vierundzwanzig - Pfunder das Beginnen des Feuerwerks in die stille Nacht hinaus. Als bald spieen die nach dem Lilienstein hinstehenden Geschütze ungeheure, dem griechischen Feuer ähnelnde Leuchtballen aus. Weite, glänzende Bogen über die in der Tiefe fließende Elbe spannend, fielen sie auf der Königsteiner Ebenheit nieder und schienen daselbst Alles in Brand zu setzen. Denn sogleich flimmerten Hunderte von Lichtern auf der vorher unnachteten Fläche und in verschwenderischer Fülle begann ein Regen von Leuchtkugeln, Raketen, Schwärmern, Tourbillons, Feuerrädern und andern Kunstfeuern die ganze Gegend in ein magisches Licht zu kleiden, unterbrochen von den gigantischen Schatten der nahen Felsen. Mehrere hundert Ellen tiefer zog, bald rothglühend, bald silberblinkend, der Fluß dahin, Millionen Feuerfunken in seinen Schooß aufnehmend und sie den Bergen zuführend, die ihn mit weitem Rachen zu verschlingen schienen. Ein Schrei des Entzückens und der Bewunderung tönte jedoch von allen Lippen, als über des Liliensteins waldbeg-

kränztem Haupte, die Sterne erreichend, eine Riesensonne sich wölbte, in deren Mitte ein kolossales A dem Landesvater seine Huldigung darbrachte.

In den allgemeinen Jubel mischte sich des Königs Stimme, der, auf das A deutend, galant zu seiner reizenden Nachbarin sagte: „*Aurore surpasse tout!*“ *) — „*Pardon, Sire!*“ — entgegnete die einstige Geliebte, nicht ohne schmerzliche Rückerinnerung an die Zeiten, wo allerdings nur ihr allein die Sonnen strahlten — „*vous vous trompez. Car l'aurore a disparu depuis long tems, quand le soleil commence à luire.*“ **) — Den feinen Stich, der in diesem Doppelsinn lag, übergehend, fuhr August II fort: „*C'est vrai, ma chère comtesse; mais ne voyez - vous pas deux soleils et double A?*“ ***) indem er auf den Reflex im Wasser deutete, der wirklich mit ungetrübtem Glanze eine zweite Sonne und ein zweites A, nur verkehrt, wiedergab. — „*Eh bien, Sire,*“ — ergab sich jetzt Aurora — „*c'est donc Aurore là bas!*“ — auf den Schein und dann auf die Wirklichkeit zeigend — *et la l'auguste étoile, qui féconde la Saxe!*“ ****) — Der Donner der Kanonen verschlang hier die fernere Rede und in Kurzem lag die Festung wieder stumm und dunkel da. — „*Wohl wahr, arme Gräfin,*“ — sprach jetzt Böttcher, dem das Schicksal der schönen Aurora nicht unbekannt geblieben, „*wohl neigt deine Sonne sich dem Untergange zu — doch ist es ein schöner*

*) Aurora übertrifft Alles.

**) Sie irren, Aurora ist längst verschwunden wenn die Sonne anfängt zu scheinen.

***) Das ist wahr, meine liebe Gräfin; aber bemerken Sie nicht zwei Sonnen und ein doppeltes A?

****) Wohl, Sire, Aurora dort unten, dort oben aber das hehre Gestirn, welches über Sachsen leuchtet.

Untergang. Aber der meinige?" — Er legte sich trübsinnig über die Schießscharten und schaute sehnsüchtig dem langen Wagenzuge in der Ebene unten nach, den die Unzahl sprühender Fackeln noch weithin erkennen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der Zeitgeist.

(Beschluß.)

Ein Staat ist eine Vereinigung Vieler die ein gesellschaftliches Ganze, eine Corporation bilden; die Verträge dieser Gesellschaft beruhen auf zwei natürlichen Gründen:

- a. die Mitglieder der Gesellschaft ohne alle Ausnahme übernehmen die Verpflichtung nach Maßgabe ihrer Kräfte zum Wohl des gemeinschaftlichen Vereins beizutragen;
- b. dagegen übernimmt die Gesellschaft ebenfalls die Verpflichtung das Wohl aller Mitglieder ohne alle Ausnahme möglichst zu befördern.

Alle heißen Bürger, das heißt: sie verbürgen sich gemeinsam mit einander diesen Vertrag zu halten.

Wenn nun aber die Gesellschaft einzelnen Mitgliedern Vorzüge gestattet, die sie andern Mitgliedern versagt, so verstößt sie gegen das Grundgesetz, sie zeigt sich partheiisch und handelt unrecht gegen die Mitglieder welche sie von diesen Vorzügen ausschließt. Wenn vor mehreren hundert Jahren die Gesellschaft ihre Bürgerschaft für alle Mitglieder ohne Ausnahme verlegte, wenn diese Verletzung sich von Generation zu Generation fortpflanzte und verjäherte, so hört es darum keinesweges auf ein Fehler, ein Unrecht, ein Eingriff in die natürlichen Rechte der gesammten Mitglieder zu sein. Die Gegenwart ist zwar ent-

schuldigt, aber doch jedenfalls verpflichtet alles aufzubieten, die natürlichen Rechte der gesammten Mitglieder wieder herzustellen. Würden diejenigen Mitglieder, welche der Zeit nach die Vorzüge auf Unkosten andrer Mitglieder genießen, darüber unzufrieden sein, so würden sie sich selbst compromittiren, denn sie sind ja Bürger, Bürgen für die natürlichen Vereinbarungen der Gesellschaft mit den gesammten Mitgliedern, und müssen ja so gut wie alle das Grundgesetz aufrecht zu halten suchen. Dieß ist aber in unserer jetzigen Zeit kaum zu erwarten, wo die Cultur und mit ihr Gott sei Dank! die Humanität so große Fortschritte gemacht, zumal da die Erfahrung lehrt:

- 1) daß unter den Innungsmitgliedern kein wesentlicher Wohlstand erzielt worden;
- 2) daß der Gesellschaft dadurch eine große Anzahl Arme erzeugt worden;
- 3) daß die ausgeschlossenen Mitglieder trotz aller Verfolgung doch arbeiten müssen um ihr Leben mit ihrer Familie zu fristen und alles Strafen zu nichts kommt;
- 4) daß bei aufgehobenen Beschränkungen den thätigen geschickten Künstler der denn auch nicht durch andre Innungen gehindert wird, ein weites Feld eröffnet wird.

Es ist gewiß recht traurig, daß in unserm glücklichen Freistaate, wo die rohen Materialien frei eingehen, wo der Handel den Künsten die Hand bietet, die mehesten Kunstproducte die verconsumirt und fast alle die verschifft werden vom Auslande kommen, das wir, die um der Quelle lagern, die Ausländer schöpfen lassen. Ich sehe im Geiste schon die Söhne der Schmiede, der Stellmacher, der Sattler beschämend erröthen, daß sie bei den mehesten Wagen nur Reparaturen machen, ich sehe ihren Muth, ihren Unternehmungsggeist erwachen, ihre Talente entwickeln, wenn erst jeder alle 3 Werke zusammen treiben

darf, die verödeten Posamentier-Workstätten sehe ich belebt und das theilnehmende Publicum sich freuen, daß auch Wagen hier so schön und billig hergestellt werden wie die aus der Fremde. Meine Hoffnung geht noch weiter: in den Leinweber-Workstätten sehe ich andre Stühle, alle Arten Waaren von Baumwolle, Wolle und Seide verfertigen, kurz überall ein größeres Getriebe, größere Wohlhabenheit, wenig Arme und somit erhöhten Flor des Staats.

Verfasser dieses hält sich keinesweges für ehnfelbar, vielmehr sieht er es gern, wenn ein anders Denkender seine Gründe diesen Blättern anvertraut, damit die Wahrheit erkannt werde und ein unbefangenes Publicum sei unpartheiischer Richter. Meine freundliche Hoffnung kann ich nicht bergen, daß auch in dieser Hinsicht der Standpunct unsrer Cultur den kommenden Generationen Achtung und Dank abnöthige.

Ein Bürger.

Die großen Catacomben in der Nähe von Palermo.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

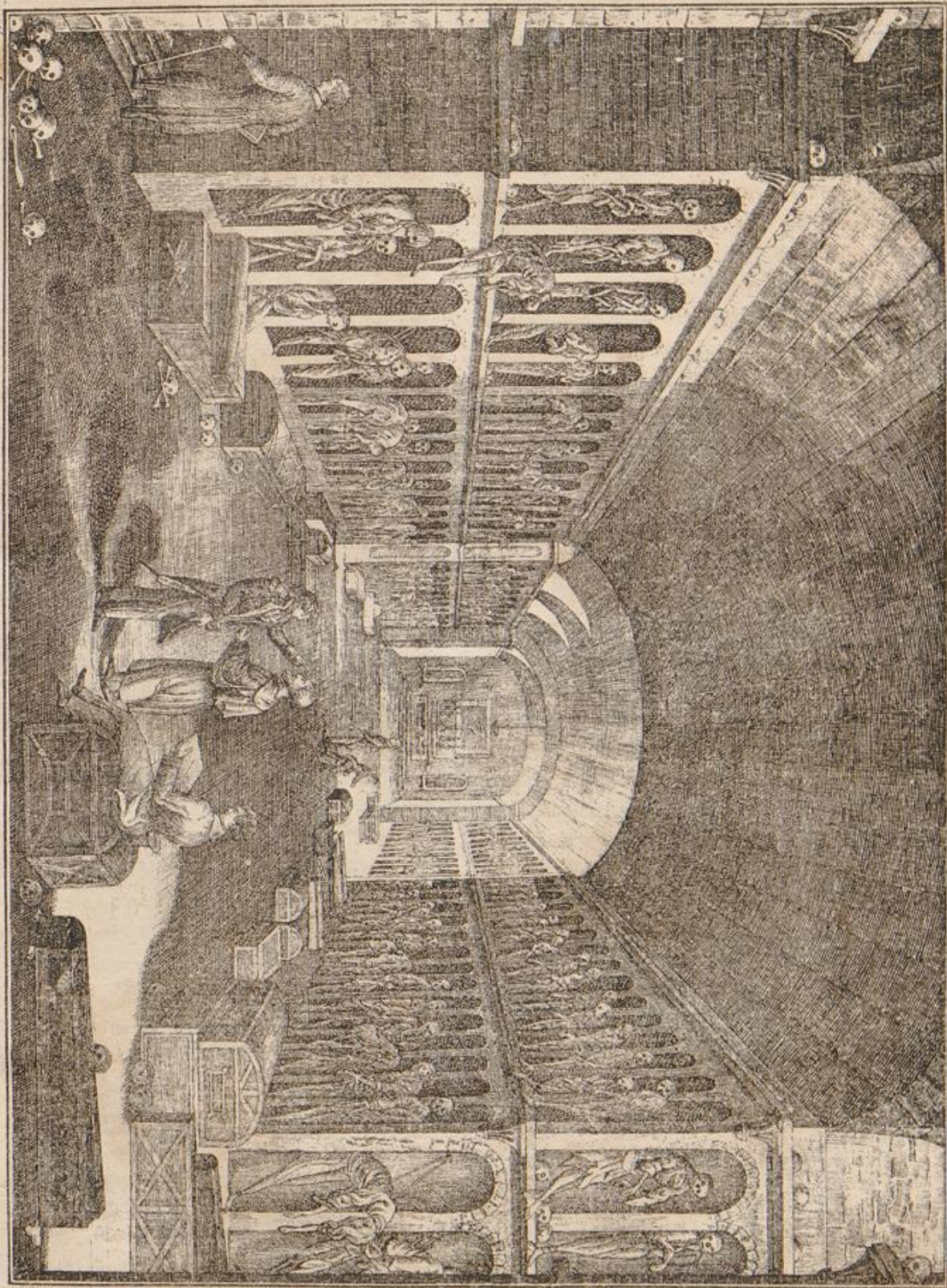
Catacomben sind unterirdische Grabgewölbe, deren berühmteste es eigentlich in Aegypten giebt, in denen die künstlich einbalsamirten Leichname der Verstorbenen aufbewahrt werden. Doch auch in Italien und vorzüglich in Sicilien giebt es große Catacomben, und unsere Abbildung stellt das Innere eines solchen Leichengewölbes dar, welches sich bei Ziza unter einem Capuziner-Kloster befindet. Ein Reisender schildert dasselbe wie folgt:

„Ehe ich in's Gewölbe hinabstieg, lenkte der Mesner meine Aufmerksamkeit auf zwei Gemälde zu beiden Seiten der Thüre. Das eine stellte den Tod des Guten, umgeben von Geist-

lichen und Engeln, das andere den Tod des Sünders dar, dessen Sterbestunde durch Feinde und Flammen verbittert wird. Zwischen diesen Schildereien befand sich noch außerdem ein Sonett über die irdische Auflösung des Menschen, so daß ich durch dieses Alles auf ein feierliches und ernstes Schauspiel vorbereitet ward. Als ich nun aber in den weiten unterirdischen Raum hinabstieg, konnte ich nur mit Mühe das Gefühl des Widerwillens unterdrücken, da ich die menschliche Gestalt auf die herabwürdigendste Weise in einer lächerlichen Zusammenstellung verrenkter Mumien parikirt erblickte. Zu Hunderte waren die Leichname hier aufgehängt, und durch das Austrocknen so entseßlich verändert, daß sie kaum noch die geringste Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt besaßen. Die sonderbaren Stellungen dieser ausgetrockneten Leichname reizten gewiß jeden Zuschauer zum Lachen, denn bei mir konnten sie wenigstens nicht die ernstesten Gefühle erregen, die sonst wohl beim Anblick von mehr als 2000 Todten entstehen könnten. Vier lange Gallerien mit ihren Nischen sind mit Leichnamen gefüllt und außerdem erblickt man noch viele Särge, in welchen Adelige in ihrer Hofuniform liegen. Zu den merkwürdigsten Ueberresten gehören die eines Königs von Tunis, welcher im Jahre 1620 starb. Am Ende des großen Corridors steht ein Altar, dessen Vorderseite mit menschlichen Zähnen, Schädeln und Knochen mosaikartig ausgelegt ist. Am Ende der einen Gallerie befindet sich ein kleines Zimmer, in welches ich eintrat, es aber sogleich, wegen des abscheulichen Gestanks wieder verlassen mußte. Es war, wie ich fand, ein schmutziges Zimmer, der Ofen genannt, in welchem mehrere Leichname in verschiedenen Graden der Verwesung, eben getrocknet wurden. Der Mönch indessen, welcher mein Führer war, schien, wie ich deutlich bemerken konnte, weder durch den Anblick

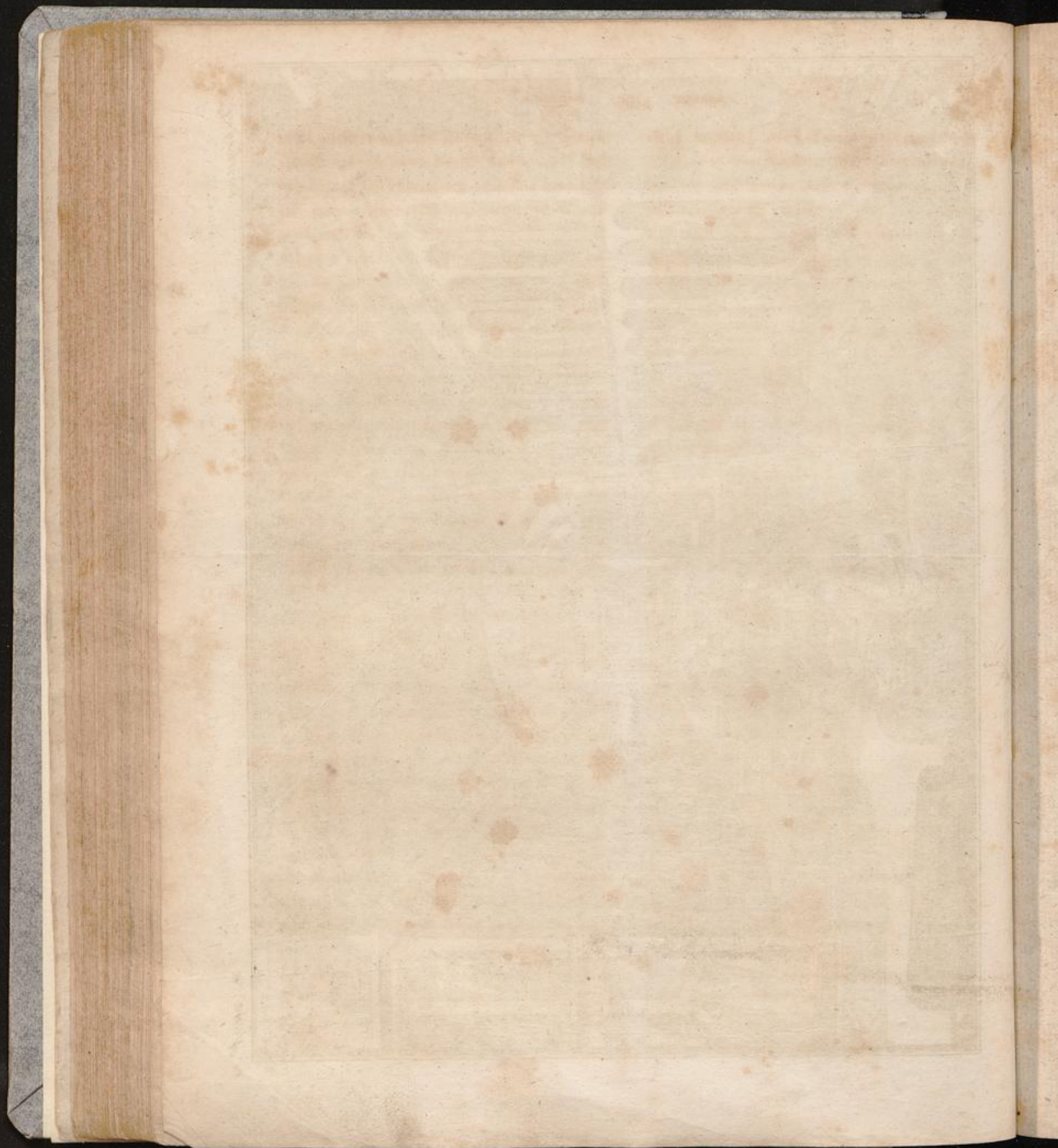
Catacomben bey Palermo

1800. Subyang.



20. 1800.

Entscheidung bey Salomo.



noch durch den Geruch dieser faulenden Leichname incommodirt zu werden.“ —

Auch unter den Straßen von Rom hin, erstrecken sich große Catacomben, die noch jetzt über eine Viertelmeile lang sind und man findet bald große, bald kleine Behälter, bald Säle darin, die durch lange Gänge miteinander verbunden sind. Zugleich trifft man häufige Inschriften und steinerne Särge an, welche beweisen, daß viele von den Christen der ersten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher sie auch von jeher die reiche Vorrathskammer der Reliquien gewesen sind. Auch hielten die ersten Christen in der Verfolgungszeit hier häufig ihre geheimen Zusammenkünfte.

* Zur Prüfung — !

Da seit einer Reihe von Jahren die Ueberschwemmungen und Deichbrüche der Weser durch Naturereignisse hervorgebracht, zur Tagesordnung gehören, welches nothwendig für viele Familien Noth und Armuth zur Folge hat; ist und wird dieses Schicksal nunmehr auch durch Kunst, überflüssigen Verschönerungssinn und Unachtsamkeit, durch den Stadtgraben über die Vorstadt verbreitet; indem durch die Verpachtung des Stadtgrabens an die Liebhaber der Fische, diese Befriedigung der Stadt zur Privatsache geworden ist, und das Herein- und Herauslassen des Wassers der Ansicht und Willkür Einzelner und den Arbeitsleuten überlassen bleibt, statt daß die Aufsicht darüber früher einer obrigkeitlichen Person übertragen war.

Es thut wahrlich Noth daß für die Folgezeit Vorkehrungen getroffen werden, um die unnöthige, unvorsichtige Anfüllung des Stadtgrabens zu verhüten, welches nach Prüfung Sachverständiger Männer auf eine ganz einfache Art geschehen kann; um so mehr da der sogenannte (Bähr)

stark genug ist, um bei dem hohen Wasserstande der Weser keines Gegendrucks von den Stadtgraben zu bedürfen, und folglich das Hereinlassen des Weserwassers nur zur Verschönerung der Wallpromenaden, Reinigung, und zur Erquickung der Fische bezweckt worden ist. Wenn nun das Schott an den beiden Bähren, und an den Brücken am Oster- und Stephanithore, doppelt gut gemacht und verschlossen würde, so könnte dadurch das mögliche? Durchziehen gänzlich verhindert, *) die jetzige Ueberschwemmung, welche Folge des hereingelassenen Weser-Wassers ist, verhütet und die Städter früher und zu einem billigeren Preise durch das junge Gemüse erfreut werden, statt das gegenwärtig der größte Theil der Ländereyen vom Oster- bis Stephanithor und mehrere hundert Gärten von dem Wasser so geschwängert sind, daß in mehreren Monaten nicht gegraben, gepflanzt und gesät werden kann, so daß dadurch den Gärtnern in der Vorstadt ihr einziger Nahr- und Erwerbszweig genommen, und hunderte von Familien in Noth und Elend gebracht werden.

Man bittet und hofft, das Eine Hochverehrliche Obrigkeit mit väterlicher Liebe, Vorkehrungen treffe, daß diesem Uebel für die Folge gesteuert werde. N. N.

* Reinigkeit.

W e r g l a u b t ' s ?

In Rußland sind Gewehre und Patronen ganz besondre Art erfunden worden. Erstere haben die Einrichtung, daß der Schütze sie mit Leichtigkeit an der rechten oder linken Seite anle-

*) Ein jeder unpartheißcher Beobachter kann sich überzeugen, daß seit 14 Tagen der Wasserstand im Stadtgraben, da nunmehr die Schotte oder Schleusen der Bähren verschlossen sind, nicht um einem Zoll steigt oder fällt, obwohl die Weser um 3 Fuß höher als der Stadtgraben steht.

und genau damit zielen kann. Es ist daher gleichgültig, ob denselben das rechte oder linke Auge fehlt. Die Patronen dürfen bei der Ladung nicht abgebissen werden, daher Zahnlose Soldaten so geschwind laden, als Bezahnte.

M i s c e l l e n.

London's Münzhaus.

In diesem Gebäude, einem der schönsten in London, wird alle mechanische Kraft durch Dämpfe bewirkt, deren Kraft jener von 54 Pferden gleicht. Die Druckwerke geben 60 Schläge in einer Minute, so daß 8 Münzpräger, von 8 Kindern bedient, 23000 Stücke in einer Stunde liefern, und in 24 Stunden, wenn die Arbeit nicht unterbrochen wird, 791,000 Stücke. Nimmt man diese als Guineen an, so werden in einem Tage beinahe 5 Millionen Thaler geprägt.

Der spaßhafte Barometer.

In England giebt es jetzt Barometer komischer Art. Man sieht das Bild einer Dame vor sich, welche die Witterungs-Veränderungen dadurch anzeigt, daß sie bei zu erwartenden Regen ein Parapluie aufspannt und es als Spazierstock braucht, wenn sie besseres Wetter zu verkündigen hat.

Die Caffeehäuser in Spanien tragen alle den Namen einer oder eines Heiligen. Wunderlich kommt es dem Fremden vor, wenn er hört, wie allerliebste es bei der heiligen Anna sey; wie man zur heiligen Katharina gehen und dort die Nacht zubringen wolle. Mit den Bierbrauereien ist es dasselbe. „Wollen Sie

Bier vom heiligen Joseph, oder von der heiligen Barbara?“ fragt der Laufbursche, wenn er deshalb ausgeschiedt wird.

* Frühlings-Gruß.

Der Freude freundliche Gestirne blinken,
Von tausend Lippen heben sich Sonette
Die Sonne flammt in heil'ger Frühlingsmette
Und Anemonen und Galanthus winken.
Auf Blüthenzweigen jubeln muntre Finken. —
Gehascht zu seyn von Florens Blumenkette
Beckelt sich Zephyr, Erös um die Wette
Besüßelt sich an Psyche's Herz zu sinken. (?)
Das Thun der Götter ist dem Menschen Spiegel.
Verlassen weil' ich hier, o hätte' ich Flügel,
Geschwind zu meinem S i n n e n hinzusiegen.
Was kommt so leichten Schrittes dort vom Hügel?
Die Freundin naht „o himmlisches Vergnügen!
Willkommen Frühling, Zeit, wo Wünsche siegen.“
.... schall.

* Räthsel.

Wenn zwei Herzen sympathetisch schlagen,
Jedes Blicke die des Andern fragen:
Lächelt mir der Liebe Hoffungsstern,
Liegt vielleicht das schöne Ziel noch fern? —
Heimlich windet dann, gleich Epheu-Ringen,
Ewig ihre Herzen zu umschlingen —
Längst that sich die stille Regung kund —
Meine Erste sich um ihren Bund.

In der Zweiten deutet stiller Kummer,
Nagendes Gefühl, entfernt vom Schlummer,
Ach zu oft sich gar zu deutlich an;
Blumen sterben unter seinem Zahn.
Bey dem Ganzen, diesem Feind' des Lebens
Ist die Kunst des Arztes oft vergebens,
Kühn beharrt der Feind, bis es gelingt,
Daß er gierig seinen Raub verschlingt.

M.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 31. März 1831.

Nein! Beherzige des Lebens
Flucht bis an des Lebens Ziel,
Und, die Brust voll edlen Strebens,
Schaffe stets des Guten viel!

Sprüche des Simonides.

Nichts aus dieser Welt bestehet,
Alles schwindet und entfleucht,
Selbst das Festeste vergehet,
Selbst das Lieblichste erbleicht;
Ewig rauft der Strom der Zeiten
Menschenlust und Menschen fort;
Schon Homeros sprach vor Zeiten
Hier ein wahres, schönes Wort:

„Anders nicht denn Waldbesblätter
Ist das sterbliche Geschlecht;
Schnell zerstreuen Wind und Wetter
Grüner Keste Laubgeslecht!“
Aber wenige nur hören
Seine Stimme; jeder läßt
Von der Hoffnung sich bethören,
Sie nur sitzt im Herzen fest.

In der Jugend Maienblüthe
Träumst du goldne Träume nur,
Hüpfst mit flatterndem Gemüthe
Durch des Lebens Rosenflur;
Denkest nicht an graue Haare,
Denkest nicht an Grab und Tod,
Fern von Krankheit, fern von Wahre,
Lachest du der Sorg' und Noth.

Thoren, die ihr nicht bedenket,
Dass nur eine Spanne Zeit
Uns zum Leben ward geschenkt,
Dass der Tod uns täglich bräut!
Nein! Beherzige des Lebens
Flucht bis an des Lebens Ziel,
Und, die Brust voll edeln Strebens,
Schaffe stets des Guten viel! Ortlepp.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

In der zwölften Stunde einer kühlen Oktobernacht des Jahres 1703 stand ein junger Soldat Schildwache im Hause des Hofpostamtes auf der Pirnaischen Gasse zu Dresden. Aufgehäuften Kisten und Ballen beengten die Hausflur und vergönnten daher dem Kriegsmann nur einen kleinen Raum zur Bewegung. Lieber mochte er an der offenen Hausthür stehen und die gegenüber liegenden Häuser betrachten, in denen ein Licht nach dem andern schlafen ging. Selten nur schallte der Fußtritt eines vorbeileidenden Nachtschwärmers und langsam schlich der Wache die Zeit hin. Plötzlich flatterte ein weißes Gewand aus dem schräg über befindlichen Friesengäßchen hervor und in bestügelter Schnelligkeit glitten ein Paar weibliche Füßchen über die Steine. Die am Posthause düster brennende Laterne oder deren röthlicher Widerschein auf dem Rohre der Muskete mochte der Eiligen zum Leitstern gedient haben, denn, ohne zu zaudern, richtete sie ihren Lauf nach der Schildwache.

„Um des Heilands willen“ — flehte sie obemlos — „bergt mich vor meinen Verfolgern! schüß die Unschuld!“

Abermals schallten rasche, aber stärkere Tritte aus dem erwähnten Gäßchen, und, einen halb erstikten Angstschrei ausstoßend, drang das Mädchen in's dunkle Haus und duckte sich hinter einer hohen Kiste nieder. — Verwundert harrete der junge Mann einer Entwicklung dieses Abentheuers. Es bedurfte nicht vieler Zeit dazu. Ohne Hut und Degen stürmte sein Hauptmann daher, an seiner Seite ein bekannter vornehmer Wüstling in ähnlichem Aufzuge.

„Wo ist das Mädchen hin?“ — drang der Erstere in seinen Untergebenen, indeß seine und

seines Gefährten Augen nach allen Seiten umher spähten. — Unterwürfig, aber besonnen, entgegnete der Gefragte: „Meint der Herr Hauptmann etwa das Weibsbild, das so eben nach dem Neumarkte hinrannte?“ — „Fort, fort!“ — rief der Offizier seinem Begleiter zu; dieser blieb jedoch zweifelnd stehen und sagte: „Unwahrscheinlich — ja in der kurzen Zeit unmöglich! Ich müßte mich sehr irren, hätte ich nicht das weiße Kleid hier in's Haus schlüpfen sehen.“ — „Donnerwetter! sollte der Kerl es wagen, mich belügen zu wollen? — Ich lasse Dich zu Schanden fuchteln“, wendete er sich zur Wache — „hast Du uns eine Nase aufgehetzt. Sprich, wo ist das Frauenzimmer hin?“ — „Und wenn Ew. Gnaden mich auf der Stelle durchbohren, ich weiß weiter nichts anzugeben!“ — entgegnete ruhig der Soldat. — „Komm, Tottleben“ — sagte nun der Wüstling — „wir wollen den Kerl überführen und Nachsuchung halten.“ Mit diesen Worten schickte er sich an, in's Haus zu dringen, allein der Soldat stellte sich vor den Eingang und sagte bestimmt: „Wie mein Herr Hauptmann hier selbst bezeugen wird, darf ich des Nachts keinen unbekannten Menschen in dies Haus lassen; darum bitte ich Ew. Gnaden, von Dero Vorhaben abzustehn.“ — „Auf meine Ehre, Winterberg!“ — mischte sich hier der Offizier in den Streit — „des Burschen unbegreifliche Hartnäckigkeit überzeugt mich nun selbst, daß Du Recht hast. Nichtswürdiger!“ wendete er sich zu dem Soldaten — „wirst Du gleich wegstreten?“ — „Ew. Gnaden steht der Eintritt frei; aber der fremde Herr geht nur über meine Leiche in's Haus!“ versicherte dieser laut und trotzig.

Das Öffnen mehrerer Fenster in der Nachbarschaft, so wie das Stehenbleiben einiger Vorübergehenden, verrieth den beiden Herren, daß der Wortwechsel unwillkommene Zeugen herbeige-

zogen haben. Nothgebrungen mußten nun, um Aufsehen zu vermeiden, die beiden Wüstlinge ihr Vorhaben, das Mädchen zu suchen, aufgeben. Bevor sie sich jedoch durch das genannte Gäßchen zurückzogen, sagte knirschend der Officier zu der Schildwache: „Bube! von dieser Stunde an soll Deine gute Zeit vorüber seyn. Zur Hölle soll Dir der Dienst gemacht werden; darauf verlaß Du dich!“ — Statt aller Antwort präsentirte der Soldat das Gewehr und stand regungslos wie eine Mauer.

Jetzt erhob sich hinter der Packkiste die weiße Gestalt, Worte des lebhaftesten Dankes dem unerschrockenen Beschützer stammelnd. „Still!“ — entgegnete dieser halblaut — „noch sind sie nicht sicher!“ — o mein Gott!“ — sprach bebend die Grängstete — „was soll ich anfangen? Ich bin hier fremd — bin vor zwei Stunden erst mit der Post angekommen. Unter dem Vorwande, mir die Wohnung einer Verwandten, die ich aufsuchen wollte zu zeigen, brachte mich ein Weib, das ich am Posthause traf, in ein Haus, wo — wo — die Unschuld zu Grabe getragen wird. Nicht eher erkannte ich den Pestort, als bis jene beiden frechen Verführer erschienen und mich zur Flucht nöthigten. Was fange ich nun in der Nacht an, wo nur die Häuser der Schande noch offen sind? Mann, Engel vielmehr! erbarmt Euch nochmals meiner und zeigt mir einen Ausweg aus dieser Lage.“ — Der Soldat überzeugte sich erst, daß er nicht mehr beobachtet wurde, bevor er antwortete: „Gehen sie den Hof entlang; pochen Sie an das letzte Fenster links, wo die Frau des Schaffners schläft. Entdecken sie sich dem rechtschaffnen Weibe, das Ihnen, gegen eine billige Vergütung, gewiß das Lager ihres abwesenden Mannes überlassen wird. Sagen Sie ihr nur, daß der Musketier Blasenек Sie schickt. — „Edler Mann“, sprach froh die Dankbare, „möchte

ich Euch den Dienst vergelten können!“ — Sie tappte hinter und das Deffnen und Schließen einer Thüre verkündigte dem Lauschenden, daß seine Empfehlung ohne Widerrede angenommen worden war.

„Der arme Blasenек!“ — sagte einige Wochen später dessen Feldwebel zu einem seiner Kameraden — „der kann dem Herrn Hauptmann gar nichts mehr zu Danke machen. Er muß eine tüchtige Pike auf ihn haben. Bei jeder Parade seht's Hiebe, Stiche oder Prügel. Neulich sollte ihm der Hut zu hoch auf dem Wirbel stehen: ein Hieb mit der scharfen Klinge, durch Sitz und Fleisch gehend, bestrafte das eingebildete Versehen. Ein anderes Mal war ein Knopf in der Samasche nicht eingeknüpft: gleich stach er ihm in die Wade, daß das Geblüt wie ein Bächlein herabrieselte. Als kürzlich von der feuchten Witterung das Flintenschloß ein wenig blind war, mußte mein Blasenек vortreten und zwölf Stockprügel in Empfang nehmen. Und dabei paßt der Hauptmann auf, wie ein Hestelmacher, ob der arme Bursche etwa ein finsternes Gesicht zeige oder ihm ein bittres Wort über die Lippen zucke. Ordentlich giftig sieht er drein, wenn Jener Alles geduldig hinnimmt und nicht muckst. — Aber ein hübsches schmuckes Ding von Liebsten hat er dabei. Sie brachte ihm neulich Essen, als er, für nichts und wieder nichts, Arrest hatte. Ich konnte es ihr nicht abschlagen, ich mußte sie zu ihrem Schatz hineinlassen, so streng es auch der Hauptmann verboten hatte.“ — „Am Ende“ — meinte der Unteroffizier — „hat er selbst ein Auge auf das Mädel, und kann nicht ankommen, wie er will.“ — „Wohl möglich! Heute Nacht soll ich ihn wieder auf der Jungfern-Bastion, wo der Goldmacher seinen Teufelspuk treibt und wo immer Niemand hin will, Schildwache stehen

lassen. Kurz, Alles muß der wackre Junge aus-
tischen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius,

oder:

Ueber die Unsterblichkeit der Seele.

Von Dr. Rürnbergger. *)

Mitternacht war herangebrochen und die Schirmlampe erhellte mein Krankenzimmer mit matten, ungewissen Scheine, ich hatte den Wärter in das Vorgemach gesendet, hoffend, daß der Schlummer endlich mein einsames Schmerzlager besuchen werde. Aber er erschien nicht. Die Glut des Fiebers rastete mit immer wachsender Gewalt durch meine Adern und trieb im ausgehörrten Gehirn die wunderlichsten Phantasiegebilde hervor. Meine Geistesihätigkeit war zur Unnatur erhöht, mein ganzes Leben, bis in das kleinste Detail ausgeführt, lag wie aufgeschlagen vor mir, und ich haschte nach den beiden Polen desselben: Von wannen kamst du? und wohin wirst du gehen? Wenn der bange Tod nun den letzten Zuckungen des scheidenden Lebens ein Ende gemacht hat, wenn um dich her der Schmerzruf erschallt: Er hat vollendet; wenn sie dich mit der letzten weißen Hülle bekleiden und dich sogleich verwahren in das Geheimniß der sechs Bretter und zwei Bretchen; was wird dann mit dir? Ich hörte, wie sich Alles geisterhaft still entfernte, um mich Tage und Nächte lang allein stehen zu lassen auf der Bahre; ich sah dann die finsternen Träger mit den schwarzen Mänteln und dem Gröpe herantreten, die Erdschollen rollten über mir zusammen und eine unnennbare Angst ergriff mich. „D, Emanuel! — rief ich meinem Genius — fühle

sie mit mir, diese Angst, die jede Hoffnungregung lähmt und das Blut des Lebens im innersten Herzen gerinnen macht. O, es ist fürchterlich, zu sterben, wenn der Blick nur in die grause, enge Tiefe des Grabes hinab stiert und sich der Gedanke in dieser ewigen, gräßlichen Verlassenheit allein mit sich findet! Siehe, meine Seele vermag sich nicht aufzuschwingen zum Glauben des Entschwebens hervor unter dieser Last, die man so schwer über mich zusammenschaufelt, als wolle man den Aufschwung für immer unmöglich machen; sie erdrückt mich und alle meine Hoffnungen. Reiche meinen durstigen Lippen den milden Trank des Trostes; höre mich, höre mein inbrünstiges Flehen; so nahe am Rande der tiefen, finsternen Kluft, erliege ich dem furchtbaren Gedanken. — Emanuel!...

Ich wollte weiter reden; aber der geheime Schauer der Geisterwelt durchrieselte in dem Augenblicke meine Gebeine, und ich sank in traumhafter Betäubung in meine Kissen zurück. Ich fühlte mit dem stillen Sinne der Ahnung Emanuel's Nähe, und plötzlich rollte sich die Decke meines Gemaches sanft über meinem Haupte zusammen, und der blaue Sternenhimmel mit der unendlichen Pracht zahlloser Lichtschimmernder Welten lag offen vor meinen Blicken da. Die Hyaden und Plejaden funkelten mir entgegen, Aldebaran und Bellatrix glänzten im wunderbarsten Lichte, und die Milchstraße wölbte sich wie eine Strahlenbrücke über den Aether-Deean, in welchem diese unzählbaren Sonnensysteme schwammen; am Horizonte aber tauchte der herrliche Jupiter, dieses Lieblinggestirn meiner Seele, mit seinem schönen gelblichen Lichte und seinen lieblichen vier Monden auf und stieg allmählich immer höher.

Siehst Du sie? — flötete mir Emanuel's süße Stimme zu — siehst Du die goldenen Hoff-

*) Ich entlehnte diese Abhandlung der Abendzeitung; sie schien mir eine passende Festgabe für den gebildeten, und mithin den größeren Theil, der Leser dieser Blätter.

nung-Inseln, wie sie von den blauen Wogen des unendlichen Aethermeeres bespült werden und im sanften Glanze zu Dir herüberschimmern? Siehst Du den anmuthigen Jupiter, der in stiller Pracht am Horizonte herauf schwimmt und sich, zum nämlichen Sonnensysteme wie die Erde gehörend, der Berechtigung Deiner Erwartungen unmittelbarer eröffnet? Und Du senkstest Deinen Blick verzagend hinab in die dunkle Tiefe, in welcher nur der Proceß der Wiedervereinigung einer vergänglichen Hülle mit der Erde vorgeht, aus der sie gemacht ist! Du verirrest Dich in einsarbige irdische Finsterniß, statt dem Strome von Licht zu folgen, der Dich aus den Quellen unzählbarer Himmelsleuchten umströmt! O Du Geliebter, Du Leidender! war Deine Brust zu gepreßt vom Drucke der Krankheit, um höher zu schwellen bei dem Flügelschlage von Hoffnungen, die eine mächtigere Hand unausrottbar in dieselbe gepflanzt hat?

Schilt mich nicht, Emanuel! — entgegnete ich ihm mit matter Stimme — Ich habe den irdischen Tod verfolgt am Sterbebette des Liebsten, was ich auf der Welt besaß, und jener Flügelschlag einer geheimen, stillen Hoffnung ist gelähmt worden durch das Zeugniß meiner Sinne. Krampfhaft und eifrig trat die finstere Gewalt immer höher und höher hinauf zum Herzen, zum letzten Asyl des fliehenden Lebens, um dasselbe, indem sie auch hier eindrang, für immer zu zerdrücken. Jeden Pulschlag habe ich gefühlt und gezählt, wie er ermattete, wie er aussetzte und endlich auf ewig stockte; den letzten Hauch habe ich von den blaffen, kalten Lippen weggeköst; mit den Augen unnenndbarer Angst habe ich das scheidende Leben beobachtet, um die Doppeleristenz des Princips und des verlassenen Körpers sinnlich aufzufassen. Aber vergebens! Keinerlei Bahn des Entschwebens zu dem Sternenhimmel, dessen Bläue sich dort oben über mir wölbt, zeigte sich meinen verzwei-

selnden Blicken. Das Leben zerfällt mit dem Staube, mit dem es entsteht, wächst, und an den es untrennbar gebunden ist. O Emanuel!

Besiegest Du denn — unterbrach er mich ernst — ein sinnliches Vermögen, welches sich auf die Wahrnehmung des Scheidens von Leib und Seele, dieses letzten, höchsten und geheimsten Proceßes des irdischen Daseyns, bezieht? Hier, wo sich die Existenz spaltet, indem das Körperliche der Erde wieder übereignet wird, indeß sich das Princip des Lebens, hoch aufstrebend, dem Aether vertraut, vermischt sich das kurzfristige Auge des Sterblichen, beide Acte des getrennten Seyns auf Einmal umfassen zu wollen? Du fühlst das Wehen des letzten Hauches, den Dein Mund vom Munde der Sterbenden Geliebten küßt, aber die Kräfte Deines Auges reichen schon nicht hin, um die Vereinigung dieses Hauches mit der Luft zu bemerken; und doch verlangst Du die Bahn zu verfolgen, die der übersinnliche Theil einer geheimnißvollen Verbindung bei der Trennung einschlägt. Siehe, Dich verführt die Verwöhnung, anzunehmen, daß alle Beziehungen der Natur auf den Umfang eingeschränkt sind, den die fünf Instrumente beherrschen, welche dem irdischen Organismus als Sinne zugetheilt sind; Du erhebst Dich aus der Enge dieser Verwöhnung nicht einmal zu der Ahnung, daß es Vorgänge geben kann, welche mit diesen Sinnen nicht ergriffen werden. Und doch sollte Dich schon die Erfahrung des Lebens selbst davon belehren. Hast Du, trotz Deinem täglichen Umgange mit dem Lichte, diesem geheimsten Agens der materiellen Welt, seine Natur ergründet? Seine ganze physische Bedeutung ist Dir ein unerforschliches Mystereum geblieben, und indem Dir das irdisch-körperliche Auge gegeben war, welches von dem gröberen sinnlichen Eindrucke des Lichtstrahles gerührt werden sollte, gebrach Dir ein anderes, höher orga-

nisirtes Auge, um die übrige, tiefere Natur des Lichtprocesses zu gewahren. Begreifst Du diesen Gegensatz?

Ich verstehe Dich, Emanuel! — erwiderte ich ihm, indem die Ahnung einer Nachtseite der Natur meine Seele mit freudigem Schauer durchflog — Von der Allheit der mich umringenden Welt käme nur ein Theil zu meiner Wahrnehmung, weil mir sinnliche Vermögen mangeln, welche geeignet sind, den Rest zu durchdringen; und das Sterben erschien mir als ein Act des Vergehens, nicht weil die Spaltung in zwei neue Existenzen fehlt, sondern weil meinem irdischen Auge die eigenthümlichen Kräfte gebrechen, jene doppelte Richtung: der Wiederkehr des Leibes zur Erde, und des Aufschwunges des geistigen Principes zu einem neuen Leben, zu verfolgen. Nicht über objectiven Mangel, sondern über subjective Unzulänglichkeit meines Wahrnehmungsvermögens hätte ich zu klagen, und es wäre eine Verfeinerung sinnlicher Kräfte denkbar, welche denselben das Eindringen in die Geisterwelt, oder wenigstens die Auffassung des Gegensatzes zwischen Leib und Seele bei ihrer Trennung gestattete. So fiel mit Einem Mal der bange Zweifel gegen die Fortdauer der Seele nach dem Erdentode hinweg, welcher sich uns wegen der, im Vermögen unserer Sinne begründeten Unmöglichkeit aufdringt, die Bahn des neuen Lebens zu jenen vollkommener organisirten Lichtinseln zu verfolgen, die dort im blauen Aether-Ocean schwimmen. Aber, Emanuel! wie gedenkst Du die höchste Weisheit zu rechtfertigen, daß sie den armen Sterblichen wegen seiner erhabensten Hoffnungen in die tiefe Nacht dieses sinnlichen Zweifels verstieß; daß sie ihm gerade die Erlangung des Zeugnisses unmöglich machte, welches auf seinem moralischen Standpunkte die vollkommenste Ueberzeugungskraft für ihn hat, des Zeugnisses seiner Augen, und daß sie

ihm die Verfolgung jener Aetherbahn nur durch Ahnungen und Schlüsse zuließ, da er sie mit dem vollsten sinnlichen Verlangen einschlagen möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein guter Rath an die protestantischen Cultuslenker,

die den verwünschten Rationalismus gern unterdrücken und die Völker gern zu den schönen Zeiten des Mittelalters zurückführen möchten.

1) Setzet, liebe Cultuslenker, auf die Stühle der Bischöfe das reizende Dunkel des Mittelalters liebende Männer, damit sie gleich gesinnte Decane über die Geistlichen setzen.

2) Nehmet Dunkelmänner von der dunkelsten Art und setzt sie auf die Stühle der Schriftgelehrten auf Euren Universitäten.

3) Stellt auf den Universitäten solche Philosophen an, die die Vernunft hassen und durch Sophistereien und Dialektik verwirren.

4) Noch besser! haltet die jungen Theologen von den Universitäten zurück, stiftet für sie besondere theologische Seminarien, wo sie gegen allen verderblichen Einfluß der Philosophen gesichert sind und stellt an die Spitze der Seminarien recht erprobte Dunkelmänner.

5) Eben so verfahret mit den Schullehrer-Seminarien, an deren Spitze keine andern Männer, als Traktätleinkrämer und als abgesagte Feinde des verhaßten Dinter, jenes verkappten Rationalisten, stehen dürfen.

7) Stiftet Vereine, die den rechten Glauben des 16ten Seculi enthaltende Traktätlein unter die gemeinen Leute verbreiten, damit diese ihren irrgläubigen Predigern das Handwerk des gottlosen Rationalismus legen. Bewilliget diesen frommen Vereinen Postfreiheit und bezahlet ihre Voten, damit sie die Traktätlein auf die Wege und in die Wirthshäuser werfen.

7) Stiftet Missionsgesellschaften, die ihren Böglingen die Köpfe mit der Theologie des 16ten Jahrhunderts anfüllen und sendet so gebildete Missionarien nicht bloß zu den Heiden in fremden Ländern, sondern, wie weiland der berühmte Cultuslenker Polignac in Frankreich, zu den heidnischen d. h. rationalistischen Christen im Vaterlande, um sie zu dem Glauben der Väter zu bekehren.

8) Stiftet und begünstigt Zeitschriften, die den Rationalismus bekämpfen, als gottlose Kezerei verschreien und den Glauben des Mittelalters als den alleinseligmachenden und alleinchristlichen und evangelischen empfehlen.

9) Auch die Einrichtung eines protestantischen Inquisitionsgerichts könnte von Nutzen seyn, wenn Ihr nur den verhaßten Namen sorgfältig vermeidet. Bis die Einführung desselben zu Stande gekommen ist, könnt Ihr Euch dadurch helfen, daß Ihr die rationalistischen Theologen hungern laßt und auf Pönitenzstellen verweist und die, welche sich nach Euren Wünschen fügen, befördert und belohnt.

Dies, verehrte Cultuslenker, sind die Rathschläge, die ich bisher durch die Erfahrung erprobt gefunden habe. Sobald sich noch andere Mittel mir durch die Erfahrung bewähren, werde ich sie Euch gern in diesen Blättern mittheilen.

* B e m e r k u n g .

Die Bürger-Convents-Verhandlungen sind für alle Diejenigen, die sich für die Angelegenheiten unseres Staates interessieren, und denen es um eine richtige Ansicht zu thun ist, gewiß von einem hohen Interesse. Es ist daher sehr erfreulich und mit Dank zu erkennen daß der Druck derselben veranstaltet ist. Jedoch dürfte die Art des jetzigen Drucks wohl schwerlich entsprechend seyn, indem durch diesen großen und sehr weit-

läufigen Druck, woben häufig halbe und auch ganze Folio Seiten völlig unbenutzt geblieben, die Bogenzahl der bis jetzt in Druck gekommenen Verhandlungen schon bis auf beynahe 40 angewachsen ist.

Da nun mit dem Abdruck der Convents-Verhandlungen vorzüglich bezweckt wird, um diese zur baldigen und allgemeinen Kenntniß und Beurtheilung zu bringen, so wäre zu wünschen daß dieser gute Zweck auch durch die billigst mögliche Herausgabe befördert würde. Unterzeichneter giebt daher zu bedenken, ob es nicht besser wäre, zum Druck dieser Verhandlungen, etwas kleinere Lettern, größeres Papier, und ein anderes Format zu wählen, so daß wenigstens die Hälfte der jetzigen Bogenzahl erspart würde. Dieses dürfte zur Folge haben daß die Theilnahme daran allgemeiner würde, wohingegen jetzt wenn der Druck wie bisher fortgesetzt würde, mancher über die unnöthigerweise verursachten Kosten unzufrieden seyn dürfte, um so mehr da zu dem Preis von 2 Gr. pr. Bogen auf Druckpapier auch schon etwas gutes geliefert werden kann.

Auch möchte es ein billiger Wunsch seyn daß der Abdruck schneller erfolgte wie bisher, indem die Verhandlungen durch die verzögerte Publication derselben sehr an Interesse verlieren, und auch der eigentliche Zweck dadurch mitunter verfehlt werden dürfte.

Ein Bürger.

* An den achten Bremer in Nro. 24.

Entweder müssen Sie der Verfasser des von Ihnen lesenswerth genannten Büchleins seyn, und wenig Glück (wie sich daß denn auch seiner Tendenz nach von selbst versteht) mit denselben gemacht haben, oder es liegt eine sonstige Motive Ihrerseits, welche zu erörtern, hier nicht der Ort

ist dabey zum Grunde, die gewiß Jeder aber, leicht herausfinden wird und kann. —

Von Aufregungen wovon Sie sprechen, und namentlich auf den Bürgerconventen, ist mir nichts, gar nichts bekannt, und mir ganz neu! und würden Sie gewiß Viele verpflichten, da wie es scheint, Sie Mitglied desselben seyn müssen, indem Sie Sich so bestimmt darüber äußern wenn Sie etwas Näheres über diesen Gegenstand mittheilten wovon ich und Andere nichts wissen. — Uebrigens verweise ich Sie auf den Schluß meines gut gemeinten Aufsatzes in No. 23 und bitte solchen ja, wenn Sie Mitglied des Bürgerconvents sind, zu beherzigen.

Daß ich übrigens wie Sie Sich zu nennen belieben „ein ächter Bremer“ in Sinn und That, gleichfalls bin, versichere ich hiermit aufs blündigste, und daß ich ferner über diesen Gegenstand der zu Unannehmlichkeiten führt meine Feder nicht weiter ansehen werde, ebenso. Federkriege führen in der Regel zu nichts, ich habe keine Liebhaberey daran, und für den wahren Krieg möge uns der Höchste schlagen. —

.....lt.

* Mittel gegen rheumatische Schmerzen.

Als ein sehr wirksames Mittel gegen rheumatische Kopf- und Zahnschmerzen welche von Erkältung herrühren, empfiehlt jemand aus Erfahrung das Räuchern mit (nicht gebrannten) Caffee-Bohnen.

* N o t i z.

Der Aufsatz „Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Kunst-Versassung“ folgt in den nächsten Nummern dieses Blattes.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen.

* Dem Herrn Dr. Roelbeke.

Im Gefühl freundlicher Anerkennung für die, in No. 19 d. Bl. mir dargebrachte Spende.

Da doch Einer es gefühlt,
Und erkannt wie ich's gefühlt,
Ist mir hold ein Lohn geworden
Schöner noch als tausend Orden.

Orden geben Glanz und Ehre,
Doch das Herz entbehrt sie leicht;
Aber Mitgefühl und Güte
Sind — traun — eine schöne Blüthe. —

Und mir ward solch' schöne Blüthe —
Seele hat die Blüthe doch —
Und sie ist's, die nimmer klaget,
Daß die Seele ihr versaget.

Wohl goß mir die zarte Spende,
Freud' in's Herz und in's Gemüth,
Und ich fühlte: Engel schweben
Um uns oft, die mild erheben.

Für die Gabe Dank zu sagen
Ist zu schwach mein armes Wort;
Doch im eignen zarten Sinne,
Konnten Sie ja Dank gewinnen.

Ddenburg, im März 1831.

Charlotte S. H. Starke.

Beim Birken-Champagner.

(Nach dem Englischen.)

Birke, tyrannischer Baum! jetzt trifft dich gerechte
Vergeltung:

Mein Blut trankst du oft; siehe, nun trinke ich deins.
Erdwin.

* Auflösung des Räthsels in No. 25:

B a n d w u r m.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. April 1831.

Noch hat die Hand, der diese Welt entsprungen,
Den nie verlassen, der nach ihr gestrebt,
Vertrauen, daß sich fest um dich geschlungen,
Hat selbst das Todte neu belebt.

Lh. Hell.

Die Osterfeier.

Der Frühling naht, die jungen Blüten keimen,
Die Lerche schwebt in lichten blauen Räumen,
Die Osterfeier herrlich zu begehn,
Weht durch die ganze Schöpfung: Aufersteh'n!
Vergangenheit entfaltet ihren Schleier
In dieses Tag's bedeutungsvoller Feier,
Die die Natur unwandelbar begehrt,
Wenn auch der Mensch den hohen Trost verschmäht.
Der hehre Mittler starb; — die edle Hülle
Umschloß die Felsenkluft in heil'ger Stille,
Doch ew'ges Leben rang mit Geistermacht,
Unsterblich sich aus dunkler Grabesnacht.
Drum soll der Geist zum Himmlischen sich heben
An diesem Tag, in neuen Blütenleben;
Vertrauend folg' er treu im Strom der Zeit
Den heil'gen Glauben an Unsterblichkeit.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

An dem linken Ufer der ruhig dahin strömenden Elbe erhebt sich in Dresden ein Bau, kühn und groß, von seinem Schöpfer, dem Grafen Brühl, seinen Namen führend. Den Fluthen abgetrozt, erhebt sich in beträchtlicher Länge ein Garten, der mit verschiedenen Gebäuden besetzt und auf hohen steinernen Gewölben ruhend, den hängenden Gärten der Semiramis ähnelt. Schattige Alleen, heimliche Bosquets, bunte Wiesen, mancherlei Gänge, gestufte Terrassen wechseln anmuthig mit einander ab und bieten Einheimischen wie Fremden den herrlichsten Erholungsort. — Auf dem ausgezeichnetsten Punkte, wo man zugleich von der sinkenden Sonne nach dem Aufgange des Mondes schauen kann,

liegt ein Sieh = Dich = um; vor ihm ein freier Platz, den im Sommer Hunderte froher Gäste beleben. In das bunte Gewimmel tönt melodisch das Concret der Dresdner Virtuosen drein und schwellt jegliche Brust mit Wonnegefühlen.

Dieser Vorhof des Paradieses war einst, als die Helden dieser Erzählung lebten, eine gewaltige Bastion. Wo jetzt eiserne Geländer, dichte Reihen beschauender Spaziergänger besäumen, droheten einst Karthausen; wo jetzt Flöte und Clarinetten schmeichelnd kosen, heulte einst des Blasebalges Angstgestöhn; wo jetzt nur Punsch und Ricos dampfte, qualmte einst der Glühofen seine Rauch- und Feuersäulen aus.

Wer ist das bleiche, abgekehrte Gespenst, das mit den roth umrandeten Augen in dem feuchten Gewölbe vor dem Heerde steht und fort und fort, gleich den Danaiden, trostlos in die Schmelztiegel schaut? — Es ist der mit sich und seinem Schicksal zerfallene Wötker! — Den finstern Mächten sich ergeben, verschloß er den freundlichen Tag und wendete die dunkle Nacht zu seinen endlosen Versuchen an. Aber auch sie schien ihn nicht zum Ziele führen zu wollen.

Schaurig umpfiff der Novemberwind die freigelegene Bastion. Wötker vernahm es nicht; denn in ihm tobte ein ärgerer Sturm. Er hatte heute die Schmelztiegel mit neuen Zusammenfügungen angefüllt und fest beschloßen, sich den Tod zu geben, schlug dieser letzte Versuch abermals fehl. Es war tief in der Nacht. Die brennenden, schmerzenden Augen auf die gewaltige Gluth gerichtet, stand er vor dem Heerde in fieberischer Angst. Wie eine Schlange leise zischend, züngelten die Flammen den Rauchfang hinan, der die knatternden Funken mit seinem schwarzen Schlunde verschlang. Starr folgte ihnen der Blick des Scheidekünstlers. Da begann ein sonderbares Gebilde sich seinen erhitzten Augen zu

zeigen. Mit Entsetzen gewahrte er ein ungeheures Phantom, das die ganze weite Esse einnahm. Sein geöffnetes Rachen füllte dieselbe und schien den aufgestiegenen Feuerregen wieder von sich zu geben. Zwei gewaltige Krallen umklammerten die nahe Wand und ein herabhängender zottiger Schweif schlug wedelnd den Fuß herab. Wie Tellerschreiben groß, rollten auf dem dunkeln Grunde die grünen, blutunterlaufenen Augen des Gespenstes. Zurück wich Wötker. Gehörte Fledermäuse, fliegende Fische mit feuersprühenden Rachen, Wögel von nie gesehener, abschreckender Gestalt umkreisten ihn mit seiderauschendem Fluge. Der Boden klappte auf, in Schwefelqualm erhob sich die steinerne Jungfrau, von welcher die Bastion ihren Namen führt. In ihren todtbringenden Armen funkelten die beiden Schwerdter, mit welchen sie einst zur Zeit der Wehne die Verurtheilten in ihrer verrätherischen Umarmung tödtete. Wüdriges Gelarve umkreuzte sie. Vergiftete Kröten, Frösche, Unken, Molche, Kanker, Krabben, Salamander, Drachen, Gezüchte mit schlappernden, gallertartigen Mäulern, die sich von einem Ohr bis zum andern spalteten und die blutrothen Zungen blicken ließen, beengten den Raum. Den feuchten Sand abschüttelnd, erhoben sich aus allen Winkeln menschliche Gesichter, nur mit kleinen Beinen und langen Armen versehen. — Jetzt ordnete sich das ganze Ungeziefer, ein jedes nach seiner Art. Voran die kleinen, winzigen und dann stufenweise bis an die Wand hin, die größeren. Auch das Geflügel bildete lange Reihen in der Luft. Das in dem Rauchfange steckende Gespenst schob dem erstarrten Wötker mit der langen Kralle ein bekrigtes Papier hin. Ein Vampyr flatterte herab. — Blutströme sprangen aus dem entblößten Arme des Goldmachers, als jener seinen Stachel schmerzend in die Ader gedrückt hatte. Ein Vogel Greif riß sich eine Feder

aus dem langen Fittig und warf sie herab, so daß sie in der blutenden Wunde stecken blieb. Die weiten Mäuler aufklappend, begann die erste Kotte, die Augen funkelnd auf Böttchern gerichtet, in schneidendem Diskant: „Unterschreib! — unterschreib!“ — Hier begann der zweite Chor in quäkendem Alto: „Unterschreib! — unterschreib!“ — „Unterschreib!“ heulte der Tenor. — „Unterschreib!“ überdonnerte der Riese im Schornstein Alto.

Schäumend und zischend liefen die Schmelztiegel am Feuer über; Gold floss heraus, auf dem Boden hin in verführerischem Glanze. Jetzt erhob das Ungeziefer taktmäßig die klappernden Beine und, auf Böttchern losschreitend, näselte, quälte, heulte und brüllte es unisono: „Unterschreib mit deinem Blut; dann geht auch das Kochen gut!“ — Immer näher kamen sie — vor die Augen schlug der betäubte Böttcher beide Hände — da tönte es über ihm, einfach und fromm, im ergreifendem Ton:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er auch gewiß erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Worte auf den Versuchten. Als ziehe ihn eine rettende Hand aus einem verschlingenden Strudel, dachte es ihm. Verschwunden war der Teufelspuß, als er aufschaute. In seine Jugend zurückversetzt fühlte er sich. Als zwölfsähriger Knabe hatte er, weinend dem Sarge seiner Mutter folgend, dies Lied mit dem Schülerchore angestimmt. Er rief sich die letzten, ermahnenden Worte der Sterbenden zurück, und wohlthuende Thränen benehten sein brennendes Gesicht. Aber ach! mußte er sich vorwerfen, hatte er denn immer den lieben Gott

nur walten lassen? Wo hatte er bis jetzt Hülfe gesucht? Bei sich, seiner Eitelkeit, bei goldgierigen Menschen, nur nicht bei Gott! — Reuig bat er es ihm ab. Der hölzerne Schemel, an welchem er niedergesunken, ward zum Betaltar, wo Trost und gottergebene Ruhe in das von Verzweiflung zerrissene Herz einkehrte. Endlich näherte er sich dem kleinen Fenster, öffnete dasselbe und schaute in die jetzt ruhige Nacht hinaus. Im Mondschein bligte das Gewehr der herumwandelnden Schildwache und erinnerte ihn unwillkürlich an seinen rettenden Engel. „Wer sang vorhin, Schildwache?“ — fragte er hinaus. — „Ich, lieber Herr!“ — entgegnete diese. — „Habe ich Euch etwa dadurch gestört?“ — setzte etwas besorgt der Soldat hinzu. — „Bewahre, Freund! Ihr habt mich wahrhaft durch Euern frommen Gesang getröstet. Wie heißt Ihr?“ — „Gottlob Blaseneck!“ — belehrte der Soldat und zog sich eilig nach dem Schildhäuschen zurück, denn eben kam die Wache zur Ablösung daher geschritten und Böttcher warf sich auf sein Lager, auf welchem er endlich einmal wieder eines erquickenden Schlafs genoß.

Seelenvergnügt zog Blaseneck am andern Tage von der Wache seinem Quartier zu, denn er war ja wieder zwei Tage sicher vor den Quälereien seines Hauptmanns. Noch um einmal so groß wurde jedoch seine Freude, als er sein Mädchen daselbst antraf, das mit einem zusammengebundenen Tuche seiner wartete.

„I, Gustel! bist Du's wirklich?“ — rief er. „Was führt Dich denn zu einer so ungewöhnlichen Stunde hierher? Sprich!“ Er wollte sie bei diesen Worten küssend umfassen, allein jene trat mit erkünsteltem Ernst zurück. „Weg da! Wehrmann!“ — drohte sie — „erst nennt mir Euern Namen, bevor ich ein vertrauliches Wörtchen mit Euch rede.“ — „Närrchen! Spaßvögel-

chen!" lachte Blaseneck und drang auf's Neue vor. — „Euer Namen!" — rief Gustel ausweichend. — „Nun denn, Gottlob Blaseneck!" — schrie derselbe. — „Mein lieber Gottlob Blaseneck, hier schickt Dir Jemand etwas." Sie entfaltete das Tuch und packte geschäftig aus — eine Schüssel mit Fleisch, Zugemüse, eine Schlackewurst, Weißbrod, ein Gläschen Wein. —

Erstaunt trat der Soldat zurück und die Hände zusammenschlagend, sprach er ernst: „Gustel! ich möchte jetzt wie der blinde Tobias zu seiner Frau sagen, als sie ein Zicklein nach Hause brachte: Siehe zu, daß es nicht gestohlen sey. Wo hast Du das her?" Gekränkt sah ihm Gustel einen Augenblick in's ehrliche Gesicht, dann aber flog sie jauchzend an seine Brust. „Nein, lieber Gottlob, nicht unrechtmäßig gemachte Beute ist es. Da, nimm noch mehr!" Aus einem geöffnetem Papierchen bligten dem Erstaunten sechs blanke Gulden entgegen, und, freudeweinend, fuhr seine Gustel fort: „Siehst Du, Gottlob, daß der liebe Gott dem Frommen hold ist! Das alles schickt er Dir für Deine gute That, die Dir bis jetzt so schlecht vergolten wurde. Laß Dir erzählen! Du weißt doch, daß meine Herrschaft seit einigen Wochen eine arme Unverwandte, ein liebes, schönes Fräulein, bei sich hat. Die hatte mich neulich mit Dir reden sehen, als ich just Wasser holte. Sie verirrte mich mit Dir und da sie so gut ist, leugnete ich es auch nicht, daß Du mein Herzliebster bist. Ordentlich eifersüchtig wurde ich bald, als sie mich hierauf bat, Dich auszuforschen, ob Du nicht den Musketier Blaseneck kenntest und wo sein Quartier wäre? Freilich kam sie nun gleich an die rechte Schmide. Aber denke Dir nur — das Frauenzimmer, das Du im Posthause vor dem Hauptmann in Schutz nimmst, ist keine andere Seele als mein Fräulein! Sie weinte bittere Thränen, als sie vernahm, wie

er Dich dafür eujonire, und trug mir auf, diese Wenigkeit, wie sie es nannte, Dir zu überbringen und Dich zu versichern, daß sie alles Mögliche thun werde, Dir den Abschied zu verschaffen und aus uns ein Pärchen zu machen.

„Ach, wollte doch Gott!" — sprach der Gerührte und setzte sich, nach gebührendem Gracias, an den reichbespiketen Tisch, die Gaben des belobten Fräuleins zu versuchen. — Da ging die Thür auf, gebückt kam sein Feldwebel durch die niedrige hereingeschritten und commandirte: „Blaseneck! Nachmittag um vier Uhr auf die Hauptwache!" — „Wa — was?" stotterte der Erschrockene und der köstlichste Bissen fiel aus dem Munde, so wie aus der Hand die Gabel. — „Nicht anders, armer Junge!" bedauerte Jener. „Muß wieder etwas eingebrockt haben, weiß aber selbst nicht, was. Nur so viel kann ich Dir sagen, daß der Goldmacher dies Mal mit dabei im Spiel ist. Wirf's ja zeitig genug erfahren!" — In seiner Bestürzung vergaß der wehklagende Blaseneck, seinem guten Feldwebel ein Gläschen von dem Wein anzubieten, auf welchem dieser mit starrem Blicke hinschaute und sich endlich zögernd entfernte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius.

(Fortsetzung.)

Und dürfte es denn anders seyn? — versetzte der Genius — Dürfte die Gottheit das Hellbunkel Euer Unsterblichkeitshoffnungen schon in sinnlich faßbare Gewißheit verwandeln? O Du Geliebter, Ungenügsamer! für den ich gern Alles thun möchte, selbst mir steht es nicht zu, den Schleier, der vor Deinen äußeren Sinnen hängt, zu lüften; nur zu dem inneren Sinne darf auch ich mich wenden, vermittelst dessen sich die Vor-

sehung über Euer höchsten Berechtigungen mit Euch verständiget. Was würden Deine Bestrebungen, Deine Tugenden werth seyn, wenn sich ihnen der Hintergrund der Unsterblichkeit, zu welcher Du berufen bist, im vollen Glanze seiner Herrlichkeit sichtbarlich erschloße? prüfe Dich, Sterblicher! Würde die Freiheit Deines Willens, welche Du als ein Prærogativ Deiner moralischen Natur geltend machst, nicht beeinträchtigt werden durch Verwandlung von Hoffnungsschimmer in volles sinnliches Licht? Träume Dich hinein in den ganzen Reiz des Zukunftslandes; umgieb Dich, mit der Vorführung seiner vervollkommenen Lebensformen und Genüsse, seiner feineren, balsamischeren Luft, seines klareren Wassers, seiner duftigeren Blumen und würzigeren Früchte, und mache durch die äußerste Anstrengung Deiner Phantasie das Ideal um Dich her zur Wirklichkeit erstarren; wie schaal, wie abgeschmackt werden Dir alle Beziehungen der armen Erde vorkommen? Gleichwohl bezeichnet auch sie eine Durchgangsstufe in Deinem Fortgange zu höheren Lebensphasen; auch sie macht Ansprüche an Dich und Deine Kräfte, welche sich in der doppelten Sphäre zukünftiger Hoffnungen und gegenwärtiger Realitäten üben sollen. Erschloße sich der Hintergrund des Lebens weiter vor Deinen Blicken, so würdest Du die irdische Bahn mit einer Ungeduld durch-eilen, die Dich verhinderte, die Blumen zu pflücken, welche auch ihr zur Seite blühen, und die Schmerzen eines Lebens recht durchzukosten, aus welchem die Erfahrung dieser Schmerzen als schönes Mitgift in die höhere Lebensstation übergeht. O, schlage sie nicht zu niedrig an, Du Geliebter! die Genüsse einzelner schöner Erdenstunden, um welche Dich die Flügeleile überreizter Erwartungen betrügen würde; schlage ihn nicht zu niedrig an, den Gewinn schmerzlicher Erfahrungen, welche ohne kräftigen Einfluß bleiben

würden, wenn sie der Erwartungsschimmer der Zukunft überblendete: das Erdenleben verlöre vor diesem überstrahlenden Glanze seine Bedeutung. Und was würde Dich abhalten, seiner Gluckheit selbstwillig zu entfliehen, wenn alle Zweifel wegen der Dich erwartenden Zukunft vor einem Zeugnisse Deiner Sinne über die materielle Beschaffenheit der Reize dieser Zukunft verschwänden, wenn Dich die Unermeßlichkeit der Ketherklust nicht mehr hinderte, Dir selbst voreilend, schauend und tastend in das Land der Sehnsucht einzudringen und also sinnlich zu anticipiren, was nur noch erst mit dem feineren Instrumente der Ahnung ergriffen werden soll? Glaubst Du Dich wirklich stark genug vor der Versuchung, einem niederen, nothwendig harmvollen Daseyn selbstwillig und selbstzerstörend ein Ziel zu setzen, wenn Dir die volle Gewissheitsonne einer höheren Welt voll freudiger Erwartungen entgegenblitze? — Nein, tadle sie nicht, die milde, gütige Hand der Vorsehung, die den Vorhang, der vor Deiner Zukunft hängt, so fest verschloß, um Dich nicht der Versuchung bloßzustellen, in welche Dich eine zweifellose, augenscheinliche Gewissheit gestürzt haben würde.

Schaue aufwärts, — fuhr der Genius fort — die hieroglyphische Flammenschrift zu lesen, zu deren Charakteren Myiaden von Sonnensystemen verwendet worden sind, um in großen Zügen, zu deren Erklärung Dein höchstes geistiges Vermögen den Schlüssel herleiht, auf dem blauen Felde des Universums mit goldener Schrift die Idee der Unsterblichkeit Deiner Seele anzudeuten. Siehe den Jupiter, wie er mit seinen Monden, gleichsam winkend und ladend, heraufschwimmt zu Deinem Meridian, als solle er dienen, Deinen Zukunfterwartungen den körperlichen Boden materieller Erfüllung anzubieten. Deine körperliche Hülle zerfällt zwar und die Elemente bereichern

sich mit ihren Stoffen: die Verwesung überweist die luftförmigen Bestandtheile der Luft, die erdigen der Erde; aber die Gottheit selbst könnte die Substanzen nicht verschwinden machen, und die neuen Verbindungen, welche sie eingehen, hängen von Naturgesetzen ab, welche ewig und unaufheblich sind wie die Gottheit selbst. Betrachte jetzt die Thätigkeit Deines Geistes, die zahllosen Fähigkeiten und Vermögen, welche sich in derselben offenbaren, und das erhabenste dieser Vermögen, das Bewußtseyn Deiner selbst, Deine Ichheit, welche sich eben so zur geistigen Welt verhält als das körperliche Daseyn durch Raum-erfüllung zur materiellen. Nichts vermöchte sie zu zernichten, so wenig wie das Verschmelzen des Körpers nach dem irdischen Tode eine Gewalt über die letzten Bestandtheile besitzt, aus denen er zusammengesetzt war; und in der neuen körperlichen Hülle, mit welcher die höhere planeta-rische Existenz dieses Dein Ich bekleidet, wird das unzerstörbare Bewußtseyn Deiner selbst geistig so fortwalten, wie die gelösten Elemente des irdischen Körpers in unaufheblicher chemischer Wirk-samkeit beharren. Dieses reizende Jupiterland, welches sich Deinen Blicken erschließt, welches....

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Zunft-Verfassung.

Die Zunft-Verfassung ist die gesell-schaftliche Verbindung mehrerer Handwerks-Mitglieder, welchen die Obrigkeit in Rücksicht der Ausübung ihres Handwerks gewisse Gesetze zur Beobachtung vorgeschrieben — und daneben einige dem Publicum unnachtheilige Vorrechte bewilligt hat. Der Zunftzwang ist eine durch die Zunftverfassung beschränkte natürliche Freiheit

entweder der einzelnen Mitglieder der Zunft, oder auch eines andern außer ihrer Gesellschaft. Eine solche Beschränkung kann auf das allgemeine Wohl gute oder nachtheilige Folgen haben; im ersten Fall ist der Zunftzwang heilsam und nützlich, im andern Fall schädlich. Folglich ist der Satz, den einige ohne weitere Umsicht in neuerer Zeit behauptet haben: daß der Zunftzwang auf alle Glieder des Staates nachtheilig wirke, in seiner Allgemeinheit genommen theoretisch unrichtig und practisch nur dann wahr, wenn die nachtheiligen Folgen erst erwiesen sind. Wie viele Gesetze giebt es nicht, deren Befolgung mit einem Zwang verbunden sind? — wer wird aber deswegen behaupten, daß sie auf das allgemeine Wohl, weil für einige Glieder des Staats Beschränkungen darin liegen, nachtheilig wirken? — Sind denn die Zunftgesetze etwas anders als Obrigkeitliche Gesetze? und müssen sie nicht dann um so mehr gehalten werden, wenn, wie in unserem Staate, ein jeder Bürger, in seinem Bürgereide die Aufrechthaltung derselben (s. Statut 1 §. 8) geschworen hat, und ein jeder Zunftgenosse für die Erwerbung seiner Privilegien bedeutende Aufnahmegebühren an den Staat bezahlt hat. *)

Der Zweck der Zünfte findet sich schon in Lehmanns Speierischer Chronik L. IV. Cap. 14, worin es heißt:

In Kaiser Sigismundi Reformation wird angedeutet, zu was Ende von Anfang die Obrigkeiten ihre Bürgerschaft und Handwerker in Zünfte abgetheilet, nämlich: daß keiner mehr Gewerb und Handwerk treiben soll, als ihm gebührt, auch keiner dem andern in seiner Hand-

*) Das Schuhmacher Amt hat von 1815 bis 1829 allein 5972 Rthlr. 36 Gr. an die General-Casse bezahlt.

thierung Eingriffe thun soll, damit jedermann für sich und die Seinen die Nothdurft erwerben und sich ehrlich nähren möge.

Es ist also gewiß ein sehr edler Zweck, ein Zweck der noch fortbesteht, der dem unmäßigen Trieb zur Habsucht Schranken setzt — ein gewisses *sum cuique*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geistesgegenwart.

Es war im Winter, als einige Offiziere und Civilbeamte übereinkamen, in der Nähe von Ugra eine Jagdparthie anzustellen. Ein passender Platz ward für die Zelte unter den weit reichenden Zweigen eines gewaltigen Banianenbaumes ausgewählt; auf den untern Ästen glänzten in der Sonne die prächtigen Farben der Pfau und darüber hüpfen und gringten Heerden von Affen. Die Pferde waren an den nächsten Bäumen angebunden und scheuchten mit den langen Schweifen die zubringlichen Insekten weg. In jedem Theile des Lagers flackerten lustige Feuer; die Zelte waren mit buten Lampen geschmückt, die Seiten mit Tiegerhäuten behangen, der Boden mit Teppichen belegt und Sopha's, mit Vorhängen von durchsichtiger Gaze, wurden bequeme Betten. Glänzende Schwerter und Dolche, mit Silber ausgelegte Pistolen und Flinten, Messer, Jagdspieße, vergoldete Bogen, Pfeile und Köcher lagen rund herum. Die Tische waren mit europäischen Büchern und Journalen bedeckt und Nichts erinnerte, daß diese einstweiligen Wohnungen mitten in einem indischen Walde ständen.

Die große Menge Personen, der Lärm und die Feuer um das Lager herum ließen keinen Gedanken an Furcht aufkommen und die Herren saßen also vor den Zelten beisammen und unter-

hielten sich auf verschiedene Weise. Während man so in völliger Sorglosigkeit der Mahlzeit entgegen sah, sprang plötzlich Einer der größten Tiger mitten in die Gruppe, erfaßte Einen mit dem Rachen und trug ihn mit solcher Schnelligkeit, daß Verfolgung unmöglich wurde, in das Dickicht des Waldes hinein. Das laute Geschrei derer, die von Schrecken und Bestürzung nicht ganz gelähmt waren, diente bloß dazu, die Eile des Tigers noch zu vermehren. Kaum war ein Augenblick vergangen, so war keine Spur von dem Tiger mehr zu sehen. Dennoch gab man noch nicht alle Hoffnung zur Rettung des Unglücklichen auf; Jeder ergriff schnell eine Fackel und irgend eine Waffe und Alle stürzten in den Wald hinein. Das von dem Tiger ausgewählte Opfer war ein Offizier, dessen Geistesgegenwart und unerschütterlicher Muth ihn selbst in der großen Gefahr seiner Lage nicht verließ.

Weder der Schmerz seiner Wunden, die er schon erhalten, noch die schreckliche Art, wie er durch Dornen und Büsche geschleppt wurde, noch die Aussicht auf einen gewissen Tod konnte seinen Muth beugen, er sann vielmehr mit der größten Kaltblütigkeit auf ein Mittel zur Rettung und versuchte dann auch wirklich vorsichtig die Anwendung desselben. Er hatte ein paar Pistolen in seinem Gürtel, und da ihn der Tiger bei der Brust gepackt hatte, waren die Hände natürlich frei. Er zog langsam ein Pistol heraus, suchte das Herz des Ungeheuers und feuerte. Ein leichtes Zittern oder ein Sprung des Tigers machte, daß die Kugel ihr Ziel verfehlte und die Folge davon war, daß der Tiger ihn fester packte und mit noch größerer Eile floh. Obgleich auf einen Augenblick von Angst übermannt, sammelte der heldenmüthige Offizier doch bald seine Besinnung wieder und nahm sich vor, einen neuen Versuch zu seiner Rettung zu machen. Er zog sein zwei-

tes Pistol, drückte es fest an des Tigers Herz, zog den Drücker mit festerer Hand an und brannte es ab. Todt stürzte der Tiger neben dem Offizier nieder. Der Triumph, Sieger geblieben zu seyn, überwog den Blutverlust und die Schmerzen seiner Wunden. Aber er fühlte, daß ihm seine Schwäche nicht gestatten würde, die Freunde zu erreichen, wenn er auch den Weg zu ihnen fände. Noch überlegte er, was er thun solle, als der Ruf der Freunde, die ihn suchten, sein Ohr erreichte. Er schwankte der Gegend zu, von wo die Stimmen tönten und erreichte, zwar mit Blut bedeckt und im höchsten Grade erschöpft, aber doch glücklich, die jubelnden Freunde.

* Ueber die (so zu nennende) infinitesimal Medicin.

(Von Dr. Jezigena Moromastiv.)

Da der organische Mikrokosmos — auf deutsch — menschlicher Leib — im neunzehnten Jahrhundert so unendlich erregbar und die in ihm wohnende Psyche — deutsch — Seele — so unendlich fein geworden, daß von gewissen Arzneikörpern, z. B. Aconit, Tollkraut, Mohnsaft ein Milliontel, (Decilliontel u. s. w.) auf den belebten Körper eben so tiefen und starken als langen und breiten Eindruck, wie Reize anderer Art, z. B. Ehrgefühl, Gerechtigkeitstrieb, Freiheitsinn auf die menschliche Psyche machen, so würde für die künftig allein heilbringende, wenn nicht gar allein seelig (†) machende medicinische Praxis zur Bestimmung des Grades der Erregbarkeit des Muskel- und Nervensystems, die Erfindung einer Scala, nach welcher wir Heilmeister, an der Elbe, Weser, Hunte u. s. w. — uns auf gut fahrenheitisch oder réaumurisch richten könnten, von unermesslichem Nutzen

sein. — Uebrigens kann nicht bezweifelt werden, daß seit der großen Hauptentdeckung und Erfindung der Homöopathie die friedlichsten aller Höfe — die Kirchhöfe — weit weniger klinische Assistenten haben als vormalig.

Ein wahrer Triumph aber — oder vielmehr die triumphirende Wahrheit würde sich augenscheinlich selbst solchen medicinischen Pyrrhonisten darthun, die in dem neuen System kaum ein Decilliontel gesunder Vernunft bemerken wollen, wenn ein Ausschuss wohl organisirter Köpfe, wie man sie z. B. in allen Collegiis medico-chirurgico-pharmac-obstetricio-veterinariis vorfindet, ihre Geschmackswerkzeuge nebst Verdauungswerkzeugen dazu hergeben wollten, die ganze homöopathische Arzneimittellehre durchzuschmecken, so zwar, daß an einem Tage, wie an jedem Tage der Coran in Constantinopel, von jedem Mitgliede derselben — nach der Reihe abwechselnd — der Bestand der Mittel examinerisch durchgenommen würde. Wie groß und siegreich müßte ein solcher Proceß ausfallen!

M i s c e l l e.

Wenig Fürsten haben in ihren jüngeren Jahren solche Verschwendung getrieben wie Georg IV. von England. 1783 wurden ihm als 21jährigen Prinzen 50,000 Pf. jährl. Renten angewiesen, und schon drei Jahre darauf hatte das Parlament 160,000 Pf. Schulden zu bezahlen. Acht Jahre später hatte er wieder eine Masse von 630,000 Pf. angehäuft. Seine Rente ward nun auf 88,000 Pf. erhöht, aber 1801 mußten ihm wegen Schulden wieder jährlich 8000 Pf. mehr gegeben werden. Nichtsdestoweniger erlag er 1803 den Schulden dermaßen, daß er wieder einen Jahreszuschuß von 60,000 Pf., also jährlich gegen 160,000 Pf. bezog. Dessen ungeachtet ist er als Prinz nie aus den Schulden herausgekommen.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. April 1831.

Psyche's Aetherflügel sind gebunden;
Doch voll Muthes, wenn sie leise stöhnt,
Weiß sie: Nur in schwülen Prüfungstunden
Sproßt die Palme, die den Sieger krönt.

Eine Blume auf Matthiſſon's Grab.

Auch der Sänger ist hin, der uns hesperische Früchte
Aus Elysium's Hain *) reicht im begeisterten Lied;
Der dort in Burgruinen **) erweckt die Geister
der Vorzeit,
Wo sich noch Heldensinn einte mit zartem Gefühl;
Der an dem Aschenkrug *** in Laura's zage-
gende Seele
Trost des Himmels gelöset, hellend die Nächte
des Grams;
Der uns der Liebe Treu in Adelaïden †) vergeis-
stigt,
Die mit der Zukunft's Nacht nun zur Unsterb-
lichkeit schwebt;

Oder am Genfer See †), auf den Höhen des Gott'
hardt und Nigi
In den Gründen, wo sich Eisenau's Zauber er-
hebt,
Deine Reiz' uns enthüllt, o Natur, bald im Glanze
des Frühlings,
Bald wenn in schneelig Gewand düster der Win-
ter Dich hält;
Der uns in Vollmondschein hin zu den Tängen des
Elsen,
Oder an traulichen Herd ländlicher Einfalt vers-
setzt —
Ach! der Sänger ist hin! sein Herz, das Freund-
schaft und Liebe
Sich zum Tempel geweiht, bald auch zerfällt
es in Staub,
Nicht mehr erklingt sein Lied, voll ewig heiterer
Jugend

*) S. sein Gedicht: Elysium.

**) Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses.

***) D. Gedicht: An Laura.

†) D. Gedicht: Adelaïde, mit Musik von Beetho-
ven.

†) D. Gedicht: Der Genfer See.

Wonnig durch Deutschlands Klar tief in das
deutsche Gemüth,
Nicht sein beseeltes Wort mehr in der Liebenden
Kreise,
Die sich ihm freundlich gesellt, die er so liebend
umfaßt;
Nun so rinne denn hin auf seinen Hügel, Du
Thräne,
Warm aus des Freundes Aug', dem er so warm
sich vereint;
Wann den unsterblichen Ruhm des Helden preist die
Geschichte,
Lebt im Herzen des Volks ewig des Dichters
Gesang.

Methus. Müller.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

„Da siehst Du, Gustel!“ — jammerte der
Soldat — „ob der Teufel mir nicht wieder ein
Basiliskenei ins Nest legt. Und wie vergnügt
war ich! — Gieß nur immer wieder den Wein
in die Flasche. Ich werde ihn schon brauchen
können, wenn der Hauptmann mir wieder den
Rücken hat blau prügeln lassen.“ — „Aber sage
mir nur um Gotteswillen“ — fiel die bleiche,
zitternde Gustel ein — „was sollst Du denn wie-
der vertrocknen haben? Was hat es denn für
Bewandniß mit dem Goldmacher?“ — „Nichts,
gar nichts habe ich gethan, als was vor Gott
und Menschen recht seyn muß. Höre nur! Wie
ich vergangene Nacht auf der Jungfern-Bastion
Schildwache stehe und der Wind um mich heult,
und der Mond sich hinter dunkle Wolken ver-
kriecht, so daß die Elbe nur wie ein dunkles Lei-
chentuch zu meinen Füßen ausgespannt ist: da
dachte ich daran, was noch aus mir und Dir
und meinem Hauptmann werden würde. Da
fiel mir der Muth ganz. Denn ich kann Dir

versichern, daß ich schon mehr wie einmal das
Gewehr angepackt habe, das Bajonet meinem
Qualgeist in den Leib zu rennen, und daß bloß
der Gedanke an Dich mich wieder davon abge-
halten hat. Aber wenn ich es doch nun noch
thun müßte, und man verurtheilte mich zur Ku-
gel und führte mich hinaus, Du immer heulend
nebenher, und ich müßte niederknien auf das
Sandhäufchen, man verbände mir die Augen —
jetzt würde commandirt: Feuer! noch ein Mal
höre ich Dein verzweifelndes Geschrei — und die
Kugeln dringen zischend mir in die Brust —!
Sieh, ich stellte mir das Alles so lebhaft vor,
daß ich das Blei ordentlich schon im Herzen
wühlen fühlte und mir der Todeschweiß kalt von
dem Gesichte tropfte. Das brach mir freilich den
Muth und ich mochte wohl recht bitter zu dem
lieben Gott hinaufgeschaut haben, der mir das
Erlösungsal zuschickt. Ich erschrak über die Sünd-
und suchte schnell nach einem Trostsprüchel um-
her, das mich wieder aufrichten sollte. Gleich
fällt mir das schöne Lied ein: „Wer nur den
lieben Gott läßt walten“, das Du mir manch-
mal aus Deinem Gesangbuche vorgelesen hast,
und ich singe Dir den ersten Vers richtig her.
In meiner Herzensangst mochte ich wohl tapfer
geschrien haben, denn als ich ein wenig tiefer
gestiegen war, lugt ein Mann durch das Fenster-
chen und fragt mich, wer gesungen habe? Wenn
es aber der Goldmacher gewesen ist, der mich
angegeben hat, so ist er ein infamer Schurke,
denn mir sagt er erst, ich hätte ihn durch das
schöne Lied recht erbaut. Das ist Alles, was
ich weiß und gewiß nichts Verdammlisches.“

Wir verlassen den grübelnden Blaseneck mit
seiner Gustel und kehren zu Böttchern zurück,
dem seit heute ein neues Leben aufgegangen war.
Gestärkt, an Seel' und Leib, war er erwacht;
in brünstiger Andacht hatte er zu dem himmli-

sehen Vater gebetet und ihm gelobt, nur seiner Führung zu folgen. Den König wollte er bei der ersten Gelegenheit bitten lassen, ihn seiner vergblichen Arbeiten zu entbinden; möge auch über ihn verhängt werden, was da wolle. Voll dieses Gedankens trat er zum Schmelzofen. Furchtbar hatte die sich selbst überlassene Flamme hier gehaust. Fast Alles war geborsten, verkohlt, zu Schlacken gebrannt oder verglaset. Von einer neuen Thonerde hatte er mehrere Schmelztiegel geformt gehabt, welche er, besorgend sie möchten die helle Gluth nicht aushalten, oder um ihre Eigenschaft zu prüfen, in andre gesetzt und diese auch oben verschlossen hatte. In ihnen befanden sich die Materialien zur Goldtinctur. Zwei dieser Tiegel waren, so wie die äußere Hülle, gesprungen; die dem Goldarcanum beige setzte Farbe hatte sich mit reiner Kiesel Erde vermischet und war zu einem glasartigen Flusse geschmolzen. Sinnend hielt er die purpurrothe, durchsichtige Masse gegen das Licht; ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte auf seinem Kummerantlitz hervor. Hastig fuhr er mit seiner Untersuchung fort. Ein Theil der Gefäße, welche er mit der schützenden Hülle umgeben hatte, war, wenn schon durchglüht, doch unzerstört geblieben und hatte eine braunrothe Farbe angenommen. Sie waren undurchsichtig, zeigten aber bei dem Zerbrechen einen glänzenden Bruch und gaben einen hellklingenden Ton von sich.

Noch lange forschte der Alchymist und versank in endlose Grübeleien. Daß aber eine freundliche Keiß eingetreten seyn möchte, davon zeugte das erheiterte Gesicht, so wie das Verlangen nach traulicher Mittheilung. Da fiel ihm der erste Anstoß in der Sache, der singende Soldat, wieder ein. Menschenfeindlich hatte er seit seiner Ankunft in Dresden jede fremde Beihülfe verschmäht und allein sein Werk betrieben. Jetzt

aber gab er seinen Aufsehern den Wunsch zu erkennen, mit dem Musketier Blaseneck zu sprechen. Unverzüglich ward sein Verlangen ihm gewährt. Freundlich ging er dem betretenen Blaseneck entgegen, dankte ihm nochmals für seinen Gesang und erkundigte sich theilnehmend nach seinen übrigen Verhältnissen. Der offene Soldat erzählte, was man zu wissen begehrte: wie seine Familie wegen Glaubensverfolgung aus Böhmen nach Sachsen gewandert sey, und er, da seine Handthierung hier nicht getrieben werde, habe Soldat werden müssen: wie ihm aber sein Dienst durch die Bödsartigkeit seines Hauptmanns gar sehr erschwert werde und er darum seiner Noth kein Ende sähe. — Begierig, seinem Retter einen ähnlichen Liebesdienst zu erweisen forschte Böttcher: welches denn eigentlich sein früherer Beruf gewesen wäre? — „Ich arbeitete in einer Glashütte, lieber Herr, wo ich Blaser war“, — entgegnete Blaseneck.

Abermals zuckte ein Freudenblick über Böttchers Gesicht und mit glänzenden Augen versicherte er dem Soldaten: daß, wenn er ihm verspräche, sein Gehülfe zu werden und ihm mit seinen Erfahrungen in seinem Fach beizustehen, er ihn so gleich vom Dienste zu befreien sich getraue. Einige Augenblicke schwieg der Soldat verlegen, endlich erwiderte er: „Wehl hat mein armer Leib schon viel von meinem bösen Hauptmann ausstehen müssen, aber — die Schrift sagt mit klaren Worten: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib zu tödten vermögen; fürchtet euch aber vor denen, die da können die Seele verderben!“ Und darum kann ich Euer Anerbieten nicht annehmen und sollte es auch noch so gut gemeint seyn. Ich mag weder von Euern Zauberkünsten etwas wissen, noch Euch darin beistehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius.

(Fortsetzung.)

Wohl, Emanuel! — unterbrach ich ihn — steige von der Höhe der Allgemeinheit Deiner Darstellung meiner Unsterblichkeitshoffnungen herab in die Sphäre specieller Beziehungen. Die Phantasie der Sterblichen findet sich lieblicher geschmeichelt und lebhafter gereizt durch das Detail des Zukunftsgemäldes, und je bunter Du die Farben aufzutragen vermagst, je mehr wirst Du meine Sinne entzücken. Schilbere mir mein Entschweben in die herrlichen Auen dieses Jupiter, an welchem meine Blicke stets mit der Ahnung des tiefsten Verlangens gehangen haben; lehre mich den Mechanismus des Flügelschlages kennen, mit welchem sich meine unsterbliche Seele beim Erbentode aus den Banden des Körpers befreit; zeige mir, wie ich eingebürgert werde in die veränderten Lebensformen einer neuen, höheren planetarischen Existenz, wie ich eine ätherischere Luft anders athme und würzigere Blumen Düfte mit vollerm Genuße in mich sauge.

Ungestüßamer! — versetzte Emanuel mit sanftem Ernste — täusche Dich nicht. Erwarte von der Zeit die vereinzelte Gewährung dessen, welches zu schildern nicht in meiner Befugniß ist. Wohl dürfte ich Deine Unsterblichkeitshoffnungen in allgemeinen Umrissen andeuten, aber schmeichle Dir mit keinem Detail im üppigen Farbenschmucke eines neuen Seyns, dessen Elemente nicht mit Deinen gegenwärtigen Sinnen erfaßt werden können. O, Du Geliebter! glaube und hoffe; wirke für Deine Erde und hänge dann Dein ganzes sehnendes Verlangen an den schöneren Stern, der die Materielle Entsprechung zu den Idealen verheißt, die vor Deinem innern Gesichte schimmern. In dem drückenden Gefühle der Dürftigkeit schon, mit welchem Dich

die Enge, die Dede der irdischen Form ängstigt, liegt eine Verheißung auf die einstige materielle Verwirklichung idealerer Lebensäußerlichkeit und an dieser Himmelsleiter steige aus Dir selbst hinauf zum Vorgenusse von Reizen, die dem ganzen Umfange individueller Wünsche entsprechen.

Ich erkenne Dich, Emanuel! — rief ich mit einigem Unmuth — an dieser sorgsam Trennung zweier Sphären der Perception: des schönen, ächten, unzweifelhaften, sinnlichen Wissens und des bloßen ahnenden Fühlens, dessen Ueberzeugungskraft von meiner augenblicklichen Disposition, von dem Maße der Lebensenergie abhängt, über welche ich nicht allein gebiete. Aber siehe, Du sollst mich wenigstens in diesem Augenblicke einer durch Deine geistige Nähe geweckten Exaltation, welche sich nur auf Flügeln über finstere Grabesbegrüßungen erhebt, nicht hindern, mich bis zum vollen sinnlichen Vorgenusse höherer planetarischer Existenz, die meiner unsterblichen Seele, mit der Begleitung durch eine neue, vollkommener ausgerüstete körperliche Hülle zugesichert ist, aufzuschwingen. Frei fühle ich mich von den Banden, mit welchen der materielle irdische Körper mein Entschweben in die Gefilde der Sehnsucht behindert, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt, und sinkt, und sinkt hinter mir zurück. Mild lächelnd streckt mir die Verklärte, Vorangegangene, ihre Hand empfangend entgegen, ihre Huld sichert mir vermittelnd die Bekanntschaft, die Befreundung mit den neuen Formen zu, die das anhebende Leben bilden, und ich sehe mich umringt vom verkörperten Abglanze der idealen Welt meines Innersten. Ein feineres Licht erfreuet mein Auge, eine zartere und doch kräftige Luft schwellt meine junge Brust, deren zierlicherer Bau für ein so ätherisches Element gemacht ist. So verliere ich mich an der Hand der wiedergewonnenen Geliebten, deren

frühere Verklärung durch den Erdentod ich der Vorsehung so oft und so schmerzlich vorwarf und welche doch die Bedingung des Gipfels von Glückseligkeit ist, auf dem ich mich heute befinde, in die sanft-grünen Auen und Blumenhaine meines neuen planetarischen Wohnsitzes. Ueberall drängt sich meinen überraschten Sinnen eine neue wunderbare Natur entgegen, und das allmähliche Kennenlernen aller Einzelheiten dieser vervollkommeneten Schöpfung, das Einbringen in ihre Beschaffenheit mittelst jener unterstützenden Erklärung der Gefährtin auf dem neuen Lebenswege, die wißbegierig-tastende Befreundung mit diesen andern Formen, nach Analogie der Belehrung, die dem forschenden fragenden Kindlein auf einem Spaziergange durch irdische Gefilde aus dem Munde der liebenden Mutter wird, versetzt mich in ein unendliches Entzücken. Ich . . .

Hier unterbrach mich Emanuel, der mir mit Wohlgefallen zuzuhören geschiessen hatte.

Halte sie fest, — rief er — diese Analogie zwischen dem Verwachsen eines Kindes auf Deiner Erde mit den Lebensformen derselben und Deiner künftigen Einbürgerung nach dem Erdentode auf dem neuen, vollkommener organisirten Planeten, dessen Gesamtverhältnisse einer andern Schöpfungform entsprechen. Ueberall entdeckst Du das unwandelbare Princip der Vorsehung, ohne Sprünge gradweise zum Höheren fortzugehen und die Erlangung und den Vollgenuß derselben mit von einem Akte eigener Thätigkeit des darauf angewiesenen Individuums abhängig zu machen. Wenn die Veränderung Deines Daseynverhältnisses, welche mit dem Ausdrücke Tod bezeichnet wird, Deine Versetzung auf denjenigen neuen Planeten veranlaßt hat, dessen Folge in der Planetenreihe jenem gradweisen Fortschreiten zum Höheren, Vollkommeneren und Deiner Berechti-

gung darauf entspricht; so wirst Du Dich Kindgleich unbekannt mit den neuen planetarischen Umgebungen und Lebensformen finden, und Dein Geist wird sich an den Gebrauch dieser andern Formen mittels der neuen körperlichen Sinne erst gewöhnen müssen, die seine nunmehrige materielle Ausstattung bilden. Betrachte das durch die Geburt der Erde überreignete Kind und sieh den Inbegriff seines geistigen Vermögens, seine Ichheit, als das Product einer Präexistenz auf einem, am Range tiefer als die Erde stehenden Planeten an; — Alles berechtigt Dich zu dieser Annahme. Betrachte sein Tasten, sein Sichhineinfühlen in die entgegnetretende neue Form, sein Auffassen dieser neuen Daseynverhältnisse und Beziehungen, sein Erlernen der Natur dieser Beschaffenheiten, und nenne nun, nach dieser Analogie, Deinen eigenen Eintritt in ein höheres planetarisches Seyn, Dein allmähliges erlernendes Befreunden mit ihrer Form und Weise, die Kinderjahre Deines neuen Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Zunft-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Noch Niemand hat die Zeit der Entstehung der Zünfte bestimmt nachgewiesen, bei uns fallen sie indeß ins dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Schon diese lange Dauer muß uns die Präsumption für sie abnöthigen, daß die Zunftverfassung nicht ganz verwerflich seyn und viel gutes an sich haben müsse, da sonst die Fortdauer ihrer Existenz unter so mancherlei Zeitumständen ohnmöglich so lange hätte Statt haben können, und wenn die Zünfte an manchen Orten und in manchen Staaten sogar schon ein-

mal aufgehoben — und nachher doch wieder eingeführt sind, so muß sich vollends einem jeden auch hieraus ein günstiges Urtheil über die Zunftverfassung aufdringen. Beispiele von diesem Niederreißen und Wiederaufbauen findet man hin und wieder in der Geschichte. So wurden im Herzogthum Holslein unter der Regierung Johann Adolphs alle Zünfte aufgehoben, und von seinem Nachfolger wieder hergestellt — die erst im vorigen Jahrhundert in Frankreich vorgegangene Cassation der Zünfte und deren nicht so lange hernach wieder erfolgte Aufrichtung ist in zu frischem Andenken, als daß sie nicht noch vielen bekannt seyn sollte, und jetzt beschäftigt man sich auch in Preussen mit der Wiederherstellung der Zünfte.

Zu den hervorstechenden Vortheilen, welche eine gehörig geordnete Zunftverfassung gewährt, gehört.

1. Der zweckmäßige Unterricht für die Lehrlinge. Sämmtliche Zünfte zusammen genommen bilden, jede in ihrer Art, gleichsam eine Gewerbs-Schule ohne weitere Kosten des Staates. Der Lehrling wird in solche gewöhnlich nach zurückgelegtem 14ten höchstens 15ten Jahr aufgenommen, gerade in dem Alter, wo sich seine geistigen und körperlichen Kräfte mit größtem Nachdruck zu entwickeln anfangen, er muß beide nunmehr anstrengen lernen und wird von den wilden Ausschweifungen der Jugend gerade in dem wichtigsten Zeitpunkt seines Lebens, wo die angeborenen Leidenschaften am aufwallendsten sind, zurückgehalten, indem er Gehorsam lernen, Ermahnungen Gehör geben, und dem Müßiggang abzusagen lernen muß — er wird also in dieser Schule, die durch die Aufsicht der den Aemtern vorgesetzten Obrigkeit einen größeren Grad von Vollkommenheit erreicht, zu einem

bereinstimmen guten und fleißigen Staatsbürger vorbereitet.

Ob dieser wohlthätige Zweck so vollkommen würde erreicht werden, wenn keine Zunftverfassung existirte ist sehr zu bezweifeln.

Ein fernerer Vortheil der Zunftverfassung ist:

2) Die vollkommene Sicherheit der Nahrung aller Gewerbetreibenden.

Die Obrigkeit sorgt dafür und verordnet, daß nur diejenigen Glieder welche in das Amt aufgenommen sind und keine andere außer ihm das Gewerbe treiben. Es ist zwar dies ein privilegium exclusivum, aber ein solches, dessen wohlthätige Wirkung sich auf alle Glieder des Staats verbreitet. Die Erwerbung der Nahrung wird dadurch dem Handwerksmann gesichert, er mit seiner Familie dem Staat als nützliche Glieder erhalten, die ihre Beiträge zu den Staatslasten zu leisten in Stand gesetzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* An Herrn — lt. in Nro. 26.

Daß Sie, mein Herr — lt. auch ein ächter Bremer sind, freut Unterzeichneten. Als solcher werden Sie sich freuen, daß die Vaterstadt in Licht und Aufklärung fortschreitet, welches mehr als je seit dem 15. October v. J. geschehen ist. — Daß Ihnen die in den Monaten October, November und December v. J. stattgefundenen Aufregung auf den Bürgerconventen unbekannt geblieben sei, begreife ich nicht; solches ist Widerspruch mit Ihrer Behauptung, daß auch Sie ein ächter Bremer sind, denn als solcher würden Sie sich um die Angelegenheiten der lieben Vaterstadt bekümmern.

Einiges über bemerkte Aufregung werden Sie durch Lesung der gedruckten Conventsverhandlungen erfahren, mehr aber durch eine Unterredung mit Unterzeichneten, welcher der Redaction des Bürgerfreundes erlaubt hat, Ihnen seinen Namen zu nennen, wenn auch Sie das Licht nicht scheuen und sich nennen. —

Unterzeichneter ist nicht Verfasser des Buchs „die politischen Stürme Europa's,“ kennt auch denselben nicht, weiß nicht, ob er mit dem Buche Glück gemacht habe, hat aber die volle Ueberzeugung, daß Sie mit Ihrem neuen Tadel bei allen Aufgeklärten kein Glück gemacht haben. — Viele halten Sie wegen Ihres Tadel's zu den Finsternissen und lesen nun eifriger in jenem Buche als sonst. — In Ihrem Wunsche, daß der Höchste uns für wahren Krieg schützen möge, stimme ich von ganzem Herzen; hoffentlich finden Sie auch meinen Wunsch gerecht „der Himmel bewahre uns vor Rückkehr der Finsterniß!“ —

Ein ächter Bremer.

* B i t t e.

Herr Pastor Kind wird ersucht, eine vierte Schrift herauszugeben, worin das weiter gegen ihn beobachtete Verfahren zur öffentlichen Kunde kommt, und wodurch dem Unpartheiischen eine richtige Ansicht der ganzen Sache wird.

t.

* F r a g e.

Warum ist die Weggelb-Einnahme an der Kunststraße nach Schwachhausen seit dem 1. Jan. dieses Jahres verpachtet?

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reis.

Das Recht sich zu äußern, ist das Athemholen der Freiheit. Wer es beschränkt, schneidet die Zunge aus dem Munde des Staates, und verräth, daß er, gleich den Tyrannen des Orients, nur von stummen Sklaven bedient seyn will.

„Wenn ich zu befehlen hätte“ — pflegte mein alter invalider Christoph zu sagen — „so müßte die ganze liebe Christenheit des Tages wenigstens zweimal erzürnen. Es macht guten Appetit und guten Schlaf, und was braucht wohl der Mensch mehr auf Erden?“

Es giebt Menschen, die nicht unterlassen können, jedem Niesenden ihr christliches: „Helf Gott“ zuzurufen. Finden sie aber einen solchen in wirklicher Lebensnoth, so lächeln sie ein zärtliches: „Prosit!“

Nichts vermag den Mann von Ehre zu erschüttern, wenn die Rechtschaffenheit ihn leitet.

Die homöopathische Kur.

Ein alter Herr litt an dem Bippertein;
Das macht, er trank zu gern sein Gläschen Wein.
Sein Arzt kurrte schon Jahr aus, Jahr ein,
Doch ohne ihn vom Uebel zu befrei'n.
Einst las der Alte in der Zeitung
Von einer neuen Arzeneibereitung,
Die Homöopathie genannt:
Sie werde schon gebraucht im ganzen Land
Und immer mehr bewährt gefunden,
Durch sie von jeder Krankheit zu gefunden.
Als ihn sein Uebel wieder plagt,
Wird drauf der Arzt von ihm befragt:
Was von der Homöopathie zu halten?
Der zog die Stirn in finstre Falten
Und sprach mit gräßlicher Betheurung:
„'s ist eine ganz heillose Neu'rung!

Es ist die reine Unvernunft;
 Ein großer Fleck in unsrer Kunst.
 Was Ursach unsrer Krankheit ist gewesen,
 Dadurch auch sollen wir von ihr genesen.
 Durch Feuer sollen wir den Brand kuriren,
 Durch Frost die heilen, die erfrieren.
 Kurzum, es ist ein dummes Ding,
 Die Ausgeburt von einem Finsterling.“ —
 Als sich der Doktor fortgemacht,
 Wird von dem Alten nachgedacht;
 Das Ding mag, spricht er, doch nicht übel seyn!
 Vielleicht kann's mich vom Podagra befrei'n.
 Die Ursach meines Uebels ist der Wein,
 Drum muß ich trinken, um gesund zu seyn.
 Er läßt sich eine Flasche Rheinwein bringen,
 Und fängt ihn an gemächlich zu verschlingen.
 Er mundet ihm, der alte Rebenast
 Bewährt am Alten seine Wunderkraft;
 Ein lindes Feuer strömt durch seine Glieder,
 Sein Geist erhält die Jugendheitre wieder,
 Sein böser Feind, das Zipperlein ist fort,
 Und freudig spricht er dieses Dankeswort:
 O Segen Dir, Du wackerer Hahnemann,
 Der klug die Homöopathie erfann!
 Vom Podagra verschwand schon jede Spur,
 Nun täglich brauch' ich Deine Wunderkur.

Zum Preis der Homöopathie
 Verfaßt' ich diese Poesie;
 Wer mich homöopathisch will kurtiren,
 Mag drum ein Gläschen Rheinwein mir spendiren.

Erdwin.

* Zweifelsbige Charade.

Die erste Sylbe siehst Du stehen,
 Jetzt vor Dir da mit festem Sinn,
 Denn so kann ich vor mir sie sehen,
 Und blicke sinnend auf sie hin.

Doch nicht wird immer sie so walten,
 Jetzt eilt sie auch hin vor die Thür,
 Denn fest kannst Du sie nimmer halten,
 Doch steht sie auch noch still vor Dir. —

Bald siehst Du vor dem Dorf sie weilen,
 Bald eilt sie wieder vor die Stadt,
 Schnell kann sie hier und dort hineilen
 Und nimmer wird sie müd' noch matt.

Doch sollt' ich all' die Dinge nennen,
 Vor denen meine Sylbe steht,
 Das wär' zu viel, muß ich bekennen,
 Weil sie vor Millionen steht.

Die letzte Sylbe macht oft helle
 Was wir gedacht, gefühlt, gethan,
 Oft ist sie hoher Weisheit Quelle,
 Und gern wir aufmerksam ihr nah'n.

Sie weiß zu rathen, weiß zu lehren,
 Sie weiß zu trösten zart und mild,
 Weiß oft zu rühren, zu bekehren,
 Kennt uns der schönsten Hoffnung Bild.

Sie zeigt uns Strenge, zeigt uns Güte,
 Sie zeigt uns Liebe, zeigt uns Ernst,
 Erhebt oft Herz uns, und Gemüthe
 Viel ist's, was du durch sie nur lernst.

Sie weiß zu zürnen, weiß zu scherzen,
 Weiß zu vergeben, weiß zu flehn;
 Sie öffnet oft das Herz dem Herzen,
 Wer hat's nicht schon gefühlt — gesehen. —

Jetzt hast Du sie wohl schon errathen,
 Wenn nicht — so sag' ich auch noch Dir:
 Sie streute oft der Jugend Saaten,
 In junge Herzen liebend hier.

Doch hüte ja die edle Gabe,
 Daß sie nicht Gift giebt, noch es nimmt —
 Daß nicht mit ihrem Schlangensstabe,
 Die Sünde sie — für sich bestimmt. —

Sonst ist sie nicht der Weisheit Quelle,
 Sonst spendet sie so Schönes nie! —
 Sonst schadet sie an jeder Stelle,
 Drum hüte, hüte sorgsam sie!

Mein Ganzes nennet einen Mann,
 Zum Liebesdienst miß ausersehn,
 Er nimmt Verlassener sich an,
 Sucht sorgsam ihnen beizustehn?
 O, daß stets Edelstinn ihn ziere!
 Er nie den schönen Zweck verliere.

Charlotte S. H. Starke.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daerles b. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngken.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. April 1831.

Nach Gesehn, die sich nimmer wandeln,
Wird im Frühling jede Blume neu;
Nur der Mensch soll, gottverwandt und frei,
Das Geseh sich selber sehn und handeln.

Die Genien der Menschheit.

Selig, selig, wem das Loos gefallen,
Lautern Sinn's, in voller Thatenkraft,
Wie sie ahnend, denkend, handelnd schafft,
Einer Welt den Pfad voran zu wällen! —
Wenig Sonnen geh'n am Himmel auf,
Tausend Sterne folgen ihrem Lauf;
Wenig sind die Richtschnur ihres Strebens —
Tausend zieh'n den fremden Weg des Lebens!

Ewig hemmen der Gewohnheit Schranken,
Rosenketten, deren Zauber trägt,
Demant wird und sich unlösbar fügt,
Jeden freien Aufschwung der Gedanken.
Und wie sich das Ideal enthüllt
In der Brust, des Wirkens geistig Bild,
Also muß die That sich auch gestalten,
Mit dem Blumenkelch die Frucht entfallen.

Nach Gesehn, die sich nimmer wandeln,
Wird im Frühling jede Blume neu;
Nur der Mensch soll, gottverwandt und frei,
Das Geseh sich selber sehn und handeln.
Über Willkühr und Behaglichkeit,
In dem Geiße ihrer Alltagszeit,
Raubten früh dem menschlichen Geschlechte
Seines Adels königliche Rechte.

Da erstanden die erwählten Geister,
Die, in sich gekehrt und die Natur,
Folgend ihrer Ahnung stillen Spur,
Nachgedacht der Schöpfung ew'gem Meister.
Und des Schönen himmlische Gestalt,
Mit der Wahrheit siegenden Gewalt,
Führten sie, im kühn erneuten Streben,
In der Völker vielbewegtes Leben.

Aus der Morgenröthe erstem Strahle,
Der erleuchtend ihrem Himmel schien,
Nahm die Dichtung ihre Harmonie'n
Und die Menschheit ihre Ideale.
Und der Welt, die das Gefühl erschuf,
Auf des Sängers leisen Zauberruf,
Gab der Denker die gemessnen Formen,
Das Gesetz und wandellose Normen.

In das Herz, wo Lieb' und Leben glühte,
Webt' Homeros sich das schön're Seyn;
Aber Dracon schrieb's in Marmor ein:
Daß die Gottheit wolle und verbiete.
Was in sich der heil'ge Sänger fand,
Der Vollenbung fernes Heimathland,
Rief, als Jova's Flammenwort zu künden,
Auf die Bundeslade Moses gründeten.

Doch Jahrtausende sind hingegangen,
Seit die ersten Genien erwacht
Und ihr großes Werk ist nicht vollbracht;
Dämm'ung blieb das Licht das wir verlangen!
Ihres Strebens ew'ges Urbild steht,
In der Geister Sphären hoch erhöht,
Unerreichbar, wie des Himmels Sterne,
Nach Jahrtausenden in weiter Ferne!

Selig, selig, wer berufen worden,
Ausgerüstet mit Beharrlichkeit,
Aus dem Chaos der Verworrenheit
Zu erheben sich zu Weltakkorden!
Wenn der Tempel der Vollenbung dann
Eine Stufe nur durch ihn gewann,
Wird der Menschheit Er noch ewig leben,
Leitend sie, ihr Genius, umschweben!

K. A. Manitius.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

Es kostete Böttchern nicht wenig Mühe, den frommen Blaseneck von der Grundlosigkeit seiner Behauptung zu überzeugen und ihn für sein

Vorhaben zu gewinnen. Bei längerer Bekanntschaft jedoch fanden Beide großes Behagen an einander und trieben eifrig geheimnißvoll ihr Werk. Selbst die schmollende, tauben Ohren predigende Gustel erfuhr nichts von ihrem verschwiegengen Geliebten: was er denn eigentlich mit dem Goldknopf zusammen mache. Einem aufmerksamen Beobachter hätte es aber nicht entgehen können, daß das gelbe, finstere Gesicht Böttchers mit jedem Tage heiterer wurde; daß die abgemagerten Backen sich füllten und von einer muntern Röthe erglänzten, und daher ein günstiger Erfolg des Unternehmens sich verkünde. Und doch kamen, wie immer, von Woche zu Woche bloß nichtsnutzige Produkte aus der geheimnißvollen Schmelzküche nach Hofe und erregten immer mehr das Mißvergnügen des Monarchen, so wie den lauten Tadel der Höflinge, die am Thermometer ihres Herrn das Vertrauen zu dem Scheidekünstler schon auf Null stehen sahen und darnach ihre Urtheile richteten.

Eines Tages hatte Blaseneck dem aufmerksamen Böttcher erzählt, daß das Fräulein seiner Gustel mehrere Mal recht theilnehmend nach ihm sich erkundigt habe und dieser wollte eben nähere Auskunft über jene einziehen, als die Thür des Gewölbes aufging und ein unbekannter Herr mit Böttchers Aufseher hereintrat. Als derselbe bis in die Mitte des Gemaches vorgeschritten war und mit sichtbarer Geringschätzung das Ganze überschaut hatte, wendete er sich fragend an seinen Begleiter: „Dies ist also die Höle, in welcher die lichtscheue Blindschleiche ihr Wesen treibt?“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit eben dem geringschätzenden Ton fort: „Und welcher von diesen beiden Männern ist der Betrüger, den ich entlarven soll?“ — Stumm deutete der Gefragte auf den Alchymisten, der staunend dieser Rede gehorcht hatte.

Da wendete sich zu ihm der Hochmüthige mit sichtlich Verachtung: „Der König, mein allergnädigster Herr, hat mich, den Oberbergrath von Striegel, beauftragt, Seine Gaukeleien zu untersuchen und Ihn zur gebührenden Rechenschaft zu ziehen. Wozu aber erst eine lange Untersuchung vornehmen, da die Unmöglichkeit Seines Vorgebens erwiesen ist?! Denn, wenn Er nur einigermaßen eine Vorstellung davon hätte, welche Kunst es erfordere, das schon vorhandene Gold von seinen unedlen Beimischungen zu befreien und es in seiner wahren Gestalt darzustellen: so würde Er sich's wohl nie haben beikommen lassen, Gold erzeugen zu wollen. Seine Arbeiten sind demnach vor der Hand ausgesetzt und Sein Gehülfe hat sich augenblicklich zu entfernen. Wenn Er hierauf diesen Ort verläßt, geschieht es nur, um dafür das Zuchthaus zu beziehen, wo alle Leute Seines Schlages hingehören. Hat Er sich schon auf so etwas vorbereitet?“ — „Wohl!“ — entgegnete, mit fürchterlicher Ruhe der Gekränkte — „wohl bin ich bereit, nichts in's Zuchthaus, sondern in den Tod zu gehen! Sind Sie es auch?“ — „Was? ich?“ — prallte der Oberbergrath zurück. — „Ja, Sie und Alle, die sich mit mir hier befinden. Aber bleiben Sie stehen, wo Sie jetzt sind. Ein Schritt von der Stelle — und Sie beschleunigen Ihr Ende. Hören Sie mich, wie ich Sie gehört habe. Goldgierige Menschen haben mich verfolgt, vertrieben, eingekerkert, verurtheilt, mein Lebensglück vergiftet. Jetzt, nahe am Ziel eines theuer erkauften Gelingens, soll ich abtreten mit Schande, den Ruhm meiner Entdeckung von unberufenen Einmischern hinwegnehmen lassen. Wohl habe ich auch diese Tücke des Schicksals vorausgesehen und mich darauf vorbereitet. Hören Sie! Nicht müßig habe ich meine Zeit hier zugebracht. Mit dem Schießpulver,

das ich mir nach und nach, angeblich zu meinen Versuchen, habe verabreichen lassen, ist dieses Gewölbe unterminirt. Es ist fest genug, eine ziemliche Explosion zu versprechen, die uns Alle hier, und auch noch Mehrere in der Nachbarschaft, in die Ewigkeit befördern soll. Sehen Sie da“ — er leuchtete mit einem vom Schmelzofen genommenen Feuerbrande nach einer kleinen Oeffnung in der Mauer hin — „die Bündrohre? Vier Zoll näher dieses verächtliche Stück Holz — und wir sind nicht mehr! — Auf die Knie nieder, mein Herr Oberbergrath! Schließen Sie Ihre Rechnung mit dieser Welt! — Ich und Du, lieber Blaseneck“ — wendete er sich zu Jenem — „können dieselbe mit Freuden verlassen, da sie nur ein Leidensthal für uns war.“

Er predigte versteinerten Bildsäulen. Kein Laut erfolgte. — „Die Zeit verrinnt!“ — sprach mit kaltem Gleichmuth der resignirte Goldkünstler und näherte sich mit dem verlöschenden Brande der Oeffnung. — Da kam Leben in den erstarrten Bergrath. Den kalten Todesschweiß auf dem bleichen Antlitz stürzte er heulend zu Böttchers Füßen. „Halt' ein!“ — keuchte er — „halt' ein! Hab' Erbarmen mit meiner Frau, meinen Kindern, mit meinem armen Leben! Es soll noch Alles gut werden. Sage, was ich für Dich thun soll — befiehl, und ich gehorche!“

Nicht ohne geheimes Entsetzen betrachtete Böttcher das von Todesangst verzerrte Gesicht des Bittenden; die erhobene Rechte mit dem glimmenden Span senkte sich und mit sanfter bewegter Stimme entgegnete er: „Wohlan, noch ein Mal will ich menschlichen Worten Treu und Glauben schenken. Vernehmen Sie denn, was ich wünsche. Ich habe dem König, aber nur ihm selbst, ein Geheimniß von Wichtigkeit zu entdecken, daß außerdem mit mir begraben wird.

Verschaffen Sie mir durch Ihren Einfluß eine Audienz bei dem Monarchen und lassen Sie übrigens hier Alles unangetastet. Zugleich versprechen Sie mir mit Ihrem Ehrenwort, mich weder durch List noch durch Gewalt von hier entfernen zu wollen. Bei dem ersten Versuch fliegt sonst das Gewölbe empor und vernichtet mich und meine Verfolger. Wollen Sie dies?" Mit heiligen Schwüren betheuerte, immer noch odemlos, der Bergrath, daß er das Geforderte thun werde und entfernte sich hierauf mit schnellen Schritten aus der unheildrohenden Nähe des Alchymisten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius.

(Fortsetzung.)

Dieser Gedanke, den ich als eine Andeutung der wahren Beschaffenheit des mich erwartenden Seyns und der Art meiner Heraufbildung zum Vollgenusse seiner Besitzthümer betrachtete, ergriff mich im Innersten. In der That, was konnte natürlicher erscheinen, als diese Analogie zwischen den Kinderlernjahren des jungen Erdbürgers und einer idealern Kindheit auf einer neuen, höheren Lebensstufe, in sofern der Ausdruck von Kindheit hier nur das erlernende Vertrautwerden mit der Individualität der neuen, schöneren Natur bezeichnen sollte, auf deren Reize ich so gespannt war?

Habe Dank, Emanuel! — entgegnete ich gerührt dem Genius — für die Wahl dieses Bildes Deiner Vergleichung. Ich gefalle mir in der ganzen Unschuld kindlicher Beziehung zur Fremdartigkeit des reizenden Schauplazes, den mir meine Unsterblichkeit eröffnet. Ja, gewiß, mit aller dieser Kindlichkeit der Erwartung will

ich mich an das vorangegangene, verklärte, holde Wesen anschließen, welches sich meiner Unbekanntschaft mit der Form des folgenden Lebens, mit der Neuheit seiner Umgebungen annehmen wird, wie auf der Erde die zärtliche Mutter sich des Lieblings annimmt, den sie auf ihren Armen in das irdische Lebensverhältniß einführt.

Siehe, — fuhr ich noch gerührter fort — zerstöre ihn nicht den schönen Gedanken des Wiederfindens vorangegangener Lieben, welche uns aus dem reizenden Zukunftslande die Hand empfangend entgegen reichen, diesen herrlichen, tröstenden Gedanken, durch welchen die Unsterblichkeit erst ihre volle Bedeutung erhält.

Gewiß nicht! — erwiderte der Genius, und ich glaubte im noch süßeren Laute seiner Worte den Antheil zu erkennen, welchen er an dieser Bitte nahm. — Schmeichle Deinen Erwartungen von der Zukunft vielmehr mit dem ganzen Troste, der ganzen Anmuth dieses Wiedersehens. Ich empfinde sie mit Dir die Gewalt der tiefen Sehnsucht nach der Verklärten, die Deine Brust erfüllt, und Du magst schon in dieser Sehnsucht die Garantie für Erfüllung von Hoffnungen finden, welche die Huld der Vorsehung auf diese Weise anerkennt. O, er ist nicht nur so menschlich, er ist so göttlich billig dieser Wunsch! und die Versagung würde der Unsterblichkeit ihren höchsten Reiz rauben. Ich versetze mich in die Lage des Sterblichen, dem eine finstere, unerbittliche Gewalt das Liebste, was er auf Erden besitzt, entreißt; ich sitze mit Dir vor dem Krankenbette, ich verfolge jeden Athemzug, jeden Pulschlag des stockenden, des schwindenden Lebens, welches endlich verlischt. — Nein, die Trennung auf immer, ohne den geheimen, stillen Trost in der tiefsten Tiefe des Herzens, daß es ein Wiedersehen gebe, ein fernes, aber verklärtes Wiedersehen, würde

die Menschenbrust mit ihrem Schmerze zerstören, und die Gottheit darf diese Hoffnung nicht täuschen. — Fühle Dich hinein in ihre Barmherzigkeit, in den milden Antheil, den sie Deinen Schmerzen schenkt; — sie kann Dich nicht täuschen, und Du wirst wiedersehen. —

Aber, Emanuel! — erhob ich mich unmutig im Gefühle des Bittersten, was das Leben je über mich gebracht hat — warum die Trennung? Wenn der Tod ein unentbehrlicher Gegensatz des Lebens ist, warum nicht Geister, für welche die innigste Verwandtschaft doch die Banden der Untrennbarkeit knüpft, in süßer Vereinigung gleichzeitig versetzt in das Zukunftsland? Warum dem bitteren Tode den bittersten Schmerz der Trennung scharfend hinzusetzen?

Und Du fragst? — erwiderte Emanuel — Müßte ich Dir die Geschlossenheit der Körper- und Geisterwelt wirklich erst zergliedern? Laß mich Dir nicht erst zeigen, wie der Same der Krankheit, der den körperlichen Gegenstand Deiner Leidenschaft zerstörte, mit dem Geiste nichts gemein hatte, den Du in dieser Hülle anbetetest; laß uns unsere Blicke wieder zu der schönen Aussicht erheben, die Du vorher selbst so beredt schildertest. O gewiß, welches der Schmerz sey, die Gottheit besitzet den Balsam der Entschädigung! Und wenn Du einst eintrittst in liebliche Auen des jungen Lebens und Dir aus dem stillen Glanze einer neuen Morgenröthe das bekannte holde, verehrte Wesen den Gruß des Wiedersehens, der Wiedervereinigung, in Mitte vollkommenerer Lebensformen, zuwinkt, so wirst Du die Schmerzen der irdischen Trennung segnen, ohne welche dieser Hochgenuß der Existenz unmöglich war. Versetze Dich an meiner Hand nochmal in den ganzen Reiz dieser Beziehung. Denke Dir, daß der Moment eingetreten sey, wo

ein letztes Bestreben Deiner höheren Natur die Fesseln zerreißen darf, welche sie mit der schweren materiellen Form verknüpfte, und fühle, wie die Sehnsucht getrennter Liebe den Flügelschlag wachsenden Verlangens nach der Wiedervereinigung beschleuniget. Dieser Wunsch, in seiner ganzen Lebhaftigkeit, sey das entschiedenste Gefühl, welches Dich durch den Act des Sterbens in die neue Art des Seyns hinüber geleitet, und welches Dir jenen erleichtert, um Dich mit diesem, Dich Dir selbst wiedergebend, schneller ganz vertraut zu machen. Ein geheimnißvoller Proceß anderer Körperumhüllung eigne Dich den individuellen Lebenseigenthümlichkeiten des neuen planetarischen Gebildes an, welches den materiellen Boden Deiner Zukunftshoffnungen abgiebt, und die anmuthige Fremdartigkeit einer höher organisirten Welt spanne Deine Erwartungen auf die Art der Wiedererscheinung derjenigen noch höher, die ein früheres Sterben einstweilen von Deiner Seite gerissen hat. Ersinne jetzt irgend eine Form verklärten Verhältnisses und seiner Wiederanknüpfung, zu dieser Geliebten, zum Freunde, zur vorangegangenen zärtlichen Mutter; fühle Dich von zarten Armen umschlungen, in welche Dich ein gegenseitiges Wiedererkennen mit dem untäuschbaren, innigsten geistigen Gefühle der Identität des Ichs, führte, und für welches es keinen Irrthum giebt, und bereite Dich vor auf den ganzen Zauber des Mittheilungsaustausches fast unerschöpflichen Stoffes vermittelt verfeinerter sinnlicher Werkzeuge. Also denke Dir Deine Einbürgerung in den Modus veränderten, höheren Seyns, und wähle irgend ein Symbol, um das Stadium der Lern-, der Jugendzeit in der Umgebung durch neue Schöpfungs-, neue Lebensformen zu bezeichnen, mit denen Dich Gebrauch und Gewohnheit befreunden sollen. Denn freilich modificirt sich das Sonnenlicht anders in der Atmosphäre des dort

hoch über Dir schimmernden Jupiters, wofern Dir Dein Verlangen und Deine Berechtigung diesen Planeten zur Aussicht für Deine Unsterblichkeit anweisen, und Du dorthin den Gegenständen Deiner Sehnsucht folgst; — und ein kunstreicher gebautes Auge wird also einer längeren Uebung bedürfen, um einen verfeinerten Lichtverbreitung- und Strahlung-Process aufzufassen. Möchte ich für Dich verständliche Ausdrücke, möchte ich die Befugniß haben, Dir das ganze reizende Detail der Verschiedenheit irdischer und Jupitergebilde darzustellen! Möchte ich Deinen Wünschen nachgeben und Deinen körperlichen Sinnen das goldene Land erschließen dürfen, in welchem Du bestimmt bist, an der Hand verjüngter Liebe zu wandeln!

(Der Beschluß folgt.)

* Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Kunst-Vorfassung.

(Fortsetzung.)

Wohin würde es überhaupt wohl führen, wenn jedem ohne Unterschied ein Patent oder Concession, dieses oder jenes Handwerk zu betreiben ertheilt würde? — freilich würde wohl die Concurrenz für das Publicum vermehrt werden und dieses einige Zeit die Waare wohlfeiler — aber gewiß auch schlechter erhalten, und am Ende würde der geschickte fleißige Handwerksmann mit dem ungünstigen zu Grunde gehen, und der Staat mit nichtswürdigen Arbeitern, ja, weil einer dem andern Verdienst und Brod wegnimmt, mit Bettlern überhäuft werden.

Zur Erhaltung des Wohlstandes der Handwerker und Sicherheit ihrer Nahrung gehört aber noch weiter, daß auch kein zünftiger Handwerker

dem — einer andern Kunst in sein Gewerbe greife. Der Tuchmacher darf keine Schneiderarbeit, — der Tischler keine Zimmerarbeit, der Drechsler keine Goldschmiedearbeit und umgekehrt verfertigen, kurz: der Schuster muß bei seinem Leisten bleiben. Würde es jedem Handwerksmann erlaubt seyn, auch Arbeiten zu verrichten, die zu anderen Handwerken gehören, oder ausser seiner erlernten Profession noch eine andere zu betreiben, so würden Unordnungen, Verfall der Handwerker und Armuth der Professionisten die unmittelbaren Folgen seyn. Mancher würde bei einer solchen zügellosen Gewerbsfreiheit schon als Lehrjunge von einem Handwerk zum andern übergehn in der Absicht, wenigstens sich von mehreren Gewerben eine oberflächliche Kenntniß zu erwerben, dann sich in einem derselben zum Meister creiren lassen und nun verschiedene Gesellen, welche Kenntniß von den übrigen Handwerken haben, halten und mehrere verschiedene Handwerke zum Nachtheil der übrigen Mitmeister treiben. Nicht genug — er soll nun einen Jungen in die Lehre nehmen — wie ist er, der das Handwerk selbst nur oberflächlich erlernt hat, im Stande, demselben den gehörigen und gründlichen Unterricht zu ertheilen? und was wird anders am Ende aus dem Lehrling als ein Pfscher. Es ist also eine weise Verordnung, die doch heut zu Tage auch bei uns besteht, daß jeder Handwerksmann seine erlernte Profession und ausser dieser keine andere treiben darf. Hiedurch wird die Arbeit unter den Gewerben auf eine gleichere Weise vertheilt, so daß jeder der nur redlich arbeiten will, sein Brod verdienen kann, ohne von anderen aus Habsucht beeinträchtigt zu werden, und da jeder desto mehr Fleiß auf seine Profession verwenden, folglich bessere Waare liefern kann, so gewinnt dadurch indirect auch das ganze Publicum. Wen diese Darstellung nicht völlig überzeugt, der werfe

einen Blick auf die Professionisten in England, das man gewöhnlich — und mit Recht — als ein Muster der Gewerbefreiheit aufstellt. Dort sind die Grenzlinien für die Arbeiter noch enger gezogen, und eben dadurch erreichen ihre Manufacturen eine größere Vollkommenheit.

(Der Beschluß folgt.)

Der B o y a.

In Indien giebt es einen kleinen höchst merkwürdigen Vogel, der von den Einwohnern Boya genannt wird. Er ist etwas größer als ein Sperling; sein Gefieder dunkelgelb vom Kopf bis zu den Füßen, nur auf der Brust von etwas matterer Farbe. Sein spitzer Schnabel ist verhältnißmäßig sehr groß. Dieser Vogel ist so gelehrt wie ein Haushund, sehr gesellig, und seinem Herrn sehr treu, auf dessen Hand er am liebsten sitzt. Er holt Papier oder andre kleine von seinem Herrn ihm angedeutete Gegenstände; er stürzt sich in einen Brunnen, um einen hineingeworfenen Ring herauszuholen. Wird ihm ein Haus zwei oder drei Mal bezeichnet, und ruft man ihm zu, einen Brief dahin zu tragen, so vollzieht er seinen Auftrag mit Pünktlichkeit. — Die indischen Mädchen zu Benares und in einigen andern Städten der Halbinsel haben den Gebrauch, kleine Goldplättchen, Tikar genannt, als Schmuck zwischen den Augenbraunen zu befestigen. Wenn sie nun auf den Straßen gehen, so geschieht es gar oft, daß die Jünglinge ihnen diese Plättchen durch Boya's rauben lassen. Der Vogel naht sich dem Frauenzimmer, benützt einen günstigen Augenblick und kehrt mit seiner Beute auf die Hand seines Herrn zurück. Er schlägt mit den Flügeln, freut sich, den erhaltenen Auftrag glücklich ausgeführt zu haben, und bietet im

Schnabel das geraubte Goldplättchen dar, welches oft einem Mädchen gehört, dessen Aufmerksamkeit der junge Hindu gern auf sich ziehen will. Er händigt dann der Beraubten ihren Schmuck wieder ein, und dies wird die Veranlassung zu einer nähern Bekanntschaft.

Man hat zahme und wilde Boya's; die wilden leben nur von Insekten, die zahmen lassen sich auch mit mancherlei in Wasser erweichtem Gemüse füttern. Die Weibchen legen Eier, welche mit großen Perlen Aehnlichkeit haben. Kocht man sie, so werden sie durchsichtig, und haben einen sehr angenehmen Geschmack. — Der Boya hat nur einen, nicht sehr harmonischen Ton; befinden sich mehrere auf einem Baum, so hört man keinen Gesang, wohl aber ein Gesumme. So geringen Werth er als Singvogel hat, hinsichtlich seines Instinkts und der Gelehrigkeit giebt man ihm den Vorzug vor allen Vögeln.

Edmund.

M i s c e l l e.

In keiner Stadt des Orients ist, sagt der Freimuthige, der Fremde so sicher vor Beleidigungen als in Konstantinopel. Was man auch gegen Sultan Muhamed sagen mag, in diesem Punkte ist seine Polizei vortrefflich. Nur die Kinder und alte Frauen wollen sich noch nicht unter die allgemeine Zuchttruthe biegen lassen und moderne Humanität lernen. Alle Versuche, ihnen Vernunft einzuimpfen, scheiterten bisher. Der *** sche Gesandte ritt vor einiger Zeit in Begleitung seines Dragomanns nach Pera. In einer der engsten, schmutzigen Gassen zwang ihn eine entgegenkommende Fuhre, vom Pferde zu steigen und dicht an den Häusern fortzugehen. Hier stand

auf der Schwelle ihres Hauses eine alte türkische Frau, die Hände in die Seite gestemmt. Der Gesandte war gefaßt auf eine freischende Verwünschung; aber der Zorn der alten Muhamedanerin war zu mächtig für Worte, sie mußte ihm durch eine That Luft machen, und aus voller Brust — spie sie auf das Gesicht des Franken — Der Diplomat, dem nichts entgangen, wurde blaß und roth, für sich — für seinen Souverain — für seinen Minister. Er schwang sich auf sein Pferd, drehte um und fragte italienisch den Dragomann: „Was ist hier zu thun?“ — Er sah im Geist die Bestürzung im diplomatischen Quartier, beim Großvezier, im Divan, die Botschaften, Audienzen, Erörterungen, Noten, er sah das Haus niedergerissen, die Straße abgetragen, wo ihm die Schmach, und seinem Souverain die Kränkung widerfahren. Er erwartete, daß der Dragomann, bestürzt über den Bruch des Völkerechts, augenblicklich auf den Boden springen, hinknien, seine Fußspitzen berühren, daß die ottomannische Begleitung, die Brust zerschlagend, das Weib und ihre Schwelle verfluchen würden. „Was ist hier zu thun?“ fragte er und zeigte auf sein Gesicht, und der Dragomann antwortete ruhig: „Abwischen, Signor!“ — Der Gesandte und sein Legationssekretair vergaßen soweit ihren geheiligten Charakter, daß sie auslachten; später hat der Diplomat versichert, ihm sey nie in seinem Geschäftsleben eine praktisch und diplomatisch richtigere Antwort gegeben worden, als die von seinem Dragomann.

* V o r s c h l a g.

Das vormal's ausgespielte Gut zu Hasledt, hat viel Sand, das sich zu Glas eignet. Asche und Steinkohlen lassen sich auf der Weser herbeiführen. Es wäre daher vielleicht nicht ungerathen, eine Glashütte für grünes Glas daselbst anzulegen.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Ein Missionär predigte ohnlängst sehr heftig von den teuflischen Freuden der Welt. „Wo glaubt ihr wohl!“ — rief er aus — „daß ihr nach eurem Tode seyn werdet, in der Oper? in der Assemblée? auf dem Ball? nein, im Feuer! im Feuer!“ die letztern Worte schrie er so heftig, daß die Gemeinde glaubte, die Kirche stehe im Feuer und nach der Feuerspritze lief.

Die Entwicklung der Geisterwelt auf unserer Erde, war früher in Gespensterglauben ausgeartet. Jetzt, nachdem man davon zurückgekommen ist, schneidet man allen Zusammenhang der Erde mit den höhern Regionen ab. Ich möchte, auch in dieser Sache sey der Mittelweg zu halten.

* Auflösung der zweifelhafte Charade in Nro. 28:

V o r m u n d.

N a c h r i c h t.

Meine Wohnung, nebst Buch-, Stein- und Kupferdruckerei, ist jetzt Catharinenstraße Nro. 36 und erlaube mir, meinen geschätzten Mitbürgern mich mit allen in diese Fächer einschlagenden Arbeiten aufs ergebenste zu empfehlen.

G e o r g J ö n s e n.



D e r B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 14. April 1831.

Und glücklich, wenn in weit entlegner Ferne
Des Sängers Lied das gleiche Herz bewegt,
Das so wie er des Jugendhimmels Sterne
In seiner Tiefe lauterem Grunde trägt.

A n m e i n e L i e d e r .

Zu Euch, zu Euch, ihr Lebensfrühlingsklänge,
Will ich mich flüchten aus der Winterwelt.
Umschwebt mich wieder, kindliche Gesänge,
Bringt mir den Lenz vom blauen Himmelszelt.
Entführt mich dieser ängstlich schwülen Enge
Und pilgert mit mir durchs belebte Feld.
Laßt uns den Gang des Lebens frisch erneuen,
Und folget treu dem brüderlichen Treuen.

Ihr zögert noch! — Ein ängstlich scheues Leben
Hält euren Fuß, den zagenden, zurück? —
Sind wir geschieden für dies ganze Leben,
Vermählt ihr euch nur mit der Jugend Stüd? —
Entfernte euch der Erde trübes Streben,
Nacht einmal nur der Liebe Silberblick;
Und soll die Wirklichkeit mit kalten Händen,
Auf immer euch, das Liebste, mir entwenden? —

Des Lebens Hälfte ist vielleicht vollendet,
Und leerer wird und öder jetzt die Bahn.
Doch jener Gott, der euch mir zugesendet,
Er sieht auch jetzt noch milden Blicks mich an.
Denn seine Gaben hab' ich nicht verschwendet,
Das Herz im Stillen labte sich daran.
Und Wenige, die sich zu mir gefunden,
Erkannten euch und mich in schönen Stunden.

Und mancher Freund, der sich mir treu gesellet,
Er weilet jetzt so ferne meinem Blick.
Und was uns einst die Jünglingsbrust geschwellet,
Kein Laut ruft es, kein Auge gibt's zurück.
Der milde Stern, der meinen Pfad erhellet,
Er ist des Liebes neidenswerthes Glück;
Denn soll mein Herz, mein Irren und mein Streben
Verbunden sich des Tages lichtem Leben.

Und glücklich, wenn in weit entlegner Ferne
Des Sängers Lied das gleiche Herz bewegt,
Das so wie er des Jugendhimmels Sterne
In seiner Tiefe lauter Grund trägt;
Und der von ihm und seiner Weise lerne,
Daß, wie es frisch geschlagen, frisch noch schlägt;
Und daß nicht Schicksal, nicht Gewalt der Zeiten
Vermocht, den Baum der Blätter zu entkleiden.

Und Vielen, die im Leben mich gemieden,
Und meine Bahn die ihre nicht genannt,
Und Vielen, die des Herzens tiefen Frieden
Trog Spott und Hohn nie aus der Brust gebannt,
So wie ich bin, will ich mich ihnen bieten —
Es ist das Lied des Lebens Unterpfand. —
Das Leben wogt, doch unter Lust und Schmerzen
Ringt sich das Lied aus dem bewegten Herzen.

Dr. Clemens.

Der goldene Knopf.

(Fortsetzung.)

Erschöpft warf sich Böttcher auf seinen Schemel und sprach: „So muß ich denn noch einmal zur Lüge meine Zuflucht nehmen! — Vergieb, lieber Blaseneck, wenn ich Dich durch mein Märchen erschreckt habe! — es war dringende Nothwehr. Allein nun ist es Zeit zu handeln; ich traue den Worten des Vergraths nicht. Sein erstes Benehmen, so wie seine nachherige Feigherzigkeit verkünden nur zu deutlich eine niedrige Seele. Er wird schwerlich Wort halten. Geh, lieber Blaseneck, erkundige Dich, ob die Gräfin Königsmark gegenwärtig in Dresden ist. Nimm diese Haarnadel mit, die ich den Tag nach dem Feuerwerke auf dem Königstein fand, und die, nach den beiden verschlungenen A zu urtheilen, nur der Gräfin gehören kann. Uebergieb ihr dieselbe in meinem Namen; erzähle ihr so viel, als sie zu wissen nöthig hat, und bitte sie, mir eine Audienz bei dem Könige

auszuwirken. Frauen sind ja in der Regel mitleidig und diese zumal ist als edel bekannt. Geh, Freund; mach' Deine Sachen gut!“

Als der Brauttrage sich entfernt hatte, beschäftigte Böttcher sich damit, mehrere Gegenstände in einem Winkel des Gewölbes zu verscharren und denselben dann mit einem Haufen Thon zu bedecken.

Am nächsten Tage stellte Blaseneck mit still lächelnder Miene sich wieder ein. — „Nun?“ kam ihm der Goldkünstler hastig entgegen. — „Die gnädige Frau Probstin ist richtig da; ich aber bin nicht vorgelassen worden, obschon ich vier Mal mich meldete;“ — rapportirte der Gefragte. — „Und das dünkt Dir so lächerlich?“ — fuhr ihn Böttcher gekränkt an. — „Das nicht!“ — meinte Jener — „aber ich kann mich des Lachens nicht enthalten, wenn ich an den Stellvertreter denke, der meine Rolle bei der Frau Gräfin übernommen hat.“ — „Wer ist das?“ fragte gespannt der Neugierige. — „Eigentlich soll ich es nicht sagen, aber es ist mir nicht möglich zu schweigen. Es ist — das Fräulein, das die Herrschaft meiner Gustel bei sich hat. Dasselbe hat sich freiwillig erboten, als es unsre Noth erfuhr, und wird wahrscheinlich auch die Sache besser zu führen wissen als ich.“

Der erstaunte Böttcher vermochte aus den mangelhaften Berichten Blasenecks über das fragliche Fräulein nicht ins Reine zu kommen und begnügte sich, den unerwarteten Edelmutb desselben höchlichst zu preisen.

Nach einem peinlich verfloffenen Zeitraume von mehreren Tagen sehen wir den Goldkünstler auf dem Wege zum königlichen Schlosse. In seinem Gefolge befanden sich, außer seinen Wächtern, der Musketier Blaseneck und ein Kamerad, die einen ziemlich ansehnlichen, hölzernen Kasten trugen. Böttcher hatte nicht erfahren können,

ob er der Verwendung des Bergrathes oder des Fräuleins die Günst verdankte, vor dem Könige erscheinen zu dürfen. Daß aber seine Erscheinung nicht verheimlicht worden war, erkannte er aus dem lauten Hohne der wachstehenden Schweizergardien. „Ins Gewehr!“ — schrie eine derselben, als er dem Eingange sich näherte, halblaut ihren plaudernden Kameraden zu — „der Goldmann kommt. Habt Respekt vor ihm; vielleicht vergelbet er Euch die Rockschöße dafür.“ — „Ja, sonst was!“ — brummte ein grämlicher Graukopf und warf dem armen Böttcher einen fürchterlichen Blick zu. „Meiner Treu, für das Geld, was der Kerl da verlaborirt hat, wollte ich die ganze Compagnie Jahre lang frei halten.“ — „Seht 'mal!“ — lachte ein Andreer — „wie die Kerle mit den Goldstufen rennen können. Ist's nicht, als trügen sie Goldbunst oder Flaumfedern in ihrem Kasten? He, Bursche da vorne; thut Euch nicht Schaden mit dem schweren Zeuge! Ihr kriegt's doch nicht bezahlt!“ — „Ei freilich wird's bezahlt!“ — wügelte ein Dritter — „und zwar mit so einem Dingle!“ — er fuhr sich dabei mit der Hand um das Schienbein, durch diese Pantomime das Eisen der Baugesangenen anzudeuten.

Stumm schritt Böttcher vorüber und dem Schloßhofe zu, wo neue Demüthigung seiner harrte. Nicht staunend, wie das erste Mal, hohnlachend stand hier das sämtliche Küchenpersonale und zeigte mit langen Koch- und Rührlöffeln auf den bescheidenen Zug hin, der still seinen Weg nach dem Seitenthurme rechts nahm. Eben wollte derselbe die ersten Stufen der Wendeltreppe betreten, als ein lautes, abwehrendes Geschrei ihn stehen machte. — Die nachfolgende, neugierige Menge ungestüm zertheilend, gewahrte man den in Galla geworfenen Oberbergrath.

„Zurück!“ — schrie dieser mit Löwenstimme — „laßt den Bösewicht um Gotteswillen nicht ins Schloß! Umbringen will er unsern verehrten Landesvater — verderben uns Alle insgesammt. Petarden hat er in seinem verfluchten Kasten und nichts anders. Glaubte meinen Worten! So wie er geöffnet wird, stürzt jeder Umstehende zerschmettert danieder. Drum schafft den Kasten auf die Brücke; werft ihn in den Fluß, wo er am tiefsten ist!“

Betroffen trat die Menge zurück und zornglühend Böttcher zu dem herbeigeeilten Wacheoffizier. — „Mein Herr“ — sprach er fest — „ich halte Sie für einen Ritter ohne Furcht und Tadel. Als einen solchen bitte ich Sie, diese Kiste zu untersuchen und sich von dem gefahrlosen Inhalt zu überzeugen.“ — Er schob den Deckel bei diesen Worten auf und muthig unterzog sich der Offizier dem Geschäft. Es schien dieser jedoch etwas ganz Anderes gefunden zu haben, als was er vermuthet hatte. Nicht sonderlich befriedigt schloß er bald seine Untersuchung, blickte zweifelhaft in Böttchers Gesicht, ob es in dessen Gehirn etwa rappete, erklärte aber endlich laut, daß der Kasten ohne Bedenken passiren dürfe, und verfügte sich, unverständliche Worte brummend, auf seinen Posten zurück.

Oben wurde von einem hochnasigen Kammerportier mit silberfunkelndem Stabe Böttchern und seinem treuen Blasenack ein Winkel eines Seitenzimmers angewiesen, bis der Monarch geruhen würde, ihn vorzulassen. Dieser sehnlichst gewünschte Augenblick schien jedoch noch fern zu seyn. Stunden schlichen in peinlicher Langeweile dahin; schon begann die winterliche Sonne ihre Strahlen von den hohen Schloßfenstern zurückzuziehen und noch immer zeigte sich keine Aussicht zur Erlösung. Grimmiger Hunger und Durst lösten jetzt mit ihren Plagen die Langeweile bei

den Herren ab. — Da wanderten vor ihrem lästernen Munde eine Unzahl köstlich dampfender Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln vorbei; als räume man den ganzen Keller aus, schleppten keuchende Diener zahllose Flaschenkörbe dahin; von dem einheimischen Borsdorfer bis zur überseeischen Ananas glänzten, aus goldgeflochtenen Körbchen, die verschiedensten, seltensten Früchte ihnen entgegen.

Ein Feuermeer ergoß sich jetzt durch das ganze Schloß. Auf den cristallinen Lüstres, von den spiegelbelegten Wandleuchtern flimmerten Tausende von Kerzen; durch die Zimmerreihe daher brauseten die Töne der Tafelmusik; zur lecker bereiteten Tafel eilte das bunte Gewimmel der Höflinge. Bereits entfernten die flinken Laquaien sich mit den vielen Ueberbleibseln der Tafel, die willkommenen Beute in Sicherheit zu bringen. In die eine der weiten, ausgepichten Seitentaschen des herumstolzirenden Portiers entleerten sich ebenfalls ein Paar Zeller, in die andere rutschte eine unberührte Flasche Champagner. Vor den sichtslichen Augen der Heißhungerigen begann der Unbefangene die kleinen, süßen Klößchen, die gefüllten Krebsnasen, die fetten Kapaukenkeulen in den schnalenden Mund zu schieben. Selbst die Champagnerflasche sollte nicht verschont bleiben; und bereits bemühten die geschäftigen Finger sich, die Bände, so wie das Pech um den Stöpsel zu entfernen, als ein herbeieilender Kammerjunker diese Beschäftigung unterbrach. In die Tasche zurück glitt die Flasche und das Taschentuch vertilgte schnell von Mund und Händen die Spuren des gehaltenen Mahles.

Während nun der Höfling den Gourmand an ein Fenster zog und hastig zu ihm sprach, erhob ein alter Stubenheizer, der früher mit Wöttchern Bekanntschaft gemacht hatte, sich von

dem ungeheuern Ofen, den er mit frischer Nahrung versehen hatte, und dem Goldkünstler sich nähernd, reichte er ihm mit bittender Geberde zwei ansehnliche Stettiner Äpfel hin. Mit tief gefühltem stummen Dank ward das Geschenk angenommen, mit dem Gefährten getheilt und alsbald in aller Stille verzehrt.

Jetzt sprang Wöttcher von seinem Kasten, der ihm zum Eignittel gebient hatte, hastig empor, der im vollen Glanz hereintretenden Gräfin von Königsmark seine Ehrfurcht durch eine tiefe Verbeugung zu bezeigen und dadurch die Aufmerksamkeit der so viel vermögenden Frau auf sich zu lenken. Wer weiß jedoch, ob ihm dies gelungen seyn würde, hätte nicht eine andere Person seine Absicht kräftigst unterstützt. Es war dies eine junge Dame, die zunächst der Gräfin mit hoher Anmuth daher schwebte. Aus dem glänzenden, dunkelbraunen Jockelkragen, der über die schwarze Mantille sich rundete, strebte ein jugendlicher, schneeiger Lilienhals empor, der dem niedlichsten Köpfchen zur Basis diente. Die Frische der Dezemberluft hatte die Wangen in blühende Rosen verwandelt, über welchen ein Paar Unschuld verklärende Augen hervorblitzten. Das zierlich frisirte Haar beschattete ein schwarzer Castorhut, dessen goldene Schnuren über den Nacken hinabfielen, und die kleine Hand verhüllte mit blendend weißem Taschentuch den Purpurmund, der jetzt bittend einige Worte zur Gräfin flüsterte, nachdem die Besizerin desselben einen flüchtigen Blick auf unsern Wöttcher geworfen hatte. Da nickte freundlich die Gräfin ihrer Begleiterin zu und verschwand mit ihr durch die weit aufgerissenen Thüren nach des Königs Zimmer.

(Der Beschluß folgt.)

Der Genius.

(Beschluß.)

Habe Dank, Emanuel! — versetzte ich ihm — auch für die Andeutung. Hast Du doch den Bezug zwischen dem Sternhimmel, der sich über mir wölbt, und der Sehnsucht in mir, die mich ihm entgegen hebt, zur Klarheit der Einsicht zu bringen gewußt! Statt des Verschwimmens des Bieles dieser Sehnsucht im Allgemeinen, wie sonst die Ahnung ihrer Unsterblichkeit in der menschlichen Seele ankündigt, fixirst Du eine bestimmte Sphäre für meine Erwartungen und bezeichnest mir Grenzen in der Unendlichkeit, in welcher ich mich sonst so oft verlor, wenn meine Blicke den Muth gewannen, aus Grabesfinsterniß in Himmelslicht zu tauchen. Außer meiner Erde umkreisen so viele andere Planeten die nämliche Sonne in geringeren, in größeren Entfernungen; es muß tiefer Progeffion eine zweite, die der Schöpfungsvollkommenheitszunahme, entsprechen, und Du erweiterst meinen Bezug zum Systeme, indem Du mich nicht mehr bloß der Erde, sondern stufenweis den vollkommeneren Gebilden zuweist, aus denen allen es besteht. So bin ich nicht mehr Erdenbürger allein, sondern Himmelsbürger; und alle Wunder, alle Genüsse der Schöpfung, des Universums, werden sich grad- und folgeweise vor meinem Ich erschließen. Eine neue körperliche Hülle, ausgestattet mit neuen sinnlichen Vermögen, wie sie die individuelle Natur des neuen planetarischen Lebenschauplazes erheischt, wird sich geheimnißvoll mit diesem geistigen Ich vereinigen, dessen unveränderliche Identität die Grundbedingung alles geistigen Lebens ist und welche sich als eine Thatsache des tiefsten Gefühles ankündigt.

Wohl Dir, — fiel Emanuel ein — daß Du die Sprache des Universums richtig deutest und den Zusammenhang Deiner geistigen Natur

in ihrer Ewigkeit und Unsterblichkeit, mit der Unendlichkeit des sich über Dir wölbbenden Himmels und seinen unzählbaren Sonnengebieten, nun mit diesen bestimmten Worten zu bezeichnen vermagst! Ja, gewiß! das sind die beiden Richtungen der Unendlichkeit: die Unermesslichkeit des Raumes, wie er weiter und weiter hinaus, und immer weiter hinaus grenzlos von Planeten- und Sonnenkugeln erglänzt, und die Ewigkeit Deiner Beziehungen zu demselben durch ein ewiges Fortgehen zum Höheren und Vollkommeneren in demselben, mit entsprechender Bervollkommnung Deines unsterblichen Geistes, indem er immer idealere Lebensformen durchschreitet, um sich also dem höchsten Ideale dauernd entgegenzuheben. Daher regt sich die Ahnung des Ewigen, des Höchsten, lauter in der Brust des Menschen, wenn er den Blick zum Sternenhimmel richtet, von wannen ihm die sinnliche Gewährung seiner tiefsten Sehnsucht entgegen lächelt; die Hand des Schöpfers hat die Flammencharaktere des Universums gewählt, um im Glanze dieser Schrift zu bestätigen, was die innere Stimme mit anderen Tönen andeutet. Siehe hoch über Dir die öffentliche Urkunde dieses stilleren Versprechens; und wenn Deine Seele nicht gestimmt ist, die Flisterlaute zu vernehmen, mit denen sich die Ahnung an sie wendet, so rufe die goldenen Bünde der Himmelschrift als Zeugen Deiner Hoffnungen auf. Fürchte sie nicht, die Aetherluft, welche Dich von dem fernen, fremden, reizenden Gebiete einer anderen Sternenwelt trennt; der Gedanke schlägt eine Brücke über diese Unermesslichkeit; der Gedanke dringt ahnend und combinirend in das Detail eines höheren planetarischen Seyns, bis zu welchem Deine Telescope nicht reichen; und der Gedanke zeichnet die Bahn vor, welcher Deine unsterbliche Seele mit wonnigem Flügelschlage freien Schwebens der Entfesselung zu fol-

gen hat. Wenn Dein Blick Abends der sinkenden Sonne auf den Schwingen der Sehnsucht nachsteht; wenn er sich in Abendroth taucht und sich Deine Phantasie auf den goldenen Wölkchen wiegt, die den blauen Aether durchschwimmen, so fühlst Du bis zur sinnlichen Gewißheit, daß Dich nur die schwere körperliche Hülle am wirklichen Aufschweben verhindert. Streife sie ab in der Einbildung: was könnte die Freiheit des Fluges noch hemmen? Und wenn dem so abgelegten schweren irdischen Körper der kühle Ruheplatz unter einem Mooshügel angewiesen wird, welche Hand wäre stark genug, den Gedanken, das Ich, das Himmelseigenthum, noch ferner an den Staub zu fesseln, der Dehnkraft der Sehnsucht zu widerstehen, welche die einzige hinreichende Fessel zersprengt sieht und Nichts mehr als die Unendlichkeit ihrer Gewalt fühlt? Wohl ist's gewagt worden, den Gedanken als das materielle Product des Gehirnes zu bezeichnen, welcher zerfalle in Staub mit dem Werkzeuge, dessen er sich bediente; aber fühle Dich ganz hinein in jene Unendlichkeit einer Sehnsucht, die nicht Platz mehr hat in der Brust, welche sie beengt und welche sie zersprengen möchte; erfülle mit diesem Gefühle Dein Herz, so groß es ist, und schreite dann hinaus unter das säulensfreie Aethergewölbe des Sternhimmels, um, geleitet von dieser Inspiration, die Natur Deines höchsten Bezuges zu ergründen. Anticipire höhere sinnliche Vermögen und vernimm durch die Lüfte einen liebevollen Klang, welcher aus dem Jenseit zu Dir herüberläuselt, um Dich in die Umarmung der früher Geschiedenen zu rufen; bilde Deinen Gesichtssinn aus zur Wahrnehmung des stillen Mystериums, welches die Trennung von Leib und Seele begleitet, und schaue sie leiblich, die Glanzgestalten, die sich Deiner Entkörperung liebend annähmen.

O, Emanuel! — rief ich, überwältigt von der ganzen Gewalt dieser vereinigten Vorstellungen — gibt es kein Mittel dieser Anticipation? Ziehe sie hinweg, die Decke von Ohr und Auge, die mir die süßen Laute der Geschiedenen unhörbar, ihre liebende Erscheinung unsichtbar macht; laß Dich herab zur Mitempfindung der Sehnsucht, welche sie mir und mich ihnen entgegenbrängt mit allen Sinnen, mit allen geheimen Kräften der Geisterwelt. O, versetze Dich in die ganze Unendlichkeit des Schmerzes der Trennung vom Geliebtesten; gib mir statt Aussichten, Hoffnungen, Erwartungen, ein einziges Daseynzeichen, laß das geliebte Bild einen Augenblick durch die Nacht qual- und zweifelvoller Marter, durch die Trübe schauen, die vor meinen verweinten Augen hängt, durch die Fieberphantasieen, mit denen mich eigene Krankheit ängstigt, während das Gefühl des Verlustes die Verzweiflung über meine Seele bringt. Emanuel! — flehete ich dringender, mich von meinem Lager erhebend, um die Hand des über mir Schwebenden bittend zu fassen, als ich am Rauschen seiner Fittige das Entschweben des Genius vernahm, und sich die Decke meines Zimmers, die Aussicht in den unendlichen Aether verschließend, über meinem Haupte wieder zusammen schob. Indem trat mein Diener, besorgt gemacht durch mein lechteres, lauterer Rufen, mit einer Kerze in das Zimmer, und die Erscheinung war spurlos verschwunden. —

Dr. Nürnberger.

*** Ueber den Zweck und die Vortheile einer wohlgeordneten Junsft. Verfassung.**

(Beschluß.)

3. Die wohlthätige Veranstaltung zur Versorgung der Wittwen.

In den meisten Amtskrollen findet es sich nämlich verordnet, daß, wenn ein Meister der Kunst mit Tod abgeht, die hinterlassene Wittwe das Recht hat, aus einer Werkstatt nach ihrem Gefallen einen Gesellen zu wählen, durch den sie das Handwerk ihres verstorbenen Mannes fortbetreiben läßt. Kein Meister und kein Geselle darf sich dagegen sperren. Die Kunstverfassung erscheint hier als ein Wittwen-Institut, das weder dem Publicum noch einzelnen Gliedern desselben lästig wird. Nur der einzige Meister welcher den Gesellen auf kurze Zeit hergeben muß, erleidet den Verlust des Verdienstes seines Gesellen auf einige Tage, er hat aber auch das, was er jener Wittwe leistet, für seine bereinstige Wittwe zu hoffen, wenn dieser Fall bei ihm eintritt. Daß er ist den einen Gesellen abgeben muß, ist zwar Kunstzwang, aber ein wohlthätiger fürs Ganze, da die Wittwe mit ihren Waisen versorgt ist, und diesen eine Erziehung zu Theil wird, ohne welche manche Wittwe bettelarm und die Kinder dem Staat zur Last gefallen seyn würden. Würde sich wohl ein solches wohlthätiges Institut mit eben der Leichtigkeit haben bilden lassen, wenn jeder Handwerker auf seine eigene Hand — Kraft des ihm verliehenen Patents oder Concession hätte arbeiten können? das ist sehr zu bezweifeln — nur in der gesellschaftlichen Verbindung einer Kunst lag die Möglichkeit einer solchen wohlthätigen und dauerhaften Anstalt.

Eine nicht minder mit guten Folgen fürs allgemeine Beste begleitete — aus der Kunstverfassung entspringende Verordnung ist

4. das Gesetz für die Gesellen zu wandern und die damit in Verbindung stehenden Handwerks-Herbergen.

Die Erfahrung lehrt es, daß diejenigen Professionisten welche gewandert haben, bei weitem die anderen, welche nicht aus ihrer Vater-

stadt gekommen waren, an Geschicklichkeit, Kenntniß und Gewandheit übertreffen. Der Grund davon liegt in der Natur der Sache. Wie ist es zu erwarten, daß derjenige, der nichts weiter gesehen, als was er bei seinem Meister erlernt hat, demjenigen gleich kommen solle, welcher auswärts neue und mehrere Gegenstände betrachtet, bearbeitet und neue Handgriffe gelernt hat? Die Vortheile welche der Wandernde für seine Person erlangt, indem er in Sitten cultivirter und mit Kenntnissen bereichert, zurückkommt, werden auch den übrigen Gliedern des Staats mitgetheilt — der rohere Theil profitirt von seinen Sitten, von seiner Gewandheit und die, welche ihn als Handwerksmann gebrauchen, von seinen Kenntnissen; auch die Lehrlinge welche ihm anvertraut werden, dürfen einen besseren Unterricht von ihm erwarten. Sein Wandern hat so wenig den Staat, als ihn selbst etwas gekostet, denn er hat sich mit seiner Hände-Arbeit während der Wanderschaft ernährt, die so sehr durch die Anstalt der Handwerks-Herbergen, wo er über alles — sein Handwerk und die von ihm gesuchte Arbeit betreffendes — Auskunft bekommt und wo ihm, wenn er keine Arbeit erhält, Kost und Quartier über Nacht und wohl ein Zehrpennig gereicht wird, erleichtert wird. Wird er krank so sorgen meistens seine Genossen für seine Heilung und Verpflegung, und schonen den Staat vor deren Sorge und Kosten.

Wenn diese Vortheile unseres Kunstwesens nun ganz unläugbar sind, so ersucht man den Verfasser des Aufsatzes „der Zeitgeist“ sein Urtheil über die Künste gefälligst zu mildern, und zu bedenken, daß dem Staat an einem guten, brauchbaren und in seiner Art wohlhabenden Handwerksmann mehr liegt als an einem Armen, und daß, wenn

die erwerbende Klasse sinkt, auch das ganze Staatsgebäude ins Schwanken geräth.

* Die Wuppen an der Holzpforte.

Diese Wuppen sind auf fünf Jahre von 1826 bis den 1. Mai 1831 verpachtet; und sollen auf weitere fünf Jahr bis 1836 verpachtet werden. Bis zum 15. April d. J. werden Gebote angenommen. Wenn nun, was nicht zu erwarten ist, auch am 16. April entschieden wird wer sie erhält, so hat derselbe nur 14 Tage vor den Antritt frei.

Taue und Blöcke muß er selbst anschaffen, 14 Tage reichen kaum hin, solche machen zu lassen. Daß, so eilig gemachte, Taue nicht so gut werden und theurer sind, unterliegt keiner Frage. Der Pächter soll einen Wagemeister und zwei Gehülfsen halten. Ist es wahrscheinlich, daß er tüchtige Leute in dieser kurzen Zeit haben kann. Es ist beinahe nothwendig, daß er nahe der Holzpforte wohnen muß, kann er daselbst in dieser Jahreszeit in 14 Tagen ein Haus mietben und einziehen? Laute Umstände die Manchen zum Nachtheil der Staatskasse vom Bieten abhalten. Warum hat man nicht um Weihnachten v. J., die Verpachtung vorgenommen? Man wußte ja bereits vor fünf Jahren, daß am 1. Mai d. J., die Pachjahre endigten!

* Wunsch und Bitte.

Die gute Ordnung und Haltung unserer sehr achtbaren Bürgerwehr, ist gewiß in jeder Hinsicht lobenswerth, nur wäre es noch sehr zu wünschen, auch den jüngeren Herrn Officiers die Weisung zu geben, wie weit sie die Fahr- und

Fußwege, vorzüglich am Dom-Platz, bey großen Manoeuvres zu beschränken berechtigt sind, damit die höchst unangenehmen drohenden Maßregeln von Kolbenstößen in unsern friedlichen Staate nicht nöthig sind, in Ausführung zu bringen,

Einige Bürger.

* Trinkslied.

Was frommt es, daß wir uns mit Grillen plagen,
So lang der Jugend Kränze blühen?
So laßt uns in unsrer Blüthe Tagen,
Die Stirne nicht in Falten ziehn:
Wie bald entfliehet
Der Jugend heit're Rosenzeit,
Wie bald entfliehet
Sie hin in die Vergangenheit:
Drum laßt nimmer uns mit Grillen plagen
So lang der Jugend Kränze blühen.

Was frommt es, daß wir uns mit Grillen plagen,
So lang es hübsche Mädchen giebt?
Wer Amors Fahnen folgt, der wird nicht klagen,
Daß Grillen seinen Sinn getrübt.
Bei seiner Maid
Läßt er den Grillen keine Zeit,
Bei seiner Maid
Träumt er von nichts als Seligkeit:
Drum laßt nimmer uns mit Grillen plagen
So lang es hübsche Mädchen giebt.

Was frommt es, daß wir uns mit Grillen plagen,
So lang der Wein der Reb' entsproßt?
Wenn blasse Grillen uns zu nahen wagen,
So trinken wir Nyäens Most.
Denn Zechern ist
Die süße Freude nimmer fern,
Bei Zechern ist
Der Sorgenbrecher Bacchus gern:
Drum laßt nimmer uns mit Grillen plagen
So lang der Wein der Reb' entsproßt.

kl.

N a c h r i c h t.

Meine Wohnung, nebst Buch-, Stein- und Kupferdruckerei, ist jetzt Catharinenstraße No. 36, und erlaube mir, meinen geschätzten Mitbürgern mich mit allen in diese Fächer einschlagenden Arbeiten auf's ergebenste zu empfehlen.

Georg Jönken.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Acten der Stadt Bremen.)

A. Daebes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. April 1831.

Schneeglöckchen, Dich mögen die Schwestern brechen,
Ich kann nur wie Weilchen empfinden und sprechen,
Wie Weilchen lieben, wie Weilchen vergehn,
Still innig die Düfte des Herzens verwehn.

Das Mädchen und die Blumen.

Schneeglöckchen.

Auf, Schwesterchen! hörst Du's nicht klingen und
läuten?

Das soll Schneeglöckchens Freude bedeuten!

Ich zitt're und bebe vor Frühlingslust

Und öffne der Sonne die selige Brust.

Und kann es nicht lassen, die Glöcklein zu regen
Und auszuläuten den Frühlingsfegen.

Bernimmst Du, o Weilchen, den festlichen Klang?

Das ist meiner Liebe lautjubelnder Dank.

Weilchen.

Sieh still mich, o Schwester, zur Seite Dir blühen!

Nicht jedem Entzücken ward Sprache verliehen!

In Düften strömet mein Leben dahin,

Doch kann ich nicht sagen, wie glücklich ich bin.

Und kommt die göttliche Sonne gegangen,

So rollt mir ein Thränlein über die Wangen,

Muß selig weinen, — weiß nicht, warum?

— Ach, meine Liebe — sie ist wohl stumm!

Mädchen.

Schneeglöckchen, Weilchen, ich hab' Euch vernommen,

Bin still herab in das Thal gekommen,

Sah, Weilchen, Dich sinnig am Hügel stehn,

Und hab' Dich zur Blume des Herzens ersehnt.

Schneeglöckchen, Dich mögen die Schwestern brechen,

Ich kann nur wie Weilchen empfinden und sprechen,

Wie Weilchen lieben, wie Weilchen vergehn,

Still innig die Düfte des Herzens verwehn.

Agnes Franz.

Der goldene Knopf.

(Beschluß.)

Unbefangen mit einem Kammerherrn plaudernd,
erwartete die Gräfin den Eintritt des Mächtigen;
nicht so ihre schüchterne Begleiterin, die, nachdem
sie Mantel und Hut abgelegt hatte, noch lieblich-
er anzuschauen war als zuvor. Den schlanken
Leib umschloß eine himmelblaue, seidene Robe, die

kaum die ängstlich wogende Fülle der Brust zu fesseln vermochte, während der kleine Fuß in dem weißen Atlaschuh leise auf dem blanken Getäfel des Fußbodens zitterte. Eine schnelle Blässe verjagte für einen Augenblick die glühende Röthe auf dem Antlitz der Jungfrau, als rasch eine Seitenthür sich aufthat und der König vor den Frauen stand. Tief und anmuthig war die Verbeugung, mit welcher das Mädchen den Monarchen begrüßte, der seinerseits nicht umhin konnte, demselben seine ganze, Wohlgefallen verrathende Aufmerksamkeit zu schenken.

„Sire“ — begann jetzt lächelnd die Gräfin — „Ew. Majestät hat mir gnädigst erlaubt, Ihnen meinen verwaisten Schützling vorstellen zu dürfen, der wiederum gekommen ist, für seinen Schützling bei Ew. Majestät das Wort zu führen.“ — „Verloren der Richter, bestochen sein Urtheil“ — bemerkte hier galant der Monarch — „wenn ein solcher Advokat, wie Sie, mein Fräulein, die Sache des Culpaten zu vertheidigen kommt.“ — Mit bebender Stimme entgegnete die Angeredete: „Ach Sire! es ist nur die heilige Pflicht der Dankbarkeit, die mir den Muth giebt, mein Flehen für den Unglücklichen zu Ew. Majestät Füßen zu legen.“ Die nicht zu verkennende Bewegung, welche die Bittende hier machte, ließ errathen, daß sie das, was sie so eben gesprochen, auch auszuführen gedenke. Hastig verhinderte sie der Monarch an ihrem Vorhaben. „Nicht das, mein Fräulein! ich liebe das nicht!“ — sprach er ernst. „Eigentlich“ — das einnehmende Lächeln kehrte auf sein schönes Gesicht zurück — „ ziemt das Knien uns Rittern und nicht den Schönen. Daß Sie mir jedoch diese etwas unbequeme Stellung erlassen werden, bürgt mir die Seelengüte, die aus diesem reinen Auge spricht.“

Die Gräfin, die sich während dem nach einem andern Theil des Zimmers zurückgezogen hatte und sich daselbst mit dem dienstthuenden Kammerherrn unterhielt, schickte nur zuweilen ihre forschende Blicke nach der Gruppe und suchte durch Kopfnicken dem Fräulein Muth einzufößen.

„So wage ich denn“ — begann wieder das Mädchen — „Ew. Majestät die Ursachen mitzutheilen, die mich zu gegenwärtigem Schritte bewogen haben. — Mein Vater, der Preussische Obersteuerrath von Pless, war durch mancherlei Anfälle, deren Ursprung zu untersuchen der Tochter nicht geziemt, in eine so verzweifelte Lage gerathen, daß er sich nur durch die Alchymie retten zu können glaubte. Er bediente sich dazu desselben Mannes, welchem Ew. Majestät in gleicher Absicht Ihr Vertrauen geschenkt hat. Das Mißtrauen, das ich in das Unternehmen setzte, äußerte sich durch eine lebhafte Abneigung gegen Wörtcher, in welchem ich nur einen gewöhnlichen Betrüger zu erblicken glaubte. Ich hatte mich jedoch geirrt. Er bewies seinen Edelmuth durch ein freimüthiges Bekenntniß alles dessen, was ihn in den Ruf eines Adepten gebracht; durch eine dringende Abmahnung von dem wahrscheinlich nie gelingenden Unternehmen, und endlich durch die Angabe eines Heilmittels, welches mich von einem fürchterlichen Uebel, das mein ganzes Leben im Keime zu ersticken drohte, erlösen könnte. Mein Vater glaubte der Wahrheit nicht — er ging unter; ich aber genas, und glaube nur einen kleinen Theil meiner lebenslänglichen Verpflichtung gegen meinen Retter zu erfüllen, wenn ich für ihn Ew. Majestät ansehe, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Ich kann Wörtchern weder für einen vorsätzlichen Betrüger noch für den Undankbaren halten, der geflissentlich sein Geheimniß dem großmüthigsten aller Beherrscher verschweigen könnte.“

Einmüthigen Blickes hatte der König die lange Rede angehört, jetzt entgegnete er, ernst aber mild: „Sehr gern, mein Fräulein, würde ich Ihre Bitte erfüllen; allein die Sache ist zu ruckbar. Ich erscheine sonst in den Augen von ganz Europa als die Dupe eines Menschen, der ungestraft mich hintergehen durfte. Er hat mich um eine Audienz bitten lassen, mir eine Entdeckung zu machen. Ist diese nur einigermaßen so beschaffen, daß etwas Verdienstliches daraus hervorgeht, so soll es mir um Ihrwillen lieb seyn, ihn freisprechen zu können“ — „Er harret im Vorzimmer Ew. Majestät Befehl!“ — bemerkte furchtsam das Fräulein und eine Thräne zitterte in dem Feuerauge.

Ein Wink des Königs rief den Apotheker herein. Die Fürbitterin zog sich zu der Gräfin in eine Fenstervertiefung zurück und der Monarch sprach zu dem Eintretenden: „Er hat mir etwas zu eröffnen?“ — Als sey er von einer prophetischen Verzückung ergriffen, entgegnete mit schwärmerischem Blicke und pathetischem Tone der Gefragte: „Mein hoher König und Herr! Mehr denn tausend Meilen weit nach Osten hin wohnt ein Volk, das, eifervoll auf seine Erfindungen, hartnäckig jedem Ausländer den Zutritt verweigert. Mit Golde fast läßt es sich ein Kunstprodukt aufwiegen, das zeither nur von Regenten zu erkaufen war. Die Hunderttausende, welche Europa alljährlich durch die Holländer jenem Volke entrichtete, werden von nun an meinem Vaterlande zufließen, denn“ — hier erhob sich seine Stimme — „Gott hat, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, mich das Geheimniß finden lassen, aus sächsischem Thone Chinas und Japans theures Porzellan hervorzubringen!“

Hier unterbrach den Redner der erstaunte Fürst mit dem Ausrufe: „Wie? Er hätte wirklich —?“ — „Eine Kiste im Vorzimmer“ — fuhr

Böttcher ruhiger fort — „enthält die Gefäße, welche, unter geschicktem Beistande eines treuen Gehlüssen gebildet, die Wahrheit meiner Behauptung beweisen werden. Noch liegt zwar die Erfindung in der Wiege, allein vielverheißend sind schon die Ergebnisse derselben.“

Der König, voll freudiger Ungeduld, die Kiste herbeigeschafft zu sehen, überhörte fast die letzten Worte. Bald war der Kasten im Zimmer, geöffnet, ausgeleert, sein Inhalt untersucht, bewundert, belobt. — Die ohnehin nicht strenge Etiquette ganz bei Seite sehend, hatte sich in Kurzem, auf die schnell verbreitete Kunde von dem frohen Ereignisse, ein dichter Schwarm hoher und niederer Höflinge um die Tafel gereiht, auf welcher die mancherlei Gefäße aufgestellt waren, die jetzt von Hand zu Hand wanderten.

Der mit Schmeicheln überhäufte Goldkünstler war gerade beschäftigt, den Monarchen auf ein Paar schön geformte Carasinen von Purpurfluß aufmerksam zu machen, als ein plötzlicher Knall durch das Zimmer bebte und die Anwesenden erschreckte. — „Mein Porzellan!“ — rief besorgt der König. — „Ach Gott, die Petarden!“ — der zitternde Oberberggrath. Jener eilte zur Tafel, dieser bohrte sich nach der Thür.

Doch Aller Augen richteten sich jetzt auf den verblüfften, freideweissen Kammerportier, aus dessen linker Rocktasche, zischend und schäumend, ein Champagnerstrahl zur goldverzierten Decke emporfuhr und dem vorangegangenen Stöpsel folgte, der bereits wieder in Begleitung eines Staubregens auf die glitzernden, gestickten Galla Kleider herabstürzte. Das nun ausbrechende, schallende, einstimmige Gelächter konnte selbst des, gleichfalls lachenden Monarchen Gegenwart weder verhindern, noch mildern. — Die unbeschreiblich komische Stellung des schier zusammenbrechenden Armen-

sünders entschuldigte auch in der That den Verstoß gegen die seine Lebensart.

„Wie Ew. Majestät sehen“, — nahm der Hofmarschall von Rehr das Wort — „ist die Zeit der Wunder noch keineswegs vorüber. — In der Vorzeit entquoll einst eines Esels Kinnbacken Wasser — heute entfährt der Hüfte eines solchen edler Champagner — ich weiß wirklich nicht, welches von beiden Wundern das größere zu nennen ist.“ — Neues Gelächter!

„Lassen wir den maitre Aliboron“, — sprach jetzt der König — „und denken wir lieber darauf, unsern wackern Böttcher nach Verdienst zu belohnen. A propos! lieber Böttcher! wissen Sie auch, welcher freundlichen Göttin Sie die gegenwärtige Stunde zu danken haben? — Treten Sie hervor, mein Fräulein! Genießen Sie die Freude, Ihren Schützling gerechtfertigt zu sehen.“

Bögernd gehorchte Jene. — Wie nun erröthend und verschämt die Liebliche vor dem Adepten stand, war die Reihe des Erstaunens an ihm. Er erkannte ja in ihr sein früheres Idol wieder. Alles Blut drang ihm nach dem Herzen. — Auf ein Knie niedergelassen stammelte er seinen Dank, wagte er es, auf die kleine rosige Hand einen Feuerkuß zu drücken. — „Recht so!“ — lachte August — „Ich hab es ihr vorhin schon gesagt, daß das Knien nur den Männern und nicht den Frauen zukommt. Sie, lieber Böttcher, beweisen meine Rede und verbinden mich darum nur noch mehr.“

Sehr würde der Verfasser, besonders bei den jungen Leserinnen, verstoßen, wollte er unerwähnt lassen, daß noch vor Jahresfrist das reizende Fräulein von Pless die Lebensgefährtin des Goldkünstlers wurde. Die Lebenswerthe, aber Mittellose, war auch gewiß jetzt keine ungleiche Partie mehr für den in den Freiherrenstand erhobenen

Böttcher, der mit seinem schönen Gehalt als Generaldirektor der jungen Porzellan-Manufaktur und mit seinem wieder ausblühenden, angenehmen Aeußeren keineswegs zu verachten war.

Ueberglücklich jedoch schloß sich der erste Faktor bei der Anstalt, der treue Blaseneck mit seiner hübschen Gustel. In seiner nunmehrigen sorgenfreien Lage vergaß er gern der frühern Lebenszeit und pries dankbar den lieben Gott, den er ja immer hatte walten lassen! Und als nun die Manufaktur in vollem Gange war: da wanderte eines der ersten Porzellan-Service nach Berlin zu dem ehrlichen Trumtra, der damit die Kommoden seiner Puchstube zierte. Der alte Stubenheizer aber erhielt von dem erkenntlichen Böttcher zwei künstlich nachgemachte Stettiner, welche, als der Erfreute die Deckel aufhob, mit funkelneuen, blühenden Zweigroschenstücken angefüllt waren.

Einer dieser Kessel ist, durch sonderbare Verkettung in des Unterzeichneten Besitz gekommen und steht für etwaige Liebhaber des ersten Böttcherschen Porzellains zur beliebigen Ansicht recht gern bereit. —

Dresden.

Gustav Nieritz.

Charakterzüge

aus der gegenwärtigen polnischen Revolution.
(Malftig's Norddeutscher Courier.)

1.

In den ersten Tagen des Aufstandes zu Warschau, als noch mehrere polnische Regimenter zwischen Pflicht und Vaterlandsliebe schwankten, und sich noch nicht für die Sache des Volks erklärt hatten, rückte auch ein bewaffneter Volkshaufe, angeführt von einem alten, verabschiedeten Oberst, der einst mit Ruhm in dem Heere des großen Kaisers gedient hatte, gegen eines der

Regimenter an, und forderte solches auf, überzugehen. Dasselbe gab aber auf den vorrückenden Volkshaufen Feuer, und verwundete und tödtete mehrere Personen in demselben. Die Bürger, dadurch wüthend gemacht, wollten nun mit Gewalt das Regiment erstürmen. Doch der alte greise Führer hielt sie von diesem Vorzuge zurück, indem er rief: „Nicht also Brüder! Jeder Tropfen polnisches Blut sey uns theuer. Sind es denn nicht Polen die uns gegenüber stehen. Gebt Acht! auch ohne Blutvergießen führe ich sie Euch und der gerechten Sache des Vaterlandes zu.“ Und dieses sagend, legte er plötzlich Degen und Pistolen ab, und gebot dann dem ganzen Volkshaufen ein gleiches zu thun und ihre Waffen sämmtlich niederzulegen. Als dieses geschehen, führte der Greis den wehrlosen Haufen, während alle aus voller Brust die Kosziuszko-Polonaise sangen, ruhig den Bajonetten des Regiments entgegen. Im selbigen Moment warf dieses, tief ergriffen, sämmtlich die Gewehre von sich und stürzte mit von Thränen überströmenden Augen, ihren Brüdern und Landleuten in die Arme. —

2.

Eine alte, fast achtzigjährige Dame, aus einem berühmten aber verarmten adligen Hause Polens, welche früher drei ihrer Söhne für des Vaterlandes Freiheit unter Kosziuszko fallen gesehen, und seitdem einsam, auf einem alten Stammschlosse ihres einst berühmten Hauses lebte, schrieb während des letzten Aufstandes in Warschau, dem Sinne nach folgende Zeilen an den Diktator:

„Ich bin alt und arm. Drei hoffnungsvolle Söhne und mein ganzes Vermögen opferte ich einst der Freiheit meines Vaterlandes. Ich habe jetzt leider nichts mehr von Werth, was ich für sein Wohl hergeben könnte, als die drei kup-

fernen Särge jener Geliebten, die einst für seine Unabhängigkeit bluteten. — Ich schicke sie Dir. — Der edle Staub den sie aufbewahrten, und der einst, als ihn noch ein hoher Geist belebte, Hab und Gut und Hof und Haus für die Freiheit Polens opferte, giebt auch sein Letztes noch was ihm im Tode angehörte, für dieselbe Sache hin. Schmeltz es ein Diktator! zur Vernichtung unserer Feinde.“

3.

Bei dem ersten, kürzlich stattgefundenen, blutigen Avantgarde-Gefecht, zwischen Polen und Russen, stürzte sich auch ein Infanterie-Detachement der ersteren auf eine russische Batterie. Ein furchtbares Kartätschenfeuer empfing die heldenmüthigen Stürmer, und riß von allen Seiten des Todes blutige Lücken in die keilfeste Schaar. Dennoch stürmte sie mit immer neuem Muthe gegen die furchtbaren Feuerschlünde an. Da plötzlich riß eine Kartätschenkugel ihren heldenmüthigen Führer, den Grafen B..., einen Greis von 76 Jahren nieder. Nur einen Moment lang stugten die tapferen Stürmer und schienen, erschüttert von diesem traurigen Vorfall, im Avanciren einhalten zu wollen. Da rief plötzlich, dies bemerkend, der heldenmüthige Greis, schon im Sterben mit so starker Stimme als er nur irgend konnte: „Vorwärts! Immer vorwärts meine Brüder! Wenn ich auch stürzte, noch stürzt die Nation nicht!“ Dies mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte rufend, hauchte er seinen Helldengeist aus, und wüthend über den Leichnam hinweg, stürzten sich, gleich angeschossenen Tigern, Polens heldenmüthige Freiheitskämpfer auf die Kartätschen und — die Batterie war genommen. —

4.

Ein junger aber armer polnischer Edelmann, der im Stillen die Tochter eines sehr reichen

gräflichen Hauses liebte, und eben so auch wieder geliebt wurde, aber seiner Armuth wegen nicht den Muth hatte, sich dem Vater zu entdecken, stellte sich bei dem gegenwärtigen Aufstande Polens ebenfalls unter die heiligen Fahnen der Vaterlandsvertheidiger. Wenige Tage darauf erhielt er von dem gräflichen Hause eine Einladung. Als er darauf, nicht wenig erstaunt, zur bestimmten Stunde hinging, sah er aus demselben Alles an Kostbarkeiten, was nur irgend Werth hatte, forttragen, — und der Graf trat ihm mit Freundlichkeit entgegen, indem er sprach: „Seyn Sie mir willkommen, edler junger Mann! Schon lange weiß ich es, daß Sie im Stillen meine Tochter lieben. Ich ehre die Bescheidenheit, die Ihnen so lange verbot, sich mir zu entdecken. Doch in der jetzigen Zeit sind wir alle gleich reich, — oder gleich arm. Alles was ich habe, gehört, wie Sie sehen, dem Vaterlande. Genügt Ihnen daher die Hand meiner Tochter ohne eine andere Ausstattung, als derjenigen, welche Sie durch den Dank der Nation empfangen, so sey sie die Ihrige.“ — Von tiefer Rührung erfaßt, stürzte der Jüngling dem edlen Greise zu Füßen, welcher ihn jedoch mit Wärme in seine Arme schloß. Schon wenige Tage darauf war das edle Paar vermählt und Vater und Sohn zum Abmarsch in den furchtbaren Kampf gerüstet.

* P r o t e s t.

Etwas lächerlich machen, selbst ernste Dinge dem Spotte Preis geben, ist leider an der Tagesordnung; führt indeß zu keinem Resultat. Es giebt Leute, welche mit dergleichen Scripturen ihre müßigen Stunden ausfüllen. Ohne Prüfung des Gegenstandes üben sie ihren Wiß, drehen das Oberste nach unten und suchen, indem sie sich das Ansehen geben, als verständen sie etwas von

der Sache, die Begriffe Anderer zu verwirren. Unerfahrenen sind solche Leute gefährlich, obwohl sie dem Weltklugen in seinem Fortschreiten in Künsten und Wissenschaften nie hinderlich seyn werden. Den Vogel kennt man an seinen Federn und sie an ihrer Rede ohne Halt.

Herr Dr. J. M. . . kann wohl die Homöopathie, — durch seinen, dem Bürgerfreunde No. 27 übergebenen Aufsatz, — lächerlich machen, aber eigentlich schaden kann er damit nichts; denn was wahr ist, bleibt ewig wahr und sollte es auch erst nach Jahrhunderten erkannt werden. —

Will man diese Heilart angreifen, dann mögte es gerathen seyn, dies durch Beweise zu thun, die sich auf gemachte Versuche stützen. Der Menschheit würde ein großer Dienst erzeigt werden, wenn ihr auf solche Weise über die Nichtigkeit dieser neuen Heilmethode die Augen geöffnet würden und die alte Schule würde verjüngt in ihrer Glorie siegreich dastehn und mit Recht triumphiren können, über ihre ausgeartete Schwester. Aber so lange diese sich auf Versuche stützende Beweise nicht gegeben werden, wird die Homöopathie unbesiegt seyn und sich durch die alten eingewurzelten Vorurtheile frei und stolz, trotz allen Versuchen sie daran zu hindern, auf das Kräftigste Bahn brechen.

Mögen diejenigen, welche die Mittel haben, dem Uebel (wenn es eins ist) mit Sachkenntniß zu begegnen, es vor Gott verantworten, wenn sie es unterlassen.

* N o t i z.

Die mit der Inschrift: *Heic fraudum terminus esto* — über der Thür des jetzt abgebrochenen Schulthurms befindlich gewesene Figur war das Bild eines Bankerottiers.

Ein an Händen und Füßen gefesselter junger Mann in der zerlumpten Kleidung und in der

traurigen Gestalt eines Bettlers, der eine Geißel in der rechten Hand hält, dem ein leerer Brodkorb unter dem Munde hängt, und zu dessen Füßen ein Hase mit gespikten Ohren sitzt, als ein Sinnbild der Furchtsamkeit, womit der betrügerische Schuldner vor den ihn verfolgenden Gläubigern, wie der Hase vor den Hunden flieht.

Hier — in dem Schuldthurm sollte der Bankerottier das Ziel seiner Betrügereien finden — hier sollte er gezeißelt und gefesselt, und hier sollte ihm der Brodkorb höher gehangen werden.

Eine Darstellung des nemlichen Bildes nebst einem Commentar darüber findet sich in einem aus dem Italiänischen in's Holländische übersehten Werke: *Iconologia, of Uytbeeldingen des Verstands* van Cesare Ripa van Perugien. Amsterdam 1644. S. 26 bis 28.

Dieses recht nett gearbeitete Steinbild verdient, daß es als eine alterthümliche Merkwürdigkeit aufbewahrt werde.

Dr. Deneken.

* Waschkalender.

Wer so viel Klugheit besitzt, daß er weiß, im Winter giebt es kalte Tage, im Frühjahr nasse, im Sommer warme, im Herbst windige, der kann schon leicht die Wetterprophezeiungen eines Waschkalenders schreiben, mitunter glückt es mal Richtigkeit zu treffen, wie selbes unter 365 Male leicht seyn kann. Ein Beweis wie thöricht es sey, sich an die Wetterprophezeiungen der Waschkalender zu richten, liefern die jetzigen schönen warmen Tage, während man in den Kalendern von 10 bis 16. April „sehr veränderlich, Schnee, Regen, Hagel wechseln ab“ verzeichnet wird.

Es wäre daher sehr zu wünschen, daß in der Folge die irreleitenden Bemerkungen über Wetter ganz weg gelassen würden; es wird ja

nicht schwer sein durch andere nützliche und wahre Sachen die Lücken auszufüllen.

Jeder der auf ein Buch subscribirt und es kauft, hofft, wenn der Titel nicht von Märchen, Fabeln und Gespenstern spricht, Wahrheit darin zu finden; er hat Recht, das Buch dem Verkäufer zurückzugeben, wenn er findet, daß mehrere Seiten darin fehlen und das Buch defect ist, oder durch Entstellung und Wortverdrehung zum Waschkalender wird.

Ein Freund der Wahrheit.

* Wunsch.

Da hier das Himmelfahrts-Fest nicht so gefeiert wird wie es gefeiert werden sollte, indem die meisten Geschäfte an diesem Tage ihren gewöhnlichen Fortgang haben, so erlauben sich die Unterzeichneten hierdurch Folgendes auszusprechen:

Da sie des Tages Geschäfte halber gehindert werden das Gotteshaus zu besuchen, und sich doch so gerne an heiliger Stätte erbauen möchten, so würde es für sie eine große Freude sein, wenn am Himmelfahrtstage im Dom eine Frühpredigt gehalten würde, damit sie wenigstens den Morgen dieses Tages festlich begehen können.

Es wird gewiß einer der würdigen Domprediger sich bereit erklären, den frommen Wunsch seiner Gemeinde zu erfüllen, möge er sich Vor aus versichert halten des Dankes von

vielen Lutheranern.

* Antwort

auf die Anfrage in No. 30 des Unterhaltungsblatts.

Mit der Werberdeputation mag es wol dasselbe Bewandniß haben wie mit mehrern andern Deputationen, die zur zweiten und dritten Classe gehören, seit Jahren provisorisch sind und nicht zu Tage gefördert werden.

* Unmaaßgeblicher Vorschlag.

Dankbar erkennt jeder Bürger den Beschluß unserer hohen Obrigkeit, der Bürgerwehr die öffentliche Ruhe und Ordnung in den Octobertagen anvertraut zu haben. Sich dieses Vertrauens würdig zu beweisen war das schöne Ziel unserer bewaffneten Bürger.

Mögte im Rückblick auf die glücklichen Resultate jener Tage diesem Institute abermals die öffentliche Ruhe und Ordnung an einem vielleicht nicht weit entfernten Tage, der ungeheure Volksmassen versammelt wird, übergeben werden. Der Beschützte wird dann selbst der Schützte sein, den mit edlem Gemeinfinne, Liebe für Gott und Obrigkeit beseelt.

Ein Bürger.

* An B.

Dir, wag ich es, ein Lied zu singen,
Dir, Theurer, bester, edler Mann
ein kleines Opfer darzubringen,
so gut es meine Muse kann.
O möchte ich das Glück genießen,
daß Dir dies schwache Lied gefiel,
um Dich als Gönner zu begrüßen!
dann war belohnt mein Saitenspiel:

Man baute in dem kleinen Orte
der meiner Liebe würdig ist,
Dir, Edler eine Ehrenpforte,
die nie ein Bürger einst vergißt.
Die Pforte zeigte Dir im Bilde
des Volkes hohe Dankbarkeit,
das Zeuge ist von Deiner Milde,
und hoch sich Deiner Liebe freut.

Dir ist ein glücklich Loos beschieden, —
Du spendest Glück mit milder Hand;
willst in dem Wohlthun nicht ermüden,
und eiserst für das Vaterland.
Heil Dir! der Gottheit hoher Segen
bleibt unvertilgbar stets dein Lohn.
Und tritt auch Mancher dir entgegen —
erschloß auch mancher Erdensohn.

Denn, wohlzuthun und mitzuthun
ist für Dich eine Christenpflicht.
Und wenn Bedrängte zu Dir eilen
versagt du Deine Hülfe nicht:
Du zündest an das Licht der Wahrheit;
entscheiderst, was im Dunkeln lag;
und zeigst in deinem Buch die Klarheit,
wie freimuthvoll dein Mund sie sprach.

Die Kette der Begebenheiten,
die mich mit Zauberkraft umschlingt,
ist eingehüllt in Dunkelheiten
die kaum ein Hoffnungsstrahl durchdringt.
Wohl habe ich schon oft erfahren,
daß alles wechselt mit der Zeit.
So wird auch mir der Herr bewahren
die Hoffnung auf Zufriedenheit.

Ich wag es, Dir dies Bild zu geben,
zwar unbewußt, ob Dir's gefällt:
und habe nur von meinem Leben
den kleinen Grundriß — hingestellt.
Ein Lustrum schon hat das Getriebe
des Schicksals mich daran gewöhnt,
daß ich mich in der Duldung übe.
Gelate hab' ich oft gefröhnt.

Doch freu' ich mich der kleinen Feyer,
Die einst mir die Natur verlieh:
ihr Ton macht meine Seele freier;
vermindert meiner Tage Müh'.
Und wie besinge ich so gerne
des Menschen edle That und Sinn.
drum send' ich aus der kleinen Ferne
zu Dir dies Lied des Dankes hin.

Du nimmst es an, dies darf ich abnen
mein Herz erwärmt sich am Vertrauen;
und auf Gefühle die mich mahnen,
wirfst du voll Milde niederschau.
Drum wag ich es, Dir vorzusingen,
Dir Theurer, bester, edler Mann:
Ein kleines Opfer darzubringen,
so gut es meine Muse kann.

Dir, Schöpfer vieler Menschenfreuden,
dir, Bürgerfreund empfiehl ich mich.
Nie werd' ich jemals Dich beneiden,
nein, meine Seele freuet sich.
Willst Du mir eine Wonne schenken
um mich, den Sänger, zu erfreun —
dann wünsch' ich: meiner zu gedenken,
um Zeuge Deiner Huld zu sein.

Schulze,
Küster und Haupt-Schullehrer
in Elmlohe bei Bedersfca.

* Anzeige.

Bei Georg Jöngen Catharinenstraße No. 36,
ist erschienen und für 6 Grote zu haben.

Schreckliche, unerhörte

M o r d t h a t e n
d e r

berüchtigten Giftmischerin
Gesche Marg. Gottfried
geb. Timm.



D e r B ü r g e r = F r e u n d,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Donnerstag den 21. April 1831.

Es wird mir klar, was ich schon längst empfunden
Süß kispelt dann der Ahnung leises Wehn,
Die Liebe sey für eine Welt zu schön
Und Ewiges nicht an den Staub gebunden.

L i e b e.

Heilige Liebe, Demantkrone,
Perlenschmuck der armen Welt!
Strahlenlicht, das jede Zone
Bonnereich umfassen hält:
Dir ertöne meine Feier,
Dich verherrliche mein Lied,
Wenn die Nacht den Sternenschleier
Um den Erdenchlummer zieht;
Wenn der Tag, auf Purpurschwingen,
Seiner Wiege sich enthebt,
Und mit blauen Wolkenringen
Sonnenstrahlend sich verwebt.

Ob im Norden oder Süden,
Fern im Osten oder West,
Bei Egyptens Pyramiden
Oder Peru's Sonnenfest,
Ob im teutschen Vaterlande,
Auf dem stolzen Ocean,

So im zarten Friedensbunde
Wie auf rauher Kriegerbahn,
Töne dir von allen Saiten
Meiner Lyra Hochgesang,
Preisend Deine Seligkeiten,
Deines Namens Zauberklang!

Die gepriesnen Herrlichkeiten,
Leerer Größe Unterpfand,
Ebschen all' im Strom der Zeiten
Sind am Staube festgebannt;
Bettelarmuth alle Kronen,
Fürstengunst und eitle Pracht —
Liebe wird im Lichte thronen,
Alles And're hüllet Nacht —
Wenn vom blauen Himmelstraume
Einst der Todesengel schwebt,
Und dem kurzen Erdentraume
Fesselledig uns enthebt.

Bei dem Eintritt in das Leben,
An der engen Wiege schon,
Wenn die ersten Seufzer beben
Und der erste Schmerzenton
Unser Daseyn uns verkündet,
Wenn das schwache Augenlicht
In dem Thränenstrom erblindet,
Der aus seinen Höhlen bricht,
Tritt die Liebe uns entgegen,
Wieget uns in Schlummer ein,
Und spricht leise ihren Segen
Ueber unser dunkles Seyn.

Weiter, wenn der Pfad uns leitet
Auf der Lenze Blumenau,
Sonnenglanz umhergebreitet,
Bölkenslofes Aetherblau;
Wenn sich um die fernen Räume
Hoffnungschimmer strahlend zieht,
Und die schönen Morgenträume
Süßes Sehnen heiß durchglüht —
Dann, im weißen Lichtgewande,
Führet Liebe, engelrein,
Mit der Treue im Verbande,
Uns in ihren Himmel ein!

Wenn die Sonne höher steigt
Bis zu schwülter Sommerglut,
Herbstlich dann die Pracht erbleicht
In bewegter Lebensfluth; —
Wenn mit namenlosen Schmerzen
Sorgenschwere uns bedrückt,
Wenn der Zweifel nagt am Herzen,
Welches manchen Wahn bereut,
Dem es einst sich hingegen —
Tröstend uns die Liebe naht,
Um mit Rosen zu durchweben
Den umflorten Dulderpfad!

Wenn der schöne Lenz vergangen,
Herbst und Sommer ausgeglüht,
Wenn bereist die Fluren prangen,
Abgestorben was geblüht, —
Wenn am morschen Pilgerstabe,
Lebensmüd' und silberweiß,

Sich dem stillverschwiegenen Grabe
Nahet der erstarrte Greis,
Folget Liebe voll Entzücken,
Lichter den unwölkten Sinn.
Und mit seelenvollen Blicken
Deutet sie nach Jenseit hin! —

Carl Baron von Schweizer.

Die Erfurter Zusammenkunft im Theater.

Der so eben erschienenen Schrift der Frau Schopenhauer: „Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828“ entlehnen wir folgende Scene, die bei der berühmten Zusammenkunft Alexanders und Napoleons in Erfurt im dortigen Theater statt fand:

„Nahe vor der Bühne waren im Parquet zwei Fauteuils für die beiden Kaiser, und neben diesen zu beiden Seiten gewöhnliche Stühle für die Könige und regierenden Fürsten gestellt. Der Raum hinter denselben begann nun sich zu beleben. In Galackleidern mit Orden und Sternen überdeckt, traten berühmte Staatsmänner und Generale, aus fast allen europäischen Ländern, in das Parquet, lauter Männer, deren damals auf allen Zungen schwebende Namen schon jetzt größtentheils der Geschichte anheimgefallen sind. Die von Gold starrenden Uniformen, der nicht zu verhehlende Uebermuth, welcher sowohl in jeder ihrer Bewegungen, als in ihren lebhaften, größtentheils sehr markirten Gesichtszügen sich deutlich aussprach, zeichnete die Franzosen vor den ernstesten prunklosen Deutschen merklich aus. Berthier, Soult, Caulincourt, Savary, Lannes, Duroc und noch viele andere von gleicher Bedeutsamkeit standen da in dichten Reihen; der Abglanz der Herrlichkeit ihres Kaisers verklärte auf eine ganz eigenthümliche Weise das Gesicht eines jeden unter ihnen, und mitten unter diesen stand Göthe, mit dem vollen Ausdruck unerborgter still-

ler Hoheit und Würde in den edlen Zügen, und neben ihm Wieland's ehrwürdige Gestalt. Der Großherzog von Weimar, der, ihre Nähe ungern entbehrend, Beide zu sich nach Erfurt geladen, der geistreiche, von seiner Zeit so wenig anerkannte Herzog von Gotha, mehrere deutsche Fürsten und königlichen Häusern nahverwandte Prinzen gesellten sich zu jenen Weiden und bildeten einen Kreis um sie her, wie ihn die Welt so bald nicht wiedersehen wird.

Die Könige von Sachsen, von Baiern, von Württemberg traten still und prunklos herein, der weit später ihnen folgende König von Westphalen überstrahlte sie alle im schimmernden Glanze der reichen Stickerei und der Juwelen. Auch Kaiser Alexander erschien in ernster hoher Majestät; die große Loge dem Theater gegenüber erglänzte im blendendsten Schimmer; in der Mitte derselben thronte die Königin von Westphalen, mit Diamanten übersät, neben ihr leuchtete, wie ein Stern, die Großherzogin von Baden, die schöne Stephanie, durch Anmuth und Grazie den blendenden Glanz des reichen Schmuckes bei weitem überstrahlend, den sie trug. Einige zum Besuch gekommene deutsche Fürstinnen saßen jenen Weiden zur Seite, den Hintergrund der Loge füllten die zum Hofstaate gehörenden Damen und Herren. Das geblendete Auge vermochte kaum den von ihr ausgehenden Gold- und Juwelenschimmer zu ertragen.

Auch Talleyrand zeigte sich jetzt in der an den vordern Theil des Parquets angebrachten kleinen Parterrelloge, die für ihn eingerichtet worden war, weil seine mißgestalteten Füße ihm nicht erlaubten, lange zu stehen. Alles war versammelt, nur er allein, der alle diese Großen und Hohen hierher geladen, fehlte noch und ließ lange auf sich warten.

Endlich wirbelten draußen die Trommeln mit verdoppeltem Getöse, Aller Augen wandten dem

Eingang sich zu, in stiller, fast ängstlicher Erwartung. Die wunderbarste, unbegreiflichste Erscheinung jener wunderbaren, unbegreiflichen Zeit zeigte sich endlich. Schmucklos wie immer, fast zu einfach, in seiner gewöhnlichen Kleidung, wie man in jedem Bilderladen ihn abgebildet sieht, begrüßte Napoleon die anwesenden Monarchen, und nahm zur Rechten des russischen Kaisers seinen Armstuhl ein. Seine kurze etwas unförmlich gewordene Figur contrastirte auffallend mit Kaiser Alexanders hoher, männlichschöner Helden-gestalt. Auch dieses Götterbild ist nun dahin.

Die vier Könige vertheilten sich auf ihren nicht sehr bequem scheinenden Stühlen ohne Seitenlehne; und das Schauspiel begann. Doch vergebens bot Talma alle seine Kunst auf, Fokasse-Naucourt, deren Schönheit und Talent schon vor 50 Jahren den Baron Grimm in Paris entzückte, jammerte vergebens über das gräßliche Unheil, das ihre „foibles appas“ angeflistet, wir hatten nur Augen und Sinn für das Parquet dicht vor uns. Die Gensdarmen an unsrer Logenthüre gaben sich alle Mühe, unserer vernachlässigten Erziehung nachzuhelfen und uns während der Zwischenacte zu einem schicklichen Betragen in Gegenwart des Herrn der Welt anzuhalten; „a bas la lorgnette, l'Empereur ne le veut pas!“^{*)} rief einer von ihnen, über alle hinter uns sitzende Damen sich hinbeugend, uns zu: „tenez vous droite, n'allongez pas le cou, l'Empereur n'aime pas cela!“^{**)} rief ein anderer. Es war viel, aber wir ertrugen geduldig die französische Impertinenz, weil wir eben den Augenblick es nicht abändern konnten.

Gleich bei der Exposition der vielleicht hundertmal von ihm gesehenen Tragödie hatte Napoleon sich indessen in seinen Lehnstuhl recht be-

^{*)} Die Lorgnetten fort, der Kaiser will es nicht.

^{**)} Halten Sie sich gerade, strecken Sie den Hals nicht aus, der Kaiser liebt das nicht.

quem zurückgelehnt und war fest eingeschlafen. Daß dieses zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht von seinem bloßen Willen abhing, ist bekannt; Augenzeugen versichern, daß er selbst mitten in einer entscheidenden Schlacht sich vorsätzlich auf eine oder ein paar Stunden dem Schlaf ergab, um neue Kräfte zu sammeln, und immer zu der von ihm in voraus dazu bestimmten Zeit von selbst wiedererwachte. Heute aber hatte er beim Exercieren seiner Truppen sich viele Stunden lang ermüdet.

Den Furchtbaren, Gewaltigen so aufgelöst im sanftesten Schlummer, so ganz aller seiner, das Glück oder Unheil einer halben Welt bestimmenden Pläne vergeßend zu sehen, machte auf uns einen ganz eigenen ergreifenden Eindruck. Wir konnten nicht aufhören ihn mit scheuer Bewunderung zu betrachten; denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, bei ausgezeichneten Menschen gerade durch das Allernatürlichste, wodurch sie Andern sich völlig gleichstellen, sich in Erstaunen versetzen zu lassen, als wäre dergleichen etwas ganz undenkbar Unerwartetes. Die dunkle Uniform des auf der andern Seite neben ihm sitzenden Kaisers von Rußland erhob auffallend Napoleons antik-schönes Profil, indem sie demselben zum Hintergrunde diente. Das tiefe, düsterglühende Auge war von den Augenlidern verschleiert, die schmalen Lippen noch fester als gewöhnlich geschlossen; er lag augenscheinlich so harmlos, so wehrlos da, wie jeder andere Schlafende; und in solcher Umgebung!

Das Stell' Dich, Ein.

Bei der Auflösung der französischen Armee im Jahre 1815 saßen drei junge Kavallerie Offiziere um einen Tisch im Gasthause zur Krone in Orleans. Gleiches Alter, gleiche Meinungen, das

Bestehen gemeinschaftlicher Gefahren dieselben Vergnügungen hatten ein so enges und aufrichtiges Freundschaftsbund um sie geschlungen, wie das zwanzigjährige Alter es so leicht und gerne knüpft, das nur die Lichtseite des Lebens fröhlich anschaut und nicht ängstlichen Prüfen und Wägen nachhängt. Vielleicht war es ihr letztes gemeinschaftliches Mahl, vielleicht trennten sie sich für immer.

Der eine hatte einiges Vermögen, das er anwenden wollte, um einige Jahre die Welt zu sehen; der andere war mit Leib und Seele Soldat, und wollte wieder Dienste nehmen; der Dritte, der mit Widerwillen die Waffen trug, wollte nach Paris gehen und hoffte leicht eine Anstellung zu finden. Die Mittheilung dieser Pläne, die ein Jeder in Gedanken weiter ausspann, hatte sie trübe gestimmt und ihre sonstige heitere Sorglosigkeit in Unruhe umgewandelt. Dazu kam der Gedanke an ihre unterbrochene Laufbahn, an das Unglück des Vaterlandes, an ihre zu Waterloo gefallenem Cameraden, an ihre theuren Waffenbrüder! Alles kein Gegenstand zur Erheiterung. Mit Thränen in den Augen erhoben sie sich, um sich zu trennen, als der Jüngste von ihnen vorschlug: einander das feierliche Versprechen zu geben, sich nach fünf Jahren zur selbigen Stunde unausbleiblich am selbigen Orte wieder zu treffen, und sich ihre Schicksale mitzutheilen. Sie gaben sich das Ehrenwort, umarmten und trennten sich.

Es war 4 Uhr.

Die Gewaltthaber Frankreichs im Jahre 1820. die sich um so kräftiger anstellten, je mehr sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, unterdrückten das Vaterland, träumten Verschwörungen und gefielen sich Blutgerüste zu bauen. Es war ein trüber Regentag und dennoch halb Paris auf den Beinen. Der Platz vor dem Justiz-Palaste, der Pont au change und alle Umgebungen wa-

ren dicht mit Menschen besetzt; die Männer hatten ihre Arbeit verlassen; die Weiber ihre Wirthschaft und die Kinder waren hinter der Schule weggelaufen. All dies Volk, Neugier in den Augen, Freude im Herzen, drängte und drückte sich in dem einzigen Bestreben, desto eher auf einen gewissen Punkt hin zu gelangen. Ein junger lebenskräftiger, fröhlicher Mann sollte von Hentershand sterben. Das Volk war da um sich an seinen Qualen, an seiner Todesangst zu weiden. Freudengeschrei, Händeklatschen begleitete den langsamen Zug.

Auf dem Hotel de Ville schlug es vier Uhr.

Treu ihrem Versprechen trafen jene drei zusammen. — Der Eine saß auf dem armen Sünden-Karren mit ruhiger ergebener Miene; der Andere, im Priester Gewande ihm zur Seite, spendete ihm den Trost des Glaubens, und hieß ihn in der Allbarmherzigkeit Gottes, in den Freuden des ewigen Lebens Ersatz für die Widerwärtigkeiten des Erdenlebens suchen und finden; der dritte hielt trockenen Auges, mit theilnahmlöser Miene als Gensdarm am Fuße des Blutgerüstes.

Ph.

Zur Geschichte Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.

Unter diesem Titel hat Herr Dr. Friedrich Kramer einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß der beiden Preußenkönige herausgegeben. Ergötzlich ist unter andern Mittheilungen ein Brief, den Friedrich als Knabe an seinen erkrankten Vater schrieb, so wie dessen Antwort darauf. Beide sind im Herbst 1728 geschrieben und lauten:

Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil

ich mich noch einen schlechten Empfang, als den ordinairern sollte vermuthen seyn, und aus Furcht meinen lieben Papa mehr durch mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa gnädig zu seyn, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinem Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich konnte mich sonst gar nicht darin schicken, da ich sonst immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa, dieses Alles nachdenken, und mir wieder gnädig seyn wird; indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichem Respect bin meines lieben Papa

gehorsamster und getreuester
Diener und Sohn
Friedrich.

* * *

A n t w o r t.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann; der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit Reiten noch schießen kann und dabei maipropre an seinem Leibe, seine

Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschnidet und ich alles dieses tausend mal representiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffähig, recht haurenstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonst alles nits nütze ist.

Dieses ist die Antwort

Friedrich Wilhelm.

Der Botschafter von Tripolis.

Reis Amur Schelly, ein Botschafter des Pascha von Tripolis nach London, hat in dieser Residenz sehr gefallen und die englischen Zeitungen fanden auf ihren langen Spalten, trotz der breiten Zungenkämpfe, die sie bei den jetzigen Weltbegebenheiten zu berichten haben, noch immer weit mehr Raum für den Tripolitaner, als wir ihm hier gönnen werden. Er wurde über den Reisenden Major Laing befragt und behauptete: sein Pascha sey durchaus nicht Schuld daran; „er würde Laings Mörder, hätte er sich selbst gestellt, begnadigt haben, um nur bestimmten Aufschluß über die That geben zu können.“ Der Botschafter gestand übrigens, daß ein Mord in Tripolis nicht sehr viel auf sich habe; „wenn die Worte zu heiß werden, fliegt das Schwert aus der Scheide und kommt nicht zurück, ohne Unheil angerichtet zu haben. Und wenn z. B. meinem Herrn Brudermord vorgeworfen wird, so hat er selbst daran weniger Theil, als sein Schwert, das zu unrechter Zeit aus der Scheide flog.“ Reis Amur Schelly scheint ein Musterbild für die fatalistische Rechtspflege, die aus deutschen bekannten Schicksals- Tragödien zu entwickeln wäre! —

Daß in England die Frauen nicht eingesperrt sind, fiel ihm natürlich sehr auf; er meinte aber doch, wenn die Frauen der Barbarei eben so anständig wären, eben so ihrer Zunge zu gebieten wüßten, als die brittischen, würde er selbst gern seinen Weibern mehr Freiheit zugestehen. — Er erhielt viele schriftliche Einladungen und wollte sie durchaus auf morgenländische Weise beantwortet wissen, so daß z. B. ein Kaufmann nur einen gewöhnlichen Briefbogen, eine Herzogin aber einen Bogen im großen Royal-Folio erhielt. — Bei einem Anfall vom Podagra sagte er: „Der Teufel quält mich auf diese Weise schon zum zweiten Mal, zuerst that er es bei einer Sendung an den Großherren; ich will sterben, um nichts weiter mit des Teufels „bösem Blick“ zu thun zu haben.“ Er wollte nun den englischen Ministern sein Unglück melden lassen; sein Sekretair las ihm das Schreiben vor, er fand es aber ganz entsetzlich kühl und gemessen. „Ach!“ sagte er; „in Stambul konnte ich überall den Mann mit Händen greifen, der einen Brief schrieb, womit man Jedem Thränen entpreßte!“ — Reis Amur Schelly ist jetzt in Paris, da kann er sich, wenn er solche Briefe braucht, an die Romantiker der Seine-Stadt wenden, die meist wenigstens eine Romantik zum Erbarmen haben und zum Weinen, wenn es nicht just Thränen des Mitgefühls seyn sollen.

Wi.

M i s c e l l e.

* Johanna Schopenhauer stellt in ihrem trefflichen neuerschienenen Werke: Ausflug an den Niederrhein und Belgien im Jahre 1828 — von den köstlichen Anlagen, die gleich einem riesengroßen, prächtig blühenden Blumenkranz Frankfurt umfriesen, folgendes reizendes Gemälde dar:

Fremde und einheimische Bäume und Gesträucher, in voller Blüthenpracht, von Nachtigal-

len und zahllosen Singvögeln belebt, alle Arten von Jasmin, Rosen, blühende Drangenbäume, die schönsten, zum Theil seltensten Blumen bilden diesen Kranz, umdauern und umschatten die anmuthig geschlungenen Pfade, die mit sinniger Wahl angebrachten Gartenbänke, die kleinen dichtbegrüntem Grasplätze, auf welchen muntere, gesunde und wohlgekleidete Kinder, unter der Aufsicht ihrer Wärterinnen, ungehindert ihr lustiges Spiel treiben. Alles, was hier wächst, erfreut durch das fröhlichste Gedeihen, kein verkümmerter Strauch, kein zwischen Leben und Sterben matt hinvegetirende Pflanze ist zu erblicken. In keinem fürstlichen Park können die reinlichen Kieswege, die teppichähnlichen Grasplätze, die netten weißangestrichenen Gartenbänke besser gehalten werden, als hier. Ueberall bemerkt man das friedliche Walten des Ordnung und Reinlichkeit liebenden Bürgerfinns, der diese schöne Anpflanzung schuf und als sein Eigenthum schonend beschützt. Sie steht Allen offen, dennoch wird kein Baum beschädigt, keine Blume, kein Blättchen abgebrochen, und doch erblickt man nirgends Wächter, die dazu angestellt wären, sie vor frevelnden Händen zu bewahren.

Bei diesem Gemälde darf man auch an die blüthigen Wallanlagen denken, welche unter den vorzüglichsten Spaziergängen in und um deutsche Städte genannt zu werden verdienen.

* Wunsch.

Ein großer Uebelstand ist die fast beständige, oft tagelange Sperrung der sehr frequenten Breitenstraße durch auf- und abladende Eisenwagen, die Passage wird dergestalt dadurch gehemmt, daß nicht allein oft die größte Unordnung entsteht, sondern die Communication mit St. Martini und der Schlachte für diese Zeit gänzlich unter-

brochen ist. — Es ist daher ein billiger Wunsch des Publicums, daß die wohlh. Polizen diesem Uebelstande abhelfen möchte; dieses könnte leicht dadurch geschehen, daß sie gewisse Stunden des Tages dazu bestimmte, in welchen nur Wagen auf und abladen dürften, damit man außer dieser Zeit ungehindert passiren kann. —

* Anekdote

aus Müllenscherdt.

Ein neuer Amtmann sollte unter Ehrenbogen von Besenreisern seinen Einzug halten. „Jungens, ruft Vivat!“ rief der Amtsassessor den Bauern zu, „dann erhaltet ihr einen Schnaps“, und sie schrien aus vollem Halse „Vivat!“ und erhielten einen Schnaps. Einen Bauer, der still geschwiegen, fuhr der Amtsassessor grob an mit den Worten: „Warum riefst du nicht Vivat du dumme Laps?“ und der dumme Bauer antwortete: „Herr, ich trinke keinen Schnaps.“

* Theater-Anzeige.

Dienstag den 19. April 1831.

Die Stumme von Portici.

Aus Gefälligkeit hat Mad. Krahe statt Mad. Bräuning in deren Benefiz, auf Ersuch, deren Rolle als Fenella übernommen, und dadurch dem Publicum eine Freude, den Benefiziaten ein volles Haus, und der M. N., dem M. N. einen geheimen Kummer geschaffen, welcher in der heutigen Bremer Zeitung, als beleidigende Reparation eines absichtlichen (1) Versehens sich löstete. Würde an die Darstellung des Oberon gedacht, so würde man auch an dessen Proben bei neuer Besetzung denken müssen, allein bis heute sind keine Proben gehalten und also die Beschäftigung der Regia gesliffentlich unmöglich gemacht. —

Wird Mad. Krabe Uebermorgen die Rezia singen,
morgen davon zweifache Probe halten, und heute
als Fenella zuvor sich aufreiben sollen: so heißt
das eine absichtliche Untergrabung eines schön
aufblühenden Talents, welches die umsichtige Di-
rection doch erst kürzlich auf 1 Jahr zu ihrem eige-
nen Vortheil sich gewonnen hat, und weshalb
die rücksichtslose Verdächtigung geringesehener Mit-
glieder so unglaublich scheint, wenn's nicht schwarz
auf weiß zu lesen wäre. Das thut aber der
buntscheckigte Zeitgeist; dem wird der grade
Weg der Beste, eine Post.

Alphons.

* Biersylbige Charade.

Erstes Sylbenpaar.

Wir, ganz unberufne Gäste
Zehren mit von deinem Brod':
Gierig beym Schmaroggerfeste
Finden wir gar oft den Tod.
Denn wenn wir behaglich schmausen,
Ueberlistet uns ein Feind;
Lauernd pflegt er da zu haufen
Wo er einen Fang vermeint.

Zweites Sylbenpaar.

Jedem Haushalt' unentbehrlich
Und willkommen ster's beym Brod';
Hier verschwend'risch — dort nur spärlich
Triffst du's weiß, auch gelb und roth.
Soll dieß Wörtchen mehr verkünden,
Fällt dir dessen Lösung schwer? —
Täglich ist's am Markt zu finden;
Von dem Lande kommt es her.

Das Ganze.

Mit dem Ganzen darfst du morden
Frei, das erste Sylbenpaar;
Jüngst — zum Glück ist es geworden —
Reicht's das Kind den Eltern dar.
Giebt's die Frau dem schwachen Gatten,
Mutterherz dem Kinde hin
Und des Brautlands Blumenmatten
Bieten ihm des Mords Gewinn.

Listig — voller Teufelstücke,
Die die Hölle nur erfann,
Mit erheuchelt freiem Blicke
Bot's dem Freund' die Freundin an.

Bauend auf der Schwester Liebe
Nahm der Bruder sorgenlos
Was sie gab mit Satanstriebe
Und sein Glück — wie träumt er's groß.
Doch die heil'gen Namen passen
Nicht mehr für die Geberin!
Wer wird nicht das Scheusal hassen,
Als die größte Sünderin? —

Denn fast Alle, die die Gabe
Nahmen, die dieß Wort benannt
Ruh'n längst im düstern Grabe;
Drum den Blick hinweggewandt!
Es ergreift mich schmerzlich Bangen
Denke ich, was sie bekannt;
Heut' soll sie den Lohn empfangen
Am Schaffot durch Richters Hand.

Daß der Sünd'rinn arme Seele
Gottes Albarmherzigkeit
Dort — im Jenseits nicht verfehle.
Diesen Wunsch — ihr als Geleit!

.ü

* Anzeige.

Bei Georg Jöngen Catharinenstraße No. 36,
ist erschienen und für 6 Grote zu haben.

Schreckliche, unerhörte

M o r d t h a t e n

der

berüchtigten Giftmischerin
Gesche Marg. Gottfried
geb. **Timm.**

Dieses Büchlein macht auf keinen psycholo-
gischen Werth Anspruch; es enthält nur eine
treue Schilderung der furchtbaren Verbrechen des
entmenschten Wesens, welches heute eine so ge-
rechte als nothwendige Strafe erleidet. In ihrem
einfachen Gewande und bei dem geringen Preise
eignet sich diese Schrift hauptsächlich zur Ver-
breitung auf dem Lande und unter den Dienst-
boten, um in ihrer nackten ungeschmückten Wahr-
heit ein schauerliches Beispiel aufzustellen, wie
Lüge und Eitelkeit die ersten Stufen zu den
Gipfel der gräßlichsten Verbrechen sind.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urlunden der Stadt Bremen.)

H. Daebes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 24. April 1831.

Liebe! treuer Leitstern meines Lebens,
Sieh, am Lethe träum' ich noch entzückt,
Pflücke dankend all' die Freudenkränze,
Die Du mir auf's Haupt gedrückt.

An den Tod.

Nah'st Du mit der umgestürzten Fackel,
Halter Jüngling, schweigend nun auch mir?
Willst den Kuß mir auf die Lippen drücken —
Trauter Freund, ich folge Dir!
Sieh! ich werfe Dir mich in die Arme,
Folge willig Deinem ernsten Wort,
Folge willig Deinen Führerhänden
An den oftgeträumten Ort.

Alle Freuden dieses schönen Lebens
Wurden mir beglückend einst zu Theil;
Doch auch sie, die Himmelsgaben flohen
Wie ein abgeschnellter Pfeil.
Gleich dem duftereichen Morgenmorgen,
Und beseligend wie dieser, trat
Sie, die Himmelstochter zu mir nieder
Schmückte meinen Lebenspfad.

Liebe! treuer Leitstern meines Lebens,
Sieh, am Lethe träum' ich noch entzückt,
Pflücke dankend all' die Freudenkränze,
Die Du mir auf's Haupt gedrückt.
Und bei jedem Blümchen, jedem Blatte,
Was der starren Hand geküßt entfällt,
Schwillt ein Thränen-Dankquell Dir entgegen,
Schöpf'rin meiner Freudenwelt!

Und nun leite mich zu Charons Rachen,
Reiche mir den frischen Todeskranz;
Durch des Orkus schwarze Nebelschatten
Dringt der Göttin Strahlenglanz! —
Lebet wohl, ihr buntgeschmückten Blumen,
Lebe wohl, du blaue Wasserfluth;
Rauscht, ihr Wellen, süße Abschiedsklänge
Dem, der nicht mehr bei euch ruht! W. Neuhof.

Schenk's Tod.

Eine Scene aus dem Jahre 1599.

(Auszug aus flandrischen Chroniken.)

Schenk, ein Glücksritter, und das Oberhaupt von Abendtheuern, die so raubgierig als tapfer waren, hatte seine Dienste dem Prinzen Moriz, Bundesgenossen der Insurgenten, verkauft. Der Erzherzog Albert war Herr der meisten flandrischen Städte, und trotz des Muthes und der Anstrengungen der Holländer, waren die Spanier fast immer im Vortheil. Nimwegen gehörte ihnen. Um die Mitte des Jahres 1599 gab Moriz Schenk den Auftrag, diese Stadt anzugreifen und zu erstürmen, und die List und Kühnheit, welche dies Partheigängerhaupt charakterisirten, entfalteten sich bei dieser Gelegenheit mit einer Energie und Kraft, die wohl ein besseres Geschick verdient hätten.

An dem zu dieser Erstürmung festgesetzten Tage sah man auf dem Flusse, in der Richtung nach Nimwegen, dessen Thurmspitzen durch den Nebel und das Halbdunkel des Frühmorgens hervorschimerten, eine Reihe Bote treiben, die mit Leinen, in der Form von Zelten, bedeckt waren. Dieser Anblick fiel niemanden auf, denn es war Markttag zu Nimwegen, und so war es wahrscheinlich, daß diese Barken Vieh und Proviant enthielten, welches die Bauern zum Verkauf brachten. Doch herrschte in dem Zuge eine Regelmäßigkeit, die wohl hätte bestreunden können; es war eine Art Flotte, deren Symmetrie und Ordnung sehr mit dem Wirrwar und der Unordnung der Nachen, Schaluppen und platten Fahrzeuge kontrastirte, welche hindereinfuhren und von Landleuten gelenkt wurden, die auf ihren Körben saßen und ihre Kinder um sich hatten. Diese Landleute fuhren neben der Flotte hin, ohne auf sie zu achten; sie ahnten es nicht, daß sie, gleich

dem trojanischen Pferde, Mord, Plünderung, kurz alle Gräuelt des Krieges im Innern barg.

Der Partheigänger Schenk hatte diese Fahrzeuge mit Soldaten bewaffnet, und seine Compagnie Gewappneter hinter einer Art von Vorhang versteckt. Kaum war die Flotte bei den Wällen auf der Ostseite angekommen, so sah man sie sich unter dem Hügel, welcher diesen Theil der Stadt beherrscht, in Schlachtordnung aufstellen. Auf ein gegebenes Signal waren alle Segel verschwunden, lagen alle Barken baar, ein Wald von Lanzen und Säbeln, ein Wald von Kürassen funkelte in der Sonne. Die Barken fuhren nach einer Stelle hin, wo das Gestade sich bis zu der Vorstadt unmerklich abflacht; dort legten sie abermals an und rückten enge zusammen; dann erscholl aus ihrer Mitte ein Siegesgeschrei; der Anführer, das Schwert in der Faust, den Schild über'n Arm sprang ans Ufer, und in weniger als einer Minute folgten ihm dreihundert Krieger auf den Fersen. Vor ihm her flüchteten die Bewohner der Vorstadt; niemand hatte an ein solches Unternehmen gedacht; auch war es von Schenk so geschickt eingeleitet, so rasch vollführt worden, daß es dem Gelingen nahe war. In den krummen Gassen der Vorstadt sah man nur Weiber- und Kindergruppen, die unter großem Geschrei ihr Heil in der Flucht suchten. Die am Ufer aufgestellten Schilbwachen fielen als Opfer der Nachlässigkeit, nicht genug auf ihrer Hut gewesen zu seyn. Wenn Schenk die Stadt über Nacht angegriffen hätte, so würde er jedermann auf seinen Posten gefunden haben: aber so bei hellen Sonnenschein mit einer Hand voll Leute einer ganzen Nation unter die Augen gehen und eine besetzte Stadt überfallen, das hieß die Kühnheit aufs höchste treiben, das war eine Verwegenheit, die sich unmöglich vorhersehen ließ. —

Schon längst hatte er über diesem Vorhaben gekrütet. Die Einnahme von Nimwegen lag ihm in den ruhigen Augenblicken, die ihm ein Leben des Getümmels und der Kämpfe übrig ließ, stets in dem Sinne, er möchte nun, eingeschlossen in seiner Festung, den Anstrengungen des Erzherzogs Trost bieten, oder auch Tod und Verderben über das Innere des feindlichen Gebietes bringen. Er hatte Moriz diese Eroberung zugesagt, und er war fest entschlossen, sein Versprechen zu lösen, oder dabei umzukommen.

„Schenk! Schenk! Schenk!“ Dies von den Echo's der Thürme und der Mauern wiederholte Schreckenswort lief um die Stadt herum, von Bastion zu Bastion. Von Furcht ergriffen warfen die auf den Vorposten aufgestellten Soldaten bei der Annäherung von Schenk's Truppen die Waffen von sich und entflohen nach der Stadt. Dort rannten Soldaten und Bürger in wildem Gewirre durcheinander, ohne zur Besinnung zu kommen. Man kannte den Schenk: Stolz, Habgier und Rachedurst brannten in seinem Herzen. — Nimwegen mußte gewärtig seyn, ein großer Trümmerhaufen zu werden. Schon war er am Eingange der Stadt, schon hatte er seinen Fuß auf die Zugbrücke gesetzt, als er durch ein Hinderniß aufgehalten wurde.

Ein Bürger, der einen Straß umgethan hatte, und dessen, seiner Ohren beraubter Kopf, einen Anblick gewährte, der Grausen und Abscheu erregte, befand sich am Thore, im Innern der Stadt, als Schenk eben im Begriff war, die Zugbrücke zu passiren. Man las in dem Gesichte des Bürgers ein, ich weiß nicht welches, Gefühl der unbefriedigten Rache: sein riesiger Wuchs, sein langer Bart, die Verstümmelung seines Kopfes, sein wildes Lachen flößten Grauen ein. Er sprang mit einem Saße auf die Kette zu, welche zur Bewegung der Brücke diente, erfaßte sie und hing sich an sie an, so

daß er durch die Wucht seines Körpers die Brücke sich aus ihren eisernen Angeln drehen und freischend aufspringen ließ. Schenk sah sich gewaltsam eine Strecke zurückgeschleudert und fiel unter seinen Cameraden zu Boden. Er hatte früher dem Ludwig Drankaert mit seinem Säbel beide Ohren vom Kopfe heruntergehauen, und letzterer hatte seinen Henker erkannt. Die Luft ertönte von Hülchen; vergebens schossen Schenk's Soldaten ihre Pistolen auf das Hinderniß ab welches sich vor ihnen aufgethan hatte: sie waren durch einen breiten Graben von der Stadt geschieden. Der Bürger Drankaert hatte die Ketten der Zugbrücke festgemacht, dann die Sturmglocke angezogen, und wollte sich vor Lachen ausschütten über das Wuthgeheul, welches die Stürmenden erhoben, weil ihre Hoffnungen vereitelt worden waren. Bald fiel ihm nun auch eine noch brennende Lunte in die Augen, welche der feige Soldat, der am Thore seinen Posten gehabt, vor seiner Flucht von sich geworfen hatte. Schnell ergriff er sie, hielt sie auf das Bündloch der ihm zunächst stehenden Kanone, und überschüttete die Schenk'sche Truppe mit einem Kartätschenhagel.

(Der Beschluß folgt.)

Maria de Rosas und der Fischer Brequet.

Wahre Begebenheit.

In der Nähe der kleinen Stadt Collioure, an der Küste des Languedoc, wohnen mehrere Fischer; einer derselben heißt Brequet. Vor dessen Hütte landete im Herbst 1820 ein Spanisches See-Boot mit zwei Spanierinnen, die in ihrem Gemüth einen tiefen Kummer zu bergen schienen. Sie ließen sich in die Fischerhütte führen, aber immer trieb ihre Sehnsucht sie nach der See hinaus, und von Tage zu Tage schien ihre innere Unruhe zu steigen, die bei der jüngeren Dame bald den höchsten Grad erreichte.

„Wenn Ihr Euren Vater in Lebensgefahr wüßtet“ — redete sie am vierten Tage den jungen Fischer an — „würdet Ihr nicht Alles zu seiner Rettung wagen?“ — „Ohne Zweifel!“ antwortete der Gefragte. „D, dann helft mir den meinigen retten! Von Tyrannen bedroht, befahl er, daß wir voraus eilen sollten und verhiess uns, in zwei Tagen zu folgen; aber bis heut ist er noch nicht hier, und ich fürchte, daß ein großes Unglück ihn betroffen! Sagt mir, wie komm' ich nach der spanischen Küste? Ich muß hinüber, zu sehen, was ihn hindert, sein Versprechen zu erfüllen!“ — Brequet dachte einige Minuten nach, dann ging er in seine Hütte, und kam bald darauf mit einem Fischer-Anzug heraus, den er die junge Spanierin anzuthun bat, und ihr dann verhiess, sie hinüber zu schiffen. Voll Freude warf die schon Getröstete sich in die Verkleidung und Beide bestiegen den gefährlichen Nachen. — Bald waren sie an ihrem Bestimmungsort, der nächsten spanischen Stadt; aber wo jetzt Nachricht von dem ersehnten Vater einziehen? Das Stadtgefängniß lag hart am Meeresufer, hier gewiß, so ahnte die Tochter, schmachtete der Unglückliche schuldlos dem Tode entgegen! Ihn bei Namen zu rufen, durfte sie nicht wagen; sie durchwachte die Nacht in lauter eitlen Entwürfen, bis ihr am Morgen einfiel, mit recht heller Stimme ein Lied anzustimmen, das sie als das Lieblingslied ihres Vaters kannte. Ihr Begleiter mußte sich im Boote zu thun machen, und dabei die Gitterfenster des Kerkers belauschen, während Maria auf dem Meere die, im Jahr 1808 in Saragossa gebichteten Strophen sang:

„Blut für's Vaterland vergossen,
Trinkt die Erd' in Schöpfungstunden,
Daß ihr neue Kämpfer sprossen
Für das Recht, auf Tod und Wunden.
Blut für's Vaterland vergossen,
Macht der Freiheit Blumen blühen,

Die, mit Kraft emporgeschossen,
Alle Felder übergülhen.

Blut für's Vaterland vergossen,
Füllt das Maas der Seligkeiten;
Denn zu himmlischen Genossen
Werden, die für Freiheit streiten.

Blut für's Vaterland vergossen,
Glänzt im Himmel wie auf Erden,
Und der Ruhm, dem Blut entsprossen,
Läßt uns unvergänglich werden.“

Plötzlich winkte Brequet mit dem Tuche, Maria sprang herbei, und — wirklich, sie erkannte die geliebten väterlichen Züge! — Aber welche schroffe unerklimmbare Felsenwand trennte die gern Alles unternehmende Retterin von jeder Erreichung ihres Vorhabens! Wie nur zu ihm gelangen, ihm Worte des Trostes sagen? Ein Paar todte Zeichen war Alles, was sie, nachdem sie näher ruderten, ihm bringen konnten, und auch diese schuldlose Freude wehrte rasch eine herzlose Schildwache. In stummes Nachdenken vertieft mußte das trostlose Mädchen der Gewalt weichen, und zog sich in Verzweiflung zurück. Da rief ihr Begleiter sie bei Seite und vertraute ihr: er habe noch einige Hoffnung, sie solle sich nur bis Mittag beruhigen. — In einigen Stunden war er auch schon wieder da, und führte drei Matrosen mit sich. Maria sah ihm schwermüthig entgegen, von der männlichen Begleitung in dieser rohen Gestalt eben nichts Gutes ahnend, als der eine Matrose plötzlich mit offenen Armen auf sie zu stürzte — es war ihr geliebter Vater!

Der junge Fischer erinnerte sich, daß einst einer seiner Jugendfreunde nach Spanien gegangen, sich gerade in dieser Stadt angesiedelt, und ihm in einem Briefe gemeldet hatte: es habe ihm dort Alles mißfallen, bis auf ein einziges weibliches Wesen, das allein seinem Aufenthalt Reiz gäbe; — die Tochter des Kerkermeisters! Brequet schloß, da der Freund nicht zurückgekehrt, sey wohl ein Pärchen aus Beiden geworden; er

suchte ihn auf, und fand nicht bloß seine Vermuthung eingetroffen, sondern noch mehr: sein Freund war nach des Schwiegervaters Tode selber zum Kerkermeister = Amt gekommen. Jetzt war die Rettung des Vaters von Maria ein leichtes Spiel; der Kerkermeister ergriff die günstige Gelegenheit, ein Land zu verlassen, das ihm so wenig gefiel, und die geliebte Heimath wieder zu besuchen. Nachdem er seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und sein Weibchen zur Flucht überredet hatte, stand er jetzt mit dem letzten Fuß auf dem feindlichen Boden, und der Nachen, auf dem Tages zuvor noch so viel Thränen des Kammers flossen, schaukelte nun fünf glückliche Menschen der französischen Küste zu, wo Maria's Mutter voll banger Erwartung geharrt, kaum hoffend, daß sie nur harre, um den Triumph des Glückes vollenden zu helfen! — Der Gerettete aber war Velasque de Rosas, Spanischer Oberst und Bruder des heldenmüthigen Vertheidigers von Saragossa, Salvo de Rosas, dem zum Lohn seiner aufopfernden Tapferkeit die Folter und das Gefängniß der Inquisition zu Theil ward.

Vertram.

Die Lage der russischen Armee in Polen.

Man liest im Ausland folgenden, vor den neuesten Ereignissen geschriebenen Aufsatz: Wenn man den Bewegungen des russischen Heeres von seinem Uebergang über den Bug bis auf das Schlachtfeld von Brochow und in seine gegenwärtige Stellung folgt, so muß man zugeben, daß der ursprüngliche Plan des Feldzuges durchaus fehlgeschlagen ist, und einsehen, daß die gegenwärtige Lage des russischen Heeres nichts weniger als vortheilhaft seyn kann.

Ein Blick auf die Charte zeigt, daß die Weichsel Warschau in zwei Theile schneidet. Die Vorstadt Praga liegt auf dem rechten Ufer, die

Hauptstadt, die bloß durch die neu aufgeworfenen Verschanzungen gedeckt ist, liegt auf dem linken. Nördlich vor Warschau, in einer Entfernung von ungefähr acht Meilen, ergießt sich der Bug in die Weichsel auf der Seite des rechten Ufers; hier an seiner Einmündung liegt die Festung Modlin. Geht man von dieser aus den Bug wieder aufwärts, so sieht man, daß er sich in einem Bogen östlich und in bedeutender Entfernung von Warschau krümmt, bis nach Nur hin; von da aus wendet er sich gegen Süden, und bezeichnet parallel laufend mit der Weichsel die Grenze Polens und des russischen Reiches auf einer Strecke von ungefähr 50 Meilen.

Der Raum nun zwischen dem Bug und der Weichsel war von dem Grafen Diebitsch zu seinem Operationsplane ausersehen, der nur durch die größtmögliche Geschwindigkeit der Ausführung gelingen konnte. Hierzu bedurfte es vorzüglich einer andauernd starken Kälte, durch welche die Bewegungen der Kavallerie und Artillerie erleichtert und ein Uebergang über das Eis der Weichsel möglich wurde. Die milde Witterung in der ersten Hälfte des Februars führte das Aufstauen sechs Wochen früher, als gewöhnlich herbei.

Allem Anschein nach lag es in dem Plane des russischen Feldherrn, zu gleicher Zeit auf Warschau einen dreifachen Angriff auszuführen. Das Hauptkorps sollte geradezu auf Warschau losgehen und in geringer Entfernung vor der Hauptstadt sich aufstellen, während der rechte Flügel des Heeres zwischen Warschau und Modlin über die Weichsel ging und Warschau von Norden her auf dem linken Ufer bedrohte. Zu gleicher Zeit hatte Diebitsch zu seiner Linken ein Korps von 10 bis 12,000 Kosaken entsendet, die von 6 bis 8000 Mann Linientruppen unterstützt von Süden her über Radom auf Warschau losgehen sollten, nachdem sie bei Pulawy über die

Weichsel gesetzt. Inzwischen konnte Diebitsch hoffen, die Polen bei Praga zurückwerfen und nach bewerkstelligten Uebergängen mit seiner überlegenen Macht von drei Seiten einschließen zu können.

In diesem Plane lag vielleicht weniger Kühnheit als Verachtung der moralischen Kraft des Volkes; so wie der Feldherr dabei auf einen äußerst wankelmüthigen Bundesgenossen — die Witterung — ein allzu unbedingtes Vertrauen gesetzt zu haben scheint. Die patriotische Begeisterung und das Thauwetter wurden Hindernisse, die, nicht in die Berechnung aufgenommen, den ganzen Plan scheitern machten.

Das Thauwetter fiel, wie es scheint, früher ein als die vorbereitenden Mannöver alle auszuführen werden konnten; der rechte Flügel, der einen sehr weiten Umweg zu machen hatte, blieb allzusehr zurück, und der linke, der auf einer kürzeren Linie schneller an die Weichsel gelangte, wagte seinen Uebergang nicht zu bewerkstelligen, ohne der Mitwirkung der übrigen Armeekorps versichert zu seyn. Es war natürlich, daß die Truppen in einem Lande, das bei eingetretener Thauwetter aus bodenlosem Sumpf und Sand besteht, das von unzähligen Flüssen und Bächen durchschnitten ist, und nur eine einzige gangbare Straße besitzt, die von Praga nach Theresopol über den Bug führt, auf unüberwindliche Hindernisse stoßen mußten. Diebitsch mußte daher unverzüglich seinen ursprünglichen Plan aufgeben, so viel als möglich von seiner Heeresmacht vor Praga zusammenziehen und hier durch überlegene Macht den Feind mit einem Schlage zu erdrücken suchen.

Dagegen scheinen die Polen ihrerseits eingesehen zu haben, wie viel darauf ankam, sich nicht nach Praga zurückwerfen zu lassen. Es konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß Suwarow im Jahre 1796 hier ihre tapferen Vorgänger nieder-

meßte, nachdem er die Position von Praga durch einen dreifachen Angriff erzwungen hatte, den Diebitsch nachahmen zu wollen schien. Hieraus erklärt sich wohl auch die Hartnäckigkeit des Kampfes, der sich auf einem Umkreis von zwei bis vier Meilen um Praga her entspann. Die unsterblichen Thaten des polnischen Heldenmuthes in den Tagen zu Ende Februars sind bekannt. Die Polen konnten sich unbedenklich auf das linke Weichselufer zurückziehen, nachdem sie ihren Feind in einem dreitägigen Gefechte mörderischer Gegenwehr so übel zugerichtet und ermüdet hatten, daß sie von seiner Verfolgung oder erneuerten Angriffen nichts mehr zu fürchten brauchten. Wirklich führten sie auch ihren Uebergang aus, ohne von dem Feind ungeachtet seiner Ueberlegenheit beunruhigt zu werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die gegenwärtige Lage des russischen Heeres.

Wenn der Kriegsschauplatz in Baiern, Würtemberg oder Sachsen wäre, in jenen fruchtbaren und reichen Gegenden, auf deren Boden gewöhnlich Europa's Schlachten ausgefochten werden, in Gegenden, die von guten Straßen durchschnitten, wo die Kommunikationen leicht und regelmäßig sind; so würden die streitenden Armeen unbedenklich ihre Bewegungen erneuern können, sicher, daß ihre Zufuhren ihnen folgen und sie selbst überall Lebensmittel für Menschen und Pferde antreffen würden. Nicht so in Polen und besonders auf dem rechten Weichselufer, auf dem sich unermessliche Sümpfe, und die meisten Seen befinden, von denen das Land bedeckt ist. Zum Beweis hievon nehme man den nach Quadratmorgen berechneten Flächenraum, der von Seen und Sümpfen eingenommen wird.

In der Wojewodschaft von Augustow, wo die russische Armee eindrang: Seen. Sümpfe.

28,530 M. 71,340 M.

In der Wojewodschaft Seen. Sümpfe.
Plozk, wo man gegenwär-
tig manövriert 1680 M. 20,550 M.

In der Wojewodschaft
Warschau, wo die Schlach-
ten Ende Februars gelie-
fert wurden 2,280 M. 8,550 M.

Die Wojewodschaft von Augustow, Plozk und Poblachien, wo gegenwärtig die russische Armee ihre Stellung hat, sind überdies eben wegen ihres Sumpfbodens die am wenigsten fruchtbaren und bevölkerten. Eben so ist die Wojewodschaft Warschau beschaffen, die auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegen ist und sich bis an den Bug erstreckt.

Die russische Armee hat demnach 60 bis 80 Meilen von Bialystock und Grodno, wo ihre Hauptmagazine sind, in einem Lande ohne fahrbare Wege, wo man oft auf vier bis fünf Meilen nur einem elenden Dorf begegnet, auf einem durch Thauwetter bodenlos gewordenen Terrain, mitten unter einer feindlichen Bevölkerung, eine Stellung eingenommen, um ihre Verluste wieder zu ergänzen und sich von ungeheuern Anstrengungen zu erholen. Angenommen, daß Zwischendepots von Lebensmitteln und Futter angelegt sind, denen sich das Heer auf etwa fünf Tagmärsche genähert hat, so wird man doch ein ungeheures Material nothwendig haben, um den täglichen Bedarf herbeizuschaffen.

Man giebt die Gesamtmacht des russischen Heeres auf 200,000 Mann an, worunter man, ist diese Zahl richtig, verhältnißmäßig 20,000 Mann Kavallerie rechnen kann. Wenn man den täglichen Bedarf eines Menschen auf 2 Pfund Mehl oder andere mehthaltige Früchte und auf ein halb Pfund ein Quart Branntwein anschlägt, ohne welchen der russische Soldat nicht sehten kann, so beträgt das Gewicht der Lebensmittel

für 200,000 Mann auf einen einzigen Tag 5000 Centner, also auf 5 Tage 25,000 Centner, zu deren Transporten 1250 Proviantwagen oder vierspännige Fuhrwerke erforderlich sind. Eben so viele braucht man, die leer zurückkehren. Es sind also im Ganzen 2500 Wagen und 10,000 Pferde zu diesem Dienste nothwendig.

Der Futterbedarf für die Pferde bietet noch größere Schwierigkeiten dar. Abgesehen von den 20,000 Pferden der Reiterei und den 10,000 Pferden für das Gepäck sind zum Fortschaffen von 400 Stücken Geschütz und 400 Munitionswagen wenigstens 5000 Pferde nöthig; hiezu kommen noch 5000 Pferde für den Generalstab, für das Gepäck bei dem Fußvolk, Feldapotheken u. s. w., endlich 15,000 Zugpferde, um die 4 bis 5000 Wagen zum Transport der Lebensmittel zu führen; so daß also gegen 50,000 Pferde zu unterhalten wären. Jedes Pferd verzehrt Tag für Tag wenigstens 18 Pfund Heu oder Haber, was also 9000 Centner auf einen Tag und 45,000 Centner auf fünf Tage geben würde, zu deren Transport man 2250 Wagen und eben so viel leere rückwärts, also im Ganzen 4500 Wagen bedürfte.

Denkt man sich hiezu, daß die ohnehin schlechten Wege noch durch die tägliche Bewegung von 7000 mit Lebensmitteln für das Heer belasteten Fuhrwagen bodenlos, und durch Streifcorps und die feindliche Bevölkerung unsicher gemacht werden; so ist es nicht wohl begreiflich, wie Diebitsch diese Stellung lange wird behaupten können. Neue Verstärkungen, die man ihm nachsendet, würden seine Verlegenheit nur vermehren. Es bleibt also nur ein Rückzug auf das russische Gebiet übrig, um die bessere Jahreszeit abzuwarten, oder ein unverzüglicher Uebergang über die Weichsel in der Gegend von Plozk oder Pulawy, wodurch er zwar auf dem linken

Weichselufer einen sandigen und ergiebigen Boden finden wird, der aber wahrscheinlich durch das polnische Heer selbst nicht wenig erschöpft ist: auch dürfte er den Uebergang nicht ohne bedeutende Verluste erzwingen und dann erst einen nicht minder furchtbaren Widerstand als vor Praga zu bekämpfen haben.

* Brief an einen jungen Kaufmann.

Lieber Freund!

Ein zweiter Krebs des Handelsstandes ist: daß Leute größere Geschäfte machen als ihre Kasse erlaubt. Diese kaufen auf Credit, schicken die Waaren nach einem andern Plage, und verkaufen sie, wenn es nicht anders will, unter Einkaufspreis; unbekümmert ob sie Verlust haben oder die Reisekosten verdienen, so viel sie können, um das Ansehen zu gewinnen, daß sie große Geschäfte machen. Auf Wechseln reiten sie sich wund u. s. w. Man belegt diese Leute mit dem Namen „Schwindler“. Nachdem die Verhältnisse sind, existiren sie längere oder kürzere Zeit, dann machen sie fallit, und suchen für sich zu retten was sie können. Für diese Menschen mußt Du Dich hüten; die geringste Verbindung mit ihnen schadet schon Deinem Credite. Wer die Schwindler nicht kennt, kann sie an der Börse leicht kennen lernen. Diejenigen welche die fremden Kaufleute an denselben unbescheiden umlagern, als wenn sie denselben ihre Waare schenken wollten, kannst Du dreist für Schwindler halten. Meide mir die Wechselreiterei, und — — —

M i s c e l l e n.

Sonderbare Berechnung des Todes der Päpste.

Das Avenir gedenkt einer eigenen Weise, den Tod der Päpste zu berechnen. Um zu wissen wann der Papst sterben soll, nehme man die Ordnungszahl des Vorhergehenden und die Ordnungszahl des regierenden Papstes, setze 10 dazu, und man hat das Todesjahr des Papstes. Die Erfahrung einiger Jahre beweiset die Richtigkeit dieser Berechnung.

B e i s p i e l e :

Pius 6	Pius 7	Leo 12
Pius 7	Leo 12	Pius 8
10	10	10
1823	1829	1830

Der jetzige Papst Maurus Capellari würde nach diesem Calcul im Jahre 1834 sterben müssen.

Urtheil der nordamerikanischen Witden, über Jesuiten und Missionarien.

Die Irokesen schickten an den französischen Statthalter La Borde in New-Orleans einen Witden als Gesandten im Jahre 1682. Als dieser Statthalter den Gesandten empfahl, die Jesuiten freundlicher als bisher bei sich aufzunehmen, erwiederte der ehrliche Amerikaner: „diese langrückigen schwarzen Männer müssen aus unsern Hütten bleiben; sie kämen nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten.“

Am 16. März 1825 erklärten die Seneca-Indianer der Gesetzgebung des Staates Newyork: „Die hungrigen Missionarien predigen uns Lehren, die wir weder verstehen noch glauben können; sie sind Faulenzer, welche nicht arbeiten wollen; seit ihrer Ankunft werden die Weiber fauler, die Männer trinken mehr Brantwein und werden schlechte Freunde und Nachbarn, weil sie weniger arbeiten, seitdem sie Gebete hersagen. Der Staat Newyork wird daher jenen Priestern verbieten, uns nicht mehr heimzusuchen.“

* Auflösung der viersylbigen Charade in No. 32:

M a u s e b u t t e r.

* A n z e i g e.

Bei Georg Jönken Catharinenstraße No. 36, ist erschienen und für 3 Grote zu haben:

Schreckliche, unerhörte

M o r d t h a t e n

der

berüchtigten Gismischerin
Gesche Marg. Gottfried
geb. Timm.

Dieses Büchlehen macht auf keinen psychologischen Werth Anspruch; es enthält nur eine treue Schilderung der furchtbaren Verbrechen des entmenschten Wesens, welches am verg. Donnerstage eine so gerechte als nothwendige Strafe erlitten. In ihrem einfachen Gewande und bei dem geringen Preise eignet sich diese Schrift hauptsächlich zur Verbreitung auf dem Lande und unter den Dienstboten, um in ihrer nackten ungeschmückten Wahrheit ein schauerliches Beispiel aufzustellen, wie Lüge und Eitelkeit die ersten Stufen zu dem Gipfel der gräßlichsten Verbrechen sind.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 28. April 1831.

Eitler Schimmer, der in Nacht erblindet! —
Wisse, kälter als das tobtte Erz,
Das der Nachwelt große Namen kündet,
Ward der Stolzen nie befriedigt Herz.

R. Mähler.

S o n n e t.

O laß die Welt, die eitle, die gemeine,
Denn Du genügst ihr nie, und sie wird nimmer
Dich ganz versteh'n; sie huldigt nur immer
Dem äußern Glanz, der Lüge und dem Scheine.

Für sie sind Tugend, Adel, Seelenreine
Nur leere Worte, wenn nicht goldner Glimmer
Sie eingehüllt in seinen eiteln Schimmer —
Denn anderer Verdienste kennt sie keine.

Darum entsage Du ihr zu gefallen
Und laß o Freund, der Einsamkeit ergeben,
Den Mäusen uns und nicht der Menge leben.

Und wenn auch mißverstanden wir von Allen,
Wenn Hohn und Arglist unsern Sinn betrügen,
Saß uns nicht minder Recht und Tugend üben.

v. Schweiger.

Der Handorgelspieler.

Novelle, von A. v. Tromlig.

1.

Auf dem Boulevard Saint Antoine zu Paris
ging an einem schönen Juli-Abend des Jahres 1830
eine lustige Gesellschaft, die eben aus dem Thea-
ter gekommen war, spaziren. Das neue Stück,
welches sie dort gesehen, mehr aber noch die bevor-
stehende Wahl der Deputirten, war der Hauptge-
genstand ihres Gespräches. Es waren junge Leute,
die Alles mit Leben und Feuer ergriffen, Commis,
Söhne reicher Handwerker, Studirende, mit ei-
nem Worte: eine lustige Gesellschaft, die kein
Mädchen ungeneckt, keine Gelegenheit zu einem
Calembourg unbenutzt vorbeigehen ließ. Sie woll-
ten eben die nahegelegene Restauration besuchen,
dort ihren Abend zu zubringen, als eine interessante

Erscheinung sie zurückhielt. Ein weißer Pudel, eine kleine papierene, an einen Stock befestigte Laterne in der Schnauze, kam gravitatisch auf sie zu und schien auf die leiernden Töne einer Handorgel zu lauschen, die sich hinter ihm hören ließ. Ein alter Mann mit schneeweißem Haare und Ehrfurcht erweckendem Gesichte, drehte zuweilen seine Orgel, um mit ihren abgebrochenen Tönen die ihm Begegnenden einzuladen, seine Musik gegen ein Paar Sous anzuhören. Ihn führte ein junges, reinlichgekleidetes Mädchen, welches ihren Strohhut so tief in die Augen gedrückt und ihr Köpfchen so tief gebeugt hatte, daß man die Züge ihres Gesichtes nur errathen, aber nicht sehen konnte.

Das Mädchen, so wie der Pudel, waren wohl mehr, als der Orgelspieler, die Ursache, daß die jungen Leute still standen und den Alten auforderten, seine Orgel zu drehen.

Was wünschen Sie, meine Herren? — fragte er. — Ein Lied aus dem neuesten Vaudeville, oder vielleicht — Bertrand's Abschied?

Bei diesen Worten erscholl ein einstimmiges: Les adieux de Bertrand!

Das freut mich! — sagte der Alte und schien durch diese Forderung erheitert zu seyn, doch sein Auge blieb kalt und drückte nicht, wie das übrige Gesicht, Freude aus. — Madelon! — sagte er, sich zu dem Mädchen wendend — Siehst Du einen von unserer Begleitung in der Nähe?

Niemanden! erwiderte das Mädchen, dessen Gesicht die jungen Leute jetzt bei dem Scheine einer Gaslampe deutlich erkennen konnten. Es war ein regelmäßiges, schönes, aber ernstes Gesicht, bleich und kalt; aber Trotz dieses Ernstes, Trotz dieser Kälte, blickten doch die dunkelbraunen Augen lebhaft umher und suchten das, was der Alte „seine Begleitung“ nannte.

Dieser hatte sich indeffen auf einen kleinen, dreibeinigen Feldstuhl gesetzt, den das Mädchen bisher getragen und ihn jetzt zurecht gestellt hatte und, nachdem er seine Orgel in Ordnung gebracht, begann er das Lied, welches er und das Mädchen mit ihrem Gesange begleiteten, der von Beiden nicht ausgezeichnet, aber auch nicht schlecht war, während der Pudel seine Laterne vorsichtig hinsetzte, sich dem Alten zu Füßen legte und eben so aufmerksam, wie irgend Einer der Umstehenden, seinem Herrn zuzuhören schien.

Viele der jungen Leute begleiteten das Lied und dieß zog einen Haufen Neugieriger herbei, die Alle aufmerksam zuhörten und dem Mädchen nach ihrem Vermögen einen Sous, wohl auch ein Frankstück auf den Teller legten, den sie schweigend und ohne aufzublicken im Kreise herumtrug.

Einer der jungen Leute, Claude Ducanger, ein Student der Medicin, trat indeffen zu dem Alten und fragte ihn, als er gerndet hatte: Könnst Ihr uns nicht auch l'Officier en retraite von Beranger singen?

O ja, Herr! — erwiderte der Alte. — Wenn es nur nicht zu viel wird. Ich höre, daß sich eine Menge Zuhörer versammelt haben und das Lied, das ich gesungen, so wie das, welches Sie von mir verlangen, ist von der Art, Menschen herbei zu locken, die mir eben nicht angenehm sind. — Ich bin unter strenger Aufsicht der Polizei gestellt — sagte er dann leise — und was ich meine Begleitung nenne, sind die Gens d'armen und die Polizei in Uniform und Frack, die mich auf dem Boulevard und pont neuf, wo ich auch zuweilen stehe, immer begleiten.

Der junge Mann lächelte bitter.

Meine Leier spielt das Lied von Beranger nicht, — fuhr der Alte fort — aber singen will ich es Ihnen mit Madelon und ich thue es gern.

Das, was aus jener Zeit des Ruhmes tönt, ist mir lieb und werth und eine Erinnerung, die mir das alte Herz schwellt. Komm, Mabelon! — rief er — l'Officier en retraite!

Das Mädchen trat ihm wieder zur Seite und begann nun mit ihm das Lied, welches der alte Mann mit tiefer Rührung sang. Aber dem Pudel schien es nicht so zu gefallen wie der Abschied Bertrand's, denn schon nach der ersten Strophe stand er von seinem Ruheplätzchen auf, sah im Kreise der Zuschauer umher und knurrte immer leise, als ob auch er seinen Herrn begleiten wollte. Der alte Orgelspieler schien, Trotz der Rührung, mit welcher er sang, die Unruhe seines Hundes zu bemerken, denn er rief ihm, wenn eine kleine Pause es ihm erlaubte, ein leises „Couche!“ zu; aber das Thier schien es nicht zu beachten und mochte wohl seine Gründe dazu haben, denn schon bei dem Verse:

„Quelque temps éloigné des cieux
J'ai vu l'aigle quitter son aire.
Et par un vol audacieux
Aller ressaisir son tonnerre,
Par le destin il est soumis,
Faut il que l'espoir s'évapore? —
Il peut revivre dans son fils...
Je n'y renonce pas encore!“ *)

wurde der Gesang unterbrochen, indem ein Gensd'arme mitten unter die Zuhörer trat.

Was gibt es hier? — sagte er mit barschem Tone. — Was für ein Auflauf? Ich ersuche die hier Versammelten im Namen des Gesetzes, aus einander zu gehen.

Die Umstehenden murrten, blieben zum Theil, zum Theil schlichen sie fort, die lustige Gesell-

schaft aber schien sich nicht daran kehren zu wollen, schloß um den Orgelspieler den Kreis dichter und forderte ihn auf, fortzufahren.

Der Gensd'arme war indeffen bis zu dem Alten gedrungen.

Ah, Monsieur Quatrebras, seyd Ihr es!? — rief er ihm zu. — Konnte es mir leicht denken, da ich die verpönten Lieder hörte. Ich warne Euch zum letzten Mal. — Aus Achtung für die Herren, die ich hier um mich sehe, will ich Euch heute ruhig ziehen lassen.

Der Alte schwieg, die jungen Leute aber murrten, während die übrigen Neugierigen sich allmählig verließen.

Ist es Ihnen gefällig, Messieurs, sich auch, wie die ruhigen Bürger, nach Hause zu begeben? — wendete sich der Gensd'arme an die Herren. — Zu hören werden Sie hier nichts mehr haben und, wie Sie sehen, stellt sich Mancher hier ein, der sich Ihnen späterhin zum Begleiter aufdringen könnte. — Bei diesen Worten zeigte er auf mehrere Gensd'armen und Polizei-Soldaten, die auf dem Boulevard und aus den Nebengassen herbeikamen.

Die jungen Leute entfernten sich mißvergnügt und sprachen laut ihren Unwillen über die Polizei aus, gingen jedoch ruhig nach der Restauration und vergaßen bei vollen Flaschen bald den Drehorgelspieler, seine Tochter, den Pudel und selbst Politik und Polizei. —

Nur Claude Ducanger war bei dem Alten zurückgeblieben und fragte ihn halb leise: Alter Mann, wo wohnt Ihr?

Wollt Ihr dieß aus guter Absicht wissen?

Gewiß! erwiderte der junge Mann.

Faubourg St. Martin, unfern der Kirche Saint Laurent, rue de la fidelité No. 22. — sagte der Alte. — Es ist weit von hier, machen Sie sich deshalb keine vergebliche Mühe, was Sie vielleicht suchen, finden Sie nicht.

*) Eine Zeitlang aus dem Himmel verbannt
Sah ich den Adler seinen Horst verlassen
Und im kühnen Fluge
Sich seines Donners wieder bemächtigen.
Er erlag dem Schicksale!
Soll nun jede Hoffnung entschwinden?
Er kann in seinem Sohne ersichen;
Ich verzichte noch nicht darauf.

Sorgt nicht, guter Alter! — beruhigte ihn Claude. — Meine Absicht ist rein. Gute Nacht, kommt glücklich nach Hause?

Als er nun, seinen Freunden zu folgen, eben in die Restauration eintreten wollte, rief Jemand dicht hinter ihm: Monsieur!

Er sah sich um und der Gensd'arme stand hinter ihm.

Hätten Sie wohl die Güte, mir Ihren Namen zu sagen? fragte ihn dieser.

Gern: Ich heiße Claude Ducanger —

Ihre Beschäftigung?

Ich bin Student der Medicin.

Aus Paris gebürtig?

Ja!

Ihre Aeltern!

Pierre Ducanger, Goldschmied in der Rue Saint Honoré.

So? sagte der Gensd'arme und wollte sich entfernen, aber Claude hielt ihn zurück.

Darf ich bitten, mir zu sagen, was Sie zu diesem Examen auf öffentlicher Straße berechtigt?

Meine Pflicht, Herr Ducanger! erwiderte der Gensd'arme mit der Artigkeit, mit welcher der bessere Theil dieser Klasse ihr lästiges Amt auszuüben pflegt.

Ihre Pflicht? — wiederholte der junge Mann. — Was habe ich mit dieser zu thun?

Sie erkundigten sich nach der Wohnung des Handorgelspielers, — erwiderte der Gensd'arme — wahrscheinlich der Tochter wegen? — Da bemühen Sie sich nicht; sie zahlt der Polizei nicht einen Sous und ist für Paris ein seltenes weibliches Wesen. — Vor dem Alten aber warne ich Sie, junger Herr, das ist ein gefährlicher Mensch; schon seit Jahren steht er unter besonderer Aufsicht der Polizei. Es ist ein arger Feind der Bourbons und ein eingefleischter Napoleonist. —

Hüten Sie sich vor ihm, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen —

In welchem Regimente standen Sie früher? fragte Herr Claude, plötzlich das Gespräch abbrechend.

Im funfzehnten Chasseur-Regimente! erwiderte der Gensd'arme.

Die Chebrons, Ihr Aussehn, Ihre Artigkeit, Alles zeigt mir, daß Sie ein alter, gedienter Soldat sind.

Ich sah als Maréchal de Logis die Sonne von Austerlitz aufgehen! sagte der Gensd'arme mit soldatischem Stolge.

So fochten Sie unter Napoleon!? — rief der junge Mann mit Enthusiasmus. — Theilten den Ruhm seiner Thaten, den Glanz, den er über Frankreich verbreitete und verfolgen jetzt die, welche noch für den Mann des Jahrhunderts von Ehrfurcht erglühn?

Meine Pflicht! erwiderte der Mann der Polizei mit Achselzucken.

Diese sollte doch — aber ehe Ducanger noch aussprechen konnte, legte der Gensd'arme seine derbe Faust auf die Lippen des feurigen Redners und schloß ihm den Mund.

Schweigen Sie, Herr! — raunte er ihm zu. — Sehen Sie sich nicht Unannehmlichkeiten aus und zwingen Sie mich nicht —

Claude Ducanger war ein viel zu besonnener Mann, um nicht sogleich das Gespräch abzubrechen, besonders da er einige verdächtige Menschen um sich herum schleichen sah.

Gute Nacht! rief er dem ehemaligen Maréchal de Logis des 15ten Chasseur-Regiments zu, der ihm durch nochmalige Warnung vor dem Napoleonisten danken zu wollen schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schenk's Tod.

(Beschluß.)

So war denn ein einziger Mann hinreichend, ein Unternehmen scheitern zu machen, das so klug berechnet als kühn begonnen worden war. Von einer Kanone zur andern laufend und sie vor dem Abfeuern selbst richtend, schmetterte Drankaert die Soldaten Schenk's nieder, die sich vergebens abmühten, die Mauern zu erklimmen und den Graben auszufüllen; ihr Bataillon war dezimirt; ihre Todten und Verwundeten bedeckten die Erde. Endlich sich aus ihrem ersten Schrecken erholend, vereinigten sich nun auch die Bürger und die Garnison, um einen Ausfall zu unternehmen, und nun war jede Hoffnung für Schenk vollends verloren.

In der Seite angegriffen, flüchteten die Stürmenden sich nun in einige Häuser der Vorstadt, die ihnen als Citadellen dienten und in welchen sie sich muthvoll wehrten. Die Glocken ertönten, und mit dem Geschrei der Weiber mischte sich der Donner des Geschüßes und das Rauseln der Rüstungen, das Klirren der Säbel. Die Priester durchdrangen die Straßen und reizten, in der einen Hand das heilige Sacrament, in der andern ein Schwert haltend, das Volk zur Rache auf. „Rache an Schenk! Rache! Rache!“ Man hörte nur diese Worte, die aber, von tausend Stimmen ausgerufen, das Getöse überhöheten und vermehrten. Endlich wurden die Häuser, aus welchen die Belagerer nicht weichen wollten, in Brand gesteckt. Jetzt blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich zurückzuziehen, wozu der Abentheurer, den nichts aus der Fassung brachte, den nichts erschreckte, den nichts zu bezähmen im Stande war, das Zeichen gab. Die wenigen Soldaten, die ihm noch übrig geblieben waren, zogen sich langsam nach dem Flusse zurück,

der allein sie noch den Gefahren entziehen konnte, welchen sie am Ufer ausgesetzt waren. Von allen Seiten angegriffen, im steten Kampfe, und fast von der Uebersahl erdrückt, wichen sie doch keinen Zollbreit, ohne das geräumte Terrain hochauf mit den Körpern ihrer Opfer zu bedecken. Die Frauen stürzten von den Dächern und aus den Fenstern ihrer Häuser Hausgeräth und Mobilien auf sie herab, und so wie ein Soldat gefallen war, wurde er sogleich in Stücke gehauen. Inzwischen erreichten doch etwa fünfzig Mann, die Trümmer der dreihundert Tapfern, das Gestade und ihre Barken, die sie dann mit der Energie fortruderten, welche der Hang, das Leben zu bergen, verleiht.

Mit einem Beile bewaffnet und mit dem Blute seiner Feinde genäht, setzte Ludwig Drankaert ihnen wüthend nach. Er hatte es besonders auf Schenk selbst abgesehen, ihm aber, als wäre er von Bronze gewesen, nichts anhaben können. Die Kugeln sauseten demselben um die Ohren, die Säbel klirrten an seinem Gürtel: er blieb unverletzt. Zuerst ans Land gesprungen, war er der Letzte beim Wiedereinschiffen. Schon am Ufer, und im Begriff in den Nachen zu springen, hieb Drankaert, der einzige Urheber der von den Abentheurern erlittenen Niederlage, mit seinem Beile noch auf ihn ein; doch stumpfte seine Waffe sich ab, ohne durch die Rüstung hindurchdringen zu können. Schenk sah den erbitterten Gegner mit verächtlichem Blicke an und ließ dessen Blut durch die kräftigen Dolchstöße, die er ihm versetzte, in Strömen fließen; dann nahm er einen Anlauf und war mit einem Sage in der Barke.

Aber mit ausgestreckten Händen springt auch der Mann mit abgeschnittenen Ohren, der Retter von Nimwegen, seinem Feinde und Henker nach. Mit nervigen Armen umschlingt er den Schenk, und diese Bande, von der Rache geworfen, ist unauflösbar, verderblich wie die des Todes.

Durch den gewaltigen Ruck erschüttert, schlägt der Nachen um und stürzt alle, die sich darauf befinden, in die tiefen Gewässer des Flusses. Bald über, bald unter dem Wasser, ringen Drankaert und Schenk fortwährend wie an einandergekettet, noch in den Fluthen mit einander. Abwechselnd sah man das Weil des Bürgers und den Dolch des Anführers noch in der Agonie der beiden Gegner zum fortgesetzten Kampfe geschwungen. Es war ein furchtbarer Anblick. Schon im Verscheiden fluchte Drankaert noch dem Barbaren, der ihn verstümmelt hatte; und das ihn erslickende Wasser hinderte ihn nicht, noch sterbend mit Lächeln sein blutiges Weil zu schwingen. Schenk war bereits todt, doch ließ Drankaert auch die Leiche nicht los.

„Meine Schuld ist abgetragen murmelte er noch vor sich hin Erkenne in mir den Ludwig Drankaert, dem Du bei Maestricht die Ohren abgehauen hast Henkersknecht! heillofes Ungeheuer! Zum Tode! zum Tode! zur Hölle ich habe es Dir gelobet ich habe es Dir zugeschworen Ha! ha! ha! Schenk! erkennst Du mich?“

Seine Stimme erlosch; seine Muskeln erschlafften; sein letzter Hauch trieb Blasen auf das Wasser, das ihn verschlang. Er ließ sein Opfer nicht fahren — und in den Doppelbanden des Hasses und des Todes sanken nun beide hinab in die schauerliche Tiefe.

* Hört, Hört!

(Allen Reformers zu Ruß und Frommen.)

In No. 112 der Bremer Zeitung vom 22. April 1831, schreibt man aus München unter Anderem folgendes:

„Die Innungsverbände von Nürnberg haben eine Schrift wegen Abänderung des Gewerbe-

gesetzes vom 10. Sept. 1825, an die Kammer der Abgeordneten gerichtet, den Augsburger Innungsvorstehern zur Unterschrift eingeschickt. Es wird darin dargethan, um wie viel die Armuth der ältern Kreise des Königreichs seit fünf Jahren durch Uebersetzung der Gewerbe zugenommen habe.“

R.

* I s e n.

Man findet in dem lesenswerthen Buche des Herrn Doctor Voget über Bremische Verhältnisse, daß die Kosten des Isens bei der Ausführung eines neuen Rathmanns 3 — 6000 Rt. betragen. Diese Bemerkung hat allgemein Staunen erregt; man bittet um eine nähere Detaillirung so wie auch um Erklärung des Worts Isen in einem der nächsten Blätter des Bürgerfreundes.

* W u n s c h.

Daß es dem hochgeehrten Herrn Dr. Dräseke gefallen möge seine so kräftige, herzerhebende Predigt, am letzten Sonntage, dem Drucke zu übergeben ist der Wunsch

Vieler.

* Bescheidene Bitte.

Herr Johannes Köfing würde sich recht viele seiner Mitbürger, die nicht Mitglieder der Union und des Museums sind, verbindlich machen, wenn er aus seiner dort gehaltenen und allgemeine Bekanntwerdung verdienenden Vorlesung, passende Auszüge dem Bürgerfreunde übergeben wollte.

A.

* Gehülfen, Gesellen, Knechte.

Herren haben Knechte, Meister halten Gesellen, Scharfrichter, oder privilegierte Mörder, gebrauchen Gehülfen.

M i s c e l l e n.

Graf von Diebitsch-Sabalkansky.

In Dresden ist eine Biographie des Feldmarschall Diebitsch erschienen unter dem Titel: „Hans Carl Friedrich Anton Graf von Diebitsch-Sabalkansky, Kais. Ruß. Feldmarschall, neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren; nach mitgetheilten Familien-Nachrichten dargestellt von Belmont.“ (Dresden, Arnold, 1830). — Der Verfasser giebt voran die Schilderungen von Münnich, Potemkin, Suwarow, Barclay de Tolly, Kutusow und von einigen andern russischen Generalen, vergleicht sie mit Diebitsch-Sabalkansky und findet für sich das Resultat, Letzterer habe alle seine Vorgänger übertroffen. Wir lassen darüber einsichtsvolle Militairs urtheilen und bescheiden uns mit den biographischen Notizen über den Genannten aus jener Schrift. Derselbe ist geboren am 13. Mai 1785 in Groß-Leipe, einem Rittergut in Schlesien, trat 1797 in's Cadetten-Corps zu Berlin, und ging als Seconde-Lieutenant aus Preussischen Diensten in Russische, auf den Wunsch seines Waters, damals Russischer Generalmajor. Er diente zuerst im Semenowschen Garde-Regiment, war bei dem Feldzug im Jahr 1805 mitthätig, wurde bei Austerlitz in die innere rechte Hand verwundet, und erhielt als Belohnung den Ehrendegen mit der Inschrift: „Für Tapferkeit.“ Im Feldzug von 1807 war er bei den Schlachten von Eylau und Friedland, und avancirte zum Capitain. Im Jahr 1812 kam er als Obristleutenant in den Generalstab, stürmte unter General Wittgenstein in der Schlacht von Polozk

mit 3000 Mann Landwehr eine Brücke, ward abermals verwundet und bald darauf Generalmajor. Am 30. Dezember 1812 schloß er mit dem General York die bekannte Capitulation, und war bei den Unterhandlungen zu Reichenbach, in deren Folge Oesterreich den Verklündeten sich anschloß. 1813 zeichnete er sich in den Schlachten bei Dresden, Culm und Leipzig aus und stimmte 1814 für den entscheidenden Marsch nach Paris. — Als Generaladjutant des Kaiser Alexander war er bei dessen Tode zugegen und leistete später gegen den Aufstand in Petersburg kräftige Dienste. Er wurde in den Grafenstand erhoben und zeigte sich als commandirender General gegen die Türken siegreich. Die Geschichte dieses Krieges, wie sein jetziger Feldzug gegen die Polen, ist in frischem Andenken. Zw. g.

Das Kopfkissen.

(Aus dem Französischen.)

In M. lebte ein alter Hagestolz, der allgemein für einen feynreichen Mann, aber auch für einen der sitzigsten Geizhälse galt. Auf seinem Sterbebette ließ er seine nächsten Verwandten und Erben vor sich kommen. „Kinder!“ redete er sie an: „für das Wischen Geld und Gut, das ich Euch hinterlasse, erwarte ich von Euch die kleine Gegengefälligkeit, daß Ihr mir feierlich versprechet, mich mit meinem Kopfkissen begraben zu lassen. Es war der einzige innige Vertraute meiner dreimonatlichen Leiden, der Zeuge einer peinvollen Schlaflosigkeit, von dem ich mich auch im Grabe nicht trennen kann.“ Die Erben leisteten die Zusage und drückten ihm bald darauf die Augen zu. Als man ihn in den Sarg legte, trug einer der Vettern auch das Kopfkissen des Verstorbenen herbei, um ihm die verabredete Bestimmung zu geben. Zufälligerweise hielt er es so, daß er einen Gegenstand dacin zu fühlen be-

kam, der nichts weniger als eine Flaumfeder seyn konnte. Die Neugier öffnete das Kissen, und siehe! es fanden sich in demselben — dreißigtausend Livres in Banknoten. Der lustige Wetter löste sogleich die armen Gefangenen, und der letzte Wille des Erblassers wurde doch durch die versprochene Einsargung des Kissens buchstäblich vollzogen.

E — 2.

* Ein theurer Schuß.

Ein preussischer Officier schoß in den königlichen Forsten einen Hirsch und wurde um hundert Rthlr. gestraft. Besorgt, daß dieser Frevel ihm die Ungnade seines Monarchen, Friedrich des Großen, zuziehen möchte, bat er diesen in einer sehr wehmüthigen Supplik um Verzeihung. Sehr tröstlich resolvirte aber Friedrich in seinem Lakonismus: „Hat nichts zu sagen; für den Preis stehn noch mehr Hirsche zu Diensten!“ —

E. E. ers.

Der Director des Journals „la Caricature“ hat ein topographisches Blatt herausgegeben, welches einen Bürger vorstellt, der Seifenblasen in die Luft wirft, auf welchen die den Juliusriegern gemachten Versprechungen geschrieben sind. Das Blatt ist in Beschlag genommen worden.

Zu Turin hat man eine Brücke über die Dora gebaut, welche 150 Fuß Länge, nur 18 Fuß Höhe, und nur einen einzigen Bogen hat; sie ist ganz von Alpengranit erbaut.

Gesang eines tartarischen Minstrel's aus dem Befreiungskriege.

Rabe, Rabe, bist du wohl weit geflogen,
Hast die trübe Kunde schon verkündet!

Säbel klirren, und die Büchsen knallen,
Erde stöhnt unter Rosseshufen,
Ueber Feindesleichen ging ein wildes Rennen,
Wildes Rennen, Lust und Trauer bringend!
Vor uns war der Feind schon weit gewichen,
Weit gewichen vor der Reiter Säbel,
Aber seitwärts aus dem Busche fielen Schüsse,
Ihre Schützen saßen nicht zu Rosse!
Plötzlich wankte Ali in dem Sattel,
Seine linke Hand griff nach der Mähne,
Und die Brust fiel auf den Hals des Pferdes,
Und drauf sank er auf die feuchte Erde.
Armer Ali, warst ein tapftrer Reiter,
Und ein Fußknecht schoß dich von dem Pferde!
Als der Ali also war gefallen,
Worf ich weinend mich aus meinem Sattel,
Wollte meinen Freund zum letzten Küssen.
„Vorwärts!“ rief der alte Marschall, „Vorwärts,
„Was noch Athem hat, muß vorwärts reiten!“
Zu den Wolken sah ich, zu den grauen Wolken,
Doch der Wind trieb auch die Wolken vorwärts,
Nur ein schwarzer Rabe flog am Himmel,
Uns entgegen seine Flügel schwingend.
Guter Rabe, rief ich, fliege rückwärts
Und verkünde: Ali ist gefallen,
Einsam liegt er auf der fremden Erde,
Christen werden ihn zur Gruft bestatten,
Aber weinen sollen seine Brüder,
Mutter, Weib und Schwester sollen weinen.
Schwer ist Sterben in der fernen Fremde,
Und noch schwerer unbeweinet!

Schwarzer, guter Rabe, fliege rückwärts,
Mit dem alten Marschall reit' ich vorwärts!

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands - Urkunden der Stadt Bremen.)



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 1. Mai 1831.

Kennst Du den Quell, der dieses Alles heut,
So hold, so reich an stiller Seligkeit?
Den Quell, der jedes Seelenweh begräbt;
Davor das Herz im Wonneschauer bebt.

*** Der Frühlingsmorgen.**

Kennst Du den Ton, der dort vom laubigen Zweig
Herüberhallt, wie Glöckenton so weich?
Den einsam hier der Wandrer luftberauscht
Mit unterdrücktem Odemzuge lauscht?
Des Lenzes junger Morgen heut ihn schon,
Kennst Du ihn jetzt? — 's ist Philomelens Ton.

Kennst Du die Pracht, die sich verklärend zeigt,
Wenn sie durch Ostens Rosenpforten steigt;
Die in des hohen Aethers Reichen schwebt,
Und segensvoll Geschöpf und Flur belebt;
Durch die die müde Welt verjüngt erwacht?
Schau her! — es ist der Morgensonne Pracht.

Kennst Du die Flur, auf der im Farbertanz
Sich schimmernd regt der lichte Sonnenglanz,
Der sich erquickend über Felser wirft,
Den frischen Thau vom grünen Teppich schlürft?

Gil' früh zum schönen Tempel der Natur,
Du findest dort die thaubeperlte Flur.

Kennst Du den Hauch, der deinen Gliedern Kraft
Dir frohen Sinn und Lust zum Tagwerk schafft?
Der von dem reich geschmückten Blumenbeet
Den süßen Duft zu Dir hinüber weht,
Den Duft von jedem blüthenvollen Strauch?
Es ist der frische, sanfte Morgenhauch.

Kennst Du den Quell, der dieses Alles heut,
So hold, so reich an stiller Seligkeit?
Den Quell, der jedes Seelenweh begräbt;
Davor das Herz im Wonneschauer bebt;
Von dem die Tage ihre Reize borgen?
Kennst Du ihn jetzt? — es ist der Frühlings-
morgen.

...

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

2.

Die Warnung mußte aber wenig geholfen haben, denn schon am andern Morgen, da es eben Sonntag und das Collegium geschlossen war, befand sich Herr Claude Ducanger auf dem Wege nach der Vorstadt St. Martin, wo er bei der Kirche St. Laurent still stand und sich hier erst die Frage that, was er denn eigentlich bei dem alten Mann wolle. Er konnte sich dabei nicht verhehlen, daß das bleiche, kaltstheinende Gesicht Madelon's wohl die meiste magnetische Kraft übte; aber auch die ehrwürdige Gestalt des Alten und dessen Liebe zu den vergangenen schönen Tagen des Ruhmes unter der Kaiser-Regierung, an deren Erinnerung sich Claude auch erfreute, ließen ihn die fernere Bekanntschaft des Orgelspielers, Trotz der Warnung und Trotz des verhänglichen Namens Quaterbras, wünschen, obgleich er sich durchaus nicht zu den Napoleonisten zählte.

Bald stand er vor Nr. 22, einem kleinen, unansehnlichen Hause, vor dessen Thüre mehrere ärmlich gekleidete Kinder spielten. Auf seine Frage: ob hier ein Drehorgelspieler wohne? trat ein zerlumpter Knabe vor und bot sich als Führer zu Herrn Songeret an, der im Garten ein kleines Häuschen allein bewohne.

Das ist nicht der Rechte, mein Sohn! — sagte Herr Ducanger — Der, den ich suche, ist ein alter Mann und hat eine Tochter —

Ganz richtig! — erwiderte der Kleine — Und auch einen weißen Pubel — der Alte ist blind.

So wenig auch Name und Blindheit für den jungen Mann passen wollten, so trieb ihn doch die Neugier, diese neue Drehorgelspielerfamilie, die aus gleichen Gliedern bestand und auch

ihren Pubel hatte, kennen zu lernen und so folgte er dem geschäftigen Kleinen, der schnell die Thüre öffnete. Da steht Jungfer Madelon! — rief er und streckte zugleich die Hand aus, sein wohlverdientes Botenlohn zu empfangen, das er auch reichlich erhielt, da Herr Ducanger sogleich das Mädchen von gestern in dieser Madelon wieder erkannte.

Guten Tag, Jungfer Madelon! begrüßte er sie, die schnell vom Kleinen Herde, vor dem sie saß, aufsprang, die Küchenschürze mit einer reineren wechselte und ihn freundlich bat, in die Stube zu treten. Hier fand er den Alten in einem grauen Soldaten-Mantel, eine blaue Militair-Mütze, die noch mit unscheinbaren Treffern besetzt war, auf seinem Kopfe, hinter einem alten Tische ruhig sitzen und seidene Läppchen zupfen. Eine alte Offizier-Uniform der Invaliden, an welcher das Kreuz der Ehren-Legion befestigt war, hing, nebst Degen und Gehenk, an einem Nagel. Uebrigens sah es ärmlich, aber höchst reinlich in dem kleinen Zimmer aus.

Wer besucht uns, Madelon? fragte der Alte, als sie eintraten.

Der Herr, der Euch gestern Abend nach unserer Wohnung fragte, Vater! erwiderte sie stotternd.

Seyn Sie mir willkommen, Herr! — sagte der Alte freundlich — Einen Sessel, Madelon, und eine Flasche Wein. — Es ist nur schlechter zu sechs Sous die Flasche, aber Sie müssen es einem alten Soldaten verzeihen, bessern Wein hat er nicht und er ist es nun einmal aus jener Zeit gewohnt, Keinen ohne einen Trunk von sich gehen zu lassen. Komm' zuweilen herein, Madelon, — sagte er zu dem Mädchen, als sie Gläser und Flasche auf den Tisch gesetzt hatte — und sieh' zu, ob wir etwas bedürfen. — Bei diesen Worten entfernte sie sich; der treue Pubel folgte ihr

bis an die Thüre, vor der er sich dann ruhig niederlegte, als ob er sie bewachen wollte.

Ihr seyd blind, guter Alter? — nahm der Schüler des Hypokrates das Wort — Ich bemerkte es gestern nicht, sonst hätte ich noch mehr Theil an Eurem Schicksal genommen.

Das freut mich, lieber Herr! — sagte der Alte treuherzig — Es ist so selten, daß die Jugend wahres Gefühl für das Unglück hat, darum schäts' ich es an Euch. —

Woher wißt Ihr, daß ich jung bin?

Der Ton Eurer Stimme verräth es mir, auch hat es mir Madelon gesagt, deren Beschreibung von Euch mir Vertrauen erweckt hat.

Diese Worte schienen Herrn Ducanger nicht unangenehm zu seyn. Unwillkürlich blickte er nach der Thüre, wo er nur den Pudel, und nicht das Mädchen sah. Wie lange seyd Ihr schon blind? fragte er, das Gespräch von sich ablenkend.

Schon sehr lange, lieber Herr!

So seyd Ihr ein alter Krieger, wie ich sehe, auch der Orden der Ehrenlegion schmückt Eure Brust —

Sonst war es ein Schmuck — jetzt — sagte der Alte traurig und fuhr dann enttäuscht auf — Ja, wahrlich! sonst durfte Keiner betteln, den die Ehrenzeichen schmückte, der Kaiser, die Nation sorgte für ihn, jetzt — doch lassen Sie uns schweigen, die Wände haben Ohren, die Polizei schleicht überall umher, überall sucht sie nach Feinden der Bourbons, und sogar einen alten blinden Leiermann fürchtet sie. Es sind böse Zeiten, junger Herr!

Sie werden, sie müssen sich ändern, Alter! — suchte ihn Claude zu beruhigen — So kann es nicht bleiben, unsere Charte, die Freiheit ist in Gefahr und ohne sie kann kein Franzos die Luft seines Vaterlandes freudig einathmen.

Der Spielmann lächelte, dann rief er Madelon! geh' ein wenig in den Garten daß Niemand dem Hause zu nahe kommt. Merkst Du etwas, so benachrichtige uns schnell! — Madelon warf einen verstohlenen Blick auf Herrn Ducanger, den dieser jedoch nicht bemerkte, und ging, des Vaters Befehle auszuführen. —

Sie haben mich auf bessere Zeiten getröstet, — begann nun der Alte — sprachen von der Charte, von der Freiheit. Ist denn diese Charte mehr als die hundert Constitutionen, die ich schon erlebt habe, welche eine Faction schuf und die andere wieder zerriß, bis ein glücklicher Soldat ihnen allen ein Ende machte und sein Wille die einzige Constitution war, die ein Jahrzehend aushielt? Hätten Sie erfahren, was ich erfuhr, Sie würden weniger auf bessere Zeiten hoffen.

Guter Alter! — sagte Herr Ducanger aufgeregt, denn der Alte hatte mit diesen Worten sein Innerstes verwundet — Wie der Adler Napoleons seine Schwingen hob und mit seinem siegreichen Fluge die Völker überflog, so schwingt der Zeitgeist seine ungebundenen, ewig emporstrebenden Flügel und ihn hemmt nichts!

Ich kenne ihn, — erwiderte der Alte — ich habe ihn beobachtet. Anfangs war er ein tiefdenkender Geist, der die Philosophie an's Staatsruder trieb. In der Nationalversammlung führte er die Menschen zum Besten, zur heiligen Freiheit. Gut war der Wille dieser Männer, schlecht die Mittel, die sie benutzten, sie gebrauchten den Pöbel, lehrten ihn seine Fesseln brechen und wurden die Opfer. Nun änderte sich der Zeitgeist, er ward aus einer Eule der Minerva eine blutgierige Hyäne, welche die Gräber durchwühlte, Throne und Altäre umstürzte und ganz Frankreich zu einem weiten Grabe machte, bis die Nation, des Blutes satt, sich ermannte. Da flog er, ein kühner Adler, dem Manne des Sieges

voraus und der Ruhm ward Frankreich Alles. Willig trug dieß Volk, das die Marseillaise unter Doldstichen brüllte, die Fesseln des soldatischen Despotismus und rief mit eben dem Enthusiasmus: vive l'empereur! wie sonst vive la republique! Schwelgend in Ruhm, sog er nun dem Heere voran, bis er, im Norden erstarrt, heimwärts die Flügel senkte und in einem seufzenden vive le roi! seine letzten Töne des Ruhmes aushauchte. Als der Mann des Jahrhunderts von Elba zurück kam — was war der Zeitgeist da? Er hatte seine Kraft, seinen Muth verloren und eine Schlacht entschied Frankreichs Schicksal. — Seitdem schweigt seine Tuba, er ist zum Mesner geworden, der die Glocken läutet, das Misere schreiet und mit den Betschwärmern den Missionairen folgt, die Frankreich durchziehen. — Das Kreuz der Ehrenlegion ist ein veraltetes Ding, und nur die Missionkreuze erwecken zuweilen die kreischende Stimme des frommelnden Zeitgeistes —

Er wird aus seinem Schlafe erwachen! — fuhr der Jüngling auf — Man kann seine Flügel lähmen, ihn aufhalten in seinem hohen Fluge, aber ewig wird er sich Bahn brechen und dem Sonnenlichte zusliegen!

Wollte Gott! — sagte der Alte — Die schöne Zeit des Kaiserreichs kehrt zwar für Frankreich nicht wieder, aber eine bessere wäre dem Vaterlande wohl zu gönnen.

Alter Mann! — sagte Herr Ducanger nach einer Pause — Ihr sprecht, wie ich in dieser ärmlichen Hütte von einem Manne mit dem Leierkasten in der Hand nicht erwarten konnte.

Nicht immer wohnte ich hier, Herr, und drehte meine Leier! Ich wohnte sonst in dem größten Palaste der Hauptstadt, ohne Noth, ohne Sorgen — doch wozu die Rückerinnerung —

Theilt mir die Begebenheiten Eures Lebens mit! — bat der junge Mann — Wahrlich! nicht Neugier, Theilnahme läßt mich die Bitte thun. Haben unsere Hoffnungen auch nicht ein gleiches Ziel, glaube ich doch, in zwei Sachen treffen wir zusammen: in dem Hasse gegen die Bourbons und in der Liebe zum Vaterlande!

Ja, Herr! Frankreich ist mein Himmel! — rief der Alte — Die Bourbons — doch trinken Sie nur, so schlecht der Wein auch ist, werden Sie ihn auf eine fröhliche Auferstehung, hier und dort, des Mannes nicht verschmähen, der in fremder Erde ruht und den das undankbare Frankreich so bald vergessen konnte — Den Manen Napoleon's!

Ducanger stieß an und leerte das Glas. — Nun füllen Sie die Gläser wieder und bringen eine Gesundheit aus, welche Sie wollen, ich thue gern Bescheid! sagte der Alte.

Die Freiheit des Volkes! rief der junge Mann mit Leidenschaft.

Der Alte schüttelte sein greises Haupt, stieß jedoch, wohl mehr aus Höflichkeit als aus Begeisterung, an.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber das im Detail-Handel übliche Creditgeben.

Das auf Credit kaufen, ist wohl an keinem Orte mehr an der Tages-Ordnung, als hier. Der Käufer macht gleichsam auf mindestens 12 Monate Zeit Anspruch, als sei dies in der Ordnung, obgleich davon keine Rede war und vernünftiger Weise auch im Kleinhandel nicht sein kann. Eigentlich sollte Alles gegen baares Geld gekauft und angeschafft werden und es würde besser, — in finanzieller Hinsicht, — um vieles besser, um manche Familie stehn. Mir-

gends aber auch wird wohl von dem üblichen 12monatlichen Creditnehmen mehr Mißbrauch gemacht, als hier bei uns. Die Klage über schlechten Eingang der Rechnungen ist heut zu Tage so allgemein und es wirkt dieser Umstand so nachtheilig auf eine große Zahl unserer Mitbürger, daß es, besonders in der gegenwärtigen verdienstlosen Zeit, sehr wünschenswerth erscheint, es mögte unter den dadurch Benachtheiligten, wer sie auch sind, eine Uebereinkunft getroffen werden, die das bisherige Creditgeben von 12 Monaten auf 6 Monate beschränkt und mithin einem Jeden die Befugniß giebt, nach Ablauf dieser Zeit sein Geld zu verlangen.

Jeder rechtliche Mann wird stets gern als solcher gelten wollen, kann dies aber oft nicht, wenn ihm sein Geld für verkaufte oder angefertigte Waaren oder für seine Bemühungen jahrelang, auf eine unerhörte Weise, vorenthalten wird, und er gezwungen ist, zu hohen Zinsen fremde Gelder aufzunehmen, die nicht selten seine Ruhe stören und das sonst gut begründete Wohl seiner Familie auf's Spiel setzen.

M i s c e l l e n.

Wie sein Vorgänger Pelagius III., so eiferte auch der Bischof von Rom Gregor der Große (591 bis 604) gegen den Titel: allgemeiner Bischof; er bezeichnete ihn als anti-christlich und teuflisch. Er nannte sich dagegen: „Knecht der Knechte Gottes,“ wie sich auch noch heut zu Tage — zum Spotte, scheint es, wenn man auf der andern Seite die Anmaßungen des Papstthums erwägt! — die Päbste nennen. Aber abgesehen von dem, wie er sich nannte, pries Gregor der Große den Wunderglauben, erfand die Lehre vom Fegfeuer, welche der Geistlichkeit

durch viele Jahrhunderte hindurch ein bedeutendes Einkommen zusicherte, führte zuerst den Pomp der Messe ein u. s. w. Der größte Schandfleck in seinem Leben sind jedoch die abscheulichen Lobeserhebungen, welche Gregor der Große dem größten Bösewichte jener Zeit, dem Kaisermörder Phokas, der sich durch Vergießen unschuldigen Blutes den Weg zum Throne in Constantinopel gebahnt hatte, spendete. — Es ist ein wahres Wort der Italiener: *le parole sono femmine, ma i fatti sono maschi!* und auch hier zeigt sich dessen Wahrheit.

Was Gregor VII. nur versucht hatte, führte Innocentius III. (1198 bis 1216) mit gebieterischer Anmaßung beharrlich aus. „Gleich wie Gott,“ sprach er, „bei der Welterschöpfung zwei Lichter an das Firmament des Himmels stellte, die Sonne, um den Tag zu regieren, und den Mond, der von jener sein mattes Licht borgt, um die Nacht ein wenig zu erhellen; so hat er in seiner Weisheit auch zwei Mächte angeordnet, die geistliche, welche über Alles erhaben, und die weltliche, welche von jener abhängig ist.“ In diesem Sinne regierte er die katholische Welt; erst unter ihm bekam auf diese Weise der abentheuerliche Lehrsatz, die römischen Bischöfe seyen Nachfolger Petri und Statthalter Christi und mit unumschränkter Gewalt im Himmel und auf Erden begabt, seine volle Geltung. Gegen Kaiser und Könige verschwendete er seine Bannflüche; gegen die Glieder der Kirche übte er durch seine Lehre von der Transsubstantiation einen schändlichen Glaubenszwang aus, indem er sich dadurch zugleich an Christenthum und Vernunft versündigte. Er entzog ferner den Laien den Kelch im Abendmahl und eiferte auch gegen das Bibellesen, indem er sagte: „Wie im alten Testamente kein Thier dem heiligen Berge der Gesetzgebung sich

nähern oder denselben betreten dürfte, so darf auch kein Laie in die Tiefen des göttlichen Wortes eindringen wollen.“ — Man sieht, zu ihren Zwecken erlaubten sich die Päpste Alles, und Vernunft und Sittlichkeit, Bibel und Geschichte wußten sie — in majorem dei gloriam! nach Belieben umzuändern und mit Füßen zu treten. —

Das Essen zur See.

Wer auf der See mit Geschmack und Grazie zu speisen vermag, der allein kann erst sagen, daß er weiß, wie man bei Tische essen muß. Bei der Tafel auf dem festen Lande kommt es nur darauf an, die Speisen mit Anstand und Manier, reinlich und zierlich, sitzsam und bescheiden zum Munde zu bringen, zu kauen, zu verschlucken, mit einem Trunk Wein zu begleiten und höflich eine Gesundheit heraus zu bringen. Auf der See muß man erst lernen, wie man es anfangt, daß die Speisen nicht unter den Tisch fallen, denn bald fliegt, wenn sie hohl geht, ein Stück Fleisch auf den Schooß herunter, bald kommt der Pudding in's Gesicht geschossen und ergießt seinen ganzen saftigen Inhalt; jetzt blüßt der Bissen von der Gabel hinab, und will man einmal nachtrinken, so läuft das ganze Glas in den Bufen, statt daß es sich in den Mund entleert. Kurz, auf der See erst lernt man beten, aber auch gehörig essen und trinken, wie es nur wenige von uns können.

Von englischen Dampfschiffen und zierlichen Fregatten u. ist allerdings dieses nicht gültig. Es sind da Vorkehrungen getroffen, wodurch der größte Theil solcher komischen Unfälle verhütet wird, aber daß wir in der Regel es so finden würden, sagt uns erst jetzt wieder C. J. Graba in seinem „Tagebuche einer Reise nach Sáró“, Hamburg, bei Perthes, 1830, S. 16 ff.

Etwas über die Ameisen.

Wenn einige der Geschlechtslosen unter den Hügel=Ameisen einen Ort gefunden haben, welchen sie für passend zur Anlage einer neuen Wohnung halten, so beschließen sie, ohne erst den übrigen Theil der Gesellschaft darum zu befragen, eine Auswanderung, und gehen folgendermaßen dabei zu Werke. Der erste Schritt, den sie thun, ist Rekruten=Anwerbung. Zu diesem Endzwecke nähern sie sich angelegentlich einigen Mitbürgern von ihrer eigenen Ordnung, liebkosen sie mit dem Spiel der Fühlhörner, zerren sie gutmüthig mit den Fresswerkzeugen, und machen ihnen unverkennbar den Vorschlag zur Auswanderung. Sind jene dazu geneigt, so trifft der Werbe=Offizier gleich Anstalten zur Fortschaffung des Rekruten, welcher, mit den Fresswerkzeugen von ihm gepackt, in spiraler Richtung ihm unter dem Halse hängt. Dieses geschieht Alles auf ganz freundschaftliche Weise und nach gegenseitiger Bekomplimentirung. Indessen nimmt zuweilen der Werber den Andern auch durch Ueberrumpelung, und schleppt ihn aus dem Ameisenhügel hinweg, ohne ihm Zeit zur Ueberlegung oder zum Widerstande zu lassen. Angelangt in der vorgeschlagenen neuen Wohnung, streckt sich der Fortgeschleppte aus, verläßt seinen Träger, und wird nun selbst Werber für die neue Colonie. Beide kehren zum alten Neste zurück, und holen dort Jeder einen frischen Rekruten, welcher, an Ort und Stelle gebracht, ebenfalls durch eigene Mitwirkung das Unternehmen befördert. So wächst die Zahl der Rekruten immer mehr heran, und bald sieht man den Weg zwischen der alten und neuen Colonie von Gehenden und Kommenden ganz erfüllt, die ersteren sämmtlich mit Rekruten belastet. Welch' ein ergötzliches Schauspiel gewährt dann die so beschäftigte Menge dieser kleinen Geschöpfe! — Wenn eine Auswanderung von den röthlichen Ameisen

unternommen wird, so sieht man die Neger-Ameisen ihre Herren tragen, und der Contrast der rothen Farbe mit der schwarzen macht den Zug sehr auffallend. Die kleinen Nasen-Ameisen tragen bei solchen Gelegenheiten ihre Rekruten so, daß diese gar nicht gekrümmt, sondern fleiß ausgestreckt mit dem Kopf nach der Erde hängen.

Bülthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Die Furcht vor dem Tode, die den Menschen eingeprägt ist, ist zugleich ein großes Mittel, dessen sich der Himmel bedient, sie von vielen Unthaten abzuhalten; denn vieles wird aus Furcht vor Lebensgefahr oder Krankheit unterlassen.

Bei einem Verbrechen ist das, was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was die Strafe verdient, sondern da liebt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen, womit es sich gleichsam als mit Wurzeln in unser Leben hinein erstreckt, diejenige ist, die am meisten von unserm Willen abhing und die wir am leichtesten hätten unterlassen können.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Die Witzgrube der Berliner Calambourgs hat in dieser ernsten Zeit eine unerschöpfliche Ader, so scheint es, gefunden. Man will sich doch auch in Reden Luft machen. Belgier, Franzosen, Polen, Russen, auch die Unsern müssen herhalten. Ob die Censur, die mit einer furchtbaren Scheere oft die Spitze abschneidet, nicht dem Witz selbst gut thut, lasse ich dahin gestellt, denn viele nehmen sich nur gesprochen gut aus und verlieren schwarz auf weiß ihre Schärfe; in der Schärfe besteht aber ihr Leben. Die Gebrüder Gropius sind am übelsten daran. Manche der

neuesten Bonmots ließen sich in den Gropius'schen Karikaturen von Berlin weit besser bildlich wiedergeben als schriftlich, jedoch für diese bunte Wiltersprache, die verständlichste unter allen, ist die Censur noch strenger. Nur hie und da erhält ein Zeitungswitz das transeat. Ungezogene Kinder schreien und lärmen. Die Mutter öffnet die Thüre und droht mit der Faust: „Wälger Berlinisch ausgesprochen („Weljer“), was wollt ihr?“ Die Kleinen erheben die Hand gegen die Mutter und rufen: „Mutter, keine Einmischung!“ Ein Ecksteher kratzt sich, die Mütze in der Hand, verdrießlich im Kopf; ein anderer warnt ihn: „Du, nimm Dir in Acht, daß Dir die belgische Krone nicht an den Kopf fliegt, Du weißt nicht wie.“ „Weshalb bewaffnen die Polen ihre Bauern mit Sensen?“ — „Um Sensation zu machen.“ Auch Graf Diebitzsch, der geehrte Türkenieger, entgeht der bitteren Zunge seiner Landsleute nicht. Ihm war, wenn er die Weichsel passirte, ein Fürstenhut versprochen. Bis dato hat er nach den Berlinern nur einen „Weichselkopf“ errungen. Auch hieß es nach den drei blutigen Schlachten, der Kaiser habe seinen Zunamen „Diebitzsch-Sabakansky“ in den ähnlich klingenden „Diebitzsch, so bald kannst nicht,“ pro tempore verwandelt. — So viel von Bonmots, welche sich als harmlos aussprechen lassen. Es giebt auch bittere, die nur von Mund zu Munde circuliren dürfen.

Die Ueberraschung.

Einsam klagt im dunkeln Haine
Philomela ihren Schmerz,
Und ich traure, und ich weine,
Und es blutet mir das Herz.

In die Schlacht zum blut'gen Spiele
Zog mein holder Jüngling fort;
Ach, in Kampfes Mordgewühle
Ladet ihn kein sich'rer Port!

Feindeschwärter ach! umblicken
 Meines Jünglings theures Haupt,
 Könnt' ihn meine Liebe schügen,
 Wo die Blutgier mordet, raubt! —

Und der Rasen liegt verwaistet,
 Wo wir sonst so süß geruht — —
 Vater, den der Seraph preiset,
 Schüt' ihn vor der Feinde Wuth! —

Und bedeckt mit dürrem Laube
 Trauert jezt das Blumenbeet;
 Wildem Sturm zum schönen Raube
 Knielt die Rose und — vergeht.

Und der Herde Silberglöken
 Tönen mir so dumpf, so leer;
 Es verblüht der Kranz der Locken,
 Und die Wirthe winkt nicht mehr.

Und, der Feinde Tauchzen bringet
 An mein Ohr; — mein Jüngling sank! — —
 Und ich sehe, wie er ringet —
 Herz mein Herz, warum so bang?

Rosfesshufe hör' ich klampfen —
 Horch! sie nahen diesem Hain', —
 Seh — des Jünglings Kampfsroß dampfen —
 „Adolph! ewig bin ich dein!“

J. L. Kr...e.

* Berichtigung.

Folgende Ergänzung wurde der Unterzeichne-
 ten nach bereits geschehenem Abdruck des vorigen
 Blattes eingesandt:

„Die Redaction wolle bey der Bitte an
 Herrn Johannes Köfing folgende Worte ein-
 schalten: „Auszüge aus der zuletzt in der
 Union gehaltenen Vorlesung über bürgerliche
 Freiheit.“ Die Red.

* Theater-Anzeige.

Der in wenig Wochen eintretende Schluß
 des Winter-Abonnements veranlaßt mich dem
 geehrten Publikum ein Sommer-Abonnement für
 48 Vorstellungen vorzuschlagen, die größtentheils
 aus Opern und einigen Lustspielen bestehen und
 vorzüglich an solchen Abenden statt finden sollen,
 wo die Witterung anderen Sommer-Vergnü-
 gungen nicht günstig ist. Bei diesem Sommer-
 Abonnement geht meine Absicht vorzüglich auf
 die Herstellung einer möglichst completeu Oper,
 wozu sich in dieser Zeit, durch zu diesem Zwecke
 veranstaltete Gastspiele, die beste Gelegenheit
 darbietet, da später bei dem Completiren fast
 sämtlicher Bühnen Mangel an tüchtigen Sub-
 jecten eintreten dürfte. Ein anderer Umstand,
 der gerade für diese Absicht günstig einwirkt, ist
 die bevorstehende Auflösung mehrerer Theater, die
 sehr tüchtige Mitglieder in die Nothwendigkeit
 versehen dürfte Engagement zu suchen, wodurch
 auf ein hiesiges Gastspiel gerechnet werden kann.
 Das in Rede stehende Sommer-Abonnement
 kann jedoch nur zur Wirklichkeit gedeihen, wenn
 der Ertrag desselben sich so hoch beläuft, daß
 dieser die namhaften Gagen, welche eine gute
 Oper erfordert zu decken vermag, daher auch nur
 nach einem solchen Resultate die bindende Kraft
 der Abonnements-Unterschriften eintritt. Das
 Nähere wird der in Kurzem circulirende Abonne-
 ments-Plan besagen. Dieser Ankündigung füge
 ich noch geziemend meine ergebenste Einladung
 mit dem Wunsche einer ausgebreiteten Theilnahme
 bei, durch die ich allein in den Stand gesetzt
 werde für das Vergnügen des Publikums thätig
 seyn zu können.

J. Bethmann.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 5. Mai 1831.

Redet auch das Sprichwort Wahrheit,
„Nacht ist keines Menschen Freund;“
Doch nach Dunkel Sonnenklarheit
Allen Erdenkindern scheint.

Wächters Stundenruf.

Es schlug neun!
Lust'ge Brüder,
Nacht kehrt wieder;
Es schlug neun — hübsch Euch geregelt,
Sein bei Zeit zu Haus zu seyn.
Wer auch noch so rüstig legelt,
Wirst d'rum doch nicht stets all' Neun;
All' Neun!
Glück will nicht erzwungen seyn.
Stoß zehn!
Laßt auf g'radem Weg' Euch seh'n,
Zarte Jungfern! Seyd bedächtig
Gehet nicht einsam, schleicht nicht nächtig;
Seyd gewarnt!
Leicht umgarnt
Wird die Jugend;
In der Jugend;
D'rum nicht einsam laßt Euch seh'n
Stoß zehn!

Ei! ei!
Gott helfe!
Dunkel bricht die Nacht herein.
Wer auf seinem Schmerzensbette
Nacht erst überwunden hätte!
O Geduld in Noth und Pein!
Tröstlich-hoffende Gedanken
Woll' Gott Vater allen Kranken
Allen Seufzenden verleih'n!
Ei! ei!
Gott helfe!
Horch! Es schlug die zwölfte Stunde
Mitternacht;
Schlummer herrscht in weiter Runde,
Herr Gott wacht!
Wenn auch seine Engelschaaren,
Feuerflammen nah wie fern,
Unsre gute Stadt bewahren;

Grevelt d'rum nicht!
 Wahret Feuer und Licht,
 Daß unsrer Stadt kein Schaden geschieht
 Und lobet Gott den Herrn!

Ein! Es schlug Ein!
 Scheu't das Unglück, fürchtet kein's!
 Redet auch das Sprichwort Wahrheit,
 „Nacht ist keines Menschen Freund;“
 Doch nach Dunkel Sonnenklarheit
 Allen Erdenkindern scheint.
 Es ist Ein!
 Scheu't das Unglück, fürchtet kein's!

Es schlug zwei!
 Wer da wach ist, hör', o höre,
 Ob aus Wächters Ruf wohl Lehre
 Zu entnehmen sey
 Um zwei!
 Zweifach ist der Weg durch's Leben;
 Zu dem rechten wollt' ihr streben,
 Geht am rechten wohl vorbei;
 Es ist zwei!

Die Glock ist drei!
 Heil'ge Zahl! Gott wolle walten,
 Uns beschirmen, uns erhalten,
 Uns vom Bösen
 All' erlösen;
 Seine Gnade steh' uns bei —
 Es schlug drei!

Vier hat's geschlagen!
 Vier!
 Morgen will tagen
 Glock vier!
 Wer erwacht von süßem Schlummer,
 Neu gestärkt in's Leben schaut,
 Wer die Nacht durchseufzt in Kummer,
 Daß vor'm nah'nden Tag' ihm grau't;
 Frommen Sinn's den Blick erhoben,
 Hüß' und Segen kommt von oben;
 Gott ist Licht, und Staub sind wir
 Alle hier!
 Es schlug vier!

Fünf! Glock fünf erschallt,
 Vom Thurne hallt
 Erstste Mahnung zum Gebete.
 Wird doch heilig jede Stätte,
 Wo empor zum ew'gen Throne
 Frommes Wort des Herzens wallt!
 Wo Ihr lieget, gehet, stehet,
 Wollt mit Beten,
 So's Euch nur von Herzen gehet,
 Vor Gott hintreten,
 Wenn's herab vom Thurne schallt
 Glock fünf!

G. N. Wärmann.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Ich bin der Sohn eines reichen Handelsmannes! — begann nun der Alte. — In der Straße St. Antoine steht noch mein väterliches Haus, das er während der Revolution verkaufen mußte. Von früher Jugend an fühlte ich mehr Neigung zu den Wissenschaften und zur Musik als zu der Handlung, die ich fortzusetzen gar nicht gesonnen war, besuchte deshalb die Colleges und wollte Rechtsgelahrtheit studiren. Hier theilte sich mir die Begeisterung mit, mit welcher ich die bald darauf erfolgte Revolution begrüßte. Ein Zufall sollte sie mir noch werther machen. Mein Vater, der eben krank war, schickte mich eines Tages zu einem vornehmen Hofmanne, eine Rechnung von 9000 Livres einzufordern. Nach manchem vergeblichen Wege war ich endlich so glücklich, den Herrn Marquis zu finden; ich übergab ihm die Rechnung, er befahl mir, in einiger Zeit wieder zu kommen und da ich auf Bezahlung mit für die damalige Zeit vielleicht zu wenig submissen Tone drang, so wurde ich, statt Zahlung zu erhalten, zum Hause hinaus gewor-

fen. Dieß empörte mich gegen den anmaßenden Adel und machte mich noch mehr zum Partisan der neuen Umwälzung.

Die ersten Sitzungen des National-Convents exaltirten mich, ich sah die Sache der doctrinairen Freiheit als die Sache der Menschheit an, die späteren Ereignisse rissen mich mit sich fort. Ich berauschte mich an den patriotischen Liedern, besuchte die Klubs und durchzog, die Marseillaise brüllend, mit den Banden die Straßen von Paris. — Sie wenden sich, indem ich dieß sage, gewiß von mir ab und schauern? — Sie haben Recht, ich befand mich damals in einem Zustande des Wahnsinns. — So kamen die Tage des Septembers heran. Ich zog mit nach den Gefängnissen, glaubte Unschuldige, wie am Tage der Bastille, von Tyrannenketten zu befreien und mußte das Schrecklichste erleben. — Lassen Sie mich davon schweigen — Gott sey gedankt, ich blieb frei von Schuld, kein Blut klebt an meinen Händen! — Ich mordete nicht, rettete eine Unglückliche, auf die schon die Messer der Unmenschen geübt waren, führte sie in mein väterliches Haus und verbarg sie dort.

Aber dieß hatte nicht heimlich genug geschehen können. Ich wurde angeklagt und in das nämliche Gefängniß geführt, aus welchem ich Lisette, die Tochter des Portiers des Herzogs von Lauzun gerettet hatte. Da verkaufte mein Vater sein ihm so theures Haus an seinen Nachbar, der schon lange darum gefeilscht hatte. Dieser Mann, einer meiner Richter, erhielt es für ein Spottgeld unter der Bedingung, daß er mich und die Unglückliche rette. Das Gefängniß wurde mir am andern Tage geöffnet und ich zog mit meinem Vater und Lisette nach Baugenz, wo wir Verwandte hatten, kaufte dort ein kleines Häuschen und Lisette ward bald mein Weib.

Ich genoß das Glück der Ehe nicht ganz. Der Republikaner war enttäuscht, er erkannte das Unglück seines Vaterlandes und eine düstere Melancholie ergriff mich, da ich mich als Theilnehmer der Greuelthaten anklagte. Die Liebe, die mir mein gutes Weib zeigte, konnte meinen Trübsinn nicht verschreiben; selbst als sie mir gestand, sie habe die Hoffnung, Mutter zu werden, blieb ich gleichgiltig und klagte, daß noch ein unglückliches Geschöpf mehr in Frankreich sein sollte. — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. — Das Kind, das mir Lisette gebar, die Mutter Madelon's, gab ihr den Tod und mir den Entschluß, Soldat zu werden.

Junger Mann, trifft Sie einst das furchtbare Schicksal, daß Sie jede Hoffnung auf Lebensglück verlieren und muthlos einer finstern Zukunft entgegen gehen, so eilen Sie in's Feldlager; dort, wo man täglich das Leben einsetzt, wird dem Menschen das Leben erst lieb, da, wo man unter dem Donner des Geschüßes muthig dem Feinde entgegen rückt, da lernt der Mann sich selbst schätzen, das Vertrauen kehrt in die Brust zurück und der Mensch fühlt seinen Werth; das Schicksal ist ihm wenig, die Ehre Alles und sie ruht in seiner Hand, er ist ihr Herr. Mein Schicksal führte mich nach Italien, ich focht unter Bonaparte und hier lernte ich die Größe des Mannes kennen; seit der ersten Schlacht, die ich unter ihm focht, war ich ihm geweiht für mein ganzes Leben. Auch war ich wahrlich nicht der Schlechtesten Einer im Heere, denn mit Wunden bedeckt kehrte ich als Lieutenant zu meinem Vater zurück, um ihm die Augen zuzudrücken, dann schiffte ich mich mit Bonaparte nach Aegypten ein und kehrte als Hauptmann in mein Vaterland wieder.

Bei einer Revue, die wir vor Bonaparte machten, erkannte mich der erste Consul und gab

mir eine Stelle in seiner Garde. Ich war glücklich, eilte freudiges Herzens mit meinem Corps über die Alpen zur Schlacht von Marignano. Als ich jedoch nach Paris zurückkehrte, fühlte ich, daß auch mich das Uebel Aegyptens betroffen habe und meine Augen schwach wurden. Schon an dem Krönungstage Napoleon's waren sie so umdüstert, daß ich meinen Helden nicht mehr im kaiserlichen Ornat sehen konnte und als kurz vor dem österreichischen Kriege die invalid Gewordenen der kaiserlichen Garde ihm bei einer Parade vorgestellt wurden, stand Capitain Songeret an ihrer Spitze.

Der Kaiser klopfte mir auf die Schulter.

Es thut mir leid, Capitain, — sprach er — Sie hier zu sehen; gehen Sie nach dem Hôtel des Invalides, beschließen Sie dort Ihre ruhmvollen Tage. — Sorgen Sie für ihn, Marschall Serurier! — sagte er dann, sich zu diesem wendend — Ich empfehle Ihnen diesen Offizier, der seit dem ersten Gesichte in Italien mein steter Kriegsgefährte war. — Es gehe Ihnen wohl, Capitain!

Junger Mann! — rief der Alte feurig — Das war der schönste Augenblick meines Lebens, ich stelle ihn noch höher, als da ich Augereau mit meinem Körper deckte, als er die Fahne auf der Brücke von Arcole pflanzte, ich, von drei Kugeln durchbohrt, niedersank, die Grenadiere über mich wegstürmten und ich zerschossen und zertreten jubelnd ausrief: Es lebe die Republik! — Dieser Augenblick ist auch vergangen, so wie die unglückliche Republik und die Zeit des Ruhmes. Jetzt gibt es nicht mehr Helden von Arcole, von Austerlitz und Wagram, jetzt heißt es nur: die Helden vom Trocadero — Gott erbarm's!

Er schwieg, ein bitteres Lächeln umzog seinen sonst so freundlichen Mund, dann bat er

Herrn Ducanger, ihm ein Glas einzuschenken und stürzte den Wein mit Hast hinunter.

Nach und nach ward ich ganz blind — fuhr er dann fort — und da wurden mir auf besonderen Befehl des Marschalls eine Menge Bequemlichkeiten zugestanden, die ich sonst nicht gehabt hätte. Auch übernahm der Kaiser die Sorge für die Erziehung meiner Tochter, die in eine gute Pension kam und mich alle Sonntage besuchte, aber nicht viel Freude an dem blinden Vater zu haben schien, der sich mit seinen Vögeln und seinen Hunden beschäftigte und dessen höchstes Glück es war, sich die Zeitung vorlesen zu lassen und von den Siegen seines Kaisers zu hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Pressfreiheit.

Aus der Rede des Abgeordneten Lösch in der am 19. April statt gehaltenen Sitzung der zweiten Kammer in München entlehnen wir folgende auch für andere Staaten des deutschen Bundes passende Stelle:

„Als kräftige Gewährleistung seiner landesväterlichen Gesinnungen stellte der unsterbliche Gründer der Verfassung neben anderen auch den hehren Grundsatz auf: Freiheit der Meinungen, und im §. 1 des Edikts über die Freiheit der Presse vollkommene Pressfreiheit. Sein Volk war ihm treu geblieben unter den Schrecknissen 20jähriger Kriege; hingeopferte Schaa ren wurden durch neue Kämpfer ersetzt, und Gut und Blut wurde willig dargebracht beim Feldgeschrei: für Vaterland und Maximilian Joseph! Des Vaterlands Freiheit und Unabhängigkeit ward gerettet aus den Fesseln, in die es fremde Herrschaft geschlagen hatte, des Volkes Liebe und Treue hatte diesen Segen gebracht — des Volkes Liebe sollte für ewige Zeiten ein festes

Bollwerk bilden gegen alle Stürme, die gegen Thron und Vaterland anbrausen. Welch' schöner Lohn für Ersteres konnte gespendet, welch' sichereres Unterpfand für Letzteres konnte gegeben werden, als — was die Verfassungsurkunde zuerst verheißt: Freiheit der Meinungen. Daß unter diesen Meinungen nicht die Ansichten und Urtheile verstanden werden können, die im Gehirn des Menschen verschlossen bleiben, das wird wohl Jeder zugeben. Nein, es muß von Meinungen die Rede seyn, die sich kund thun durch Wort oder Schrift. Wort und Schrift waren kurz zuvor in schimpfliche Fesseln geschlagen. Feile Spione belauschten die Rede, die dem gepreßten Herzen entschlüpfte; Sklavenhände erbrachen die Briefe und stahlen ihre Geheimnisse; engherzige Menschen unterdrückten jede Schrift, die eine Klage über den allgemeinen Jammerzustand des Landes und Volkes enthielt. Der Schöpfer der Verfassung konnte daher seinem Volke keine größere Gewähr seines Dankes und seines Vertrauens geben, als Freiheit der Meinungen in Wort und Schrift oder in letzterer Beziehung: als Freiheit der Presse. Jedoch nicht ganz ohne Zügel sollte diese Freiheit der Meinungen als Geschenk dargeboten werden; deshalb ist beigelegt, mit gesetzlichen Beschränkungen gegen den Mißbrauch. — Allein findet da wohl ein Mißbrauch der Freiheit der Meinungen und resp. Pressfreiheit statt, wenn man allgemein bekannte und gefühlte Mängel in der Rechtspflege, der Verwaltung und der Polizei in Schriften aufdeckt, wenn man aufmerksam macht auf die Ueberschreitung der Competenz, welche sich oft die höheren Stellen erlauben, auf Beamten despotismus auf Druck und Bedrängung durch das Schreiberregiment, auf Verletzung constitutioneller Freiheiten und Rechte? Sollte man nicht öffentliche Klagen erheben dürfen über Ueberbürdung des Nährstandes,

mit dessen Ruin die ganze Staatsmaschine zusammen fällt, über Bedrückung des Handels, der eingeengt in lästigen Formen, dem Ackerbau und der Production roher Erzeugnisse nicht hülfreich zur Seite stehen kann?

Außwärtige Mittheilungen.

(Der Mercur enthält folgendes:

Des allgemeinen Interesses wegen, theile ich hier einen Auszug des Briefes meines Bruders Dr. Friedrich Erdmann, Kaiserlich Russischen Staats = Rathes und Professors der Medicin zu Dorpat vom

19. Febr.

3. März

1831 mit. Er lautet folgendermaßen:

Noch ein paar Worte in Beziehung auf die Cholera. Wäre ich im Stande gewesen, Dir etwas anderes darüber zu sagen, als was in die öffentlichen Blätter Deutschlands, besonders die allgemeine Zeitung übergegangen war, so würde es, der bewußten Hindernisse ohngeachtet (seinen Freunden melde ich, daß dieses eine Reise nach Petersburg war, um seine zweite Tochter, Namens Agnes, ehe sie starb, noch einmal zu sehen), doch geschehen seyn. Umfassende Berichte erwarten wir erst noch. Im Ganzen hat sie einige und zwanzig, jetzt vielleicht an dreißig Gouvernements heimgesucht, über die Hälfte der Kranken dahin gerafft, in allem vielleicht 50,000 Menschen. Ihr Verlauf war ganz der, der orientalischen Seuche, an vielen Orten sehr stürmisch, an mehreren gemäßiget. Gegenwärtig ist sie in den meisten Gegenden erloschen, aber immer lodert das Feuer hin und wieder von neuem auf.

Gott schütze Euch und uns, wenn der Sommer kommt, wo sie doch immer furchtbarer zu seyn scheint. Ein sicheres Mittel dagegen kennt man nicht. Am besten geht es, wenn der ganze Körper durch Fomentationen, Bäder und

Bedeckungen, so wie durch laue Getränke in allgemeinen Schweiß gebracht werden kann.

Von homöopathischen Kuren ist hier nichts zu hören, ob man sie auch wohl, obgleich ohne allen Erfolg, versucht haben mag.

Zur Vorbauung sind strenge Quarantainen, auf jeden Fall das Wirksamste. Im Durchschnitt hat man die englische Heilmethode (bekanntlich bestehend in zeitigen Aderlässen, Darmausleerungen; Calomel und nach Befinden Opium) angewandt; ich glaube oft zu roh und dreist. — Für heute genug, bald hoffentlich mehr. —

(Zwei Tage darauf erhielt ich von ihm folgende, ausführlichere Nachricht, als Fortsetzung der erstern.)

Dorpat, vom 6^{ten} März 1831.

Die Cholera ist in der Regel nur unter dem gemeinen Volke verheerend, besonders wenn es in Schmutz, Nässe und der Erkältung ausgesetzt, lebt, schlechte Diät führt und sich dem Trünke ergiebt.

Aus den höheren Ständen sind doch nur sehr wenige hingerafft worden und wenn sich auch die Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung nicht ablängen läßt, so kommt sie doch in hundert Fällen, bei allen dazu dargebotenen Gelegenheiten, nicht zu Stand. In Moskau ist nur ein einziger Arzt an der Krankheit gestorben, auch kann man nicht behaupten, daß Krankenhäuser häufig angesteckt worden wären, so wie oft nur ein Individuum in einer Familie davon ergriffen ward. Ist aber Ansteckung erfolgt, so scheint die Krankheit auch immer sehr schnell auszubrechen, so wie sich denn auch ihr Verlauf oft in wenigen Stunden mit dem Tode endigt. Das schlimmste Zeichen ist völliges Erkalten des ganzen Körpers mit Blauwerden des Gesichts und Schwinden des Pulses. Bleibt die Oberfläche des Körpers noch größtentheils warm, so ist die Gefahr

nicht groß und tritt ein allgemeiner Schweiß ein, so ist sie gehoben. Auf diesen muß man hinzuwirken suchen, nicht durch stürmische Mittel, sondern am besten durch warme Bäder, Reibungen, rothmachende Mittel, Bedeckungen, laue Getränke mit mäßigen Zusätzen von Laudan Liquid.

Der Gebrauch des Aderlassens ist sehr zu beschränken, so auch der des Quecksilbers. —

Die Sektionen zeigen kein bestimmtes Zeichen von Entzündung des Magens oder Darmkanals, wenigstens nicht constant, eben so wenig der Leber, indem das Erbrechen nicht einmal gallig ist, ja wenn Galle ausgebrochen wird, der Kranke am leichtesten geneset. Wunderbar, daß die Krankheit auch Vögel ergreift. Loder verlor selbst von 250 Hühnern 50 Stück unter Durchfall und Zuckungen. Gegenwärtig herrscht die Krankheit nur noch wenig in Rußland und in Moskau hat sie größtentheils aufgehört; dagegen ist sie in Kasan, wo sie schon aufgehört hatte, von neuem ausgebrochen, nur wie es scheint, nicht so heftig. Für den nächsten Sommer halten wir uns indessen auf ein weiteres Fortschreiten gefaßt und wenn nicht sorgfältige Quarantainen angelegt werden, ist Deutschland vor dem Besuche des ungebetenen Gastes wahrscheinlich auch nicht sicher. Das Beste ist wohl, daß niemand lange in den Quarantainen aufgehalten zu werden braucht wahrscheinlich nicht über drei Tage, indem das Uebel, wohl immer in den ersten 24 Stunden, nach erfolgter Ansteckung, ausbricht.

Mitgetheilt vom Sanitäts-Assessor und Amts-Physikus

Dr. C. G. Erdmann zu Dresden.

* Gutgemeinter Rath.

Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist besser als goldene Aepfel in silbernen Schalen.

Bernehmet geliebte Mitbürgerinnen, was ich Euch schon lange habe sagen wollen; es betrifft die Sorge auf welch' einem Wege Ihr dies Jahr Euren Hausstand mit wohlfeiler Butter versorgen, und dadurch denselben minder kostspielig machen könnet. Es wird Euren Männern schwer, jezt so viel zu verdienen, als die Haushaltung kostet, und Butter ist der kostspieligste Artikel. — Ihr werdet fragen: „woburch gelanget man zum Ankauf wohlfeiler Butter?“ — Ich will Euch einen Rath geben: „wenn die sogenannte Mai-Butter an die Schlachte kömmt, so fallet nicht gleich darüber her, sondern begnüget Euch eine Weile mit der noch auf dem Lager habenden Butter; habt ihr keine mehr, so schämt Euch nicht, nach einem Detaillisten zu schicken, um für einige Thaler holen zu lassen, welches in ganz Hamburg üblich ist, oder von dem Markte Butter zu nehmen. —

Lasset die Butterverkäufer nur erst 8 oder 14 Tage an der Schlachte liegen, Ihr werdet sehen, wie sie mit dem Preise herunterstimmen, und Ihr werdet desfalls nie Ursache haben bange zu sein, daß Ihr nicht versorget werdet. Beschränkt Euch auch nicht darauf Eure Butter Johanni haben zu müssen. Es ist eine lächerliche Behauptung, daß dieß der beste Zeitpunkt zum Ankauf der Butter sey; gerade dadurch daß ein jeder dann Butter haben will, wird der Preis so gesteigert, daß es empörend ist, in einer so fruchtbaren Zeit diesen Artikel so hoch bezahlen zu müssen. — Sollte meine freundschaftliche Warnung bei den Hausmüttern überhört werden, so wende ich mich an Euch, Ihr Hausväter, die Ihr die Casse führet. Rückt nicht sofort mit Euren Louisd'ors heraus, dann wird die Sucht

nach der ersten theuern Butter von selbst schwinden. — —

Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Ein Familienvater.

* Verschiedenes.

Sokrates sagte: Wenn ihr denket, daß man den wahrheitsliebenden Mann nur zu tödten habe, um andere zurück zu schrecken, daß sie euch nicht vorwerfen, daß ihr schlechte Menschen seid; so betrüget ihr euch sehr. Die Zeit bewies, daß er wahr gesprochen hatte. Eben so geht es denjenigen welche glauben, durch Censur könne man die Wahrheit fesseln, und die Vernunft einkerkern.

Sonst richteten Priestermacht und Fürstenmacht über die Vernunft. Von nun an wird sie über jene richten.

Laut Preis-Courant in der hiesigen Zeitung vom 1. Mai, war die Forderung für den besten Roggen 98 Rthlr. In den wöchentlichen Nachrichten vom 2. Mai, wird der Preis des Sandroggens in der Backtabelle zu 105 Rthlr. angegeben. Preis des Waizens in der Preisliste, die höchste Forderung 165. In der Backtabelle 170. Warum stellen die Herrn Mäcker den Preis so verschieden?

Hat die Kohlenkammer im Dom auch die Eigenschaft, die der Bleikeller besitzt, Leichname auszutrocknen? Herr Dr. Notermund sagt in seiner Geschichte des Doms Seite 34: „Man beerdigte in neuerer Zeit einen am 30. März 1788 gestorbenen armen Mann Konrad Ehlers in diesem Keller (Bleikeller) und nach wenig Jahren war er vertrocknet.“ Ist dieser Ehlers wirklich im Bleikeller beerdigt, oder nur in denselben gesetzt?

* Wiederholter Wunsch.

Das nahe Himmelfahrtsfest veranlaßt auch uns zu der öffentlichen Bitte: um eine Frühpredigt in unserm Dome, an diesem Tage; auch wir werden des Tages abgehalten die Kirche zu besuchen, und möchten uns doch so gerne an diesem Feste erbauen! —

Der Wunsch in No. 31. d. Bl. in welchem viele Lutheraner dieselbe Bitte aussprachen, hat unsere lebhafteste Theilnahme erregt und erlauben wir uns, hierdurch, um gütige Beherzigung dieser Bitte zu ersuchen

H — s — R — . G — .

M i s c e l l e n.

Ueber Verfälschung des Rübböls durch Hansöl.

Um ein käufliches Rübböl auf Verfälschung mit Hansöl zu untersuchen, werden zwei blank polirte verzinnnte Eisenbleche etwas erwärmt; mit einem Pinsel streicht man das zu untersuchende Del auf eins von diesen zwei Blechen, auf das andere reines Rübböl oder Baumöl, und läßt diese zwei Bleche an die Sonne oder an einen lauwar-men Ort zwei Tage lang bringen. War das gekaufte Rübböl rein, so hat es sich während dieser Zeit nicht verändert, sondern behält die Eigenschaften des Dels auf dem zweiten Bleche. Dieses Verfahren zeigt den kleinsten Zusatz von einem austrocknenden Oele unter Rübböl. Sehr zu wünschen wäre, daß jeder Käufer das zu kaufende Rübböl vorher einer Untersuchung unterwürfe, um nicht mehr Nachtheil Andern zuzuziehen. Ich will nur die Wollensfärberei in Verührung bringen. Die Wolle wird, ehe sie verarbeitet werden kann,

durch den Wollkämmen mit Rübböl benetzt, um der Wolle die Reinigung zu geben. Ist nun ein durch Hansöl oder Leinöl verfälschtes Rübböl angewendet worden, so wird das daraus bereitete Farbrifkat, wenn es gefärbt werden soll, dem Färber sehr viel zu schaffen machen, um die harzigen Bestandtheile aus dem zu färbenden Stoff zu bringen. Wird die Waare gefärbt, so muß sie sehr unvollkommen erscheinen, da die Farbenbrühe nicht auf alle Theile der Waare wirken kann, weil einzelne Fäden mit der harzigen Masse durchdrungen und überzogen sind.

Die Geistlichkeit in Süd-Amerika.

Die Sitten der südamerikanischen Geistlichkeit sind höchst empörend. Die meisten der Geistlichen trösten sich über das Eölibat, welches Disciplin zum Gesetz macht, dadurch, daß sie im Concubinat leben, und zwar so allgemein, daß dies fast nicht mehr auffällt. Unlängst hatte ein Bischof seine Familie ohne Weiteres in seinen bischöflichen Pallast aufgenommen, und dennoch wurden nur einige tadelnde Stimmen über eine solche Ungebundenheit laut. Gelehrte Reisende meinen, es würde diesem nicht anders als durch die erlaubte Priester-Ehe abzuhelpfen seyn. Bis dies geschieht, bleibt die Religion in Südamerika des innern Gefühls beraubt, welches sie doch lebendig machen sollte; ein bloßes Ceremoniell, ohne Einfluß auf die Moral derjenigen, welche sich zu ihr bekennen, folglich ohne allen Nutzen, außer etwa für die Geistlichkeit, die trotz der Umwälzung noch immer einen großen Theil des Reichthums dieser schönen Länder besitzt.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 8. Mai 1831.

Der Sänger greift
Beifert in die Saiten;
Nach oben schweift
Sein Aug', die Töne gleiten
Durch Berg und Thal.

„Wir sind des Himmels Erben;
Nie kann ersterben
Der Liebe Lust
In Sängers Brust!“

* **L i e b e s l u s t.**

Melodie: „Der Troubadour u. s. w.“

Des Sängers Brust
Wagt freudig von Entzücken;
Nur Liebeslust
Kann ihn so hoch beglücken.
Die Schöne eilt',
Sich an sein Herz zu schmiegen,
Sich traut zu wiegen
In Liebeslust
An Sängers Brust.

Des Sängers Mund
Wagt schüchtern jetzt zu fragen:
„Im Erdenrund
Wißt gern du mit mir tragen
Stets Freud' und Leid?
Wißt ewig bei mir weilen
Und alles theilen?
In Liebeslust
An Sängers Brust?“

Die Schöne schlägt
Verschämt das Auge nieder;
Doch höher hebt
Sich ihres Busens Wieder:
„Dir bleib' ich treu,“
So lispelt sie erglühend,
Sanft an sich ziehend
In Liebeslust
An Sängers Brust.

Die Schöne weint;
Doch — sie weint Freudenthränen.
Mit ihm vereint
Löst sich des Herzens Sehnen
In Versen auf.
„Und wenn das Grab einst winket,
Dein Liebchen sinket
In Liebeslust
An Sängers Brust!“

Der Sänger greift
 Begeistert in die Saiten;
 Nach oben schweift
 Sein Aug', die Töne gleiten
 Durch Berg und Thal.
 „Wir sind des Himmels Erben;
 Nie kann erstorben
 Der Liebe Lust
 In Sängers Brust!“

K.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Obgleich ich ganz blind war, ist mir doch immer noch jene Zeit selbst in der Erinnerung werth geblieben. Mein Diener las leidlich und so beschäftigte ich mich wieder, wie ich es in früherer Jugend gethan hatte, mit der Lektüre und besonders war das Studium der Revolution und unserer Kriege mir zum Bedürfniß geworden und wenn ich meine Vögel besorgte, die ich selbst füttern konnte, und meinen Hund geliebte hatte, mußte mein Jerome lesen, oder ich dictirte ihm meine Ansichten und Bemerkungen. Auch blieb mir die Musik eine angenehme Beschäftigung, ich klimperte auf der Guitarra und sang, wohl nicht glaubend, daß ich dereinst mein Brod damit verdienen sollte.

Meine ehemaligen Kameraden besuchten mich oft, besonders ein Oberstlieutenant von der jungen Garde. Er sah zuweilen meine Tochter und faßte Neigung zu ihr, auch sie schien Wohlgefallen an ihm zu finden, die Partie war für das arme Mädchen glänzend und ein Jahr vor dem Kriegszuge nach Rußland heirathete er sie. Der Kaiser gab ihr eine kleine Aussteuer, Madelon ward am Abend, ehe die Garde aus Paris marschirte, geboren und der brave Mann hatte noch das Glück sein Kind in seine Arme zu schließen. —

Vom dem Tage an, daß er mir Lebewohl sagte, datirt sich meine Unglück-Epoche. Selbst über die Siegesnachrichten meines Kaisers konnte ich mich damals nicht recht freuen, ich fürchtete immer das Schlimmste, und leider hatte mich meine Ahnung nicht betrogen. Die Armee war vernichtet — auch mein Schwiegersohn kehrte nicht wieder zurück, und da Napoleon bei seiner Rückkehr aus Rußland nicht Frieden machte, sah ich immer, wenn ich so in meiner Dunkelheit allein saß, einen glänzenden Stern, groß wie der Vollmond, in stürmischer Nacht untergehen und mein Herz bebte vor dem Glücke des Mannes, den das Glück früher nie verlassen hatte.

Schon vor dem Einrücken der Verbündeten in Paris lebte ich ein qualvolles Leben, voller Sorge und trüber Ahnung. Des Kaisers Abdankung in Fontainebleau machte zwar diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende, aber die peinigende Unruhe ward zum dumpfen Schmerze. Als er von Elba zurückkehrte, ging mir zwar ein Lichtstrahl wieder auf, aber was war Frankreich damals? — Es war nicht mehr das Land, wo man der Freiheit willig Blut und Leben geopfert, wie zu den Zeiten der Revolution, nicht mehr das Land der Ehre, wie zu den schönen Zeiten Napoleon's. Hin- und herschwankend, wollte eine Partei des Kaisers Talent benutzen, ohne ihm Gewalt zu geben, sein Name sollte die fremden Kohorten von Frankreichs Grenze bannen, aber sein hoher Geist sollte sich in die Fesseln der Demagogen schmiegen; die andere Partei wollte den Frieden und deshalb auch lieber die Bourbonen und nur das Heer folgte mit freudigem Rufe seinem Adler — die Schlacht von Belle Alliance machte allen meinen Hoffnungen, allen meinen Träumen ein Ende. — Der Held seines Jahrhunderts segelte nach Helena in die Verbannung und starb fern vom dem Schauplatze seiner Größe. —

Fahr' hin, fahr' hin, Du strahlender Stern! — sagte der Alte mit Begeisterung und Ducan-ger glaubte den blinden Warden Fingals vor sich zu sehen. — Hebe Deine Schwingen, königlicher Adler! Noch einmal darfst Du sie zum Fluge nach Jenseit heben! — Wenn die Bourbons vom Throne stürzen, Frankreich sich neu gebären wird, Alle Deine alten Kriegsgenossen längst, gleich Dir, im Staube ruhen, dann lebt Dein Ruhm un-sterblich fort und die Pygmaiden, die dem Riesengeschlechte folgen, werden ewig staunend Deine Thaten bewundern, denn über Jahrtausende strah-let Dein Ruhm! —

Aber wohin führt mich mein altes Herz? — lenkte er ein. — Verzeihen Sie! — sagte er fast beschämt. — Es wird mir so schwer, mich von jener Zeit loszureißen, denke ich einmal an sie, hält sie mich fest.

Setz' sieh' ich vor dem Nachtschl meines Lebens! — fuhr der Alte dann fort und sein ganzes Aussehen ward verändert — Die Bourbons herrschten in Frankreich und selbst der um-sichtige Ludwig der Achtzehnte fühlte sich nicht heimisch auf dem Throne seiner Väter; aber ich glaube doch, er meinte es gut mit dem Volke, darum möge er in Saint Denis sanft ruhen! Mir ging es in der Zeit leidlich; ich konnte im Kreise meiner Unglücksgefährten ungestört sitzen und mich an der Vergangenheit erquicken, wir konnten unbekümmert den Mann unserer Vereh-rung betrauern, die alten Kriegslieder und die neuen, die so manches junge Talent, Trotz der Censur, zu Ehren des Verbannten von Helena gedichtet hatte, mit freudigem Herzen singen. Da starb Ludwig der Achtzehnte, das Pfaffenregiment be-gann und mit ihm sogar in dem Hôtel des Invalides die geheime Polizei. Missionaire wanderten täg-lich herum, die alten verkrüppelten Sünder zu bekehren und mir — denkt nur, Herr! — mir

ward verboten, ferner die alten Lieder zu singen und die Napoleonischen Zusammenkünfte zu hal-ten. Serurier war todt, Mortier, der an seine Stelle kam, gehorchte dem Hofe und die alten Invaliden, die für Frankreichs Ruhm ihre Glie-der freudig geopfert, freudig ihr Blut verspricht hatten, sollten nicht einmal mehr sich ihrer Tha-ten freuen, nicht den Namen ihres Feldherrn ju-belnd nennen, seine Wüste zertrümmern, sein Bild, daß sie wie ein Heiligenbild verehrten, von der Wand reißen. — Sie wurden in die Kirche getrieben, mußten beten und singen, aber nicht die Lieder des alten Ruhmes. O, die Thoren! — rief der alte Deggelspieler in Unmuth — Glau-ben sie denn, daß sie sein Bild aus unserm Her-zen reißen können? Das steht hier, so lange das unglückliche Herz schlägt!

Meine Tochter, die nach dem Tode ihres Vaters eine anständige Pension erhalten hatte, — fuhr er gelassener fort — kam jetzt öfter als ge-wöhnlich mit ihrem Kinde zu mir. Sie langweilte mich, wie sie mir wohl nie Freude gemacht hatte, denn früher unterhielt sie mich nur von ihrem Puz, jetzt war sie den Pfaffen in die Hände ge-fallen und suchte mich zu bekehren; das gelang ihr nun freilich nicht, Napoleon war mein Hei-liger und nicht der heilige Ignaz. Aber je weni-ger mir die Tochter Freude machte, destomehr zog mich meine Enkelin an. Das Kind wurde mir von Tag zu Tage lieber und blieb jetzt oft längere Zeit bei mir. Die Mutter, Trotz ihrer Frömmigkeit, schien sich wenig um solches zu kümmern, und so ward das Kind mehr bei mir heimisch als bei ihrer Mutter.

Noch ein Jahr verlebte ich in Muße. Vor drei Jahren, am fünften Mai, waren mehre Officiere aus dem Hôtel bei mir versammelt, den Todestag Napoleon's zu feiern. Ich hatte mir hierzu eine kurze Rede ausgedacht, die ich auch

mit Feuer hielt, und Jeder wußte ein Wort zur Ehre des Helden zu sagen, als die Thüre sich öffnete, einige unserer Oberen eintraten und uns auseinander zu gehen befahlen. Meine Freunde gehorchten, und am andern Tage, als mir eben die *Kleine les adieux de Bertrand* vorsang, ward ich zu unserm Chef geführt, der mich, ich muß es gestehen, nicht ohne Theilnahme mit dem Befehle des Kriegsministers bekannt machte, daß ich mich durch meine revolutionairen Versammlungen der Gnade des Königs verlustig gemacht und meinen Platz im *Hôtel des Invalides* verwirkt habe.

Drei und zwanzig Jahre hatte ich blinder Mann in diesem Asyle gelebt und war dort so heimisch, als hätte mir Gott nicht das Licht meiner Augen genommen, war so lange gewohnt, mit meinen Kameraden an einem Tische zu essen, aus einer Flasche zu trinken und sollte es nun in zwei Tagen verlassen! Meine Kameraden besuchten mich noch alle und hatten den Muth, mich bei meinem Ausgange zu begleiten. Freunde! — rief ich ihnen zu, als sie mich bis vor die eiserne Geländer brachten — beklagt mich nicht, daß ich in's Exil wandern muß; mußte doch der größte Mann seiner Zeit auch nach Helena wandern. — Lebt wohl! Es lebe der Kaiser! — Dieß sagend, verließ ich sie und so ward der Capitain der Kaiserlichen Garde, der Ritter der Ehrenlegion ein Drgelspieler, oder eigentlich gesagt, ein Bettler, der die Vorübergehenden, statt um Almosen anzusprechen, um Almosen ansingt,

Doch ich will nicht murren, — folgten mir doch Mabelon, Fidele und der kleine Serinett, jener Kanarienvogel, der mich immer so schreiend unterbricht, in mein Exil, und bin ich doch noch keinen Abend hungrig zu Bette gegangen. Wenn es mir recht knapp geht und Mabelon's kleines Beutelchen leer wird oder sie kein Geld mehr hat,

mir am Abend meine Flasche zu füllen, so raunt sie mir es leise zu, wenn ein wohlgekleideter Mann mit einem Schnurbarte vorüber geht, und dann sage ich, wie Belisar: Herr, gebt einem blinden Offizier der alten Garde eine Gabe! und da füllt sich gemeinlich das Beutelchen der Kleinen und es reicht dann auf lange Zeit. Selbst einmal gab ihr ein Vorübergehender, den ich auf diese Weise ansprach, einen Doppel-Louisd'or, und als sie, darüber erstaunt, einen Vorbeigehenden fragte: wer der Herr sey? erfuhr sie, es sey der Herzog von Orleans gewesen. Ich freute mich, daß auch ein Bourbon einen Mann der alten Garde ehren kann und habe ihn dafür gesegnet.

Und erlaubte Ihre Tochter Mabelon, Ihnen zu folgen? fragte Herr Ducanger.

Das Kind bestand darauf. Nur mit Gewalt hätte man sie von mir trennen müssen, denn sie meinte, weil ich meinen Jerome nicht mehr habe, müsse sie mich führen. Seit sie aber mit mir auf den Straßen zieht und mit zur Drgel singt, hat die Mutter ihr gefluht, will nichts von ihr wissen und hat sie seitdem nicht mehr gesehen.

Das ist furchtbar! unterbrach ihn Herr Ducanger.

Nein, Herr! gar nicht! Der Fluch aus solchem Munde wird vor Gott zum Segen. Das kummert mich nicht, wohl aber kränkt es mich, daß die Tochter meiner Lisette eine Heuchlerin geworden ist. Herr! — fuhr er auf — das trockene Brod, der schlechte Wein, woraus jetzt meistens mein spärliches Mahl besteht, ist ein Mahl des Friedens, denn ein Engel theilt es mit mir. Wenn sie aber mit den Pfaffen schwelgt, dann sitzt der Teufel mit bei Tische und macht den galanten Wirth!

Es thut mir leid, Capitain, daß meine Frage Sie in Eifer gebracht hat! sagte der junge Mann, sich entschuldigend.

Ja, heftig werd' ich, wenn ich an sie denke und Madelon nicht zugegen ist, — erwiderte der Alte — aber geflücht habe ich ihr noch nicht, wie sie dem Kinde, und werde es auch nie! — Lieber Herr! — sagte er dann, und man sah, daß er gern die Gelegenheit ergriff, von etwas Anderem zu reden — nennen Sie mich nicht Capitain, Sie erwecken dadurch in mir nur trübe Erinnerungen; jetzt habe ich ja Niemand zu befehlen als den Pfeifen meiner Orgel und meinem Pudel und ich schäme mich nicht, ein Leiermann zu seyn. — Bei diesen Worten klopfte er an's Fenster und Madelon kam aus dem Gärtchen herein. Madelon, — fragte er — was ist's an der Zeit?

Gleich Mittag! erwiderte das Mädchen.

Was hast Du heute im Topfe?

Ein Huhn mit Potage, Großvater. Wir nahmen gestern so viel ein, daß ich glaubte, Euch wohl Euer Leibgericht machen zu können —

Nun, da soll es mir auch schmecken! Aber so ein leckeres Gericht es auch für mich ist, kann ich Sie doch nicht dazu einladen, doch wollen Sie bei uns bleiben —

Ich würde Sie stören — fiel ihm Ducanger in die Rede —

I nun! — meinte der Alte — gleich nach Tische muß ich ein Stündchen schlafen und dann beginnt meine Wanderung auf den Boulevards.

Ehe ich Sie verlasse, — nahm jetzt Herr Ducanger das Wort — erlauben Sie mir eine Frage: weshalb führen Sie, da Sie doch Songeret heißen, auch den Namen Quatrebras? Denn so bezeichnete Sie der Gend'arme, der mich vor Ihnen warnte.

Der Alte lächelte. Als ich bei der italienischen Armee stand, war ich ein junger, tüftiger Mann, — berichtete er dem Neugierigen — von der Natur mit besonderer Leibesstärke begabt, so daß ich es im Ringen mit zwei, oft sogar mit drei Mann aufnehmen konnte; da gaben mir meine Kameraden — Sie kennen ja den Gebrauch bei dem Militair — den Beinamen: Quatrebras, den ich lange behielt und mit dem ich öfterer genannt werde als mit meinem Familiennamen.

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, — sagte der junge Mann — erlauben Sie mir denn, Capitain Quatrebras, daß ich zuweilen wiederkommen darf? — fragte Herr Claude, seinen Hut ergreifend.

Ich glaube, Sie werden mir stets willkommen seyn! erwiderte der Orgelspieler.

Auch Ihnen, Madelon? fragte er im Hinausgehen das Mädchen halb leise, die es wahrscheinlich nicht gehört haben wollte, denn sie antwortete nicht darauf, aber die Röthe, welche ihre bleiche Wange überflog, zeigte es sattfam, daß sie den Mann verstanden habe, hinter dem sich jetzt die Hausthür schloß.

Hat Dir der Herr Geld angeboten? fragte der Alte das Mädchen, als sie den Napf aufsetzte.

Nein, Vater!

Das freut mich! Es zeigt mir, daß er Achtung für uns hat und nun soll mir das Huhn noch einmal so gut schmecken — und auch Dir, Madelon — nicht wahr?

Das Mädchen mochte in ihrer Zerstreuung diese Frage wirklich nicht gehört haben, denn sie antwortete auch dem Vater nicht, der auch keine weitere Frage an sie that und es sich wohlschmecken ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber schlechte Zeiten und Verbesserungssucht. *)

Der Himmel gebe nur bald bessere Tage! O, welche drückende Zeit ist es jetzt für den Armen wie für den Reichen! Sonst waren doch goldene, silberne oder wenigstens bessere Zeiten! —

Diese Refrains wird Jeder, von den Jugendjahren an bis dahin, wo der ehrwürdige Schnee des Hauptes das Herannahen des ewigen Frühlings verkündet, hören müssen und vielleicht Mancher als gegründet ansehen wollen. — Fällt es aber nicht gleich auf, daß dieselbe Klage von den meisten Menschen zu jeder Zeit geführt wird? Hier ist der Spiegel der kaum durchlebten Zeit und das uns zunächst angehende Germanien Zeuge! — Das neue Jahrhundert begann mit der Klage wegen der vermutheten Kriegscalamitäten, die Klage an und für sich nenne ich nicht ungerecht; aber was folgte? Während der Französischen Usurpation jammerte man über den Druck der Fremden, das Zerfallen des Deutschen Gewerbfleißes; die kaum verwünschte Zeit hieß nun goldene, wo Marquis, echte wie falsche, mit feinen Sitten, allerhand Liebenswürdigkeiten und mitunter auch Aussichten auf künftige Zahlungen der Fränkischen Brüber (cisis Rhenum) beglückt hatten. — Wer tadelt die Motive der Klage? aber was folgte? Die Restauration der ehemaligen, aber freieren Institutionen, die noch dazu sich gänzlich vom früher so verhassten Reichszwange losgesagt, erfolgte; o die goldene Französische Zeit! lautete es da, wo alle Verhandlungen öffentlich waren (ist das auch wahr? Alle?) Wo Jeder sich zu allen möglichen Stellen emporschwingen konnte! (Ist das dem Talente nicht noch unbenommen?) Wo

Schmuggelhandel so Manchen bereicherte! Alles in so schönem, hohen Preise war! „Pfui! mein Freund, wer denkt so?“ Freundchen, replicire ich, man spricht so!

Dies ist nicht eine Unart unserer Zeit. Hier sind Livius, Tacitus, Dio Cassius, Diodor, Dionys, Ammian, selbst Gibbon oder Ferguson! Ich nenne die Geschichtsbücher des alles verschlingenden Römischen Staats, weil er doch größtentheils als der Urahn anzusehen ist. Hört! Hört! Revolutionen des Volks unter den Königen! Zur Zeit der Republik! Der Garden unter den Kaisern! Welche fein gesponnene und wohl eingefädelte Reden! Was athmen sie? (Sauerstoff und Stickstoff hätte ich bald gesagt, wäre die Sache nicht zu ernst.) Klagen über die schlechten Zeiten! Ungeflume Verbesserungssucht! Ähnliche Klagen hatte das steifnackige Volk, dem selbst die Fleischtöpfe der Sklaverei zum Vorwande dienen mußten; die ruhige Staatslenkung der Weisen und Tapferen gefiel nicht mehr; Könige mußten sein! Da meinte man wieder oft genug, den Klotz gegen einen Storch verwechselt zu haben, unterstützte unruhige Krieger und Königs söhne. Der Grund? Was bedarf es der Gründe? Die Zeiten, Regierungen sind immer schlecht, die Abgaben unerschwinglich! Abgaben! Bei dem Worte kommt es mir vor, als wenn man mitunter glaube, in alten Zeiten habe es keine solche gegeben. Mußten denn die viel gepriesenen Römer nicht ihre verschiedenen Abgaben vom Vermögen, *) Grundsteuer (solorium), Zölle, zc. entrichten, um den Staatskörper durch die Verdauungskanäle des aerarium und später des fiscus zu unterhalten? Mußten des Nil's Anwohner keine Frohndienstethun, zur Fortpflanzung **) des Ruhms ihrer

*) Man vergleiche den Lucrez B. 1107 zc. (Der Versuch einer jambischen Uebersetzung durch H. Regierungsrath v. Halern im Schleswigschen Journal 1793 Bd. 1. Oder die Uebersetzung des H. v. Knebel.)

*) Hegewisch, historische Versuche über die Römischen Finanzen. Alto 1804. R. Boske, Grundzüge des Finanzwesens im Röm. Staat. Braunschw. 1803 und 1804. — — — **) Herodot.

Pharaonen? Mußten sie, wie die Juden und Andere nicht Priester und Staat ernähren? Den Zünften geben? *) Sind nun wirklich alle jene Klagen gegründet? Da müßte es ja noch nie eine gute Zeit gegeben haben. Der Mensch ist so gern Laudator temporis acti; er überfiehet (wie physisch mit fortrückenden Jahren) bei fortschreitender Zeit das nahe Gute; gut sieht er das Ferne. — Welche Zeiten sollen endlich gute heißen, wo alle Bedürfnisse theuer, oder wo sie billig sind? — Ist alles theuer, so gleicht sich ja der Bauer, Handwerker, Kaufmann, Künstler die Sache aus. Du verkaufst die Kinder deines Fleisches theurer und bezahlst dem Bruder mehr. Ist beim umgekehrten Verhältniß nicht der entgegengesetzte Fall? Oder sucht der mit nicht sehr klingendem Spiel vom Markte heimkehrende Bauer sich zur Bekleidung etwa die feineren, mehr kostenden Waaren aus? Bestellt er sich bessere Geräthe für's jetzt schöner anzulegende Haus? — Das wären gerade die schlechten Zeiten, ja das sind sie, wo man, dem Gaumen und jedem Luxus zu fröhnen, mehr verbraucht, als der respektive Staat findende bessere oder schlechtere, leichtere oder schwerere Erwerb es erlaubt; wo Franklin's Vater Abraham seine Rede wohl nicht beifällig aber zu rechter Zeit an Mann bringen würde. — Doch schlecht sind auch die Zeiten, wo Krieg, Wüthen der Elemente, der Krankheiten, der Tyrannei des Volks (so im Bauernkrieg, Aufstand der Belgier) wie der Regenten, und Religionsverfolgung alle Bande des bürgerlichen, geselligen Vereins sprengen und der Betribsamkeit jedes Einzelnen Hemmketten anlegen. — Doch auch diese überwinden Vertrauen auf des Höchsten Hülfe! Ruhe! Vereintes tugendhaftes Wirken, wie gegenseitige Theilnahme und mögliche Hülfsleistung! — A—r. Dr.

*) Genesis 11, 24. —

* Ein Wort über die Schrift des Dr. Voget.

In dem Buch des Dr. Voget, über Staatsbürgerliche Anforderungen unserer Zeit, wird den sämtlichen Zünften der Stadt Bremen das Todes-Urtheil gesprochen, und das in einem so spöttischen Tone, der offen beweiset, wie wenig die Zünfte von dem Verfasser geachtet werden. Er spricht unter andern von entblättern, verderben, und gewaltsamer Umhauung des Baumes des Zunftlebens mit der noch spöttischeren Bemerkung, daß wenn das Umhauen des Stammes nur nicht hinterlistig, bey Nacht und Nebel geschehe, sondern mit offner Gewalt, so würden die größtentheils gebildeten Zunftgenossen es gern geschehen lassen. Hiebey kann doch wohl eine große Zahl unserer Bürger, die in und durch die Zünfte leben, und ausser diesen keinen Broderwerb kennen, nicht ruhig bleiben. Vielmehr erklären sie laut, daß sie die Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame welche sie sich mit schwerem Gelde erkaufen, und wodurch allein ihr Nahrungsstand gesichert ist, stets und gegen Jedermann zu vertheidigen wissen werden.

Wie leichtsinnig überhaupt dieser Rechtsgelehrte die Sache behandelt kann jeder Unbefangene aus der Schrift selbst sehen. Nicht allein die für den Staat unschädlichen Zünfte, sondern auch unsere verehrte Obrigkeit raffiert er mit schauzigem Messer, unter der Bertröstung: den Schmerz lindert die Zeit! nach einer schmerzhaften Geburt erfreut sich die Mutter eines wohlgestalteten Kindes. Wie! wenn aber die Mutter bei dieser Geburt stirbt und eine Mißgeburt zur Welt bringt, die die verwaiseten älteren Kinder an den Bettelstab bringt?

Mit welchem Rechte kann man auch überall dem Handwerker seine von ihm theuer erkaufte

Gerechtfame nehmen und ihn gleichsam gedächet aus der bürgerlichen Gesellschaft verstoßen. Mit welchem Rechte vermögen junge Gelehrte über die Künste den Stab zu brechen? Geschieht dies vielleicht, um ihr Lebensglück zu begründen? Gewiß erreichen sie dieß nicht auf diesem Wege. Die Künster sind klug und gebildet genug, um solchen Umwälzern ihre wichtigsten Interessen nicht anzuvertrauen.

Einige Zunftgenossen.

* Beantwortung der Frage

im Bürgerfr. Nro. 34.

Die Anfrage daselbst, „woher kommt der Ausdruck Isen?“ — fände wohl in Folgendem ihre Lösung.

Früherhin war die Bürgerschaft Bremens in Compagnien eingetheilt, die unter dem Befehle von Bürger-Lieutenants standen, welche unmittelbar die ihnen gewordenen Aufträge durch die Rottmeister in Ausführung bringen ließen.

Die damalige bewaffnete Mannschaft versah den Dienst bey Feuersbrünsten, zu welchem Behufe jede Comp. ihre Sprüze hatte, bey Ausläufen und dgl. Sie wurde durch die Rottmeister aufgeboden (verbaaen) und mußte der ersten Aufforderung unbedingt Genüge leisten, wie denn auch der alte plattdeutsche Bürgereid die Worte enthielt: „ick will minen Rottmeister gehorsam syn.“ Wenn nun im Winter der Stadtgraben mit einer Eisdecke belegt war, die den Uebergang gestattete, so wurde die Bürgerschaft durch diese Rottmeister auf höheren Befehl an die verschiedenen Stellen beordert um in der Mitte der Eisdecke einen Canal von 6 — 8 Fuß Breite aufzuzeihen und von den Stücken zu reinigen.

Wer nicht selbst kommen konnte oder wollte mußte einen Stellvertreter schicken, wodurch denn eine wahre Musterkarte von Alt und Jung zusammentraf.

Hierbey wurde nun brav gekümmelt um die Kälte abzuwehren, und selbst beym Zuhausegehen noch hin und wieder eingelehrt zur Erquickung nach der Frohnarbeit. Daß es hierbey nun nicht ohne Räuschchen und Rausch abging ist leicht einzusehen. Mancher entschuldigte sich mit nassen Füßen, wenn er, oft erst gegen 2 Uhr Nachmittags, über die Straßen lavirte, und ein Bekannter ihn fragte: Hast du etwa geistet? —

Da dieses nun vollends bey Aufführung eines Rathherrn, wo Viele, Taschen und Wagen, ehrenhalber (umsonst anzufüllen pflegen) leicht angehen kann — so vererbte sich jene Benennung auf die jetzige Zeit.

Ein alter Bürger.

* Die Meinung.

Dem kühlen Aeußerer im U. — Bl. — kann man seine Meinung nicht absprechen „die G. — sey nicht gestorben“ weil er dieselbe in den Todten-Listen unter den Gestorbenen vermisste. — Geschöpfen die nach dem Ableben auf dem Karren statt der Bahre transportirt werden, gebührt ein anderer Name und konnte sie daher den Ehrenplatz unter den Gestorbenen füglich nicht einnehmen.

S u r u f.

Reich an großen Begebenheiten sind unsere Lebensstage und jedes Wohl und Weh ist eng in sie versflochten. Herr oder Knecht, Reich oder Arm, ein jeder steht auf schlüpferigem Boden. Ein Räthsel jagt das Andere und jeder Morgen bricht an mit neuen Dunkelheiten.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 12. Mai 1831.

Den ew'gen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Zu überschau'n, braucht nur des Schicksals Wächter;
Wohlthätig schwindet eins, wenn andres nahet.

Mag doch die Zukunft droh'n aus düstern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderete Geschlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit seinen Sternen.

Aug. Wilh. Schlegel.

Das Vaterland der Seligen.

Es wandert am Firmamente ein Stern
Bei'm fröhlichen Horentanze;
Er umkreiset der Sonne glühenden Kern
Mit hellem, silbernen Glanze.
Stern schau' ich hinaus in die Sternennacht,
Wenn der freundliche Stern am Himmel mir lacht.

Wohl pranget er nur mit erborgtem Licht;
In die glühenden Strahlen der Sonne
Versenkt er beseligt sein Angesicht
Und füllt mir die Seele mit Wonne.
Da droben in seinem silbernen Schein,
Da muß wohl die Heimath der Seligen seyn.

Er steigt am westlichen Himmel herauf
Mit der Sonne erlöschenden Gluthen;
Wo vollendet am östlichen Himmel den Lauf,
Entsteigt sie des Decans Gluthen.

So geht es im ewigen Wechsel fort,
Er findet kein Weilen an einem Ort.

Auf diesem Sterne da blüht dem Geist
Ein Leben in ewiger Wonne;
Im ewigen Wechsel beseligt preist
Er schauend die goldene Sonne.

O, soll ich mich einst des Himmels freu'n,
So möge der Stern mein Wohnsig seyn.

Ja, schließt sich dereinst mein dämmernder Blick,
Dort schau' ich das Himmlische wieder;
Dort find' ich das theurer verhelt'ne Glück
Im Wiedersehn seliger Brüder.

O, theuerste Hoffnung der ahnenden Brust,
Gewähre mir bald die himmlische Lust!

C. F. W. Sphak.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

3.

Aber auf dem Gange nach dem Boulevard mußte Mabelon ein schärferes Examen aushalten und dem Alten berichten, wie der junge Mann aussehe, den er noch nicht einmal nach seinem Namen gefragt hatte. Das Mädchen mochte ihre Beschreibung sehr lebhaft machen, denn der Vater schüttelte manchmal bedenklich mit dem Kopfe und mitten in ihrer lebendigen Schilderung fragte er: Gefällt er Dir?

Mabelon war von dieser Frage überrascht, sie stammelte einige abgebrochene Worte; der Vater, das weibliche Herz wohl kennend, fragte nicht weiter und summt ein Liedchen vor sich hin.

Den ganzen Tag sprach er nicht mehr von seinem neuen Bekannten und Alles ging seinen gewöhnlichen Gang; nur fragte der Vater, als es seiner Rechnung nach schon Abend seyn mußte: Hast Du noch keinen von unseren Bekannten gesehen?

Aber kein alter Bekannter wollte sich heute blicken lassen, auch kein neuer, und Herr Claude Ducanger fand sich auch nicht auf dem Boulevard ein.

Aber so ganz ohne etwas Sonderbares sollte doch dieser Abend nicht vorüber gehen. Der Alte hatte eben seine Orgel wieder gedreht und ein Vaudeville mit Mabelon gesungen, als diese in dem Kreise der Zuhörer und Neugierigen umherging und ihre Sous einsammelte; da kam sie auch an einen wohlgekleideten Mann, der mitten in dem Haufen nach Hause ziehender Arbeiter stand und als sie ihm ihr blankes, zinnernes Tellerchen vorhielt, suchte der Mann in der Tasche und konnte nichts finden.

Kind! — sagte er verlegen — Ich habe keinen Sous bei mir, aber sage mir, wo Du

wohnst, so will ich Deinem blinden Vater ein Duzend Flaschen guten Weins schicken.

Der Alte mogte dieß gehört haben, denn ehe Mabelon noch antworten konnte, erwiderte er:

Incommobiren Sie sich nicht, mein Herr; mit einem Duzend Flaschen guten Weins wäre mein ganzer Orgelkasten bezahlt! — Wollen Sie es aber dennoch wissen: ich wohne Faubourg St. Martin, bei der Kirche St. Laurent, No. 22.

Der Fremde verließ unter den Neckereien des Pöbels den Boulevard und auch der Chevalier der Ehrenlegion wanderte, als die Straßen leer wurden, wieder nach Hause.

Am andern Morgen, zu einer Stunde, wo die vornehme Pariser Welt noch im tiefen Schlafe versunken liegt, trat ein Schubkarner bei ihm ein und erkundigte sich nach dem blinden Spielmanne, lud, als er sah, daß er hier recht war, eine Kiste mit Wein ab und entfernte sich, ohne weiter etwas zu sagen.

Laß die Kiste ruhig auf dem Hausflur stehen, Mabelon! — befahl der Alte — erst künftigen Sonntag wollen wir sie öffnen.

Der vorsichtige Alte, mißtrauisch, wie alle Blinde, fürchtete, es möchte ein angelegter Plan seyn und der fremde Herr bloß so gethan haben, als ob er kein Geld bei sich habe, um ihre Wohnung zu erforschen und sich durch den Wein Eingang zu verschaffen. Aber den Tag über erschien Niemand, auch den Abend auf dem Boulevard kam weder der Mann, der den Wein geschickt hatte, noch Herr Claude Ducanger.

Mabelon war hierüber betrübt und wußte doch eigentlich nicht, weshalb. Sie hoffte jeden Abend, den jungen Mann zu sehen, und fühlte doch, daß sie verlegen sein würde, wenn sie ihn erblickte; eine gewisse Unruhe, die ihr noch neu war, bemächtigte sich ihrer. Aber als auch der Mittwoch vorüber ging, ohne daß er kam, glaubte

sie, ruhiger zu seyn und schon am folgenden Tage wollte sie nicht mehr an ihn denken, so sehr gab sie der Vernunft Gewalt über ihr Herz. Als sie ihn aber heute in der Dämmerung von weitem auf sich zu kommen sah und fühlte, daß Blut auf ihre Wangen trat, mochte sie wohl einen tieferen Blick in ihr Herz thun und sie beugte sich nach dem freundlichen Fidele, denn während der junge Mann den Alten herzlich grüßte, liebkosete sie den Hund. Erst als Claude „Guten Abend, Jungfer Madelon!“ zu ihr sagte, mußte sie nach ihm aufblicken und ihm danken.

Heute aber blieb der junge Mann nur wenige Augenblicke bei ihnen, that dem Alten einige unbedeutende Fragen, sprach fast nicht mit Madelon, grüßte sie aber beim Abschiede recht freundlich.

Freitag und Sonnabend vergingen, ohne daß sich Jemand sehen ließ. Als aber am Sonntage Madelon aus der Frühmesse kam, dem Alten sein Näpfschen mit Kaffee eingebracht und dieser es ausgegessen hatte, sagte er:

Nimm das Weil, Kind, und versuche, ob Du die Kiste öffnen kannst, hoffentlich finden wir guten Wein darin und ich sehne mich recht, einmal wieder ein gutes Gläschen zu trinken.

Madelon konnte nur mit Mühe die Kiste öffnen und kaum, daß sie krachte, als der Alte schon neugierig fragte:

Was ist drinnen, Madelon? — Vielleicht sind Eriquetten an den Flaschen.

Madelon kramte ihre Schätze aus, 6 Flaschen Champagner, 6 Volney, 6 Medoc und 6 Flaschen Lunel fand sie.

So reich war ich lange nicht! — sagte der Degelspieler. — Nun wohl, so wollen wir den Wein auf das Wohl des unbekannten Gebers trinken und ihn heute hochleben lassen. Mache mir zum Frühstück ein Paar Cotelets, dann koste

ich den Volney und Du nippst von dem Lunel, der ist gewiß für Dich bestimmt.

Das Mädchen ordnete schnell Alles; bald lagen die Cotelets auf dem Roste, die Serviette von Leinwand war schon auf den Tisch gebreitet und Fidele ging schnuppernd neben der reinlichen Köchin, die dem Vater, die warmen Cotelets zutrug, als es leise anklopfte. Fidele knurrte, während der Alte über diese Störung krummte und das Mädchen, welches schnell den Teller auf den Tisch setzte, die Thüre öffnete.

Ah, sind Sie es? rief sie erschrocken.

Wer ist da? fragte der Alte.

Ein Bekannter von Ihnen, Claude Ducanger.

Sein Sie mir willkommen! — erwiderte der Alte, der ihn an der Stimme erkannte und sein Unmuth war verschwunden. — Sehen Sie sich zu mir, theilen Sie mein brillantes Frühstück, heute kann ich Ihnen einen bessern Wein vorsehen als neulich.

Ducanger nahm das Anerbieten mit Freuden an, Madelon machte die Hebe und schenkte ein.

Dem freundlichen Geber! — sprach der Degelspieler, das Glas hebend, aber schnell setzte er es hin, nahm sein Näpfschen ab und sagte fast unmuthig — Wie konnte ich irgend Jemandes Gesundheit trinken, ehe ich die Seine getrunken? — Den Manen des auf Saint Helene Gemordeten! Dieß sagend, hob er das Glas in die Höhe und leerte es auf einen Zug.

Während dessen hatte Madelon dem Großvater vorgeschnitten und Claude kein Auge von ihr gewendet. Das Mädchen war ihm eine sonderbare Erscheinung. Sie reizte seine Sinnlichkeit nicht im mindesten und doch war sie ihm so anziehend; ihr bleiches Gesicht konnte er nicht schön finden und doch war es ihm, wenn er sie sah, als schwebte ein überirdisches Wesen an ihm vorüber, wozu wohl auch die ehrwürdige Gestalt

des blinden Mannes etwas beitrug. Er hatte sich nicht mit Gewißheit entscheiden können, ob der alte Mann, ob das Mädchen ihn jetzt mehr anzog; Beide waren ihm werth geworden.

Die bei der Flasche lebhafter gewordene Unterredung führte sie bald wieder auf jene Glanz-epoche des Ruhmes ihrer Nation. Heute war der junge Mann schon rücksichtslos, er widersprach zuweilen dem alten Offiziere der garde imperiale und meinte: Ein großer Mann sey Napoleon gewesen, aber ein Feind der Freiheit, ein unumschränkter Monarch, dem kein Gesetz heilig gewesen sey, als sein Wille —

Wollen die Franzosen einen Andern? — sagte der Alte mit sarkastischem Lächeln. — Oder taugt ihnen ein Anderer? — Frankreich muß einen Herrscher haben, der das unruhige Volk zu zügeln versteht, oder der König wird Sklave der Nation.

Das soll er auch seyn! sagte der junge Mann mit Feuer.

Den Gesetzen unterthan, den Unterthanen ein Herrscher, so muß es seyn, junger Mann! — sagte der Alte mit Ernst, — Lieber einen strengen Monarchen als tausend Herren, die nichts wollen, als ihre Eitelkeit oder ihren Eigennuß befriedigen. — Doch schweigen wir davon; jetzt sind unsere beiden Maximen verpönt. Schenk ein, Madelon.

Die Flasche ist leer, Großvater! sagte das Mädchen.

So lassen Sie uns eine von den Champagnerflaschen öffnen! machte Herr Ducanger schnell den Vorschlag. Dieß fiel dem Alten auf. War er nicht der Geber, wie wußte er, daß Champagner da war?

Wie Sie meinen! Nimm eine Flasche! — sagte der Alte. — Sie müssen am genauesten wissen, welcher Wein der bessere ist.

Ich? fragte der junge Mann verwundert und doch in etwas verlegen.

Nun, ja! Mich dünkt, Sie haben mir auf eine feine Weise ein Geschenk machen wollen! sagte der Alte offen.

Ich? Bei Gott nicht! erwiderte Ducanger.

Darf ich Ihren Worten trauen?

Gewiß!

Nun, so öffne eine Flasche, Madelon, oder übernehmen Sie es lieber, — meinte der Alte — das Kind versteht es nicht, es wäre die erste Flasche, die sie öffnen müßte, und leicht könnte er überschäumen. — Champagner ist wie das Herz; je unerfahrener man ist, desto leichter läßt man es überströmen. — Madelon schlich bei diesen Worten davon. — Auch möchte ich ihn wohl mit Ihrem Zeitgeiste vergleichen, brausend steigt er empor, um schnell wieder zu vergehen.

Herr Ducanger lächelte und statt den flüchtigen Zeitgeist zu vertheidigen, schenkte er die Gläser voll und theilte dem Vater die Bemerkung mit, daß Madelon sich entfernt habe.

Lassen Sie sie nur draußen, der Champagner taugt für das ernste Mädchen nicht! sagte der Alte, und so mußte der junge Mediciner ohne sie mit dem Alten die Flasche leeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber bürgerliche Freiheit. *

Bürgerliche Freiheit sollte in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens statt finden, sie sei die Dulderin der verschiedenen Meinungen, der verschiedenen Religionen.

*) Nicht in Folge der anonymen Aufforderungen, sondern in Folge mündlicher und schriftlicher Wünsche achtungswerther Männer und des allgemeinen Besten wegen hat Herr J. Köhler der Redaction des Bürgerfreundes erlaubt, Auszüge aus seiner letzten Vorlesung in der Union „über bürgerliche Freiheit“, mitzutheilen.

Zu welcher Religion bekennst du dich?, fragt der verewigte Schiller und antwortet: zu keiner, und giebt auf die Frage: „Warum? zur Antwort: aus Religion! — Oh, in diesen so mißge- deuteten und mißverstandenen Worten liegt etwas Hohes, Erhabenes; es zeigt sich darin die bürgerliche Freiheit im schönsten Glanze. — Möchte sie doch bei uns in Religionsfachen immer mehr bewährt werden; möchten doch vorzüglich die beiden Confessionen der Protestanten sich in Frieden und Liebe einen! Jetzt wäre dazu gewiß die rechte Zeit, da die Vernunft von der öffentlichen Meinung so kräftig unterstützt wird, da so manche Mißhelligkeiten aus dem Wege geräumt sind, da unsern ehrwürdigem Dome das gegeben worden ist, was ihn von Gott und Rechtswegen zukam; er ist neu geboren und mündig geworden. Das Recept des zu Hülfe gerufenen Arztes, Herrn Professor Eichhorn sollte recht viel gelesen werden.“ —

Bürgerliche Freiheit steht im Widerspruche mit den Ketten des Handels und der Gewerbe. — Handelsperre, verkehrte Einrichtung der Zölle und Zünfte fördern nur das Wohl Einzelner, stören aber das Gemeinwesen, legen das Genie in Fesseln, hemmen Kunst und Wissenschaften, vertheuern viele Lebensbedürfnisse, sind Eingriffe in die weise Vertheilung des Schöpfers, verderben die Moralität der Menschen. — So widersinnig es ist, auf Europas Haiden und Steppen Koffee und Zucker zu pflanzen und Schaafse zur Fütterung nach den Tropen zu senden, Schlittschuhe nach Westindien zu schicken und Luch dort fabriciren zu lassen, so unpassend ist es, Seestädte zu Fabrikstädten zu machen und in Landstädten Seeassuranzcompagnien zu errichten. —

Wie selten, mit wenig Ausnahmen, Fabriken und Manufacturen in Seestädten gedeihen weiß

*) NB. Verfasser ist Reformirter. Anmerk. der Red.

ein jeder; die arbeitende Classe im Innern des Landes lebt in der Regel weit einfacher und genügsamer, hat mit weit mehr Noth und Sorge zu kämpfen als die der Seestädte; kann sie nun dahin ihr Fabrikat nicht führen, was bliebe ihr denn als Thränen und Verzweiflung?

Das Sprichwort „leben und leben lassen,“ paßt bei nichts mehr als beim Handel und Wandel, der Handel will und darf nicht forciert sein, eigene Erfahrung ist dabei der beste Prüfstein, dazu bedarf es keiner Anleitungen und Verordnungen von oben. — Kommt es erst dahin, daß Zoll- und Zunftwesen besser und zweckmäßiger eingerichtet ist, als jetzt, daß dem Handel freier Lauf gelassen werde, Abgaben (denn auch der Staat und seine Obern wollen und müssen leben) beim Handel nur auf Glauben und Treue beruhen und nach dem Verhältnisse des Verdienstes, des Vermögens und der Kräfte eines Jeden erhoben werden, dann wird eine recht glückliche Zeit kommen; zur Stufe der Vollkommenheit wird nicht gehinkt, sondern gelaufen werden und auf dem Grunde der bürgerlichen Freiheit werden herrliche Gebäude entstehen. Es wird dann vielleicht weniger Reichthum Einzelner aber auch weniger Armuth Tausender auf Erden entstehen, der Kern des Volks aber, der Mittelstand immer kräftiger werden. —

* E r w i d e r u n g .

Ein Gegenstand, der mehr oder minder das Interesse aller Bremer-Bürger in Anspruch nimmt, darf gewiß keiner einseitigen Beurtheilung unterliegen. —

Wir lesen in No. 37 des Bürgerfreundes unter der Aufschrift „Ein Wort über die Schrift des Dr. Voget“ eine solche einseitige Beurtheilung, die, durch ein Herausreißen einzelner Worte und Sätze, nicht so wohl das Werk selbst, als

vielmehr dessen Verfasser anfeindet, und deren Zweck augenscheinlich nur darin besteht, einen Theil unserer achtbaren Mitbürger gegen denselben aufzureizen. Bei einem so gehässigen Unternehmen, wo wohl nur persönliche Rücksichten obgewaltet haben, ist es gewiß ein gerechter und billiger Wunsch, daß unsere Censur=Behörde, wenn sie das Wider einer Sache zur Publicität gelangen läßt, auch das Für sich einer gleichen Gerechtigkeit erfreuen lasse. —

Ein Wunsch, der hier um so sicherer erfüllt werden muß, da dem Herrn Dr. Voget sonst jeder Weg abgeschnitten wäre, sich gegen den anonymen Einsender jenes Aufsatzes zu vertheidigen, der höchst wahrscheinlich sich nur in das Gewand eines Zunftgenossen hüllt, um einen Mitbürger des Vertrauens der Zünfte zu berauben.

Auf welche Weise man dies zu erlangen suchte, mag hier ein kurzer Auszug des 26 §. jener Schrift zeigen, wo es heißt:

„Bei der durch die Verfassungsurkunde zu verbürgenden Gewerbefreiheit, versteht es sich von selbst, daß wohlervorbene Gerechtsame der Zünfte respectirt werden müssen. Die einmal bestehenden Ämter werden also durch billigen Vertrag, und, nicht auf einmal, nur nach und nach, aufzuheben sein.

„Wird hiebei nach Treu und Glauben, mit Biederkeit und Offenheit also, ohne in List versteckte Gewalt verfahren, so ist gewiß zu hoffen, daß unsere Zünfte sich dem Wohle des Staates nicht mit hartnäckigem Eigensinn widersetzen werden. —

So dargestellt dürfte die Sache gewiß einen ganz andern Gesichtspunkt gewinnen, als die

Wortverdrehung jenes den Zunftnamen *) mißbrauchenden Einsenders zuläßt. —

.....e

* B e m e r k u n g e n .

Die kirchliche Autokratie — werde sie nun von einem Individuum oder einem Collegium ausgeübt — ist unstreitig gefährlicher, als die bürgerliche. Denn nach dem Zeugnisse der Geschichte verletzt jene nur zu leicht die heiligsten Rechte der Menschen, führt unaussprechlich zum Geistesdespotismus, und zwar zur schlimmsten Art desselben, nämlich zum Glaubens= und Gewissenszwange.

Nicht die Gewalt an sich, sondern die Gewaltthätigkeit ist verwerflich; jene kann rechtmäßig sein, diese ist immer unrechtmäßig. Rechtmäßig ist eine Gewalt, wenn sie durch das Gesetz besdingt und beschränkt ist; denn jedes Gesetz, es sei ein natürliches oder positives, ist eine Beschränkung des menschlichen Freiheitsgebrauches, damit derselbe nicht in Eigenmacht und Willkür ausarte. Eine Gewalt also, welche diese Schranke nicht anerkennt und über dieselbe hinaustritt, ist Gewaltthätigkeit oder Mißbrauch der Gewalt, die eben so verderblich als unrechtmäßig ist.

Despotie kann nicht dauerhaft sein; denn sie widerspricht der Natur der Menschen, als vernünftig=freier Wesen. Despoten herrschen daher gewöhnlich auch nur kurze Zeit, was die Weltgeschichte in unzähligen Beispielen, unter andern in dem der 30 Tyrannen zu Athen bestätigt. Diese, — *oi Τυραννοί* — die Creaturen Lysander's, des Eroberers von Athen, regierten

*) Der fragl. Aufsatz wurde der Unterzeichneten durch einen ihr wohlbekannten Zunftgenossen eingereicht.
Die Red.

ganz nach dessen Vorschriften, und ihr Regiment war ein beständiger Terrorismus. Wie immer, so auch hier, erregte die Gewaltherrschaft allgemeine Unzufriedenheit, die es dem Trasybul leicht machte, jene Tyrannen, nachdem sie kurze Zeit (404 — 403 vor Chr. Geb.) geschaltet hatten, zu stürzen.

* B i t t e .

In vier verschiedenen Broschüren ist uns das Leben der Gesche Margarete Gottfried gegeben. Sie sind aus Hörsagen und den mündlichen Erzählungen der Vergifterin geschrieben und enthalten wenig aus den Akten. Es fehlt uns daher gänzlich ihr Leben lediglich aus den Akten geschöpft. Wenn die kompetente Behörde uns dieses geben wollte, so würde ihr sowohl die Mit- als Nachwelt vielen Dank dafür schuldig sein. In Namen derselben ersuchen wir höflichst darum.

Bibliographischer Bericht.

(Rede an den deutschen Adel jetziger Zeit von G. A. Freiherrn von Maltiz. Dritte Auflage. Hamburg und Neuhof 1830.)

Ein edles, kräftiges Wort von einem Manne an seine Standesgenossen gerichtet, der seine Zeit mehr begriffen hat, als es leider noch bei Vielen derselben der Fall. Der Adel hat sich selbst überlebt.

„Was eine Zeit auch noch so fest erschuf,
Nicht länger lebt es, als sie selber lebet.
Mit ihres Daseyns letztem Glockenschlag
Sinkt's unaufhaltsam mit in's Zeitengrab. —“
sagt unser Verf. und setzt später hinzu:

„Der Adel fiel mit seiner Mitzeit.“

Entmannt, zu eitlen Kammerbedienten herabgesunken, sind die Enkel jener eisernen, stolzen Männer, „die stolz des Volkes heil'ges Recht

vertraten und ein Wall waren gegen jede Willkühr. Zum Hof und Kammerdegen ward ihr Schwert herabgewürdigt. Mit Sickingen begrub man den wahren Adel des deutschen Reichs.

Des Adels jetzige Bestimmung ist, Staatsbürger zu seyn, wie alle Bewohner eines Landes es sind.

„Was gäb' es wohl für einen Vorzug, sprich!
An wahrer Ehre, Kunst und hohem Wissen,
An Tapferkeit und Lieb zum Vaterland,
Den nicht der edle Bürger mit dir theilte?“

Im Staatsdienste ist deiner Stelle, — ruft der Verf. dem Adel weiterhin zu: — Kammerdienst versteht kein freier Mann. Dein Platz ist an der Spitze des Volkes; Bürgerliebe sey Dein Ordensband;

„Dein Titel heißt: Vertreter der Gesetze,
Verfechter jeder Volks- und Landesfreiheit
Im heiligen Kampfe gegen Fürstenwillkühr,
Wie gegen jedes Wahnes Pfaffenkunst.
Und dein Diplom nenn' sich allein Vernunft.“

M i s c e l l e n .

Bei der letzten Sitzung der Assisen von Lawford'sgate zu Bristol, wurde ein Individuum zu 5 Pf. St. Schaden-Ersatz verurtheilt, weil er ein anderes um die halbe Nase gebracht.

In London giebt es in einem Quartier zwei Barbierstuben, wo wöchentlich nicht unter 3000 Personen rasirt werden.

Ein französisches Blatt erzählt: „In Preußen bestand noch vor 6 Monaten ein merkwürdiger Klubb; dies war der Selbstmörder-Klubb, von dem jedes Mitglied den Eid leistete, sein Leben nach einer gewissen Anzahl Jahre zu endigen. Er zählte ihrer zwölf, und obgleich eines



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 15. Mai 1831.

Werbet groß in eurer Brüder Mitte,
Werbet Ruhm für euer Vaterland,
Tauschet nimmer edle deutsche Sitte
Um des Auslands bunten Glittertand.

Rosengarten.

An einen jungen Dichter.

Fragest du, ob der Pöbel nicht,
Höher und gemeiner,
Lob' und tadle dein Gedicht —
O so wärst du wahrlich nicht
Der Geweihten einer!

Seh' nur auf der Wahrheit Spur,
Gleich den alten Dichtern,
Treu der besseren Natur
Dichte wahr und edel nur:
Schelten sie dich nüchtern.

Aber wenn ein Kraftgenie
Schreit wie Kannibalisch,
Wie in Fieberphantasie:
Ihre Ohren spitzen sie,
Rufen: genialisch!

Denn manch' Volk, ein ewig Kind,
Liebt ja nur das Grelle,
Liebt Barbaren gleich gesinnt,
Bunte Farben, Schaum und Wind,
Klingend Erz und Schelle.

Laß dir, deinen Weg zu geh'n
Nicht vom Volk verleiden;
Mögen sie — wie wunderschön!
Sich im Weitzanz heftig dreh'n
Und Grimassen schneiden.

Treu' dich, wenn ein fühlend Herz
Innig dich empfindet,
Wenn zu reinem Donnerschmerz,
Wenn zum Aufschwung himmelwärts
Dein Gedicht entzündet. W. Zimmermann.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Sie waren noch bei'm dritten Glase, als Madelon hereinstürzte. Vater! — rief sie — der Herr, der den Wein geschickt, ist draußen; er wünscht Euch zu besuchen, darf ich ihn hereinlassen?

Das versteht sich, — sagte der Orgelspieler und setzte sich zum Empfange des neuen Gastes zurecht, den Fidele mit seinem Gebell gar unfreundlich empfing.

Guten Morgen, ihr guten Leute! — sagte der Eintretende — Störe ich, so komme ich ein andermal wieder.

Nicht im Mindesten! erwiderte der Alte — Nehmen Sie nur Platz. — Noch ein Glas, Madelon! — Herr Ducanger, der den Fremden mit Anstand begrüßt hatte, rückte zu, so daß dieser sich zwischen ihn und den Alten setzen konnte. — Sie sehen — fuhr der Spielmann fort — wir lassen es uns gut schmecken, denn erst heute ward die Kiste geöffnet und schon sind zwei Flaschen fast leer.

Erst heute? fragte der Fremde.

Ja, lieber Herr! Ich bin etwas mißtrauisch; — erwiderte Capitain Quatrebras — Ihr Geschenk mußte mir auffallend seyn, so daß ich erst abwarten wollte, aus welcher Absicht Sie es mir gemacht hätten und Ihnen für gewisse Fälle die Kiste uneröffnet wieder zustellen. Haben Sie mir den Wein geschickt, damit ich mich daran erquicken soll, so will ich ihn auf Ihr Wohlleben trinken, haben Sie aber eine eigennützige Absicht dabei, so kann ich ihn freilich Ihnen nicht ganz zurückgeben, denn zwei Flaschen sind geleert. Verzeihen Sie einem alten Krieger seine Offenheit.

Trinken Sie nur den Wein, Capitain, und sorgen Sie nicht, ich werde Sie nur wenig be-

lästigen und überdies haben Sie ja hier einen jungen Gesellschafter, der Sie und Ihre Tochter mehr unterhalten kann als ich.

Wie meinen Sie das, mein Herr? fragte der Alte empfindlich.

Ich meine es nicht böß! — Haben Sie die Güte, Herr Claude Ducanger, — wandte er sich zu diesem — mich nach Hause zu begleiten. Sie sehen, Capitain, daß wir uns kennen, und da ich Ihnen versichern kann, daß er bis auf einen Punkt ein ganz vernünftiger junger Mann ist —

Ha! gewiß meinen Sie den Zeitgeist? unterbrach ihn der Alte lächelnd.

Wohl möglich, — fuhr der Fremde fort — so können Sie ihm unbesorgt die Freude Ihrer Unterhaltung gönnen. Leben Sie wohl! Würde Ihnen einmal Ihr Orgelspiel lästig, so wenden Sie sich nur an Ihren jungen Freund, und vielleicht könnte er bei seinen Bekannten ein Asyl für Sie finden, wenn es auch nicht im Hôtel des Invalides wäre.

Sie kennen meine Verhältnisse so genau, daß ich Sie um Ihren Namen fragen muß.

Leben Sie wohl, Capitain! Adieu, Madelon! — sagte der Fremde, ohne hierauf zu antworten, dem Mädchen freundlich die Hand reichend. Herr Ducanger aber, der, wie es schien, nur ungern sich jetzt schon entfernte, drückte dem Alten stärker als sonst die Hand, auch der Blick, womit er dem Mädchen bei'm Abschiede zunickte, that Madelon's Herzen wohl.

4.

Herr Ducanger, ein junger Mann von seltenem ernstem Charakter, hatte nach seinem ersten Besuche bei dem Orgelspieler keinen Augenblick angestanden, seinen Aeltern den ganzen Vorfall mitzutheilen. Der Vater hatte ihm aufmerksam zugehört, denn das Schicksal des alten Napoleo-

an Madelon und fürchtete für ihr eigenes Kind; sie hielt den Alten für einen Betrüger, das Mädchen für eine feine Klette und sah schon das Netz um ihren Sohn gezogen. Der Vater, ein reicher, achtbarer Bürger aus der Straße St. Honoré, hatte zu viel Vertrauen auf den Charakter seines Sohnes, um die Furcht der Mutter zu theilen; doch hielt er noch am nämlichen Abend ein schärferes Examen mit ihm, wobei er jedoch die Gewissheit erhielt, daß das Mädchen des Sohnes Theilnahme, aber nicht seine Liebe erweckt habe und daß er sich fast mehr für den Alten interessire als für sie. Aber diese Beobachtung beruhigte die Mutter nicht; sie glaubte die Schwächen des jugendlichen Herzens besser zu kennen als ihr Gatte und gab sich nicht eher zufrieden, bis Herr Ducanger versprach, sich näher nach den Leuten zu erkundigen.

Er war noch am Abend auf den Boulevard St. Antoine gegangen, hatte dort den Blinden gefunden und war derjenige gewesen, der kein Geld zu haben vorgab und der, wie der Alte gefürchtet, durch das Weingefchenk sich Eingang in die Hütte des Spielmannes zu verschaffen gesucht hatte, auch hatte er sich bei den Nachbarn erkundigen lassen und nur gutes von dem alten Manne gehört und Alle stimmten in das Lob Jungfer Madelon's. Selbst die Nachrichten, die er auf der Polizei einzog, waren für ihn beruhigend, denn daß der Alte ein Anhänger Napoleon's sey, machte ihm den Mann nur noch werther. Sein heutiger Besuch beruhigte ihn ganz und dennoch fragte er im Nachhausegehen den Sohn: Aber wohin soll das führen, Claude? Glaubst Du den Leuten nützlich werden zu können?

Meine Gegenwart heitert den alten Mann auf, — erwiderte Claude — und vielleicht bedarf Madelon meines Schutzes —

Herr Ducanger lachte. — Schütze Dich nur selbst! — rieth er dem Sohne — Oft hält man das Schild vor die fremde Brust und der Pfeil trifft die eigene, unbewachte. Claude, — sagte der Vater dann ernst — so streng Du auch in Deinen Grundsätzen bisher warst, so fest Du auch Deinen Charakter glaubst, so hast Du doch zu wenig Erfahrung und Dich selbst vielleicht zu wenig geprüft. Ihr jungen Leute glaubt zwar jetzt, die Erfahrung wäre ein überflüssiges Möbel in dem Lebenshaushalte, glaubt mit Earem Enthusiasmus und Euerem guten Willen Alles zu ersehen und die reiferen Jahre zu überspringen; aber oft irrt Ihr, und am meisten, wo Euer Herz mit im Spiele ist. Die ist das bleiche Mädchen jetzt noch gleichgültig, nur wenn Rosen auf ihren Wangen blühten und sich Jugendfrische zu dem Schmachten ihrer dunkeln Augen gesellte, so könnte sie Dir gefährlich seyn, meinst Du. Aber bald wirst Du selbst in der Blässe Interessantes finden, der leidende Zug um Madelon's Mund wird Deine Theilnahme wecken, die Gewohnheit, der Umgang, wird Dich immer mehr anziehen, und je leiser, unvermerkter das Netz Dich umgibt, desto sicherer schlägt es über Dich zusammen und dann ist es zu spät. Ein Wort dem Mädchen gesagt, ihr die kleinste Hoffnung in einem unbewachten Momente gezeigt und Du hältst Dich mit Deinem redlichen Gemüthe, mit Deiner eisernen Beharrlichkeit für gebunden —

Vater — wollte ihm der Jüngling antworten.

Läß mich enden. — Hier, wo es Dein und unser Glück gilt, muß meine Meinung von mehrerm Gewicht seyn als bei unseren verschiedenen politischen Ansichten, da hast Du gleiche Rechte mit mir. Wenn ich Dir auch meine Hoffnung für die Zukunft opfern könnte, wenn mir die Enkelin, die Tochter eines würdigen Offiziers genügt und ich mich über das Vorurtheil hinweg-

setzte, daß meine Schwiegertochter mit dem Teller in der Hand im Kreise anderer Bettler umhergegangen und Gaben eingesammelt hätte — so denk' an Deine Mutter — Du gäbst ihr den Tod!

Nun laß uns nicht weiter davon reden, — lenkte er ein, da er bei diesen Worten die Bewegung sah, welche sie auf den Sohn gemacht hatten — ich vertraue Dir, daß Du die Schwachheit einer Unglücklichen nicht mißbrauchen und Deine Mutter zu lieb und werth hältst, sie bis in den Tod zu betrüben. Ich fürchte nichts, aber warnen muß' ich Dich vor Dir selbst. —

Des Vaters Rede hatte den Eindruck auf des Sohnes Herz nicht verfehlt; er stimmte hier so ganz mit dem Vater überein und beschloß, gegen sich selbst auf der Hut zu seyn. Die ganze Woche ging er nicht zu dem Blinden und nur einmal sah er Madelon auf dem Boulevard, wo er einige Worte mit dem Alten sprach.

Als er ihn den Sonntag darauf besuchte, fand er ihn stiller als sonst; auch Madelon schien von Etwas beunruhigt, und da er heute, Geschäfte wegen, seinen Besuch abkürzen mußte und sich bald empfahl, sagte ihm das Mädchen beim Hinausbegleiten: Ich fürchte, mein Vater ist unwohl, — er hat eine üble Nacht gehabt und ist heute gar zu still; selbst Sie haben ihn nicht aufheitern können. Ich fürchte, daß wir morgen unsere tägliche Wanderung nicht werden beginnen können; aber Gott sey gedankt, meine kleinen Ausgaben sind für lange gedeckt. Leben Sie wohl, Herr Ducanger! — Sie verneigte sich bei diesen Worten und entschlüpfte, ohne seine Antwort abzuwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber bürgerliche Freiheit.

(Zweiter Auszug.)

Im glücklichen Mittelstande beruht jetzt das wahre Wohl des Volks, auf ihn baut und vertraut die geringe Classe, deren Vertrauen so viele Regierer verscherzt haben; die Riesenschritte des Mittelstandes haben auf die Throne und deren Umgebung wenig Einfluß gehabt, aber desto mehr auf die geringere Classe. Wenn der Tagelöhner daher das Wort Constitution schreit und verlangt, ohne zu wissen, was selbes bedeutet, wenn der Bauer den Herrn Budget zu sprechen wünscht: so lassen sie diesen Ruf erschallen, weil der Mittelstand ihn zu erheben für gut findet; wenn man daher die arbeitende Classe ihres Unverständs verhöhnt, wie selbes so oft geschieht: so thut man solches mit eben so großem Unrecht, als wenn man den Bremer Bürger verhöhnt, wenn er Tafel und Buch beschwört, ohne zu wissen, was er beschwört; aber die Gewisheit, daß Tausende vor ihm den Eid geleistet haben, läßt ihn denselben ruhig schwören.

Napoleon hielt zwar Aristokratie und Papstthum im Zaume, aber er haßte und verfolgte Liberalität und bürgerliche Freiheit und legte eben dadurch den Grund zu seinem Sturze; in den eroberten Ländern geißelte er die freisinnigen Ideen des Zeitalters mit Ruthen, aber aus den beim Geißeln abfallenden Reifern bildete sich eine gewaltige Ruthe für ihn, und der ihm so verderbliche Enthusiasmus und Patriotismus ward erweckt, sein Bemühen war, das Feuer der Liberalität mit Gewalt zu ersticken, aber die mit Blut gedüngten Felder, die Geister der Ermordeten spornten gewaltig an zur Rache und entzündeten den Feuerstoff zu lichten Flammen. — Die Bourbons dünkten sich klüger, sie wollten Flammen durch Flammen ersticken, durch das Feuer

des Jesuitismus und Pietismus; sie übten aber Religion nicht aus Religion, es war ihnen nicht darum zu thun, Vertrauen und Liebe der Völker zu gewinnen, sondern sie zu entnerven und auf Frömmigkeit Zwinguris zu errichten.

Viele Fürsten und mehr als sie, ihre Be-
soldeten behandeln die Völker oft wie Bäume,
die man umhauen müsse, um die Frucht zu er-
halten; viele denken der jezige Geist werde ver-
rauchen und blättern deshalb eifrig im Buche
der Geschichte; aber wer darf mit mathematischer
Gewißheit die Zukunft nach der Vergangenheit
berechnen?

Dank, tausend Dank dir, scharfsinniger
Gutenberg, der du die Buchdruckerkunst erfandst,
wie gern sähen manche Machthaber sie von der
Erde vertilgt, aber eher wird die Sonne ihren
Lauf in Westen beginnen, ehe diese hohe Kunst
von den Menschen weicht; sie ist das Schwert
des Zeitgeistes, die Leuchte der Gedankenfreiheit.

Pressfreiheit, in den Schranken der Sittlich-
keit und Ordnung ist die Stütze des Liberalismus
und der Aufklärung, Prestyrannei aber die ei-
gentliche Pandorabüchse vieler Uebel und Unord-
nungen, sie fördert am meisten zur Anarchie. —
Die Presse ist eine treffliche Maschine zur Förde-
rung freisinniger Gedanken und zum Austausch
derer, die von uns entfernt sind; sie zu zerstören
ist eben so unvernünftig als wenn Arbeiter in
Fabrikgebäude stürmen und dort die Maschinen
zerstören. — Nirgends ist Presszwang widersinniger
als in Deutschland, wo solch' entsehlliche Menge
von verschiedenen Interessen, Bedürfnissen und
Veränderungen obwalten, daß der eine Staat
die freie Ansicht des andern und Gedankenaustausch
immer bedarf, wo die Kultur und die sittliche
Bildung solche Riesenschritte gemacht, daß bür-
gerliche Freiheit nicht mehr nachbleiben kann und
darf.

* Ueber Kirchengewalt.

„Die Kirche soll die Religion, die eigentlich
nur etwas Inneres ist, unter irgend einer Form
zur äußeren Anschauung bringen, soll eine öffent-
liche Gottesverehrung herstellen, und dadurch das
Seelenheil ihrer Glieder befördern. Daraus geht
von selbst hervor, daß die Kirchengewalt eigentlich
nur disziplinarisch sein, d. h. bloß erziehend
und bildend auf die sämtlichen Glieder der reli-
giösen Gemeinde einwirken dürfe. Daher wird
freilich auch Alles, was das kirchliche Lehramt,
die Einrichtung des Kultes, die äußere Zucht
und Ordnung bei religiösen Versammlungen, die
Errichtung und Erhaltung kirchlicher Gebäude,
die Anschaffung und Aufbewahrung kirchlicher
Geräthschaften und die Verwaltung der übrigen
Kirchengüter, wie solche vorhanden sind, so wie
die Vertretung der Kirche und ihrer Rechte in
Bezug auf die weltliche Macht, betrifft, zum
Bereiche der Kirchengewalt mit gehören, wenn
wir uns dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung
denken. Daraus folgt aber keinesweges, daß sie
in Bezug auf Glaubens- und Gewissens-
sachen irgend einen Zwang ausüben
dürfe. Denn dadurch würde sich die Kirche
augenblicklich in eine religiöse Zwangsanstalt ver-
wandeln, mithin die Rechte der Menschheit in
denen verletzen, welche um ihres Seelenheils willen
der Kirche zugethan sind. Diese wollen wohl
Belehrung über moralisch-religiöse Wahrheiten,
Ermunterung zum Guten, Trost im Unglücke
und andere geistige Wohlthaten aus den Händen
der Kirche und ihrer Diener empfangen, aber zu-
verlässig nicht in der Kirche als geistige Sklaven,
als Menschen, deren Seelen gleichsam gefesselt
und eingepfercht sind, leben. Machte die Kirche
solche Präensionen an ihre Angehörigen, so würde
kein Mensch, der sich seiner Würde als vernünft-

eiges und freies Wesen nur mit einiger Klarheit bewußt ist, Bedenken tragen, zu erklären, daß er lieber außer als in der Kirche leben, daß er seinen Gott lieber für sich, als gemeinschaftlich mit Andern, im Geist und in der Wahrheit anbeten wolle. Wie ließe sich's auch als möglich denken, daß das moralisch = religiöse Bedürfnis eines Menschen durch äußern Zwang befriedigt werden sollte! Nach der Idee der Kirche steht es jedem Kirchengliede frei, in Glaubens- und Gewissenssachen seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. — Das Gewissen ist ein gar zartes Ding, und will mit besonderer Schonung behandelt sein. Wer aber giebt euch das Recht, es auch nur in dem kleinsten Punkte hart zu berühren?"

Krug.

Zeichen der Zeit.

Die Geschichte ist nicht arm an Thronprätendenten, aber unserer Zeit ist es vorbehalten, daß man solche Prätendenten auffuchen muß.

Der Herzog Leopold von Coburg, dem man die Herrschaft über Griechenland anbot, lehnte sie ab; die Belgier sind noch übler dran, denn von allen Seiten wird ihnen deutlich zu verstehen gegeben, daß sie auf ihren dießfälligen Antrag eine abschlägige Antwort erhalten werden.

Es scheint daraus hervorzugehen, daß man die Schwierigkeit und die Sorgen und Lasten, die mit dem weitumfassenden Amte eines Beherrschers und den damit verknüpften unerläßlichen schweren Pflichten, verbunden sind, lebendiger fühlt, wie früher, und daß der bildliche Ausdruck, ein königliches Leben führen, eine unwahre Hyperbel ist.

Dies ist kein unerfreuliches Zeichen der Zeit; es muß die Hoffnung erwecken, daß die für den Thron und zum Herrschen über Andere Berufene

ihren hohen Beruf fühlen und ihn zum Heil der Menschheit zu erfüllen sich bestreben. Giebt es aber wohl einen schönern Lohn hienieden, als bei seinen Lebzeiten von Millionen geehrt, geliebt und gesegnet zu werden, und eine ruhmwürdige Stelle in den Annalen der Geschichte einzunehmen?

Kirchliche Statistik.

Das literarische Journal von Madrid enthält, nach Mittheilungen vom 14. Februar d. J. (im Globe vom 26. Februar) folgende, hier genau wiedergegebene Uebersicht der Geistlichkeit in der spanischen Monarchie.

Wirkliche Klostergeistliche	38,422.
Novizen	2,559.
Laienbrüder	20,346.
Nonnen	23,111.
Novizen	869.
Weltliche Klosterdamen	7,393.
Bischöfe	62.
Canonici	2,393.
Präbendarien	1,868.
Pfarrer	16,481.
Vikarien	4,929.
Benefiziarien	17,411.
Priester (ohne Benefiz)	27,757.
Sakristane und Akolyten	15,015.
Kirchendiener	3,927.

Summa 182,544.

M i s c e l l e n.

Bei Völkern, die in der Cultur erst so weit sind, daß ihnen die größte Verschwendung, gleichviel wofür, als Beweis von Glanz und Ehre gilt, werden die Leichenbegängnisse so kostspielig wie in Ländern, wo sie aus andern Ursachen große Summen verschlingen. Als 1827 der König

Kobama in Madagascar gestorben war, blühten viele Menschen ihr Leben ein, die als Todtenopfer fielen; es wurde eine Menge seiner Lieblingsochsen und Pferde alle Tage bis zu dem Augenblicke getödtet, wo er begraben ward. Und außerdem arbeiteten 10,000 Menschen an seinem Grabe, das einen 20 Fuß hohen Hügel bildete, welchen Granitplatten umgaben, und welches im Innern mit Bohlen ausgeschlagen war. Der Sarg bestand aus Silberplatten, von 12,000 schweren spanischen Pfosten geschmolzen, und der leere Raum im Grabe ringsumher wurde mit allen Kostbarkeiten, die der König gehabt hatte, ausgefüllt, so daß die ganzen Begräbniskosten auf 60,000 Pf. Sterl. geschätzt werden konnten. Welch fürstliches Begräbniß in Europa verlangt mehr?

Der Ursprung der Consulate geht in sehr frühe Zeiten, bis auf die Mitte des 13ten Jahrhunderts mindestens zurück. Man findet sie bereits in den Kreuzzügen gefählich anerkannt, und ein alter Codex in catalonischer Sprache aus dem 13ten Jahrhunderte scheint die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Spanier dies Institut gründeten. Genua und Venedig organisierten es zuerst im Morgenlande. Ihre Consulsgebäude waren anfangs zugleich mit einer Kirche, Bäckerei, Schlächtere, Wohnung für alle ihre Kaufleute, Schenkstube u. s. f. versehen. Daß im Morgenlande der Fremde noch jetzt häufig beim Consul seines Landes gästliche Aufnahme findet, ist bekannt.

Die Schornsteinfeger in Petersburg kommen alle aus Finnland. Unter Paul I. wollte man sie drücken, und als sie kein Recht finden konnten, wanderten sie alle aus. Die Polizei stellte nun kleine und große Russen an, aber alle Tage kam, weil diese nicht mit der schwarzen Kunst vertraut

waren, Feuer aus, und so mußte die Polizei einen Abgeordneten ernennen, der mit den ausgewanderten Finnländern unterhandelte. Seitdem kamen sie wieder zu ihrem Privilegium und werden es nun wohl ungestört behalten.

Wem es darum zu thun ist, in unserer, den Ernst und die Würde eines jeden Deutschen besonders in Anspruch nehmenden und wahre Selbstständigkeit Deutschlands, seiner Regierungen und seiner Völker laut fordernden Zeit die patriotischen Gefühle und Gedanken eines Mannes, auf dessen Stimme Deutschland früher wohl aufmerksam gehört und geachtet hat, kennen zu lernen, und darnach die Stellung zu beurtheilen wünscht, welche jeder ächte Deutsche, um seiner eigenen und um Deutschlands Würde willen, einzunehmen hat, der lese Ernst Moritz Arndt's Schriftchen: „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande“ (Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung), mit dem Motto:

Lieber den Wolf, der reißt,
Als den Fuchs, der gleißt! —

Machte einst Klopstock dem deutschen Lande den Lobspruch, der jedoch zugleich auch Tadel ist, daß kein anderes Land gegen das Ausland gerechter sey, so verlangt doch — um so mehr, da dies 1813 bis 1815 versäumt worden ist — die Gegenwart Deutschlands, daß es nun gegen das Ausland, und zwar gegen das prahlerische, eitle, vorläute, habgierige, Recht und Freiheit Anderer, nicht immer gewissenhaft achtende Frankreich, sich selbst und seinen Werth fühle und erkenne und, da nöthig, auch geltend mache.

Als die berühmte Sängerin, Mad. Mara, einst Dem. Schmehling, neulich in Reval ihren 85ten Geburtstag feierte, wurden folgende

Verse von Goethe mit einer von Hummel komponirten Musik vorgetragen:

Der Dem. Schmeßling,
nach Aufführung der Haffischen Sta. Elegia al Cal-
vario. Leipzig 1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn
Reinster Jugendgabe,
Zogst Du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

Jetzt folgten Gratulationen und Huldigungen,
und hierauf brachte man ihr nachstehende Verse,
ebenfalls von Goethe, dar:

An Madame Mara,
zum frohen Jahresfeste. Weimar, 1831.
Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ist auf Pfad und Stieg
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele denk ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen.

Zuletzt wurde der tief Gerührten das Original jener Stanzas Goethe's und ein Brief von ihm, wie auch Hummel's Komposition, fein und sauber von ihm selbst gezeichnet, überreicht. Die Erscheinung: den 82jährigen, hochberühmten Dichter aus der Ferne her der 83jährigen, auch hochberühmten Sängerin ihr Fest durch Jugenderinnerungen verschönern zu sehen, hat Etwas, das jede Kritik verstummen macht.

Die Offiziere und Verwaltungsglieder des ehemaligen ägyptischen Heerzugs versammelten sich am 2. März beim Restaurateur Lointier in Paris,

um das Andenken dieses, wie aus grauer Vorzeit der trojanische und Argonautenzug, merkwürdigen Heerzuges zu feiern. Die Versammlung bestand aus fünfzig Personen, unter denen man den Herzog von Novigo, Bertrand, Colbert, Lallemand, Durand, Jomard u. v. A. bemerkte.

* Kleine Einfälle.

Das Schild eines Apothekers.

Arcanum arcanorum unicum.

Kauft Pillen, kauft! sehr schön, für wenig Geld,
Vorzüglich gut auf Reisen — nach der andern Welt.

Fromme Bitte an Insurgenten.

O, richtet nach Gemeinen Rechten nicht
den großen Böfewicht!

Schlagt nur die Mücke todt, die euch ein wenig
sticht,

den Großen überlasset Gottes Hochgericht!

— wenn er auch bis ins Mark mit scharfem Büffel
bricht;

Dann wird auch ferner noch der gute Spruch be-
stehen:

— den Kleinen hängt man auf, den Großen läßt
man gehen.

Beschäftigung eines Junkers.

Womit vertreibt wohl Hanns die Zeit in diesen
Tagen?

„mit königlicher Lust: das Wild zu jagen;
Doch in der Hegezeit, was thut er dann?

„Dann macht er sich ein Kaiserlich Vergnügen,
wie weiland Herr Domitian,
und fängt — die Fliegen.

A. — B.

* Auflösung des Räthfels in Nro. 38:

S i e b e n.

* Auflösung der Lokal-Charade in
Nro. 38:

S c h u l d t h u r m.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 19. Mai 1831.

Du, Natur, mit deinen Kränzen
Weißt so mütterlich mit Freuden
Deine Kinder schön zu kleiden —
Darum mag der Winter scheiden
Hin zu fernem Jon' und Grenzen.

Frühlings-Ahnung.

Kommt der Frühling angezogen,
Auf der warmen Lüfte Schwingen
Süße Töne wird er bringen,
Die vom Ohr zum Herzen dringen,
Von der Iris goldnen Bogen
Blicken Purpurwölkchen nieder
Und die Erde lächelt wieder,
Vögelchen heben ihr Gefieder
Zu der Lüfte blauen Wogen.

Tausend Wohlgerüche füllen,
Nun der Erde grüne Räume,
Ach, es kommen schöne Träume —
Wenn aus frischem Laub der Bäume
Aus des Haines dunklen Stillen
Nun der Nachtigall Gesänge
Und in ihre Zauberklänge
Mit der andern Töne Menge
Blüth' und Blumen sich enthüllen.

Du, Natur, mit deinen Kränzen
Weißt so mütterlich mit Freuden
Deine Kinder schön zu kleiden —
Darum mag der Winter scheiden
Hin zu fernem Jon' und Grenzen.
Denn der Fenz liebt keine Trauer,
Keines Frostes düst're Schauer;
Weht sein Athem auch noch lauer,
Seine Sonne weiß zu glänzen.

Agnes v. Einsiedel.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

5.

Die Wahl der Deputirten setzte in dieser
Zeit ganz Frankreich, hauptsächlich Paris, in Be-
wegung. Ob die 221 wieder gewählt werden
würden, oder nicht, das war das Tagesgespräch in

allen Salons, in allen Restaurationen und wer sich nur in etwas unter das Volk mischen und die Boulevards und die Lustorte des Handwerkers besuchen wollte, der konnte leicht die allgemeine Bewegung im Volke beobachten.

Auch in der Familie Ducanger beunruhigte die herannahende Krisis die Gemüther. Der Vater, nur in der Ruhe und Wohlhabenheit des Landes dessen Glück suchend, sträubte sich eben so sehr gegen die Despotie der Minister und gegen den verderblichen Einfluß der Geistlichkeit, als er sich vor dem Geiste der Neuerung fürchtete, der ihm nur als unheilbringend erschien. Der Sohn hingegen hatte in seinem College sich Ansichten und Hoffnungen zu eigen gemacht, deren Verwirklichung die Ruhe des Volkes gefährden mußten. Dort wollte man dem Zeitgeiste mit ausgebreitetem Flügel in seinem kühnen Fluge folgen, wollte seinen Principien Alles zum Opfer bringen und sah in dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten nur einen Schneekengong, in dem Handeln des Centrums der Deputirten-Kammer nur ein kraftloses Entgegentreten gegen die Anmaßungen der Regierung und in der Polizei den Krebschaden, der allmählig den Staat verzehren müsse. Pressfreiheit oder Pressfreiheit, gleichviel, waren ihm Alles und wie einst die Titanen, glaubte die aufgeregte Jugend, immer Fels auf Felsen thürmend, den Himmel erstürmen zu können.

Auch der ruhige, besonnene Ducanger, der, als ein ächter Mediciner, gewohnt war, Alles bedächtig zu anatomiren, statt sich bei dem ersten Anblicke hinreißen zu lassen, hatte sich für diese Ideen begeistert. Einmal etwas mit Gluth erfasst, hielt es seine Beharrlichkeit auch fest und er ging dann seinem Ziele unerschütterlich entgegen. Dieser Haß gegen den Minister Polignac und dessen Sturz, Freiheit der Presse, Erhaltung der Charte, das waren die Wünsche, die wie Flammen in

des Jünglings Brust aufloderten. Eine hohe, große Idee lag hinter diesem Allen im Hintergrunde, zwar noch nicht klar vor seinem Auge, aber wie uns der blaue Aether die heiligen Pforten des Himmels verbirgt, so glaubte er, daß hinter dem hohen Gebäude seiner Ideen die Freiheit, das große Ziel der Menschheit verborgen liege; er hielt den Geist der Zeit für die schaffende Kraft des Höchsten und, sich seinen Flügeln übergebend, glaubte er, sicher das Ziel zu erringen.

Theilte er dem Vater seine Ideen mit, so lächelte dieser und schwieg, denn er wußte wohl, daß ein Enthusiast nie zu belehren, vielweniger zu bekehren sey. Seit ein Paar Tagen aber, da sich die Parteien einander feindlicher gegenüber stellten als je, da der Vater selbst an der Mäßigung des Ministerii, an der Duldsamkeit des Volkes zu zweifeln begann, versuchte er es, dem Sohne gemäßigtere Ideen mitzutheilen, der nichts weniger verlangte, als daß das Volk in Masse aufstehe, das Ministerium stürzen und den König zwingen müsse, die Charte in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen und den der Nation geleisteten Schwur zu halten.

Und gelingt das dem Volke, was dann? — unterbrach ihn der Vater. — Glaubst Du, es würde dann bei seinen gerechten Wünschen stehen bleiben? — Das Volk ist unersättlich; anfangs verlangt es Gerechtigkeit, hat es sich diese ertrögt, hat es zu seinem Heile errungen, was seine Wohlfahrt gründen und fördern kann, dann treten Männer auf, die es von ihrem Schreibtische aus belehren wollen, was ihm die Natur noch für tausend Rechte gibt, an die es früher nicht gedacht und deren Erlangung in der Ausführung unmöglich ist. Diese Doctrinaires denken dabei wenig an das allgemeine Wohl und ziehen ihr Herz dabei nicht zu Rathe, denn das würde ihnen sagen, daß die unsäglichen Opfer, die man brin-

gen müßte, wenn man auch das unerreichbare Ziel einer idealen Verfassung erlangen könnte, den zu hoffenden Nutzen tausend Mal aufwögen. Sie befragen nur ihren Ehrgeiz, ihren Vortheil; die Besseren nur ihren speculativen Verstand.

Geh' die Geschichte unseres Landes seit den letzten vierzig Jahren durch, Du wirst einen steten Kreislauf finden; nicht die Bahn eines Zirfels, der stets in sich selbst Anfang und Ende hat, nein, eine Bahn wie die des Mondes, der in gleichmäßigen Kreisen langsam vorwärts schreitet, so ist der Geist der Zeit, er rastet nie, und müßte er auch einmal rückwärts, beginnt er doch bald wieder den ruhigen Flug seinem Ziele entgegen.

Theilt Ihr endlich meine Ansichten, Vater? — rief Claude. — Erkennt Ihr den klünnen Flug dieses unaufhaltsamen Geistes?

Ich erkenne, mehr noch, ich ehre ihn. Aber nicht auf den Flügeln des Sturmwindes will er himmelwärts jagen; ruhig, besonnen soll sein Flug seyn. Er mag ihn wohl jetzt, nachdem die Schlacken alter Gewohnheiten ihn nicht mehr beengen, mit einem helleren Blick beilen, aber nie wird er ihn überreiten, nie eine Frucht pflücken wollen, ehe sie reif ist, und nur Thoren und Tyrannen geben seinen Schwingen die mächtige Kraft; denn, geschehe es nur, säße der Beste der Bourbon's jetzt auf Frankreich's Thron, stände ein Gully an der Spitze der Geschäfte, das Volk würde nicht nach Neuerungen verlangen, obgleich es wohl sich nicht mehr mit dem Hühne im Topfe zu seinem Sonntagmahle begnügen würde. Aus der Erfahrung kannst Du lernen, daß des Menschen Wünsche unersättlich und seine Ansprüche an das Leben nie zu befriedigen sind.

Und warum nicht, Vater? — unterbrach ihn Claude. — Ist der Wunsch nach Freiheit ein

unzufriedigender Wunsch? Was hat nicht die Menschheit in diesen vierzig Jahren gewonnen?

Viel! — nahm der Vater das Wort — Sehr viel! Besonders haben manche Fürsten gelernt, Väter ihrer Völker zu seyn und die große Wahrheit erkannt, daß die Liebe des Volkes das sicherste Palladium des Thrones ist. Wilt es die Wahl zwischen Sklavenketten oder Freiheit, so sei überzeugt, Claude, Dein alter Vater opfert sich, gleich Dir, für das Wohl der Menschheit, aber er murren nicht bei dem geringfügigsten Anlasse und stört nicht die sorgenlose Ruhe seiner Nachbarn. Nur ein hohes Ziel vor Augen, setzt er nichts aus kleinlicher Selbstsucht auf's Spiel, er berechnet ruhig das Opfer und den Gewinnst und duldet lieber einen kleinen Druck, als daß er dem Pöbel die Fúgel in die Hand gibt, der nur zu bald als Führer des Staatswagens die blutige Geißel schwingt.

Verstand und Bildung behält stets die Leitung der Angelegenheiten und beherrscht die Begebenheiten, die rohe Masse wird in ihrer schaffenden Hand umgeformt! unterbrach der Sohn mit jugendlichem Selbstvertrauen.

Der Vater lächelte. — Solltest Du wirklich so unerfahren seyn, dieß zu glauben? — erwiderte er. — Hoffst Du wirklich, daß, wenn das Ministerium Polignac die Charte zu zerreißen wagte, das Volk seine Privilegien vertheidigte, in dieser Vertheidigung den Sieg erränge, es würde sich mit der Erhaltung seiner freisinnigen Verfassung begnügen?

Gewiß! sagte Claude rasch.

Die Zeit wird es lehren! erwiderte der Vater lächelnd und brach das Gespräch ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Gefängnißwesen.

Zu den hiesigen Staatseinrichtungen, worüber Herr Dr. Voget in seiner Schrift: Ueber staatsbürgerliche Anforderungen; seinen Tadel ausspricht, gehört auch das vor einigen Jahren mit vielen Kosten vor dem Dierthore neu erbaute Gefangenhaus.

„Eine der segensreichsten Verbesserungen“ — sagt der gedachte Schriftsteller (S. 69. 70 in der Note) „wird es seyn, wenn einmal unser Gefängnißwesen, aus dem Schlamm der Heimlichkeit hervorgegangen, am Lichte gereinigt dastehen wird. Jetzt — verbirgt nicht allein Mangel und Schloß das physische Leben und Treiben im Detentions-Kerker, sondern auch ein eben so undurchdringliches Geheimniß versenkt die dort Festgehaltenen vielleicht Unschuldigen, gewiß aber noch nicht staatsbürgerlich Todten mit allen ihren natürlichen und erworbenen Rechten gleichsam lebendig ins Grab. Und daß kein Funke Lebenslicht hineindringt ist die Zunge des Aufsehers im Gefängnisse hinsichtlich alles dessen, was dort vorgenommen und nicht vorgenommen wird, zu ewigem Stillschweigen in die heilige Fessel des Eidschwurs gelegt.“

Vermögen wir auch den ganzen Sinn dieser inhaltsreichen Worte — welche von Unbefangenen eben sowohl auf einen von Howard beschriebenen, mit Folterwerkzeugen versehenen Inquisitionskerker, als auf unser Gefangenhaus, bezogen werden können — nicht aufzufassen, so glauben wir doch darin eine schwere, uns, wo nicht vorzüglich, doch mit treffende Beschuldigung in so fern zu finden, als wir es sind, denen die Inspection über diese von Deputirten der Bürgerschaft mit verwaltete Anstalt anvertraut ist. Bloß, um von der letzteren, dadurch aber zugleich auch von uns selbst den Vorwurf des Herrn Dr.

Voget abzuwenden, und keinesweges in der Absicht, mit ihm über seine Reformansichten hier weiter rechten zu wollen, halten wir uns zu nachstehenden wenigen Worten an unsere lieben Mitbürger, auf deren Kosten jene Anstalt gegründet ist und fortwährend ihr Bestehen hat, verpflichtet.

Zu fragen, ob die in das Gefangenhaus gebrachten Individuen schuldig oder unschuldig seyen, gehört nicht zum Verufe der dasselbe inspicirenden Behörde, am wenigsten in dem Fall, wenn die Verhafteten während der Untersuchung der Verbrechen daselbst detinirt und nicht bereits als eigentliche Sträflinge behandelt werden. Diejenigen, welche die Verhaftungen und Bestrafungen verfügen, haben dies zu untersuchen und zu verantworten. Uns liegt nur ob, dafür zu sorgen, daß der Zweck der Anstalt, die Aufbewahrung der Gefangenen, erreicht werde. Damit dies möglichst geschehe, ist mit Nothwendigkeit dem, ohnedies als rechtlichen Mann genugsam bekannten, Aufseher eine Instruction ertheilt, diese aber so wenig ein Geheimniß, daß wir sie lithographiren zu lassen kein Bedenken getragen haben. Die verwaltenden bürgerlichen Deputirten — welchen auch gleichwie dem Senate regelmäßig die wöchentlichen Listen der Verhafteten vorgelegt werden — befinden sich in dem Besitze derselben, und jedem dazu Qualificirten steht deren Einsicht zu Dienste. Herrn Dr. Voget selbst würde sie, hätte er darum nachgesucht, mitgetheilt und er dadurch höchst wahrscheinlich von seinem grundlosen Urtheile abgehalten seyn.

Eine der ersten, dem Aufseher auferlegten Pflichten ist menschliche und selbst milde Behandlung der Gefangenen, in so weit sie nur mit dem Zweck der Haft und der ihm in Hinsicht des einzelnen Individuums etwa von der Behörde besonders ertheilten Vorschrift sich vereinigen läßt.

Daß der Zutritt zu dem Gefängnisse sowohl, als auch selbst zu dem einzelnen Verhafteten, im Allgemeinen nicht erschwert werde, ist eine zu bekannte Thatsache, als daß sie erst noch hervorgehoben zu werden verdiente. Natürlich können aber die Lage der Untersuchung und andere besondere Umstände Ausnahmen nothwendig machen, wie denn Gefangene überhaupt kein Gegenstand bloßer Neugier seyn dürfen. —

Allerdings ist auch der Aufseher einer so wichtigen Anstalt, wie jeder hiesiger Beamter, auf seine Instruction bedacht. Nicht mehr und nicht weniger ist ihm aber geboten oder verboten, als was die Natur seines Amtes mit sich bringt. Gespräche mit Unberufenen über die Personen der Gefangenen, den Grund ihrer Verhaftung, ihre Lebensverhältnisse u. wird auch der unbeeidigte Aufseher eines Gefängnisses, dem der Begriff seiner Amtspflicht nicht ganz fremd ist, zu vermeiden wissen. —

Bisher sind uns keine Klagen über die Haltung der Gefangenen zu Ohren gekommen. Wohl aber haben Hiesige und Auswärtige, welche unsere Anstalt sahen, und selbst Männer von Fach, welche mit Kenneraugen deren innere Einrichtung näher untersuchten, durch ihr Urtheil über dieselbe uns in unserer Meinung bestärkt, daß auch das Gefängniß von den Fortschritten des Bremischen Staatslebens zeuge und der Schutz der Gerechtigkeit sich in diesem Freistaate so gut über den Gefangenen, als über das freie Mitglied der Gesellschaft, verbreite.

Mit solchem Bewußtseyn sind wir denn aber wohl berechtigt, unsere Mitbürger, denen die Ehre des Staates am Herzen liegt, aufzufordern, sich durch den Besuch des Gefängnisses zu überzeugen, ob dasselbe mit einem lebendigen Grabe zu vergleichen sey und es Noth thue, unser Ge-

fängnisse aus dem Schlamm der Heimlichkeit hervorzuziehen. —

Die Inspection des hiesigen Gefängnisses	
Bürgermeister	Senator
Nonnen.	Berk.

* Ueber bürgerliche Freiheit.

(Dritter Auszug.)

Europa gleicht einem den Wellen überlassenen Schiffe, sein Boden ist von Würmern durchfressen, seine Segel flattern willenlos, sein Bord ist ohne Steuermann und niemand wagt sich an's Ruder; denn es fehlt der Compaß. — O, warum mußt du so schnell von der Erde weichen, großer Canning, mit deinen liberalen Grundsätzen, deinem hellen Blicke, deinem großartigen Herzen! — wer hat dich ersetzt, wer wird dich ersetzen? wie seufzt Europa nach dir! Du würdest nicht anstehen, den in Portugal und Spanien in den Kerkern Schmachenden die Schlüssel der Freiheit zu bringen, du würdest helle sehen, daß Frankreich jetzt anders gestaltet ist als 1815, du würdest sie verstehen, die Klagen der Völker und mit bürgerlicher Freiheit Handel und Wandel immer mehr entfesseln. — Du erkanntest am besten, wie nothwendig Reformen seien. —

Alles will Zeit und Muße haben, die Natur ist ein leuchtend Vorbild, daß Alles altert, kränkt und stirbt, neue Blüthen müssen kommen, neue Reiser auf das Alte gesetzt werden. — Nicht minder muß die Staatsmaschine mitunter geschmiert und ausgebeffert werden; aber diejenigen, welche sich daran wagen, müssen sich auf Un dank gefaßt machen; sie werden oft verhöhnt und als Uebelgesinnte und Revolutionaire gescholten, während Erfinder nützlicher Einrichtungen oft auf viele Jahre Patente erhalten und der General nach einem Siege vergöttert wird, nicht minder ein Paganini und eine Catalani. — Die Vorsehung

hat seit Jahren Deutschland in seiner politischen Kraft stiefmütterlich behandelt, hoffentlich um es bald in desto schönerem Glanze zu erheben. —

Deutsches Vaterland, mit all deiner Kraft und deiner Stärke, mit all deinem Fleiße und deiner Kultur, mit keinen reichen Mitteln und deinem ernstesten Willen — wie bist du so arm, wie bist du so wirkungslos! — wo sind deine Gränzen, wer ist dein Oberhaupt? — du bist der Markt für fremde Brautbewerber. Weinend verlassen deine Fürstentöchter den heimathlichen Heerd, den gesandten Portraits nach dem Willen der Etern folgend und finden in fremden Ländern oft früh ihr Grab, wohl oft aus Gram über das Entbehren der deutschen Sitte; armes Vaterland, deine Politik ist kraft- und lebenslos, sie steht auf den Papieren, aber es fehlt an Wirklichkeit; deine Söhne, mit Füßen getreten, werden durch Hunger und Kummer fortgetrieben über Land und Meer zu Völkern, deren Sprache sie nicht verstehen; wer fragt nach dir und deinen 30 Mill. Einwohnern? — An dich denkt kein Mensch, wenn von den großen Mächten geredet wird; seit einer Reihe von Jahren warst du der Spielball und der Tummelplatz fremder Autokraten; entnervt durch unselige Zollsysteme, stets mit dir selbst im Kriege, angefüllt mit Spähern und Lauschern, bist du bettelarm bei all deiner physischen Kraft; deine Throne sind von Schmeichlern umlagert, durch deren dichte Wolke die gerechte Klage des Volks nicht zum Fürsten gelangen kann, deine Zeitungen voll Lobhudeleien, daß Alles weise eingerichtet sei, daß die Fürsten verehrt und vergöttert werden, deine Zunge gelähmt, fürchtend durch Vergessenheit eines Titels Verstoß zu machen, deine Feder inne haltend zum Nachdenken, ob der Andre Hoch, Wohl, einfach oder gar nicht geboren sei. Deine Angst und Verzagttheit läßt auch bei dir Jesuitismus und Pietismus er-

blühen; dein Adel verhöhnt den Bürger und wird dafür von diesem ausgelacht; vom Meere begränzt kennt der Ocean nicht deine Flagge, deine eignen Fürsten haben dich verläugnet, mit dir auf dem Congresse zu Wien Comödie gespielt und die ohnehin böse Zahl 13 noch verrufenener gemacht.

* A n d e u t u n g .

Vieles und Buntes über unser Kunstwesen fand sich seit einiger Zeit in unseren Zeitschriften. Bald sah man die Spuren bezahlter Federn, bald leuchtete gefährdetes Interesse, Einseitigkeit, eigensinniges Beharren bey dem Alten, falsche Ansicht sogenannter Gerechtsame von der einen — bald unbeschränkte Neuerungsucht, Ueberfliegen und Uebertreiben des Zeitgeistes und seiner Ausfaat, Ungeduld und mitunter auch Leichtfertigkeit von der andern Seite aus diesen Aufsätzen; möge es denn einem ganz Unpartheiischen erlaubt seyn auch seine Meinung über diese ernste Angelegenheit in diesen Blättern auszusprechen.

Man hat die Künste „ehrwürdig durch ihr Alter genannt“ das soll wohl heißen „sie haben sich in einem ausgedehnten Zeitraum im Staatenverbande als nützlich bewährt; denn das Alter ist nicht immer ehrwürdig, und der Lauf der Welt lehrt daß es stets der kräftigeren Jugend weichen muß. — Man hat den Künsten zur Last gelegt, daß sie die Entwicklung des Genies unterdrücken; aber das Genie, das wirkliche, bricht sich überall Bahn und gewinnt durch Hemmungen an Elasticität; man faselt von einem goldenen Zeitalter allgemeiner Gewerbefreiheit, und bedenkt nicht daß fast alle Stände überfüllt sind und das Verhältniß der Producenten gegen die Consumenten sich zum Nachtheil der ersteren gestaltet. — Man will den furchtbaren Krebs, der an den Grundvesten der Staaten, wie an den

Pfeilern des häuslichen Glücks nogt nicht sehen, sondern strebt vielmehr ihm neue Nahrung zu geben. Ich meine den Luxus! — den Luxus in Bedürfnissen und Gewohnheiten, in Erholungen und Einrichtungen.

Die Künste bilden einen bedeutenden und wichtigen Theil unsers beneidenswerthen Staates. Sie gehören — mit wenigen Ausnahmen — zu dem wohlhabenden Mittelstande, in welchem die Wurzeln der alten, doch kräftigen Freiheits-Eiche eine reiche Quelle belebender Säfte finden. Diesen Boden umwühlen und zu einer himärischen Parkanlage machen, dürfte ein leichtsinniges gefährliches Unternehmen seyn; verdienstlich, ja nothwendig mögte es aber seyn ihn von den Steinen und Schlingpflanzen zu säubern die sich im Laufe der Jahre dort anhäufen.

Manche Mißbräuche haben sich in das Kunstwesen eingeschlichen, von denen es ursprünglich nichts kannte, manche seiner Einrichtungen berühren die Wirkungskreise der übrigen Staatsbürger, ja selbst die der eigenen Genossen feindselig.

Hierhin gehören Privatverabredungen des ein oder des andern Amtes, als: Nichtaufnahme hiesiger Lehrlinge, Zurückweisung Arbeit suchender hiesiger Gesellen, Verweigerung des Austragens des Fabrikats, zu große Hindernisse, ja selbst die Unmöglichkeit zu Amte zu kommen, unverhältnißmäßige Annahme von Lehrlingen gegen Gesellen u. dgl. m.

Das muß und das wird anders werden. —

Zu wünschen aber wäre es, daß eine, unserer Zeit angemessene Reform — von den Künsten selbst ausginge. Sie sind reich an einsichtsvollen, vorurtheilsfreien Männern, und sie werden nicht zurückbleiben wollen hinter ihrer Zeit und ihren Anforderungen.

Mögtén diese ungeordneten Andeutungen nur einen Theil des Zwecks erreichen, der dem Schreiber vorschwebte. Ein Bürgerfreund.

* Gedanken.

Manche halten das Ausrotten von Morästen und Sümpfen für schlecht und ungerecht, weil darin Bäume wachsen, von denen nur sie goldene Früchte zu ziehen verstehen, unbeschadet ob Tausende durch die schlechten Dünste der Sümpfe leiden. —

Manche vertheidigen die Sklaverei, weil sie bei genauer Untersuchung Sklavenhändler sind; andre tauschen Dinte, Federn, Papier und Redensarten gegen Braten, Brod, Schusterspfriemen, Schneiderscheeren, goldne Troddeln und andre Sachen; andre bellen, wie in bekannter Fabel der dicke fette Mops that, den Mond an, wenn er ihnen zu ungelegener Zeit die Mängel der Erde beleuchtet. — Manche stellen sich recht weise und sind dumm, aber auch andre verkleiden sich als Bauern und sind Gelehrte; sie thun es, um so am besten fischen zu können; andre bitten gerne für andre, doch nur wenn ihnen Gold in die Hand gesteckt wird. — Der eine wirft mit der Wurst nach dem Schinken, der andre mit einer Priße Taback nach einer Rolle Canaster.

* Klingenbeutel, Collette.

Herr Dr. Boget hat Recht, daß nur eine bestimmte Classe von Menschen die Thorsperre trifft. Dieses sind diejenigen — Reisende ausgenommen — welche nicht zur rechten Zeit das Thor passiren wollen; für sie muß gesorgt werden. Verhaft ist die Sperre, weil es eine indirecte Auflage ist, der fast jeder ausweichen kann. Wie glücklich wäre die Stadt, wenn solche aufgehoben würde. Der Werth der Häuser so wie der Miethpreis derselben, siele bedeutend und um die Sperrereinnahme zu ersetzen, müßte eine directe Steuer aufgelegt werden.

Den Ausländern gilt Bremen ein Paradies; gerne siedeln sie sich hier an. Wie volkreich würde es werden, wenn Gewerbe-Freiheit ver-
kündet würde. Wie viele neue Häuser würden
erbauet und wie viele Armenhäuser müßten
gebauet werden. Das Geld dazu würde die Ge-
werbfreiheit liefern. — —

Wer öffentlich auftritt, der besetzt dadurch
einen jeden über ihn zu urtheilen. Wer diese
Befugniß abstreiten will, bezeugt, daß er
einen Kopf auf den Schultern trägt, der nicht
leer, sondern mit Dummheit und Nicht-
wissen angefüllt ist.

Seit wann sind allgemeine Sterbelisten
Ehrendenkmale?

Wenn Postschreiber und Postoffizianten ihre
Würde in Unhöflichkeit suchen, so sind sie gewöhn-
lich gegen Fremde grob, weil diese nicht Zeit
haben, sich über ihre Grobheit beschweren zu
können.

* Allgemeiner Wunsch.

Möchte doch die Ober-Behörde des Königl.
Hannov. Postamts, es für zweckmäßig finden, an
dem Brief-Aannahme-Fenster eine Oeffnung an-
bringen zu lassen, um zu jeder Zeit unfrankirte
Briefe abgeben zu können, wie dieses auch an den
andern Posten der Fall ist. —

Mit geringem Kostenaufwande würde dieses
zu bewerkstelligen sein!

E... r d.

B e m e r k u n g.

Die „Antwort auf die in No. 38 des Bürgerfreundes eingerückte Erwiderung“ kann — wegen
Mangel des Raums — erst im nächsten Blatt aufgenommen werden.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No. 36.

* A n f r a g e.

Wenn man Waaren in öffentlicher Auction
über den werthsendenden Preis ankauft, ist man
alsdann auch verpflichtet, selbige zu dem gekauften
Preise zu empfangen und zu bezahlen? Und wenn
man Waaren in öffentlicher Auction unter dem
werthsendenden Preise kauft, müssen die auch geliefert
werden? — *)

* B e m e r k u n g.

Die hiesige Zeitung No. 133 sagt in einem
Artikel aus Paris: „Die Königin zerfloß in
Thränen.“ u. Wäre dieses wahr, so wäre es
eine Auflösung die noch wohl früher nie Statt
gefunden hat.

* Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

In den wöchentlichen Nachrichten vom 16ten
Mai d. J. lesen wir, daß nach einem Erkennt-
nisse des Criminalgerichts zwei Eheleute, weil sie
dem öffentlichen Beamten des Civilstandes einen
Verwandten der Braut als deren Vater vorge-
stellt haben, zu zwei- und einmonatlicher Gefäng-
nißstrafe verurtheilt worden, daß ferner derjenige,
welcher sich, wenn gleich ohne besondere Arg-
list zu jener Täuschung hat mißbrauchen lassen,
mit einmonatlichem, und außerdem noch die, welche
als Zeugen dabei gewesen, mit vierzehntägigem
Gefängniß bestraft worden sind. — Es ist keinem
Zweifel unterworfen, daß unser hochlöbliches
Gericht in solchen und ähnlichen Fällen, wo Men-
schen in einer falschen Eigenschaft auftretend die
Obrigkeit täuschen, denselben Act der Gerech-
tigkeit in Ausführung bringen werde, ohne Rück-
sicht zu nehmen auf das Ansehn der Person; denn
als Bürger eines Freistaats sind wir vor dem Ge-
setze Alle gleich. Hac nitimur, hanc tuemur.

*) Sollte der Einsender sich diese Fragen nicht selbst
beantworten können? — In den Auctions-Pro-
tocolen heißt es „nach geschehenem Zuschlage fin-
den keine Einreden mehr statt und muß die Waare
unweigerlich empfangen werden“ u. s. w. Daß
dieses Nichtstattfinden von Einreden sich auf Käu-
fer und Verkäufer bezieht ist wohl nicht in Ab-
rede zu stellen; wenn nämlich nicht Separatbe-
dingungen vorbehalten würden. Der Seher.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 22. Mai 1831.

Es vergeht was hier im Staube
Süß und weh' das Herz bewegt,
Der Vergänglichkeit zum Raube,
Was die Mutter Erde trägt.
Auch der Freude holdes Licht,
Es vergeht! — doch Hoffnung nicht!

Daevés.

* K l a g e.

Trübe fließen meine Tage
Im entchwund'nen Erdenglück,
Und es bringet meine Klage
Nimmer mir die Zeit zurück,
Wo der Lenz mir seine Blüthen,
Freundlich seine Kränze bot;
Kann ein Jenseit mir vergüten
Das entflohn'ne Morgenroth?

Jede Blüth' ist mir erstorben,
Und des Lebens Zweck verfehlt;
Was ich Theures mir erworben,
Was mir Schönes zugezählt:
Alles, alles ist entchwunden,
Alles, alles ist dahin —
D drum eilet, träge Stunden,
Laßt mit euch mein Leben fliehn!

Kränze wollt' ich Allen binden,
Freudenkränze froh und traut,
Wollt' sie um die Schläfe winden
Wie dem Jüngling, so der Braut;
Doch verwelkt, entblättert sanken
Sie mir aus der schwachen Hand
Nieder an des Lebens Schranken,
An des Grabes finstern Rand.

Awar die Lieb' mit ihren Wonne
Stillte mir des Busens Drang,
Doch kaum war ein Lenz verronnen,
Lönte schon mein Klaggesang;
Gefellos entquoll der Hölle
Mir der Liebe schneller Tod:
Eifersucht in trüber Quelle
Ueberfloß mein Morgenroth.

Zwar die Freundschaft kam gezogen,
 Bot mir schmeichelnd ihre Hand,
 Doch kaum war mein Glück entflohen,
 Als auch diese Pulvin schwand.
 Nachtmühle Schlängelpfade
 Breiteten sich vor mir aus,
 Jedes Loos — vom Schicksalsrade
 Mir bestimmt — bot Nacht und Graus.

Soll ich länger noch durchirren
 Dieses Erdballs den Rund?
 Schicksalsknoten zu entwirren,
 Ringen mir die Hände wund?
 Nein, mich treibt's aus diesen Wogen,
 Kampfesmüde treibt's mich fort:
 Was die Erde mir entzogen,
 Fest erwart' ich einstens dort!

F. L. K. . . e.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

5.

Obgleich Claude's Gemüth bei der sich immer mehr nahenden Katastrophe ganz von dem, was sein Vaterland betraf, ergriffen war, blieb dem Herzen dennoch ein kleines Recht, und er ging, als es zu dämmern begann, nach dem Boulevard, um zu sehen, ob Madelon's Furcht gegründet sey; er fand sie und den Blinden nicht und es trieb ihn nach der Vorstadt St. Martin. Bald stand er vor dem Häuschen und klopfte an die Thür, welche Madelon öffnete und ihn freundlich willkommen hieß; auch der Alte, der in seinem Mantel gehüllt, hinter dem Tische sitzend, den Padel liebkoste, begrüßte ihn freundlich.

Ich freue mich, daß Sie zu mir kommen, Herr Ducanger! — redete er ihn an — Ich glaubte schon, sie hätten bei dem Treiben und Wogen, das jetzt die Hauptstadt bewegt, den alten Freund vergessen; es ist mir lieb, daß ich

mich täuschte. Aber nun sagen Sie mir, wie steht es in Paris? — Nach dem, was mir Madelon aus dem Constitutionel vorgelesen hat, scheint es mir, wir ständen auf einem Krater und die Explosion sey nahe.

Ich hoffe es! — sagte der junge Mann, welchem Madelon einen Sessel neben dem Vater zurecht geschoben hatte. Die Regierung wird einen Staatsstreich wagen und darüber zu Grunde gehen.

Das wolle Gott! — fuhr der Alte auf — Noch lebt der Sohn des großen Mannes, der den Ruhm seines Vaters, den Thron des Kaisers geerbt hat. Für ihn werden die alten Soldaten aufstehen, die Adler werden von neuem ihre Schwingen heben und Frankreich wieder auf den Gipfel des Ruhmes tragen, von dem es die Bourbons so schände hinabstießen! Die alte Herrschaft wird sich wieder erneuen, Frankreich das erste Land, Paris die erste Stadt der Welt seyn. Madelon! — sagte er dann begeistert, und glücklich, daß er das mitleidige Lächeln des jungen Mannes nicht bemerken konnte — schließe sorgfältig die Thüren, bringe mir das langverborgene Heiligthum, können es auch meine Augen nicht sehen, soll es doch dieser junge Mann bewundern und bei seinem Anblicke von Ehrfurcht ergriffen werden, wie es mich ergreifen wird, wenn es meine Hand berührt. — Geh, Madelon!

Während das Mädchen in die Kammer ging, nahm der Alte seine Feldmütze ab und erhob sich von seinem Sitze — Bist Du von St. Helena herübergeschwebt, Geist, der auch jenseit, wie hier, die Geister beherrschen wird? — sprach er mit Rührung — Weilt Dein Flug über der Stadt, wo Du einst auf dem Throne hoch über den Königen Europa's sahest, so blicke herab auf einen alten Krieger, der mit blinder Treue an Dir hängt, der sein elendes Leben tausendmal

opfern möchte, wenn er nur dadurch in den Herzen Deines undankbaren Volkes die Erinnerung an Dich heilig erhalten könnte, der mit freudigem Herzen Paris in einen Schutthaufen verwandelt sähe, würde nur auf den Trümmern der Thron Deines Sohnes erbaut!

Indem er dieß sagte, trat Madelon mit dem Heiligthum herein. Es war eine mit Linnen umwickelte Stange. — Entrolle es, Kind, und gib es mir. — Herr Ducanger! — sagte er, und der Ton seiner Stimme ward von der Nöhrung gedämpft, die ihn ergriffen hatte — es ist der Adler des Zwei und vierzigsten! Als Marmont seinen Herrn verließ und Paris den Allirten übergab, eilte der Fahnenträger, mein alter Waffengeführte, zu mir in das Hôtel des Invalides — Capitain Songeret, sprach er und drückte mir den Adler in die Hand: aus allen Schlachten, selbst aus Rußlands beeisten Steppen habe ich ihn zurückgebracht, jetzt aber, da Frankreich den Bourbons verrathen ist, ist er verloren — Napoleon's Adler geht schlafen, gönnt ihm ein Plätzchen bei Euch und wenn es Zeit ist, weckt ihn!

Als der Kaiser von Elba zurückkam, war es Zeit, ihn zu wecken. Ich hoffte, das Zwei und vierzigste sollte durch Paris marschiren; ich hoffte lange, aber vergebens, das Regiment zog nach Süden. Da ging ich zu dem Marschal Serrurier und meldete ihm, welches Kleinod ich verwahrte. — „Behalten Sie es jetzt noch — erwiederte der alte Krieger — lassen Sie ihn noch schlafen!“ — Er hatte Recht. — Bei Waterloo ging er ganz zur Ruhe!

Aber jetzt — jetzt junger Mann — O! ich kenne die Franzosen! — Jetzt ist der Zeitpunkt, wo ich ihn wecken soll. Nur noch wenige Tage und Paris ist in Aufruhr, die Bourbons werden gestürzt, die Victoria gibt Napoleons Adler neue Kraft und das alte Kaiserreich nimmt verjüngt

wieder den ersten Platz unter den Mächten Europa's ein.

Meine alten Kameraden sind mir vorangegangen oder schämen sich vielleicht des blinden Drehorgelspielers! — fuhr er nach einer kleinen Pause fort — Ich wüßte Keinen zu finden, Keinen alten Soldaten, dem ich dieß Heiligthum anvertrauen könnte, ich kann es nicht tragen, ich bin blind, Sie hab' ich lieb, in Ihnen sehe ich mich wieder, wie ich in meiner sturmbewegten Jugendzeit, vom Freiheitswindel durch die Straßen von Paris getrieben, einem tollen Wahne, statt der Vernunft, folgte. Ich habe den Wahn gelüßt, Frankreich hat ihn gelüßt, nehmen Sie ein Beispiel daran. — Claude Ducanger! — sagte er dann mit Begeisterung — Ihnen übergeb' ich in den Tagen des nahe stehenden Kampfes mein Heiligthum, tragen Sie es durch die Straßen, rufen Sie mit lauter Stimme: Folgt dem Adler des Zwei und vierzigsten! und die alten Krieger werden sich um Sie sammeln und Sie werden sie unter dem Rufe: Es lebe Napoleon! zum Siege führen. Nehmen Sie! wahrlich! ich könnte Ihnen nichts Herrlicheres anvertrauen!

Indem er dieß sagte, reichte er dem jungen Manne den Adler. Dieser aber griff nicht begierig nach dem heiligen Zeichen des 42sten. — Capitain Songeret! — sagte er ernst — dem Soldaten mag der Waffenruhm das Edelste der Erde seyn, dem Bürger ist es die Freiheit! Für die Charte, nicht für Napoleon, wollen wir unser Leben opfern; die Zeit des Glanzes war die Zeit der Tyrannei! Bünnen Sie mir deshalb nicht, — fuhr er fort, als der Alte den ausgestreckten Arm, der den Adler hielt, rasch zurückzog — Frankreich bedarf eines Königs, der freie Bürger freisinnig zu beherrschen versteht, keines Eroberers; es bedarf keines neuen Glanzes, keines Zuwachses an Macht, es steht, ein Staat freier Bürger, groß

unter den Staaten Europa's. — Gott schenke uns die Freiheit, die uns die Charte verheißt, und bewahre uns vor militärischer Tyrannei!

Madelon! — unterbrach ihn der Alte — wickle den Adler ein und trag' ihn auf seine alte Stelle, er trauert.

Madelon gehorchte und warf hierbei einen bittenden Blick auf Claude. — Dieser verstand ihn, ergriff ihre Hand, die sie ihm aber schnell entzog; hierbei überflog eine leichte Röthe ihre Wange, Claude bemerkte es und zum ersten Mal erschien sie in diesem Augenblicke dem jungen Manne schön.

Gehst Du bald, Madelon? sagte nun der Alte mit einer Art Heftigkeit, setzte sich dann wieder auf seinen Sessel und streichelte seinen Pudel.

Capitain Songeret! — begann nun Claude — Sie scheinen mich mißverstanden zu haben —

Nein! — erwiderte der Alte trocken — Ich verstehe Sie recht gut. Mein Weg führt mich rechts, der Ihrige Sie links; deßhalb werden wir für jetzt getrennt. Ziehen Sie aber, wohin Sie wollen, wobei ich wünsche, daß es Ihnen recht gut gehen mag, so treffen wir doch am Ende wieder zusammen. Stürzen Sie die Bourbons, wählen Sie einen Bürger-König, oder proklamiren Sie eine Republik, Alles ist gleich. Frankreich wird nach mancherlei Stürmen doch nur einem kriegerischen Fürsten gehorchen, nur der Zügel in der Hand eines glücklichen Feldherrn wird das unbändige Roß bändigen können. Die Nation ist zu kriegerisch, als daß der Ruhm nicht am Ende alle Leidenschaften verschlingen sollte. Mit einem Bürger-König werdet Ihr spielen, bei einer Republik werden die ehrgeizigen Gemüther sich gegenseitig aufreiben, wie zu den Zeiten Nobespierres und nach einem kurzen Kreislaufe werdet Ihr wieder stehen, wo Ihr ausgegangen

waret und unsere Nachbarn die Erfahrung wohlfeileren Kaufes haben, als wir.

Herr Ducanger, dem es leid that, vielleicht zu rauh eine Saite gegriffen zu haben, deren Ton dem alten Manne so schmerzhaft war, versuchte, es wieder gut zu machen, aber Capitain Songeret war wortkarg, ließ sich auf keine weiteren Auseinandersetzungen ein, und Herr Claude mußte diesmal den Alten mit dem Bewußtseyn verlassen, daß er ihn erzürnt habe.

Als ihm Madelon hinausleuchtete, ging sie ihm bis an die Hausthür schweigend voran; jedoch als er ihr hier die Hand zum Abschiede bot, drückte sie den leisen Druck und sagte: Lieber Herr, reden Sie nie etwas Böses von Napoleon; Sie thun meinem Großvater wehe und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er Ihnen zürnte. Gute Nacht, Herr Ducanger! — Sie entschlüpfte und ließ ihn allein.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber bürgerliche Freiheit.

(Vierter Auszug.)

Von jeher haben auf der Erde, besonders in Europa allerlei Partheien existirt; nie haben sich dieselben aber so sehr entwickelt, sind nie so gegen einander in die Schranken getreten als seit den ewig denkwürdigen Juli-Tagen 1830; bald triumphirt die eine, bald die andere. —

Von Siegen zu Siegen schreitet aber die bürgerliche Freiheit fort mit dem Panier der Aufklärung und der Devise: „die öffentliche Meinung ist für mich, wer ist wider mich.“ — Sie wird kräftig unterstützt von den sogenannten Brauseköpfen, die nach so lang verschlossenen Gram über Illiberalismus und Indifferentismus und fruchtlose Anstrengungen, die Fackel der Aufklärung anzuzünden, seit den Ereignissen des vorigen

Sommers ihrem für wahre Freiheit und Liberalismus, für Recht und Vaterland so hoch schlagendem Herzen freie Luft lassen dürfen. — Wenn diese mitunter ohne gehörige Prüfung in ihrem Eifer zu weit gehen: so tadelt man sie freundlich und schonend; bei ihren reblichen Absichten und mit gesundem Menschenverstande werden sie sich schon von selbst die Hörner ablaufen. — Man kann es nicht Allen recht machen, aller Anfang ist schwer, besonders für Schüler, die meistern wollen und müssen, nothgedrungen, der Zeit gemäß; ist das Feld einmal gepflügt, dann ist das Säen leicht. — Zu der Parthei des Aristokratismus gehören die meisten Fürsten und ihre Befolgeten, wovon so viele als ächte Nepoten sich nicht scheuen, das Mark des Landes auszusaugen, um damit ihre erschlichenen Güter zu düngen; diese Parthei ist eine mächtige; denn sie weiß mit ihrer Grandezza zu opponiren; sie versteckt sich so hermetisch, daß sie schwer zu finden ist; sie besticht durch Geld, lockt mit Aemtern und Würden; sie wird kräftig unterstützt von Leuten, die mit ihr verwandt oder sonst in mancherlei Beziehung steht und andere, die durch ihre Stellungen wenig Arbeit, aber fette Weiden haben, die ohne allen Verdienst durch Erbettung oder Verwendung hoher Gönner Würden und Orden besitzen, so oft erschlichen und erkaufte. — Ihre Devise in goldenem Rahmen ist: „Ich bin ich!“ — Zu einer andern Parthei gehören Frömmeler und Kopfhänger, Jesuiten und Pietisten, die da glauben, das Heil der Welt bestehe in Beten und Fasten, die die Zeit des Ablasses zurückseuffzen, die den Schauspieler als Ketzer verdammen, ja selbst den Besuch eines Schauspiels als Sünde verschreien, die sich oft erst recht glücklich fühlen, wenn sie viel leiden; sie möchten gar zu gerne zum Regimente kommen, aber ihr Zweck ist falsch, ihre Mittel sträflich, ihre Macht Ohnmacht; sie

sind nicht zu fürchten, nur zu bedauern, Verführte werden ihnen bald wieder abtrünnig werden: denn der Wolf im Schaafepelze verläugnet nicht lange seine Natur. — Desto mehr zu fürchten sind diejenigen, welche neben dem hehren Rufe: „Freiheit!“ den so verkehrten: „Gleichheit“ beifügen; ihnen ist die jetzige Zeit eine erwünschte; sie freuen sich derselben, um im Trüben zu fischen, sie zünden, um zu rauben, sie wüthen, um zu morden, sie hassen aus Neid, sie schmeicheln aus Bosheit; Ordnung und Vernunft im Munde, tragen sie Egoismus und Eigennutz auf dem Herzen, bald kalt, bald warm, treten sie die Devise: dem Verdienste seine Kronen“ mit Füßen und pflanzen auf blutigem Acker die ihrige „Freiheit und Gleichheit!“; sie sind die wahren Revolutionaire und Förderer der Anarchie. — Sehr zu fürchten ist dieser Ausbund der Menschheit, diese Dornen unter Rosen, diese Schlangen im Gebüsch, die am liebsten rücklings anfallen und unbemerkt ihr Gift verschießen; Ruhe und Frieden hassend, lauern sie mit Sehnsucht auf Krieg, übermüthige Franken diesseits dem Rheine wären ihnen eben so willkommene Gäste als Asiatische Horden. — Nur die Gegenwart hat diese Parthei zu fürchten, drum sei sie auf ihrer Hut, die Zukunft nicht; denn Vernunft und Recht werden stets die Oberhand behalten. — Zu einer andern Parthei, als Contrast der leterwähnten gehören die Gutmüthigen, die Bequemen, die Faulen, die Gleichgültigen; sie ließen gerne Alles im alten Schlandrian, sie ärgern sich, mitunter sprechen und handeln zu müssen; mit zitternden Händen ergreifen sie die Zeitung und mit Schauder wenden sie sich weg, wenn jemand mit ihnen über die Zeitereignisse sprechen will. — Diese fromme Heerde thut Niemand etwas zu Leide, gern möchte sie die jetzige Zeit verschlafen, sie ist gar nicht zu fürchten, ihre Zahl wird alle Tage

kleiner, da sich einer nach dem andern oft mächtig erhoben und aus dem Schlafe des Indifferentismus gerüttelt fühlt, erkennend, daß der Strom, der sie fortreißt, doch oben hält; ihre Devise: „Alles bleibe beim Alten“ wird immer mehr verwischt und verrostet, ihre Sprüche: „man menge sich nicht in fremde Sachen, jeder lege vor seiner Thür“, „Schuster bleib bei deinem Leisten“ — sonst sehr richtig und anwendbar — sind, wenn es das Vaterland und bürgerliche Freiheit gilt, wenn wie jetzt das Licht mit der Finsterniß zu kämpfen hat, eben so unpassend als unstatthaft.

* A n t w o r t

auf die in No. 38 des Bürgerfreundes eingerückte Erwiderung.

Der Verfasser dieser Schrift giebt sich das Ansehen eines Schiedsrichters über die in No. 37 des Bgrfr. von einigen Zunftgenossen frey ausgesprochenen Ansichten über die sie betreffenden Punkte.

Als aufgeworfener Richter beschuldigt er erstens die Zunftgenossen einer einseitigen Beurtheilung, zweitens der Herausreißung einzelner Worte und Sätze, drittens daß sie nicht das Werk des Dr. Voget, sondern ihn selbst persönlich angreifen; viertens, daß der Zweck augenscheinlich darin bestehe, einen Theil der achtbaren Bürgerschaft gegen ihn aufzureizen, und fünftens, daß es ein gehässiges Unternehmen sey, bei welchem nur persönliche Rücksichten obgewaltet hätten u. s. w. Mit diesen wahrscheinlich sein sollenden Sätzen, und der von ihm, aus S. 26 herausgerissenen Stelle, hat er die Ansichten der Zunftgenossen nicht widerlegt, sondern im Gegentheil bewiesen, daß er solche mit Recht nicht widerlegen könne, auch daß er darauf nichts zu sagen wisse und sie nur obiger unwahrer Sätze beschul-

dige. Wer sich aber in einer Sache als kompetenter Richter aufwirft, der muß das Wahre von dem Unwahren zu unterscheiden wissen, und nicht auf unwahre Beschuldigung einen Ausspruch thun. Dieß läßt sich aber derselbe zu Schulden kommen, nicht wahrscheinlich, sondern wahr. Somit spricht er ein einseitiges Urtheil, ohne Beweisgründe.

Dr. Voget sagt in in der Vorrede seines Werkes unter andern, daß er fern von dem Dunkel der Unfehlbarkeit seiner Ansichten sey; dieses kann sich nur dadurch bewahrheiten, wenn sie gegründeten Widerspruch vertragen können.

Da nun der Schiedsrichter, in der in Frage stehenden Sache, denselben von den Zunftgenossen nicht vertragen kann, so beweist er dadurch daß unter dem nicht immer als ächt befundenen Gewande der Bescheidenheit eine Beklemmung verspürt wird, die ihm nöthigt das Gewand zu lüften, um den Aerger durch unwahre Beschuldigungen Luft zu machen. Ergo, wer auf irrige Vermuthung hin, mit persönlichen Beleidigungen und Wahrscheinlichkeiten ein Recht erwerben will, der hat seine Unfehlbarkeit verloren. Der Schiedsrichter nennt den Inhalt des Dr. Vogets Schrift: „einen Gegenstand, der mehr oder minder das Interesse aller Bremer Bürger in Anspruch nehme, und keiner einseitigen Beurtheilung unterliegen dürfe.“ Dies ist der einzige Wahre von allen seinen Sätzen. Mit dem aus S. 26 entlehnten Sätzen jener Schrift beweist er, daß Verfasser und Schiedsrichter ein Herz und eine Seele sind.

Mit einem so unsinnigen Widerspruch in Einverständnis zu stehen, und auch unbefangener Schiedsrichter sein zu wollen, ist sehr auffallend. Dieserwegen sey der Sechszwanziger noch einmal der Betrachtung gewürdigt. Er besagt: daß es ein Selbstverstand sey, daß die wohlverordneten

Rechte der Zünfte respectirt werden müssen; sonach ist es doch auch wohl ein Selbstverstand, daß man sie ihnen mit Recht nicht nehmen kann.

(Der Beschluß folgt.)

* Dankbarkeit.

In No. 39 des Unterhaltungsblattes wird ein zum Besten der hiesigen Taubstummenanstalt herausgegebenes Werkchen gelobt. Gut daß es da ist, wenn es seinem Verfasser zur Ehre gereicht und die angegebenen Zwecke erfüllt. Die Anstalt ist bekanntlich, obgleich manche Kinder Nicht-Bremer darin erzogen werden, nur ein Werk der christlichen Liebe und Milde Bremens und es ist auch ein charakteristischer Zug der ächt christlichen Dankbarkeit des Instituts nicht in Bremen, sondern auswärts das Werkchen drucken zu lassen. Sind unsere Preß-Bengel so beschäftigt, daß sie keine 130 Seiten zu übernehmen im Stande sind? Wenn der Absatz nicht die Kosten decken sollte, wer muß denn das Definit decken? Doch die christliche Liebe und Milde Bremens ohne Zweifel!

— r.

* Bitte um Auskunft.

Es ist sehr häufig der Fall, im Fährschiffe lange warten zu müssen, bis der Schiffer, nachdem sich eine ihm hinlängliche Anzahl von Personen eingefunden hat, abfährt; und kann man während dieses Zögerns schon zu Fuß herumgehen.

Wie lange muß man warten, wie viele Personen müssen sich eingefunden haben, wann der Schiffer fahren muß? —

* N ü g e.

Es ist doch traurig, daß der Bürger Bremens, wenn er es dahin gebracht hat, daß er den Rocken den er für seinen Haushalt braucht am Markt oder auf dem Boden gekauft hat, damit er nicht mehr von dem wahrscheinlich gemischten Bäckermehl zu kaufen braucht, dennoch von den hiesigen Wind- und Wassermüllern, wahrscheinlich zu Gunsten der Bäcker, so lange mit dem Mahlen des Korn's hingehalten wird, daß er sich genöthigt sieht, um Mehl zu bekommen, zu letzteren zurück zu kehren. Warum werden denn hier in Bremen, wie an vielen anderen Orten Deutschlands, nicht auch Dampfmühlen errichtet?

Ein Bürger.

M i s c e l l e.

Wie weit der Fanatismus gehen kann zeigte sich am schrecklichsten nach Eroberung Jerusalems 1099. Das Blut war hierbei in Strömen geflossen, aber Ermüdung, oder Hoffnung, für die Gefangenen viel Lösegeld zu erhalten, hatte doch noch Tausende verschont. Und mit einem Male beschloß ein Kriegsrath, die Gefangenen alle zu tödten, weil man fürchtete, daß ein Heer aus Aegypten komme. Man zwang sie, sich von hohen Thürmen herabzustürzen; man verbrannte sie; man ersann tausend neue Arten des Todes, und das Geschrei der Kinder, die Thränen der Frauen, retteten so wenig wie der Blick auf die Stätte, wo der Heiland seinen Henkern verziehen hatte. Und die Zeitgenossen, welche die Nachricht von diesem Gemetzel geben, scheinen daran gar keinen Anstoß genommen zu haben. Heiden, Teufels- und Götzendiener zu morden stand damals jedem guten Christen frei!

* Gedanken-spähne.

Kuskunst.

Schüler. Wir vermissen die Charte von Polen.
Lehrer. Kinder die ist uns gestohlen.

Trinkspruch eines Hannoveraners.

Das weiße Pferd, das edle, brave Thier,
Hab' gute Herr'n, und weiche nie von hier.
Erst wenn der Weltbau kracht, und Gottes Wetter
toben,
Hab's ausgeschnoben.

Trinkspruch eines Bremers.

O! mögten stets auf aller Meere Höhen
Der Bremer roth und weiße Wimpel wehen.
Der Kaufmann froh und glücklich sein;
Die Bücher klar, die Cassen fein.

Wann wird es besser?

- A. Wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben; aber
wann wird es besser werden?
B. Wenn die neue Constitution fertig ist.
C. An der Constitution liegt es nicht allein.
Mögten wir selbst nur besser sein!

* Lokal-Charade.

Erste Sylbe.

Wenn im Lenz die Beilchen keimen
Aus der Erde Schooß hervor,
Und die Lerch' — aus heit'ren Räumen —
Stimmt in der Sänger Chor.

Wenn geschmückt die bunten Wiesen,
Neu belebt der Hain, die Flur:
Siehst du überall mich spritzen
In der herrlichen Natur.

Preisest mit gerührtem Herzen
Ihn, der seine Kinder liebt,
Der uns ruft zu frohen Scherzen
Und dem Lamm sein Futter giebt.

* Zur Steindruck-Beilage.

Die heutige Tafel enthält die Abbildung des bekannten Steines, der vor Abbruch des Schulthurns über dessen Eingange eingemauert war. Ueber die Bedeutung dieses — hoffentlich von Seiten einer kunstsinnigen Behörde aufzubewahrenden Steinbildes — wie über dessen Kunstwerth verweisen wir den resp. Leser auf die Notiz des Herrn Senator Dr. Deneken in No. 51 des dießjährigen Bürgerfreundes. Die Redaction.

* Zur Notiz.

Der dem Unterzeichneten unbekannte Verfasser des in der Offizin d. Bl. abgegebenen Aufsatze: „Bitten um Aufklärung“ wird ersucht seinem Manuscripte auch seinen Namen beizufügen, damit der unbefangene, prüfende Leser in seinem Urtheile nicht irregeführt werde.

A. Daeres

Redacteur des Bürgerfreundes.

Eine Erwiderung des Aufsatze im vorig. Bl.: „Ueber Gefängnißwesen“ wurde von Herrn Dr. Voget der Unterz. für den heutigen Bürgerfreund — jedoch zu spät — eingesandt, und kann dieselbe daher erst im nächsten Blatte erfolgen.

Die Red.

A. Daeres d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Tönggen, Catharinenstraße No 36.

Rückwärts aber angeschaut,
Laug' ich nicht zum Lenzgebieth;
Wohl, wenn vor dem Tod nicht grauet,
Wer am Leben, braucht mich nicht.

Letzte Sylbe.

Du kannst in jeder Stadt mich sehen,
Du triffst allort den Handelsmann,
Und wenn die Käufer um ihn stehen
So preist er seine Waaren an.

Ich bin der Lummelpläße Einer,
Denn Alles drängt sich zu mir her;
Es ziehe unbefriedigt Keiner,
— Ob leicht an Gelde oder schwer. —

Das Ganze.

Meinen Namen wirst du wissen.

— Tadle nicht mein klein' Gedicht —
Kannst so leicht mich nicht vermissen,
So ich heiße, bin ich nicht.

— M — r 6.

* Zweite Auflösung des algeb. Räthfels des Bürgerfreundes No. 38.

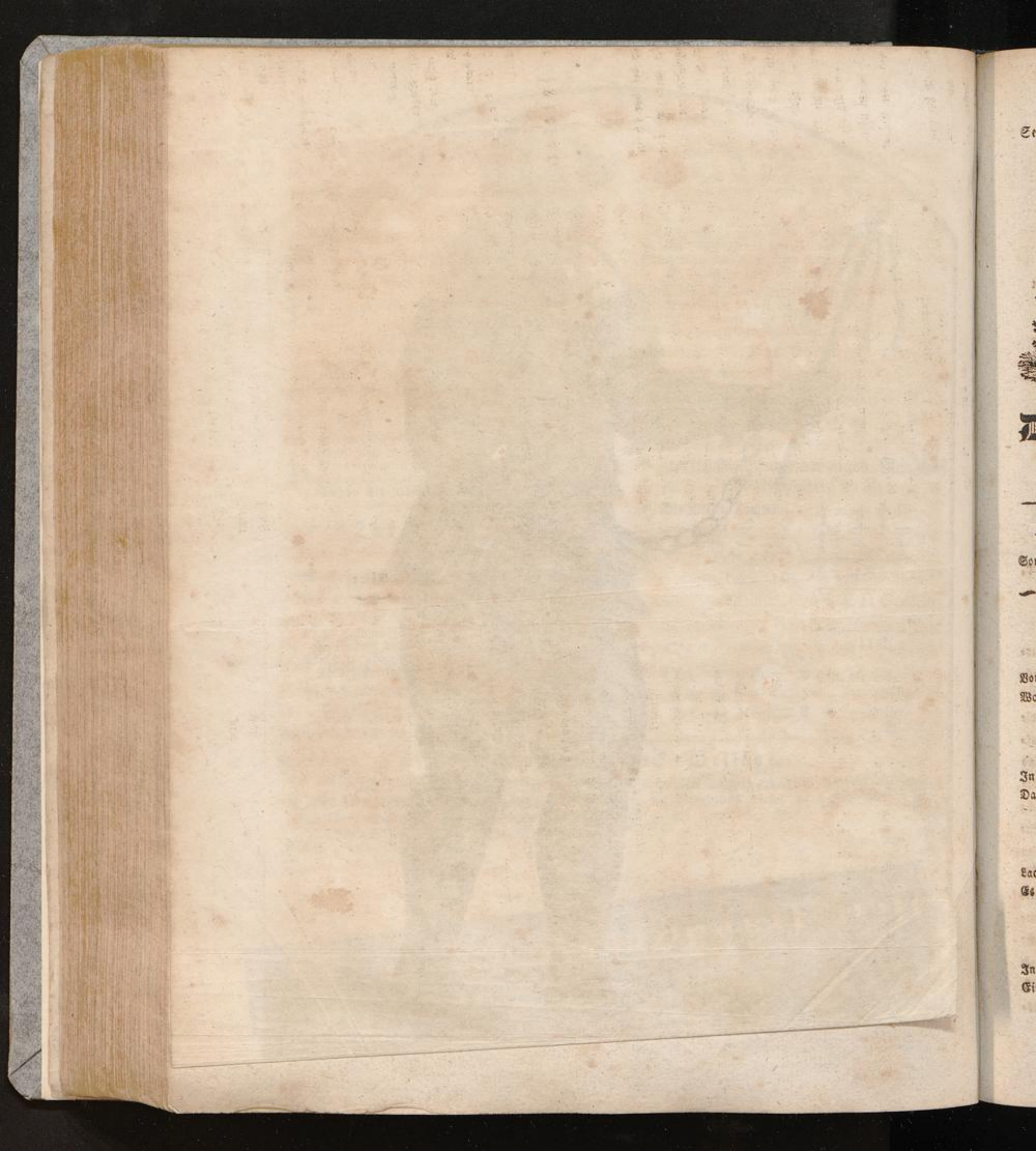
$$\begin{array}{rcl} \text{Die älteste Tochter} & \dots & \frac{1}{2}x + \frac{1}{2} \text{ Ei} \\ \text{— zweite —} & \dots & \frac{1}{2}x + \frac{1}{4} \text{ —} \\ \text{— dritte —} & \dots & \frac{1}{8}x + \frac{5}{8} \text{ —} \\ \hline & & \frac{7}{8}x + 1\frac{3}{8} \text{ Ei} = 1x. \\ & & \phantom{\frac{7}{8}x + 1\frac{3}{8} \text{ Ei} = 1x.} 8. \\ & & 7x + 11 \text{ Eier} = 8x. \\ & & \phantom{7x + 11 \text{ Eier} = 8x.} \div 7x. \\ \hline & & 11 \text{ Eier} = 1x. \end{array}$$

also:

$$\begin{array}{rcl} \frac{1}{2}x + \frac{1}{2} \text{ Ei} & = & 6 \text{ Eier die erste} \\ \frac{1}{2}x + \frac{1}{4} \text{ —} & = & 3 \text{ — — zweite} \\ \frac{1}{8}x + \frac{5}{8} \text{ —} & = & 2 \text{ — — dritte.} \\ & & W\dots\dots 1. \end{array}$$



Heic fraudum terminus esto.





Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 26. Mai 1831.

Je mehr Gottes- und Menschenliebe, desto weniger Selbstliebe; je schneller sich ein Wandelstern um die Sonne bewegt, desto langsamer dreht er sich um sich.

J. P. F. Richter.

* Die Seligkeiten des Prediger = Berufs.

Es ward ein Reich
Vom Vater mir gegeben,
Wo blühend prangt das höchste Geistesleben;
Wer stellt sich mir an Würde gleich?

Entblößt von Macht,
In Menschenherzen thronen!
Das ist mein Loos; was brauch ich Millionen?
Was frommte mir des Königs Pracht?

Mit offenem Blick
Lacht mir mein Volk entgegen;
Es segnet mich auf allen meinen Wegen
Der frommen Liebe stiller Glück.

Gebiet ich nicht
In dem geweihten Kreise,
Ein Geistesfürst? Es horchen Kind und Greise,
Wenn der berebte Pfarrer spricht.

Die Loosung heißt:
„Für Recht und Pflicht entzünden,
Der Sklaven Schaar von schändem Bahn entbinden,
Belehrend edeln Herz und Geist.“

In's fremde Land,
Zu dumpfem Sinnenleben,
Tratst du hervor; des Geistes Weihe geben
Muß dir, o Säugling, meine Hand!

Du knospest auf;
Die Schule lehrt dich lallen
Von Gottesfurcht. Sie schirmt vor frühem Fallen
Des Knaben ungewissen Lauf.

Bald stillst ihr,
In frischer Jugend Schöne,
Gedrängt um mich, ihr Töchter und ihr Söhne,
Den Durst nach höherm Licht bei mir.

Begeistert glüht,
Entwandt dem Lustgetriebe,
Für Gott und Pflicht in allgewalt'ger Liebe
Das rege kindliche Gemüth.

Wie hehr erschallt
Das festliche Geläute!
Es weckt der frommen Jugend Schaar, die heute
Mit mir zum Beihaltare wallt.

Ihr Heil ersleht,
Von Gottes Geist erregt,
Den Weinenden die Hand aufs Haupt gelegt
Aus heißem Herzen mein Gebet.

Sie sind geweiht!
Nekt giebt der Kelch des Bundes,
In meiner Hand, Gelübden ihres Mundes
Die Kraft für Zeit und Ewigkeit.

Der Jüngling fand,
Die liebend ihn erwählet —
Musik erschallt; dem Sehnennden vermählet
Sie am Altare meine Hand.

Ein Fieber faßt
Mit ungezähmtem Wüthen
Das theure Weib — Wer mag der Angst gebieten?
Wer schafft dem wilden Schmerze Rast?

Berebter Blick
Zu Gott empor gewendet,
Der Trost, von mir aus Gottes Wort gespendet,
Schleicht der Verzweiflung Wuth zurück.

Ein frühes Grab
Verschlang den edlen Gatten;
Gewaltsam brängt der Schmerz zum theuren Schatten
Das schöne junge Weib hinab:

Am Grabesrand
Begegn' ich ihrem Sehnen;
Sie horcht — und küßt mit stiller Behmuth Thränen
Des kräft'gen Trösters Segenshand. *)

*) Eine buchstäbliche Gefährung des Dichters, der sonst die Phantasie sich kaum erlaubt haben würde.

Dort wankt das Haus
In blindem Wahn getheilet;
Mein Mund versöhnt, mein milder Athem heilet
Und bläst der Zwietracht Flamme aus.

Wo Todesnacht
Des Dulbers Aug' umziehet,
Spricht Gottes Wort mein Mund und hell erglühet
Des Himmels volle Strahlenpracht.

Den ersten Gang
Des Neugebornen grüßet
Mein Segenswort. Wo sich ein Auge schließt,
Mir lächelt es den letzten Dank.

Der höhern Welt
Hast du mein Thun und Sehnen,
O Gott, geweiht; mein Dank soll dir erkönen
Noch wenn der dunkle Vorhang fällt.

W.

G. F. N.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

7.

Als Herr Ducanger am Morgen das väterliche Haus verließ, um nach der Ecole de médecine zu gehen, sah er an der Straße Richelieu eine Menge wohlgekleideter Menschen stehen, die eifrig mit einander sprachen und in großer Aufregung zu sein schienen. Er trat zu ihnen und erfuhr die überraschende Nachricht, daß zwei königliche Ordonnanzten im Moniteur ständen, welche die Charte so gut als vernichteten. Ducanger eilte sogleich nach dem Palais Royal, wo er schon in dem ersten Kaffeehause eine Menge Neugieriger fand, die sich um den Vorleser des Moniteurs versammelt hatten. Der Inhalt der Ordonnanzten erweckte anfangs ein Erstaunen, das sich nicht in Worten auszusprechen vermochte, dann brach das Schweigen in allgemeinen Unwillen aus. Jeder eilte zu den Seinen, ihnen diese Schreckens-

nachricht zu bringen und nur einige alte Herren, die bei einer Tasse Kaffee, von den Uebrigen abge sondert, in einer Ecke allein saßen, sahen mit hämischer Freude auf die Exaltirten. Auch Claude eilte nach seinem väterlichen Hause, er hatte sich für einen sechsfachen Preis den Moniteur zu verschaffen gewußt und mit ihm in der Hand, trat er bei seinem Vater ein.

Da, lesen Sie, Vater! — rief er, ihm das Blatt entgegen haltend. — Meine Ahnung hat sich bewährt, ein Staatsstreich soll unsere Freiheit für immer vernichten.

Herr Ducanger nahm mit ruhigem Lächeln das Blatt aus den Händen des Sohnes, holte fast mit phlegmatischem Gleichmuth die Brille aus dem Futterale und während die ängstliche Mutter durch Mienen und einige leise Worte den Sohn auszuforschen suchte, was vorgefallen sey, setzte sich der Vater in seinen Armstuhl und las. —

Als er geendet hatte und Claude eben das Wort wieder nehmen wollte, gab Herr Ducanger ein Zeichen, daß er sich ruhig verhalten möchte, nahm den Moniteur noch einmal und begann, so wie es schien, mit noch mehr Nachdenken, wie das Erstemal, ihn durchzulesen, wobei ihn weder Gattin noch Sohn zu unterbrechen wagten, dann legte er ihn unmuthig auf den Tisch, warf einen Blick gen Himmel und sagte, seines Sohnes Hand erfassend:

Claude! Der Fehdehandschuh ist geworfen, geschehe was da will, Frankreich geht einer furchtbaren Krisis entgegen!

Hoffentlich einer wohlthätigen! erwiederte der Sohn, nahm seinen Hut und Stock und wollte sich entfernen.

Wohin, Claude? — fragte die ängstliche Mutter. — Verlaß mich nicht, ohne mich beruht zu haben.

Du sollst schon Alles erfahren, Louise, laß ihn nur gehen! unterbrach sie der Vater, während der Sohn sie durch Schmeicheleien zu beruhigen suchte.

Sag', wohin Du gehst?! wiederholte die Mutter, den Sohn immer noch festhaltend.

In's College, Mutter! — erwiederte er ernst. — Um mich dort mit meinen Kameraden zu besprechen.

Laß ihn ruhig seinen Weg gehen; — sagte nun der Vater, da sie den Sohn immer noch festhielt. — In solchem Augenblicke muß jeder Franzose nur einen Gedanken haben, den Gedanken an das Vaterland! — Geh' mit Gott, Claude, ich bleibe zu Hause und erwarte Dich.

Claude verließ nun unter Ermahnung der Mutter das väterliche Haus. In der sonst so lebhaften Straße St. Honoré, wo, Kaufladen an Kaufladen gereiht, das lebendigste Bild der Betriebsamkeit gab, war heute ein ganz anderes Treiben. — Menschen eilten zwar in großer Anzahl und mit Eile auf und ab, aber dennoch waren die Läden leer, Jeder ging, kaum die Bekannten, denen er begegnete, grüßend, rasch vorüber. Der heitere Muth schien heute die Pariser verlassen und ein schweigender Ernst statt des gesprächigen Frohsinns sich ihrer bemächtigt zu haben. So war es in der Straße St. Honoré, so auf dem Platze des Palais royal, wo einzelne Abtheilungen Gend'armen und, Polizeisoldaten aufgestellt waren und das Bild noch verdüsterten. Schnell eilte Claude dem Louvre vorbei, über den Quai de l'école, dem Pont neuf zu; überall dieselbe Bewegung, überall derselbe Ausdruck auf den Gesichtern der schnell Vorübergehenden; überall das dumpfe Schweigen, das nur von dem widrigen Geschrei der Colporteurs: „Les ordonnances de Sa Majesté!“ unterbrochen wurde. Die Brücke war heute noch lebhafter als sonst.

und selbst die Schußpüker, die auf denselben ihren Hauptsitz haben, vergaßen ihr Geschäft und ein Blatt des Moniteurs ging auch hier aus einer schmutzigen Hand in die andere.

Aus der Straße Thionville, wo die Volksmenge schon bedeutender war und die Polizei die verschiedenen Gruppen aus einander trieb, mußte Ducanger in die Straße St. André des Arts einbiegen, um nach dem College zu kommen, wo er Alles in Bewegung fand. Kaum ließen sich die jungen Leute durch die Vorstellungen ihrer Lehrer zurückhalten, schon heute hervorzubrechen und ihren Unwillen öffentlich auszusprechen; jedoch wurde der allgemeine Entschluß gefaßt, an jeder Volksbewegung, die gegen die Ordonnanzen gerichtet wäre, thätigen Antheil zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Worte an meine Mitbürger,

in Betreff der Schrift: „Ueber staatsbürgerliche Anforderungen unsrer Zeit etc.“

Als Antwort auf den in No. 40 des Bürgerfreundes enthaltenen Aufsatz der Inspection des hiesigen Gefangenhauses, betitelt:

Gefängnißwesen.

Seit Herausgabe der obigen an sich so anspruchlosen als unbedeutenden Schrift haben viele hochgeachtete Männer, die ich zum Theil nicht einmal näher kannte, sich bewogen gefunden, mir ihren Dank dafür schriftlich und mündlich auszusprechen. Ich sah mit Freuden, daß wenigstens meine in dem Vorworte angegebene redliche Absicht nicht verkannt wurde. Ein guter, zum Glück des Staats dienlicher Gemeingeist sollte mehr geweckt, manche allgemein wichtige Frage unserer Zeit sollte zu vielseitigerer Erörterung, als bisher geschehen, gebracht werden, damit am Ende die Wahrheit oder das Beste, sich finden lasse.

Je entfernter ich schon nach diesem meinem alleinigen Zwecke von der Annahme war, meine Ansichten für unfehlbar zu halten, um desto größere Freude würde es mir gewesen seyn, wenn Männer von Sachkunde ohne persönliche Gehässigkeit und daher nicht verdeckt hinter Anonymität und Pseudonymität, etwanige Irrthümer oder falsche Ansichten jener Schrift hätten beleuchten wollen.

Außer dem weiter unten zu erwähnenden Aufsatze der Inspection des hiesigen Gefangenhauses hat das indeß Niemand gethan. — Wohl sind aber nicht wenige, theils offenbar eine völlige Unbekanntschaft mit dem Buche verrathende, theils leidenschaftliche, Aufsätze gegen mich in den hiesigen Tagesblättern ohne Namens-Unterschrift erschienen, die ich eben so wenig öffentlich beachten kann, als sie mein Inneres zu bekümmern vermögen. Wie ich selbst bis diesen Augenblick noch niemals, auch nur eine Zeile, sey es im Bürgerfreunde, oder im Unterhaltungsblatte, anonym habe drucken lassen, — was mir die Herren Redactoren dieser Tagesblätter bezeugen werden *) — so ist es mir immer vorgekommen, als wenn derjenige, welcher nur zu heimlichen Anfeindungen, aber nicht mit seinem Namen, hervorzutreten den Muth hat, keine Beachtung verdiene.

Bloß wo die Ehre offenbare Injurien, wie die in No. 37 des Bürgerfreundes, in dem anonymen Aufsatze: „Ein Wort über Dr. Vogel's Schrift“ enthaltenen, zur Verantwortung zu ziehen erheischte, habe ich mich weiter nach dem unbekannten Anfeinder umgesehen. Mir wurde indeß von der verehrlichen Redaction des Blatts nur ein einzelner Amtsgenosse als „Ueberbringer und angeblicher Verfasser“ namhaft gemacht, während jener Aufsatz: „Einige Zunftgenossen“

*) Welches in Betreff des Bürgerfreundes hiermit geschieht. Die Redaction

unterschieden war und zugleich ziemlich bestimmte Gerüchte einen gelehrten Herrn, — einen und denselben, der auch andre anonyme Aufsätze zum Preise des Aemterwesens für's Unterhaltungsblatt geschrieben — als wahren Verfasser bezeichneten. Gerüchte, die so bestimmt und allgemein verbreitet sind, daß ich einstweilen zu meiner Rechtfertigung mich dabei beruhige.

Die erste öffentliche mit Namens-Unterschrift versehene Erwähnung meiner Schrift, in No. 40 d. Bl., konnte mir daher, nach jenen Vorgängen in gewissem Betracht nur erfreulich seyn. Aber in anderer Hinsicht, nämlich durch seinen Inhalt, thut jener Aufsatz mir wehe und macht eine kurze Erwiderung mir zur Pflicht.

Die verehrte Inspection geht nämlich von der Ansicht aus, als habe ich das hiesige neue Gefangenhause tabeln wollen, als habe ich einen Vorwurf, ja eine „schwere Beschuldigung“ überhaupt und namentlich gegen die Herren Inspectoren ausgesprochen.

(Der Beschluß folgt.)

* A n t w o r t

auf die in No. 38 des Bürgerfreundes eingerückte Erwiderung.

(Beschluß.)

Daß die Künste seit langer Zeit nicht mehr im Geiste des Vierzehnten, Fünfzehnten und Sechzehnten Jahrhunderts gehandhabet sind, weiß wohl ein jeder, welcher das Kunstwesen unbefangenen beobachtete.

Was fehlt denn aber dem Baume des Kunstlebens? Ist der Stamm dürre geworden? Wer solche Darstellung von dem Kunstwesen macht, von dem kann man doch wohl mit Recht sagen, er hat nichts gesagt.

Dr. Voget nimmt sich heraus den Zeitgeist zu lenken, und kennt nicht mal den Kunstgeist. Nein, der Baum des Kunstlebens ist noch grün

und hat noch Lebenssaft genug, um ferner wie früherhin reife Früchte zu tragen, ohne dem allgemeinen Wohl schädlich zu sein, wenn wir als Pfleger desselben durch unsere Drigkeit geschützt, ihn gegen Kunst und Handel schädliche Stürme, bössartige Insecten, und hauptsächlich gegen aufdringliche unwissende Gärtner bewahren. Diese wollen ihn beschneiden und dadurch vernichten. Es ist keine Feder die man beschneidet, denn ist die verschnitten so schneidet man eine andere, es ist auch kein Zuckerrohr, denn ist das geschnitten, dann pflanzen die Sklaven frisches. Nein! unser Baum ist ein von unsern Vorfahren sorgsam gepflanzter, herrlicher deutscher Brodfruchtbaum, von dessen Pflanzung an bis auf unsere bewegte Zeit Tausende von Bremer Bürgern sich redlich ernährt und dadurch zu Bremens Wohl das Ihrige redlich beygetragen haben. Wie könnten wir nun wohl einen ungerufenen Gärtner mit seinen Gehülfen, das Umarbeiten unsers Grundstücks anvertrauen, ob zwar sie sich alle Mühe geben, uns zu beweisen, daß wenn sie auch alles von oben nach unten kehren, den Baum entwurzeln und umhauen, es wenigstens für unsere Nachkommen besser sein würde, wenn sie sich von fremden Früchten nährten. Ob die ihnen Gedeihen geben würden das geht die ungerufenen Gärtner nichts an. Wir? — je nun, uns gebe man vielleicht eine Aussicht auf einen Behälter, der, die ihres ernährenden Baums Beraubten, bey fremden Nahrungsmitteln an den Bettelstab Gebrachten, aufnehmen würde.

Dr. Voget preiset die Pressfreiheit so sehr an, die auch vermuthlich mit nothwendiger Einschränkung erlaubt wird, und doch ereifert sich der Herr über die Censur (?) und will absolut den Namen des Verfassers von unserm Aufsatze wissen, erklärt die Unterschrift fingirt und auf diese falsche Erklärung fassend, häuft der Partheynehmer

in seiner Erwiderung, unverschuldete Anzüglichkeiten auf falsche Anschuldigungen.

Was sollen nun die so behandelten Zunftgenossen von dem Verfasser und seinem Partheynehmer denken, der die Grundzüge einer gut sein sollenden Staatsverfassung in einem, in Braunschweig gedruckten Buche anpreiset, und die in demselben einverleibten Zunftordnungen mit auf fallenden Widerspruch zerreißt? Hierüber lassen wir gerne unser achtbares Publikum urtheilen.

Schließlich die natürliche Frage, „aus welcher Ursache sagt der Schiedsrichter in seiner Erwiderung, daß unsere Unterschrift ein fingirter Name und derselbe gemißbrauchet sey.“ Glaubt der Herr Verfasser jener Schrift daß, um die uns betreffenden Punkte von der rechten Seite anzusehen, wir dazu eines sehr achtbaren Rechtsgelehrten Beystand bedürfen? Nein, um die uns betreffenden Punkte nach ihrer Würde zu beurtheilen, reichen unsere hiesigen Kirchspielschulkenntnisse zu, wie sie uns vor dreißig, vierzig und mehreren Jahren, von unsern derzeitigen braven und tüchtigen Schullehrern gelehrt wurden. Also keine Hochschulen- und Universitäts-Kenntnisse, sondern zu unseren Kirchspielschul-Kenntnissen, die Zunftlehrjahre und Handwerkswanderjahre. Sie lehrten uns ein für Bremens Bürgersinn geeignetes Motto, welches wir üben und welches so lautet: „willst du frey sein so ehre die Obrigkeit und achte die Geseze; aber es lehrt uns auch unsern Freisinn nicht über die ihn von der Natur angewiesenen Gränzen hinaus zu dehnen. Mag nun der Defensor Unsinn schreien oder nicht, so bedarf es dessen nicht, um dem Hirnbrande Einzelner Schranken zu setzen. Wie gut wäre es gewesen, wenn die beyden Herrn sich besser in den alten Bremer Bürgersinn hinein studirt hätten; dann wären sie nicht in solche grobe Irrthümer gefallen, woraus das Gutachten geflossen. Aufgefor-

bert durch ihre Erwiderung ihnen die darin enthaltenen Irrthümer zu benehmen hielten wir für unsere Pflicht, und bitten so vorlieb zu nehmen, erklären auch hiemit: daß wir uns in der Folge auf dergleichen Federkriege nicht weiter einlassen werden, und sagen Ihnen in diesem Sinne ein gutgemeintes Lebewohl.

Die unkundig beurtheilten
Zunftgenossen.

* V o r s c h l a g .

Der Aufsatz von Herrn Dr. Meyerhoff in der Bremer Zeitung No. 141 hat gewiß einen Faden, dem es um Wahrheit und Recht zu thun ist, wahrhaft erfreut. Ist gleich wohl in jenem Aufsatze einiges enthalten, welches wenigstens hier sich nicht ausführen läßt, so spricht doch des Verfassers gute Absicht und besonders dessen große Uneigennützigkeit, sich darin auf eine sehr lobenswerthe Weise aus.

Was der Herr Verfasser namentlich über Prämien sagt, welche von Staatswegen denjenigen Aerzten bewilligt werden müßten, welche sich der homöopathischen Lehre anzuschließen geneigt zeigten, möchte wohl nicht realisirt werden können und auch bei der Stellung unserer Herren Aerzte nicht angebracht sein. So wahr die homöopathische Lehre auch ist, — denn es reden dafür tausend Beweise — so steht doch nicht zu erwarten, daß sich ein rechtlicher Mann, ohne hinlängliche Ueberzeugung, durch dergleichen Gratifikationen, wie sie Herr Dr. Meyerhoff vorschlägt, veranlaßt finden sollte, sie als wahr und gut anzuerkennen. Ueberzeugung muß nothwendig dem Bekenntniß vorangehn und deshalb möchte es gerathen sein, wenn unser Hochweiser Senat, einige unserer achtbarsten Aerzte mit der Untersuchung der Homöo-

pathik beauftragte. Es wird dann keiner Prämien bedürfen, um unsere Herren Aerzte — in deren guten Willen man kein Mißtrauen zu setzen Ursache hat — für die Homöopathie zu stimmen. Daß übrigens diese Untersuchungen nicht einseitig und oberflächlich sein dürften, versteht sich von selbst, denn es kommt hier auf ein zu wichtiges Resultat an. Es müßten meiner Meinung nach damit Versuche am Krankenbette gemacht werden, wozu Herr Dr. Meyerhoff — ich darf es zuversichtlich voraussetzen — gern Gelegenheit geben wird. Daß sich ergebende Resultat sollte dann dem Publicum mitgetheilt werden und fällt es günstig aus, so darf man von einer Regierung wie die Unrige, die so aufrichtig das Wohl ihrer Bürger will und nie damit säumt es zu fördern, mit Gewißheit erwarten, daß dem schon seit längerer Zeit gefühlten Mangel homöopathischer Aerzte, baldigst abgeholfen werde.

Möchte mein Vorschlag ein williges Gehör finden! Nicht ich allein, sondern Hunderte mit mir, würden die segnen, welche dies Werk zum Heile der Menschheit fördern helfen.

M i s c e l l e.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Thiere und Pflanzen, aus ihrem Vaterlande in die Ferne gebracht, sich sehr verändern und, je nachdem es ihrer Natur zusetzt, sich veredeln oder verschlechtern. Der zu uns aus Amerika herübergebrachte Tabak z. B. wird nie so gut, wie er dort ist, dagegen liefert der aus Deutschland verpflanzte Weinstock im südlichen Europa ein ganz anderes Gewächs. Der in der Gegend von Alicante z. B. erbaute köstliche, fast syrupartige Wein, Vin tinto wegen seiner schwarzen Farbe genannt, stammt von den Reben, welche Karl V. aus den Rhein-

gegenenden dorthin hatte senden lassen, und die sich dort so gemehrt haben, daß jährlich gegen und über 4000 Pipen gewonnen werden.

Die Zahlen gelten jetzt bei den Griechen noch immer so viel und mehr als einst bei den Pythagoräern. Alle ungeraden Zahlen sind ihnen unglücklich, die Drei ausgenommen, welche die Gottheit bedeutet und darum Heil bringt. Niemand spricht gern eine ungerade Zahl aus, ohne ein: „Gott sey bei uns!“ beizufügen, oder ein Kreuz zu schlagen, oder um Verzeihung zu bitten. Die Fünf, die Sieben und die Dreizehn sind besonders verrufen. Wer sieben Feigen gegessen hat, ist auch noch die achte, und sind nur sieben da, so begnügt er sich mit sechs. Niemand reist in Gesellschaft zu 5 Personen.

Paris. Das neue Spektakelstück des Franconi'schen Cirkus ist der „Löwe von Mysore.“ — Zu diesem Stück, dessen Handlung aus der Regierungsgeschichte des bekannten und unglücklichen Hyder-Ali entlehnt ist, hat Herr Martin seine große Menagerie den Eigenthümern überlassen; man sieht darin Kämpfe zwischen indischen Soldaten und wilden Thieren; eine Arena, in welcher ein Gefangener (von Herrn Martin selbst vorgestellt), um seine Begnadigung zu erlangen, mit einer wüthenden Löwin ringt, und siegreich aus dem Kampfe hervorgeht. Unter den glänzenden Dekorationen ist ein indischer Wald, wo fast jeder Baum mit einem Affen, fast jeder Zweig mit einem Papagei besetzt ist, und Schlangen in Menge umherkriechen. In einer andern Scene wird ein Kind von einem Tiger zweimal um die Bühne herum verfolgt. Die Arena erinnert an die blutigen Thierkämpfe im Coliseum zu Rom; später ahmt Herr Martin, von zwei ungeheuern

Schlangen umgeben, die Gruppe des Laocoon nach; in einer Jagdscene kommen ein Lama, ein Kangerou und ein Pelikan vor. Der Kampf des Herrn Martin gegen die Löwin verwirklicht alles, was aus den grausenhaften Schilderungen von Reisenden bekannt ist, und man begreift kaum, daß es einem Menschen gelingen konnte, über wilde und für unbezwinglich gehaltene Thiere in solchem Grade Herr zu werden. Am Schlusse erscheint er im Triumphzug und in ein und demselben Käfig mit der von ihm bezwungenen Löwin. Die erste Vorstellung ist übrigens ohne alles Unglück abgelaufen, und hat großen Beifall gefunden.

* Zur Belehrung

für den Einsender der „zweiten Auflösung des (sogenannten) algebr. Räthfels“, Bgfed. Nro. 41.

Nach der genannten Auflösung soll die Anzahl der Eier betragen 11

nach der Aufgabe sollen davon erhalten

die erste Tochter die Hälfte und $\frac{1}{2}$ Ei = 6

bleibt Rest = 5

die zweite Tochter hievon die $\frac{1}{2}$ te u. $\frac{1}{2}$ Ei = 3—

bleibt Rest = 2—

die dritte Tochter hievon die $\frac{1}{2}$ te u. $\frac{1}{2}$ Ei = 1 $\frac{1}{2}$ —

würde übrig bleiben $\frac{1}{2}$ Ei.

Richtige Auflösung.

Die Anzahl der Eier sey = x

davon erhielt die erste Tochter

die $\frac{1}{2}$ te + $\frac{1}{2}$ = $\frac{1}{2}x + \frac{1}{2}$ Ei

bleibt Rest $\frac{1}{2}x - \frac{1}{2}$

davon erhielt die zweite Tocht.

die $\frac{1}{2}$ te + $\frac{1}{2}$ = $\frac{1}{4}x - \frac{1}{4} + \frac{1}{2}$

bleibt Rest $\frac{1}{4}x - \frac{1}{4} - \frac{1}{2} = \frac{1}{4}x - \frac{3}{4}$

„ erhielt die dritte Tocht.

die $\frac{1}{2}$ te + $\frac{1}{2}$ = $\frac{1}{8}x - \frac{3}{8} + \frac{1}{2}$

also $\frac{1}{8}x - \frac{3}{8} - \frac{1}{2} = 0$

oder $x = 3 + 4$

oder $x = 7$ die Anzahl

der zu vertheilenden Eier. —

Probe.

Die erste Tochter erhält $\frac{1}{2}x + \frac{1}{2}$ Ei = 4 Eier

„ zweite „ „ $\frac{1}{4}x - \frac{1}{4} + \frac{1}{2} = 2$ „

„ dritte „ „ $\frac{1}{8}x - \frac{3}{8} + \frac{1}{2} = 1$ Ei.

7. —

* Auflösung der zweisylbigen Lokal-Charade im vorigem Blatte.

Wenn im Lenz das Weilchen dringet
Aus der Erde Schooß hervor,
Und die Lerch' ihr Loblied singet
Sich erquicket das Aug' und Ohr.

Wenn geschmücket Wies' und Auen,
Neu belebt ist die Natur
Dann wirft Du das Gras auch schauen
Schauen auf der schönen Flur.

Und zum Dank die Hände falten,
Dem, der seine Kinder liebt
Der mit unerforschtem Walten
Auch dem Lamm sein Futter giebt.

Aber dich ergreift ein Beben
Wenn du's Wörtchen rückwärts liest:
Ruglos ist der Sarg im Leben
Gras ans seiner Decke spriest.

Den Markt find'st Du in jeder Stadt
Auf ihm Bürger — Bauersmann
Und wer sich ihm zum Handel naht —
Preist d'rauf seine Waaren an.

Freilich ist's ein Lummelplaz
Das behauptest Du mit mir, —
Denn, den Peter, Paul und Maß
Siehst als Handelsmann Du hier.

Soll ich noch das Ganze nennen
Nun — so nimm' die Lösung hin
Wer sollt' nicht den Grasmarkt kennen
Grumfaß des Räthfels Sinn.

— u. —

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daebes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngken, Catharinenstraße Nro 36.



Der Bürger-Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 29. Mai 1831.

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel;
Eines Weltgebieters stolzen Scheitel
Und ein zitternd' Haupt ein Pilgerstab'
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

Matthisson.

An einem Grabe.

Ein offnes Grab und drinnen staubumgeben
Ein moderndes Gerippe: Würmer nagen
Am bleichen Schädel, der vielleicht im Leben
Der Fürstentkrone gold'nen Reif getragen.

Die hohe Stirne, welche sonst umflossen
Des reichgelockten Haares seid'ne Wogen,
Die Wangen, einst von Rosenblut umgossen,
Mit fahlem Moder sind sie überzogen.

Die Brust, von süßem Beben einst gehoben,
Die sich geübt im Hoffen und im Lieben,
Zerrissen sich geföhlt vom wilden Toben
Der Leidenschaft, was ist von ihr geblieben? —

Ein ekeltes Gebein, das hier im Staube
Die Sonne sengt und bleicht, bis verwittert
Anheim gefallen es zu schönem Raube
Dem Weh'n der Luft, die rings um Gräber zittert.

Wie hohl und leer das Auge, dessen Schöne
Dem hellen Strahl des Lichtes sich erschlossen,
Dies Auge, dem vielleicht so manche Thräne
Im Lebenssturme ungefüllt entfloßen!

Wer bist Du? Hast Du an des Thrones Stufen
Berauscht von Sclavenhuldigung gestanden?
Warst Du zu Glanz und Hoheit einst berufen,
Hast Du geseufzt vielleicht in ihren Banden?

Vielleicht nach Kronen, nach des Glückes Gaben
Hast Du die Arme ausgestreckt im Leben:
O eitler Thor! und moderst hier begraben,
Im Staube Staub mit Deinem stolzen Streben!

Was hast Du nun erkritten und errungen?
Mit Thränen möcht' ich Dich darum befragen;
Dein Angebenken ist verweht, verklungen
Dein Name, Niemand weiß mir ihn zu sagen!

Carl W. von Schweizer.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Ducanger, der in dem Hause seiner Aeltern wohnte, verließ daher bald seine Kameraden mit dem Versprechen, bei der geringsten Volksbewegung sich an sie anzuschließen, durchlief mehrere Quartiere der Stadt, war Zeuge der Zerstörung der Pressen und gelangte so nach dem Palais royal, wo er einen bedeutenden Haufen, jedoch noch unbewaffneter, Bürger versammelt fand. Er mischte sich unter sie, war Zeuge der Wuth, womit sie von den königlichen Ordonnanzen und von der harten Weise sprachen, mit der die Polizei gegen die Journalisten und manchen schuldlosen Bürger verfahren sey, und sah nun wohl, daß seine Hoffnung nicht getäuscht sey und das Volk nicht geduldig die Eingriffe in seine Rechte ertragen würde.

Als die heranrückende königliche Garde die sich hier Versammelten zerstreute, begab sich Claude ruhig nach Hause, theilte dem Vater das, was er beobachtet hatte, mit und erklärte ihm unumden, daß er nicht der Letzte sein würde, Theil an der Volksbewegung zu nehmen.

Handle, wie Dir es die Pflicht gebietet! — erwiederte zu seinem Erstaunen der Vater. — Es gibt Augenblicke im Leben, wo der Verstand schweigen und man dem Herzen allein folgen muß. Folge ihm und Du wirst hoffentlich unter den Uebeln, die uns mit diesem Tage bedrohen, das kleinste zu wählen haben.

8.

Als der Abend nahte, trieb ihn theils die Neugierde, theils die Unruhe hinaus. Auf den Straßen fand er Alles ziemlich ruhig; in den Restaurationen aber, wo man eine Menge verdächtiger Gesichter umherschleichen sah, sprach sich der allgemeine Unwille, Trotz der lauernden Polizei-

spione, laut aus. Ducanger entfernte sich bald und eilte nun zu seinem alten, blinden Freunde. Er konnte es sich nicht vergehen, daß er dem Alten wehe gethan habe und suchte nun eine Gelegenheit, es wieder gut zu machen. Mit diesem Vorsatz — vielleicht stand auch das Bild der erlöheten Madelon noch lebhaft vor ihm und hatte so viel Theil an seinem Gang nach der Rue de la fidelité, als der Alte — trat er seinen Weg an und mußte sich selbst gestehen, daß ihn wohl hauptsächlich die Hoffnung, Madelon zu sehen, dahin führte, auch fand er sich bald vor der Thüre des kleinen Gartenhäuschens, das Capitain Sengeret bewohnte und welches er verschlossen fand. Er klopfte an, aber Niemand öffnete ihm; und doch war zehn Uhr vorüber und die Zeit längst verflossen, wo der Alte auf dem Boulevard zu sein pflegte. Wußte er doch, daß er ihn, der sonst nie vor Mitternacht schlafen ging, in dieser Stunde immer treffen konnte; auch hatte er gar nicht geglaubt, daß der Alte heute seine Wohnung verlassen würde.

Von einem Mütterchen, das an der Hausthüre die Rückkehr ihres Sohnes erwartete, erfuhr er endlich, daß der Blinde, von Madelon begleitet, zur bestimmten Stunde mit seiner Handorgel ausgegangen, aber nicht wieder nach Hause gekommen sey. Dieß beunruhigte Ducanger, er ging noch einige Zeit die kleine Straße auf und ab; aber als weder der Alte, noch Madelon erschien, da begann er zu fürchten, daß ihnen irgend ein Unfall begegnet sey und in der Hoffnung, vielleicht etwas zu erfahren, eilte er nach dem Boulevard St. Antoine, wo der Alte gewöhnlich seine Orgel zu drehen pflegte. Kaum war er aber auf dem Boulevard du temple gekommen, wo es heute wie ausgestorben war, als er zu seiner großen Freude Fidele mit seiner, jedoch zerbrochenen Laterne im Munde, aber weder seinen Herrn,

noch Mabelen ankommen sah. Das Thier sprang auf Claude's Ruf sogleich heran, erkannte ihn und schien erfreut, ihn zu sehen, stieß ihn an, weiter zu gehen und setzte nun selbst seinen Weg nach dem Boulevard St. Martin fort. Neugierig folgte Claude, als der Pudel plötzlich still stand umkehrte, den eben zurückgelegten Weg wieder einschlug und sich hierbei sorgsam umsah, ob ihm auch Herr Ducanger folgte. Dieser, immer neugieriger geworden, besann sich keinen Augenblick und folgte dem Thiere, das nun seinen Weg nach dem Boulevard St. Antoine fortsetzte.

Hier hielt es plötzlich an, setzte seine Laterne nieder, besah sich alle Häuser, lief dann von einem zum andern, kam zurück, erfasste seine Laterne wieder und nachdem es ihn einige Mal angestossen und ihn dadurch gewissermaßen aufgefordert hatte, ihm zu folgen, ging es nach einem noch ziemlich hellerleuchteten Hause, blieb davor stehen, setzte seine Laterne hin und kratzte mit dem Fuße an die Thüre. Claude sah an dem Schilde, das über der Hausthüre hing, daß er vor einem ihm unbekannten Kaffeehause stand und klopfte ohne Weiteres an. Man ließ ihn ein und er trat, von dem Pudel gefolgt, in das Haus, ging in eines von den Zimmern und verlangte einige Erfrischungen. Man brachte sie ihm; jedoch auf die Frage: ob man nicht einen blinden Handorgelspieler auf dem Boulevard gesehen und ob er vielleicht hier im Hause sey? erhielt er die wenig tröstende Antwort, daß der ihnen wohlbekannte blinde Mann zwar auf dem Boulevard gewesen sey, aber die Unvorsichtigkeit gehabt habe, die Marseillaise zu spielen und zu singen, wobei ein Haufen Volks mit eingestimmt habe. Ein Piket-berittener Gens'darmen habe das Volk bald auseinander gesprengt; was aber aus dem Alten und seinem Kinde geworden, wisse man nicht. Bei dieser Erzählung wurde Claude von dem Erzählen-

den sowohl als von den Umstehenden genau beobachtet, so daß es ihm klar werden mußte, daß man ihn für einen Polizeispion hielt und ihm absichtlich den ferneren Verlauf der Sache verheimliche. Er nannte deshalb seinen Stand und Namen und versicherte den Anwesenden, daß er ein Freund des Orgelspielers wäre, rief Fidele, der an ihm aufsprang und suchte sich auf diese Weise als einen guten Bekannten des Blinden zu beurfunden. Allein in dieser Zeit des Mißtrauens, wo man in jedem Unbekannten einen Agenten der Polizei zu sehen glaubte, würde ihm dieß wenig geholfen haben, wenn nicht der Zufall den Sohn seines Nachbarn hierher geführt hätte, der die Versicherung gab, daß er wirklich Herr Ducanger, sein Nachbar, ein Zögling der Medicinschule und ihm wohlbekannt sey.

Machen Sie mich mit dem Schicksale des Mannes und des Mädchens bekannt! — bat nun Claude den jungen Mann. — Ich nehme innigen Antheil an dem Schicksale des Alten, verheimlichen Sie mir nichts. — Der Nachbar aber be-theuerte, nichts Weiteres zu wissen, auch kein Anderer konnte oder wollte ihm Auskunft geben; doch ließ ihn ein Wink des jungen Nachbarn nicht alle Hoffnung verlieren und er folgte ihm nach einer Weile, als dieser das Zimmer verließ. Der gefällige Bewohner der Straße St. Honoré führte ihn nun zum Eigenthümer des Hauses, den er kannte, verbürgte sich für die rechtlichen Absichten Ducanger's und hier erfuhr er nun, daß, während die Gens'darmen den zerstreuten Volkshaufen nach allen Richtungen verfolgt und den Alten und seine Tochter arretirt und weggeführt hatten, mehrere hier anwesende jünge Leute sich zusammengerottet, die Gens'darmen angegriffen, die Gefangenen befreit und sie in dieß Haus gebracht hätten, wo der Wirth sie verborgen halte.

Auf Claude's Bitten führte ihn dieser nun nach einem kleinen Kämmerchen des Hinterhauses, wo er den Alten mit Mabelon noch wach fand. Der Pudet, welcher Ducanger nicht verlassen hatte, war der Erste, welchen der Alte wieder erkannte. — Auch Du? — rief er und streichelte ihn. — Auch Du, mein treuer Fidele, bist wieder bei mir und mir fehlt nur der kleine Serinett. — Wie muß ich Gott danken, daß er Euch mir gelassen hat!

(Die Fortsetzung folgt.)

* Einige Worte an meine Mitbürger,

in Betreff der Schrift: „Ueber staatsbürgerliche Anforderungen unsrer Zeit etc.“

(Beschluß.)

Und doch ist von einer Beurtheilung des Gefangenhauses, geschweige denn von Vorwürfen und Beschuldigungen in Beziehung darauf, in dem ganzen Buche mit keinem Worte die Rede. Es darf nur die zum erläuternden Beleg des Textes dienende Note nicht aus dem Zusammenhange heraus gerissen, sondern in gehöriger Verbindung betrachtet werden, um dies mit Klarheit zu erkennen.

Im § 28 der fraglichen Schrift findet sich die Ansicht des Verfassers über die in neuerer Zeit so vielfach erörterte wichtige Frage ausgesprochen:

für welche der beiden Hauptarten des Strafverfahrens man sich erklären solle?

Ob für den gemeinrechtlich deutschen Strafproceß, zu dessen Wesen Schriftlichkeit und Heimlichkeit nothwendig gehört; oder für ein Geschworenengericht mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit? Wie ich mich in dem ganzen Büchlein als Freund der Oeffentlichkeit ausgesprochen, so erklärte ich mich auch für das öffentliche Strafverfahren. Und am

meine Ansicht, bei so vielen gebiegenen Werken über dasselbe *), nur mit einem Grunde besonders zu unterstützen, so hob ich in der Note ** den vorzüglichsten, allgemein anerkannten Nachtheil des gemeinrechtlichen, auch bei uns geltenden Criminalprocesses, nämlich die darin bedingte Heimlichkeit des Gefängnißwesens, besonders hervor. Worin dieser Nachtheil, näher betrachtet, bestehe, ist wenigstens unter Rechtskundigen, eine bekannte Sache. Der deutsche geheime Criminalproceß giebt das Schicksal eines Angeschuldigten, so wie er verhaftet wird, gänzlich in die Hände eines Untersuchungsrichters. Der Bürger, welcher vielleicht völlig unschuldig ist, wie der Verbrecher, der am Ende doch immer nur ein bestimmtes Maaß von Strafe verdient hat: sie sind im Gefängnisse außer Stande, sich gegen etwaige Irrthümer oder Widerrechtlichkeiten des Richters zu schützen; ja, bürgerlich todt. Für einen solchen Zustand sind die in der Note ** zu § 28 der Schrift gebrauchten Ausdrücke nicht zu stark. Diese Heimlichkeit, die keiner Person, am wenigsten der verehrten Inspection des Gefangenhauses zur Last fällt, sondern ein nothwendiger Ausfluß des hier geltenden gemeinen Criminalprocesses ist, dürfte wohl einem Schlamme verglichen werden, ohne daß ich dadurch irgend Jemanden zu beleidigen zu fürchten brauchte.

Weder über unsere gerichtlichen Behörden, noch über die verehrte Inspection des Gefangenhauses habe ich mir irgend ein Urtheil erlaubt. Je tadelloser beide vielleicht sind, desto erlaubt wird es aber seyn, an eine Gesetzgebung zu denken, die auch den kommenden Geschlechtern gleiche Güter garantiert.

*) Ich nenne nur v. Feuerbach's u. Zentner's Werke, u. Münch's 2tes Heft der Aethena, 1830

Sähe ich mich endlich veranlaßt, über unser Gefangenhauß an sich meine Ansicht auszusprechen, so müßte ich in alles das, von der verehrten Inspection darüber Angeführte einstimmen. Ja, mir ist auch nicht ein einziger Mangel bei der Einrichtung dieser Anstalt an sich bekannt geworden. Ich weiß nur Gutes davon, und wenn ich auf der Stelle etwas tadeln sollte, so dürfte ich vielleicht sagen, daß die Gefangenen zum Theil es dort zu gut haben.

Fest überzeugt, daß die hochverehrten Herren Inspectoren bei nochmaliger Ansicht meines Büchleins mich darin nicht ferner verkennen und daher wenigstens in ihrem Herzen die mir gemachten Vorwürfe zurück nehmen werden, unterwerfe ich mit gleichem Vertrauen den Gesamt = Inhalt jener Schrift der ruhigen Beurtheilung meiner lieben Mitbürger.

J. L. Voget, Dr.

* B e m e r k u n g e n .

A b g a b e n .

Nicht zu hohe Abgaben sind es worüber man sich zu beklagen Ursache hätte; sondern über ungleichmäßige Eintheilung derselben, besonders für die Consumtion mancher Artikel, namentlich des Bundtorfes. Diese Abgabe die größtentheils nur den unbemittelten und geringern Stand (und somit gewiß über die Hälfte der Einwohner Bremens) trifft, ist viel zu hoch. — Ein Bund Torf kostet gegenwärtig $2\frac{1}{2}$ gr. und $\frac{1}{2}$ gr. Consumtions = Abgabe, mithin 5 Bund $12\frac{1}{2}$ gr., $2\frac{1}{2}$ gr. Conf. = Abgabe; wogegen Butter 12 à 14 gr. pr. Pf. auch nur $\frac{1}{2}$ gr. Conf. = Abgabe kostet, demnach also circa 400 pSt. für Bundtorf mehr als für Butter bezahlt werden muß. Ohne Butter, wenn es die Noth erforderte, oder doch mit sehr weniger, ist man im Stande sich zu behelfen; aber

Bundtorf ist das nothwendigste Bedürfnis, welches der größere Theil der Einwohner Bremens durchaus nicht entbehren kann!!

Diese sehr hohe, so wie überhaupt mehrere ungleichmäßig eingetheilte Consumtions = Abgaben, dürfte man doch wohl, (besonders den unbemittelten Einwohnern zur Erleichterung) der Mühe werth halten gleichmäßiger einzutheilen.

T r e p p e n

sind am Stadtgraben hie und da angebracht, wahrscheinlich um das Wassers schöpfen zu erleichtern, so wie auch um zu verhindern, daß nicht jeder Platz willkürlich dazu gewählt, und vertreten wird. Beym Osthore wird dieses aber nun wohl bald der Fall werden müssen, indem die Treppe nicht mehr zu passiren ist.

Die Straßenreinigungsverpachtungsbehörde verordnet bei Strafe, daß der Schmutz auf den Straßen zur bestimmten Zeit in Haufen zusammengelegt wird um die Stadt rein zu halten; daß dieses am 12. Mai, als am Himmelfahrtstage auch geschehen war, konnte man in der ganzen Stadt bemerken, besonders mußte es an der Obernstraße sehr auffallen, wo die ganze Straße entlang in der Mitte Dreckhausen bey Dreckhausen zusammengekehrt, den Bewohnern derselben so wie den zur Kirche Wallenden, zur Schau lagen.

Dürfen denn die Straßenreinigungspächter gehülfsen diese willkürlich holen?

* H. Schlichthorst's Erklärung der Namen der Wochentage.

Zur Vergleichung der am neuen Arbeitshaufe angebrachten Embleme derselben.

Die Namen unserer Wochentage haben wir größtentheils von unsern heidnischen Vorfahren geerbt, welche sie von ihren Götzen hernahmen.

Daß sie den Sonntag und Montag zur Ehre der Sonne und des Mondes, welche sie göttlich verehrten, genannt haben, erkennt jeder von selbst. Der Dienstag war einem gewissen Gotte Tuisco, den sie als den Gott der Gerechtigkeit verehrten, geweiht. Aus Tuiscotag, wie die Benennung wohl ursprünglich geheißen, ist allmählich Tuistag, Tistag und endlich Dienstag oder Dingstag geworden. Auch hieß in der alten deutschen Sprache das Wort Ding so viel als Recht und Gericht, die an diesem Tage ertheilt und gehalten wurden, und man kann deswegen auch geradezu von diesem Worte den Namen dieses Wochentages herleiten. Der Mittwoch heißt so, weil er der mittlere Tag in der Woche ist. Dieser Tag hat mithin seinen alten von einem Götzen unserer heidnischen Vorfahren entlehnten Namen verloren. Er war sonst dem Götzen Wodan, welches der Kriegsgott der alten Deutschen war, gewidmet und hieß Wodanstag oder Wonstag, gleichwie er bei den Engländern Wednesday und bei den Dänen Bodenstag heißt. Den Donnerstag benannten sie von dem Götzen Thor, der auch Donder hieß, und ihr Donnergott war, so wie Jupiter bei den Römern. Der Freitag hat seinen Namen von der Göttin Freya bekommen, welche ohngefähr mit der römischen Venus übereinkommt. Der Name Sonnabend für den letzten Wochentag, ist, wie der Name Mittwoch, auch etwas neuer, als die Benennung der übrigen Wochentage. Er ist erst in den christlichen Zeiten aufgekomen und soll wohl so viel heißen, als der Vorbereitungstag auf die Sonntagsfeier, so wie wir gewöhnlich noch jetzt die letztere Hälfte der vor den Festen vorhergehenden Tage die heiligen Abende zu nennen pflegen. Ursprünglich hieß dieser letzte Wochentag bei unseren heidnischen Vorfahren der Saterstag, und so nennen ihn die Engländer und Hol-

länder noch jetzt. Sater war ein Götze, der die Zeit abbildete und eben ein solcher, als bei den Römern der Saturnus, nach welchem sie diesen Tag benannten.

Das Geschrei von Paris.

Ein philosophischer Abriß der französischen Geschichte seit 1788 bis auf unsere Tage.

1788. Es lebe der edle Ludwig XVI.! Es lebe die Königin! Es leben die Notabeln!

1789. Nieder mit den Notabeln! Es leben die Generalstaaten!

1790. Nieder mit den Generalstaaten! Es lebe die constituirende Versammlung! Es lebe Necker! Es leben die patriotischen Edelleute! Es lebe Orleans! Es leben die Geistlichen!

1791. Nieder mit dem Adel! Nieder mit dem Clerus! Nieder mit Necker! Vivat die Constitution! Vivat Lafayette! Vivat Bailly! Vivat der constitutionelle König!

1792 (Juni). Fort mit den Prärogativen des Königs! Nieder mit Lafayette! Nieder mit Bailly! Nieder mit der constituirenden Versammlung! Es lebe die gesetzgebende Versammlung! Es lebe Petion! Es lebe Santerre! Es lebe Boisset! Es lebe die Laterne!

1792 (August). Nieder mit dem Königthum! Nieder mit der Constitution! Nieder mit den Boissets! Nieder mit Dumouriez! Nieder mit der gesetzgebenden Versammlung! — Es lebe die Constitution! Es lebe die Republik! Es leben Lanjulsais, Vergniaud und Guadet!

1793. Nieder mit den Aristokraten! Nieder mit den Reichen! Nieder mit den Priestern! Nieder mit dem lieben Gott! — Es lebe Robespierre! Es lebe Marat! Es leben die Jacobiner! Es lebe die Schreckenszeit!

1794. Nieder mit Bergnand! Nieder mit den Girondisten! Nieder mit den Verschwornen! Nieder mit den Gemäßigten! Fort mit der Aufklärung! Fort mit dem Geld! Fort mit Allem! — Es lebe der Berg! Es lebe der öffentliche Wohlfahrtsausschuß! Es lebe Barrere! Es lebe die Guillotine! Es lebe der Tod! Es lebe das höchste Wesen! Es lebe Couthon! Es lebe das Henkerbeil!

1795. Nieder mit dem Berg! Nieder mit Robespierre! Nieder mit dem öffentlichen Wohlfahrts-Ausschuß! Nieder mit den Schreckensmännern! Nieder mit den Sectionen! Nieder mit den Emigranten! — Es lebe Tallien! Es leben die Gemäßigten! Es lebe die Humanität, die Freiheit, die Gleichheit! Es leben die Välle! Es lebe der 21. Januar! Es lebe Quiberon! Es lebe die allgemeine Verbrüderung! Brod oder Tod!

1796. Es lebe die Constitution von 1795! Es lebe der 13. Vendemiaire! Es lebe Barras! Es lebe Buonaparte! Es lebe das Directorium! Es leben die Fünfhundert! Es leben die Alten!

1797. Fort mit der Constitution von 1795! Nieder mit dem Directorium! Nieder mit den Fünfhundert! Nieder mit den Alten! — Es lebe der 18. Brumaire! Es leben die Konsuln der Republik! Es lebe der erste Konsul! Es lebe der lebenslängliche Konsul! Es lebe das Brod!

1798 bis 1808. Fort mit dem Consulat! Fort mit dem Tribunal! Fort mit dem Frieden!

Hoch lebe der Kaiser! Es lebe der Krieg! Es lebe die Armee! Es lebe der Senat! Es lebe die Conscription! Es lebe die Ehrenlegion! Es leben Rang und Titel! Es lebe Josephine!

1809 bis 1815. Es lebe Joseph! Es lebe Jerome! Es lebe Murat! Es lebe Napoleon der Große!

1814. Nieder mit den Tyrannen! Nieder mit Murat! Nieder mit Joseph! Nieder mit Jerome! Weg mit der Conscription! — Weg mit dem Senat! Weg mit den Adlern des Kaiserreichs! Es lebe der gesetzgebende König! Es leben die Allirten! Es lebe die Charte! Es lebe die weiße Fahne! Es leben Monsieur! Es lebe die Freiheit! Es lebe der Friede!

1815 (März). Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Allirten! Nieder mit dem Frieden! — Es lebe Bonaparte! Es leben die Tapfern! — Es leben die Repräsentanten! Es leben die Verbündeten! Es lebe Benjamin Constant! Es lebe Dupin! Es lebe die Revolution!

1815 (Juli). Nieder mit dem Corsen! Nieder mit den Repräsentanten! Nieder mit der Armee! Nieder mit den Verbündeten! Nieder mit den Revolutionärs! — Es lebe Ludwig der Ersehnte! Es leben die Emigrirten von Gent! Es lebe die Restauration! Es lebe der Friede! Es lebe die Religion! Es leben die Royalisten!

1816 bis 1830. Es lebe die unsfindbare Kammer! Fort mit der unsfindbaren Kammer! Es lebe Decases! Nieder mit Decases! Es lebe die Religion! Nieder mit den Missionärs! Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Jesuiten! Es lebe die königl. Garde! Es lebe Billele! Es leben die Banquiers! Es lebe der Trocadero! Es lebe der Herzog von Angoulême! Es lebe der Herzog von Bordeaux! Es lebe der vielgeliebte Karl X.! Nieder mit Billele! Es leben die 221! Nieder mit dem Ministerium! Es lebe die Legitimität!

1830 (Juli). Nieder mit Karl X.! Nieder mit dem Dauphin! Nieder mit dem Herzog von Bordeaux! Nieder mit der Legitimität! Nieder mit der königl. Garde! Es lebe die Kammer! Es lebe Philipp! Es lebe die Volks-Souverainetät! Es lebe die Revolution! Es lebe Lafitte! Es lebe Dupin!

1830 (December). Nieder mit Lafayette!
Nieder mit Manguin! Es lebe Lafayette! Es
lebe Manguin! Es leben die Polen! Es leben
die Insurgenten aller Länder! Es lebe der Krieg!
Es leben die Republikaner!

1831. Nieder mit Lafayette! Nieder mit
Dupin! Es lebe Casimir Perrier! Es lebe Lobau!
Es lebe Soult! Es lebe der Friede! Nieder mit
den Republikanern!

Th....r.

* An die Herren Cigarrenfabrikanten.

Diese Herren werden höflichst ersucht, den,
bei ihnen arbeitenden Knaben, am Ende der
Woche keine Cigarren zu geben, indem diese,
ja noch Kinder, erstlich ihrer Gesundheit entsehrlich
schaden, und zweitens dieselben sehr leicht zum
Diebstahl verführt werden, weil bald die ihnen
gegebenen Cigarren zu ihrem Verbräuche nicht
hinreichen.

Streckverse.

Auf der Reise des Lebens legt man mit dem
Freunde froh eine Strecke Weges zurück; dann
brüht ein Kreuzweg, und man trennt sich schweren
Herzens, bis man sich oben in der großen Her-
berge wiederfindet.

Frauen sind die G-Saiten des menschlichen
Lebens; sie wollen, wie diese, zart behandelt seyn,
und nur ein Meister vermag es, so mit ihnen
umzugehen, daß keine Mistöne hervorgelockt werden.

Derjenige, der des weisen Platon: „Kenne
dich selbst!“ beherzigt hat, wird weniger streng
die Fehler Anderer richten; er wird, wie der
Musik, gern jedem Taumelnden beistehen, jedem
Fehlenden unter die Arme greifen, weil er sich
seiner eigenen Schwäche bewußt ist.

Manche Menschen haben so alle Menschlich-
keit vergessen, daß sie sich, wie der Wurm, kaum
noch krümmen, wenn sie von Gewaltthabern zer-
treten werden.

So wie für den Vater Harboun die Münzen
der Alten mehr historische Glaubwürdigkeit hatten,
als alle Schriften derselben, so schätzt die Welt
jetzt alle Pergamente der Ahnen weniger, als
deren Münzen, wenn sie nämlich solche vererbten.
Weltheim.

Altes und Neues.

Der größte Mißbrauch der Gewalt ist, zu
rasch alle Mißbräuche beseitigen zu wollen und
die größte Unvernunft würde sich dadurch dar-
thun, wenn man die Vernunft in voller Rein-
heit sogleich überall geltend machen wollte. Die
Natur und die Ausbildung gehen ihren allmäh-
ligen Gang und Beide kommen zu heftigen Aus-
brüchen, wenn diese Allmählichkeit gestört wird.

Die Journalistik ist jetzt das Barometer des
öffentlichen Lebens, und was bei den Römern das
Forum war, sind bei den heutigen Völkern die
Tagesblätter. Um aber den Stand der Dinge
an dem Barometer wahr und richtig erkennen zu
lassen, bedürfen die Zeitschriften gleicher Freiheit
und gleicher Rechte, ohnehin die erste Bedingung
alles achten Lebens, am unerlässlichsten aber im
Gebiet des Geistes.

Wenn man von einem Menschen sagt: „er
ist auf die Beine gekommen“, so heißt das in
der Regel, er ist so weit gekommen, daß er sich
schämt, seine Beine zu gebrauchen, und vielmehr
dahin strebt, sich anderer Beine zu bedienen.

Der Husar und sein Major.

Ein Schwanke.

Husar.

Mein Herr Major! der Schnee geht heute Nacht.

Major.

Du Narr! er liegt ja, das er bligt und kragt.

Husar.

Thut nichts; er bleibt doch nicht. Sie werden's sehen.

Major.

Se nun, adieu, mein'thalben mag er gehen.

Verschwunden war

Mit Haut und Haar.

Am andern Morgen der Husar.

Doch wurde nach Verlauf von ein paar Stunden

Ein Brief von ihm im Hafsersack gefunden:

„Ich bin schapirt, hab' aber es zuvor

„Gemeldet Ihro Gnaden, dem Major.

„Der hatte nicht das Mindeste dagegen

„Und sagte mir ein freundliches Adieu!

„Nichts kann man demnach in den Weg mir legen;

„Und damit Gott befohlen! Martin Schnee.“

S-t.



Der Bürger = Freund,

eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 2. Juni 1831.

„Und ist uns“, fragst du, „steter Kampf beschieden,
Der arme Mensch nur ew'ger Stürme Spiel?“ —
Verzweifle nicht, ich zeige dir das Ziel,
Das trostreich winkt dem armen Lebensmüden.

Freiheit.

Ruht auch im Glanz und heiterm Sonnenschimmer
Vor deinem Blick, o Freund, die weite Welt,
Hat dich das Glück auch noch so hoch gestellt,
Frei, glaube meinen Worten, bist du nimmer.

Kannst du dein Schicksal nicht als streng verklagen,
Nagt dir von außen her auch nie der Schmerz,
So quält und geißelt dich dein eignes Herz,
Und du bist selbst die Quelle deiner Plagen.

Zieht Sehnsucht dich gewaltig in die Weite, —
Hält streng und eisern dich die Pflicht umfaßt;
Vergebens rüttelst du an dieser Last,
Dem ew'gen Zwiespalt bleibt dein Herz zur Beute.

Hast endlich du das Paradies gefunden,
Das deinem innern Auge vorgeschwebt,
Fühlst du dich selig, daß du es erstrebt; —
Doch selig nur für wenig kurze Stunden.

Denn bald entweicht von den trunk'nen Sinnen,
Der Zauber, der sie eben erst noch band,
Du siehst im Geiste noch ein schön'res Land,
Der Wünsche wildes Heer jagt dich von hinnen.

So treibt's, wie auf empörten Meereswogen,
Dich stündlich einem andern Ziele zu,
Du findest nirgend Freiheit, nirgend Ruh',
Wirft ewig von dem Strome fortgezogen.

„Und ist uns“, fragst du, „steter Kampf beschieden,
Der arme Mensch nur ew'ger Stürme Spiel?“ —
Verzweifle nicht, ich zeige dir das Ziel,
Das trostreich winkt dem armen Lebensmüden.

Siehst du ihn dort mit umgestürzter Leuchte,
Kennst du den freundlich ernsten Genius,
Die Fesseln fallen ab bei seinem Ruf,
Die Bürde weicht, die uns danieder beugte.

Die Zweifel flieh'n, wir schauen ew'ge Wahrheit,
Was wir gehofft, wir sehen's nun erfüllt,
Die ungewisse Sehnsucht ist gestillt,
Wie um uns leuchtet in uns Sonnenklarheit. —

Wir wissen's, Freund! in diesem Erdenleben,
Ist Freiheit nur ein trügerischer Traum,
Sie wohnt nur in des Jenseits lichtem Raum —
Und doch macht uns der Todesengel beben! —

Adolph Remy.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Während der Alte Fidele streichelte, hatte Mabelon mit leuchtenden Augen unverwandt Ducanger angesehen; auch jetzt übersog Röthe ihre jugendlichen Wangen und ihr Anblick erweckte in der Brust des jungen Mannes noch lebhafter das theilnehmende Gefühl als am vorigen Abend. Sie sind so gut, — unterbrach Mabelon jetzt die Stille und schlug, obgleich sie ihn anredete, doch die Augen vor ihm nieder — Sie sind ein so treuer Freund in der Noth —

Wer? — fragte der Alte rasch — Wer ist dieses seltene Juwel?

Herr Ducanger, der uns hier aufgesucht hat! erwiderte das Mädchen.

Ich danke Ihnen, daß Sie sich bemüht haben! — sagte der Alte, dem man es ansah, daß er gern etwas Verbindliches in seine Worte legen wollte, der aber dennoch nicht den Unmuth ausdrücken konnte, der noch von dem vergangenen Abend in ihm zurückgeblieben war — Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme! Wollen Sie sich mir ganz verbinden, Herr Claude, so schicken Sie morgen Jemand in meine Wohnung, der meinem kleinen Serinett Futter gibt. Ich darf jetzt nicht nach meinem Hause, auch das Kind nicht, und so würde das arme Thier verhungern müssen.

Gern will ich Ihren Auftrag besorgen! — antwortete Claude — Ich fürchte überdies, man wird Ihre Wohnung durchsuchen. — Soll ich vielleicht ein Ihnen so theures Pfand —

Nein! — sagte der Alte trocken — das findet die Polizei nicht — und in Ihren Händen, Herr Ducanger, möchte ich es nicht wissen —

Hat der Vorfall dieses Abends Sie nicht belehrt, daß man wohl auf unsere Jugend vertrauen kann? fragte Claude.

Die jungen Leute, die mich aus den Händen der Gensd'armen befreiten, — nahm der Alte das Wort — zeigten viel Muth, ich muß es gestehen! Aber ich wette darauf, ein alter Napoleonischer Soldat führte und feuerte sie an. — Sie benahmen sich zu klug dabei.

Ducanger lächelte über diese Vermuthung, doch der Hauswirth sagte jetzt: Der Alte hat Recht! Ich führte die jungen Brauseköpfe an und ich bin ein alter Soldat aus jener herrlichen Zeit!

So seyn Sie mir willkommen! — rief der Alte — Nun erst freue ich mich von Herzen, daß ich den Klauen dieser Elenden entrisen ward und ärgere mich nicht mehr, daß es junges Volk war, das den Capitain Songeret rettete.

Sie — Capitain Songeret von der alten Garde? — rief der Hauswirth und drückte ihm herzlich die Hand — Ich war Corporal der siebenten Compagnie, Sie commandirten die achte. Nun, bei Gott! hätte ich gewußt, daß ich Sie beherbergte, ich würde Sie nicht so allein in diesem Hinterstübchen gelassen haben.

Die beiden alten Kriegsgenossen vertieften sich nun bald in ein Gespräch über jene schöne Zeit und vergaßen darüber ganz die gegenwärtige. Claude Ducanger aber unterhielt sich desto angeregter von der Gegenwart mit Mabelon, und er schien heute besonderen Stoff zur Unterhaltung

zu finden, denn obgleich Mitternacht vorüber war, schien kein Schlaf des Mädchens Auge schließen zu wollen; auch die Alten waren bei einer Flasche Bolnay noch ganz munter. Nur Fidele brachte der Natur ihren Zoll und schlief ruhig zu den Füßen seines Herrn.

Erst, als schon die Glocke Eins geschlagen hatte, dachte Ducanger daran, daß es wohl Zeit sey, sich zu entfernen. Er sagte dem Alten und Madelon Lebewohl, versprach noch einmal, für Serinett zu sorgen, und trat dann seinen Rückweg an.

Die sonst, selbst um diese Zeit, noch lebhaften Straßen von Paris fand er bei seinem Rückwege wie ausgestorben; keine Equipage, kein Fiaker rollte über ihr Pflaster, und so konnte Claude auf seinem langen Heimwege ungestört sich dem Nachdenken überlassen, denn die häufigen Patrouillen und die Polizei=Wachen, denen er begegnete, ließen den Einzelnen ruhig an sich vorübergehen. — So sehr ihn aber auch die Begebenheiten des Tages beschäftigten, so sehr er auf die Ereignisse des morgenden Tages gespannt war, sah er doch heute oftmals seine politischen Ideen durch den Gedanken an Madelon unterbrochen und gegen seinen Willen hielt ihn dieser Gedanke so fest, daß er vor der Thüre seines älterlichen Hauses stand, ehe er es vermuthete.

9.

Am andern Morgen erwachte er erst spät, zwar für einen Pariser noch früh genug, denn es war schon 9 Uhr, und doch wohl für den heutigen Tag etwas spät. Sein erster Gedanke war sein Versprechen wegen Serinett zu halten. Er kleidete sich rasch an, steckte den Schlüssel, den ihm Madelon gegeben, zu sich und eilte fort, um noch bei Zeiten aus der Vorstadt St. Martin nach der Ecole de médecine zu seinen Kameraden zu kommen. Aber schon bei dem

Place Vendôme hielt ihn die Masse von Menschen auf, welche von allen Seiten herbeiströmte, meist Neugierige, von denen nur wenige mit Stöcken oder Steinen bewaffnet waren. Es war ihm unmöglich, hier durchzukommen; er mußte nach dem Place Vendôme, wo er ein Regiment Linientruppen aufmarschirt fand, einbiegen und wollte hier nach dem Boulevard. Aber schon in der Straße Louis le Grand kamen ihm flüchtige Bürger entgegen, die ihm abriethen, weiter zu gehen, da die Kürassiere der Garde auf dem Boulevard des Italiens die Bürger auseinander getrieben hätten.

Mag der Kanarienvogel verhungern! — dachte er bei dieser Nachricht — Was ist das Leben eines elenden Vogels, wo es das Leben so vieler Menschen gilt? Und von diesem Augenblicke an war Capitain Songeret und Madelon vergessen und nur die Begebenheiten des blutig beginnenden Tages beschäftigten ihn. Er suchte nun die Straße Richelieu zu gewinnen, um von hier aus nach dem Palais Royal, diesem Mittelpunkte aller Volksbewegungen, zu dringen. Er gelangte auch schneller dahin als er erwartet hatte, denn eine Abtheilung Gensd'armen kam von dem Boulevard herangesprengt und trieb die verschiedenen Haufen Bürger vor sich her. Bei der königlichen Bibliothek fanden sie jedoch den ersten Widerstand. Die Bürger erwarteten hier festen Fußes den Angriff; ein Hagel von Steinen empfing die Angreifenden, die ihn mit kleinem Gewehrfeuer erwiderten. Mehrere Bürger sanken, von Kugeln getroffen — das Blutbad begann.

Claude, der sich mitten in dem Haufen befand, wurde endlich, trotz des Widerstandes, mit den Anderen nach dem Palais Royal zurückgedrängt, wo das Feuer auch schon begonnen hatte; aber dieser Gegend wohl kundig, gelangte er durch kleine Seitengassen wieder zum Vendôme=Place

und von hier, wo der Zusammenfluß weniger groß war, nach seinem väterlichen Hause. Hier schlich er sich in aller Stille auf sein Zimmer, setzte seine Jagbflinte in Stand, machte eine Anzahl Patronen und war nun fest entschlossen, thätigen Antheil an den Volkbewegungen zu nehmen. Die Mutter, welche seine Absicht leicht errieth, versuchte alles Mögliche, ihn zu Hause zu behalten — ihre Bitten waren vergebens.

Soll ich daheim bleiben, wenn es die Freiheit des Vaterlandes gilt? rief er, umarmte die trauernde Mutter, küßte des Vaters bargereichte Hand, verließ die väterliche Wohnung und schloß sich, sein Gewehr in der Hand, einem Volkshaufen an, der nach dem Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zog. Hier hatte er mit mehreren Hundert jungen Leuten, die sich zusammengefunden hatten, die Straße der Capuziner besetzt, während der Pöbel dem Minister Polignac die Fenster einwarf. Aber bald rückte Artillerie heran, die Kanonen donnerten, die Kugeln schmetterten die Reihen der ohne Ordnung, ohne Anführer Angreifenden nieder und Alles warf sich nach der Vorstadt St. Honoré.

Auch auf anderen Punkten mußte das Volk, das sich ohne Waffen den Garden und der Gensd'armie entgegengesetzt und keine Vorkehrungen zu seiner Vertheidigung getroffen hatte, heute den häufigen Angriffen unterliegen und wurde auf den meisten Punkten auseinander getrieben.

Claude Ducanger hatte sich seit dem verunglückten Angriffe auf das Hotel des Ministers, immer von dem zweiten Garde-Regiment verfolgt, mit den Anderen aus der Vorstadt St. Honoré in die Champs Elisées geworfen. Hier beschloß man, Posto zu fassen; Ducanger aber eilte, sich mit seinen Kameraden in der Ecole de médecine zu vereinigen. Er schlich sich nach dem Quai de la conférence, fand hier einen Kahn, der

ihn an das jenseitige Seine-Ufer brachte und eilte nun durch die Straße der Universität, seinem College zu.

Wie hatte sich Paris in diesem einen Tage umgestaltet. Gestern Abend Todtenstille auf den Straßen, heute das regste, thätigste Leben. Ueberall fand er Haufen Bewaffneter, welche die Straßen barricadirten, das Pflaster aufrißen und die Laternen einschlugen. Bald begegnete er Linien-Regimentern, die in stiller Ordnung und noch mit fester Haltung durch die Hauptstraßen ihren Kasernen, oder ihren Lagerplätzen zuzogen. Dort kamen Tausende aus den Vorstädten St. Jacob und St. Marcel mit Stangen und Steinen bewaffnet, Theil an dem Kampfe zu nehmen; hier wurde die Werkstatt des reichen Wagenbauers geleert und die prächtigsten Wagen herausgezogen, um zu Barricaden gebraucht zu werden, dort das Straßenpflaster aufgerissen. Kurz, Jedermann war beschäftigt, thätigen Antheil an der Vertheidigung der Stadt zu nehmen.

Unter diesem allgemeinen Gewirre gelang es endlich Ducanger, die Ecole de médecine zu erreichen, wo er seine Kameraden bewaffnet und fest entschlossen fand, an den morgenden Begebenheiten thätigen Theil zu nehmen, sich jedoch als ein eigenes Corps zu bilden und so viel als möglich fest vereint zu bleiben. Sie zogen auch noch am Abend aus und halfen den Bürgern treulich in ihren Vertheidigungsanstalten, waren während der ganzen Nacht thätig und feuerten den Muth der Bürger immer noch mehr an.

10.

Die Sonne ging am 28. Juli blutig auf, noch blutiger senkte sie sich. Schon am Abend des 27. und während der ganzen Nacht hatten sich die Bürger zur Vertheidigung geordnet; theilweise bewaffnete sich die alte Nationalgarde wieder, der allgemein geachtete General Gerard hatte das

Commando übernommen und die Volkbewegungen erhielten einen regelmäßigeren Gang. Die Bürger hatten das Stadthaus besetzt, dahin richteten am frühen Morgen die Gardes ihren Hauptangriff; das Stadthaus wurde von ihnen genommen und wieder verlassen, und während in dem übrigen Theile der Stadt fast in jedem Viertel blutige Gefechte Statt fanden, war hier eine blutige Schlacht.

Mit Unwillen sahen die Bürger aus dem andern Theile der Stadt dem Blutbade zu; auch auf ihrer Seite donnerte zwar das Geschütz, in der Straße Babylone rasselte das Klein-Gewehrfeuer, von Notre-Dame hallte dumpf die Sturmglocke und das wilde Geschrei der Angreifenden ertönte von allen Seiten; aber dort bei'm Stadthause war der entscheidende Punkt, dahin trieb sie ihr Verlangen, aber die Brücken waren besetzt, der Uebergang gesperrt. Da wagten endlich die Böglinge der Ecole de médecine sich an die Spitze der Arbeiter aus der Vorstadt St. Marcel zu setzen und den Pont neuf anzugreifen. Der Angriff gelang, sie drangen am Nachmittage bis zum Quai Pelletier vor, vereinigten sich hier mit der Nationalgarde und den Bürgern, die den Greve-Platz angriffen, waren auch hier Sieger und das Stadthaus fiel von neuem in die Hände des Volks.

Claude, einer der ersten, die hineingebracht waren, ergriff die von den Gardes herabgerissene dreifarbigte Fahne, pflanzte sie wieder unter lautem Jubel des Volkes auf dem Balcon auf und sein Herz klopfte freudig bei dem Anblicke dieses flatternden Zeichens der Freiheit. Da weckte ihn ein leiser Schlag auf die Schulter aus seinen stolzen Träumen. — Kannst Du mir wohl diese leichte Wunde verbinden? fragte eine bekannte Stimme. Er wandte sich und sein Vater, in der Uniform

der Nationalgarde, stand mit blutendem Arme vor ihm.

Sie hier, Vater?! — rief Claude verwundet — Sie finde ich hier in dieser Uniform und verwundet?

Staunst Du darüber? — erwiderte Herr Ducanger unmuthig — Meinst Du, wo es die Freiheit des Vaterlandes gilt, da stände das Alter nicht eben so freudig auf, als die Jugend? — Sorge nur, daß ich verbunden werde, es ist zwar nur ein Streifschuß, aber seit einer Stunde brennt mich die Wunde und schmerzt mich sehr und ich fürchte, wir haben noch manchen Angriff hier auszuhalten.

Claude, der zugleich Chirurgie studirte, hatte an so einem Tage sein Bindezeug nicht vergessen, holte es rasch hervor und begann, jedoch mit zitternder Hand, den Verband. Vater! — rief er und die Thränen stürzten aus seinem Auge — Sie bereiten mir heute einen herrlichen Tag, Sie beschämen mich. Schon den ganzen Tag standen Sie im Feuer, Ihr Blut ist geflossen und ich that noch nichts!

Auch Deine Stunde wird kommen! — sagte der Vater lächelnd — An solchem Tage erhält Jeder sein Theil und wir sind noch nicht am Abend unseres Tagwerkes.

Der Vater hatte Recht; ein neuer Angriff begann. Die Schweizer rückten gegen das Stadthaus; noch einmal sank die dreifarbigte Fahne vom Balcon. Aber die Bürger ermannten sich, das Stadthaus kam von neuem in ihre Hände, die dreifarbigte Fahne flatterte wieder auf dem Balcon und Niemand riß sie seitdem herab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Wirkung des Zorns.

Meine ganze Familie stammt aus dem südlichen Frankreich. Bekannt ist die Lebhaftigkeit und jenes Ungestüm des südlichen Bluts, aber diese Lebhaftigkeit, und dieses Ungestüm mußte bei mir um so heftiger seyn, als ich unter dem glühendsten Himmel der Beduinen geboren wurde, wo mein Vater Consul der französischen Regierung war. Aus dem Vorfall, den ich wiedererzählen will, kann man abnehmen, zu welchen Excessen eine bösertige Gereiztheit führen kann, und welches moralisches Uebergewicht derjenige vor andern Menschen behaupten wird, der sich seiner zu bemeistern weiß.

Schon lange war ich heimgekehrt nach Frankreich, schon lange athmete ich die Luft meines Vaterlandes, ohne daß es die Gluth meines Temperaments hätte abkühlen können. Selbst die Ketten des glücklichsten Ehebandes wären für mich leicht zu tragen gewesen. Ich hatte einen Sohn, den ich mit Sorgen heranwachsen sah, indem er von mir das Aufbrausende meines Charakters erbt. Ungern ertrug ich an ihm die Fehler, die uns beiden gemein waren, die mir aber angeboren schienen, während sie mir bei ihm als das Resultat schlechter Gewohnheit oder schlechten Umgangs erschienen. Nichts desto weniger liebte ich ihn so zärtlich, wie nur ein Vater seinen Sohn lieben kann. Obgleich er die militairische Laufbahn eingeschlagen hatte, kam er doch niemals von meiner Seite; er folgte mir in allen Feldzügen, wir kämpften zusammen Mann an Mann und unter manchen Umständen haben wir uns wechselseitig das Leben gerettet. Ein Diener versah uns beide; dieser brave Mann besaß seit mehr als zwanzig Jahren mein volles Zutrauen; er hatte meinen Sohn zur Welt kommen sehen, und ich wollte, daß dieser für ihn, wenn nicht die

Anhänglichkeit, welche er einem Diener schuldig war, den ich liebte, doch wenigstens die Rücksichten nicht außer Acht lassen sollte, die man jederzeit einem achtbaren Mann zollen muß. Mehr als einmal hatte ich ihn den Vorwürfen und dem Jähzorn meines Sohnes entzogen und dieser hatte deshalb von Zeit zu Zeit ernstliche Zurechtweisungen bekommen. Eines Tages, es war während der Belagerung Danzigs, hatte man den Offizieren erlaubt, sich außerhalb der Stadt zu ergehen. Mein Sohn schickte sich an, mit einigen jungen Waffengefährten von der Erlaubniß Gebrauch zu machen; er befahl unserm Bedienten, ihm mein Pferd an den und den Ort zu einer gewissen Stunde hin zu führen. Ich hatte desselben aber zur festgesetzten Zeit durchaus nöthig für eine Ronde. Der Diener wußte das und stellte es ihm vor. Mein Sohn hält dies für bösen Willen von Seiten des braven Mannes, geräth in Hize und geht so weit, ihm aus allen Kräften einen Peitschenhieb quer über den Leib zu versetzen. Der unglückliche Bediente wagte kaum sich zu beklagen; er kommt zu mir noch mit Striemen von dem eben erhaltenen Hiebe. In seiner Hergenseinfalt suchte er noch den zu entschuldigen, der ihn so mißhandelt hatte; aber er vermochte nichts auszurichten. Außer mir vor Zorn, flog ich meinen Sohn einzuholen. Er befand sich in einem Kaffeehaus, umgeben von seinen Freunden. Ich entferne Alle, stürze mich auf ihn zu und überhäufe ihn mit Schmähungen, ich reiße ihm seine Epaulette, sein Kreuz ab und trete sie mit Füßen, und schäumend vor Wuth halte ich ihm seine niederträchtige Aufführung vor; seine Freunde blieben unbewegliche Zuschauer dieses schimpflichen Austrittes und wagten es nicht, gegen einen Vater die Parthei seines Sohnes zu ergreifen. Er stand wie vernichtet da; als er zu sich kommen wollte, versuchte er

sich auszudrücken: ich ließ ihm dazu keine Zeit. „Undankbares Kind, unwürdiger Sohn,“ sprach ich zu ihm, „kein Band knüpft mich mehr an Dich, ich hasse Dich nicht wie einen Feind, nein, ich verachte Dich als einen Nichtswürdigen und nimmermehr werde ich Dich für meinen Sohn erkennen.“ Er konnte nicht länger so tödtlichen Schimpf aushalten, doch ohne Muth und außer Stande, sich zu rächen, blieb ihm, wie dem Achill, nichts übrig, als zu weinen. Seine Thränen rührten mich gar nicht. Er befand sich in der That in einer sehr schwierigen Lage; er sagte, er sey beschimpft und entehrt und könne nicht mehr die Uniform tragen; endlich forderte er Papier, um augenblicklich seinem Obersten seine Dimission einzureichen. Ich hielt ihn davon ab. „Es giebt nur ein Mittel,“ sagte ich zu ihm, „Deine Ehre wieder herzustellen, ich wiederhole Dir's, ich betrachte Dich wie einen Fremden und will für Dich auch nicht mehr gelten. Tilge Deine Schmach in meinem Blute, oder gieb mir das, das ich nur mit Erröthen in Deinen Adern fließen sehe. Keine Bedenkllichkeiten, keine Ausreden, keine überflüssigen Vorstellungen, ich will von gar nichts wissen!“ Vergebens suchten alle Offiziere, denen mein schrecklicher Zustand Mitleid einflößte, meine wahnsinnige Einbildungskraft zu beruhigen. Blind in meinem Zorn trieb ich selbst die Härte so weit, meinem Sohne zu drohen, ich würde ihn vor den Kopf schießen, wenn er sich nicht entschloße, meiner Wuth genug zu thun; und zu meiner Schande sey es gesagt, ich zwang ihn, einzuwilligen. Welcher andere an seinem Plage würde so lange widerstanden haben? Jeder mit zwei Secundanten begleitet, begaben wir uns mit Pistolen bewaffnet hinter die Pallisaden; mein Zorn war nicht mehr so ausgezehnt, doch immer noch heftig. Ich wollte, daß durch's Loos entschieden werden sollte, wer

den ersten Schuß zu thun habe. Das Glück war meinem Sohne günstig und ich fügte mich diesem Spruch gerne, denn wenn ich zuerst hätte Feuer geben sollen, so weiß ich nicht, was ich gethan haben würde. Er aber besann sich nicht lange; er ergriff alsbald seine Pistole, schoss in die Luft und fiel mir zu Füßen, sie mit Thränen benetzend und meine Gnade ansehend. Ich wurde endlich erweicht und fühlte mich schwach werden. Ich verlor auf einige Augenblicke den Gebrauch meiner Sinne und erlangte ihn nur wieder, um den Besten der Söhne zu segnen, und ihm für immer die unverbrüchlichste Anhänglichkeit zu widmen.

Seit dieser schmerzlichen Epoche hat niemals der geringste Anfall von Zähzorn mein Blut in Wallung gebracht; es scheint, daß die Quelle der krankhaften Aufregung, deren widrigen Einfluß mein Gemüth so oft empfinden mußte, sich erschöpft habe in einem so heftigen und weithin wirkenden Ausbruch. Im Gegentheile glaube ich gewonnen zu haben; denn wenn meine Meinungen und Urtheile nicht mehr so eilig erfolgen, als früherhin, so sind die ersteren richtiger und letztere jederzeit sicher.

Th....r.

* Jedem das Seine.

„Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist,“ sagte unser Heiland. Wer Jemanden eine Hülfe versagte, deren er augenblicklich bedurfte, der wäre kein Christ, nicht einmal als ein Mensch könnte er angesehen werden. Hierüber sind wir mit dem was der Director der Gelehrten Schule hieselbst Herr Dr. Wilhelm Weber in No. 146 der Zeitung sagt, völlig einverstanden. Wenn derselbe meint, an einem durch freiwillige Beiträge für einen gewissen Ort errichteten Institute müsse jeder Andere Theil

nehmen können, so mag dies noch hingehen. Wenn indessen Fremde Theil daran nehmen, und er der Meinung ist, den Unternehmern sei es nicht anständig, ja nicht Christlich, zu fragen: „Ob die Fremden auch vergüteten was sie daran schulden?“ so können wir seine Meinung nicht theilen; die Fremden könnten ja den Fond gänzlich verzehren und die eigenen Kinder müßten darben. Wenn bei der ersten Frage friert, wird der sich durch den letzten Fall erwärmt fühlen?

III.

* M i s c e l l e.

Befehl des Sultans Abubeker an seinen Feldherrn
Yezid Anno 632.

Wenn ihr den Sieg davon traget, so tödtet keine Kinder, Alte oder Weiber, verheeret keine Palmbäume, brennet keine Kornfelder ab, hauet keine Obstbäume um, und thut keinem Vieh Schaden. Wenn ihr ein Bündniß schließet, oder Vergleichspunkte abschaffet, so stehet dabei und haltet euer Wort u. s. w. Siehe D'Arle's Geschichte der Saracenen. Wer Dörfer verheeret, Weiber und Kinder mit dem Bajonet zum Verbrennen in's Feuer treibt, wie tief steht der unter den Türken.

3.

* Anzeige für Kunstliebhaber.

Schon seit geraumer Zeit hat sich in Bremen ein lobenswerther Eifer in Beförderung und Uebung der schönen Künste zu regen angefangen. Doch ist er freilich in Allen nicht gleich stark gewesen, und namentlich die bildende Kunst aus begreiflichen Gründen hinter ihren Schwestern, der Musik und der Malerei, sehr zurückgeblieben. Um so erfreulicher muß Allen, die an Kunst und Kunststreben in unserer Stadt Theil nehmen, die Erscheinung sein, daß kürzlich die Hand eines jungen Bremischen Künstlers ein Werk zu Tage

gefördert hat, das sowohl ihm selbst, wie seiner Vaterstadt nur zur Ehre gereichen kann. Herr A. Löffow, Sohn eines hiesigen Bürgers, der bisher in München dem Studium seiner schwierigen Kunst mit rühmlichem Eifer oblag, und sich gegenwärtig zum Besuche hier befindet, hat diese Gelegenheit benutzt, seinen hiesigen Freunden eine Probe seiner erlangten Geschicklichkeit zu geben, und zu dem Ende eine so eben vollendete Marmorbüste im Lesezimmer des Museums zur Ansicht aufgestellt. — Sie ist Copie des Kopfes von einer antiken Statue, der man bald den Namen des Mercur, bald den des Antinous gegeben hat. Für den erstern stimmt das krause Haar, das den Abbildungen dieses Gottes eigenthümlich ist; auch könnte man annehmen, da im Originale die obere Hälfte des Kopfes neu ist, er sei ursprünglich mit der gewöhnlichen Flügelkappe bedeckt gewesen. Nichtsdestoweniger scheint die in den Gesichtszügen ausgedrückte Schwermuth, so wie die Neigung des Hauptes, (nebst andern Beweisgründen, die sich nur aus der Ansicht der ganzen Statue ziehen lassen, und also hier nicht am Platze sein würden) der zweiten Meinung die Oberhand zu geben. Denken wir uns demnach einen Antinous, so dürfte der Augenblick als Auffassungspunkt anzunehmen sein, wo der herrliche Jüngling im Begriffe steht, sein Leben für das seines kaiserlichen Freundes (Hadrian) hinzugeben, und nachdenklich in die Fluthen des Niles schaut, die ihn — den abergläubischen Vorstellungen jenes Zeitalters gemäß — zum Sühnungseifer empfangen sollen.

Dem Vernehmen nach hat Herr Löffow die Absicht, sein wohlgerathenes Werk, sobald sich eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern dazu gefunden haben wird, verlosen zu lassen. Wir wünschen ihm das beste Gelingen. — 6.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No 36.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. Juni 1831.

Wollust lauert in den Giftpflanzhainen
Lockt den Jüngling mit Sirenenfang,
Aus den Früchten, die so lieblich scheinen
Reißt sie den grausen Tobestrank.

Sieh' dich um! — die bleichen Grabgestalten
Traten blühend einst wie du an's Land;
Ernst' Warnung konnte sie nicht halten
Und Verderben brach sich ihre Hand!

A. Daevés.

Die Wollust.

Wollust, o! mit deinen Flammenblicken
Und mit deinem weichen Schwanenarm
Strebst du jeden Jüngling zu bestücken,
Und bereitest ihm nur Schmerz und Harm.

Reizend blühen deine vollen Wangen,
Dein beredter Mund glüht rosenroth,
Und dein Busen woget vor Verlangen,
Doch dein Kuß erzeugt nur den Tod.

Schäumend rauschet deine Freudenchaale,
Aber wehe! wer von ihr genießt;
Denn du mischest Gift in die Pokale,
Das durch alle Adern brennend fließt.

Deine Stimme locket, gleich Sirenen,
In ein Blütenreiches Zauberland,
Und gefesselt von den Wolkentönen
Taumelt man zu früh zum Grabesrand.

O, du hauchst die Rosen von der Lippe,
Machst des Jünglings volle Wangen bleich;
Ausgebörte, scheußliche Gerippe
Tiefest du in's dunkle Schattenreich.

Du entzweiest Herzen, treu verbunden,
Legst der Zwietracht Brand zum Hausaltar,
Und du trennst, im Rausche kurzer Stunden,
Was vereint für Ewigkeiten war.

Jüngling, hüte dich vor dieser Dirne,
Die das Mark aus deinem Körper saugt,
Die der Jugend Reiz von deiner Stirne
Und den Tod auf deine Wangen haucht!

Karl Uhsmann.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

11.

Der alte Orgelspieler war am vergangenen
Tage ruhig bei seinem ehemaligen Kameraden auf

dem Boulevard, der mehre Male das Haus verlassen und Erkundigungen eingezogen hatte, verborgen geblieben. Zwar waren auch in diesem Theile der Stadt Abtheilungen der Garde-Reiterei vorübergezogen und hatten die hier versammelten Bürger mit Gewalt auseinander getrieben; aber es war doch noch zu keinem ernstern Gefechte gekommen, denn erst am Abend nahmen die Arbeiter der Vorstadt St. Antoine in Masse thätigen Antheil. Die Nachrichten, welche Herr Dumoulin, der Hauswirth, mitbrachte, machten den Capitain Songeret immer ungeduldiger und die einzelnen Flintenschüsse und das Kanonenfeuer, das am Nachmittage von den Kapuzinern herüber tönte, setzten den alten Soldaten in eine Art Begeisterung; der Alte war seit langer Zeit nicht so fröhlich gestimmt gewesen als heute.

Waren die alten Krieger vergnügt bei der Flasche, so saß Madelon desto trauriger mit gesenktem Köpfchen neben ihnen. Sie dachte an Claude Ducanger, den sie in Gefahr glaubte, bangte für ihn und konnte es sich nun nicht mehr verbergen, daß sie im Stillen eine Neigung zu ihm gefaßt habe, welche sie, ihrer Meinung nach, zwar sorgfältig in sich verschlossen hatte, die sie aber doch um Alles nicht hingeben mochte. Während nun die beiden Alten von den Begebenheiten sprachen und wie es Zeit sey, daß die alten Soldaten Napoleon's die Waffen ergriffen, um der Regierung der Bourbons ein Ende zu machen und den König von Rom auf den Thron seines Vaters zu setzen, dachte Madelon nur an Claude und als Herr Dumoulin am Abend sagte, daß er morgen seine alte Uniform hervorsuchen und das Gewehr ergreifen wolle, Capitain Songeret seufzend ausrief: „Und ich meinen Leierkasten, um mit der Marseillaise die Angreifenden zu ermuntern!“ — fiel in dem sanften, schüchternen Mädchen der kühne Gedanke auf, im Kampfe-

wähle den Tod zu finden und mit ihm des Herzens Ruhe, oder sich des Mannes Bewunderung zu erwerben, der ihr über Alles theuer geworden war.

Als nun Dumoulin am andern Tage sein Gewehr ergriff und seine Taschen mit Patronen füllte und zum Kampfe auszog, blieb der Orgelspieler schweigend auf seinem Stuhle sitzen und ein tiefer Unmuth schien ihn erfaßt zu haben. Endlich fuhr er heftig auf:

Warum mußte ich denn blind werden, daß ich wie ein Clender auf diesen Stuhl gebannt bin und nicht einmal im Kampfe für seinen Sohn Ehre oder Tod finden kann? Nicht einmal mit meiner Drehorgel und meinem Gesange kann ich die Gemüther entflammen.

Warum könnt Ihr das nicht, Vater? fragte Madelon.

Wer soll den Blinden führen, brummte er halbleise vor sich hin; denn es that ihm wehe, mit diesen Worten dem Mädchen gewissermaßen einen Vorwurf zu machen.

Die Euch immer führte, kann auch heute Eure Begleiterin seyn! sagte sie freudig.

Du wolltest? —

Gern, gern, Großvater!

Madelon! — nahm der Alte das Wort und sein Gesicht wurde ernst — Du warest sonst so schüchtern und furchtsam, was gibt Dir jetzt den Muth? — Was mich, was Herrn Ducanger entflammt, ist es nicht, daran nimmst Du keinen Theil —

Laßt mich nur Euch begleiten, Vater! — bat das Mädchen — und fragt mich nicht, warum ich eben jetzt die Gefahr nicht scheue. Ich könnte Euch doch nicht antworten, denn ich weiß es ja selbst nicht. — Alles strömt hinaus zum Kampfe — Ihr fühlt Euch unglücklich, hier unthätig zu sitzen, deshalb kommt!

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, erwiederte jedoch nichts, nahm seine Drehorgel und, jetzt weder Polizei noch Gens'darmen fürchtend, trat er, von Madelon geführt, von Fidele gefolgt, auf das Boulevard.

Nun komm, mein Kind! — sprach er — Komm mit Gott!

12.

Auf dem Boulevard sah es ziemlich friedlich aus. Das aus den Vorstädten herbeiströmende Volk vermied heute die Boulevards und alle Hauptstraßen, warf sich mehr in die kleinen Gassen und eilte der Gegend des Greve-Platzes zu, wo das Geschütz donnerte.

Ue wir Theil an alle diesem nehmen, — sprach der Alte — laß uns nach unserer Wohnung gehen, dort ist vielleicht noch Manches zu ordnen. Führe mich nur vom Boulevard durch Seitengassen, daß uns nichts aufhält. — Madelon gehorchte und in einer halben Stunde standen sie vor ihrem kleinen Häuschen, wo sie jedoch die ganze Vorstadt in Aufruhr fanden. Der Alte gab Madelon seinen Schlüssel, sie öffnete und er trat ein. — Sieh', ob Herr Claude hier war und an Serinett Futter gegeben hat! sagte der Alte. — Das Mädchen hatte aber schon früher nachgesehen, das Futternapfchen des kleinen Thieres war leer, Claude war nicht da gewesen; das schmerzte sie, und kaum hörte sie auf die wiederholte Frage ihres Großvaters, ob Serinett Futter habe, die sie endlich mit Nein beantworten mußte.

Wäre er ein Soldat Napoleon's, würde er Wort gehalten haben! — brummte der Alte, dann befahl er Madelon, seine Uniform von der Wand zu nehmen und sie zu reinigen. — Es ist zwar heute nicht sein Sterbetag, doch will ich sie anziehen, vielleicht schwebt heute sein Geist über Frankreich und seine Größe steigt aus dem Grabe wieder empor. — Als ihm jedoch Madelon die

Uniform brachte und seine Hand zufällig die Drehorgel ergriff, schob er das Ehrenkleid unmutig zurück. — Nein! — sagte er — Wenn ich die Drehorgel drehen muß, sollst Du mich nicht schmücken, Du ehrenwerther Rock der alten Garde; ich will Dich auf eine bessere Zeit versparen! — Er trank noch einen Schluck Wein und verließ dann mit dem Mädchen und dem Pudel seine Wohnung.

Kaum waren sie bis an die Kirche St. Laurent gekommen, als sie sich mitten unter einem Haufen Bewaffneter befanden, die in wildem Jauchzen dem Thore St. Martin zuströmten.

Was sind das für Leute, in deren Gesellschaft wir uns befinden? fragte der Alte Madelon, die sich ängstlich und immer fester an ihn angeschlossen.

Vater! — raunte sie ihm zu — das ist wildes Volk! — Es ist wahrscheinlich zur Barriere hereingekommen, es scheinen Landleute zu seyn.

Sind sie bewaffnet?

Zum Theil, mit Knüppeln und Gewehren.

Hm! — brummte der Capitain vor sich hin — das sind meine Leute nicht. — Wo sind wir jetzt Madelon?

In der Ecke der Straße Mably! erwiederte das Mädchen.

Siehst Du keine Militairs unter dem Volke? fragte der Alte weiter.

Bei dem Thore St. Martin wogen viele Menschen; auf dem Portale selbst stehen Bewaffnete, unter ihnen sehe ich Viele in Uniform.

Dort führe mich hin!

Sie waren bald bei dem Thore; da begann der Alte die Drehorgel zu drehen, die Marseillaise zu spielen und mit starker Stimme zu singen.

Hört, hört den blinden Leiermann! — rief eine Menge Herbeisilender und begann in rauhen Töne mit einzustimmen, bei deren Beendigung

ein lautes: *Vive la charte!* erscholl. — *Vive l'Empereur!* rief Capitain Songeret unmutig durch den Tumult und von dem Thore und aus der Menge tönte der Ruf in hundertfachem Echo wieder. Aber der Volkshaufe, in deren Mitte er stand, überschrie die alten Soldaten. — Die *Marseillaise!* — rief man von allen Seiten, stämmige Kerle packten den Alten, hoben ihn auf ihre Schultern und zogen mit ihm durch das Thor nach der Straße St. Denis. — Spiel' die *Marseillaise!* schrien sie drohend und Capitain Songeret mußte wider Willen für das zügellose Volk die Orgel drehen.

Wo ist mein Kind? — Madelon, wo bist Du? — rief er jetzt und hielt mit Drehen ein, aber Niemand gab ihm Antwort. — Die *Marseillaise!* schrien sie und trugen ihn immer weiter. Doch plötzlich hörte man durch das wilde Brüllen des Pöbels Trommeln wirbeln und aus den Straßen Thevenot und Saint Sauveur brachen Pelotons der Garde hervor, die sogleich auf die überraschten Bürger Feuer gaben und den Alten vom weiteren Spielen befreiten. Rasch wurde er an der Ecke der Straße St. Claud niedergelegt und hier stand nun der blinde Mann mitten im Gefechte. Da nahm er in seinem Unmuthe den Orgelkasten von der Schulter und warf ihn zu Boden, daß die Stücke herumflogen. — Fahr' hin, Du alter Eierkasten, den ich so lange Jahre habe drehen müssen! — rief er wüthend. — Ach, hätte ich zwei gesunde Augen, meinen Degen in der Hand und meine Grenadiere hinter mir! — So muß ich kriechen wie eine getretene Kröte und mich wie ein Feiger zu retten suchen. — Er tappte nun längs den Häusern hin, bog um eine nahe Ecke und setzte sich hier, wo er sich vor den Kugeln sicher glaubte, erschöpft auf einen Eckstein.

Da legte der Pudel die Schnauze auf seinen Schooß. — Madelon, mein armes Kind! — rief er und stieß das treue Thier unmutig zurück. — Der Hund ist mir geblieben und mein Kind, meine treue Führerin, ist mir verloren — Gott, schütze sie! jammerte er.

Der alte Mann war von diesem Gedanken tief gebeugt. Noch hörte er den steten Ruf: „*Vive la charte!*“ — noch donnerte das Geschütz, der Kampf schien immer heftiger zu werden, jedoch sich mehr nach der Porte St. Martin hinzuziehen, wo das Gefecht stehend wurde. Einzelne Menschen eilten an ihm vorüber und beachteten den Alten nicht, der auf seinen Eckstein gebannt saß.

Wie steht's? fragte er später Einige, die langsam vorüber gingen.

Man schlägt sich brav, noch ist das Thor und der Boulevard unser — Es lebe die Charte! antworteten sie.

Zum Teufel mit Eurer Charte! — Zum Teufel mit dieser löschpapiernen Fahne, die sich nach jedem Winde dreht. — Ha! — rief er und erhob sich rasch von seinem Sitze — Könnte ich nur einige zwanzig alte Soldaten um mich sammeln, ich wollte Euch eine andere Fahne vortragen, vor der die Victoria gewiß voran ziehen und bei deren Anblick die Garde der Bourbons erbeben würde. — Aber was hilft mir mein kräftiger Wille, bin ich doch ein blinder, elender Mensch, auf diesen Eckstein gebannt, ein kraftloser Prahler!

Er setzte sich wieder und blieb so eine lange Weile mit sich und seinem Unmuthe allein. — Das Schießen ward indeffen immer heftiger, Kanonen donnerten zwischen dem kleinen Gewehrfeuer, als endlich ein wildes Jauchzen die Luft erfüllte. — *A bas les Bourbons, a bas la Garde!* erscholl es, die Kanonen verstummten, das Gefecht

kam näher — jetzt zog es sich die Straße St. Denis hinab — die Garden mußten sich zurückziehen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Berliner Sage.

Der Chiromant und der große Churfürst.

(Siehe: D. Förmann „Leben und Thaten Friedrich Wilhelm des Ersten.“)

Kurz nach dem Siege des großen Churfürsten über die Schweden kam ein berühmter Chiromant, von dem man behauptete, daß alle seine Weissagungen auf's pünktlichste zuträfen, von der Universität zu Frankfurt an der Oder nach Berlin. Aus Neugier ließ ihn der Churfürst zu sich kommen und weil er sehr stolz und zuverlässig auf sein Wissen that, befahl er ihm zu einem Deliquenten, der wegen Desertation und Diebstahl zum Galgen verurtheilt war, in's Gefängniß zu gehen und dessen Hände genau zu observiren. Der Chiromant that wie ihm befohlen war und fragte bei seiner Rückkunft: Was der Churfürst über den Maleficanten zu wissen begehre?

„Allerdings möcht' ich wissen“, antwortete der Churfürst, „ob er gehängt wird oder nicht?“ — Die Antwort war: „Ob schon der Mann den Galgen reichlich verdient, wird er doch niemals gehangen werden.“

„Du hast gelogen“, erwiderte der Churfürst; „der Kerl hat den Galgen verdient und soll ohne Gnade hängen, und ist's geschehen, trifft Dich sammt Deiner Kunst dasselbe Schicksal.“

Der Chiromant zuckte die Achseln, ging aber von dannen, ohne ein Zeichen der Angst zu offenbaren.

Am Tage der Execution erhielt der commandirende Offizier den gemessensten Befehl, sich

an nichts in der Welt zu kehren, was die Vollstreckung des Urtheils hindern könnte. Demnach ward der Delinquent zum Thore hinaus nach dem Richtplatze geführt. Kaum aber hatte man denselben erreicht, als die Landgräfin von Hessen-Cassel unvermuthet daher gefahren kam, um ihrem Bruder einen unverhofften Besuch abzustatten. Sie hatte die Reiseanstalten mit der größten Heimlichkeit betrieben, um die Ueberraschung zu erhöhen!

Die Landgräfin konnte aus dem Menschengedränge und den Zurüstungen leicht errathen, was sich hier begeben sollte, ließ daher den commandirenden Offizier zu ihrem Wagen rufen und befahl ihm, mit der Execution inne zu halten. — Der Offizier entschuldigte sich mit seiner Ordre, worauf die Landgräfin erzürnt erwiderte: daß, wenn eine hohe Person unvermuthet zu einer Hinrichtung käme, ihre Gegenwart dem Maleficanten zu Gute kommen müßte; das klägliche Wesen des armen Sünders mache sie aber dermaßen mitleidig, daß sie ihm durchaus Pardon u. ihrem Bruder erwirken wolle. Der Offizier berief sich hierauf noch einmal auf die ausdrücklichen Worte seiner Ordre: es möge sich was da irgend wolle in der Welt zutragen, so solle er sich an der Vollstreckung des Urtheils nicht hindern lassen; worauf die Landgräfin versprach, Alles auf sich zu nehmen und bei ihrem Bruder gut zu machen, den es freuen würde, bei ihrer unvermutheten Ankunft ihr sogleich eine Gefälligkeit zu erzeigen.

Als sie nun im vollen Galopp auf das Schloß zufuhr, gerieth Alles in Aufstand und Bewegung, und der Churfürst, welcher vernommen, daß seine innigst geliebte Schwester vor dem Schlosse hielt, ließ Alles stehen und liegen und eilte ihr mit offenen Armen entgegen. Bevor aber die Landgräfin seinen Willkommen annahm, sank sie ihm

zu Füßen und bat um die Gewährung einer sehr dringenden Bitte.

„Alles was Ihr wollt, Frau Schwester!“ sprach der Churfürst; „meinetwegen eine ganze Provinz, wenn sie Euer Herz begehrt.“ — Als die Landgräfin aber nur um das Leben eines armen Sünders, den sie habe zum Tode führen sehen, bat, fragte der Churfürst, der des Vorfalles mit dem Chiromanten in der ersten Freude ganz vergessen hatte, verwundert: „Nichts mehr als das, Frau Schwester? das ist ja ganz in der Ordnung!“ und ließ sogleich Jemand aufstehen, um dem Maleficanten Pardon zu bringen.

Mittags bei Tafel zeigte sich der Chiromant, und der Churfürst, der sich jetzt erst des Vorfalles wieder erinnerte, fragte ihn: „Nun ist der Kerl nicht gehängt worden?“ — Aber die Antwort war: „Nein, Euer Durchlaucht selbst haben ihn begnadigt.“

Der Churfürst gerieth hierauf in den höchsten Zorn wider den Offizier, der seine gemessene Ordre nicht befolgt. Aber die Landgräfin legte sich in's Mittel und nöthigte ihrem Bruder das Versprechen ab, daß dies dem Offizier nie zu Ungnade und Nachtheil gereichen sollte.

Als endlich der ganze Zusammenhang klar wurde, war der Churfürst nicht wenig über seine Vergesslichkeit befremdet, und die Landgräfin verdroß es, daß ihr Mitleid und ihre Menschenfreundlichkeit schon im voraus verkündet worden sey. Demnach bekam der Chiromant Befehl, sogleich Berlin zu verlassen, und er durfte niemals wieder dahin zurückkehren.

* Bier, Brod und Fleisch.

Daß es eine der ersten Sorgen sei gute und wohlfeile Lebensmittel zu haben, ist von jeher anerkannt. Aus dieser Quelle entspringen

Taxen, Aufsicht, Schlachthäuser &c. Gewöhnlich hat die Polizei die Aufsicht. Wir haben nur Brod- und Fleischtaxen. Die Brodtaxe wird nach dem Kornpreise, den die Herren Mäkler aufgeben, gesetzt. Es fällt dabei auf, daß der Marktpreis des Kornes, in den von den Herren Mäklern herausgebenden Preislisten, gewöhnlich niedriger ist, als sie ihn zur Anfertigung der Brodtaxellen angeben. Der Preis des Schlachtviehes bestimmt die Fleischtaxe. Der Preis des Viehes kann nur den Knochenhauern bekannt sein. Daher mag es kommen, daß bei uns das Fleisch in höhern Preisen steht, als in unserer Nachbarschaft, dieses giebt häufigen Anlaß zum verbotenen Einbringen desselben. Warum kein frisches Fleisch gegen Erlegung von Consumtion eingebracht werden darf, wissen wir nicht. Die Furcht, daß man Fleisch von kranken oder verreckten Vieh einbringen könne, kann es nicht sein, sonst wäre geräuchertes Fleisch, Würste und todtcs Federvieh mit einbegriffen. Wenn die Einbringung von frischem Fleisch gegen Abgabe beliebt würde, so würde der Preis desselben bedeutend fallen. In den Orten, wo nur gewisse Personen mit Lebensmitteln handeln dürfen, ist eine Taxe denselben zu setzen, nicht hinreichend. Es muß auch darauf gesehen werden, daß die Lebensmittel gut sind. Diese Aufsicht haben wir nicht. Brod kann das gehörige Gewicht haben, und halb aus Kleie oder verdorbenen und schlechten Mehl bestehen, statt mit Milch mit Wasser eingeteigt sein u. s. w. Unser Bier ist längst so gut nicht mehr als in früheren Jahren. Man liest in alten Schriften, daß wenn man etwas davon an den Finger gehabt, dieselben dadurch an das Glas geklebt wären; ja die Bereitung des Bremer Bieres scheint gänzlich verloren gegangen zu sein. Wer im Stande ist, das Bier welches vor 50 Jahren gebrauet wurde, mit dem jetzigen zu

vergleichen, wird mit uns einstimmen. Veranlassung dazu kann nur der Mangel an Aufsicht gewesen sein. Sollen in der Folge Bäcker, Bierbrauer, Viehslächter etc. Privilegien sein, Aemter erfordern persönliche Geschicklichkeit, mit Ausnahme des Krämeramts, so muß auch Aufsicht darüber statten. Der Polizei, die Beschäftigung genug hat, kann man sie nicht auch aufbürden, daher wohl vorzuschlagen wäre, eine Anzahl sachkundiger Bürger als Deputirte dazu zu wählen, welche auch die Taxe zu bestimmen hätten. Halbjährig, wenigstens jährlich müßten die Personen in der Handhabung des Geschäftes wechseln.

Kein Spießbürger.

M i s c e l l e n.

Estrafe und Belohnung.

In Baden, wo die Scheinfrommen auch Proselyten ankirren, ließ sich neulich eine Müllersfrau verleiten, täglich eine pietistische Versammlung zu besuchen, deren Vorsteher, ein Weinweber, der kleine Heiland genannt wurde. Da des Müllers Wirtschaft dabei sehr litt und dringende Worte nicht geholfen hatten, sagte er endlich zu seinem Weibe: „So oft Du künftig in der Woche zum kleinen Heilande läufst und die Arbeit versäumst, geh' ich in die Schenke, betrinke mich und schlage dich durch, wenn ich nach Hause komme. Bleibst du aber daheim, laß ich Sonntags Nachmittags, wenn wir aus der Kirche kommen, ein halb Maas Wein holen, wir trinken's zusammen und ich geh' gar nicht mehr zur Schenke.“ Das Weib meinte, der Mann spaße nur und that vor wie nach; er aber that, wie verheissen, und die Frau zog es bald vor, ohne Schläge Sonntags mit ihrem Mann das halbe Maas Wein zu trinken und die Frömmigkeit besonders

darin zu suchen, daß sie ihr Hauswesen in Ordnung hielt.

Recht ingenios beschrieb ein französischer Geistlicher den Zustand Frankreichs in den Zeiten des Terrorismus durch nachstehende hieroglyphische Schreibart:

feu

L'—é—t—a—t.

Le Trône

La Justice

La Religion

feu

feu

La Justice

naï

Soll heißen: L'état divisé; le trône renversé; la religion en bas; la justice de côté; la gloire effacée et le feu de tous les côtés. *)

Bericht aus Leipzig.

Sehr anerkennungswerth war kürzlich eine Bekanntmachung des neuen Magistrates unserer Stadt, zu Folge welcher unter Versicherung sehr dankbarer Annahme, „Alle und Jeder aufgefordert wird, Anzeige zu machen, wenn bei Encassirung des Standgeldes die Encassirenden oder irgend ein anderer Unterbeamter der ihnen wiederholt und nachdrücklich ertheilten Anweisung zu pflichtmäßigem Betragen, besonders auch zur Höflichkeit und Ordnung, entgegen handeln sollten.“ Dergleichen kann man nur toben und dabei den Wunsch hegen, daß solche Einschärfungen durchaus bei allen Verwaltungszweigen herrschen mögen;

*) Der Staat getheilt; der Thron umgestürzt; die Religion unten; die Gerechtigkeit bei Seite gesetzt; der Ruhm verlöscht und Feuer an allen Ecken.

denn nichts ist gewisser, als daß namentlich das ungebührliche Benehmen, die Grobheit und Anmaßung von Unterbeamten eine Hauptquelle der im v. J. stattgefundenen Unruhen hier und in anderen sächsischen Orten waren.

Nicht minder anerkennungswerth ist ein gleichfalls kürzlich im hiesigen Localblatt bei Mittheilung der Verhandlungen der Bürgerrepräsentanten ausgesprochener Beschluß dieser Repräsentanten, in Betreff der über dieselben und ihre Wirken in öffentlichen Blättern gemachten Bemerkungen, daß man nämlich „öffentliche Besprechungen öffentlicher Verhandlungen nicht scheuen, sondern, wenn sie gegründet seyen, benutzen, wenn sie ungegründet, auf sich beruhen lassen, wenn sie hämisch, verläumberisch und unverschämt, verachten müsse.“ — Das ist eine Erklärung würdig ächter und wahrer Repräsentanten freier Bürger; eine Erklärung, die denen, die sie gaben, zur Ehre gereicht und es zeigt, daß sie das Bessere wollen. Eine Volksvertretung die anders denkt, ist keine rechte; der ehrliche Mann, im Bewußtseyn seiner Pflicht, scheut keinen Tadel; trifft er ihn mit Recht (denn irren kann Jeder und folglich auch jedes Collegium), so nimmt er ihn dankbar hin; ist er ungegründet, so raubt er den Würden und der Ehre auch nicht das Geringste; ist er gemein und hämisch, so schadet er nur sich selbst, und gegen Kränkungen der Privatcheue giebt es schützende Gesetze, deren schnellere Wirksamkeit als bisher die neue Ordnung der Dinge, so Gott will, bringen wird.

K a t h o l i k e n

Ich zog auf selbstgebahnten Wegen
In eig'ner Kraft durch Thal und Flur,
Begleitet überall vom Segen
Der treuverförgenden Natur.

Da kam ein alter Mann geschlichen
Mit grämlich finst'rem Angesicht,
Die Locken waren ihm verblichen
Und seine Augen thränten nicht.

Er blickte wild zu mir hernieder,
Und preßte mich an's kalte Herz,
Da starrten plötzlich mir die Glieder,
Und mich umfing der Todeschmerz.

Nun lag ich manchen Mond gefangen,
Und ward ein Tummelplatz der Lust,
Ich röthete des Knaben Wangen
Und stahlte spielend seine Brust.

Doch endlich kam mit Blüthen-Kränzen
Ein edler Jüngling in das Thal;
Ich sah sein holdes Antlitz glänzen
Und sonnte mich in seinem Strahl.

D'rauf trat er näher meinem Grabe,
Worin ich fest gebunden lag,
Und, sanft berührt von seinem Stabe,
Ward ich zum neuen Leben wach.

Und froh und munter zog ich wieder
Hinab durch Wiese, Thal und Flur,
Und rauschte wogend in die Lüfte
Der ringsum feiernden Natur.

* Benefiz für Madame Eggers, Dienstag den 7. Juni.

Der Unfall, welchen die achtungswerthe Künstlerin Madame Eggers, am verg. Sonntage vor den Augen eines zahlreichen Publicums erlitt, verzögerte abermals ihren hiesigen Aufenthalt. Mehrere Krankheiten ihrer nächsten Angehörigen und die während dieser Zeit eingetretenen Gastspiele vieler Künstler waren mit den laut gedauerten ehrenvollen Wünschen unserer angesehenen Kunstfreunde, welche ihr Auftreten in noch einigen Rollen wünschten die erstere Ursache ihrer verlängerten Anwesenheit.

Die erste, dieser Künstlerin von der Theater-Direction bestimmte Benefiz-Vorstellung war an einem so üblen Tage angesetzt, daß unmöglich auch nur der kleinste Vortheil daraus erwachsen konnte. Wir wünschen es herzlich, daß die zweite der Künstlerin bestimmte Benefiz-Vorstellung, Rossini's Tancred, durch einen zahlreichen Besuch unserer vielen Musik und Theaterfreunde eines glänzenden Resultates sich erfreuen möge. Diese beliebte Oper, in welcher eine Jungblum, ein Knaust, ein Naumann ihr Talent herrlich entfalten, wird in jeder Hinsicht den Anforderungen an die Kunst entsprechen.

Möchten meine Ansichten über den Besuch der Oper so erfüllt werden, wie bestimmt die über die am Dienstage dargebotenen Kunstgaben realisiert erscheinen.

H — —.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen. Donnerstag den 9. Juni 1831.

Die Blume, die ich meine,
Blüht nur im Sängerreich;
Sie ist die einzig Eine,
Kein Blümchen ist ihr gleich.

*** Die Blume, die ich meine.**

Wohl blüh'n in Feld und Garten,
In Thal und Flur und Hain
Unzähl'ge Wechselarten
Von Blumen groß und klein;
Doch eine junge Blume
Gab uns das Heimathland,
Die man im Heiligthume
Der Flora nie gekannt.

Die Blume, die ich meine,
Blüht nur im Sängerreich;
Sie ist die einzig Eine,
Kein Blümchen ist ihr gleich.

Duft gab und Farbensöhne
Den Blümchen die Natur;
Doch seelenvolle Töne
Gab sie der Jungblum nur.

J. W. S.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

Dem Alten entging dieß nicht. Er wußte nicht, sollte er sich darüber freuen oder ärgern. Die Herrschaft der Bourbons gestürzt zu sehen, war sein sehnlichster Wunsch, aber daß die Garden dem Volkshaufen wichten, das that dem Soldatenherzen wehe. Die achte Grenadier-Compagnie wäre nicht gewichen! — brummte er vor sich hin und ballte die Faust — Lieber hätte sie sich unter den Trümmern der Häuser begraben lassen, als daß sie vor dem Pöbel geflohen wäre. Aber gewiß, — tröstete er sich — gewiß sind die meisten Bürger, welche da fechten, alte Soldaten, sonst wäre es unmöglich!

Als er noch so vor sich hin murrete, traten einige Vorübergehende zu ihm. Ah! da sieht ja

unser blinder Musikant! — sagte der Eine — Wo hast Du Deinen Leierkasten, Alter? Du solltest uns wieder Eins aufspielen, wir haben es heute wohl verdient —

Meine Orgel hab' ich in der Bosheit zerschmissen, — erwiderte Capitain Songeret — ziemt es doch einem alten Soldaten nicht, die Orgel zu drehen, wenn die Anderen fechten.

Brav, brav! — riefen die Umstehenden — Brav, alter Krieger!

Ihr Freunde! — fuhr der Alte fort — Ich wohne bei der Kirche Saint Laurent, in der rue de la fidelité. Wer von Euch hat mit einem alten, blinden Soldaten Napoleon's so viel Mitleid, ihn nach Hause zu geleiten? Mein Kind ist von mir abgekommen.

Ich, ich! — riefen mehr Stimmen und ein junger Mann nahm ihn rasch unter'n Arm — Kommt, alter Krieger! — sagte er — Ich will Euch führen! Capitain Songeret folgte ihm, ein Schwarm Menschen, der sich um ihn versammelt hatte, zog hinter ihm drein und sang die Marseillaise.

Dem alten Soldaten war dieß Lied seit heute unheimlich geworden. Es rief ihm jetzt nur noch die Gräuel-Scenen der ersten Revolution zurück. Das Gefühl, daß er in dem Moment des Gefechtes den alten Kasten hatte drehen müssen, war ihm erniedrigend und schon deshalb war ihm die Hymne fatal geworden. Doch zu seiner Freude begleitete ihn die Volksmenge nur bis zu dem Thore St. Denis, von wo er mit seinem Führer allein seiner Wohnung zu ging.

Je näher er ihr kam, desto ängstlicher klopfte sein Herz. Werde ich Madelon dort finden? war der ängstigende Gedanke, der ihn begleitete. — Jetzt standen sie vor dem Hause — jetzt vor der

Thüre seiner Wohnung. Großer Gott! — rief er, da der entscheidende Augenblick so nahe war und kostete hastig nach der Klinke, als die Thüre aufgerissen wurde, Madelon herausstürzte und bleich wie der Tod an seinem Halse hing.

Stumm war ihre gegenseitige Freude, das Glück des Wiederfindens zu groß, als daß sie bemerkt hätten, daß der freundliche Begleiter des Blinden sich weggeschlichen hatte. — Hab' ich Dich wieder, mein geliebtes Kind, ist Dir kein Unfall begegnet? — rief der Alte, Madelon immer fester an sich drückend; während Fidele freudig an ihr aufsprang — Auf welche Weise hat Dich Gott beschützt, welcher Engel Dich hierher geleitet? — fragte er mit Hast, als sie in die Stube getreten waren — Sprich, erzähle mir!

Madelon berichtete ihm nun, wie sie, als die rohen Menschen ihn auf ihre Schultern genommen, Trotz ihrem Bemühen von ihm abgedrängt und wider ihren Willen in die Straße St. Martin von einem Haufen mit fortgezogen worden sey. Hier habe sie sich an der Ecke von St. Appoline in einen Thorweg gedrückt und dort, unbewußt, was sie eigentlich da wolle, verweilt. Als aber die Soldaten herangerückt und die Bürger aus den Häusern und von dem Portal von St. Martin herabgeschossen hätten, sey sie, von Todesangst getrieben, im Kugelregen über das Boulevard, in eine Seitengasse mitten durch das herbeiströmende Volk gelaufen und habe glücklich ihre Wohnung erreicht. Hier habe sie in ihrer Einsamkeit auf ihren Knien gelegen und für seine Rettung zur Mutter Gottes gebetet, die sie auch erhört habe.

Capitain Songeret hatte ihr aufmerksam zugehört, und als sie geendet, entblößte er sein Haupt, faltete seine Hände und schickte seinen Dank zum Himmel empor; dann setzte er sich auf

seinen gewöhnlichen Platz, erquidte sich durch einen Bissen Brod und einen Schluck Wein, den er noch vorfand, und versiel bald in ernstes Sinnen.

Was ist's an der Zeit, Mabelon? fragte er, nachdem er so lange so still für sich gegessen hatte.

Unsere Wanduhr ist stehen geblieben, Großvater, — erwiderte das Mädchen — aber der Sonne nach muß 7 Uhr vorbei seyn.

So packe Dein Nachtzeug ein, gib mir meine Uniform, such' den alten Hut hervor, säube ihn ab und lege mir Alles zurecht. Ich will heute zum ersten Mal, seit ich das Hotel der Invaliden verließ, außer meiner Wohnung mein Ehrenkleid anziehen —

Ihr wolltet wieder —

Wenn es dämmt, Mabelon, führst Du mich auf das Boulevard Saint Antoine zu unserm Freunde, dem alten Korporal der siebenten Compagnie, dort bist Du besser aufgehoben als hier, dort bleiben wir über Nacht.

Warum nicht hier? fragte das Mädchen ängstlich.

Mabelon! — sagte er nach kurzem Schweigen — als ich vorhin still für mich da saß und überlegte, was wohl zu thun sey und mich aus der Gegenwart wider Willen in die Vergangenheit verirrt hatte, war es mir plötzlich, als stände Napoleon vor mir und streckte mir winkend, den Arm nach jener Kammer. Ich habe diesen stummen Befehl verstanden. Bring mir den Adler des Zwei und vierzigsten!

Mabelon brachte den Adler. Soll ich ihn enthüllen? fragte sie traurig.

Noch nicht! Erst wenn sich die Braven um mich sammeln, wenn die Trommel ruft — morgen, wenn der Kampf von neuem beginnt, mag er seine glänzenden Schwingen breiten.

Wollt Ihr Euch doch wieder in die Gefahr stürzen? klagte das Mädchen.

Ich will, ich muß, Mabelon —

Und wenn Euch ein Unglück träfe?

So würde Dein Großvater für seinen Kaiser sterben, wie Dein braver Vater starb.

Und was würde aus mir Armen? rief sie, sich an die Brust des alten Mannes werfend.

Der Alte wurde nachdenkend; dieser Gedanke war jetzt zum ersten Mal in ihm aufgestiegen. Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit Zuversicht: Mabelon, es waltet ein Gott über uns, er wird Dich schützen! Mache mir das Herz nicht schwer, liebes Kind, es ist ja das Letzte, was ich für meinen Kaiser thun kann, der so viel für mich that. Ich habe sein Brod gegessen und seinen Wein getrunken, seine Schlachten geschlagen und seinen Ruhm getheilt. Und welchen schöneren Tod könnte ich sterben als für ihn, oder vielmehr für seinen Sohn? — Denk an die Worte in Bertrand's Abschied:

*J'ai partagé sa gloire et sa puissance,
Je dois aussi partager ses malheurs!*

— Soll ich nicht eben so dankbar seyn wie dieser treue Freund des Kaisers? Da wäre ich ja ein undankbarer Mensch! Stelle den Adler hin, bring' meine Sachen, daß ich mich anleide, und dann wollen wir fort. — Mabelon brachte die alte Uniform und schlich weinend in ihre Kammer.

Als Capitain Songeret angekleidet war, rief er seine Enkelin. Gib mir den alten Mantel um, und wenn es zu dämmern beginnt, so sag' es mir.

— Dann setzte er sich auf die gewohnte Stelle, versank wieder in ernstes Sinnen und wartete so, bis das Mädchen ihm meldete, daß es finster zu werden beginne.

So nimm Dein Bündel und auch den kleinen Serinett; mir gib den Adler — So! — Nun sind wir reisefertig, nun komm! — Er tappte

den gewohnten Gang nach der Thüre allein, als aber Mabelon schon über die Schwelle geschritten war und ihm den Arm, ihn weiter zu leiten, bot, wandte er sich noch einmal, warf sein geschlossenes Auge rings umher, als ob er alle die Gegenstände noch einmal genau betrachten wollte, dann sagte er mit gedämpfter Stimme, denn die Wehmuth hatte den alten Soldaten ergriffen: Werde ich wohl je wieder hier eintreten? — Zwei Jahre hast du mich beherbergt, und so klein du warst, habe ich doch sattamen Raum in dir gehabt. Ach! das Plätzchen der Ruhe, dem ich jetzt entgegengehe, ist wohl noch kleiner und enger als du —

Vater! unterbrach ihn Mabelon schluchzend.

Mir wird es weich um's Herz, Kind; ich scheide nicht gern von hier, doch ich muß! — sagte der Alte — Führe mich noch einmal auf meine Ruhestelle. So! nun sitze ich wieder hier und es war vorhin doch nicht das letzte Mal! — Er schwieg, sein Haupt senkte sich, seine Phantasie schien beschäftigt. Mabelon störte ihn nicht sie stand weinend vor ihm, Serinett im Arm, Fidele neben sich. — Ich habe meinen Kaiser noch einmal gesehen! — rief er plötzlich aufspringend — Nun komm! — sagte er freudig lächelnd — nun laß uns hin zu dem Freund, und ist es Gottes Wille, so sterb' ich mit Freuden für meinen Kaiser!

13.

Nur mit Mühe hatte Mabelon den Vater durch das Gewühl des Volkes, das mit Aufbrechen des Straßenpflasters beschäftigt war, einen Weg bahnen können, oft mußten sie umkehren, weil sie die Straße verrammelt fanden, oft eine andere Richtung nehmen, da der Vater jedes Gefecht vermeiden wollte und so war es schon dunkel geworden, als sie auf dem Boulevard St. Antoine, das sie mit bewaffneten Bürgern besetzt fanden, ankamen.

Herr Dumoulin nahm sie freundlich auf und die beiden Alten theilten sich mit, was ihnen den Tag über begegnet war. Dumoulin erzählte jubelnd, wie das Volk die Garden von Greve-Platz vertrieben, die Nationalgarde sich organisiert und Lafayette sich an ihre Spitze gestellt habe —

Im Kugelregen? unterbrach ihn Capitain Songeret mit einer Art Hohn.

Dumoulin hatte wahrscheinlich diese Frage überhört und fuhr in seiner Erzählung, ohne darauf zu antworten, fort: An der Spitze der Bewaffnung steht General Gerard.

Gott sey gelobt! Da höre ich doch einmal wieder einen ehrenwerthen Namen aus unserer schönen Zeit, Herr Dumoulin! — rief er feurig und riß mit Hast die Lumpen, die den Adler verhüllten, herab — Alter Krieggenos! — sagte er dann, das Heiligthum hoch erhebend — siehst Du den Adler des Zwei und vierzigsten? Schaffe mir nur ein Hundert alte Soldaten des Kaisers, und wenn Du mich leiten willst, trag' ich den Adler ihnen vor und er ist gewohnt, zum Siege zu führen.

Ein Hundert alte Kameraden, die bring' ich leicht zusammen! — erwiderte Dumoulin — Es haben sich überdies eine Menge Kriegerfahrene Männer das Wort gegeben, sich morgen auf dem Stadthause um den General Gerard zu sammeln. Aber glauben Sie, alter blinder Mann, die Pariser kämpften für dieß Zeichen?

Es gilt den Sturz der Bourbons und mithin, den Thron für den Sohn des Kaisers zu gewinnen! — erwiderte Capitain Songeret fast erzürnt — Was wollen wir mehr? Was kann Frankreich sich Schöneres erringen als den alten Ruhm der Napoleonischen Zeit? —

Ruhe, Friede und geschliche Freiheit! meinte Herr Dumoulin.

Ruhe? Die hat der Franzos nie! Friede? Den mag er nicht und hat ihn seit Jahrhunderten gebrochen, wenn es seinem Vortheil oder seiner Eitelkeit zuträglich war — und gesetzliche Freiheit? Hm, das ist wohl etwas! — — Lieber Herr Dumoulin, als der Freiheitswindel vor vierzig Jahren Frankreich ergriffen hatte, auch mich hatte er erfasst, als man nur von Menschenrechten, von Freiheit und Gleichheit sprach und predigte. — Wer regierte das Volk? Das Gesetz oder eine Horde Tiger? — Glauben Sie es mir, die Freiheit ist eine wächserne Nase, Jeder dreht sie sich, wie er sie eben zu seinem Nutzen gebrauchen kann.

Sie irren, Capitain, verwechseln jene blutige Zeit mit der jetzigen! — fiel ihm Herr Dumoulin in die Rede.

Die Zeiten sind sich gleich! — fuhr dieser fort — Mit Blut beginnt's auch jetzt, wie damals, auch jetzt wird's mit Blute enden. Die Edlen der Nation sprechen und schreiben für einen edlen Zweck, säen herrlichen Saamen unter das Volk, aber die Aernte reift nicht für sie, die halten Männer, welche Unkraut und Weizen, reif oder unreif, niedermähen und nur ihre Eitelkeit, ihren Eigennuz vor Augen, mit kaltem Blute die herrlichste Saat zertreten, wird nur ihnen, als den Götzen des Tages, gefrohnt.

Sie meinen sicher —

Ich meine Niemand und schöpfe nur aus dem Borne der Erfahrung. — Dann, wenn das Land der Anbetung seiner Götzen müde ist, — fuhr er fort — dann kommt ein glücklicher Soldat, ergreift die blutigen Zügel des Regiments, das Volk reißt jauchzend die Altäre seiner Götzen nieder und betet wieder einen einigen Gott an. — So war es, so wird es seyn! —

Ja, so war es, Capitain Songeret! — nahm, da der Alte schwieg, Dumoulin das Wort —

Aber die Welt ist fortgeschritten, ein Napoleon taugt nicht mehr für unsere Zeit.

Ueber des Alten Antlitz verbreitete sich bei diesen Worten eine glühende Röthe, ein fast verächtliches Lächeln umzog seinen Mund. Pygmäengeschlecht! — brummte er vor sich hin — das vor der Größe des Mannes erschrocken zurückbebt! — Dann reichte er seinem ehemaligen Kameraden, wie zur Ausöhnung, die Hand und sagte treuherzig: Meinungen sollen uns nicht trennen, Herr Dumoulin. Wir wollen morgen dennoch vereint den Bourbonn entgegentziehen, haben wir auch nicht ein gleiches Ziel! — Er vermied von nun an jedes politische Gespräch, fragte seinen Wirth nach der Stellung, welche die Garden eingenommen hatten, und als er hörte, daß der Angriff wahrscheinlich morgen dem Louvre gelten würde und daß man hoffe, die dreifarbige Fahne auf den Tuilleries wehen zu sehen, rief er begeistert: Dann ist Napoleon zurückgekehrt und mit ihm die Sonne Frankreichs! *)

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n.

Am 8. März ist in Warschau der gebliebene Graf Ludwig Mysielsky begraben worden. Was die Geschichte der Römer und Griechen von Heldenmuth und Vaterlandsiebe aufzuweisen hat, vereinigte sich in diesem dem Tode für's Vaterland geweihten Mann von 25 Jahren.

Zur Zeit des Großherzogthums Warschau kämpfte Mysielsky schon als Knabe unter dem General Kosynsky, und wurde gefangen. Beim Ausbruche der Revolution verließ er seine Familie und seine bedeutenden Güter im Großherzogthum

*) Wenn Napoleon in Paris war, wehte die dreifarbige Fahne auf den Tuilleries, sobald er sich aus Paris entfernte, ward sie abgenommen.

Posen, entsagte allen Annehmlichkeiten des Lebens und trat als Gemeiner in die Posen'sche Schwadron.

An den denkwürdigen Tagen am 19. und 20. Februar kämpfte er in dem heldenmüthigen vierten Infanterieregimente und that Wunder der Tapferkeit in den Schlachten bei Grochow. In der mörderischen Schlacht vom 25. Febr. stürzte er sich mit dem Rufe: „Freiheit oder Tod!“ auf die anrückende feindliche, durch Artilleriemassen unterstützte Infanteriecolonne. Kartätschenkugeln zerschmetterten ihm die linke Hand, er verband sie mit seinem Tuche und mit dem Rufe: „Es lebe Polen“ stürzte er von Neuem in's Feuer. Eine Flintenkugel schlug ihm durch das rechte Bein; er verband sich die Wunde, aus der das Blut strömte, mit seinem Halstuche. Die Bitten der Seinigen, der Befehl des Obristen sogar konnten ihn nicht vermögen, das Schlachtfeld zu verlassen. Er ging abermals dem Feinde entgegen, stieß zwei Infanteristen mit dem Bajonette nieder, stürzte sich auf die nebenstehende feindliche Kanone, schlug zwei Artilleristen nieder, und als er von Neuem mit seinem Bajonette den feindlichen Offizier niederbohren will, wird sein Kopf durch eine Kartätschenkugel von einer feindlichen flankirenden Batterie, welche vor dem Pulverdampfe ihre eigenen Geschütze nicht unterscheiden konnte, auf seiner eroberten Kanone zerschmettert. — So starb Graf Ludwig Mysielsky! —

Paris. Der Kammerdiener des Herzogs von B*** verschwand in den letzten Tagen sammt dem Silbergeräthe und der Uhr seines Herrn. Ohne Zweifel durch die Nachsuchungen der Polizei beunruhigt, suchte er den Herzog irre zu führen und schrieb ihm folgendes Billet: „Mein theurer Herr! Es ist nutzlos, mich ferner durch Aufpaffer verfolgen zu lassen. Ich zeige

Ihnen mit Bedauern an, daß ich mich diesen Morgen ertränkt und von der Pont des arts in die Seine gestürzt habe.

Recension in Seemanns-Ausdrücken.

In No. 85 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ ist über Cooper's Roman: „die Wassernixe oder der Streicher im Meere“ (Berlin, Duncker und Humblot) ein Urtheil in Seemanns-Ausdrücken gegeben. Nachdem der Recensent den Inhalt im Auszug mittheilte, fährt er fort: „Dies ist der Umriss des Cooperschen Dreideckers, oder Dreibänders, mit Andeutung der hauptsächlichsten Passagiere, welche sich an Bord desselben befinden. Der Rumpf ist anmuthig gezeichnet, der Kiel leicht und vollständig getackelt und wird in dem Herzen mancher Leserinnen tief einschneiden; die Masten sind schlank und kräftig genug, um die mannigfaltigen, nach dem Gegenstand und auch der Laune der Zeit geformten und eingerichteten Segel zu tragen; in der oft wild bewegten See hebt und senkt sich das gut balancirte Gebäude mit Würde und Anmuth und man erkennt in der Weise, wie die weit ausgestreckten Masten, die symmetrisch gehaltenen Spieren, von vielen dünnen, zarten Linien durchwebt, bewegt werden, den geschickten Seemann, welcher das Meer genau kennt, das er beschießt. Es ist möglich, daß Mancher vom Strand aus das Ganze für ein Fahrzeug aus Nebel halten wird, das auf den Spitzen der Wellen hintanzieht, wie eine flatternde Möwe; Andere werden das Logbuch für viel zu weitläufig halten und Dinge darin finden, die kein echter Matrose erträgt; Andere, welche die Fahrt als sogenannte Müßiggänger mitmachen, werden einer Anwandlung von Seekrankheit nicht entgehen, vielleicht sich auch manchmal des

Gähnen nicht enthalten, wenn das Schiff zu lange zwischen Wind und Wasser liegt; in- dessen muß man bedenken, daß jede längere See- fahrt neben ihren großen Reizen auch Unannehm- lichkeiten und Unbequemlichkeiten hat, und daß sie größtentheils vergessen sind, sobald der Ruf „Land!“ vom Mastkorb ertönt. Die gesunde, kräftige Seeluft wird übrigens auf Alle die wohlthätig wirken, deren Nerven durch die Lectüre unserer Almanachs-Novellen geschwächt sind.“

B u n t e s.

„Es ist ein wunderschönes Gewächs!“ sagte von einer Schauspielerin ein Naturforscher, der zugleich ein verliebter Theater-Enthusiast war. „Gewiß“, erhielt er zur Antwort; „doch kriecht viel Ungeziefer um sie her!“

Der Weg zum Himmel ist so eng, daß mit einem weiten Gewissen nicht durchzukommen ist.

„Intervention und Nicht-Intervention? was gewinnt die Menschheit dabei?“ wurde in einer Gesellschaft gefragt und darauf die Antwort er- theilt: „Einen neuen Artikel für das Conversa- tions-Lexikon.“

Einen Mann, der viel Unglück gehabt und ein großes Vermögen verloren hatte, empfing ein Jugendfreund mit den Worten: „Wie hat das Schicksal an Dir gesündigt!“ — „Im Gegen- theil“, wurde ihm geantwortet; „es machte aus einem Hochmüthigen einen Demüthigen!“

Plutarch's Eintheilung des Lebens einer Vestalin in drei Perioden: die in der ersten ihre

Amtpflichten lernt, in der zweiten — übt, und in der dritten — lehrt, verdient Beherzigung bei allen Fakultäten, wo es Docenten=Wahlen giebt.

Auf dem Meere wie in der Liebe ist die Freibeuterei eine eigennützige Leidenschaft, die nach jeder Eroberung immer wieder nach einer neuen geizt.

Lauremberg, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, tadelte die Fremdworte in der deutschen Sprache mit folgenden Reimen:

„Seht, süß Schipbröck hefft de dütsche Sprak
geleden,
De andere heffen er de Nase affgeschneden,
Und heffen ene fremde Nase wedder angeflicket,
De siß by de dütsche Ohren nich wohl schicket.“

„Die Dame denkt wie ein Cavallerie-Offi- zier!“ sagte ein alter Major von einer jungen, eiteln, fest eingeschnürten Dame, die bei Tische vergeblich genöthigt wurde, zu essen; und auf die Frage, weshalb? erwiederte der deutsche Degen: „Sie denkt: Pußen ist die halbe Fütterung!“

Th. Laurin.

A n e k d o t e.

In dem italienischen Feldzuge, den Bona- parte mit so entschiedenem Glücke im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts führte, ent- floh der Ritter Pucini mit der medicaischen Venus nach Palermo, damit sie nicht dem Apollo nach Paris nachgeschickt werde; durch einen Be- fehl des Generals Bonaparte ward der Ritter ge- zwungen, den Ort anzugeben, wo er die Göttin der Schönheit verborgen habe. Traurig zeigte der Ritter die Stelle und Bonaparte sagte lachend

zu ihm: „Seyn sie nur nicht so melancholisch, lieber Ritter; denn es hilft nichts, die Venus muß zu ihrem Apollo.“ — „Das ist es eben, was mich betrübt“ — entgegnete der Italiener, „denn in Frankreich werden sie keine Nachkommen erhalten.“

Wer denkt hier nicht unwillkürlich an Schiller's treffliche Worte in dem Gedicht: Die Antiken zu Paris.

„Ewig werden sie ihm schweigen;
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reih'n.
Der allein besitz die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.“

E. F.

Die Wiedereinstellung.

Die Zeit, die nicht das Beste nur gebiert,
Hatt' einst das Thierreich desorganisiert.
Schlecht die Verfassung — schlechter die Verwaltung —
Seufzt jede Bestie nach Umgestaltung.
Und die wird auch dem Staat, zu Acker Heil,
Durch Löwenkraft und Fuchsoverstand zu Theil.

Natürlich kam dabei — das liegt am Tage —
Auch das Beamtenwesen stark zur Sprache —
Im Hof-, Civil- und Militair-Stat
Ward Rücksicht auf Ersparnis nur genommen
Und dabei war — was auch mit Recht geschah —
Der Esel um Gehalt und Amt gekommen.

Da reicht das Thier trüb' einen Vacatschein
Von seiner Kasse — seinem Magen ein
Und schreibt darunter, zu des Scheins Verstärkung,
Anstatt Memorials, nur die Bemerkung:

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen).

K. Daewes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönges, Catharinenstraße No. 36.

„Wie hart für mich ist Eu'r Ersparnisplan!

„Der beste Staat nährt doch manch' armen Schächer —

„D'rum stellt — ein Esel paßt in alle Fächer —

„Stellt doch mich armen Braukopf wieder an!“

Der Löwe lacht, als er die Schrift gelesen,
Verlangt vom Fuchs gutachtlichen Bericht.
Der schreibt ad marginem: „Das arme Wesen —
So unrecht, Sire! ist seine Bitte nicht —
In jedem Fach' hat's Esel stets gegeben.“

Da spricht der Leu: „Auch Esel wollen leben —

Es thut mir weh, daß ich ihm weh' gethan —
Stellt's arme Thier nur immer wieder an!
Doch soll es sich nie über sich erheben —
Und küm's ihm je, Uns zu berathen, den,
Bedenken wohl, daß er — ein Esel sey.“

Richard Roos.

Charade.

(Dreißigbig.)

Die Erste herrscht an vielen Orten,
Doch wird von Keinem sie geliebt. —
Sie ist es, die Gestalt den Worten
Und den Gedanken Flügel giebt.
Die Legten, wie schon längst erwiesen,
Besitz der Weise und der Thor.
Die fremden kommen uns wie Riesen
Die eigenen wie Zwerge vor.

Trotz einem scharfen, strengen Wächter
Schleicht sich das Ganze dennoch ein
Und kann oft Anlaß zum Gelächter
Bei hohen, ernstern Dingen seyn.

L. Hub.

* Auflösung des Räthfels in No. 45:
Der Strom.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 12. Juni 1831.

Dennoch, thäten sich auf vor meiner Stimme die Gräber,
Wahrlich, ich hielte den Ruf, der Dich erslehte, zurück.
Deines Himmels erfreu' ich mit reiner Wonne mich, Deines
(Heiliger Sehnsucht Lohn) Schöpfers und Sonnens, o dort,
Dort aus dem Urquell, dort aus dem Ustrahl ewiger Liebe,
Deren Abglanz schon hier Odem des Lebens Dir war.

Christian Graf zu Stolberg.

*** Nachruf am Grabe**
des Doctor Pastor Gottfried Menken.

So bist Du wirklich schon geschieden
Du Edler, aus der Deinen Kreis?
Ja Du errangst hohen Frieden
Und singst nun höher Gottes Preis!

Dort an des ew'gen Vaters Throne
Erhöhet herrlicher Dein Lied,
Wo sanft Dein Haupt die Palmentkrone
Im Licht der Ewigkeit umzieht.

Hier klagen nur der Freunde Herzen
Und Thränenblicke schau'n Dir nach,
Noch schweigen nicht die tiefen Schmerzen:
Denn unser Wille ist ja schwach. —

Denn was Du liebend hier geschaffen
Und Andre froh zum Heil gelenkt
Durch Deines hohen Geistes Waffen,
Ward tief in unsre Brust gesenkt.

Du warst des Guten Schöpfer immer
Und fern von Deinem Biederthun
Der Erde Last und eitler Schimmer;
Die Wahrheit nur war Dir Gewinn.

Drum leuchtete des Glaubens Helle
Dir bis zum Scheiden tröstend vor
Und führte zu des Himmels Schwelle
Nach treuem Dulden Dich empor!

Adelheid.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

14.

Schon am frühen Morgen des 29. Juli wir-
belten die Trommeln und die waffensfähigen Män-
ner der Hauptstadt standen zum Kampfe gerüstet.
Die königlichen Truppen hielten noch die Paläste,
den Wendome-Platz, einen Theil der Vorstadt

St. Honoré und die Champs Elisées besetzt. Das Volk strömte von allen Seiten aus dem bevölkerten Theile der Stadt herbei, heute selbst den Angriff zu beginnen.

Auch die beiden alten Soldaten der Garde bereiteten sich zum Aufbruche. Capitain Songeret verhüllte seinen Adler mit einem schwarzen Tuche, denn nur Kriegern wollte er ihn vortragen; Dumoulin, heute auch in der Uniform der alten Garde, warf Gewehr und Tasche um, steckte Patronen und Lebensmittel ein und machte sich zur Wanderung bereit.

Als aber der Augenblick der Trennung herbei kam, Mabelon, bitterlich weinend, an dem Halse ihres Vaters hing, sie ihn beschwor, zurückzubleiben und sich nicht noch einmal in den Kampf zu wagen, da wurde es doch dem alten Soldatenherzen schwer, sich von dem Kinde loszureißen und als er endlich es über sich gewann und an seines Waffengefährten Seite den Boulevard hinunter ging, sprach er halbleise: Herr Dumoulin, sagen Sie es Niemand, daß Sie in dem Augenblicke, wo es zum Gefechte geht, Capitain Songeret haben weinen sehen — der Abschied von dem Kinde hat mich so sehr bewegt. — Gott nehme sich ihrer an, wenn ich sie nicht wieder sehen sollte. — Er wischte sich die Thränen von den grauen Wimpern und unter dem lauten Rufe: „Vive l'Empereur!“ schritt er nun muthig, Kind und Alles, nur die Ehre und den Muth nicht zurücklassend, mit seinem Adler durch die Straße St. Antoine, dem Stadthause zu.

Unterwegs hatten sich schon mehrere Militärs zu ihnen gesellt und bald traf der kleine Haufe Soldaten auf dem Grebe-Platz ein, wo General Gerard die dort aufgestellten Bewaffneten ordnete und den Befehl zum Angriff des Louvre gab, der aber in diesem Augenblicke schon von den Schülern

der polytechnischen Schule von der Straße du Coq aus begonnen hatte.

Mehre hundert alte Soldaten hatten sich schnell auf dem Quai de la megisserie versammelt, wo Capitain Songeret, von Dumoulin geführt, unter sie trat und seinen Adler enthüllte. — Kameraden! — rief er und der blinde Mann stand ehrwürdig wie ein Belisar unter ihnen. — Kameraden! — Seht den Adler des Zweiundvierzigsten! — Er führe Euch zum Siege! — Unwillkürlich entblößten die alten Krieger ihre grauen Häupter vor dem Zeichen der Victoria, schweigend blickten sie auf diese heiligen Trümmer jener schönen Zeit, bis plötzlich ein lautes, einstimmiges: Vive l'Empereur! erschallte. General Gerard, heute diesen Ausruf und hier wohl nicht erwartend, kam herbei gesprengt und aus alter Gewohnheit, wohl auch aus alter Ehrfurcht, zog auch er den Hut vor dem Adler Napoleon's. Doch schnell sich besinnend rief er: „En avant Camerades!“ Ein Tambour schlug sein plan plan und vorwärts ging es über den Quai de l'école dem Louvre zu; die Nationalgarde folgte.

Hier begann ein mörderisches Gefecht. Die Schweizer, welche den Louvre besetzt hielten, wehrten sich mit gewohntem Muth; aber die Bürger, welche die Häuser an den Plätzen von Jena und Marengo besetzt hatten und nun auf die Gitterthore anrückten, blieben auch hier Sieger und der eiserne Muth der Schweizer unterlag dem Enthusiasmus des Volkes.

Als dieses aus der Straße du Coq durch die Gitterthore drang, rückte der Haufe, welchem Capitain Songeret voranging, von dem Quai aus in den innern Hof und während auf dem Thurme die dreifarbige Fahne aufgesteckt wurde, pflanzte er in der Mitte des Hofes den Adler Napoleon's auf. Aber bald rief ihn Trommelschlag von hier, dem Sturm der Tuilleries galt es und dem als

ten Napoleoniden schlug das Herz mächtig bei dem Gedanken, auf jenem Plage den Adler anzupflanzen, wo sein Heroß so oft Musterung über ihn gehalten, in den Palast zu dringen, von wo aus dieser große Geist gewirkt hatte.

Der Angriff der Tuilleries begann, die verschiedenen Colonnen entwickelten sich; die der alten Soldaten zog längs dem Quai du Louvre. Bald war der Pont royal in den Händen der Bürger und auch von der Seite der Seine begann nun der Angriff. Hier rückte Capitain Songeret, den Adler hoch gehoben, vor; muthig, Troß des Kugelregens, der aus dem Pavillon und der Galerie manchen braven Krieger niederwarf, drang er bis zur Brücke vor. Da, in dem Augenblicke, als die alten Krieger sich mit den Bürgern, die über den Pont royal anrückten, zum allgemeinen Angriff vereinigen wollten, sank der Adler des Zweiundvierzigsten. — Dumoulin, nehmen Sie — rief Capitain Songeret — nehmen Sie ihn, ich soll ihn nicht nach dem Palaste meines Kaisers tragen — ich bin schwer verwundet. — Bei diesen Worten sank er nieder. Dumoulin nahm den Adler und nachdem er Sorge für den Verwundeten getragen und ihn außer dem Gefechte über die Brücke hatte bringen lassen, stellte er sich wieder an die Spitze der Stürmenden.

Die, welche den Alten getragen, setzten ihn in der Straße Bourbon auf eine Treppe nieder und führten wieder nach dem Kampfplatze zurück; nur ein am Arme Verwundeter blieb bei ihm. Fidele, der seinem Herrn auch im Kampfe gefolgt war, hatte ihn auch hierher begleitet und leckte das Blut, das aus seiner Wunde quoll.

Was machen die Unseren? — fragte nun mit schwacher Stimme der Alte. — Schwabt der Adler noch hoch?

Noch ist der Angriff unentschieden! — erwiderte der Verwundete — Die Gardes halten sich noch

Wo sind wir? fragte er weiter.

In der Straße Bourbon.

Da mag ich nicht sterben! Haben Sie Mitleid mit einem Verwundeten, schaffen Sie mich von hier. Unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ — nicht in der Straße Bourbon will ich den letzten Odem aushauchen.

Ich selbst bin am Arme verwundet — erwiderte Jener — und nicht im Stande, Ihre Wünsche zu erfüllen, aber nicht mehr fern von hier, die Rue de Bac herauf, kommen Bürger den Angreifenden zur Hilfe gezogen, vielleicht ist Jemand so gefällig —

Wollte es Gott! sagte der Alte und preßte die Hand auf die Wunde, aus welcher das Blut jetzt strömte.

Capitain Songeret! — rief in diesem Augenblicke eine wohlbekannte Stimme und Claude Ducanger sprang aus den Reihen der Vorüberziehenden auf ihn zu. — Finde ich Sie so wieder?

Sind Sie es, Claude? — sagte der Alte heiter lächelnd. — Das freut mich! — Lassen Sie mich nur aus der Straße Bourbon bringen, wohin es auch ist, mir gleichviel. — Ich will mit Freuden sterben, nur hier nicht! — Claude bat einige Vorüberziehende, den Verwundeten fortschaffen zu helfen, wozu sie auch sogleich ebdig waren. — Weht die Fahne Napoleon's noch nicht auf den Tuilleries? fragte er, als man ihn forttrug.

Noch nicht! antwortete Claude.

So tragt mich nur, wohin Ihr wollt — ich könnte sie ja doch nicht wehen sehen! — Er streckte dann seine Hand nach Claude und drückte sie ihm leise.

Dieser ließ nun den Verwundeten nach dem, in der Nähe befindlichen Hospitale der Charité

bringen, wo er bekannt war und ihm eine gute Aufnahme verschaffen konnte. Auch fand er sogleich einen Wundarzt, der ihn verband, aber dem Fragenden nur wenig Hoffnung gab; die Kugel hatte edle Theile verletzt.

Herr Ducanger! — sagte der Alte, nachdem der Wundarzt den Verband beendet hatte. — Sagen Sie mir offenherzig, wie steht es mit mir? — Ich glaube, schlecht, verheimlichen Sie mir es nicht, ich bin auf Alles gefaßt und jammere nicht. Wenn ich mit meiner Regel auf den Boulevard's umher zog und mein Brod zu verdienen leinern mußte, war mir dieß Leben nicht so schrecklich, als der Gedanke: einst auf dem Krankenlager sterben zu müssen, wo sie dann den Bettler wie einen todtten Hund fortgetragen und eingescharrt hätten. Jetzt sterbe ich als Soldat, eine Kugel hat mich tödtlich verwundet und General Gerard wird gewiß den Capitain der alten Garde mit militairischer Ehre begraben lassen. Wie steht es mit mir? — Sagen Sie es mir unumwunden.

Verlieren Sie die Hoffnung nicht ganz! erwiderte Claude.

Ich verstehe! — sagte der Alte und suchte Ducanger's Hand, erfaßte und drückte sie. — Wir scheiden in Freundschaft, junger Mann! — sprach er bewegt. — Nehmen Sie sich der unglücklichen Mabelon an, wenn ich nicht mehr bin.

Wo ist sie? fragte Claude, der nicht gewagt hatte, das Mädchen zu erwähnen.

Boulevard St. Antoine, dicht an der Straße St. Claude No. 10. — sagte der Alte. — Ich möchte wohl, daß sie mir die Augen zudrückte.

In diesem Augenblicke erscholl die freudige Nachricht, die Tuilleriesen seyen genommen.

Nun, so bin ich doch vor Deinem Palaste gefallen, mein Feldherr! — rief der Alte, die letzten Kräfte zusammenraffend — Und mit mir

stürzte der Thron der Bourbons. — Bei diesen Worten sank er erschöpft auf sein Lager zurück. — Mabelon! seufzte er noch einmal, dann riefen Ermattung und Anspannung den Schlummer herbei. Ducanger übertrug einem Wärter die Sorge für den Verwundeten, er selbst eilte nach dem Boulevard St. Antoine.

(Die Fortsetzung folgt.)

* C u r i o s a.

Einen lustigen Schwank erfanden die Schlächter, ich weiß nicht in welcher Stadt, der bald an mehreren Orten nachgemacht wurde.

Sie trugen nämlich eine Wurst von ungeheurer Größe in Prozeßion herum, und verzehrten sie zuletzt auf der Herberge mit ihren Weibern und Töchtern. So ist uns noch eine Nachricht übrig, der zufolge 1683 die Schlächter in Königsberg eine Wurst aus vielen zusammengenäheten Därmen verfertigten, welche 596 Ellen lang war, und 434 Pfund wog: sie wurde von 91 Fleischknechten unter freudigem Gesange auf hölzernen Gabeln durch die Straßen getragen. Achtzehn Jahre später erschien ebendasselbst eine noch weit größere Wurst, 1005 Ellen lang und 900 Pfund schwer: sie enthielt außer vielen andern Ingredienzien 81 geräucherter Schinken, $\frac{1}{2}$ Scheffel Salz und 18½ Pfund Pfeffer. Die Schlächter trugen dieß ihr Meisterstück am Neujahrstage 1601 unter feierlicher Musick herum, und verschmauseten es alsdann in Gesellschaft der Bäcker, welche nicht ermangelten, sich stehenden Fußes auf ähnliche Art zu revangiren. Sie bucken nämlich aus 12 Scheffel Weizenmehl 8 große Strigeln, jede 5 Ellen lang, und 6 nicht minder gigantische Prezeln, trugen dieselben am heiligen Dreikönigstage eben so gravitatisch, wie die Schlächter ihre Wurst, durch die Stadt, und luden die letztern zur Dankbarkeit darauf zu Gaste. Ein lustiger

Student, Namens Josua Neighorn, hat diese ingenieße Secularfeier in einem carmine heroico besungen, das sich noch erhalten hat.

Von einem ähnlichen Schlächterschwank, der etwas später in Nürnberg vollführt worden, hat man noch eine in Kupfer gestochene Abbildung, die mit dieser Umschrift versehen ist: Eigentliche Abbildung der langen Bratwurst, welche von den Knechten des Meßger-Handwerks den 8. und 9. Februar 1658 in der Stadt von ihrer zwölf herumgetragen worden; und war die Länge 658 Ellen, an Gewicht 514 Pfund; die Stangen, daran sie ist getragen worden, waren 49 Schuhe lang u. s. w.

* Aufforderung.

Verschönerungen der Stadt sind ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des ganzen Publicums, und in so fern sie nicht von Privaten, sondern von Staatswegen besorgt werden, gewiß auch einem öffentlichen Urtheil unterworfen; es wäre daher wünschenswerth, wenn darüber in unsern Lokal-Blättern mehrere Erörterungen statt fänden, und die Ansichten mancher Sachverständigen benutzt würden: vielleicht hörte man dann weniger Tadel über das, was nun einmal gemacht ist, wie das hier leider, bis zum Ueberdruß, der Fall ist! — So möge denn auch hier die Frage stehen, wie es möglich ist, daß man an der Dierthorstraße den Rest der alten Stadt-Mauer so lange zum öffentlichen Skandal liegen lassen kann? — Daß die Sache dadurch etwas verwickelt geworden ist, daß der Eigenthümer des Nachbarhauses dabei theilhaftig war, und sich keines Rechts vergeben wollte, lassen wir dahin gestellt seyn; aber es wird doch eine Ausgleichung möglich seyn — es fehlt uns ja sonst nicht an gewandten Unterhändlern, die etwas zu Stande bringen können —

und je länger man dergleichen liegen läßt, je schwieriger wird die Lösung. —

Die dabei theilhaftige Behörde wird daher bringend aufgefodert, in dieser Sache zu handeln, — die Mauer wegzuschaffen, und ein Trottoir für Rechnung den es angeht, legen zu lassen, damit allen Einheimischen dieses Uergerniß entriekt und allen Fremden auch hierbei der Beweis gegeben werde, daß wir nicht vor andern Städten, hinsichtlich der Bau-Polizey, zurückstehen. — Nicht minder wird um Erklärung gebeten, wie es möglich ist, daß der Platz, wo ehemals der sogenannte Pfefferbaum stand, noch in Ruinen liegt, da in den damaligen Bedingungen zum Abbruch des Hauses die unmittelbare Wiederaufbauung in der vorher bestimmten Bau-Linie verlangt wurde! —

* Den es angeht.

Wenn alle Prinzipale folgende Antwort eines würdigen Mannes sich zur Richtschnur dienen ließen, würde man nicht weniger Klagen über die Sittenverderbnis der jungen Leute hören? —

„Sie müssen nicht glauben, sprach er, daß man durch eine slavische Eingezogenheit seine jungen Leute zu guten Menschen erzieht; sie verleitet vielmehr zu den unmäßigsten Ausschweifungen; man benützt jede Gelegenheit, die sich darbietet, und die Freiheit ist so neu, daß man sie nicht anders als zu seinem Verderben zu gebrauchen weiß; dies ist ganz natürlich. — Ich lasse daher den meinigen völlige Freiheit. — Sie müssen ihre Arbeit gehörig verrichten und wenn sie das thun, so mögen sie sich außerhalb ein Vergnügen machen, wenn sie es nicht in meinem Hause finden können. — Ich verlange aber, daß sie sich ordentlich aufführen und daß mir nichts Anstößiges von ihnen zu Ohren kommt. Auf diese Art habe ich das Vergnügen, daß sie

„mit Lust arbeiten, daß sie beständig aufgeweckt
 „und munter sind; anstatt daß sie sonst verdroffen
 „und mürrisch, und mir und ihnen selbst zur
 „Last sein würden, oder daß ich vielleicht, wie
 „Viele, jedes Vierteljahr mich nach Andern um-
 „sehen müßte. — Erspare ich mir so nicht vielen
 „Verdruß, und mache ich nicht dadurch meine
 „Leute glücklich und verbindlich, daß sie mich
 „wirklich lieben, und für meinen Nutzen eifriger
 „besorgt sind, als wenn ich sie zu Sklaven
 „mache?“ —

„Heißt dies nicht edel gedacht?“

Chronik der Tagesbegebenheiten.

Die Mauth in Rheinbaiern. Speier, 19. Mai.

Das Mauthwesen fährt fort, Früchte seiner
 Art in unserm Lande zu tragen. Gestern Morgen
 wurden einige Leute, die — wie man wissen will,
 — Waaren nach Speier aus dem Badischen in
 einem Nachen über den Rhein herüber zu schmug-
 gen suchten — von diesseitigen Zollgensd'armen
 argerufen, zu landen, um dann untersucht und
 geeignet scheinenden Falls festgenommen zu werden.
 Die Leute ruderten statt dessen der badischen Ufer-
 seite des Rheins zu, ohne — wie dies einstimmig
 behauptet wird — den Gensd'armen im Entfernt-
 testen sich gewaltsam zu widersetzen. Als diese
 aber sahen, daß ihrer Aufforderung nicht Folge
 geleistet wurde, eröffneten sie, wie man allgemein
 hier sagt, ein ordentliches Pelotonfeuer. Der
 Nachen wurde ganz von Kugeln durchlöchert und
 nur durch Verstopfen der Oeffnungen vermittelst
 der Kleidungsstücke u. d. darin befindlichen, vor
 dem Sinken gerettet, einer derselben aber, ein
 Zimmermann von Speier, wurde nacheinander
 von 2 Kugeln durchbohrt. Schwer verwundet
 (die Gedärme sollen dem Unglücklichen aus dem
 Leibe gehangen haben) wurde er nach dem badi-

schen Dorfe Lufzheim gebracht und starb daselbst
 nach wenigen Stunden! Er hinterläßt eine arme
 Wittve und ein Kind.

Ganz Paris kennt den Marq. v. Chabannes
 und die ungeheuren Anschlagzettel, mit denen er
 seinen Laden im Palais royal beklebt. Um das
 Publikum mit den Artikeln seines Buchhandels
 bekannt zu machen, wendet er auch das sonder-
 bare Mittel an, daß er Leute mit hohen dreie-
 ckigen Hüten umherwandeln läßt, auf denen die
 Ankündigungen der bei ihm erschienenen Bücher
 und Broschüren angeklebt sind. Unter diesen be-
 merkte man unlängst folgende beiden Anzeigen:
 „Das Ministerium für zwei Sous; die Depu-
 tirtenkammer für 3 Sous.“ Das Tribunal
 erster Instanz hatte den Marq. dieserhalb der Ver-
 tretung des Gesetzes über die Anschlagzettel
 und der Aufreizung zu Haß und Verachtung an-
 geklagt; der königl. Gerichtshof hat jedoch jetzt
 entschieden, daß dieser Anklage keine Folge zu
 geben sey.

Die neapolitanischen Zeitungen sprechen von
 zwei merkwürdigen Fällen geheilter Hydrophobie
 (Wasserscheue). Die eine, welche an einem Men-
 schen wahrgenommen wurde, geschah dadurch, daß
 der Unglückliche, zwischen zwei Matratzen geklemmt,
 erstickt werden sollte, und in dieser Lage so lange
 gehalten ward, bis er kein Lebenszeichen mehr
 von sich gab. Die Frau des Vermisten sah hierauf
 nach ihm, und fand ihn leben, in Schweiß ge-
 badet, aber ganz ruhig. Die herbeigerufenen
 Aerzte erklärten ihn als vollkommen geheilt. —
 Der zweite Fall ergab sich mit einem Hunde, den
 sein Herr beim Ausbruch der Krankheit in Wasser
 tauchte, bis er erstickt schien. Nun zog er das
 Thier heraus, welches allmählich wieder zu sich
 kam, und von dem schrecklichen Uebel frei erschien.

Der dortige Spitalarzt Dr. Chardon wandte diese Methode seitdem einige Mal mit Erfolg an.

Wahres und Irriges,

von Fr. Laun.

Das Quentlein Weisheit mehr, welches der Weiseste unserer Tage vor dem ersten Aelternpaare voraus hat, lohnt wahrhaftig die viele Mühe schlecht, die der Erwerb desselben ihm kostete. — Genau genommen, ist es mit dem Quentlein mehr vielleicht nicht einmal richtig.

Nach so vielen Betrachtungen über den Sündenfall und die Fortschritte der menschlichen Weisheit und Vernunft, giebt es vielleicht nichts Drolligeres als meine Ueberzeugung, daß noch heutiges Tages, selbst der Weiseste jenem Falle unterliegen würde. Es käme nur darauf an, daß die Schlange seine Leibfarben trüge und Dinge darböte, welche sein Herz gerade wünscht.

Ohne eine Beimischung von Thorheit kann in der Regel die Vernunft sich nicht Bahn machen in der Welt, wie das reine Silber zur Verarbeitung eines Zusaßes bedarf.

Ein verständiger Arzt kann durch mäßigen Gebrauch das Gift in ein Heilmittel verwandeln. Nicht anders pflegt er sich bisweilen der Charlatanerie zu bedienen, ohne welche kein einziger vielleicht zu einigem Credit gelangte.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reis.

Ganze Völkerschaften haben ihre Stunden, wie der Mensch; ihre Stunden der Kindheit, der Jugend, der Männlichkeit, des Alters, und auch — des Todes; nur sie, als gesellige Ganze in

der Art ihres Ganzen. Des Menschen Stunde ist kurz, der Völker Stunde ist länger. Der Mensch eilt mit schnellen Schritten zum Ziel, Völker ziehen sich durch Schneekengänge; ihr Gang gleicht den Windungen der Schrauben, die große Massen mit knirschendem Zuge empor-treiben. Langsam hebt sich die Last; schnell stürzt sie zurück, wenn ihre Pfeiler ausweichen.

Wir erreichen das Ziel der Menschheit nie, denn es wandert ebenfalls immer weiter vorwärts, je weiter die Menschheit wandert.

Katharina die Zweite wollte in Petersburg einen Tempel der Natur errichten. Hier sollte man von allem, was Gott erschaffen hat, ein Exemplar sehen können. Der Gedanke war kühn, erhaben, und der Beherrscherin des siebenten Theils der Erde würdig; aber die Ausführung war von so großen Schwierigkeiten begleitet, daß selbst die Macht einer Kaiserin von Rußland sie unübersteiglich finden mußte. Das Werk unterblieb.

Die deutsche Begeisterung gleicht einer Biene, sie stirbt immer wenn sie gestochen.

D a s E t h o.

Man sprach in Themis heiligen Hallen — d. h. im Vorsaale eines Amt- oder Rathhauses — von Staatskunst und Bürgerwohl, besonders davon, daß erstere so schwierig, letzteres so selten sey.

Ah! — bemerkte Meister Nessel, der, stumm wie ein Fisch, zugehört hatte — von Staatskunst verstehe ich nichts — aber Bürgerwohl — das wollt' ich bald befördern, wenn ich am Ruder säße!

Die Kollegen fragten: Wie?

Mit Euren ewigen Schoß- und Qua-
tember-, Trank- und Personensteuern
— Euren Servis- und Cavalerie-Ver-
pfllegung-, Zoll-, Geleits-, Chaussee-
Brücken- und Gott weiß was noch alles für
Geldern — Euren Land-, General-, Con-
sumtion-, Grenz-, Handels- und andern
Accisen. — Euren Wachtalern, Mahl-
groschen, Pfarrpfennigen und wie alle die
Staats-Beutelschneidereien heißen, das sind eben
die Blutegel, welche den armen Bürger aus-
saugen — das ganze Abgabewesen taugt
nichts. — Gar keine Abgaben — so werden
Handel und Gewerbe blühen, Bürgerwohl gedeihen
und alle Klagen verstummen. — Das ist —
donnerte Meister Nefel, daß Themis heilige Hallen
davon erklingen — das ist so wahr — so
unumstößlich wahr, als ich bin Meister
Nefel —

Und Echo sprach: Esel.

Richard Roos.

* R ä t h s e l.

Wer mag mir wohl das liebe Wesen künden,
Das sich des Menschen Pilgerfahrt gefellt;
Wer seine Schwächen, seinen Werth ergründen,
Tellurisch bald — und bald aus besserer Welt? —

Es schließt sich an das Kind im Flügelkleide
Und scheidet nur wenn Psyche aufwärts schwebt;
Es bleibt dem Menschen treu in Lust und Leide
Wenn auch der Mangel sie zu trennen strebt.

E r i n n e r u n g.

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, meinen Verkauf von allen möglichen Formularen, die im ge-
wöhnlichen Geschäftsgang gebraucht werden, in gütige Erinnerung zu bringen; mit der Nachricht, daß ich
auch jetzt in Stein gestochene Connoissements, Wechsel und Anweisungen etc. neu habe anfertigen lassen.

G. Jönzen,
Catharinenstraße No. 36.

Es drängt sich einend in der Ehe Reiche
Wenn längst ihr holder Flügelstaub verflog,
Es trauert selbst bey ungeliebter Leiche
Und stärkt den Armen, den das Unglück bog.

Das schwerste Tagewerk macht es geringe
Und der Entsagung raubt es bald den Schmerz,
Es kühlt mit seiner wunderbaren Schwingen
Des wunden Sklaven gramersfülltes Herz.

Es füllt den Becher mit der Traube Segen,
Nur ihm erglöh't der Pfeife Rauchaltar;
Es geht voran fast auf den meisten Wegen
Und gerne weilt's wo dir behaglich war.

Stets fester schlingt's die gerngetragenen Bänder
Und mit dem Alter mehr't sich seine Kraft;
Verscheuch' es nicht, so lang' es im Gewande
Der Tugend dich zu seinen Sklaven schafft.

Doch nah't es dir auf trügerischen Wegen,
So halt' es gleich durch ernsten Willen fern;
Denn es verfehlt's in Fesseln dich zu legen
Und weh! — du trägst sie nur zu bald so gern.

Es zehrt an deinem Wohlstand', deinem Frieden,
Es untergräbt Gesundheit, Lebensglück
Und schwerlich ist ein Retter dir beschieden
Du gebst dich denn dir selber ganz zurück.

H. Daues.

Auflösung der Charade in No. 46:

Druckfehler.



Der Bürger = Freund,

e i n e

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 16. Juni 1831.

Einſt, als ſie zu prüfen den Faden zog,
Da klatschten die Händchen, da jubelt ſie hoch;
Sie hatte ſo zart ihn gewonnen —
Als hätten's die Elfen geſponnen.

Die Spinnerin.

Geſchichtlich.

Es lebte vor Zeiten in Wäſchlands Gau'n
Ein Mägdlein, gar lieblich wie Maitag zu ſchau'n,
Gar emſig bei Spindel und Rahmen —
Sie nannte ſich Bertha mit Namen.

Oft raſlos ſie drehte bei düſterm Schein
Des nächtlichen Lämpchens die Fäden ſo fein,
Bis Morgens — wenn Schlummer ſie neckte —
Der Haushahn die Schläfer ſchon weckte.

Wohl nährte den Vater des Mägdleins Fleiſch;
Hart drängte das Schickſal den dürſtigen Greis,
Sie war ihm mit Frommſinn und Lieben —
Das einzige Kleinod geblieben.

Und bot ſie dem Alten beim lägglichen Mahl
So freundlich zur Labung des Weines Pokal,
Dann ſahen ihr im roſigen Glänzen
Ein Lichtſchein die Schläfe zu kränzen.

Und ſegnend der Alte den Becher hob,
Und ſang in die Saiten des Töchterleins Lob;
Von wunderbar herrlichen Dingen
Dünkt es ihm dann wiederzuklingen. . . .

Einſt, als ſie zu prüfen den Faden zog,
Da klatschten die Händchen, da jubelt ſie hoch;
Sie hatte ſo zart ihn gewonnen —
Als hätten's die Elfen geſponnen.

Und raſch in's Körblein der Spindel Gewinn,
Geht's fliegend zum Markte gen Padua hin; —
„Wie köſtlich!“ — ruft Alles — „Von wannen?“
Doch preiſend — ſchleicht Jeder von bannen.

„Ci!“ — denkt ſie ſchmollend — „ihr Frauen und Herr'n,
Um ſpöttlichen Kaufes wohl feiſchet ihr gern;
Was ſollte dem Vater das frommen?
Iſt mir doch jetzt Beſ'res gekommen!“ . . .

Nun herbergt allborten im Fürstensaal
Der Heinriche Vierter sammt seinem Gemahl —
Und Bertha mit zagenbem Schreiten
Läßt hin sich zur Kaiserin leiten.

„Grüß' Gott Euch des schönsten, Frau Kaiserin! —
Wohl klein ist die Gabe, doch herzlich der Sinn;
Was Glucks mir und Spindel bescheret —
Euch sey es in Demuth verehret.“

Drauf ihr entgegnet die Fürstin mit Huld:
„Mein Eh'herr, der Kaiser, wird lösen die Schuld;
Traun nur, der gebietet auf Thronen,
Mag solches Gespinnste Dir lohnen!“

Zu Heinrich jetzt spricht sie, d'rob hocherfreut:
„Wie lösen wir fürstlich die Gabe der Maib?
Doch bist Du ja besser und weiser.“ . . .
Drauf ordnet, wie folget, der Kaiser:

Zum Gruße! — und männiglich sey es be-
kannt,
Wir schenken der Bertha an Lehen und
Lohn
So viel und nicht minder, als dessen
Ihr Fädengespinnte mag messen.“ . . .

Auch war vom Meister in sauberem Gebild
Im Briefe gefertigt Ihr Wappen und Schild; —
Bald ward ihr, die lange gebuldet,
Vom schönsten der Ritter gehuldet. . . .

Es herrschet dort oben ein heilig Recht; . . .
Sie gründet Montagna, ein blühend Geschlecht; *)
Der Alte, des Harfe verklungen —
Wohl hatt' er als Seher gesungen.

Bertrand.

Der Handorgelspieler.

(Fortsetzung.)

15.

Unter tausenderlei Gedanken und so manchen
verworrenen Plänen für Gegenwart und Zukunft,

*) Im Paduanischen.

durcheilte Claude die Straßen, welche nach dem
Boulevard führten. — Der Sieg ist unser! —
rief man ihm freudetrunken zu — Die Gardes
fliehen auf allen Seiten! — Ihn kümmerte das
in diesem Augenblicke wenig, er setzte seinen Weg
eiligst fort und theilte den allgemeinen Jubel nicht;
nur an den Verwundeten, wohl mehr noch an
Madelon denkend, ging er über die Brücke der
Tournellen, der Straße St. Antoine zu. Je näher
er aber dem Boulevard kam, desto weniger beeilte
er seine Schritte; es war ja keine freudige Bot-
schaft, die er der Unglücklichen bringen wollte,
er brachte ihr ja den Tod ihres ganzen irdischen
Glückes. — Daß er für sie sorgen, als Bruder
sie beschützen wolle, diesen Vorsatz hatte er auf
dem langen Wege gefaßt; daß er ihr mehr seyn
könnte, daran dachte er wohl in diesem Augen-
blicke nicht mit Klarheit. Mit diesen Empfin-
dungen betrat er das bezeichnete Haus, trat bei
Madame Dumoulin ein und fragte nach der Toch-
ter des blinden Handorgelspielers. Die gute Dame
führte ihn nach einem Hinterstübchen, welches sie
ihm öffnete.

Madelon hatte bei ihrem Kommen gekniet
und wahrscheinlich gebetet. Als sie Claude eintreten
sah, sprang sie auf, starrte ihn einen Augenblick
ängstlich an — Sie bringen mir unglückliche Bot-
schaft! — rief sie dann — Wo ist mein Vater?

Ich komme, Sie zu ihm zu führen —

Nur einen Augenblick! — rief sie, rasch
ihren ärmlichen Strohhut aufsetzend — Nur einen
Augenblick warten Sie, Herr Ducanger, daß ich
mich sammle. O! meine Ahnung trog mich nicht
— Lebt er noch? Werde ich ihn noch sehen, noch
sprechen?

Noch lebt er, Madelon, und wünscht Ihre
Gegenwart —

Leben Sie wohl, Madame Dumoulin! —
rief das Mädchen, außer sich — Dank für Ihre

Güte! Dann ergriff sie Claude's Hand und zog ihn fast mit sich fort; als sie jedoch auf die Straße kamen, ließ sie seine Hand los und schritt rasch, ohne ein Wort zu sagen, neben ihm her, an der Brücke aber stand sie plötzlich still und fragte: Wo führen Sie mich hin?

Nach dem Hospital der Charité! erwiderte er, bei dem Anblicke des bleichen, zitternden Mädchens tief erschüttert.

Nach dem Hospital der Charité? — wiederholte sie leise und ein lang verhaltener Thränenstrom brach sich Bahn. Sie eilte, nun ihre Thränen nicht verbergend, immer weiter. Als aber das Hospital vor ihnen lag, faßte sie noch einmal seine Hand: Ist noch Hoffnung, Herr Ducanger?

Nur wenig! erwiderte er.

Armer Vater, arme Madelon! — seufzte sie und schritt nun, wie es schien, gefaßt durch das Portal des alten Gebäudes.

Ehe sie in das Zimmer traten, wo der Capitain mit noch mehreren Verwundeten lag, bat Claude das Mädchen, seinen Schmerz zu beherrschen; sie versprach es, trocknete ihre Thränen, als ob der Vater sie hätte sehen können, dann erst trat sie mit Ducanger ein.

Sie fanden den Alten schlummernd. Bleich, als habe der Tod ihm schon das Ruhefließen unter das Haupt geschoben, lag er auf ärmlichem Lager, Fidele zu seinen Füßen sah unverwandt den Schlafenden an, lauschte auf sein Erwachen und schien sich wenig um Madelon's Gegenwart zu kümmern.

Diese trat an das Bett und auch ihr Auge war unverwandt auf den Großvater gerichtet. Sie beugte sich über ihn und horchte auf seinen leisen Athemzug. Er schläft wohl nur, Herr Ducanger? — fragte sie besorgt — Ach, wie blaß ist der alte Mann! — Schlafe sanft, guter Großvater, aber schlafe nicht lange, denn Deiner

Madelon möchte das Herz vor Angst brechen! — Sie beugte sich wieder über ihn, da rief der Schlafende mit leiser Stimme: Madelon, Madelon! — Sie erbehte bei diesem Tone. — Madelon, — wiederholte er, immer noch schlafend — dort steht der Kaiser, er winkt mir wieder.

Er spricht oft im Schlafe, — sagte das Mädchen zu Claude — gemeinhin kurz vor seinem Erwachen. — Sie hatte Recht; er holte jetzt tief Athem, fuhr mit der linken Hand nach seiner Wunde und fragte, erwacht: Ist Madelon noch nicht hier?

Sie steht an Eurem Bette, Capitain! — nahm Claude das Wort, denn Thränen ersickten des Mädchens Stimme, das seine Hand erfaßte und sie mit Heftigkeit küßte,

Armes Kind! — sagte er dann — Arme Waise! Geh' nicht zu Deiner Mutter, bettle lieber, nur geh' nicht zu ihr!

Kaum vermochte sich das Wort „Vater!“ aus Madelon's gepreßter Brust zu winden, tief erschüttert warf sie sich an sein Lager nieder.

Ich verstehe Dich, Kind! — sagte der Alte und legte seine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt — Du willst, daß ich Dich segne: Bleibe der Jugend treu, treu der Erinnerung an Deinen Kaiser, so wird Dich Gott schützen und mein Segen Dich begleiten!

So will ich thun! stammelte das Mädchen.

Herr Ducanger! — wendete er sich nun zu diesem — ich übergebe Ihnen mein Kind; wenn ich nicht mehr bin, tragen Sie Sorge für die Waise. — Ich übergebe sie Ihnen — dereinst fordere ich sie von Ihnen wieder. Und nun, da mein Kind bei mir ist, und für mich sorgen kann, so eilen Sie hin, wo die Pflicht des Bürgers, die Pflicht des Sohnes sie ruft. Treffen Sie bei den Tuilleries einen Mann, der den Adler des Zwei und vierzigsten trägt — dieß ist Herr

Dumoulin, in dessen Hause Sie Madelon fanden, so sagen Sie ihm, daß ich hier bin und ihn erwarte. Es wird mich freuen, Sie bald wieder hier zu sehen — vielleicht finden Sie mich noch! —

Ducanger trug nun in der Schnelligkeit Sorge, daß es dem Alten in seiner Abwesenheit an nichts fehlen konnte, nahm von ihm Abschied und drückte ihm Gehen herzlich Madelon's Hand. Sie fühlte den ersten Druck, diesen garten Verklärter der aufkeimenden Neigung, nicht — ihre Seele war allein bei dem sterbenden Vater.

16.

Claude begab sich nun nach den Tuilleries, nirgend sah er den Adler des 42ten. Dann eilte er, da der Freiheitskampf siegreich beendet war, nach seinem väterlichen Hause, wo er die Mutter allein und in peinlichen Sorgen um ihn und den noch abwesenden Vater fand. Als sey er ihr neu geboren, so freudig umarmte sie den Sohn und ward ganz glücklich, als auch Herr Ducanger, zwar immer noch den Arm in der Binde, eintret. So hat mir Gott Euch Alle erhalten! — rief sie mit dankbarem Gefühl — Meinem alten, treuen Lebensgefährten, mein einziges Kind, meinen Sohn habe ich wieder!

Und auch eine Tochter ist Ihnen geworden, unterbrach sie Claude.

Mit? — Eine Tochter? fragte Madame Ducanger erstaunt.

Ja, Mutter, eine Pflegetochter führe ich bald in Ihr Haus. Ich habe einem Sterbenden versprochen, der Schutz dieser Waise zu seyn, und wie könnte ich mein Versprechen besser lösen, als indem ich sie Ihnen, gute Mutter, übergebe?

Und wer ist das Mädchen? — fragte sie ängstlich — Doch nicht die Enkelin des Orgelspielers?

Sie ist es! — erwiderte Claude, unbekümmert, daß diese Nachricht die Mutter kränken könne — Der Alte liegt, von einer Kugel bei dem Angriffe auf die Tuilleries tödtlich getroffen, in dem Hospital der Charité, er siel für die Freiheit des Volkes und wir übernehmen mit Madelon eine heilige Pflicht.

Die Mutter sah starr vor sich hin, Herr Ducanger sprach kein Wort, er wollte nicht auf den Entschluß seiner Gattin wirken. Claude wartete mit Zuversicht die Entwicklung ab. Da sagte die Mutter endlich mit einer Art Heftigkeit: Führe sie her! — Für die Unglückliche zu sorgen, ist mir Pflicht, das Weitere werde ich dann schon anordnen.

Claude küßte dankbar der Mutter Hand, der Vater drückte sie an sein Herz und der Engel des Mitleids senkte gerührt seinen milden Hauch auf die Stirn der würdigen Matrone. — Nun wollen wir hin zu dem Alten und ihm Trost bringen! — unterbrach Herr Ducanger die feierliche Stille — Er würde nicht beruhigt hinübergehen können, wenn er sein Kind nur in Deiner Hand weiß, Claude; ich will ihm den wahren Trost bringen; komm', keine Minute wollen wir versäumen!

Ehe aber Claude das väterliche Haus verließ, schrieb er noch ein Billet an Herrn Dumoulin, worin er ihn von dem Vergefallenen benachrichtigte und ihn bat, zu seinem alten Kriegsgenossen in das Hospital der Charité zu kommen; dann machte er sich mit seinem Vater auf den Weg.

Sie fanden den Verwundeten sehr schwach. Capitain Songeret! — redete ihn Herr Ducanger an — der Mann, der sich die Freude machte, Sie vor kurzem mit einigen Flaschen Wein zu erquickten, war Claude's, Ihres jungen Freundes, Vater und steht jetzt in Auftrag seiner Gattin vor

Ihnen, welche das Versprechen des Sohnes übernommen hat, für Mabelon mütterlich zu sorgen. Segn Sie deshalb über das Schicksal Ihrer Enkelin unbesorgt.

Gott segne Sie! — erwiderte der Alte gerührt, während Mabelon Herrn Ducanger's Hand ergriff und sie mit ängstlichem Gefühle an ihre Lippen preßte. Es war ein schmerzliches und doch süßes Gefühl, das sie in diesem Augenblicke ergreifen wollte; aber ein Blick auf den bleichen Alten, und es war verschwunden, nur der Gedanke an ihn erfüllte sie noch. — Nun sterbe ich getroßt! — fuhr nach einer Weile der Verwundete fort — Nun weiß ich doch mein Kind, meine gute Mabelon, in treuen Händen, nun gehe ich gern hinüber, wohin mein Kaiser mir schon lange vorangegangen ist.

Er bedarf der Ruhe, — bemerkte jetzt der herbeigekommene Wundarzt — ich bitte, verlassen Sie den Verwundeten. Vater und Sohn folgten der Weisung des Arztes und sagten Capitain Songeret Lebewohl. Morgen kommen Sie doch wieder? fragte dieser mit einem Vertrauen, als sey er seiner Stunden gewiß. Sie versprachen es, und als Claude nun von Mabelon schied, ruhte sein Auge seelenvoller auf dem Mädchen als je.

(Der Beschluß folgt.)

Die deutschen freien Städte.

Die nachstehende Lobrede auf die vier freien Städte des deutschen Bundes ist dem neuesten (siebenten) Hefte des von dem Herrn Grafen von Benzel-Sternau herausgegebenen Landtagsblattes entnommen. Man kennt die Gründe, welche den edlen Vaterlandsfreund bewogen haben, dem ehrenvollen Rufe zur bairischen Ständeverammlung nicht zu folgen. Wenn indessen die gerechte Scheu, eine zwar nur geringe, aber doch

nicht nachzusehende Verletzung der Verfassung durch Hinweggehen darüber indirekt gutzuheißen, den würdigen Volksvertreter abhalten mußte, nach München zu gehen und in der Mitte der Ständeverammlung der Wahrheit und dem Recht das Wort zu reden, so sollten wir doch nicht vermissen, was er für Gemeinwohl zu sagen sich berufen fühlte. Seit Anfang dieses Jahres erscheinen monatlich zwei Hefte des Verfassungsfreunds, eines Landtagsblattes für Deutschland. Die meisten darin mitgetheilten Aufsätze sind (wie der nachstehende) aus des Grafen v. Benzel-Sternau's eigner Feder. Sie verdienen die Aufmerksamkeit aller Wohlbedenkenden, indem sie durchgängig den Geist der ächten Freiheitsliebe athmen, der Freiheitsliebe, die, richtig geleitet, zur festesten Bürgschaft der öffentlichen Ordnung wird.

B.

Von den fünf und achtzig Säulen des alten Hanfatempsels stehen nur noch drei im Dom der Gegenwart; aber es sind kostbare Reste, und Deutschlands gereicht es zur Ehre, in seinem Schooße diese edlen Trümmer einer Riesenanstalt des Alterthums bewahrt zu haben. Von den noch im vorigen Jahrhundert die Zahl von fünfzig überstehenden Reichsstädten sind nur vier der großen Fluth entkommen, welche mit dem neunzehnten Jahrhundert über das uralte Kontinent des deutschen Reiches hereinbrach, und grünen als glückliche Eilande in der Fläche der beruhigten Vaterlandssee. Es war ein edler Gedanke, solche Asyle persönlicher Selbstständigkeit, thätiger Gewerksamkeit, und nur sich selbst verantwortlicher Intelligenz zu erkennen und aufrecht zu halten. Eben was der Stumpfsinn an ihnen verlacht und der Knechtsinn verschmäht — die Beschränktheit ihres Territorialgebietes — eben das ist es, was der Erwägung ihren eigentlichen Charakter, dem

Unabhängigkeitsinn ihre Würde, und dem Wirkungsvermögen ihre Kraft bezeichnet und ausdrückt. Klein ist ihre Grundlage; groß ihr Gehalt; dem beweglichen Stoff der höhern Bürgerthätigkeit gestellt sich in ihnen das Bewußtseyn des regsamem und die Unbeschränktheit des schöpferischen Geistes. Das Eisen blinkt nicht unter ihren Waffen; aber die edlen Metalle statten sie mit der unwiderstehlichen Rüstung des Unternehmungsgeistes aus. Nicht berufen zur Eroberung des politischen Bodens, sind sie es zur Pflege seines köstlichen Erzeugnisses, des Produktenumsatzes und des befruchtenden Fleißes. Um deswillen verdienen sie den Namen europäischer Städte, und mögen sie durch Bürgereintracht im Innern wie durch Städteverbrüderung unter sich einen Besitz sich erhalten, der für den Welttheil, wie für das deutsche Gesamt Vaterland, von hoher Wichtigkeit ist! Gemeinschaftliches Interesse der Selbsterhaltung und der Industrie verknüpft sie, und wenn gleich das vereinzeltere Frankfurt den drei nordischen Schwestern ferne und im Süden Deutschlands allein steht, so hat doch die Natur der Dinge ein festes Band um sie alle geschlungen, wie am Firmament um manches sonderbar gestaltete Sternbild. Am Bundestage verknüpft sie gemeinschaftliche Vertretung, und der Rechtsgang giebt ihnen in dem Gesamtappellationshofe noch einen Vereinigungspunkt. Verkennen läßt sich die mehrfache Aufforderung dieser ehrenwerthen Bürgerstädte zu fester Brudertreue nicht, am wenigsten von ihnen selbst. Noch immer bedarf es des alten Hansageistes für die Behauptung der Gewerbefreiheit und des Wechselwirkens; feurig blickende Fideusaugen nach den Eizen der Baarschätze und ihrer Versendungskunst; weder Naturschranken, wie sie das große Freiheitssternbild, die Schweiz, aufzeigt, schützen sie, noch können Kriegskünste und Festungsgebilde sie schützen,

wenn das Feldzeichen Invasionsfahnen nach ihnen hinzieht. Ihr gutes Recht, noch mehr ihr rechter Sinn, verschwifert mit Festigkeit, die zu wagen versteht, und mit Klugheit, welche die Wagniß mit Würde umgeht, sie sind die Schutzgeister, deren sie bedürfen, und die, so ausdauernd als es Menschenwerken gestattet, von ihnen selbst gesichert werden können und — müssen.

Ihr gutes Recht, noch mehr ihr rechter Sinn!

Gutes Recht ist ein Verhältniß, rechter Sinn ein Vermögen! Urkunden stützen jenes, eigne, innere Kräfte dieses! Schon oft unterlagen Rechte, weil Urkunden zerreißen sind; nie erlag geistiges Vermögen, wenn die Kraft sich gleich blieb. Die neueste Geschichte, die politische Auferstehungsgeschichte der vier freien deutschen Städte beweist ihnen und uns diese nie zu vergessende Wahrheit so laut als unumstößlich. Sie führt ihnen die unverkennbare Aufforderung zu, den rechten Sinn zu bewahren.

Vorzüglich drei Worte erscheinen uns hier, die drei Hauptstützen ehrenvollen Daseyns bezeichnend: Bürgerinn — National — und Welthandel — Intelligenzpflege.

Bürgerinn wird im Innern Verfassung schirmen, beobachten, vervollkommen; Zwietracht fliehen; Verwaltung nach dem bessernden Geiste der Zeit pflegen, heben und veredeln; kleinliche Eifersucht der Bürger unter sich meiden; im selbst- und freigewählten Vorstand den eignen Wahlwillen, wie des Gesetzes Würde, ehren? durch Vertrauen das Verdienst, durch Nichtwiederwahl sein Gegentheil auszeichnen. Nach dem Außern hin wird Bürgerinn die gemeinschaftliche Angelegenheiten des Vaterlandes beherzigen; Opfer fürs Ganze und Große nicht scheuen, aber nie dem Drucke oder Unrecht weichen; Ehrung erweisen und Ehrung

verlangen; unterhandeln, wo Klugheit es anrath, die Rechtswaffen ergreifen, wo Würde es fordert; und dem Welttheile wie dem Vaterlande bewähren, das geistige Macht nie politisch unmächtig ist.

National- und Welthandel werden die Quellen des Wohlstandes nähren und erweitern; das Interesse der deutschen Mitbürger wie des Auslandes an die Erhaltung der freien Städte knüpfen, den alten Geist der Hanse gegen das neue Raubsystem der Zollfiscalität gedeihlich zum Kampfe führen; und (woran dem materiell schwächeren und geisteskräftiger seine Lage würdigenden und lenkenden Theile jederzeit und allenthalben soviel gelegen!) die wechselseitige Eifersucht der Größe für die Unversehrtheit des Kleinern bewaffnen.

Intelligenzpflege wird die Erziehungs- und Bildungsanstalten durch die vorhandenen reichen Geldmittel entwickeln, befördern, befruchten; ausgezeichnete Gelehrte und Künstler an die Spitze und zur Ausführung dieser Anstalten setzen; vorzügliche Talente ärmerer Mitbürger patriotisch und altbürgerlich zugleich unterstützen; die ausgebildeten nicht engherzig an den angeborenen Boden binden, aber auch dem Auslande seine ersten Männer abgewinnen; eine Freistätte eröffnen für anderwärts vernachlässigtes, beundanktes, verfolgtes Verdienst; ihre Arme aufheben für den bedrängten Sohn des Ruhmes und ihr Gold für trefflich angelegt erachten in dem Bestande, immergrünende Däfen für Menschenwerth und Menschenrechte zu bilden. Was die Medicis in Italien, die Fugger in Deutschland, individualisirten, das könnten, das sollten Deutschlands freie Städte kollektiv darstellen.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Sterne umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone!

Schiller.

Eine canonische Stimme, gerichtet an unsere Zeitgenossen.

Von den Säulen des Herkules bis an die Duna, und bis in Transylvania's goldreiche Berge und die Schneekuppen des Kaukasus erzittern convulsivisch die geselligen Bande, und ruhen, wie auf gefüllten Minen. Die Fesseln des Gehorsams zerreißen, und Völker, sonst in ihrem Wirken für blinde Werkzeuge erklärt, offenbaren in unsern verhängnißvollen Tagen eine beispiellose Energie. Ist es doch, als wollte das Schicksal von Neuem bewähren, daß es der Allmacht ein Leichtes ist, die Großen klein und die Kleinen, Unterdrückten, groß zu machen, daß Lug und Trug vor dem Sonnenspiegel des Rechts, sichtlich und plötzlich vergehen soll. Die Letzten scheinen die Ersten zu werden. „Die auf den Herrn harren, empfangen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

Wer in diesem Sturme, bei dem Umschwung aller politischen und kirchlichen Verhältnisse, bei dieser nie erlebten Bewegung und Besänftigung bestehen will, der stehe fest im Vertrauen auf Gott. Rechtlichkeit, Ehrlichkeit, Wahrheit und tiefes Mitgefühl für die leidende Menschheit halten aufrecht. Lug und Trug, erbärmliche Großsprecherei, Verleumdung des Geistes der Zeit und des Erwachens der Völker, die ganze klägliche Superklugheit von 1789 — taugt und nützt nichts, und findet nur Spott und Untergang. Wie tief sind diejenigen gesunken, welche noch vor wenigen Jahren es recht geistlich darauf anlegten, die Völker in Dummheit und Vernechtung zu versenken, um nur gemächlich herrschen zu können. — Solcher Jesuitismus straft sich entsetzlich!! Doch eben so wahr bleibt,

daß ohne Sitte und Ordnung Freiheit und Recht nicht bestehen können, und daß ein Volk, welches sich befreien und frei bleiben will, der Freiheit würdig seyn muß durch Tapferkeit und Tugend!!! (Ein Auszug aus den politischen Betrachtungen, in der Zeitschrift: Columbus, Märzheft 1831.)

* Museum in Bremen.

Diese hier und im Auslande mit Recht sehr geachtete Gesellschaft hat das Eigenthümliche, daß sie eigentlich hors de loi ist; es sollen zwar Gesetze existiren, allein sie sollen vergraben, eben so unpassend als unzeitgemäß sein; Hunderte der Mitglieder wenigstens kennen sie nicht, besitzen sie nicht. Niemand braucht Gesetze zu unterschreiben, wenn er als Mitglied gewählt ist, ihm werden keine behändigt. — Daß die Gesetze, wenn es deren giebt, an's Tageslicht gefördert und neu gestaltet werden, ist der Wunsch recht vieler Mitglieder der Gesellschaft, so wie, daß sie mitunter zu Generalversammlungen eingeladen werden, welches bis jetzt noch nie geschehen ist. — Alle Mitglieder mit wenig Ausnahmen hoffen, daß es der Direction gefallen möge, den so oft gehörten Wunsch, den enormen jährlichen Beitrag von 15 Rthlr. herabzusetzen zu erfüllen.

Ein Mitglied.

* Pietismus.

„Es ist ja gewiß und sonnenklar, daß je vernünftiger, weiser und tugendhafter der Mensch ist, desto glücklicher er ist. Und um zu diesem Ziele zu gelangen, ist Frömmerei und dunkler blinder Glaube gewiß ein sehr verkehrtes Mittel.

— Und doch giebt es viele Prediger, die ihren gewaltigen Einfluß den sie als solche, auf die sittliche Bildung des Volks haben, zum großen Unglück desselben nicht weise benutzen; sondern solchen wohl sogar vorsätzlich um das Volk in Ungewissheit zu erhalten, mißbrauchen.“

* Dringende Aufforderung.

Aufgefordert von mehreren ihrer Mitbürger, welche Interessenten der Hamburger Versorgungstontine und des Hamburger Leibrenten-Vereins sind, sieht sich die Unterzeichnete veranlaßt einige Worte an die sämtlichen hiesigen Interessenten dieser Anstalt zu richten.

Die einstweilige Insolvenz der Central-Casse in Hamburg, die Beziehung worin diese partiell mit jenen steht, und die Brochüre von H. Stoltenberg: „Einige Worte für Alle, die in der Tontine, dem Leibrenten-Vereine u. s. w. sind“, müssen nothwendigerweise alle bei obengenannten Instituten Betheiligten beunruhigen, indem die Gewährleistung Ihrer Aussichten und der Zweck der gebrachten und noch zu bringenden Geldopfer nicht sicher basirt zu seyn scheint. Gemeinschaftliches Handeln mögte demnach in dieser Angelegenheit wohl das Gerathenste seyn, und zu diesem Zwecke werden sämtliche hiesige Interessenten hiermit aufgefordert, ihre Adressen an die Unterzeichnete abzugeben, um dann in einer allgemeinen Zusammenkunft den geeigneten Weg zu berathen, der einzuschlagen ist, um Beruhigung oder klare Ansicht der Angelegenheit zu erhalten.

Die Redaction.

* Auflösung des Räthfels in Nro. 47: Die Gewohnheit.

Von der heutigen Beilage: „An das Publikum“ sind Exemplare einzeln zu 2 gr. bei mir zu haben.

G. Jönken,
Catharinenstraße Nro. 36.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße Nro 36.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen. Sonntag den 19. Juni 1831.

Im Kampf für's Recht wird Gott uns lenken —
Und daß uns einst die Nachwelt ehrt,
Schützt Freiheit und den eignen Heerd!
Dann wird man dankbar unsrer denken.

*** Fahnenlied**

der hessischen Bürger-Garde
am Tage der Fahnenweihe zu Cassel.

Nach der Melodie der Pariser Hymne.

Geweiht sind nun uns're Fahnen,
Gelobt sey Gott, es ist vollbracht!
An Ehr' und Pflicht soll'n sie uns mahnen —
Denn göttlich ist ja ihre Macht.

Sie knüpfen fest der Eintracht Bande —

Die goldne Freiheit schirmen sie;

Bleibt ihnen treu — es sterbe nie

Die Liebe zu dem Vaterlande.

Zur Fahne steht treu,

Die Losung sie sey:

Mit Gott, für Vaterland, Ordnung und Recht! —

Ihr Brüder, so sprecht.

Hörcht! — hört Ihr nicht der Trommel Schläge,

Nicht der Trompete Wiederhall?

Drum, Brüder, auf und seyd nicht träge,

Folgt froh dem kriegerischen Schall.

Seht, wie die Fahnen friedlich wehen,
Von holden Jungfrau'n uns verehrt;
Doch, Brüder, zeigt Euch ihrer werth,
Wenn wir im Kampf für's Recht sie sehen.
Zur Fahne steht treu *re. re.*

Hinaus! Es flattert hoch in Lüften
Der Freiheit siegendes Panier;
Auf Bergen schallt es und in Klüften:
Hinaus! Wir Alle folgen dir;

Die Waffen blitzen, Rosse schnauben,
Und freudig tritt' man in die Reih'n,
Um sich einst edler That zu weih'n —
Den Ruhm soll uns der Meid nicht rauben.
Zur Fahne steht treu *re. re.*

Kein Feind von Außen soll uns schrecken,
Der Fahne folgen wir mit Lust;

Mit unserm Leib woll'n wir sie decken —
Dies Hochgefühl wohnt in der Brust.

Im Kampf für's Recht wird Gott uns lenken —
Und daß uns einst die Nachwelt ehrt,
Schützt Freiheit und den eignen Heerd!
Dann wird man dankbar unsrer denken.

Zur Fahne steht treu,

Die Losung sie sey:

Mit Gott, für Vaterland, Ordnung und Recht!
Ihr Brüder, so spricht! —

Der Handorgelspieler.

(Beschluß.)

17.

Am andern Morgen standen Vater und Sohn wieder an dem Krankenslager des alten Mannes. Sie fanden ihn nach der Abnahme des ersten Verbandes sehr matt und Mabelon hoffnungslos. Bald nach ihnen kam auch Herr Dumoulin, seinen verwundeten Kameraden zu besuchen. Als der Kranke, der nur mit wenig Worten die Eintretenden begrüßt hatte, Dumoulin's Stimme hörte, schien noch ein Mal die Lebensflamme in ihm aufzulodern.

Dumoulin! — rief er und versuchte sich aufzurichten. — Ist der Sohn des Kaisers zum Herrscher Frankreichs ausgerufen?

Nein, Capitain! Niemand denkt an ihn.

Undankbares Volk! — murmelte er vor sich hin und legte sein bleiches Haupt wieder auf das Kissen. — Und der Adler des Zweiundvierzigsten?

Ich pflanzte ihn in dem Hofe der Tuilleries auf, — erwiderte Dumoulin — trug ihn dann in den Palast, in das Zimmer Napoleon's, stellte ihn in die Ecke, wo sein Degen zu stehen pflegte und jauchzte laut auf, ihn an dieser Stelle zu sehen. — Bei diesen Worten umzog ein heiteres

Lächeln des Blinden Antlitz, man sah, daß er aufmerksam zuhörte. — Mit entblößtem Haupte standen wir da — fuhr Dumoulin fort — und tiefe Rührung hatte Aller Herzen ergriffen; selbst die jungen Leute, die mit uns zugleich in den Palast gedrungen waren und sich im Zimmer befanden, zogen ehrfurchtvoll ihre Hüte, als ich ihnen zurief: Dieß war Napoleon's Schreibtisch, jener Adler, der Adler des braven Zweiundvierzigsten! — Des Alten Antlitz ward immer belebter. — Da trat General Gerard ein, er sah den Adler, begrüßte ihn ehrfurchtvoll und befahl, ihn im feierlichen Zuge nach dem Dome der Invaliden zu bringen. Ich ergriff ihn und von den alten Kriegern und einer Menge Volkes gefolgt, trug ich ihn in den Dom, stellte ihn neben dem Altare auf und in dem Gotteshause ertönte nun ein lautes: Vive l'Empereur!

Der Verwundete mußte das Vive l'Empereur leise wiederholen, denn man sah seine Lippen sich wie zu diesen Worten bewegen, aber die Röthe, die während der Erzählung das Antlitz des Alten überzogen hatte, verschwand, nur das freundliche Lächeln blieb. — Da raunte der Wundarzt Herrn Ducanger etwas leise zu und dieser ergriff Mabelon's Hand.

Kommen Sie, liebes Kind! — sprach er — kommen Sie mit mir.

Das Mädchen sah ihn starr und verwundert an, dann riß sie sich plötzlich von ihm los, warf einen forschenden Blick auf ihren Vater, warf sich über den Entschlafenen und preßte ihren Mund auf seine kalten, erstarrten Lippen.

Nur mit Mühe rissen sie das Mädchen von dem Entseelten, aber nichts konnte sie vermögen, ihn jetzt zu verlassen.

Ich muß ihm erst die Augen zudrücken, — sagte sie — waren sie auch dem Lebenden schon geschlossen, will ich sie auch dem Todten zum

sanften Schlummer schließen. — Sie bog sich über ihn und drückte ihm sanft die Augenlieder zu. — Schlaf wohl, Großvater! — sprach sie leise. — Schlaf wohl, bis zum Wiedersehen! — Dann küßte sie noch einmal Hand und Lippe und erhob sich.

Ich will Ihnen folgen, Herr Ducanger, — sagte sie nun zu dem älteren Herrn Ducanger — aber versprechen Sie mir auch, daß ich ihn noch einmal sehen kann, ehe er ganz von hinnen geht?

Ducanger versprach es und bot ihr den Arm. Claude blieb mit Dumoulin zurück, die nöthigen Anordnungen zu treffen. An der Thüre wandte sich Madelon noch einmal nach dem Todten und sah, wie Fidele den Kopf auf das Kissen seines Herrn gelegt hatte und ihn traurig ansah.

Der Hund verläßt ihn nicht — sagte sie traurig — und sein Kind muß ihn verlassen?

Sie wollte wieder umkehren, und nur Herrn Ducanger's ernstes Ermahnen konnte sie bewegen, ihm zu folgen.

Als sie in seiner Wohnung eintraten, kam ihnen die Mutter entgegen. Mit scharfem, durchdringenden Blicke sah sie auf das weinende Mädchen. Aber nicht lange ruhte ihr Auge forschend auf der Unglücklichen.

Komm' an mein Herz, arme Madelon! — rief sie, die Arme nach ihr streckend. — Kann ich Dir auch nicht Deinen Verlust erschen, will ich Dir doch eine treue Mutter seyn.

Aber diese Balsamtropfen linderten den Schmerz nicht, der des Mädchens Brust zerriß; sie blieb trostlos, sie hatte ja ihren guten, blinden Vater verloren.

18.

Seinem Wunsche gemäß, wurde Capitain Congeret mit militairischen Ehren begraben. Schnell hatte sich die Kunde dieser Begebenheit

durch ganz Paris verbreitet und alle Offiziere und Soldaten der alten Armee folgten ihrem, für die Freiheit gefallenen Krieggenossen auf den Friedhof. Madelon hatte ihn noch einmal gesehen, hatte an seinem Sarge gelobt, seinen letzten Willen zu befolgen: treu der Tugend zu bleiben und das Andenken an seinen Kaiser zu ehren, dann einen dunklen Rosenstrauß, seine Lieblingsblume, in den Sarg neben ihn gelegt und sich nun für immer von dem getrennt, der ihr das Theuerste auf Erden gewesen war. Nicht Claude's Herzlichkeit, nicht die Liebe, mit der ihr Vater und Mutter Ducanger entgegen kamen, konnte sie für einen Augenblick trösten. Sie schien nur in ihrem Schmerze glücklich zu seyn.

Drei Tage nach dem Begräbniß mußte Herr Ducanger ihren Bitten nachgeben und sie zu dem Grabe ihres Vaters begleiten. Da fanden sie den treuen Hund todt auf dem Grabhügel liegen.

Das gute Thier durfte auf dem Grabe seines Herrn sterben! — rief Madelon jammernd. — Ach, warum konnte es sein Kind nicht auch?!

Von diesem Tage an wurde sie immer stiller, jede Aufheiterung, die ihr die freundliche Familie verschaffen wollte, zu der sie Madame Ducanger in Pension gethan hatte, vermochte nicht, sie anders zu stimmen. Nur der Zeit gelang es endlich, wohl mehr noch der Liebe, den Schmerz des Mädchens in stille Trauer zu wandeln; sie ward bald Claude's Verlobte.

19.

Der alte Ducanger schüttelte in dieser Zeit oft sein sorgenschweres Haupt, wenn er mit dem Sohne allein saß und die häufigen Tumulte, die Unordnungen und das Stocken alles Handels, aller Gewerbe ihm eine traurige Aussicht in die Zukunft zeigten.

Was haben wir denn eigentlich seit der glorreichen Revolution gewonnen? — fragte er dann den Sohn. — Ist Paris, ist Frankreich glücklicher, freier geworden?

Claude schwieg, auch seine Erwartung war getäuscht, die schönen Träume hatten sich nicht verwirklicht und er nahm jetzt wenig Theil mehr an den öffentlichen Begebenheiten. An dem Tage aber, wo die Pariser die Kirche St. Germain l'Auxerrois verwüsteten, bat er die Ältern, zu erlauben, daß er sich in dieser sturmbelegten Zeit das Ziel seiner Wünsche so kurz als möglich stecken dürfe. Sie gewährten ihm seine Bitte und schon am anderen Tage ward Madelon sein Weib.

Oft wallfahrtet seitdem die junge Frau an dem Arme ihres Mannes nach dem mit Blumen bepflanzen Grabe des Capitain Quatrebas, und Serinett, der seiner Pflegerin auch nach der Straße St. Honoré gefolgt ist, schmettert oft sein Liedchen, wenn die Glücklichen Arm in Arm ruhen, oder wenn Madelon dem alten, blinden Großvater die Thränen der Dankbarkeit weint. Möge der Friede ihr Glück befestigen!

A. v. Tromlig.

Eine neue höchst merkwürdige Elektricitäts-Procédur für Kunst und Industrie.

Vor einigen Jahren bemerkte der Italienische Physiker Robili, daß die elektrischen Strömungen die überraschendsten Effekte erzeugen, sobald sie unter gewissen Bedingungen von einem scharf zugespitzten Conductor auf die vollkommen ebene Oberfläche eines andern Conductors (wie z. B. eine runde oder viereckige Metallplatte) übergehen. Die Conductoren müssen jedoch mit einem der Pole

einer Voltaischen Säule in Berührung stehen, und zwischen sich eine gewisse Quantität einer besonders bereiteten Flüssigkeit haben. Durch die Wirkung der Elektricität auf die Oberfläche der Platte wurden mittelst der Flüssigkeit auf derselben eine Menge Ringe und andere Figuren in den schönsten Farben des Regenbogens erzeugt, deren Colorit in scharfes Hervorstechen und bald in matten Dämmerhschimmer sich verlor. Der Ursache dieser wunderbaren Wirkung ist nun der Genfer Ober-Bibliothekar Herr Bonyol durch jahrelange Nachforschung auf die Spur gekommen, und sie tritt jetzt in einer weit bessern Gestalt auf. Man kann sich nichts Ueberraschenderes, nichts Lieblicheres denken, als die phantastischen, seltsamsten Formen und Schattirungen von korrektester Zeichnung, die ein einziger elektrischer Schlag innerhalb 30 Sekunden auf dem Metall hervorzaukert, und die in den glühendsten Regenbogenfarben sich unmerklich verschmelzen. Die von Herrn B. vorgelegten Muster bestehen größtentheils in Stahlplatten von ungefähr 30 Linien Höhe und Breite. Sie werden vor dem Gebrauch mit Schmirgel polirt, und zeigen nach demselben — wie gesagt nach einer halben Minute — auf einer ihrer Seiten eine durchaus regelmäßige und symmetrische Zeichnung in Gestalt einer Arabeske, Rose und anderer zusammengesetzter Figuren, die sich nach der Bestimmung, welche man eben dem Metallstücke zu geben gesonnen ist, in's Unendliche verändern lassen. Solche Zeichnung und Farbe sind fast eben so unvergänglich als das Metall, auf dem sie hervorgerufen werden; es ist unmöglich sie abzuwaschen, sie verschwinden nur unter Scheidewasser. Weder große Hitze oder Kälte, noch Anhauch, Staub, Regen oder Sonnenschein vermindern den Glanz der Farben und die Regelmäßigkeit der Form. Streicht man mit der Hand über das

Metall, so bemerkt man nicht die geringste Erhöhung oder Rauheit auf seiner Oberfläche. Es ist noch eben so glatt und schimmernd als vor der Operation, und die bunte Zeichnung, welche sie hervorgebracht, scheint ihr von der Natur eigenthümlich.

Den größten Nutzen dieser Erfindung dürften wohl Fabriken für Eisen- und Stahl Instrument, Möbel- und Geschirr-Verzierungen ziehen, weil alle diese bisher nur einfach polirten oder vergoldeten Gegenstände durch eine solche elektrische Zeichnung doppelten Werth gewinnen können. Da Eisen und besonders Stahl für diese neue Proceßur am Meisten geeignet sind, so können Degen, Säbel, Dolche, Rasirmesser, Flinten- und Pistolenläufe, Thür-Schloßer u. s. w. mit den schönsten Zeichnungen und den glänzendsten Farben bedeckt, und auf leichtem Wege dadurch die so viel Kosten und Zeitaufwand erfordernde Damasirung, Blauanlaufung, und Vergoldung ersetzt werden. Nicht viel weniger Vortheil könnten Fabriken davon auch für Tabaksdosen und ähnliche Galanterie-Waaren, für Lampen, Kaffeebretter, Armleuchter, Schalen, Gardinen-Klammern ziehen, da diese durch solche zierliche Zeichnungen leicht Mode-Artikel von höhern Preisen werden können.

Dr. J. J. S.

M i s c e l l e n.

Nach dem dreißigjährigen Kriege tritt man sich in Regensburg auf dem Reichstage über den Titel Erzherzog, die Farben der Sessel und Kleider. Ludwig XIV. nahm indessen die Grafschaft Hagenau und 14 Reichsstädte im Elsaß weg, ohne daß man über den wichtigeren Streit einen Reichskrieg zu Stande bringen konnte. —

So ging es oft in Deutschland und ist es denn ein Wunder, daß uns die Franzosen nach solchen Erscheinungen für dumme Teufel halten? —

Wir sind Deutsche, d. h. Nachkommen eines uralten Völkerstammes von gleicher Sprache und Lebensweise. Möge also auch zuweilen der Deutsche zu dem Deutschen sprechen und ihm anwinken, was in seinem Volksstamme gutes und werthes liege; daß er unter allen Stürmen des Schicksals nie verläugnen, nie ablegen solle.

S p i e g e l g l a s.

Wie früher eine Menge Erfindungen im Alleinbesitz Weniger blieben und namentlich jetzt noch manche Institute Arkane besitzen, vermitteltst welcher sie Produkte liefern, denen man durchaus nicht auf andere Weise gleich kommen kann, so viel Versuche man auch immer machen möge, so ist das englische Spiegelglas, das nach einer Parlamentsakte seit 1773 in England bereitet wird, ein Monopol, das durch stets erneuerte Verbesserungen immer verlängert wird. Das ganze Verfahren wird sehr geheim gehalten. Die großen Spiegel-Manufakturen, die sich in früheren Zeiten in Italien, Frankreich und Spanien auszeichneten, und wegen ihrer Größe und Güte bewunderte Stücke lieferten, welche um dieser ihrer Eigenschaften willen vorzüglich gesucht und theuer bezahlt wurden, haben in neuern Zeiten sehr gelitten, zumal die Verfahrungsart ganz verändert worden. Früher wurde bekanntlich das Spiegelglas auch geblasen, wie das gewöhnliche, nicht gegossen. Unstreitig hat die neuere Methode sehr viel Vorzüge, und es ist wunderbar, daß man die frühere theilweise beibehalten hat, oder besser, sich nicht von ihr hat trennen können.

* B i t t e .

Der geringe Mann braucht oft zu seiner Gesundheit für einen oder ein paar Groten Kamillen, Fliederblumen, Sennesblätter, Isländischmoos, Manna, Salpeter, Safran, Glaubersalz u. s. w. In einer Verordnung vom 13. Juni d. J. wegen Giftverkauf, ist es lediglich den Apothekern erlaubt, von 48 Arznei-Waaren, worunter obige begriffen sind, bei Kleinen zu verkaufen; — 1827 am 24. März waren nur 38 dergleichen Waaren benannt, worunter diese und andere nicht mit benannt sind. — Apotheker dürfen 99 pCt. Gewinn nehmen; Krämer nehmen 9 bis 10 pCt. Diese Verordnung ist daher gleichsam eine Auflage von 90 pCt. für den geringen Mann auf Sachen die zu seiner Gesundheit dienen und mit denen man keinen Unfug treiben kann. Im Namen derselben wird gebeten nach wie vor zu gestatten, daß die Krämer oder wer Lust hat, solche Waaren bei Kleinigkeiten verkaufen dürfen

* F r a g e

um deren Beantwortung man bittet.

Wenn Jemand Bücher bei einzelnen Exemplaren nach einem Verzeichnisse in öffentlichen Ausruf verkaufen läßt, beim Verkauf selbst die Titel herliest und wenn ihm den Tag nachher Bücher als defect zurück gegeben werden, sie nicht annehmen will, sondern sagt: das geht mich nichts an; die Bücher sind vorher zu besehen gewesen. Ich nehme sie nicht zurück. Ist dann eine solche Zurückweisung rechtlich, und was läßt sich daraus folgern?

* U n f r a g e .

Warum kostet in einfacher Brief von Hamburg nur 5 Grote, dagegen einer dergl. von Hamburg 7 Grote, also vierzig Procent mehr, und hat ersterer noch das Porto über die Elbe zu tragen. —

* A n e k d o t e n .

Zwischen zwei sogenannten Eckensternern (Arbeitsleute) entspann sich in Berlin am zweiten Tage der Unruhen daselbst folgendes Gespräch. — Gottlieb: „Guten Abend, Friede, (Friedrich) wo treibst du die rummer?“ — Friedrich: „Ich will nach die Revolution, Gottlieb.“ — G.: „Dazu ist et aberst noch keine Zeit nich, die geht erst um 8 Uhr an.“ — F.: „Das schadt nisch, ich wünsche mich man 'nen guten Plaz.“ — G.: „Nimm die in Acht, Bruder, daß der Viertels-commissarius dich keinen Sperrstich anweisen duht.“ — F.: „D, ho, bange machen gilt nich.“

Daß die einerercirten Cavallerie-Pferde selbst dann noch die Signale, welche vermöge der Trompete gegeben werden, nicht vergessen, wenn sie gleich mehrere Jahre vom Militärdienste entfernt worden, beweist folgende komische Anekdote, die vor längerer Zeit in der Gegend von Potsdam sich ereignete. — Ein Landgeistlicher dortiger Gegend wollte auf seinem Rappen, den er drei Jahre vorher unter den austrangirten Husaren-Pferden sich auserlesen und käuflich an sich gebracht hatte, zu einer Hochzeitsfeier in einem Filialdorfe reiten. Sein Weg führte ihn in die Nähe eines Manoeuvres, das gerade gehalten wurde. Anfangs ging das Thier, wie es sein Besitzer gewohnt war, seinen ruhigen Paß fort, wurde aber bei Eröff-

nung der Kanonade unruhig; je stärker der Donner des Geschüßes trüllte, desto muthiger wurde das Pferd, und schien eine andere Natur anzunehmen. Als aber vollends die Kriegstrompeten einer Escadron zum Einhauen schmetterten, vermogte der Reiter trotz aller Anstrengung das Pferd nicht zu bändigen; es bäumt sich, setzt über den Chaussee-Graben, geht mit seinem Herrn durch und drängt sich in die Linie der Cavallerie, macht mit derselben die Attaque und gehorcht erst dann dem Flügel seines Führers, als zur Retirade geblasen wird.

Versänglicher Neujahrswunsch.

„Ich wünsche Jedermann den Donner und den Hagel

Des Wortes, das es Euch durch Herz und Seele bringt,

Die ganze Welt hängt ja die Gottesfurcht am Nagel

Und dieses ist der Zwang, der ihre Herzen zwingt.
Brecht Hals und Bein entzwei, Ihr Kellern
und ihr Kinder,

Dem Adam, welcher Euch zum Bösen stets erweckt.
Den Teufel wünsch' ich Euch, Ihr unbekehrten
Sünder!

Nicht zwar, daß er Euch hol', vielmehr Euch nur erschreckt.

Ich selbst will nach nichts als Mord und Todtschlag ringen

Des Fleisches, welches uns zum Uebel nur erhebt.
Der Himmel lasse nur den Wunsch also gelingen,

So heißt es recht vergnügt — so heißt es wohl gelebt.“

Also begrüßte einst der bekannte Dichter geistlicher Lieder, Erdmann Neumeister, als Hofdiakonus, zu Weiffenfels, zum Neujahr von der Kanzel herab seine Gemeinde. Mit gehörigem Nachdruck und versänglichen Pausen gesprochen — wie mochte man horchen!

Neumeister, geboren 1670 zu Uchtritz bei Weiffenfels, ward 1697 Pfarrer zu Vibra, 1704 Diakon des Herzogs von Sachsen-Weiffenfels, Johann Adolf, dann Superintendent zu Sorau, endlich 1715 Pastor zu St. Jakob in Hamburg, wo er 1756 starb. Er war einer der heftigsten Widersacher der Pietisten und nannte den frommen Spener einst öffentlich des Herrn Jesu geheimen Secretarium — der ihm von seiner Lehre mehr vertraut als den Aposteln. Sonderbar genug fehlt dieser denkwürdige Mann sowohl im Brockhausischen Conversations-Lexicon, als in der Piperschen Encyclopädie.

Richard Roos.

B u n t e s.

Verschiedene Ansichten giebt es nun einmal in der Welt und die Duldung muß dies ausgleichen. Deshalb hat der wahrhaft Kräftige es nie mit den Personen, immer nur mit den Handlungen, den Begebenheiten zu thun, und während die Meinung des Einen oder des Andern bestritten wird, muß auch seine moralische Person, so weit es irgend möglich ist, unantastbar seyn.

Ein Monsieur de Such hat den Franzosen versichert: wenn ein Deutscher zu seiner Braut oder Frau zärtlich spreche, so sage er: „Mein Enkel!“ (soll heißen: Engel!)

In Nordamerika hat man bei allen Festen einen Toast, der immer ausgebracht wird, nämlich: „Fleiß und Sparsamkeit hilft auch durch schlechte Zeit!“ — Diese stete Erinnerung wäre andern Völkern ebenfalls heilsam.

Verrath kann sich unter gewissen Umständen entschuldigen lassen, aber zur Tugend wird er auch bei dem besten Zwecke niemals.

Th. Laurin.

Blüthen und Blätter,

aus dürrem Holze und frischem Reiz.

* Ali, vierter Nachfolger des Mahomets, wurde von einem seiner Häuptlinge gefragt, welches die Ursache sei, daß die Regierungen des Abubeckers und Omar, seiner Vorfahren, so friedlich gewesen; hingegen des Othmanns und die Seinige, so voller Unruhe und Spaltungen wäre. Er antwortete: Die Ursache liegt am Tage; es rühret daher, weil Othmann und ich dem Abubecker und Omar unter ihren Regierungen aufrichtig dienten. Othmann und ich aber fanden, außer dir und einigen wenigen, Niemand der uns rechtschaffen diene.

Durch die persönlichen Schwächen der Alleinherrschaft werden dem Staate nur selten große Uebel zugezogen, wohl aber durch den Mißbrauch, welchen Ehrgeizige und Ränkemacher mit denselben zu treiben verstehen. Daher sind einsichtsvolle, muthige, redliche Staatsdiener gewiß die sichersten und stärksten Stützen der Throne!

Vertraulichkeit darf nie zu weit gehen, selbst unter den Geliebtesten nicht; wie zwei Früchte zwar schön nebeneinander an einem Zweige stehen können, aber wenn sie selbst an einander verwach-

sen sind, eine der andern das frische selbstständige Gedeihen verhindern.

Die Zeit ist ein altes Weib, in Lumpen geküßt; jedes Jahr bleicht ihr ein Haar mehr, jeder Völkerring zieht ihr eine Furcht mehr ins Gesicht und ihre Krücken, mit denen sie dem aufgescharrten Grabe zuwankt, sind Kirche und Staat.

* Am Grabe unsers Bruders, Pastor Menken.

Unsterblicher! dein Traum ist nun verklungen,
Dein holder Traum von ew'ger Harmonie,
Die du in höh'erm Geist, doch ahnend nur, gesungen;
Nun hörst, nun hörst du sie.

Wie wird die seyn, wenn du aus reinem Lichte,
O Seliger, nun deine Erde schaust!
Der Wahrheit goldne Saat, die keine Zeit vernichtet,
Auf Himmelsboden haust.

Wenn du der Liebe Thun, der ewigen, der großen,
Nun deiner Sehnsucht Blick enthüllst,
Und deinen Durst; dem hier nur trübe Quellen
flossen,

Im Anschau'n Gottes stillst!

Wenn an dem Thron des Herrn, wo sich auf tausend
Stufen

Zum Leben neues Leben drängt,
Nun dein verjüngter Geist, zu sel'germ Seyn be-
rufen,

Mit neuen Kräften denkt!

Wir weinen jetzt um dich. Nimm in der stillen Stille
O Freund! O Bruder! unsern Dank!

Wir schaun entzückt zum Lichte deiner Sphäre,
Und dieß Entzücken sey dein Lobgesang!

A n z e i g e.

Verhaltensregeln von den hiesigen Herren Aerzten wie die Krankheit Cholera möglichst zu verhüten ist. Ist für 2 Gr. bei mir zu haben.

G. Jöntzen,
Catharinenstraße No. 36.

H. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen, Catharinenstraße No. 36.

An das Publikum.

Die unterzeichneten Aerzte halten es in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Gemüther über die kürzlich in den Städten Riga und Danzig ausgebrochene Cholera so sehr in Sorgen sind, für ihre Pflicht ihren Mitbürgern einige Worte der Beruhigung zu sagen, sie mit einigen Umständen und schädlichen Einflüssen bekannt zu machen, welche den menschlichen Körper für Krankheiten jetziger Zeit empfänglicher machen, so wie ihnen einige Vorsichtsmaßregeln an die Hand zu geben um ihre Gesundheit zu bewahren.

Die asiatische Cholera, die im Jahre 1822 von Persien aus in Rußland eingedrungen ist, hat seitdem mehrere Derter dieses großen Reichs befallen, indessen auch wieder viele Andere verschont, die, wie die glaubwürdigsten Zeugnisse es ergeben, eine sorgfältige Absonderung von den von der Krankheit ergriffenen Dertern beobachteten. Wir dürfen daher hoffen, daß diese Krankheit, obgleich sie uns näher gerückt ist, doch durch die kräftigen Maßregeln, die gegen das Einschleppen derselben von der Seeseite aus, von den deutschen Uferstaaten ergriffen sind, so wie die, nichts zu wünschen übrig lassenden, Anordnungen, welche die Regierungen von Oesterreich und Preussen

dem Eindringen derselben in Deutschland von der Landseite aus entgegengesetzt haben, unser Vaterland verschonen wird, und dürfen wir dieses für unsere Stadt und unser Gebiet um so mehr hoffen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß dieselben nicht leicht von bösen Krankheiten heimgesucht werden, wenigstens in einer langen Zeit durch Gottes gnädigen Schutz nicht davon heimgesucht worden sind.

Es giebt indessen Umstände und Schädlichkeiten, welche den Körper des Menschen für Krankheiten überhaupt, namentlich aber auch für die Cholera empfänglicher machen, auf die wir die Aufmerksamkeit unserer Mitbürger zuvörderst zu leiten wünschen. Diese sind: 1. Plötzliche Witterungsveränderungen, namentlich eine feuchte und kalte Luft, nach warmen Tagen. 2. Der Genuß von Speisen, welche fett, roh, schwer verdaulich sind, oder leicht in Gährung übergehen. 3. Der Genuß solcher Getränke, die noch nicht völlig gegohren sind oder übermäßig viele Säure enthalten. 4. Jede Unmäßigkeit im Essen. 5. Der unmäßige Genuß geistiger Getränke, so wie Ausschweifungen jeder anderen Art. — 6. Enge, unreinliche, schlecht gelüftete und feuchte Wohnungen. — 7. Niedrige, sumpfige Gegenden.

8. Leichte, nicht gegen Erkältung schützende Kleidung. 9. Unsauberkeit des Körpers. — 10. Verweilen in der Nachtlust. 11. Erschöpfung des Körpers und übermäßige Anstrengung des Geistes. 12. Alle niederschlagende Gemüthsbewegungen. —

Bei Vermeidung der eben angeführten Umstände und Schädlichkeiten wird die Empfänglichkeit des Körpers für Krankheiten bedeutend gemindert oder völlig getilgt, und kann senach dem Ausbruche der Cholera selbst vorgebeugt werden. Die Beobachtung der nachfolgenden Vorsichtsmaßregeln wird daher dringend von uns anempfohlen: 1. Man bringe weder des Abends spät noch die Nacht über im Freien zu, am wenigsten bey feuchter nebliger Witterung, namentlich lagere man sich nicht auf der Erde. — 2. Man gehe nicht gleich nach dem Aufstehen in's Freie, oder wenn die Nothwendigkeit es erfordert, so kleide man sich warm an. Man gehe des Morgens nicht nüchtern aus, und gehe besonders nicht barfuß, wenn man eben aus dem Bette kommt. 3. Man meide den Genuß roher Rüben, Wurzeln, unreifen Obstes, harter oder halbverdorbener Hülsenfrüchte, esse keine Fische, besonders keine Seefische, die nicht durchaus frisch sind, benutze keine verdorbene Butter oder ranziges Fett, esse keine schlechte Würste, kein fettes Backwerk, besonders aber auch kein Roggenbrod, das nicht durchaus gut ausgebacken ist, und sey behutsam im Genuße der sauren Milch, des weichen Käses, der Gurken, Melonen und des Salats. Dagegen empfehlen sich einfache, aber reichlich nährenden und leicht verdauliche Nahrungsmittel, als Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch, Geflügel und solche Vegetabilien, die

viele mehligte und zuckerstoffhaltige Bestandtheile haben, als Gries, Graupen, Reis, gute Kartoffeln u. s. w., so wie jedes frische Gemüse. Die Zubereitung geschehe auf die gewöhnliche Weise doch mit einem etwas stärkeren Zusatz von Salz, Senf oder Gewürzen. 4. Man trinke kein sauer gewordenes oder nicht völlig ausgegohrenes Bier, keine Weine, die viele Säure enthalten, und meide besonders den übermäßigen Genuß des Weins und Brantweins. *) Ein mäßiger Genuß von gutem Weine, oder bei stattfindender Gewohnheit, von einer geringen Menge Brantwein, der mit Kümmel, Anis, Wermuth, Pommeranzen, Kalmus, oder China bereitet ist, kann nicht schaden, indem dadurch die Verdauungskraft angeregt wird. Es muß hierbey jedoch nicht das gehörige Maas überschritten, und keine Erhizung oder Ueberreizung, sondern nur das Gefühl einer angenehmen Erfrischung und Erregung bewirkt werden. — 5. Man hüte sich vor jeder Ueberladung des Magens. Auch die gesündeste Speise im Uebermaße genommen stört die regelmässige Thätigkeit der Verdauungsorgane. Besonders mäßig esse man zu Abend. — 6. Die Kleidung sey der Witterung angemessen, indessen ist es gerathen sich gegenwärtig wärmer als in anderen Sommern zu kleiden. Die Unterkleider sind bezubehalten, und besonders halte man den Unterleib und die Füße warm. 7. Man wechsle sofort jede

*) Durch nichts wird die Empfänglichkeit für Krankheiten und namentlich für die Cholera so sehr befördert, als durch einen unmässigen Genuß geistiger Getränke, und werden Säuer nach dem Zeugnisse aller Beobachter der Krankheit, vorzugsweise von ihr befallen.

durchnässte Bekleidung des Körpers und der Füße. 8. Wenn man schwitzt, so hüte man sich den Schweiß durch schnelle und plötzliche Abkühlung zu unterbrechen, und trinke nicht kalt bey erhitztem Körper. — 9. Man beachte jede statt gefundene Erkältung, und suche die Hautausdünstung in einem solchen Falle sofort durch das Trinken eines warmen Kräuterthees von Melisse, Glieder, Kamillen u. s. w. zu befördern. Zur Anregung der Thätigkeit der Gefäße auf der Oberfläche des Körpers ist das öftere Reiben desselben mit einem Stücke Flanell anzurathen. — 10. Der Gebrauch warmer Bäder ist nicht nachtheilig, sondern zur Erhaltung der Reinlichkeit des Körpers und Beförderung der Hautausdünstung zu empfehlen. Man kleide sich jedoch nach dem Bade warm, und meide dann besonders alle Gelegenheit zur Erkältung. Das Baden in offenen Wassern sollte nur nach genommener ärztlicher Rücksprache statt finden. —

11. In den Wohnungen beobachte man die größte Reinlichkeit, Sorge für fleißiges Wechseln des Bettstrohs, und meide alles enge Beisammenwohnen. Wo dieses unvermeidlich ist, und besonders Mehrere in einem engen Raume schlafen müssen, da öffne man bey Tage, sobald es die Witterung erlaubt, zum öfteren die Thüren und Fenster. In den feuchten Kellerwohnungen ist besonders für die größte Sauberkeit zu sorgen, und wird das öftere Durchräuchern derselben mit Wachholderbeeren oder Essigdämpfen nützlich seyn. — 12. Man erschöpfe sich nicht

Durch anhaltende körperliche und geistige Anstrengungen, und meide besonders alles nächtliche Schwärmen. 13. Endlich überlasse man sich keiner unnöthigen Sorge und Furcht, und lasse sich nicht durch lügenhafte Gerüchte schrecken, denn nichts hat einen schädlicheren Einfluß auf die Gesundheit des Körpers, als Angst, Furcht und bange Besorgniß für die Zukunft, denn sie lassen die Quellen eines kräftigen Lebens versiegen, um unter begünstigenden Umständen Krankheiten herbeizuführen denen wir entgehen wollen. Dagegen trägt ein froher heiterer Sinn zur Kräftigung und Stärkung des Körpers das Meiste bey, und möge er uns denn auch über unvermeidliche Unfälle hinwegführen, und ein Gott ergebene Gemüth uns vertrauensvoll zur gerechten und allwaltenden Vorsehung erheben!

Bremen, 14. Juni 1831.

J. Heineken, Dr.

G. R. Treviranus, Dr.

P. C. Heineken, Dr.

G. von dem Busch, Dr.

G. H. Schmidt, Dr.

G. Barckhausen, Dr.

Stachow, Dr.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mirrored and difficult to decipher.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mirrored and difficult to decipher.

Handwritten text on the right page. The text is mirrored and difficult to decipher.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 23. Juni 1831.

Und des Lebens Dornenkränze
Blumen auch mit einzureih'n,
Zu dem schönsten Farbenglanze,
Das muß Dichters Wonne sein.

*** P o e s i e.**

Art von Muses Hand gesponnen
Ist der Dichtkunst Blumenkleid,
Dem Vergänglichem entronnen,
Ein Gebild der Ewigkeit.

Lebensgluth in Sylben hauchen,
Worte der Unsterblichkeit
In der Dichtkunst Zauber tauchen,
O, welch' hohe Seligkeit.

Balsam träufeln auf die Wunden
Denen Sorg' und Gram entquilt,
Tröstung reichen solchen Stunden
Die der Trauer Nacht umhüllt,

Und des Lebens Dornenkränze
Blumen auch mit einzureih'n,
Zu dem schönsten Farbenglanze,
Das muß Dichters Wonne sein.

Ja, dies sey des Dichters Streben,
Das Gelingen seine Lust,
Und den höchsten Lohn wird geben
Das Gefühl der eignen Brust.

Poesie, zu deiner Feier,
Singe ich mein schwaches Lied, —
Dir soll rauschen meine Feier,
Bis das Grab den Schleier zieht.

—.

**Ueber den Stand der verschiedenen
Parteien in Frankreich.**

Es hat wohl nie eine Revolution gegeben,
welche einmüthiger und mehr aus der politischen
Lage des betreffenden Staats selbst hervorgegangen
wäre, als die Julirevolution; vergebens sah man
sich nach Solchen um, die nicht damit einverstän-

den waren. Mit knapper Noth fand man deren in jenem kleinen Geleite, welches dem Könige in seine Verbannung folgte und diesen letzten Beweis von Anhänglichkeit ihm nur rückfichtlich seiner Person gab, indem sie seine unkluge Politik durchaus als verwerflich darstellten.

Wie sehr alle Meinungen in jenem Augenblicke sich gegenseitig vermischten und vertrugen, kann man aus der Municipalcommission abnehmen, welche aus den Herren Mauguin, Puyraveau u. s. w. bestand und die Herren Broglie und Guizot zu Ministern ernannte. Aber es trat ein, was auf alle Revolutionen ohne Ausnahme zu folgen pflegt: die Meinungen trennten sich wieder, weil sie sich nur vermischten, und nicht mit einander vermengt hatten. Zuerst versuchten die Männer der Legitimität, welche von der Julirevolution mehr überrascht, als besiegt worden waren, ihr Banner wieder zu erheben. Die Stärke dieser Partei liegt in ihren Verbindungen und in der Sympathie mit beinahe allen europäischen Regierungen und in den Vortheilen des Friedens, welche Frankreich aus diesen Verbindungen allerdings gezogen hat; ihre Schwäche aber liegt in dem Widerwillen gegen fremden Einfluß, namentlich aber in der fortschreitenden Macht der Freiheit und der Aufklärung. Das Einzige, was diese Partei noch vermag, besteht in der Bewaffnung einiger fanatischen und unwissenden Landleute und darin, daß sie unser Vaterland in Intriguen verwickelt, aber in Frankreich selbst ist ihre Herrschaft gestürzt.

Die Partei, welche mit der der Legitimitätsritter die meiste Ähnlichkeit hat, und, wenn sie ja einmal von ihr getrennt ist, dies nur aus Zufall war, ist diejenige, welche man lange die Partei der Apostaten genannt hat und welche jetzt das Centrum in der Kammer einnimmt. Diese Partei, bestehend aus einer Schaar von Beamten,

die sich aus der Gewalt eine Gewohnheit und einen Beruf gebildet haben, aus jenen Philosophen, die jetzt nichts zu thun haben würden, wenn sie nur das zu lehren hätten, was der gesunde Menschenverstand in der Politik mit sich bringt; bestehend endlich aus einigen Banquiers; diese Partei, sage ich, glaubt noch bis auf den heutigen Tag an die Möglichkeit, die englische Regierungsform mit ihren erblichen Vorrechten in Frankreich adoptiren zu können, und ist der festen Meinung, daß, wenn der Versuch dazu unter der älteren bourbonischen Linie fehlgeschlagen hat, dies der Fehler Karl X. und nicht der ihres Systemes ist. Diese Partei hält für das Beste, wieder einen Versuch mit der Restauration zu machen. Wenn, um ihren Zweck zu erreichen, sie für nöthig erachtet, sich mit den Legitimisten wieder zu vereinigen, so wird sie es ohne Bedenken thun. Ja, ihre ganze Absicht geht schon darauf hinaus; von beiden Theilen ist man sich schon entgegen gekommen.

Der Reihe nach kommen wir auf die liberale oder volkshelmische Partei. Das ist jene Partei, welche den Grundsätzen der Revolution von 1789 treu geblieben ist, welche während sie den Gehalt des Terrorismus verwarf, gleichwohl die edlen Gesinnungen nicht aufgegeben hat, die die Beförderung der Glückseligkeit in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben bezwecken; das ist jene Partei, die Napoleons militairischen Despotismus beweint, aber mit allen Kräften gegen den Einfall der Fremden gekämpft hat; welche die Restauration wie einen Versuch mit angesehen hat, ruhig, aber ohne darauf zu bauen; welche sich von den bestehenden Gesetzen bewährten Freiheit stets nur zur Beförderung des allgemeinen Wohles bedient hat; welche endlich nie an der Freiheit und dem Glück des Vaterlandes gezweifelt

hat, und gerade jetzt am allerwenigsten daran zweifelt. Diese Partei ist die zahlreichste, oder sie ist vielmehr gar keine Partei, es ist beinahe die ganze Nation, welche, entweder von einer auf Gründe gestützten Ueberzeugung geleitet oder von einem geheimen inneren Triebe angefeuert, sich an einige vergötterte Feldherren anschließt und sich einigen gemeinschaftlichen Prinzipien ergiebt. Diese ungeheuer Partei, ohne deren Beistand keine Regierung in Frankreich auf Stärke oder auf Weisheit rechnen kann, diese Partei — ach! wir wissen es leider nur zu genau! — ist jetzt getheilt, und dies ist das größte Unglück, das uns in unserer politischen Stellung treffen konnte. Aber vielleicht liegt mehr ein Mißverständniß, als eine förmliche Trennung zum Grunde. Diese Theilung hängt nur von zufälligen Ursachen ab, und freimüthige Erörterungen und hauptsächlich die Zeit haben diese zum Theil schon abgestellt und werden sie bald gänzlich verschwinden lassen.

Zum Beschluß kommt denn noch die republikanische Partei. Diese ist ganz excentrisch und gesteht selbst, daß sie nur in der Zukunft und in der Erwartung lebe. Die Lehrsätze derselben enthalten Nichts, was durchaus unverträglich mit einer auf den Volkswillen basirten Monarchie wäre, denn sie hat sich nur wegen eitler Formalitäten und wegen Wortklauberien losgezählt. Auch ist diese Loszählung keine wesentliche und kann durch den Einfluß der Vernunft und Erfahrung gehoben werden.

Wir haben keine eigene Partei von Bonapartisten darum aufgeführt, weil die Leute, die man dazu rechnen könnte, sich nur auf ihre liebevolle Erinnerung an den alten Helden beschränken, und in der That keinem besondern politischen Glaubensbekenntnisse angehören. Versuche einer Vereinigung zwischen ihnen und den Republikanern

werden wohl gemacht werden, wenn eine solche nicht schon versucht worden ist; aber sie werden scheitern, denn es herrscht, rücksichtlich ihrer Lebensart und ihrer Stärke, ein natürlicher Widerspruch zwischen beiden.

Dies ist die Darstellung der Parteien, in welche Frankreich zerfällt. Jede von ihnen hat ihre Anhänger und ihre Zwecke, und man könnte wohl aus ihnen allen zusammen genommen zwei Hauptparteien bilden, nemlich einmal die der Anhänger der Restauration und dann die der Anhänger der Revolution, oder mit andern Worten, das System der positiven Rechte und das des Naturrechts.

Der Kampf in Polen, jetzt und sonst.

Gewiß nicht ohne Recht erstaunt wohl ein Jeder, wenn er in öffentlichen Blättern liest wie bei dem jetzigen Kampfe in Polen und Lithauen gegen die gefangenen sogenannten Insurgenten verfahren wird; wenn er liest, wie man ihnen die Haare vom Kopfe abscheert, wie man sie mit Ruthen peitscht, wie sie gekantshut werden, wie man sie an der Fronte der Regimenter hinabführt, ihnen in's Gesicht speien läßt u. dergleichen. Verwunderung und Trauer erfüllt bei solchen Nachrichten, deren Wahrheit um so weniger zu bezweifeln ist, da sie in achtungswerthen Blättern, wie z. B. in der Allgem. Lit., mitgetheilt werden, gewiß jedes fühlende Herz, mag auch die individuelle politische Ansicht seyn, welche sie will, und es kommen bei solchem Nachdenken Augenblicke, wo man sich selbst fragen möchte: lebst du denn wirklich im neunzehnten Jahrhundert und kann dergleichen in diesem Jahrhunderte und im christlichen Europa noch geschehen? — Das Befremden wächst aber noch, wenn man außerdem aus denselben Blättern noch erfährt, daß ein

Drift Bartholomäi bei dem Kampfe in Litthauen gefangene Litthauer in die brennenden Häuser eines Dorfes zurückjagen ließ, so daß diese Unglücklichen zu zehn und zwölf in den Flammen umkommen mußten, daß bei der Einnahme von Igani die Polen die frischen Leichen vom fliehenden Feinde ermordeter schwangeren Frauen und Säuglinge fanden u. und die Möglichkeit, daß dergleichen überhaupt nur geschehen kann, wird fast allein nur dadurch begreiflich, daß ohne on Suwarow und die Gräuelt und Schande von Praga zu denken, Aehnliches nicht etwa vor Jahrhunderten, nicht etwa in den finsternen Zeiten roher Barbarei und nicht etwa unter Heiden und Canibalen, sondern vor einigen Decennien auf denselben Schauplätzen geschehen ist.

Hören wir was Lord Brougham, Englands großer Lordkanzler, darüber in seinem Werke über Polen *) S. 33 bei der Schilderung des Kampfes vor der ersten Theilung Polens sagt: „So bald Repnin Verstärkung erhalten hatte, spottete er der Waffenruhe: er stürzte sich auf die Conföderirten und verheerte die Länder aller wahren und aufrichtigen Polen mit Feuer und Schwert. Man sah Kosaken, in Repnin's Haus nach Warschau polnische Edelleute, geknebelt am Schweife ihrer Pferde, führen, und so längs auf dem Wege hinschleppen. Ein russischer Oberst, mit Namen Drowik, schien alle seine Gefährten an Wildheit übertreffen zu wollen; nicht zufrieden, die Edelleute niedermachen, die man verschont und zu Gefangenen gemacht hatte, belegte er sie mit den in Rußland für die Sklaven erfundenen Züchtigungen. Bald band er sie an einen Baum, um seinen Soldaten als Ziel beim Exerciren mit

dem Feuergewehre zu dienen; bald zog er ihnen gewisse Theile der Haut ab, um die Nationalstracht darzustellen; zuweilen zerstreute er sie in die Provinzen, nachdem er ihnen die Hände, die Arme, Nase und Ohren abgehauen hatte, als lebende Beispiele der Strafen, die jenen vorbehalten waren, die noch einige Anhänglichkeit für das Vaterland in sich nährten. „Es ist zu bemerken,“ fährt Brougham fort, „daß es diesem wilden Thiere, damals dem Helden des moskowitzischen Heeres, an kriegerischem Muth, einer so gemeinen Eigenschaft in den Feldlagern, mangelte. Peter hatte die Russen nicht civilisirt, dieses Unternehmen überstieg seine Geisteskraft eben sowohl, als es auch unverträglich mit seinem wilden Charakter war; er hatte nur eine barbarische Horde mit den Kriegskünsten der Civilisation bewaffnet.

* R ü g e.

In dem zu Minden erscheinenden Sonntagsblatte vom 19. Juni findet sich ein mit H unterzeichnetes Schreiben aus Bremen vom 10. Juni, welches so anfängt: „Vor einigen Wochen war „unsre Staatsconstitution der Gegenstand der Unterhaltung. Mehrere Patrioten möchten gern „alle Theile der Staatseinrichtungen neu und „besser gestalten; daß ersteres schon mit vielen „Beschwerden verknüpft ist, erscheint leicht denkbar, „daß letzteres fast zu den Unmöglichkeiten gehört, „ist gewiß, — und weiter heißt es: „ein neuer „wichtiger, an das physische Leben tretender Gegenstand, hat jenen Constitutionschwandel verdrängt, „— die Cholera.“ —

Wie ist es möglich, daß so jemand unser Bremen verhöhnen mag, solchen Unsinn, solche Unwahrheit zu schreiben wagt. — Schwerlich

*) Deutsch, zu Brüssel erschienen bei Normales 1831; ein ungemein wichtiges Werk.

haben Sie, mein Herr H gehörig bedacht, was Sie nach Minden schrieben, hoffentlich sind Sie kein geborner Bremer, sondern nur ein, Bremen flüchtig Durchreister, — sonst würden Sie wissen, daß eine Verbesserung unserer Verfassung, deren Mängel auch der Dümme nach einmaliger Durchlesung leicht erkennen wird, seit Jahren schon der Wunsch fast aller Bewohner Bremens gewesen ist. — Nicht allein vor einigen Wochen war sie der Gegenstand der Unterhaltung, sondern seit dem 15. October v. J., an welchem Tage sie endlich nach langer Pause wieder auf dem Bürgerconvente zur allgemeinen Freude zur Sprache gebracht ward, ist kein Tag vergangen, an welchem von Vielen nicht lebhaft daran gedacht und darüber gesprochen ward.

Seit 4 Monaten sind achtungswerthe Mitglieder des Senats und der Bürgerschaft eifrigst damit beschäftigt Bremens sehr mangelhafte Verfassung wesentlich zu verbessern und neu zu gestalten.

Daß Sie diese Männer, so wie tausende der Bewohner unsers Freistaats, durch ihre Bemerkung, daß die Cholera den Constitutions-schwindel verdrängt habe, empfindlich beleidigen würden, daran haben Sie wohl nicht gedacht und man muß sich wundern, wie der sonst so geachtete Redacteur des Mindner Sonntagsblattes, Herr Dr. N. Meyer, als geborner Bremer solchen Unsinn und solche Verhöhnung seiner Vaterstadt in seinem Blatte aufnehmen konnte. —

Was hat die Cholera mit der Constitution zu thun? — Wahrlich nichts mehr als daß beide Worte mit einem C anfangen.

Vielleicht sind Sie ein Bremer, kennen die hiesigen Verhältnisse, wissen, daß seit einiger Zeit die Bürgerconvente nicht mehr so zahlreich als im

letzten Winter während der Constitutions-Verhandlungen besucht werden — darüber hätten Sie freilich klagen können und wünschen sollen, daß das Interesse für die gute Sache recht lebhaft erhalten werden möge — dann wären auch Sie ein Patriot gewesen; allein sein Sie fest versichert, daß es nicht an Männern fehlt, noch fehlen wird, das Beste unsers Staats und unsers Gemeinwesens durch Wort und That zu beherzigen, die nicht verzagen werden und wenn auch ihre Zahl auf Conventen oder in andern Versammlungen ungleich kleiner als die ihrer Gegner wäre; bei dem Bewußtsein im Herzen, es, fern von Eigennuz und Selbstsucht redlich zu meinen, nur Gutes zu wollen und bei der Gewißheit von der öffentlichen Meinung, vor Allen die Freisinnigkeit und bürgerliche Freiheit lieb haben (und Gottlob deren sind auch in Bremen recht Viele) unterstützt zu werden, darf dreißt einer gegen Hundert den Kampf wagen. —

Sein Sie fest versichert, Bremens Bürgerschaft ist von keinem Constitutions-schwindel befallen, es ist ihr heiliger Ernst, ihre durch das Alter von Jahrhunderten so mangelhaft gewordene Verfassung, verbessert haben zu wollen, und die Unterstützung ihres Willens von Seiten unsrer verehrten Obern bürgt für den guten Ausgang der guten Sache; mit Verlangen steht man dem Entwurfe einer verbesserten Verfassung entgegen und hofft, daß er recht bald erscheinen werde.

Daß es hier, wie an allen Orten, auch Menschen giebt, welche Neues oder Verbesserungen aus Engherzigkeit, eigennützigen oder sonstigen bösen Absichten hassen und fürchten, welche die Juli-Tage der Franzosen verdammen, welche gern von einem Erherzoge Karl einen Titel annehmen, wünschen, daß Polens Hochherzigkeit

von der Knete gezeißelt werden möge, ist leider wahr; aber Gottlob! im freien Bremen ist ihre Zahl klein und wird alle Tage kleiner.

National-Charakter.

Wirft man einen weltbürgerlichen Blick auf die Begebenheiten seit einem halben Menschenalter, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Vorsehung einen ganz eigenen Tag in der Geschichte der Menschheit will werden lassen, einen Tag, welchen die Welt noch nicht gesehen hat. Alles, so weit die Regungen jetzt reichen, deutet auf ihn hin. Wer ihn erlebt, wird, wenn er zurückblickt, kaum noch die Spur des jüngst verwichenen Tages erkennen. Bis dahin ist alles nur noch dunkles und räthselhaftes Vorspiel. Doch steht man im Dämmerchein Gipfel sich neigen und Thäler sich heben; Riesen werden zu Pygmäen und Pygmäen zu Riesen. — Inzwischen reiche der Bürger dem Bürger die Hand; der Unterthan traue und vertraue seinem Führer; der Mensch huldige der Menschheit. Jeder thue seine Pflicht, das Uebrige überlass er der Vorsehung.

Pflichtmäßige Ueberladung.

Der Sohn eines pommerischen Edelmanns ward auf Bitten seines Vaters als Page bei der verwittweten Königin v. P. angestellt. Unter andern Dienstplichten lag ihm ob, während der Tafel hinter dem Stuhle der Königin zu stehen und die Teller derselben zu wechseln. Noch unbeholfen wie er war, nahm sich die gutmüthige Königin seiner in so fern an, daß sie ihm den Teller hinhielt, wenn sie ihn gewechselt wünschte. Gleich vertauschte der Page den hingehaltenen Teller mit

einem andern, stellte sich nun mit dem abgenommenen Teller etwas bei Seite, verzehrte das darauf noch Vorräthige mit dem besten Appetit; dann gab es wieder einen Teller zu wechseln und für ihn zu essen, da die Königin oft Alles auf demselben unberührt liegen ließ. So gieng es eine Zeitlang fort; endlich aber wollte er den hingehaltenen Teller nicht mehr abnehmen, und sah weg. Man machte ihn aufmerksam, seine Schuldigkeit zu thun, indessen versicherte er der Königin ängstlich, daß sein Appetit über alle Maassen gestillt sey, und er plagen müsse, wenn es so fortgieng.

Haushmittel.

Mittel, zu verhindern, daß Kupferstiche nicht ihre Fettigkeit an das Glas ansehn.

Man lege neugedruckte Kupferstiche, oder auch alte Drucke, wo die Schwärze noch nicht völlig eingetrocknet, auf eine Tafel. Dann deckt man graues Löschpapier darüber und schüttet auf dieses eine Lage sehr heißen und völlig trocknen Sand von ein bis zwei Zoll Dicke. Auf diese Art läßt man ihn wenigstens eine Stunde auf dem Löschpapier. Hat man nun dieses dann weggenommen, ein anderes wieder hingelegt und das ganze Verfahren mit heißem Sande zwei bis drei Mal wiederholt, so kann man den Kupferstich anbesorgt einrahmen.

Mittel, Stiefeln und Schuhe wasserdicht zu machen.

Die Fischer in Neu-England bedienen sich schon seit länger als hundert Jahren nachstehenden Mittels, ihre Fußbekleidung wasserdicht zu machen. Man läßt eine Kanne Leinöl mit einem Pfunde Schöpstalg, sechs Unzen weißen Wachs und 4 Unzen Harz kochen. Diese Mischung wird nun

warm, aber ja nicht zu heiß, auf neue Stiefel und Schuhe gebracht und mit einer Bürste so verrieben, daß sie, wenn sie trocken geworden, der Geschmeidigkeit des Leders nicht schade. Jene Fischer bleiben mit so zugerichteten Stiefeln geraume Zeit im Wasser, ohne daß dieses durchdringt.

Mittel, vergoldetes Kupfer zu reinigen.

Stark geliebt und geschwehrt geht dieser Goldfirniß leicht ab. Dem begegnet man, wenn man solche Gefäße oder Gegenstände, um den Schmutz weg zu nehmen, mit lauem Wasser reinigt, in das ein wenig Weinessig gegossen worden.

* W u n s c h.

In den hiesigen Blättern wurde seit einiger Zeit Manches über die Vermehrung der Weißbäckereien geschrieben, und so halten es denn auch einige Anwohner der großen St. Johannisstraße angemessen, hier den Wunsch auszusprechen „es möge einem Weißbäcker gefallen, sich in dieser Straße zu etabliren.“

Bei der Uberschwemmung im März 1827 wurde der Mangel eines solchen recht fühlbar, weil der in der Altstadt wohnende Bäcker der das Brod an die Höker in dieser Straße verkaufte kein Schiff hatte. Wie würde es nun werden, wenn — wofür uns der Himmel behüte — es erforderlich würde, bei ansteckenden Krankheiten ganze Straßen zu sperren, und dieses Schicksal die unsrige träfe? — Woher bekämen wir dann Brod in dieser Wüste?

Mehrere Anwohner der gr. St. Johannisstraße.

* M o t i z.

Herr Professor Mattenheimer über d. ssen Leistungen in der Malerey öffentliche Blätter namentlich aus München viel Rühmliches enthalten, hat während seines kurzem Hierseyns ein Del-Gemälde von seiner Hand aufgestellt welches von denen die dasselbe gesehen haben, als etwas sehr Seltenes geschildert wird.

Kenner und Kunstfreunde, mögen es doch nicht versäumen, dieses Gemälde in seiner Wohnung Seeren No. 38 zwey Treppen hoch in Augenschein zu nehmen.

Blüthen und Blätter,

aus dürrem Holze und frischem Reis.

Jünglinge graben gern gleich recht tief in die Fundgruben der Liebe, der Ehre, der Wissenschaft, aber dann fällt ihnen der Schutt hinten nach, und sie müssen wieder von vorn anfangen.

Ein Protestant streit einst sehr lange mit einem Katholiken über ihren Glauben, und endlich bekämpfte jener diesen und dieser jenen. Was weiter aus ihnen geworden ist, wissen wir nicht, erwarten aber das beste, und es wäre am Ende kein übler Versuch, wenn's all so machten.

Die Volksbegeisterung in unsern letzten Freiheitskriegen ward wie die Jungfrau von Orleans unter ihrer eigenen Fahne begraben.

Wahres und Irriges,

von Fr. Laun.

Gerade die wichtigsten und lehrreichsten Selbsterfahrungen und Beobachtungen muß der Dichter oft anstellen, mitzutheilen, weil das Leben ihm noch näher liegt als das Dichten und diejenigen, so ihm die Liebsten und Nächsten sind, sich durch ihre Bekanntmachung tief verletzt fühlen könnten.

Des Dichters im Vorspiele zum Faust so leidenschaftlich ausgesprochenes Verlangen: „Gieb meine Jugend mir zurück“, hallt mit erschütternder Wahrheit wieder in der Brust jedes Bejahrten. Es ist der wehmuthvolle Laut seines eigenthümlichsten, innersten Verlangens, das ihm schauerlich, wie sein eignes Gespenst, von außen begegnet.

Und doch, welcher Vernünftige würde die Jugend mit all' ihren Reizen und all' ihrem Glück und Glanze nicht zurückweisen, wenn sie ihm noch einmal wirklich sich darböte, mit der Aussicht, daß sie auf dieselbe schaaale Weise endigte, als das erste Mal?

Die so köstlich prangende Blume ritterlicher Galanterie hauchte das feinste und zerstörendste Gift aus auf den eigentlichen Kern alles edlen Lebens, die Wahrheit und die Sitte.

Rudolphs I. Urtheilsspruch.

(1284.)

Im Thronsaal sitzt der Kaiser zu hören All' bereit.
Um strenges Recht zu sprechen, zu schlichten manchen Streit.

Und als er sie entlassen die Herren aus dem Saal,
Da naht zuletzt dem Throne sein jugendlich Gemahl.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Acten der Stadt Bremen.)

K. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No 36.

Die nähert sich bescheiden, verneigt tief den Leib.
„Da sieh, was will im Nichtsaal mein liebes, junges Weib?“

„Verzeiht, mein Herr und Kaiser, wenn wider Frauenart,

Ich an den Zug der Männer mich heute hab' geschaart.

Seht euer böser Bischof, ja ja von Speier her,

Der küßte kühn mich gestern hier auf die Wange her!“

Wie sie verschämt die Worte zu dem Gemahle spricht,

Da regnen plötzlich Thränen ihr rosig Angesicht.

„Das muß ich euch wohl melden, o zürnet mir drum nicht,

Und bünkt euch's gut, so laßt den Bischof vor Gericht!“

Der große Habsburg lächelt und ist wohl still erfreut,

Daß solch ein Herr um Agnes selbst nicht die Sünde scheut.

Und er umschlingt sie liebend und streichelt sie um's Kinn,

Sie ist so gar holdselig die junge Königin.

Und einen von den Dienern, den winkt er nah' dem Thron,

Und schickt' ihn an den Bischof mit diesem Wort davon:

„Er soll ein Agnes küssen, was wohl viel frommer ist;
Doch meine liebe Agnes, die laß' er ungeküßt!“

Ludwig August Frankl.

Den modernen Opern-Componisten.

Rasch componirt! — begeistert euch zum Lärmen,
Kein Instrument darf je in Ruhe seyn;
Um einen Text braucht ihr euch nicht zu härmern,
Musik, Musik! — den Text schafft hinterdrein!

A. G. Bredow.



Der Bürger = Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 26. Juni 1831.

* A n z e i g e.

Die Unterzeichnete fühlt sich zum innigsten Danke für die stets zunehmende Theilnahme für diese Blätter verpflichtet, und wird — unterstützt von vielen achtbaren Mitarbeitern — auch bey den nächsten Quartal-Blättern dahin streben, dem mehrmals ausgesprochenen Zwecke des Bürgerfreunds mehr und mehr zu entsprechen.

Der Verleger wird es sich angelegen seyn lassen für saubern Druck und öftere gemeinnützige und unterhaltende Steindruckbeilagen zu sorgen, und hofft in der größeren Ausbreitung, sowohl hier als auswärts, Ersatz für die nicht unbedeutenden Auslagen zu finden.

Sollte Jemand wünschen den Bürgerfreund auf seinem Post = Velinpapier zu erhalten, so würde eine Erhöhung des Preises von 12 Grote pr. Quartal eintreten, und bedürfte es nur einer Anzeige bey Verleger oder der Unterzeichneten.

Die Redaction.

Und nun — die Farb' hast du verschmäh't!
Doch farblos will ich dich nicht lassen;
Des Himmelsbildes Majestät
Soll deine Fluth hinfort umfassen.

Das Himmelsbild.

Noch war die Erde wüß' und leer,
Und Gottes Geist war auf den Bogen,
In Seiner Allmacht rauscht' das Meer,
Und auf und ab die Wolken flogen;
Allein man unterschied sie nicht,
Weil Farb' und Form sie nicht erwarben;
Da sprach der Herr: „es werde Licht!“ —
Nun glänzten alle sieben Farben.
Als bald der Himmel ab sich trennt
Von der zurück gelass'nen Erde;

Das Sonnenheer am Himmel brennt
Durch seines Schöpfers mächt'ges: Werdel!
Die Erde schmückt, wie eine Braut,
Sich nach der Gottheit mildem Willen.
Nur dem verlass'nen Wasser — graut,
Und nichts mag seine Sehnsucht stillen!
„Ich trug ihn doch an meiner Brust,
Den ich auf ewig nun verloren!;
Ersetzt mir eitle Erdenlust
Den Himmel wohl, den ich geboren?

Wohl schwing' als Dunst ich oft genug
 Mich auf mit sehnenndem Gefieder;
 Doch kurz nur währt der Wolke Zug;
 Bald fällt sie schwer zur Erde nieder."

"Ja farblos wünsch' ich stets zu seyn,
 So ziemt's dem bangen Mutterherzen;
 Nur Sehnsucht nimmt mein Inn'res ein,
 Die ewig ist, wie meine Schmerzen,
 Bis das Geschick mein Flehn bewegt,
 Es mir ersetzt, was ich verloren,
 Auf's neu mir an den Busen legt,
 Den Himmel, einst aus mir geboren." —

Und sieh, der Schöpfer hört das Flehn,
 Und eilet, Trost ihm zu bereiten. —
 „Wohl ist auch Murren ein Vergehn;
 Doch Liebe muß die Liebe deuten!
 Du sehnst dich nach dem Himmel nur;
 Rings sehnt sich Alles nach der Erde;
 So wandelst du auf rechter Spur,
 Auf das dein Geist geheiligt werde!"

Hör' an! so lang' die Erde steht
 Kann dein Geschäft ich nicht erlassen;
 Doch du, bis einstens sie vergeht,
 Streb' in Geduld dich fromm zu fassen.
 Schwing' liebend auf gen Himmel dich,
 Befruchtend fall zur Erde nieder;
 Denn, nur vom Himmel senket sich,
 Was Segen bringt, auf sie hernieder!"

Und nun — die Farb' hast du verschmäh't;
 Doch farblos will ich dich nicht lassen;
 Des Himmelsbildes Majestät
 Soll deine Gluth hinfort umfassen;
 Daß, ob getäuscht der Erdenwurm,
 Den Blick, statt aufwärts, lehret nieder,
 Aus stiller Gluth, im Wogensturm,
 Ihm mahnend strahlt der Himmel wieder!"

Chr. Feldmann.

Der Schatz im Hofraum.

(Arlesische Sage.)

Wer es bezweifelt, daß die spanischen Sarazenen vormals die äußersten Grenzen des Königreichs Arles inne hatten, der lese unter andern nur Nicolas Gilles Chronik von Frankreich, deren schönstes Capitel ohne Widerrede, von der Schlacht zwischen Carl dem Großen und dem Könige von Sevilla und Lanmatur von Cordova, Sarazenen, die ihre Kriegsvölker mit Teufelskleidern angethan hatten, um die Rasse der Christen in Furcht zu setzen, handelt. Uebrigens ist das Factum auch so zu sagen mit steinerner Schrift geschrieben, denn man erkennt leicht unter den römischen und gothischen Bauten der alten Hauptstadt der Gallier die Ueberbleibsel maurischer Bauart. Wie lange die Cordovischen Mauren das arlesische Gebiet inne hatten, läßt sich nicht bestimmen, gewiß ist nur, daß der Sieg Karl des Großen den Statthalter des Emirs von Cordova, Jussuf-Idin, nöthigte, über die Pyrennäen zurückzugehen. Ich vermuthete, ihr Aufenthalt währte nahe an einem Vierteljahrhundert, denn mehrere vornehme Mauren hatten sich schon mit ihren Familien in der Stadt niedergelassen, im Vertrauen auf die Verheißung des Propheten, seinen Bekennern werde der ewige Besitz des Abendlandes zufallen.

Der Rückzug der Sarazenen geschah so plötzlich, so ohne alle Vorbereitung, daß sie ihre durch Krieg und Plünderung zusammen gerafften Schätze nicht einmal mitnehmen konnten. Noch bis jetzt hat man die Hoffnung nicht aufgegeben, denjenigen Jussuf-Idin wieder aufzufinden, den er im Herentloche auf dem Cordesberge vergraben. Andere versenkten ihre Reichthümer in das Bett der Rhone, woraus die Fischer von Trinquetaille und Rochette von Zeit zu Zeit köstliche Bruchstücke zu Tage fördern. Noch andere verbargen

ke in den römischen Gewölben, die den Häusern, welche in der Nähe des Stadthauses liegen, zu Kellern dienen. Die nördliche Facade dieser Gebäude erhebt sich auf einem kleinen Plage, der Hofraum genannt, der mit hübschen farbigen Kieselsteinen, welche eine Art Mosaik bilden, gepflastert ist. Obgleich die Bauart der Häuser, dem Municipalspallaste gegenüber nur ein schlechtes Ansehen gewährt, so ist dieser Theil doch unstreitig der schönste der Stadt. Er war es selbst zur Zeit der Herrschaft der Mauren, und Eid-Hamed, einer der vornehmsten Offiziere Jussuf-Ibin's hatte das dritte Haus am Hofraum zu seiner Wohnung erwählt.

Eid-Hamed verließ Arles nur mit der Hoffnung, bald dahin zurückzukehren. Da er seine Tochter Gulbeyaz, die er über alles in der Welt liebte, in Sicherheit zu bringen hatte, so wollte er sich nicht mit zu großem Troste behängen, sondern senkte seine Juwelen und sein Gold in einen kleinen, mit großen Steinplatten bedeckten Keller unter dem freien Himmel: so hieß eine Art kleinen Hofes im Innern des Hauses. Zu unserer Zeit, wo die mechanischen Künste so wunderbar vervollkommen sind, hat man tausend Mittel, seine geheimen Schätze vor Räuberhorden zu bewahren; aber in jenen Zeiten des Aberglaubens und der Unwissenheit mußte man zur Zauberei seine Zuflucht nehmen. Eid-Hamed sprach, nachdem er die letzte Steinplatte des freien Himmels wieder eingelegt hatte, wie die Chronik sagt, ein cabbalistisches Wort, das die Kraft hatte, allen Anstrengungen zum Trost, den kleinen Keller verschlossen zu halten, bis dasselbe Wort, von einem gewissen Verse des Korans begleitet, wiederum darüber ausgesprochen würde. Er machte seine Tochter zu Zeugin dieser wichtigen Handlung und zog mit seinen besiegten Landsleuten ab.

Die Mauren machten zwar noch einige Streifereien in die Provence, aber die Thore von Arles öffneten sich ihren Bannern nicht mehr. Eid-Hamed fiel in einer Schlacht nachdem er Gulbeyaz an einen andern maurischen Führer verheirathet hatte, der seiner Seite auch den Tod des Kriegers starb und seine Wittve mit einer dreizehn- bis vierzehnjährigen Tochter hinterließ.

Von nun an hatte Gulbeyaz mit allem möglichen Unglück zu kämpfen. Nach und nach mußte sie all' ihre Habe verkaufen, um nur die Schulden ihres Vaters und Mannes bezahlen zu können, und von ihrer Hände Arbeit leben. Von dem Fürsten vernachlässiget, denn die Erinnerung an gefallene Helden dient am Hofe ihren Töchtern und Wittwen nicht lange zur Empfehlung und zum Schutze; nach und nach von allen zurückgestoßen, die sie in glücklichen Zeiten für Freunde gehalten: erschreckt durch den drohenden Mangel, erinnerte Gulbeyaz sich der Stadt, wo sie ihre Jugend verlebte, des Schatzes den ihr Vater vor zwanzig Jahren vor ihren Augen daselbst versenkt. Der Gedanke daran erfüllte ganz ihre Seele, erst mit dem Gefühl des Bedauerns, dann mit dem der Hoffnung. Nach langem Schwanken beschloß sie die Reise nach Arles zu unternehmen, raffte ihr wenig Geld zusammen, begab sich in den nächsten Hafen von Cordova und bestieg ein Schiff, das nach der provenzalischen Küste segelte. Ihre Tochter Zara, die sie begleitete und in das Geheimniß eingeweiht war, die das Geheimnißvolle und Romanhafte der Reise entzückte, theilte die Hoffnungen und Begeisterung der Mutter und war übergücklich als sie an den Gestaden landeten von denen man ihr von der Wiege an vorzählt hatte. Mutter und Tochter trugen Gewänder christlicher Frauen in Spanien, gingen von Marseille bis Arles zu Fuß und waren bloß in Verlegenheit, wie sie sich in Eid-Hameds ehemaliges

Haus einführen sollten. Ihr Gepäck war leicht; ein großer Korb, den sie wechselsweise trugen enthielt einige Wäsche und einen Strick von zwanzig bis dreißig Fuß Länge.

Der Strick war nach Gulbeyaz Meinung der einzig wesentliche Gegenstand zur Förderung ihres Reisezwecks. „Bedurfte doch Fatime, die Gattin des Vessier Hassem, weiter nichts, um ihren Mann zu befreien,“ sprach sie zu ihrer Tochter, und um ihr zu beweisen, daß man oft mit kleinen Mitteln große Zwecke erreicht, erzählte sie ihr die Geschichte des Vessiers, wie der morgenländische Aesop selbige der Nachwelt überliefert hat. Hassem war bei dem Kalifen in Ungnade gefallen und verurtheilt worden, den Ueberrest seines Lebens auf dem höchsten Thurm von Bagdad zuzubringen. Seine Gattin Fatime, statt fruchtlos Thränen zu vergießen, begab sich Nachts unter das Fenster seines Gefängnisses mit einem Käfer, ein wenig Butter, einer Doche Seide, einem Bündel Bindfaden und einem Strick; sie band das eine Ende des Fadens dem Käfer um den Leib, bestrich dessen Kopf ein wenig mit Butter, und setzte ihn an die Mauer. Der Käfer getäuscht von dem Geruche der Butter und vermuthend, daß es oben auf dem Thurm mehr dergleichen gebe, kletterte von einem Stein zum andern bis zu dem Fenster des Vessiers und brachte ihm den Seidenfaden. Damit zog er das Paket Bindfaden, mit diesem das größere, den Strick hinauf, befestigte es an sein Fensterkreuz und entkam glücklich. Durch diese und andere ähnliche Erzählungen nährte Gulbeyaz ihre eigenen und ihrer Tochter Hoffnungen.

Am Abend des zweiten Tages ihrer Pilgerschaft, erblickten sie das Ziel ihrer Reise und Gulbeyaz vergaß fast, daß der Ort wo sie ihre Kinderjahre zugebracht, nicht ihr Vaterland sey. Sie machte Zara auf die zierliche Form der alten

Stadt, welche ein maurischer Dichter einer Harfe verglichen hatte, aufmerksam. Einige Meilen weiter zeigte sie ihr den Cordesberg, der von dem sarazenischen Einfalle her den Namen beibehalten hatte, und ihn noch führt. Sie machte sie aufmerksam auf das majestätische Hinsirömen der Rhone, die mit ihren beiden weiten Armen das fruchtbare Delta von Camargue einschließt; zeigte ihr die vier Thürme, die den Circus überragen, diesen Nebenbuhler des Colosseums von Rom, und letzte Feste der Arlesier, in welcher sie sich gegen Jussuf Ibins Schaaren hielten. Endlich nannte sie ihrer Tochter die Thürme aller Kirchen, welche zwanzig Jahre hindurch den Siegern zu Moscheen gebient hatten. Plötzlich läuteten die christlichen Glocken das Angelus. Obgleich treue Muselmanin, konnte Gulbeyaz bei dem feierlichen harmonischen Tone sich nicht enthalten niederzuknien, wie wenn der Muezzim die Gläubigen vom Mınaret herab zu Gebete rufe.

Ihre Bewegung verwandelte sich in Trauer als sie längst des berühmten Alyscampfeldes hinvanderten, das zum Kirchhofe für die bei der Niederlage der Mauren Gefallenen geweiht war. Aber sie waren auch nur noch einige hundert Schritte von den Wällen, traten in das Thor und beteten im Stillen zu dem guten Geiste, sie nun am Ziele ihrer Reise, im Hafen selbst nicht noch scheitern zu lassen. Wirklich führte der Zufall, oder ein guter Genius Mutter und Tochter noch an demselben Abend in Sid-Hameds Haus.

(Der Beschluß folgt.)

Manby's Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen.

(Mit einer Abbildung.)

Wer die Menschheit mit einer nützlichen Erfindung bereichert, ist des Ruhmes eben so würdig, als wer Schlachten gewinnt und Königreiche

erobert. Zwar verschweigt die Geschichte sehr oft die Namen derjenigen, welche durch ein stilles, geküschtes Wirken Wohltäter ihrer Mitmenschen geworden sind, und erzählt desto mehr von großen Helden, Staatsmännern und Herrschern, welche durch auffallende, glänzende Thaten sich ausgezeichnet haben; aber der Nachdenkende, der den Werth menschlicher Leistungen nicht nach dem äußern Scheine, sondern nach ihrem Einfluß auf das allgemeine Wohl beurtheilt, verweilt mit seinem Geiste weit lieber bei dem Urheber einer wohlthätigen Erfindung, als bei dem Eroberer, der seine Laufbahn mit Gewaltthat und Blut bezeichnete. —

Vielleicht haben viele unserer Leser den Namen Manby noch nicht einmal nennen hören; aber sie werden ihn fortan mit Achtung nennen, wenn sie die wohlthätige Erfindung ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen, von welcher wir auf beiliegender Zeichnung ein anschauliches Bild zu geben versuchen.

So weit es der menschliche Scharfsinn in der Vervollkommnung der Schifffahrt gebracht hat, so vermag er doch noch nicht der Gewalt der Elemente zu trogen; und von Jahr zu Jahr scheitert auf dem ungestümen Meere eine große Anzahl von Schiffen, und Tausende von Menschen, die sich hoffnungsvoll demselben anvertrauten, finden ihr Grab in den sturmempörten Fluthen. Am häufigsten ereignen sich dergleichen Unglücksfälle in der Nähe der Küsten, etwa 150 — 600 Fuß von dem Lande. Hier nemlich ist die Wuth der Meereswogen am schrecklichsten, weil dieselben an Felsen und Klippen sich brechen und den, der aus dem gestrandeten Schiffe durch Schwimmen sich zu retten sucht, entweder zurück in die schäumende Brandung reißen, oder mit solcher Heftigkeit an's Ufer werfen, daß er zerstückelt seinen Tod findet. Man hat deswegen auf

mancherlei Weise versucht, strandenden Schiffen zu Hülfe zu kommen. Mit Fahrzeugen sich ihnen zu nähern, ist gefährlich und in den meisten Fällen ganz unmöglich. Man mußte also darauf denken, eine Verbindung zwischen dem Lande und dem Schiffe zu bewerkstelligen, ohne daß man das Ufer verlasse. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die an verschiedenen Orten angestellt wurden, kam endlich Manby, ein englischer Hauptmann zu Yarmouth, auf den glücklichen Gedanken, ein Tau an eine Kugel zu befestigen und diese aus einem Mörser nach dem Schiffe hinzuschießen. Gelingt es, auf diese Weise eine Kommunikation zu bewerkstelligen, so ist es nicht schwer, vermittelt eines Taues noch andere Sachen nach dem Schiffe hinzubringen, durch welche es der Schiffsmannschaft möglich wird, an's Land zu kommen; ja, wenn auch außer dem Taue gar nichts weiter vorhanden seyn sollte, so wissen alsdann doch die Matrosen meistens, sich zu helfen und die Sachen, die sie an Bord haben, so zu benutzen, daß sie ihnen Mittel zur Rettung werden.

Die Mörser, aus denen man die Kugel mit dem daran befestigten Taue nach dem Schiffe hinwerfen will, müssen so leicht, als möglich seyn. Ein eiserner Mörser (S. Fig. 1.) der mit der Unterlage 2½ Ctr. wiegt, kann leicht von zwei Menschen auf einer Tragbahre von einem Orte zum andern getragen werden, und ist im Stande, eine 24 pflündige Kugel, mit einem 1½ Zoll dicken Taue daran, 500 — 600 Fuß weit gegen den heftigsten Wind anzuschleudern. Ein Tau von der angegebenen Dicke ist stark genug, um daran ein Boot vom Lande nach dem Schiffe einzubringen; und dieß ist oft nothwendig und von größter Wichtigkeit, da nicht selten das Schiffsvolk durch Anstrengungen so erschöpft oder durch Kälte so erstarrt ist, daß es selbst zu seiner eigen-

nen Rettung nichts mehr zu thun im Stande ist. Die Kugeln, deren man sich bedient, haben an dem einen Ende einen Ring und sind entweder ganz einfach, (wie Fig. 2.) oder mit Widerhaken versehen, (Fig. 3.) um desto sicherer in das Tauwerk, oder irgend einen andern Theil des gestraubten Schiffes einzugreifen. Um zu verhindern, daß die heftige Entzündung bei dem Abfeuern des Mörsers das Tau nicht verbrenne, umgibt man dasselbe entweder mit einer ledernen, genau anliegenden Scheide, oder, was noch besser ist, mit starken Riemen, die bis dicht an den eisernen Ring fest zusammengeflochten seyn müssen. Große Genauigkeit ist bei dem Zurechtlegen des Taus erforderlich, damit es beim Abfeuern nicht zerreiße. Ist das Ufer eben, so kann man es leicht auf die (Fig. 4.) abgebildete Weise hinlegen. Jede einzelne Lage muß aber nicht über 4 Fuß lang seyn, weil sonst durch den heftigen Schwung das Tau abgescnellt wird. Da aber sehr oft die Küste uneben ist und das Zurechtlegen des Taus immer einige Zeit erfordert, so hat man auch eine Vorkehrung getroffen, zurechtgelegte Taus aufzubewahren und von einem Orte zum andern, ohne eine Verladung, zu transportiren. Man bedient sich dazu eines Korbes, in welchem das Tau durch eine fest darüber geschnallte Decke in der gegebenen Lage erhalten wird. (S. Fig. 5.)

Die Aufgabe, eine Kugel mit einem Taus über das Schiff hinwegzuwerfen (Fig. 6.) ist an sich schon schwierig, wird aber noch schwieriger durch den Sturm, der die Kugel gewöhnlich von ihrer anfänglichen Richtung ablenkt. Man muß deswegen bei der Richtung des Mörsers die größere oder geringere Heftigkeit des Windes und die Seite, von welcher er her- und nach welcher er hinweht, berücksichtigen und mit in Rechnung bringen. Ist es gelungen, die Kugel über das Schiff hinwegzuwerfen, so wird die Mannschaft

das an dieselbe befestigte Tau ergreifen und an das Schiff anbinden. Und jetzt kann man an dem Taus ein Boot von dem Schiffe an's Land, oder von dem Lande nach dem Schiffe hinbringen. Statt des Bootes kann man sich auch eines Korbes, oder sogenannten Cots (Fig. 7.) bedienen, der durch Kerkholz schwimmend gemacht worden ist. An demselben befinden sich Riemen, damit die an's Land gehenden Personen sich anschnallen können, um nicht von den Wellen hinweggespült zu werden. Auf diese Weise werden besonders hilflose Frauenzimmer und Kinder, oder Kranke und Verwundete gerettet. Sollte weder ein Boot noch ein Cot vorhanden seyn, so zieht man von dem nach dem Schiffe hingeschossenen Taus noch so viel an Bord, als die Entfernung des Schiffes vom Ufer beträgt. Alsdann wird eine doppelte Schlinge darin gemacht, und diese legt sich der Mensch dicht unter den Armen um die Brust, so daß der Knoten der Schlinge vorn auf das Brustbein zu liegen kommt. (Fig. 8.) Auf diese Weise befestigt, wird er an's Land gezogen.

(Der Beschluß folgt.)

* Bemerkungen

über den Aufsatz im Bürgerfreunde No. 47 in Fragen und Antworten abgefaßt, zur Belehrung des Verfassers des eben erwähnten Aufsatzes und nach dem herzlichsten Wunsche des Verfassers dieser Bemerkungen: zum Heil und Segen der Jünglinge, die sich nach strenger Prüfung dem kaufmännischen Stande widmen wollen.

F r a g e.

Was ist die Pflicht des Principals eines Handlungshauses, gegen einen dem kaufmännischen Stande sich widmenden Jüngling?

A n t w o r t.

Der Principal muß gewissenhaft erwägen, daß er bei den Lehrlingen, sie mögen ihm von den Eltern, Verwandten oder Vormündern anvertraut sein, Vaterstelle zu vertreten habe.

F r a g e.

Was ist nach dieser ersten Pflicht die zweite Pflicht des Principals?

A n t w o r t.

Einen bündigen Contract mit den Eltern, Verwandten oder Vormündern zu machen, der natürlich dem sich gemeldeten und bei dem Principal erschienenen Lehrling mitzutheilen ist. In diesem Contract muß dem Lehrling unter andern Pflichten die unablässige Pflicht auferlegt werden, ohne Wissen und Willen seines Principals nicht auszugehen, bei der Abwesenheit des Principals zu Hause zu sein, damit das Comptoir nicht ohne Aufsicht sei.

F r a g e.

Warum ist die Anwesenheit des Lehrlings am Comptoir für ihn gut und nothwendig?

A n t w o r t.

Die Alten sagten: „jung gewohnt alt gethan.“ So wäre man diesem Sprichworte doch getreu geblieben und bliebe man ihm jezt stets getreu! Durch die Anwesenheit des Lehrlings am Comptoir, wenigstens für das erste Jahr, gewöhnt man ihn an Ordnung, am Abend in den Copir-Büchern zu studiren, im Rechnen und Schreiben sich zu vervollkommen, gleich wie auch in den dem Kaufmann nützlichen Sprachkenntnissen Fortschritte zu machen. Wird er dazu von dem Principal aufgemuntert und angehalten, so wird er dadurch vor dem Umgange mit schlechten, seiner ganzen Lebenszeit gefährlichen Häusern, bewahrt: dagegen bekommt er durch ein thätiges Geschäftsleben, nach gethauer Arbeit durch freundschaftliche Gespräche und dem Umgange seines Principals und dessen Familie Sinn für häusliches Glück und Freude; denn das Sprichwort sagt: wie der Herr so der Knecht, so gewöhnt

sich der Lehrling an die Sitten seines Principals und dessen Familie, hat Gott vor Augen und im Herzen und kein Laster ficht ihn an.

(Die Fortsetzung folgt.)

* A u f f o r d e r u n g.

Der Aufsatz: „Pflichtausübung“ im Unterhaltungsblatt zeugt von Belesenheit. Die Lectüre scheint sich bis über die Kochbücher hinaus erstreckt zu haben, oder läßt mindestens den Verkehr mit Köchinnen vermuthen. Dennoch läßt solcher manches zu wünschen übrig. So in Betreff des Brots und der geführten räthselhaften Andeutungen, möchte Mehreres noch gründlich zu beantworten seyn. Weil sich aber in einer Stunde leichter mehr sprechen als in einem Tage schreiben läßt, so wird der Verfasser gebeten, sich zu nennen (wozu auch des Versteckens spielen?) um mit ihm, sollte es der Mühe lohnend erscheinen, das Für und Wider unserer Ansichten auszutauschen; weil nur so, und nicht durch oberflächliches Berühren, man in einer Sache am sichersten zum Ziele gelangt; wie denn auch dergleichen Aufsätze in öffentlichen Blättern gewöhnlich des Zwecks verfehlen, und somit darin als sehr überflüssig erscheinen dürften.

W. Kehrman.

* Bescheidene Anfrage, deren Beantwortung erbeten wird.

Wurde etwa, seit Kurzem, in unserem lieben, Gottlob! freien, Bremen eine gewisse Art unfreier Leibeigenschaft eingeführt? — Veranlassung zu solcher Vermuthung bietet eine Anzeige in unserer Bremer Zeitung (No. 174, de dato Juni 25. 31) laut welcher man, ein, in einer der hiesigen

Vorstädte belegenes, zur chemischen Fabrik benutztes, Gebäude, „sammt den, fast noch neuen, kupfernen, eisernen und hölzernen Fabrikgeräthschaften unter sehr vortheilhaften Bedingungen, mit den dabei befindlichen“ (wahrscheinlich alten) „Kunden“ zu verkaufen wünscht.
Anonymus.

Aus meinem Merk-Buche.

In ein polnisches Dorf-Wirthshaus trat ein Reisender, vornehm und vorlaut; er sah einen Juden an einem Tisch, einen Hund unter demselben, und fragte keck: „Jude, wer von euch ist besser, Du oder der Hund?“ Der Jude antwortete: „Kann ich doch seyn partei'sch; fragen Sie den Hund!“

* Den beiden Geschiedenen.

Saget verarget Ihr's ihm, wenn, trauernd, die Klage zur Leier

Mit schwermüthiger Brust heute der Dichter Euch singt?

Wenn ihm, der wehmuthvoll, die geweihten Gräber erblickend,

Heute das Herz hoch schlägt und sich elegisch erhebt? Denkt's! Noch ist's nicht lang, da sahet den Lorbeer-geschmückten

Ihr im glänzenden Licht stehn an der Spitze des Heers;

Wie er so kühn vorbrang und den eisigen Balkan besiegte

Und im gewaltigen Kampf herrlich die Türken bezwang;

Wie er, geehrt und geschätzt von den hohen erlauch-ten Monarchen

Sin in die Heimath kam, die ihn so liebend empfing. Ja, Ihr saht's, wie er sich größeren Ruhm zu er-zingen

Wieder in's Feld auszog, weil es der Kaiser be-sahl;

Wie er das herrliche Volk, selbstkräftiger Polen zu zügeln

Gegen sie dann aufbrach, sie zu besiegen bemüht. Doch das verzweifelnbe Volk mit Kraft die Gewalt zu vertreiben

Hob' sich, muthig, empor, kämpfend, zu sterben bereit.

Seht! Auch Himmel und Menschen vereinten sich gegen das Unrecht

Dann mit dem kämpfenden Volk um es zu retten von Schmach.

Großes und Viel that er; und schon an die Schwelle des Glückes —

Wie er wähnte — gelangt, ward ihm die Thüre versagt.

Denn es erlag sein Leib schon jetzt dem gewalt'gen Gebote,

Welches an Jeglichen einst sendet die Mutter Natur.

Denkt's! Noch ist's nicht lang, da saht Ihr den silbergelockten,

Herrlichverdienten Greis, lebend, noch unter Euch stehn.

Lüchtiges hat er geschafft und unablässig gewirkt; Seht, auch Euch zum Theil hat er durch Lehren genügt.

Klaget mit mir um ihn, den schon jetzt sanstruhenden M e r t e n s ,

Der der gebildeten Welt manches Erhabne gereicht. Schauet den Kaufmannsstand, wie viele befinden dort unter

Sich, die ihm wohl auch Thränen des Dankes noch weih'n!

Seht den Gelehrten in ihm, der ein unauslöschliches Denkmal

! Sich bei Allen gesetzt, welche sein Wirken gekannt. Auch er eilte dahin, hinauf in die himmlische Wohnung,

Oh' er's selber geahnt, oder zu denken gewagt.

Trauert mit mir um ihn und auch um den herrlichen Landsmann,

Ihn, im Irleben berühmt, diesen in Zeiten des Kriegs!

Philosophisches.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 30. Juni 1831.

*** A n z e i g e.**

Die Unterzeichnete fühlt sich zum innigsten Danke für die stets zunehmende Theilnahme für diese Blätter verpflichtet, und wird — unterstützt von vielen achtbaren Mitarbeitern — auch bey den nächsten Quartal-Blättern dahin streben, dem mehrmals ausgesprochenen Zwecke des Bürgerfreunds mehr und mehr zu entsprechen.

Der Verleger wird es sich angelegen seyn lassen für saubern Druck und öftere gemeinnützige und unterhaltende Streichdruckbeilagen zu sorgen, und hofft in der größeren Ausbreitung, sowohl hier als auswärts, Ersatz für die nicht unbedeutenden Auslagen zu finden.

Sollte Jemand wünschen den Bürgerfreund auf seinem Post-Wellenpapier zu erhalten, so würde eine Erhöhung des Preises von 12 Grote pr. Quartal eintreten, und bedürfte es nur eines Anzeiges bey Verleger oder der Unterzeichneten.

Die Redaction.

O stimmt ein,
Stimmt, gute Menschen, freudig ein!

Der Schöpfung Herrlichstes.

Was ist der Schöpfung größter Bau?

Ist es der Erde weiter Bau?

Des Meeres tieferborgner Raum?

Des Himmels hochgewölbter Saum?

O nein, o nein;

Ihr größter Bau muß größer seyn!

Was ist der Schöpfung höchster Preis?

Ist es der Rose blühend Reis?

Des Nordlichts goldner Bunderchein?

Der Sterne diamantner Reih'n?

O nein, o nein;

Ihr höchster Preis muß höher seyn!

Was ist der Schöpfung schönstes Bild?

Ist es der Auen Lustgefeld?

Des jungen Lenzes heit're Pracht?

Des Forstes heilig-stille Nacht?

O nein, o nein;

Ihr schönstes Bild muß schöner seyn!

Was ist der Schöpfung vollster Klang?

Ist es der Lerche heller Sang?

Des wilden Sturmes Donnerhall?
Des Waldstroms kühner Riesenfall?
O nein, o nein;
Ihr vollster Klang muß voller seyn!

Das ist der Schöpfung größter Bau:
Des Mannes Auge klar und blau,
Das stolzen Muthes Flammen sprüht,
Für Recht und Freiheit hoch erglüht;
Das soll es seyn,
Des Mannes Auge soll es seyn!

Das ist der Schöpfung höchster Preis:
Die Liebe, die sich selbst nicht weiß,
In holder Jungfrau zarter Brust,
Bewegt von himmelreiner Lust;
Das soll es seyn,
Der Jungfrau Liebe soll es seyn!

Das ist der Schöpfung schönstes Bild:
Die treue Mutter, engel mild,
Die ganz dem Gatten sich vertraut
Und selig auf die Kindlein schaut;
Das soll es seyn,
Der Mutter Treue soll es seyn!

Das ist der Schöpfung vollster Klang:
Des guten Menschen Lobgesang,
Dem großen Vater dargebracht,
Des Gnade für ihn ewig wacht:
O stimmt ein,
Stimmt, gute Menschen, freudig ein!

Laurenzius Albertinus.

Der Schatz im Hofraum.

(Beschluß.)

Verlegen um ein Nachtlager zu bitten, stand Gulbepaz, nach einem Stundenlangen Umherirren in den Schneckengewinden der Straßen von Arles, wobei sie schüchtern nach jedem Fenster spähet, aus welchem ein Licht blinkte, auf dem Hofplatze stille, um sich auf der steinernen Bank vor ihrer ehemaligen Wohnung auszurufen. Man kann

sich leicht vorstellen, welche Gefühle die Tochter Eid-Hameds bewegten. Erinnerungen überwältigten sie, während Zara erschöpft und ermüdet das Haupt auf die Knie neigte; man denke sie sich als Fremde und Bekennerin Mahomed's, mitten in einer christlichen Stadt, zitternd, als käme sie um einen Diebstahl zu begehen, oder als Spion in einem feindlichen Feldlager...

Plötzlich erschallte ein Geschrei aus dem Hause; es waren Schmerzenslaute, Klagetöne einer Frau... Zara erwachte aus ihrem halben Schlummer. Gulbepaz stand auf, um sich mit ihr zu entfernen, als die Thüre sich öffnete und eine heraustretende Magd die beiden Fremdlinge erblickte. Verwünscht! schrie sie erschreckend, wer sind diese Fremdlinge? Nun wundere ich mich nicht mehr, daß meine arme Frau nicht von den Wehen befreiet werden kann, da eine solche Peze unter ihrem Fenster sitzt!

Ihr iert Euch, versetzte Gulbepaz mit so einnehmender Stimme, daß die Magd bereuete, die Unbekannte so schnöde angefahren zu haben, wir sind arme Pilgerinnen, die tief aus Spanien nach St. Beaume wallfahrten, und der Himmel hat ohne Zweifel aus Gnaden gegen eure Frau und den Gedanken eingeflößt, bei unserer Rückkehr durch Arles zu wandern, denn meine Tochter, hier und da am Wege Blumen pflückend, hat gerade eine in ihrem Strauße, welche die arabischen Aerzte in schweren Fällen mit Erfolg anzuwenden pflegen.

Von einem Extreme zum andern hinüberschweifend, und wie alle Mägde, von Natur schon mehr geneigt an Sympathie als an Arzneikunst zu glauben, beeilte die Arleserin sich, die beiden Fremden einzulassen und ehebaldigst ihr wirksames Mittel anzuwenden. Gulbepaz dankte sie nicht; sie wählte aus dem Strauß von Kornblumen, wildem Mohn und andern Blumen, die

Zara gepflückt hatte, eine Roggenähre, schüttelte den Blütenstaub davon ab, mischte ihn mit Wasser und sandte dies Getränk, das für die heutige Arzneigelehrtheit kein Geheimniß mehr ist, durch die Magd der Reisenden. Der Zeitraum einer Stunde reichte hin, seine Wirksamkeit zu bewähren; die Entbindung ging fast ganz schmerzlos von Statten, und die Magd, die nur darauf einen Werth legte, daß man Vertrauen in sie gesetzt habe, überließ den größten Theil des Verdienstes Gulbepaz, die sogleich von der Familie mit der zuvorkommendsten und herzlichsten Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Das Haus wurde von einem Pächter von Camargues bewohnt, der vergeblich bis zu dieser Nacht auf Vaterfreuden gehofft hatte. Er hätte gegen die heiligsten Pflichten zu sündigen geglaubt, wenn er die Pilgerinnen nicht gebeten hätte, einige Tage unter seinem Dache zu weilen. Nichts konnte Gulbepaz erwünschter kommen. Da sie mehr als Verwandtin und Freundin betrachtet wurde, so hatte sie schon einmal den Gedanken gefaßt, ihren Wirth den Zweck ihrer Reise zu entdecken, doch fürchtete sie ihr Wohlwollen zu verschmerzen, indem sie ihren Geiz reizte. Vielleicht aber war sie selbst schon geizig, da sie den Schatz so zu sagen vor Augen und in den Händen hatte und sie beschloß, sich seiner so heimlich als möglich zu bemächtigen.

Nach Verlauf von drei Tagen, als sie schon ihre Abreise für den folgenden Tag angekündigt hatte, erwartete sie mit Ungeduld die Nacht, um allein mit ihrer Tochter die Hebung des Gold- und Diamantenschatzes Sid-Hamed's zu bewerkstelligen. Als sie alles im Hause und in der Stadt entschlafen glaubte, kam sie leise aus ihrem Zimmer herab, zündete am letzten glimmenden Tunkel eine kleine Laterne an und trat aus der Küche an den offenen Himmel; Zara folgte ihr

mit Strick und Korb. Die Nacht war trotz des gestirnten Himmels dunkel; der Mistral, welcher schon seit dem vorigen Tage wehete, fing sich tausend in dem kleinen Hofe, und verlöschte fast das flackernde Licht, bei dessen mattem Schein Gulbepaz die Steinplatte suchte, welche den Keller verdeckte. Sie sprach das magische Wort vereint mit dem Verse des Korans und siehe! der gelehrige Stein gehorchte der zitternden Stimme; der Keller that sich auf. Muthig, meine Tochter, sagte Gulbepaz zu Zara, indem sie den Strick wie einen Gürtel um ihre schlanke Gestalt knüpfte, steige nur muthig hinab und fülle den Korb. Siehe wie da unten das Gold und die Diamanten im Lichtscheine erglänzen, der seit mehr als zwanzig Jahren zum ersten Male wieder das düstere Gewölb erhellet. Fürchte nichts, mein Kind, dort unten ist nichts als der Schatz, den einst Dein Großvater dort verbarg. Steige dreist hinab, sobald Du mir ein Zeichen giebst helfe ich Dir wieder heraus.

Ich weiß nicht, warum ich zittere, sagte Zara, aber mir ist, als stiege ich für immer in mein Grab.

Muth, meine Tochter, verscheuche den thörichten Schrecken. Nicht den Tod, Leben findest Du dort unten für mich und Dich. Verlassen Dich auch Deine Kräfte, so werden doch die Arme Deiner Mutter das Seil nicht fahren lassen, das um Deinen Körper geknüpft bleibt.

Zara befohl sich dem Propheten und ließ sich in den Keller hinab. Als ihre Füße den Boden berührten, traten sie auf einen Haufen Geld, einige gemünzte Stücke fielen herab und ihr Klang verursachten der Mutter nur noch lebhafteres Herzpochen. „Schnell, Kind, fülle schnell den Korb, wirf sie hinab; mehr, mehr, ich fühle Kraft genug, Alles herauf zu ziehen. Mehr, mehr, laß keinen Edelstein, keine Goldmünze zu-

rück, es ist Alles unser, es ist der Nachlaß meines Vaters."

Der Korb ist voll, sagte Sara nach einer Viertelstunde.

Gut! binde jetzt das Seil von Deinem Körper los und an den Korb; wenn ich den herauf gezogen habe, ziehe ich Dich nach.

Sara that wie die Mutter gebot, und diese fing an den Korb nach sich zu ziehen. Aber sie hatte ihren Armen zu große Kraft zugetraut, das Seil entschlüpfte ihr plötzlich, der Korb fiel dumpf in den Keller zurück, und die Steinplatte verschloß den Eingang von selbst. Schrecken ergriff Gulbeyaz bei diesem unerwarteten Vorfall. — „Mutter, Mutter, ich erstickte, ich sterbe; Luft, Luft! Mutter hast Du deine Tochter verlassen?“ Dies dumpfe Rufen, das etwas fantastisches hatte, wie es aus den dicken Kellermauern hervorbrang, verwirrte die unglückliche Gulbeyaz noch mehr; sie hielt ihre Tochter für verloren, und vergaß das magische Wort und den Vers des Korans, den sie hätte aussprechen müssen, anstatt sich der Verzweiflung hinzugeben. Wüthend warf sie sich auf den Steinplatten nieder und versuchte sie mit den Händen aufzuheben, oder hinweg zu räumen. Das Blut sprang ihr unter den Nägeln hervor aber der Stein gab ihren krampfhaften Anstrengungen nicht nach. „Mutter, Mutter ich sterbe!“ ... Dies war der letzte Schrei der zu Gulbeyaz Ohre drang, dann vernahm sie nichts weiter, als das Pfeifen des Windes, stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, schlug mit der Stirn gegen die Steinplatte und blieb so regungs- und sinnlos bis zum Anbruche des Tages liegen.

Ihre Wirthin hoben sie besorgt vom Boden auf; es war ihnen in der Nacht vorgekommen, als hätten sie fremdartige Töne vernommen. Gulbeyaz Daliegen im freien Himmel, ihr blutiges

Gesicht, ihre zerrissenen Hände bewiesen, daß sie nicht geträumt hatten. Ihre vereinte Sorgfalt rief sie in's Leben zurück, aber sie hatte den Verstand verloren. Aus ihren verwirrten Reden war durchaus nicht abzunehmen, was vorgegangen sey. Auf alle Fragen über das unbegreifliche Verschwinden ihrer Tochter antwortete sie nur mit Verwünschungen gegen sich selbst, oder neigte auch wohl, Stillschweigen gebietend, das Ohr zur Erde, als horche sie auf eine unterirdische Stimme. Die Arzneikunst erklärte diesen Wahnsinn für unheilbar; ein gelehrter Mönch der Abtei Mont-Major wurde herbei gerufen, um die geängstigte Seele zu beruhigen, da sie aber auf all sein Zusprechen nur mit dem Anrufen Allah's und Mahomet's antwortete, so erklärte er sie von muselmännischen Teufeln besessen. Der Anblick von Gold- und Edelsteinen erregte die heftigsten Ausbrüche des Uebels. Das Haus ihrer Wirthin verließ sie, irrte in der Stadt umher, bald Almosen bittend, bald sie abweisend. Die widersprechendsten Gerüchte, der widersinnigste Verdacht lastete wechselsweise auf der Fremden; jeden Tag kam eine neue Auslegung zum Vorschein, in der sich die Wahrheit oft mit träumerischen Erdichtungen vermischte. Das Bestremende ihres Unglücks und ihres Benehmens beschützte indessen ihre Freiheit. Sie lebte noch ein Jahr, bittend, umherirrend, ohne anderes Obdach, als das Gewölbe des Himmels, oder irgend einen einsamen Verschlag. Das Volk nannte sie die tolle Pilgerin.

Eines Morgens fand man sie todt auf dem Hofplatze, das Ohr an die Erde gedrückt, in der Stellung, die man sie so oft nehmen sah, um auf die unterirdische Stimme ihrer Tochter zu lauschen.

Manby's Verfahren, gestrandeten Schiffen zu Hülfe zu kommen.

(Beschluß.)

Manby's Erfindung bewährte sich gleich im Anfange als vortrefflich, und das Parlament bewilligte ihm dafür eine Belohnung von 6000 Pfd. Sterling. Viele Menschen sind durch dieselbe schon gerettet worden, die ohne sie ihr Grab in den Wellen gefunden hätten.

Der Erfinder hat indeß seither noch auf Verbesserung seines Werkes gedacht. Er zeigte im Mai 1814 dem Parlamente, wie Ein Mann einen kleinen Mörser nebst dem ganzen Apparate mit Leichtigkeit transportiren könne. (Fig. 9.) Auf dem Rücken trägt dieser nemlich einen hölzernen Rahmen mit kegelförmig gestalteten Pföcken, um welche 200 Ellen einer sogenannten Logleine gewickelt sind. Ein zweipfündiger Mörser nebst Unterlage hängt an einem Riemen über die Schulter, und um die Brust geschnallt ist eine Büchse mit Patronen. Das Ganze wiegt nicht mehr als 32 Pfund.

Die Kraft eines kleinen Mörsers soll übrigens noch bedeutend vermehrt werden können, dadurch, daß man der Kugel die (Fig. 10.) dargestellte Form giebt. Die Schußweite soll dabei viel größer seyn, als bei gewöhnlichen Kugeln.

Ereignet sich ein Schiffbruch in einer so dunkeln Nacht, daß man nicht im Stande ist, die Stelle zu erkennen, wo das Schiff liegt, so pflegt Manby eine hohle Kugel, die gerade in den Mörser paßt, aus vielfach über einander geklebtem Patrenenpapier verfertigt, mit etwa 50 Leuchtkugeln oder sogenannten Sternen und einer hinreichenden Menge Schießpulver zu füllen, die Oeffnung mit einer Art Patrone zu verschließen und in diese kleine Lunten oder Schwefelsäden zu befestigen, damit sie das Pulver in der Kugel

entzünden und sie in einer Höhe von 300 Ellen zersprengen müssen. (Fig. 11.) Dadurch werden die Leuchtkugeln weit umhergeworfen und verbreiten über eine Minute lang ein solches Licht, daß man alle Gegenstände umher erkennen und den Mörser nach dem Schiffe hinrichten kann. Um ferner die Leute auf dem Schiffe in den Stand zu setzen, die Richtung des Laues und die Stelle, wo es niederfällt, zu erkennen, bedient man sich einer hohlen Kugel mit 4 Oeffnungen unterhalb des Ringes. Die Kugel wird mit einer brennbaren Masse angefüllt, welche beim Verbrennen aus jeder Oeffnung einen Strom des hellsten Feuers von sich giebt. (S. Fig. 12.) Die Oeffnungen werden mit einer Art Patrone verschlossen; beim Abfeuern entzünden sich letztere und verbreiten durch das ausströmende Feuer in ihrem ganzen Fluge ein solches Licht, daß man nicht nur die Kugel selbst, sondern auch das Lau, welches sie nach sich zieht, und alle in der Nähe sich befindenden Gegenstände erkennen kann.

Endlich müssen wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die Beschaffenheit des Bootes richten, mit welchem man es unternimmt, Menschen oder Waaren von gestrandeten Schiffen zu retten. Es sind dieses, der Bauart nach, ganz gewöhnliche, nur etwas leichtere Boote, in welchen man, um sie schwimmend zu erhalten, leere Tonnen angebracht hat. Außerdem wird auswendig an den Kiel ein Stück Eisen oder Blei befestigt, wodurch das Boot gleich wieder ausgerichtet wird, wenn es umgeworfen werden sollte. (S. Fig. 13.) Füllt sich dasselbe mit Wasser, so braucht man nur einen im Boden desselben angebrachten Zapfen ausziehen, und das Wasser wird sogleich herausfließen. Es ist daher auch keine Gefahr vorhanden, wenn ein solches Boot im Boden ein Loch bekommen sollte, weil die leeren, im Boote

befestigten Tonnen immer obenauf schwimmen werden.

Wenn wir die Menge von Menschen bedenken, welche seit dieser wohlthätigen Erfindung schon gerettet worden sind oder in Zukunft von einem schrecklichen Tode gerettet werden, so können wir nicht umhin, Manby unter denen zu nennen, die sich um das menschliche Geschlecht sehr verdient gemacht haben. Bis jetzt hat man indeß von seinem Rettungsapparate hauptsächlich nur an den Küsten Großbritanniens Gebrauch gemacht. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man überall, wo klippenreiche gefährliche Ufer sind, dem Beispiele Englands folgen möchte.

* Bemerkungen

über den Auffag im Bürgerfreunde No. 47 u.

(Beschluß.)

Frage.

Was hat der Principal ferner zu thun?

Antwort.

Wohl zu bedenken, daß der Lehrling nicht eingeschränkt gehalten werden muß. Nach den Worten des Allvaters der Menschen „6 Tage sollst Du arbeiten und alle Deine Dinge beschicken aber am 7. Tage ist der Sabbath des Herrn Deines Gottes, da sollst Du kein Werk thun,“ muß der Principal, wenn er Christ im wahren Sinn des Wortes ist, darauf sehen, daß der Lehrling am Sonntag die Kirche, worin das Wort Gottes nach des großen Meisters Sinn wahr und rein gepredigt und nicht durch Mysticismus und Schwärmerei entheiligt wird, ein Mal besuche, sodann wenn nach der Predigt der Posttag beendigt, in Gottes schöner Schöpfung mit einem Freunde oder Bekannten umherwandere, damit das Gefühl für das Schöne und Große in Gottes lieber Natur von ihm empfunden und

sein Herz dafür empfänglich gemacht werde. Wer Sinn für Gottes schöne Schöpfung hegt, bildet sich zu einem würdigen Gliede der Menschheit und trägt das Christenthum in seinem Herzen und geht dem schönen Ziel, Gottes Ebenbild zu werden entgegen um das verlorene wieder aufzusuchen. Wird der Lehrling von seinem Principal in solchen Lehren eingeweiht dann gedeiht er unter Gottes Beistand zu einem Wesen das stark und unbeweglich ist in sich selbst und dieses Wesen wirkt wieder auf andere Wesen, die, wieder wirken zum Fortschreiten in der Vollkommenheit und im Guten.

Frage.

Was muß der Principal noch weiter thun?

Antwort.

Er muß als Freund mit ihm umgehen, mithin menschlich und nachsichtsvoll mit ihm verfahren, und da bei ihm abhelfen, wo abzuheilen ist, sodann muß er in ihm einen reinen Geist für die Freiheit unsres Freistaats zu erwecken suchen. Dadurch bekommt er Anhänglichkeit an den Freistaat, wächst er dann zum Mann heran, so widmet er sich gern nach seinen Kräften dem Dienste desselben, kämpft männlich gegen alle Unbilde, Vorurtheile und Gebrechen, schließt sich gern an die an, welche zum Wohl der Menschen das Vorwärtsschreiten nicht allein wollen, sondern auch muthig dafür kämpfen, damit die Herrschsucht im Freistaate bezwungen werde, und er ist stets bereit, zum Wohl des Gemeinwesens nach Kräften zu wirken.

Der Verfasser dieses Auffages hat seit beinahe 30 Jahren viele Lehrlinge nach dem darin enthaltenen Verfahren und Grundsätzen zu guten Menschen gebildet, deren Dank und der der Eltern so wie auch das Bewußtsein, als Mensch und Christ seine Pflicht dabei erfüllt zu haben ihm

reichen Ersatz für seine Bemühungen gewährt. Den Lehrlingen aus monarchischen Staaten prägt er tief in's Herz, ja nicht, bei ihrer hiesigen Niederlassung und Erlangung des Bürgerrechts, ein verschwenderisches und üppiges Leben, sondern ein Leben, was den wahren Bürger eines Freistaats charakterisirt, zu führen, stets Treue und Redlichkeit auszuüben und für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Wird dieses von ihnen befolgt, dann werden sie, obgleich Fremdlinge, in unserem Staate als freie Bürger geachtet werden und keine Last wird es ihnen sein, nach Kräften für den Staat zu arbeiten. Als die schönste Bierde des Freistaats werden sie da stehen und von den, ihnen gleichgesinnten Mitbürgern hochgeschätzt und geachtet werden.

* Note zum Text.

Es hat neulich in diesem Blatte No. 49 ein Menschenfreund die unterm 13 Juny d. J. erneuerte Verordnung wegen Giftverkauf deswegen getadelt, weil dadurch dem geringen Mann der Ankauf einiger Arzneimittel zu sehr erschwert werde; er schlägt daher vor, man solle den Verkauf dieser Arzneimittel nach wie vor den Krämern überlassen, welche billiger damit wären. — Bey diesem Vorschlage ist indeß der große Mißbrauch, wodurch diese so zweckmäßige Verordnung herbeigeführt, ganz vergessen und nicht bedacht, daß dem geringen Mann mehr mit guten und wirksamen Heilmitteln gedient ist, selbst wenn er sie theurer bezahlen mußte als mit weniger guten seiner Gesundheit nicht so zuträglich.

Es leuchtet dagegen ein daß ihm durch die Erleichterung einer wohlfeilern Anschaffung seiner täglichen Lebensbedürfnisse als Reis, Zucker, Gewürze, Pflaumen &c. &c. ein weit größerer Nutzen zu Theil würde. — Da nun der Preis der soge-

nannten Krämerwaare, ohne Nachtheil für die Gesundheit, dadurch sehr herabgesetzt werden könnte, wenn auch Höker, oder wer Lust hat, sie feil haben dürfte, so würden gewiß die Krämer durch Aufgabe ihrer Privilegien, die nur den Krämern und dem Krameramt, nicht aber dem Staat Vorthail bringen, sich größeres Verdienst um ihre Mitbürger erwerben als sie sich bisher durch den verbotenen (?) Verkauf von Arzneimitteln haben erwerben können, wie manche traurige Erfahrungen in der neuern Zeit gelehrt haben. —

* Anerbieten einer, deutsche Industrie betreffenden, Wette.

Vor einiger Zeit berichtete man aus England daß ein dortiger Tuch-Fabrikant folgende Wette gemacht und gewonnen habe: „er wolle nemlich von am Morgen empfangener Wolle am Abend desselben Tages einem fertigen Rock produziren, also die Wolle krähen, spinnen, spuhlen, weben, das Tuch walken, färben, zubereiten, und vom Schneider das Kleidungsstück anfertigen lassen.

Manchem schien dieses unglaublich, und dennoch ist es nicht allein der englischen Industrie möglich, sondern der Unterzeichnete, hiesige Tuchmacher will ebenfalls eine mäßige Wette eingehen dasselbe zu leisten, und, wenn sich ein Beförderer deutschen Kunstfleißes einfinden sollte, der sie annehme, den Versuch wagen.

J. E. Engelberg.

Auß meinem Merk-Buche.

Gilt's dem Unglück zu entlaufen, so entgeht ihm besser, wer den leichten Kittel, als wer schweres Prachtgewand auf dem Leibe trägt.

Einem Kornwucherer, der in böser Zeit die Nothpfennige der Armuth nahm, wurde seine

Kasse ausgeräumt und ihm dagegen ein Bettel
hineingelegt, auf dem stand: „Was man Gott
nimmt, daß muß der Teufel holen!“

Bei dem Gespräch über Epidemien bemerkte
eine Hausfrau: sich nicht davor zu fürchten, sey
das beste Mittel, davon frei zu bleiben. Der
Mann suchte zu beweisen: so ganz sey dies doch
nicht anzunehmen und da jene ihre Ansicht ver-
theidigte, sagte endlich der elfjährige Sohn:
„Mutter, Du magst Dich vor hunderttausend
Rathen noch so sehr fürchten, Du kriegst sie des-
halb doch nicht!“

Von einem jähzornigen Gutmüthigen sagten
unsre Vorfahren: „Er hat die Galle zu nah am
Herzen.“

Zu den Fresco-Geschichten gehört auch
diese: Ein Sprachlehrer sagte zu seinem Zögling:
„Mein Sohn, wenn man plusieurs chevaux
sagen will, dann sagt man chevaux!“

A. Münch.

Im Juni 1831.

Der Würfel fällt, die Krieger stehn gerüstet,
In bangem Schweigen harret eine Welt.
Wer ist's, dem nach dem blut'gen Kampf gelüftet?
Wer ist's, der treu den Frieden uns erhält; —

Will sich ein Volk sein gutes Recht erkämpfen?
Wehrt es den Feind von seinen Marken ab? —
Gilt's der Empörer blut'gen Sinn zu dämpfen?
Gräbt man der wahren Freiheit düstres Grab? —

Wer wirft sich auf zu Gottes Stellvertreter?
Greift in sein Werk mit schwacher Menschenhand?
O, tritt zurück! Du hemmest nicht die Räder:
Die Wahrheit siegt, sie ist von Gott gesandt.

Und zögen sie heran mit Millionen:
Des Höchsten Rathschluß steht unwandelbar.
Er kräftigt Völker und er stützt die Thronen,
Und ohne seinen Willen fällt kein Haor.

Du, Frankreich, wüthst im eignen Eingeweide,
Du hörst nicht der Geschichte warnend Wort.
Du wandelst hin auf eines Schwertes Schneide:
O, laß dich nicht vom Wahne reißen fort. —

Wie seine Insel felsenfest im Meere,
Steht Großbritannien im Sturm der Zeit,
Es gilt Gesetzes Herrschaft, gilt die Ehre,
Und Fürst und Volk stehn einig und bereit.

Mein Deutschland du, ob mancher deiner Stämme,
Auch auferstand in jugendlicher Kraft —
Auch du durchbrichst nicht des Gesetzes Dämme,
Der Geist aus Gott nur mächtig wirkt und schafft.

So halte ferner weiser Mäß'gung Mitte,
Dir bleibe unbetränkt und ungeschwächt,
Der Vater Mannsian und die fromme Sitte,
Und Fürst und Volk, jedweden werd' sein Recht! —

Nur du Polonia sollst du verbluten,
Weil du für alte Schuld willst Rechenschaft?
O nein, im Kampf des Bösen und des Guten
Leibt Gott dem Schwachen wunderbare Kraft! —

Dein Blut wird Frucht für ferne Zukunft treiben,
Der scharfgespannte Pfeil, er fliegt zurück.
Doch nur das wahrhaft Gute wird bekleiden,
Denn nur im Recht erblüht der Völker Glück.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Baerens d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No. 26.



Der Bürger = Freund,

eine
Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 3. Juli 1831.

O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gern im Weltgewühle
Du süße Zeit!

Salis.

Sehnsucht nach der Jugend.

kehrt mir zurück, ihr unschuldsvollen Tage,
Die uns zur ird'schen Sonne Gott erkor! —
Doch was verhallt im Echo meine Klage?
Ihr kehrt dem nie, — der euch einmal verlor;
Unwiederbringlich seyd ihr ihm verschwunden,
Mit allen euren himmlisch schönen Stunden! —

Wie harmlos schlug mein Herz in jenen Zeiten,
Wo keine Wehmuth trübte meine Brust,
Froh schwelgt' ich in des Daseyns ersten Freuden,
Nur Jugendspiele waren meine Lust;
Es zog mich hin mit frommen Liebeskanden
Zu Allen, die in Liebe mich umwanden.

Da kannt' ich nicht der Menschen falsches Schalten,
Da fühlte ich nicht der Täuschung bitt'ren Schmerz's
Die Zukunft sollte herrlich sich gestalten,
Und holde Träume füllten mir das Herz.

Ich glaubte rasch das Höchste zu erringen,
Zum Ideal des Großen vorzubringen.

Ich fühlte in mir ein jugendlich Verlangen,
Nach Heldengröße und nach edler That,
Wohin die Edlen aller Zeiten drangen,
Da glaubt' ich kühn, wär' auch für mich ein Pfad;
Ich fühlte Kraft in mir es einst zu wagen,
Durch jedes Hinderniß mich durchzuschlagen.

Ihr meiner Jugend himmlische Sekunden,
Euch ruf' ich sehnsuchtsvoll umsonst zurück, —
In's Meer der Ewigkeit seyd ihr verschwunden,
Und Wehmuths-Thränen trübten meinen Blick!
Des Lebens Sturm kommt schnell herangezogen,
Wer seinen Fenz verlor, — der ist betrogen! —

Julius v. Brose.

Magnus Heineson.

Dieser durch seine Thaten und durch sein trauriges Ende merkwürdige Mann war der Sohn eines Predigers auf einer der Faroe-Inseln. Von kühnem und lebhaftem Charakter, widmete er sich von Jugend auf dem Seebienste, Anfangs zwischen Faroe und Norwegen, in der Folge in Holland, wo seine Tapferkeit gegen die Seeräuber ihm ausgezeichnetes Lob erwarb. Um diese Zeit wurden die Küsten von Norwegen, Island und Faroe von französischen und englischen Kapern sehr heimgesucht, welche die Einwohner plünderten und oft auch tödteten. Besonders hatten die englischen Schiffer, wenn sie nach Island auf den Fischfang abgingen, die grausame Gewohnheit, auf Faroe zu landen, Bauern und Prediger ohne Unterschied zu entführen, welche, nachdem sie auf der Fahrt Sklavendienste verrichtet hatten, bei der Rückreise an den ersten, besten Ort an das Land gesetzt wurden. Lange hatten diese Unterdrückungen, wegen der Entlegenheit, keinen hinreichenden Widerstand gefunden. Der dänische König Friedrich der Zweite, ein vorzüglicher Regent, beschloß dem Unwesen ein Ende zu machen, und Heineson war der Mann, dem er diesen wichtigen und ehrenvollen Auftrag ertheilte. Willig trat dieser in die Dienste seines Vaterlandes und entsprach der Erwartung des Königs eben so schnell als glücklich. Er gerieth dabei oftmals in die größten Gefahren, denen er durch Klugheit und Entschlossenheit zu entgehen wußte.

Einmal hatte ein berücktigter und sehr gut ausgerüsteter Seeräuber an der norwegischen Küste geankert, unweit des Hafens, wo Heinesons Schiff lag. Zu schwach, um seinen Feind mit Gewalt anzugreifen, begab Heineson, als Fischer verkleidet, sich an Bord mit einer Ladung Fische. Er stellte sich so einfältig, daß, nachdem die Ladung ver-

kauft war, es auf seine Bitte ihm verstatet wurde, mit seinem kleinen Boote hinter dem Schiffe zu übernachten. In der Dunkelheit machte er nun das Steuerruder unbeweglich und unbrauchbar, wozu er die nöthigen Geräthe im Boote versteckt hatte. Unbemerkt schlich er sich davon, kam glücklich auf sein Schiff zurück, begann gleich den Angriff und eroberte das größte seines Gegners ohne besondere Mühe.

Ähnliche Unternehmungen hatten die Seeräuber im höchsten Grade gegen ihn erbittert, und sie suchten ihn auf alle Art zu überraschen. Einmal, als er sich in Thorsshafen auf Faroe sicher glaubte, ward er von einem ihm weit überlegenen Kaper angegriffen. Er zog sich mit seinem Schiffsgeräth zurück und verbarg sich auf der Insel Hestoe. Aber auch hier ward er verfolgt, und entging der Gefangenschaft nur dadurch, daß er von den Klippen herab große Steine auf die Feinde rollte, so daß diese unverrichteter Sache abziehen mußten. Diese Erfahrung veranlaßte ihn, bei Thorsshafen eine Schanze anzulegen, welche ihn gegen plötzliche Ueberfälle sicherte. Gleich darauf machte er sein Schiff wieder segelfertig, und ging in See, um seinen Feind aufzusuchen, den er auch bei Norwegen fand. Bekannt mit des Gegners Stärke, nahm er abermals seine Zuflucht zur List. Seine Mannschaft vertheilte er auf einzelne Böte, welche so nahe als möglich den Kaper beobachten mußten. Er selbst ging in der Tracht eines Bauern auf das Schiff, wo er sich blödsinnig stellte. Man trank ihm tapfer zu, und da man ihn betrunken wußte, gelang es ihm, nach vielen lächerlichen Versuchen seiner vorgespiegelten Ungeschicklichkeit, den Mastbaum hinaufzuklettern. Als er oben war, warf er die Schiffleute so nachdrücklich mit Steinen, die er eingesteckt hatte, daß sie das Verdeck endlich verließen, in der Ueberzeugung, daß der

Trunkenbold nur einen groben Scherz mit ihnen triebe. Kaum sah er sich allein, so zerschchnitt er schnell das Tauwerk und gab dann mit einer Pfeife seinen Leuten das verabredete Zeichen. Sie überfielen das Schiff, dessen sie sich, da Alles in Verwirrung war, nach geringem Widerstande bemächtigten.

Eine größere Gefahr, als im Kampf gegen den Feind, hatte Heineson einst auf seinem eigenen Schiffe zu bestehen. Die Mehrzahl seiner Mannschaft hatte sich verschworen, ihn zu ermorden und das Schiff wegzuführen; ein treuer Matrose entdeckte den Anschlag, dem sich Heineson mit einem Ungestüm widersetzte, welcher ihm sicher das Leben gekostet haben würde, wenn nicht hier, wie oftmals, die Feigheit der Verbrecher den Sieg der guten Sache befördert hätte. Mit entblößtem Schwert drang er in der ersten Hitze auf das versammelte Schiffsvolk ein, tödtete und verwundete auf der Stelle dreizehn Mann, und erregte dadurch eine solche Bestürzung, daß die Uebrigen sich unterwarfen und um Gnade baten.

(Der Beschluß folgt.)

* Mittel gegen die Cholera.

Zur Prüfung für die Herrn Aerzte.

Das von dem Herrn Dr. Leo in Warschau angewandte Mittel (Wismuth) gegen diese böse Krankheit hat die Aufmerksamkeit im höchsten Grade rege gemacht, und Jeder wünscht gewiß daß es sich auch im Verfolg der Anwendung und an andern Orten so heilbringend zeigen möge wie die ersten Berichte es schildern.

Dennoch mögte es nicht unzuweckmäßig seyn hier eines zweiten Mittels zu erwähnen, welches das „Amsterdammer Handelsblad“ vom 16 Juny enthielt, und welches, wie uns einer unserer Mitbürger, der sich während der Cholera auf

Java befand, versichert, bey schleuniger Anwendung, sehr häufig in seiner nähern Umgebung, sich fast immer als rettend bewährte; das erwähnte Blatt enthält:

„Erprobtes Mittel gegen die Cholera auf Java, bey dessen Anwendung von beinahe Hundert davon Befallenen kein Einziger gestorben ist.“

(Auszug eines Briefes über diese Seuche aus der Zeit wo selbige auf Java wüthete.)

Ganz befreit von der fatalen Cholera sind wir noch nicht, es sterben noch täglich Menschen daran; gebraucht man aber nur zeitig das Sydenham'sche Laudanum, so ist keine große Gefahr dabey.

Ich habe bereits gegen hundert Menschen geheilt indem ich dem Erkrankten 35 Tropfen Laudanum und 6 — 7 Tropfen Pfeffermünz = Del in einem Eßlöffel voll starken Brantwein eingebe, welches wiederholt wird, wenn binnen 7 — 10 Minuten keine Anzeichen da sind, daß der Krampf nachgelassen hat oder nachläßt. Gleich Anfangs reibt man den Leidenden mit heißgemachten Brantwein, und legt ihn ein damit angefeuchtetes Tuch auf die Magengegend. Anhaltend giebt man ihm stark abgezogenen Camillen = Thee mit ein wenig Maderawein vermischt. Vor Erkältung muß man ihn bis zur völligen Genesung, welche gewöhnlich nach 2 — 5 Tagen eintritt, sehr in Acht nehmen. Oft ereignet es sich, daß, wenn auch der Krampf gänzlich nachgelassen hat, der Durchfall nicht aufhört, in welchem Falle ich dem Kranken alle 2 Stunden einen Gran Opium eingab, bis die Ausleerung aufhörte.

Ich verlor keinen einzigen Kranken seit ich auf diese Weise die von der Cholera Befallenen behandelte.

Uebrigens kann nur die ärztliche Hülfe gleich im Anfange der Krankheit wirksam einschreiten, wenn man damit wartet ist es zu spät und der Tod unvermeidlich.

Mögen die Herren Aerzte nun prüfen was ihr Ostindischer College so zuversichtlich ausspricht, und wenn das Mittel und die Dosis auch für unser Klima angemessen und heilend seyn sollte, bey den ersten Spuren der Krankheit — wofür uns der Höchste Lenker nach seinem weisen Rathschlusse bewahren möge — Jedwede dem Hausvater Anleitung geben sich dieses Mittel im Voraus zu verschaffen und es gehörig anzuwenden.

* Dank und Rüge. —

In diesen Tagen wurden die gedruckten Berichte und Rechnungsablagen der hiesigen Hülfsvereine mitgetheilt — Reichlich waren die Gaben, rasch die Hülfe, wirksam und segenbringend die Verwendung. — Wie manche Thräne ist wohl geweint worden beim Anblicke der zerstörten Häuser, der versandeten Felder, des verlorenen Viehs; aber auch wie manche Hand ist wohl gereicht worden für Worte des Trostes, für Ersatz und kräftige Unterstützung. — Allen, welche so thätig zur Hülfe bereit waren der herzlichste Dank, besonders den Herren Vorstehern der Hülfsvereine, welche so manche Stunde der thätigen Hülfe gewidmet haben; wie manches Feld grünt und blüht jetzt, welches ohne ihre Hülfe öde und versandet an die traurige Vergangenheit erinnern würde. — Mit Vergnügen bemerkt man aus den Berichten, daß mehrere unsrer Mitbürger, welche durch Benutzung ihres Eigenthums von Seiten des Hülfsvereins hätten Nutzen ziehen können, willig darauf Verzicht geleistet haben, ihnen gebührt nicht minder

Dank. — Nur auf 2 Posten weiset das Auge höchst ungerne, nämlich auf

92 Rthlr. 54 Gr. mit der Bemerkung für Druckkosten und auf

130 „ 45 „ — — — — —

Ein Bürger.

* Museum.

Nachdem neulich im Bürgerfreunde Bemerkungen über das hiesige Museum eingerückt worden, erschien im Unterhaltungssaale desselben hinter der Thür ein Anschlag, worin sich ein Auszug des 44 § der Museum-Gesetze befand, in Betreff der Wahl eines neuen Directors. — Dadurch ward den Mitgliedern dieser Gesellschaft Kunde von wirklich existirenden Gesetzen gegeben, welche indeß die Mitglieder nicht besitzen und nie von ihnen unterschrieben sind; wirklich ein sonderbarer Umstand. — In jenem Anschlage ward angezeigt, daß Montags den 27. Juni Abends 8 Uhr ein neuer Director gewählt werden solle, daß $\frac{1}{3}$ der Gesellschaft gegenwärtig sein müsse, weshalb um zahlreichen Zuspruch gebeten ward. — Es erschienen kaum ein Duzend der Mitglieder zur Wahl; wo-

her die Lauheit, der geringe Respect gegen Dispositionsverfügungen?

Wahlen der Mitglieder und Directoren geschehen während Spiel, lebhaften Gesprächen, Lesen, Trinken und Essen, bald im Billiard-, bald im Lesezimmer, so daß manche Herren den Auforderungen Folge leistend, schnell Spiel, Lesen u. verlassen und oft ohne zu wissen, wem die Wahl gilt, Kugel oder Nummer in die ihnen vorgehaltenen Kästen werfen und auf die Art sieht man selbst die Herren Directoren wählen.

Warum werden solche Wahlen nicht ordentlicher, nicht mit mehr Anstand vollzogen? Warum werden die Mitglieder nicht feierlich eingeladen, oder die Versammlungen in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht? — Was versteckt hinter der Thür steht, sehen Wenige, am wenigsten Abends, da kein Licht das Versteckte beleuchtet.

Ein Mitglied des Museums.

* Ein freundliches Wort an diejenigen Einwohner Begeßack's die keine Baumeister sind.

Wir vernehmen daß horten das neue, bis jetzt zum Gottesdienst benutzte Gebäude in eine Kirche umgeändert werden soll.

Öffentliche Gebäude sind bleibende Denkmäler der Geisteskultur der Erbauer. Wünschenswerth erscheint es deshalb, daß die zu erbauende Kirche so wird, daß die Nachwelt ein günstiges Urtheil über die Begeßacker daraus fällen könne. Wir erlauben uns daher ein paar Worte darüber zu sagen, welches die Haupterfordernisse einer Kirche sind. Daß alles nach einem reinen Geschmack fest und dauerhaft gebauet sein muß, versteht sich von selbst, und ist Sache der Baumeister. *)

*) Der hiesige Architect Herr Polzin, hat einen guten Riß zu einer Kirche gezeichnet.

Von aüßem muß man dem Gebäude ansehen können wozu es bestimmt ist. Bei Privat-Gebäuden welche die Besitzer wechseln, hilft man sich mit Aushänge-Schildern u. d. g. Eine Kirche kann aber gleich so gebauet werden, daß jeder sie für ein Gotteshaus ansieht. Bis jetzt ist man ziemlich diesem Grundsatz getreu geblieben. Dorten aber wird gewiß Niemand das Gebäude, worin der Gottesdienst gehalten wird, für eine Kirche ansehen oder halten können.

Bei Erbauung einer Kirche muß gehöriger Bedacht auf die Vergrößerung der Gemeinde genommen, und sie größer gemacht werden, als die Zahl der Gemeinde es den Augenblick erfordert. Bequem muß der Raum für jede den Gottesdienst Besuchenden sein. Die Bänke müssen soweit von einander entfernt sein, daß derjenige welcher hinten sitzt, auf seine Stelle gelangen kann ohne das diejenigen welche er vorbei muß, nöthig haben aufzustehen. Den Raum zwischen den Bänken so schmal zu machen, daß Alle welche darauf sitzen erst herausgehen müßten, damit der letzte auf seinen Platz gelangte, könnte nur einem Schachtel-Fabrikanten, der eine Schachtel in die Andere setzt, einfallen.

Mit einer gehörigen Anzahl Fenster — Fensterlinge lassen sie gerne — und Thüren muß eine Kirche versehen sein. Erstere, damit überall ein jeder genugsames Licht auf seinem Platze hat; letztere damit beim Ausgang aus der Kirche kein unnöthiger Aufenthalt statt finden kann. Bei Regen und Schnee nimmt das Aufspannen der Schirme viel Zeit weg, und sollte das Unglück sein, daß der Blitz zur Zeit des Gottesdienstes in das Gebäude schlage, wie würde es den Anwesenden gehen, wenn nur Eine Thür wäre.

Alle Treppen zu der Emporkirche, Prieche oder Lectors benannt, müssen wenigstens so breit sein, daß zwei Personen sich darauf ausweichen

können. Die Treppe zur Kanzel so breit, daß eine starke Person sie bequem gebrauchen kann.

Die Kanzel stellt man an den Ort, wo sie von jedem Anwesenden gesehen werden kann, welches bei einer nicht zu großen Kirche, jederzeit angeht.

K. V. Z.

* An Herrn W. Kehrman.

Mit einem Austausch von Ansichten unter vier Augen, kann in einer Sache, die öffentlich dem Publikum vorliegt, wohl nichts ausgerichtet werden. Sie scheinen vieles und besonderes auf dem Herzen zu haben, geben Sie es öffentlich und stellen das Licht nicht unter einen Scheffel. In einem Aufsatze heißt es: Bremen ist kein Delmenhorst, Delmenhorst kein Bremen, Ganderkesee kein Delmenhorst u. s. w. Das ist wahr, eben so wahr ist es auch, daß das Weißbrod in Hamburg weißer, wohlschmeckender, größer und schwerer ist wie in Bremen, die Verschiedenheit des Geldes und Gewichtes gehörig mit in Anschlag gebracht. Sie würden anstatt einer Unterredung mit „kein Spießbürger“, sich um Bremen verdienter machen, wenn Sie zu erfahren suchten, auf welche Art die Hamburger Bäcker dies bewirken und doch wohlhabend dabei werden, und dies Verfahren hier einführten.

Wenn Sie Waizen kaufen und empfangen, sehen Sie dann nur auf das Gewicht und Maaß oder auch auf die Güte desselben? Wenn Sie letzteres nicht in Abrede stellen, so wird es Ihnen hoffentlich einleuchtend werden, daß da, wo das Gewicht des Brotes vorgeschrieben ist, man auch auf die Güte desselben — so wie Sie bei Ankauf von Waizen — ein strenges Auge richten muß.

Ein Unparteiischer.

* Die Kanzel thut's halter nit!

Wie es im Publikum verlautet, soll die arme Kanzel in U. L. Fr. wiederum die Schuld tragen, daß man einzelne Prediger in dieser Kirche nicht verstehen kann. Zwei seit 1827 an dieser Kanzel, namentlich am Schalldeckel, vorgenommene Veränderungen haben mehr verdorben, als gebessert; der alte große Deckel mochte der Aesthetik weniger, aber der Akustik desto mehr entsprechen. Nun will man, heißt es, die ganze Kanzel erhöhen, d. h. zugleich eine ganz neue Kanzel bauen; denn diese, jetzt noch für viele Jahre brauchbare und hübsche Kanzel verträgt ihres Alters wegen kein solches Verücken und so möchte die Kirche, welche stets über Geldnoth klagt, vielleicht 5 — 600 Rthlr. risquieren ohne zu wissen, ob die Hauptsache nicht verschlimmert wird. Die Alten wußten wohl, was und wie sie baueten. Heutiges Tages werden fast keine neue Kirchen mehr gebauet und die Wenigen, wie fehlerhaft!

Man hüte sich vor unnützen Kosten!

Ein Mitglied der Gemeinde
zu U. L. Fr.

* Zoll-Logik.

Ein hiesiges Handelshaus sendete etwa 4 Pf. Tabackproben zur Auswahl und bemerkt dabei:
Amerikanischer Blätter-Tabak.

Die Proben waren werth etwa 30 Grote, das Preuß. Zollamt bestimmte den Zollsatz auf 10 Rthlr. und behauptete die Declaration hätte

lauten müssen: „Unbearbeitete rohe Amerikanische Tabacksblätter!“

Das ist die Möglichkeit!

* B i t t e.

Möchte ein verehrtes hiesiges Publikum mir nicht verargen, wenn ich es wage, hiermit aufs höflichste zu bitten

durch recht zahlreiche Unterschriften meiner Subscriptions-Circulare — die Herausgabe des Taschenbuches „Feldblumen“ betreffend — mich geneigtest zu beehren.

Unter so manchen erhaltenen Beweisen der Güte und Theilnahme, würde die Erfüllung dieser meiner letzten Bitte mir in gewisser Hinsicht doppelt schätzenswerth seyn und zu den aufrichtigsten herzlichsten Danke mich verpflichten.

Bremen, den 1. Juli 1831.

Heinrich Walter.

M i s c e l l e.

Auch bei den Alten fehlt es nicht an Kunstwerken, oder vielmehr künstlichen Arbeiten, die sich durch außerordentliche Zartheit bemerkbar machten. Dem Plinius zufolge (VII, 21., XXX, 5.) fertigte ein Kallikrates Ameisen aus Elfenbein so zart, daß man die einzelnen Theile kaum von einander unterscheiden konnte. Myrmecides, dessen Varro *) gedenkt, ein Mitester, fertigte aus Elfenbein einen Wagen mit vier Pferden, den eine Biene mit ihren Flügeln zu bedecken im Stande war. Es gehörte eine besondere Kunst dazu, das niedliche Werk zu betrachten. Cicero aber besaß nach Plinius (VII, 21.) eine Iliade so fein geschrieben, daß das Ganze — in einer Nuß Raum hatte. Sie kam dann unsern Waterunsern gleich, die

*) De ling. lat. VI.

nur die Größe eines Silberdreiers einnehmen. Da die Alten aber bei ihren Arbeiten nicht von der Lupe unterstützt wurden, so ist ihre Kunstfertigkeit in der Art noch merkwürdiger.

V e r w e c h s e l u n g.

Fresko-Anekdote, buchstäblich wahr.

Am 29. April d. J. wurde in D. Mittags um 1 Uhr zur Freude des Landes der Erbprinz geboren, welche sich am Abend desselben Tages durch eine allgemeine Erleuchtung kund gab. Die Kürze der Zeit machte die Herstellung von Sinnbildern und Inschriften unmöglich, woran es gewiß nicht würde gemangelt haben, weshalb man nur hier und da ältere, schon vor Jahren gebrauchte Bilder sah, welche freilich nicht ganz dem Zwecke angemessen waren. Nur an Einem Hause waren die — sehr passenden — Worte: „Jesaja 9., V. 6.“ *) in Flammenschrift zu lesen. Von dem Besitzer, obwohl als sehr gescheiter Mann allgemein bekannt, ließ sich dennoch eine so genaue, in's Einzelne gehende Bekanntschaft mit der heil. Schrift nicht voraussetzen, weshalb alle Welt mit gutem Grunde schloß, daß ihm diese Bibelstelle von seinem Schwager, einem Prediger, Hesekeel geheißen, vorgeschlagen worden sey. Einer der Tausende, welche diese Inschrift gelesen, welchem auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Hausbesizers bekannt waren, verwechselte aber die Namen Jesaja und Hesekeel, und schlug, als er nach Hause kam, in seiner Hausbibel den Letztern auf. Er traute seinen Augen kaum, und glaubte, der Hausbesitzer sey verrückt geworden,

*) „Denn es ist uns ein Kind geboren, und ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Water, Friede-Fürst.“

als er statt der gemeinten Stelle folgende, zum Aufruhr anregenden Worte las: „Erwürgt jedes Alte, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Weiber, alles todt: aber die das Zeichen an sich haben, derer sollt Ihr keinen anrühren. Fanget an aber an meinem Heiligthum *). Und sie singen an den alten Leuten, so vor dem Hause waren.“

Gebet eines Studenten.

Minerva, gib von Deinem Thron
Gehör dem armen Musensohn!
Schenk' ihm, der Deinem Dienst sich weihet,
Nur von der Palms Verebbarkeit!
Gieb! daß in einem Sommertag
Ein Griech' ich werd', wie Wythenbach!
Fügst Du zu dem mir sein Latein,
Mir kann's, wie ihm, von Nutzen seyn!
Was Orientalia betrifft,
Mir gnüget Willmots Geist und Schrift!
Gieb, daß ich im Historienfach
Flugs Stuart-Wag'nar ahme nach!
(Französisch, Englisch wünsch' ich nur
Wie Rousseau, Sterne; 's ist mode du jour!)
Gieb, daß im vaterländ'schen Styl
Gleich Siegenbeek verbeß're viel!
Und, daß ich mich im Alterthum
Gleich Winkelmann umschau' mit Ruhm! —
In Mathematik und Physik
Gieb wie van Swinden mir Geschick;
Wie Büsching mir Geographie,
Wie Berklei auch Philosophie!
Gieb — nie ließ mich das Schöne kühl! —
Mir Mengs'ens, Rüppers Kunstgefühl!
Der freien Ueberzeugung Ton
Wie Kant sie hegt und Menckelsohn.

*) Das Haus ist wirklich ganz in der Nähe der Hauptkirche gelegen und gehörte, ehe es der gegenwärtige Besitzer erwarb, gewissermaßen derselben an.

Musik erstreb' ich gar nicht viel,
Blos Haydn's Ruhm sei einst mein Ziel!
Und dann ein wenig Reimerei
Von Wilderbyk und Loots dabei.
Gieb dieß und schenk', zum Zeitvertreib
Mir noch, gleich Helena, ein Weib!

Dr.t.

* N a t h s e l.

Begründet einst durch zweier Brüder Hand,
Entsproßt' ich jung dem Mutterschooß der Erde.
Durch blut'ge Kämpfe und Gefahren wand
Ich mich hindurch, damit ich groß einst werde;
Und es gelang; nur durch die eigne Kraft
Hab' ewig ich Bewundrung mir verschafft.

Raum stand ich vor der Welt noch herrlich da,
So stürzte ich vor mir selbst in's Elend nieder.
Doch bald war auch Erhebung mir schon nah,
Und seht ich stieg zur Ruhmeshöhe wieder.
Nicht durch Gewalt; durch Lust am Christenthum
Erwarb ich jetzt mir neuen Glanz und Ruhm.

Nicht vorwärts bloß seht Ihr mit hellem Glanz'
Schön überstrahlet meinen großen Namen;
Nein rückwärts auch; sie danken mir den Kranz,
Die an dem schönsten Fest' ihn einst bekamen.
So herrsch' ich noch; denn meiner Waffen Kraft
Hat mir bei Euch Verehrung auch verschafft.

Philosophet.

* W u n s c h.

Die vielgeehrte Theater = Direction wird
gebeten aufzuführen:

Wallensteins Lager.

Und so es möglich ist recht baldigst der
Bitte zu entsprechen, ist der Wunsch mehrerer
Theaterfreunde.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 7. Juli 1831.

Und die Schlacht entbrennt, und die Ernte beginnt
Es tummeln die Schnitter sich flink wie der Wind
Die Halme vom Boden zu grasen.

Und wenn die geschwungene Sense erblinzt,
Da raffelt der Halm durchschnitten und stößt
Auf immer zum blutigen Rosen.

Der Sensenträger.

Was ist es, das im dunklen Wald
Mit dumpfem Tone wiederhallet?
Es trägt sich der Schall in dem nächtlichen Raum
Von Felsen zu Felsen, von Baume zu Baum. —
Dort aus der Hütt' an des Waldes Saum
Erhöhet durch die Stille der schneidende Ton:
Der Vater ist brin mit dem einzigen Sohn.
Sie schärfen die Sense mit kräftiger Hand,
Der Vater erzählt vom ägyptischen Sand,
Von den Ufern der Duna, des Ebro Strand,
Wo einst er als Jüngling gekämpft und gesiegt,
Wo die Schar seiner Freunde gebettet liegt.
Ja, damals da streift er auf schraubendem Ross,
Jetzt fehlt ihm die Lanze, das Schwert und Geschos. —
„Was schärfst Du die Sense mit eifriger Hand?“
Beginnt der Knabe, „im Todtengewand“
Schläft ruhig die Erde, aus eisigem Schnee
Entblühet Deiner Sense kein duftender Klee.
Noch zögert ja lange des Frühlings Pracht!“

„Gedulde Dich, Knabe, der Reiz erwacht!
Der Frühling der Freiheit, die Donner der Schlacht,
Begräßen ihn morgen mit Jubelton,
Da sprich' mit der Sense den Feinden ich Hohn!“
„Mit ihr willst Du morden? Am Feste der
Schnitter

Umspielten sie frieblich die prangenden Klitter!
Wer hat sie als Waffe Dich brauchen gelehrt?
O! hält'st Du noch Vater Dein blinkendes Schwert!
Bedenke, des Knochenmanns schrecklich Gerippe
Hebt auch zu dem Morde die schneidende Hippe
Und zeigt voll Grausen mit knöcherner Hand
Der abgelaufenen Zeituhr Sand!“

„So sprichst Du verständig, mein einziger
Sohn!

Kühn sprich' mit der Sense den Feinden ich Hohn
Und deute ja an, wie der Knochenmann,
Daß schnell die Zeit ihrer Herrschaft verrann!
Vorüber! vorüber ist Sklaverei!

Kühn kämpf' ich für Polen, und wird es nicht frei,
und fall' ich im Kampfe fürs Vaterland,
So suche die Sense, sie ist Dir bekannt,
Bergrabe sie tief in der Erde Schacht *)
Bis wieder der Morgen der Freiheit erwacht!"

So sprach der Greis. Es flieht die Nacht.
Wild mahnen die Hörner zur blutigen Schlacht.
Der Sensenträger verläßt sein Haus
und Kind und zieht zu dem Kampfe hinaus,
Hoch schwingt er die Waffe im Morgenroth
und bittet den Himmel um Sieg oder Tod. —

Ts.

Magnus Heineson.

(Beschluß.)

Bei seiner außerordentlichen Kühnheit war es kein Wunder, daß Heineson einst, als er zu viel wagte, vom Glück verlassen, sich gefangen geben mußte. „Welches Sinnes bist Du jetzt?“ — fragte ihn der Sieger. Unerschrocken gab er diesem zur Antwort: „Wärst Du so in meiner Gewalt, wie ich in der Deinigen, so würd' ich Dein Leben nicht verschonen!“ Dem hochherzigen Feinde gefiel dieser Stolz so ungemein, daß er Heineson ohne Bitten in Freiheit setzte.

Daß es einem solchen Manne nicht an Meidern und Verläumdern fehlte, ist sehr begreiflich. Auch Heineson hatte Schwachheiten; besonders warf man ihm Neigung zum Trunk und zu Weibern vor, Fehler, welche man einem Seemann aus dem sechszehnten Jahrhundert nicht zu hoch anrechnen darf. Dänemarks Friedrich der Zweite, ein warmer Beschützer der Wissenschaften und der Verdienste, schätzte Heineson so hoch, daß bis zu dem Tode dieses Königs sein Ansehen nicht sank.

*) Dieses bezieht sich auf die alte, auch bei der neuern Revolution in Ausübung gebrachte Sitte der Sarmaten, unterirdische Waffendepots anzulegen. —

Vielleicht haben die Auszeichnungen, deren er sich durch die Gunst seines Königs erfreute, zu dem traurigen Schicksal beigetragen, das ihn in der Folge traf. Friedrich starb im Jahr 1588 und hinterließ seine Reiche einem eilfjährigen Thronerben, dem in der Geschichte Dänemarks so berühmten Christian dem Vierten. Vier Reichsherrn aus den ersten Geschlechtern verwalteten während der Minderjährigkeit desselben die Regierung. Heineson und sein Verdienst wurden so sehr herabgewürdigt, daß er sich aus Mangel veranlaßt sah, fremde Dienste zu suchen. Der Herzog von Parma, Regent der Niederlande, nahm ihn willig auf. Er machte einen Kreuzzug gegen die Engländer, und eroberte eins ihrer Schiffe, welches er nach Bergen führte, und dort sammt der Ladung verkaufte. Deshalb ließ ihn die Königin Elisabeth von England (welche das Jahr vorher Maria Stuart hatte hinrichten lassen), als Seeräuber anklagen. Er ward als überführter Verbrecher in Ketten nach Kopenhagen gebracht, und hier durch ein übereiltes Erkenntniß des Magistrats zum Tode verurtheilt. Einer der königlichen Vormünder, Christoph Walfendorf (bekannt durch seine Uneinigkeit mit dem berühmten Astronomen Tycho Brahe), ließ das Urtheil vollstrecken, ohne die Beistimmung der drei andern abzuwarten. Am 8. Februar 1589 wurde Heineson auf dem Schloßplatze zu Kopenhagen mit dem Schwerdte hingerichtet. Auch bei dem letzten ernsthaften Austritt behielt er seinen Muth. Als ihm der Scharfrichter die Augen verbinden wollte, weigerte er sich dessen mit den Worten: „Ich fürchte mich vor keinem entblößten Schwerdte, das hab' ich schon so oft gegen mich bligen sehen; sey Du nur selbst nicht bange!“ So fiel dieser große, um sein Vaterland hochverdiente Mann, den die Elemente und seine Feinde in tausend Gefahren geschont hatten, durch die Verblendung

derer, welchen es die heiligste Pflicht seyn mußte, ihn gegen eine falsche Anklage zu schützen.

Schon im nächsten Jahre wurde Heinesons Unschuld vollkommen erwiesen. Hans Lindenov, ein jütändischer Landrichter, trat öffentlich als sein Vertheidiger auf, und verklagte vor dem höchsten Gericht, im Namen der hinterlassenen Wittve und Waisen, den ersten Reichsverweser wegen eigenmächtiger und übereilter Rechtspflege in Heinesons Sache. Es gehörte viel Muth dazu, den ersten Machthaber des Landes in einem rechtskräftig entschiedenen Prozeß anzugreifen, wo alle Stimmen sich für den begangenen Justizmord laut aussprachen, und das gefallene Opfer von Jedem verabscheut wurde. Es ward aber durch Lindenovs Bemühungen erwiesen, daß Heineson vom Herzoge von Parma den Befehl hatte, die Schiffe der englischen Nation überall aufzubringen, und daß sogar dem Heineson sein Gang in Ostende als eine rechtmäßige Eroberung richterlich zugesprochen war. Es erfolgte hierauf ein Erkenntniß: Daß Heinesons Leiche auf dem Nikolai-Kirchhofe, wo sie in der Stille und ehrlos begraben war, ausgehoben und mit einer anständigen Todtenfeier beigesetzt, auch das wider ihn gesprochene ungegründete Urtheil gänzlich vernichtet und aufgehoben werden solle, so daß es weder ihm, dem Verstorbenen, noch seiner Wittve und seinen Kindern im Geringsten zur Schmälerung ihrer Ehre und ihres guten Namens gereichen dürfe. Walkendorf wurde eine für damalige Zeit sehr beträchtliche Geldbuße, zur Strafe seiner Uebereilung, aufgelegt, auch mußte er den Hinterbliebenen ein Kapital als möglichste Entschädigung, außerdem alle Kosten des früheren und des späteren Prozeßes bezahlen, so wie dem unerschrockenen Rechtsfreunde einen ansehnlichen Lohn.

Gleich darauf wurde Heinesons Leiche mit alle dem Eifer und Jubel, womit ein erkanntes

Unrecht, wenn es zu spät ist, endlich vergolten zu werden pflegt, ausgehoben, nach Jütland geführt und zu Orsels bei Wiburg in der Kirche feierlich beigesetzt.

Aus Vorurtheil und Uebereilung haben viele Machthaber mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit gefrevelt, fast keiner hat, wie Walkendorf, sein Unrecht anerkannt und nach Kräften zu ersehen gesucht. Aus eignem Antriebe verdoppelte er die Entschädigungs-Summe für die Hinterlassenen, und war, so lange er lebte, ihre feste Stütze, so daß diese Familie, welche noch unter dem Namen Güntelberg in Dänemark kläht, durch Walkendorf zu Ehre und Wohlstand gelangte.

Heinesons Verdienste ehrt ein marmornes Denkmal zu Jägerspreis in Seeland, dem Landsschlosse des dänischen Thronfolgers.

A. Ritter.

Der Luxus.

Der Luxus, welcher in früherer Zeit oft durch strenge Gesetze gezügelt ward, jetzt aber wie ein Krebschaden um sich frist, ist eine Schmaroherpflanze des Zeitgeistes und eine Folge falscher Aufklärung. Der dumme Dünkel auf Vornehmthueren durch übertriebene Kleiderpracht herrscht bekanntlich am meisten bei reichen und wohlhabenden, aber theils nur halb- theils ungebildeten Leuten, welche sich dadurch ein Ansehn über ihre ärmern Mitbürger zu geben glauben und dieses Streben hat jetzt, besonders in den größern Städten den höchsten Grad erreicht.

Wohl wird sich jeder Vernünftige recht herzlich freuen, wenn er eine ehrbare und geachtete Bürgerfamilie im geschmackvollen für ihren Stand geeigneten Anzuge und darinnen ein Zeichen des Wohlstandes durch Fleiß und Geschicklichkeit des

Geschäfts oder Gewerbes erblickt. — Aber, was soll er denken, wenn er in öffentlichen Gesellschaften, besonders im Winter auf Bällen, geblendet durch flimmernde Pracht, in den Gattinnen und Töchtern eben nicht sehr bemittelter Handwerker Damen aus den höhern Ständen zu sehen glaubt, bis er durch nähere Beobachtungen aus seinem Traume erweckt wird.

Nicht der bunte kostbare Lappen auf dem Leibe ist es, welcher das Böse in sich enthält; denn bliebe es bloß bei dem Bestreben der Reichen, sich dadurch vor den Armen auszuzeichnen, so wäre der Luxus bei weitem weniger schädlich. — Aber die Gesinnungen sind es, welche er unvermerkt einflößt, woraus sodann immer eine nachtheilige Handlung nach der andern folgt.

Zuerst kommt die Nachahmungssucht. — Niemand von gleichem Stande will im Ansehen zuriicksinken, sondern es, wo möglich zuvorthun. Dies erstreckt sich sogar bis auf das Gefinde, dessen Verdorbenheit größtentheils hieraus entspringt; denn, wie der Herr, so der Diener. — Sie ist so ansteckend, daß viele sonst vernünftige Bürgerfrauen, welche das Uebertriebene einsehen, dennoch eine Menge sehr kostbarer Kleider und sonstigen unnützen Glitterstaat anschaffen und nutzlos aufbewahren, um nur ihren Freundinnen beweisen zu können, daß sie hierinnen nicht nachstehen.

Luxuriöse Kleider erzeugen den Hochmuth, sich vornehmer, als seines gleichen zu dünken und höhern oder reichern Personen gleich zu stellen. Hierzu gehören denn auch größere Wohnungen und elegantere Möbel, als man eigentlich nöthig hat u. s. w. Man will den Kleidern Achtung verschaffen. Dadurch vermehren sich die Bedürfnisse.

Aus der hieraus entspringenden Eitelkeit, sich in seiner Pracht bewundern zu lassen, folgt natürlich, um solches bewerkstelligen zu können, die Sucht nach Vergnügungen. Sie hat jetzt einen ungemein hohen Grad erreicht. Eine Anzahl kostspieliger Bälle und Concerte im Winter und theure Landpartien zu Wagen im Sommer, beweisen dies im Ueberfluß. — Dem Nichtunterrichteten erscheint hier ein Wohlstand, der ihn in eine Feenwelt versetzt.

Leute dieser Gattung wollen denn auch ihrem vornehmern Anzuge Ehre machen und gebildeter erscheinen, als sie wirklich sind. Die meisten glauben sogar, es zu seyn. — Wenn hieraus ein Trieb nach Belehrung und wahrer Bildung entsünde, so wäre dieses Streben ein wohlthätiges und nütliches. Leider ist dies aber nur eine Quelle der ungeheuersten Selbstsucht, welche sich in Verachtung und Zurückweisung aller Vernunftgründe äußert. — Nur was ihren verschrobenen, eigennütigen und engherzigen Begriffen von Stand, Bürgerthum und Bürgernahrung, zusagt, findet Eingang. — Wer also diesen Ansichten mit rednerischer Zunge zu schmeicheln versteht; also meistens Schreier und Plager von wenig moralischem Werth, erhält weit mehr Vertrauen, als der ruhige, vernünftige feste Mann, welcher die Sachen in ihrem wahren Lichte betrachtet und die richtigsten Einsichten darlegt.

Aus dieser Selbstsucht, welche diesen Leuten eine größere Klugheit vorpiegelt, als sie besitzen, entsteht wider eine unreife und falsche Beurtheilung obrigkeitlicher Anordnungen und nicht selten Widerseßlichkeit gegen die Gesetze; denn jeder sich Vornehmdünkende gehorcht eben so ungern, als der ungebildete Reiche. — Das Hauptübel aber ist, daß dergleichen Leute in ihrem Irrwahn sehr leicht zu falschen, oft strafbaren, Schritten zu verleiten find.

In rein sittlicher Hinsicht stellen sich gleich zweierlei höchst nachtheilige Folgen des Luxus und der Vergnügungssucht dar. Erstlich eine verschrobene Kinderzucht. Nicht genug, daß fast jeder Luxusliebende seine Kinder über seinen Stand affenmäßig und phantastisch herauspukt und dadurch schon in den jungen Seelen den Saamen der Eitelkeit und Puffsucht legt, bemüht er sich auch, sie auf eine verkehrte Weise vornehm zu erziehen und nimmt sie, um sich damit sehen zu lassen, in Gesellschaften. — Angenommen, das meiste, was für die Ehren solcher, oft schlauer, Kinder, nicht gehört, ginge verloren, so lernen sie doch zeitig naseweis und vorlaut plappern; was denn die erfreuten Aeltern für baare Klugheit halten. — Das schlimmste ist jedoch, daß die meisten solcher Kinder eine gewisse Weise, sich unter ältern Personen zu bewegen und dadurch zugleich einen hohen Grad von Selbstsucht und Ansprüche auf ausgezeichnetere Behandlung als ihnen zukommt, weit eher, als die nöthigen Schulkenntnisse, erlangen. — Eingenommen von ihren eingebildeten Vorzügen, wollen sie in den Schulen entweder gar nichts, oder nur so nach ihrer Weise, spielend, ohne alle Kopfanstrengung, erlernen. Sie widersehen sich wohl gar den Lehrern, beklagen sich über solche bei den Aeltern; welche dann schwach genug sind, der Affenliebe nachzugeben und die Lehrer meistens ungerechterweise zur Rede zu stellen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Bruchstücke.

Papst Clemens XIV. (Ganganelli) wurde bekanntlich durch beigebrachte Aqua Toffana aus der Welt geschafft, und man glaubt nicht ohne Grund, daß die Jesuiten die Thäter gewesen.

Ob man nun gleich dem Bubenstücke, welches im Finstern schleicht und wie die Seuche um Mittag verdirbt, nicht gewiß auf die Spur kommen kann; so sprechen doch: „daß die Jesuiten diesen Mord begangen haben,“ mehrere Gründe dafür, als dagegen. Denn, wenn man erwägt, wie sehr dieser Papst gegen diesen Orden — und zwar mit Recht — eingenommen war, daß er seine Auflösung bewirkte, und daß er sich am mächtigsten gegen dessen Eingriffe und Anmaßungen setzte, und wenn man ferner das Sprichwort der Spanier:

„Hüte dich vor dem Vordertheil des Stiers,
vor dem Hintertheil des Maulesels,
vor dem Mönch aber auf allen Seiten!“

beachtet, so werden wohl wenig ohne Zweifel mehr übrig bleiben, welche gegen diesen Verdacht sprechen.

Von einem wohl unterrichteten, Wahrheit liebenden Manne wurde mir vor mehreren 40 Jahren ein Ereigniß erzählt, welches jene teuflische Handlung beeilt haben soll. Ich gebe es, in so fern es noch meinem Gedächtnisse treu geblieben ist — wie ich es empfangen habe — hiermit wieder, vielleicht, daß Dieser oder Jener es weitläufiger entwickelt und berichtigt.

Die Jesuiten hatten sich nämlich mit einem Anliegen, welches nichts mehr und nichts weniger, als ihre Güter-Vergrößerung in irgend einer Provinz enthielt, an den Kaiser gewendet, welcher Bedenken trug, ihre Bitte sofort zu gewähren, jedoch aber selbige rund abzuschlagen, zu schwach war. In dieser zweideutigen Lage wies er sie wegen des Anspruchs an den heiligen Vater, und von diesem glaubten die heiligen Männer ihres Gesuchs sichere Erfüllung zu erhalten.

Ganganelli nahm sie freundlich auf, unterhielt sich mit ihnen über gleichgültige Gegenstände bis sie endlich mit ihrem Antrage vorrückten.

Der Pabst schwieg, führte aber nach einer Pause den Sprecher vor ein Crucifix, ihn nach dessen Ueberschrift befragend. Der Jesuit bückte sich, wie Ahab, und suchte die Sache als einen herablassenden Scherz des Statthalters Christi zu nehmen; als aber der Pabst ernstlich die Erklärung jener bekannten vier Buchstaben forderte, und der ehrwürdige Pater ihre bekannte Deutung ihm sagte, antwortete der Nachfolger Petri: „Mit nichten! Sie iren, ihr Sinn heißt: Jam Nihil Reportabunt Jesuitae, (die Jesuiten sollen nichts mehr bekommen) und dies ist die Willensmeinung, welche Ihnen Sr. Majestät der Kaiser auf Ihren Antrag durch mich eröffnen läßt.“

Einige Tage nach diesem Vorgange fand er bei der Tafel unter seinem Teller einen Zettel, welcher folgende Buchstaben P. S. S. V. enthielt. Er zeigt selbigen einem neben ihm sitzenden Cardinal, nach dessen Enträthsclung fragend, und da derselbe den dunkeln Sinn dieser Buchstaben nicht zu kennen versicherte, sagte der Pabst lächelnd: „Es heißt: bald wird der heilige Stuhl entlediget seyn.“ Dieses bewahrheitete sich auch bald, denn nicht lange Zeit nachher starb der Pabst an dem ihm beigebrachten Gifte, welches ihm in der Sacristei in einer Tasse Chokolade gereicht worden seyn soll.

Johann Sobiesky und Wien.

In dem Aufsatze: das hochherzige Ungarn“ heißt es, daß Ungarn und die österreichische Monarchie den Polen Viel zu verdanken habe. Es wird den Lesern die in der Geschichte nicht bewandert sind gewiß nicht uninteressant seyn, zu lesen, inwiefern sich Polen den Dank Oesterreichs verdient habe.

Im siebenzehnten Jahrhundert waren die Türken siegreich in Oesterreich eingebrungen, und

hatten während des Krieges schon 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen in die Sklaverei geschleppt. Bald wurde auch die Hauptstadt bedroht. Ein Heer von 200,000 Türken breitete sich (1683) in einem Umfange von 6 Stunden um Wien aus, das in größter Bedrängniß sich befand, da es nur 12,000 Mann Besatzung hatte. Zwei Monate hielt die Stadt die Belagerung aus. Da sprang am 10. September die letzte Mine unter der Burghaffen, und die Gefahr war auf's höchste gestiegen. Mit Bittern und Jagen erwarteten am 11. die Wiener einen neuen Sturm, als Bewegungen im feindlichen Lager ihnen die Kunde gaben, daß Hülfe nicht ausgeblieben sey, auf dem Gipfel der Noth. — Der König der Polen, Johann Sobiesky, war an der Spitze seiner tapfern Schaaren angelangt, und stürzte wie ein Sturmwind, hinter ihm seine Treuen, auf die Barbaren. Die Feinde flohen, und Sobiesky stand als Sieger, als Befreier Deutschlands auf dem Schlachtfelde. Die Fürsten umarmten ihn, das Volk betete ihn an. — Nur Kaiser Leopold ließ Unterhandlungen pflegen wegen der Ceremonien, die bei der Zusammenkunft mit seinem Retter Statt finden sollten! —

Nicht ein Jahrhundert später half Maria Theresia der Polen Nationalität vernichten und ihr Land theilen. Das jezige Oesterreich sollte diese Ungerechtigkeit wieder gut machen, und den Vorstellungen der Ungarn Gehör geben!

N. Ph. N.

Die Rekrutenaushebung in Rußland.

Man nimmt in der Regel, je zwei oder vier Mann von fünfshundert Individuen. Diese Leute werden zur körperlichen Untersuchung nach

den Hauptquartieren in Moskau, Nowogorod, Petersburg u. gebracht. Hier erwartet der Gouverneur mit einer gehörigen Anzahl von Beamten und Schreibern, und — was nirgends bei wichtigen oder unwichtigen Dingen fehlen darf — einer Polizeiwache, den Kandidaten, der im völligen Zustande der Nacktheit der Versammlung vorgeführt, und von dem Arzt besichtigt wird; ist der Leibeigene gesund erfunden, so wird er der militärischen Behörde überantwortet, und unter das Maas gestellt; geht ihm an den erforderlichen Eigenschaften keine ab, so wandert er in ein zweites Zimmer, um sich den Kopf scheeren zu lassen. Diese Operation erstreckt sich bei dem Rekruten über den ganzen Kopf, wogegen derjenige, der wegen mangelnder Körperlänge, Schwäche oder Mißgestalt nicht zu brauchen ist, bloß des hintern Theils seiner schmutzigen Locken verlustig geht damit ein eigennütziger Edelmann ihn bei Aushebung nicht am Ende noch statt eines tüchtigen Subjekts einschmuggelt. Kaum ist die Mackellosigkeit ausgesprochen, und die Schur vollbracht, so geht es mit dem neuen Kriegsknecht in den Hof hinab, und fort in die Kaserne; unten verabschieden sich von ihm seine weiblichen Verwandten unter kläglichem Gewimmer, worin er heulend einstimmt, so daß man es nicht für möglich hält, daß so treue zärtliche Herzen sich trennen könnten. Der Korporalstock und ein Schluck Quass vertreiben indessen alle unlustigen Gedanken, der Leibeigene des Kaisers, in seine Uniform gekleidet, vergißt Vater, Mutter, Weib und Kind, und nach drei Tagen steht er so aufrecht als Einer im Regiment, handhabt seine Muskete, und paradiert vor einem Schilderhaus. Das unter den Russen insgemein herrschende Talent der Nachahmungskunst ist etwas Außerordentliches.

B u n t e s.

Vor ein Paar Jahren erhielt, nach dem Schlusse der Stuttgarter Stände-Versammlung, das Landstands-Mitglied Dr. Schott einen silbernen Becher zum Geschenk, auf welchem folgende Inschrift (von Ludwig Uhland) steht:

„Billig, daß mit einem Becher
Ihr den biebren Mann bedenkt,
Weil er als des Landes Sprecher
Keinen Wein hat eingeschenkt!“

Th. Laurin.

* Correspondenz-Nachricht.

Wotho, den 24. Juni.

Gestern hatten wir hier einen sehr traurigen Vorfall. Ein Schüler, der 13jährige Sohn des Herrn W. — ertrank beim Baden vom Schläge gerührt, in der Weser; welcher Unglücksfall aber dadurch herbeigeführt ist, daß er in Folge einer Erhizung, um vor mehreren anderen Schülern den Vorsprung zu erhalten, sich zu rasch in's Wasser gestürzt hatte, und ohne alle Rettung blieb, da nicht gleich auf der Stelle ein Ueberlaß angebracht werden konnte.

Ein Bürgerfreund.

* Den M a n n e n

seines unvergeßlichen Freundes Dr. Professor
Mertens, an dessen Begräbnistage den
22. Juni 1831, gewidmet

von

D. Schütte.

Ebler Mann! der höchsten Ruhm verdiente,
Dem der schönste Kranz die Schläf' umgrünte,
Der der Menschheit Wohl im Busen trug!
Freunde, die Dein süßend Herz verehrte,
Die Dein Beispiel Pflicht und Tugend lehrte,
Nahen trauernd Deinem Aschentrug!

Liebedoll halfst Manchem Du durch Lehren
 Deiner Weisheit, hoch sein Glück vermehren,
 Der des Lehrers Mahnung nicht vergaß.
 In Dir schlug ein Herz für höh're Wahrheit,
 Gabst den Wissbegier'gen gern' in Klarheit,
 Was die Weisheit Dir so reich zumaß.

Heut', zu Deiner nun entseelten Hülle,
 Drängt sich manche Thräne, mancher stille
 Seufzer in die kalte Gruft hinab, —
 Da, was Theurer! wir in Dir verloren,
 Sicher uns nicht wieder wird geboren;
 Heut' hinab gesenket ist in's Grab.

Einz'ger Trost! Des Wohlthuns schöne Quelle
 Rieselst unversiegbar, voll und helle,
 Von dem stillen Hügel Deiner Ruh'.
 Noch nach Säkuln drückt Dein edler Schatten
 Die nach Deinen Lehren sich gebildet hatten,
 Ihr verweinet Auge tröstend zu.

Deines Namens Spur wird nie verwehen,
 Nie Dein theurer Name untergehen
 In der Zeiten wellenreichem Fluß!
 Ehler! bis zum letzten Weltentage
 Wacht an Deinem ew'gen Sarkophage
 Schön und hold des Ruhmes Genius.

* Ihrem verewigten Lehrer,
 dem Professor Franz Carl Mertens,
 die Zöglinge der Handelsschule.

Einsam stehen wir Verwaisten,
 Deren Lehrer heimgegangen,
 Und der Wehmuth sanfte Bähre
 Perlet über unsre Wangen!
 Könn't Ihr's, Freunde, uns verbenken,
 Wenn bei seiner Gruft wir klagen?

Wenn wir traurig zu einander,
 An ihn denkend, also sagen:
 Auch er ist dahingeschieden,
 Wo ein ew'ger Friede wohnet,
 Wo er wiederseht die Freunde,
 Wo ihm Gott das Gute lohnet;
 Ach, er wird nicht wiederkehren
 Auf das schöne Thal der Erde,
 Denn sein Auge ist erloschen,
 Daß es desto heller werde,
 Daß er ew'ge Sonne sehen,
 Seiner Saaten Früchte schauen
 Und das Gute blicken könne,
 Das er that, worauf wir bauen.
 O, wir klagen nicht alleine
 Seine Freunde klagen alle,
 Daß er, sanft entschlummert, nicht mehr
 Unter uns auf Erden walle.
 Unvergesslich ist sein Name
 Allen, die ihn näher kannten;
 Freund war er dem Freunde; Lehrer
 Allen, die sich Schüler nannten.
 Mögen auch die Jahre schwinden
 Und in stetem Kreislauf ziehen,
 Er bleibt unvergesslich, immer
 Wird er durch die Flora blühen;
 Und in unserm Geiste wird er
 Ewig, bis wir sterben, leben!
 Niemand kann ihn uns ersetzen,
 Nur die Hoffnung kann uns heben.

Im Namen seiner Mitschüler,
 ein Primaner der Handelsschule.

Auflösung des Räthfels in No. 53:

R o m a — A m o r.

B e r i c h t i g u n g.

In dem Aufsatze „Museum“ im vorigen Bürger-
 freunde lies statt feierlich eingeladen, förmlich einge-
 laden.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Dreesen & J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönghe, Catharinenstraße No. 30.



Der Bürger = Freund,

eine

Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 10. Juli 1831.

Das Gute kann sich nimmermehr
Mit Schlechtem brüderlich vereinen.

Verschiedene Wege.

Eine Fabel.

Die Kage sprach zum Hund:

„Laß schließen uns den Freundschaftsbund;

„Will jeder nur von seiner Art,

„Ein wenig lassen und nachgeben,

„Dann können wir gepaart,

„Nech' innig stets und glücklich leben.“

„Das läßt sich hören!“ — spricht der Hund,

„Doß sag', was ließeß du zur Stund'?“

„Ich will“ — erwidert sie — jetzt wen'ger mausen,

„Nicht mehr aus allen Töpfen schmausen,

„Beim Uebrigen dann drückest du,

„Als Freund wohl auch ein Auge zu!“

„Das heißt“ — erwidert jener drauf,

„Du läßt dem Kaiser ferner Lauf,

„Und ich, damit wir passen recht,

„Ich warbe auch ein wenig Schlecht.

„Das Gute kann sich nimmermehr
„Mit Schlechtem brüderlich vereinen:
„Du schleich' und krieche hin und her,
„Geh' deinen Gang, ich — geh' den meinen!“

E. Richter.

Biographische Skizze.

Diebitsch = Sabalkanski.

(Nach Bellmonts mitgetheilten Familien-Nachrichten.)

Der russische Oberfeldherr ist nicht mehr!
Nicht auf dem Felde der Ehre, nicht als Krieger,
nicht als Sieger ist er gefallen, nicht die Stirn
mit neu gewonnenen Lorbeeren umkränzt; sondern
plötzlich war das Wort, das den Schlachtdonner
übertönte, verstummt, der Arm, der das Schwert
über den Balkan getragen, gelähmt.

Der Eindruck dieser Kunde war ein erschüt-
ternder — erschütternd auch für die eifrigsten

Freunde der Sache, die er bekämpfte. Am wenigsten würde ihnen ein Wort der Exaltation ziemen in diesem Augenblick. Seine Erscheinung in Polen war nicht von den Schrecken begleitet, die der Ruf angekündigt hatte: nicht seines Verschwindens bedurfte es, um den Kämpfern für Unabhängigkeit immer neuen Muth einzufößen. So mag denn hier auch nicht untersucht werden, in wiefern sein Ruhm dadurch geschmälert ist, daß es ihm nicht bestimmt war, die Drohungen der Ulasen wahr zu machen; sondern man wird der Rücksicht, die man dem Hingegangenen, der Achtung, die man dem tapfern Krieger schuldig ist, am besten genügen, wenn man sein Andenken von der Sache, für die er zuletzt gestritten, trennt, und seiner glorreichen früheren Laufbahn sich erinnert.

Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch und Narben, der jüngste Sohn des Barons Hans Ehrenfried, war geboren am 13. Mai 1785 zu Großleippe in Schlessien. Der Knabe verrieth frühe und unwiderstehliche Neigung zum Soldatenstande, und ward schon vor zurückgelegtem zwölften Jahre in das Kadettenkorps zu Berlin aufgenommen. Eifrig und unermüdet erwarb er sich Kenntnisse in der Kriegskunde und in verwandten Wissenschaften. Als sein Vater in russische Dienste getreten war, ward auch er kurz nach Alexanders Regierungsantritt als Fähndrich in einem russischen Regiment angestellt.

Bei Austerlitz verdiente er seine Sporen, und durch persönlichen Muth die besondere Zufriedenheit des Kaisers. Bei seiner Rückkehr hatte er seine Mutter zu betrauern. Nach der Schlacht von Friedland ward er zum Capitain ernannt, und beim Angriff des russischen Reichs durch die französischen Armeen eröffnete sich ihm durch seine Aufnahme in den Generalstab ein weiteres Feld für seine gesammelten Kenntnisse.

Am 18. October wußte er bei dem Rückzug der Franzosen durch die kühne und mit Präzision ausgeführte Forcierung einer Brücke Wittgensteins Korps vor großem Nachtheil zu schlagen. Bald trieb Wittgenstein das fliehende preussische Hülfskorps vor sich her, und nicht ohne Schmerz sah Diebitsch sich im Begriff, als Feind die vaterländischen Gränzen zu überschreiten. Mit großer Geschicklichkeit folgte er dem General York, verblendete ihn gänzlich über die Stärke der verfolgenden Macht, und bewog ihn, die Kapitulation vom 30. December abzuschließen, die zwar eigenmächtig, und wie Diebitsch zu seinem Erstaunen erfuhr, ohne irgend eine geheime Instruction von York eingegangen, aber doch das Signal zum Erwachen des preussischen Volkes wurde. Als General zog Diebitsch bald nachher in Berlin ein, das er zwölf Jahre zuvor als Kadett verlassen hatte.

Im Jahre 1813 half Diebitsch, dem seine Gewandtheit in der Sache von York das volle Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte, den geheimen Vertrag vom 14. Juni zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England zu Reichenbach abschließen. Dort traf er auch wieder seine geliebte Schwester Caroline, der er früher nur eine Stunde vor der Schlacht bei Baugen hatte schenken können. Bei Dresden wurden zwei Pferde unter ihm getödtet. Nach den Tagen von Leipzig ernannte der Kaiser ihn, in seinem 28sten Jahre, zum General-Lieutenant.

Im März 1814, als ein panischer Schrecken das russische Heer bei Arcis-sur-Aube bald zum Rückzug vermocht hätte, soll es Diebitsch gewesen seyn, dessen vom Kaiser ehrend anerkannter Rath durchdrang, und die Offensive behaupten ließ. In demselben Feldzug zeichnete auch Paskevitch sich aus.

Am Geburtstag von Diebitsch's greisem Vater zogen die Verbündeten in Paris ein — im Leben des Helden, dessen Anhänglichkeit an seine Familie von allen Seiten gerühmt wird, ein doppelt bedeutender Moment.

Nach dem Frieden vermählte er sich in Warschau am 31. März 1815 mit Jenny Baroness von Tornau, der fünfzehnjährigen Tochter des Etatsraths von Tornau. Die Verbindung blieb kinderlos.

Nach der Rückkehr Napoleons berief Alexander ihn nach Wien zum Congreß, und sandte ihn darauf, als Chef des Generalstabs, zum ersten Corpé.

Als Generaladjutant war er von nun an immer häufiger um die Person des Kaisers, und begleitete ihn auch auf seiner letzten Reise. Zu Sebastopol äußerte Alexander gegen ihn: „Sollt ich mich einst von den Sorgen der Regierung zurückziehen, hier wünschte ich mein Leben zu beschließen.“ Er hat in jener Nähe, in jenen Tagen, sein Leben beschlossen.

Diebitsch eilte nach Petersburg. Bei der Unterdrückung der bekannten Verschwörung leistete er, der auch auf der Liste der Geächteten gestanden hatte, bedeutende Dienste, die der Kaiser Nikolaus mit den Worten anerkannte, daß „er allein gehandelt habe.“ Er ward nach Warschau abgeordnet, und kam mit der entsagenden Erklärung des Cesarowitsch zurück.

Den Plan, ihm die Oberaufsicht der Militärkolonien zu übergeben, gab der Kaiser später wieder auf *).

*) Der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift bemerkt in Beziehung auf dieselben: — „Diese Rußlands Militärmacht zwar kolossal vergrößernden Militärkolonien sind, genau betrachtet, der Superlativ des Feudalsystems, kosten unermessliche Summen und greifen in das Eigenthumsrecht vielfältig ein. Eine um- und vorsichtige Regierung mußte sich damals allerdings sehr leb-

Das Manifest gegen die Pforte erschien. Die Ereignisse des Krieges sind bekannt. Der Verf. schildert den Plan des Feldherrn in folgenden Worten: —

„Dem Großvezier die Täuschung vorzuspielen, als komme er noch einmal, um sich an der Felsenflur des Balkan die eigne Stirn zu zerschellen, oder als wolle er in Versuchen, denselben zu überschreiten, sich erschöpfen und dabei die Zeit verlieren; ihn in der Einbildung seiner unbesiegbaren Stellung zu bestärken; ihn glauben zu lassen, daß nur Schumla selbst der Preis seiner Anstrengungen werden müsse, und daß, wenn dieses mißlänge, der Feldzug, wie der vorjährige, beim Scheiden des Herbstes doch wieder nur mit einem Rückzuge enden würde; ihn in völlige Sorglosigkeit einzuschläfern; aber — das unmöglich Scheinende doch möglich zu machen; in Folge einer rasch vollzogenen Kriegslist und mit Präcision ausgeführter, maskirter und auf einen Punkt hinwirkender Manöuvres die Umgehung des Gebirges oder dessen Ueberschreitung auf den am wenigsten gefährlichen Punkten zu bewerkstelligen; dem Großvezier dadurch die Verbindung mit Adrianopel und der Hauptstadt des osmanischen Reiches gänzlich abzuschneiden; in die Ebenen von Bulgarien hinabzusteigen und, jähres Schrecken vor sich hertreibend, in Konstantinopel und unter seiner sorglosen Bevölkerung das Schrecken selbst zu verbreiten; durch diesen Schlag, wie durch einen aus lichten Wolken herabzüngelnden Blitz, die gebrechliche Maschine des Divans zu erschüttern und seine Kräfte, ehe die Besonnenheit widerkehre, zu lähmen; — das war des Feldherrn großer, tiefdurchdachter, weitaussehender Plan,

hast an jene stehenden, endlich zu Städten heranwachsenden *Castra stativa* der römischen Grenzlegionen erinnern, in welchen sich die verderblichsten Keime des Bürgerkrieges nur zu bald entwickelten.“

dessen Ausführung ihm so vollständig, so glorreich unter Mitwirkung der verdienstvollsten Generale seines muthigen und beharrlichen Heeres gelang.“

Die Uebersteigung des Balkan wird stets eine der denkwürdigsten Waffenthaten des Jahrhunderts bleiben. Und nicht minder allgemein wird es anerkannt werden, daß die Demüthigung der türkischen Macht, und die auf solchem Wege entschiedene Unabhängigkeit Griechenlands — denn man würde umsonst versuchen, die beiden Momente zu trennen — ein Sieg der Civilisation zu nennen war. Ehre dem Helden so mancher Schlacht, dem Rastenden Ruh' und Ehre!

* Gegenbeherzigung.

Wir lesen in No 53 des Unterhaltungsblatts, daß aus unsern Waisenhäusern jetzt mehr als je-mals unglückliche weibliche Geschöpfe hervorgehen. Sollte dieses wahr seyn (wir bezweifeln es aber) so möchten wir die Ursache einer solchen höchst traurigen Erscheinung aber doch nicht mit dem Herrn Verfasser jenes Aufsatzes, in den netten gefälligen Anzug, oder wie derselbe sich ausdrückt in dem „Haarpug“ der Waisenmädchen suchen. Denn Coquetterie, Gefallsucht, Prunkliebe u. s. w. sind nur die Folgen von fehlerhafter Erziehung und Dummheit. Die Erziehung und Bildung der Kinder in den Waisenhäusern, dürfte aber bey der guten Aufsicht der Vorsteher, die mit so edlen Eifer für das Wohl dieser Anstalt sorgen, nicht zu tadeln seyn. Wenn indessen die Kinder die Waisenhäuser verlassen, und Einzelne das Unglück haben, in sehr ungebildete lasterhafte Familien und Gesellschaften zu gerathen, alsdann vergrößern sich natürlich die Gefahren für ihre Jugend, und wer möchte sodann noch dafür einstehen, daß von den Vielen, die ins bürgerliche Leben eintreten, sich nicht mal ein's verirren

könnte; denn böse Beispiele verderben ja gute Sitten.

Gut erzogene Kinder, die überdem durch würdige Prediger und Lehrer zu wahrhaft guten Christen gebildet sind, verlassen den aus Ueberzeugung betretenen Pfad der Tugend so leicht nicht, und schwerlich dürfte deren besseres Gefühl ganz eingeschläfert und getödtet werden können. — Daß die Waisenkinder, und insbesondere die Mädchen, anständig reinlich und nett gekleidet sind, ist sehr lobenswerth; auch die Art wie die Mädchen sich die Haare tragen, ist wohl nicht zu tadeln, noch so gefährdend. Es wäre doch wohl ein verkehrtes und trügerisches Mittel, wenn man die, nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Kinder verunzieren wollte, um sie vor Gefahren zu schützen. Das rechte Mittel sie auf der Bahn der Tugend zu erhalten, ist sie zu belehren, ihnen die Folgen des Uedlen, Schlechten, Falschen, und Irri-gen aufzudecken, damit sie lernen die Laster immer mehr zu verabscheuen.

Welch' einer herrlichen Ausbildung ist doch das jugendliche noch unverdorbene Herz fähig! und wie weit empfänglicher ist es nicht für das Gute als für das Böse! Man sieht ja, wie die Kleinen, wenn sie von edlen guten Thaten hören, bis zu den Thränen gerührt werden, und selbst ihr Leben daran wagen möchten, ebenfalls dieses Edle und Gute zu vollbringen; wohingegen sie ihren Haß gegen das Schlechte ausdrücken, und solches aus Herzensgrund verabscheuen.

O! Ihr Eltern, Lehrer, und Erzieher der Jugend, bedenkt und vergeßt es nie: welch' einen hohen und köstlichen Beruf Ihr habt! und welchen Segen Ihr stiften könnt, aber auch wie verantwortlich Ihr seyd! Es liegt an euch selbst, ob Euch die Euren lieben und segnen, oder ob sie Euch mit Gleichgültigkeit betrachten sollen. Es liegt überhaupt größtentheils an euch selbst, was

aus den Kindern wird, ob ihr Geist eine gesunde, gerade Richtung, oder eine schiefe und verkehrte empfängt; ob eure Lieben gute, tugendhafte, edle Menschen, vortreffliche Bürger, und wahre Nachfolger des Weltheilandes werden, oder ob sie ungebildet, und an Geist und Körper vernachlässigt bleiben, und als characterlose schlechte Auswüchse, und unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft aufwachsen.

Aber auch Ihr, Ihr Christlichen Prediger, an Euch liegt es ganz besonders, vermöge eures Berufs, auf Eltern, Lehrer, und Kinder, zu wirken. Erfüllt denn diesen euren herrlichen Beruf dadurch, daß Ihr Glück verbreitet, indem Ihr die Menschen durch Belehrung bessert; wirkt also für die Zeit, so habt Ihr auch ja für die Ewigkeit gewirkt; machet es nicht zu euern Geschäft, überflüssige Ableitungen von Dingen zu machen, die uns dermaleinst erst klar werden sollen; sondern erleuchtet den Geist der Menschen durch überzeugende Wahrheiten; und habt das große, herrliche und erhabene Ziel vor Augen, welches der göttliche Weltweise den Menschen gesteckt hat, indem er will daß wir vollkommen werden sollen, gleich wie das vollkommenste Wesen, unser Vater im Himmel vollkommen ist.

— r.

* Aufforderung

an die Herren Directoren des Hamburger Leibrenten-Vereins und der Hamburger Versorgungs = Contine.

Die Zeit naht heran wo die jährlichen Beiträge zu diesen Anstalten bezahlt zu werden pflegen, und die Quittungen sind bereits umhergeschickt.

Viele Hoffnungen, viele schmerzliche Enttäuschungen, eine heilige Sorgfalt für das Schicksal theurer Familienglieder und ein seltenes Vertrauen zu der Anstalt selbst, knüpfen sich an diese Spar-

pfennige. So nagend nun der Selbstvorwurf der mit der Verwaltung Beauftragten seyn müßte, wenn durch ihre Sorglosigkeit der schöne Zweck verfehlt und die heiligen Erwartungen getäuscht würden, eben so unverzeihlich und leichtsinnig mögte es von den Interessenten seyn, wenn sie jetzt, wo so manches Beunruhigende über die Institute verlautet und selbst von Seiten der Verwaltung eingestanden wird, als „Versäumung der Buchführung, Verlust an discountirten Wechseln, übermäßige Kosten, zu einseitige Disposition über die Gelder und Documente und gänzlicher Mangel an Gewährleistung und Verantwortlichkeit“ nicht Beruhigung und Sicherstellung von Seiten der Directionen genannter Anstalten forderten.

Dreißig Interessenten in Bremen und der Umgegend, deren Namen bey der Redaction dieser Blätter einzusehen sind, fordern daher hiermit die geachteten Directionen der Hamburger Versorgungs = Contine und des Leibrenten = Vereins auf, obige beunruhigende Mängel und Versehen als nicht bestanden oder abgeholfen zu wiederlegen, und den Betheiligten, ehe sie ferner bezahlen, eine Bürgschaft zu geben, daß der Zweck der Anstalten nicht verfehlt werden könne.

* Gegenstück

zu der Rüge über Druckkosten. Aufsatz im Bürgerfreunde vom 3. Juli.

Bei der Entstehung des ersten Hilfsvereins im Jahre 1827 ging ein achtungswerthes Mitglied desselben Abends zwischen 7 und 8 Uhr zu Herrn Heyse, mit dem Ersuche, eine Aufforderung in einer Beilage der Zeitung des folgenden Tages drucken zu lassen. — Herr Heyse war gern bereit, den Wunsch zu erfüllen, falls die Gehülfen darin willigten. — Diese willigten mit Freuden ein und arbeiteten den größten Theil der Nacht; sie waren durchaus nicht zu bewegen für ihre Arbeit

den geringsten Lohn zu nehmen, ja sie brachten nach ihren Kräften mit froher Miene Gaben zur Unterstützung der Unglücklichen. — Herrn Heye und seinen Gehülfsen aufrichtigen Dank, er kommt zwar spät aber noch zu gelegener Zeit.

* Hamburger Briefpost

Wöchte doch der bereits zwei Mal auf dem Schüttinge von der Kaufmannschaft geäußerte Wunsch, auch Montags, Dienstags und Freitags eine Briefpost von Hamburg zu erhalten, recht bald erfüllt werden!

Es ist dieses für unsern Handel wichtig, besonders in jetziger Zeit, wo der Blick so oft nach dem Norden und Osten gerichtet ist.

Mancher für Bremen bestimmte Brief mit Almessen, Assurance- und andern Aufträgen, der Sonntags Morgens in Hamburg angekommen, nach bisheriger Einrichtung erst Mittwochs hiergekommen, hat gewiß schon oft empfindlichen Nachtheil verursacht.

Ein Kaufmann.

* Wichtige Entdeckung.

Ein wahrscheinlich tiefdenkender Naturkundiger hat die Entdeckung gemacht, daß das Tragen gescheitelter Haare das Blut bei Frauenzimmern so in Hitze und Wallung setze, daß sie leicht Fehltritte begingen. Er rath an, durchaus nicht zu leiden daß Mädchen ihr Haar gescheitelt trügen. Wie sollen sie aber das Haar tragen? In Locken, in Flechten, oder es rauh und roh um den Kopf fliegen lassen!

* Aufgabe.

In den Stinten, Quappen, Kehlbarschen und andern Fischen, findet man zu gewissen Zeiten unter der Haut eine beträchtliche Anzahl lebender

Würmer Viel genannt. Die Gestalt dieser Würmer ist ganz den Aalen gleich, so daß man früher glaubte die Aale pflanzten sich im Fleische dieser Fische fort. Welches Thier ist es, daß seine Brut in das Fleisch der Fische legt, oder ist dies noch unbekannt.

Ein bemerkenswerthes Argument.

Im baierischen Volksblatte wird erzählt, wie der Abgeordnete und Regierungsdirector, so wie auch dermaliger Vorstand der Regierung des Isarkreises, Graf von Seinsheim, „derselbe, welcher die Ordonnanz vom 28ten Januar vertheidigte und ein Freund und Gönner der braunen Franciskaner in München ist,“ in der zwanzigsten öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer folgenden merkwürdigen Beweis für die Nothwendigkeit der Geheimnißhuerei in den Verwaltungszweigen geführt hat. „Denken Sie sich, meine Herren,“ hat Hr. v. Seinsheim gesagt, „es kommt ein Jesuit nach Baiern, um seine Grundsätze zu verbreiten, vielleicht selbst gesegwidrige Verbindungen anzuknüpfen. Der Polizeidirector ist durch eine auswärtige Behörde auf diesen Jesuiten und dessen Pläne aufmerksam gemacht, allein er bewahrt das Geheimniß nicht, plaudert es Abends in einem Kaffeehause aus; was kommt nun dabei heraus? Der Jesuit erfährt's und geht gleich wieder fort.“ — Bei diesem Schlagsatze brach, wie das angeführte Blatt sagt, ein schallendes Gelächter im Saale aus und ein Mitglied rief ebenfalls lachend: „Um so besser!“

Gesehen muß man, der Grund, welchen der Hr. Graf für den Nutzen der Geheimhuerei anführte, war des vertheidigten Gegenstandes werth.

Die fürchterliche Nacht vom 6. bis 7. December 1754. *)

O unglücksvolle Nacht! O Nacht voll vom Erschrecken.
Lauf Bürger such dein Haus vorm Feuer zu bedecken;
Verbanne deinen Schlaf, ermuntre deinen Sinn,
Verlaß das warme Bett, eil nach Sanct Steffen hin,
Da ist ein starker Brand; der Wind fängt an zu
brausen,

Man sieht schon seine Kraft man hört sein heulend
saufen.

Bald hört man ängstlich schreyn: Ach rett wer ret-
ten kann!

Drey Häuser sind verbrannt, es fängt ein neues an.
Dort sieht man Mann und Frau, ihr einzig Kind
wegtragen,

Es schreit, man hört es oft (doch lallend) rettet sagen.
Hört, wie der Wächter dort, oft Feuer, Feuer
schreit!

Seht wie ein alter Greis, durchs laufen sich be-
freit.

Er reißt die dürre Hand, er stammelt, ächzt, will
sprechen.

Er spricht: mein Gott will jetzt die Stadt im Zorne
rächen.

Er hebt sein bebend Haupt empor zu seinen Gott;
Und ruft: Herr hilf uns doch, aus dieser äussern
Noth.

Doch da kommt einer an, was will denn dieser sagen?
Dünzweifel bringt er nichts, als lauter neue Klagen.

Er kommt von Thränen naß, er schreit mit voller
Wuth:

Stephani Thurm brennt schon, und steht in heller
Gluth,

Und schon == doch seine Zung erstarrt, es fehlt an
Worten,

Er spricht: die Faulenstraß brennt fast an allen
Orten;

*) Der bey seinem Entstehen so furchtbare Brand
in der Nacht vom 5. zum 6. dieses, wo die Flam-
men in einem einzigen Gebäude vielleicht den
Werth eines ganzen Flecken aufzehrten und der
nahe gelegene St. Stephansturm nur durch den
Eifer einiger entschlossenen Männer gerettet wurde,
hat so manche ähnliche Einzelheit mit der in ob-
igem Gedichte, welches von einem dormaligen
Prediger verfaßt seyn soll, beschriebenen Begeben-
heit, daß es uns angemessen scheint es durch diese
Blätter zu vervielfältigen. Die Red.

Schon vor Ansgari Thor, schreit man kommt
Nachbar rett

Und traget doch hinweg, das Geld, dann dieses
Bett.

Alein wie ist es nun? was kriegt mein Aug zu sehen?
Mich deucht die ganze Stadt seh ich im Brande stehen,
Es wird auf einmal hell, ein jeder läuft zurück,
Warum? es kürzt der Thurm, es fällt der Bremer
Schmuck.

Der Thurm, der dieser Stadt ein Ansehn einst ge-
geben,

Des Stücke sieht man jetzt auf allen Dächern schweben.
Jetzt steckt das brennend Holz wohl zwanzig Häu-
ser an,

Wovon man nicht einmal die Helfte retten kann.

Der Flügel und die Uhr, die Wind und Stunden zeigen
Sieht man mit großem Knall sich zu der Erde neigen.

Die Orgel, die so schön in vieler Ohren klang,

Wornach so mancher Mensch, mit Andacht, Lieder
sang,

Sieht man, in dieser Nacht, in einem Nu vergehen,
Und an der Stelle läßt sich nichts, als Feuer, sehen.

O weine Stephani dein Thurm ist jetzt verbrannt,
Die Fama macht es bald durch alle Welt bekannt.
Doch halt betrübter Geist, halt ein mit deinen Singen,
Da Gott dem Wind gebeut, sing ich von frohern
Dingen.

Denn da die größte Noth, da man um Hülfe schreit;
So ist der Herr, mein Gott, zum Helfen auch be-
reit.

Man sieht die schwarze Nacht in aller Eil vergehen;
Man sieht am Horizont das Licht der Sonnen stehen.

Jetzt, jetzt, ist nun die Zeit, da Gott so gnädig
spricht,

Da Gott dem Wind gebeut: Bis hierher, weiter nicht.
Verächter der du sprichst, es ist kein Gott im Himmel,
Vergnügen ist mein Gott, in diesem Weltgetümmel.

Sprich! ist nun nicht ein Gott, ein Gott, der
mächtig ist,

Wogegen du nur nichts, als Staub und Erde bist.
Wie! hast du nicht gehört, den Wind so heftig wehen?
Wenn der nicht aufgehört, mußt nicht die Stadt ver-
gehen.

Drum sprich, daß unser Gott, allmächtig, gnädig
sey,

Da nun der Sturm gestillt, da nun die Noth vor-
bey.

O Buehrer der du suchst an Gütern dein Ergötzen!

O Buehrer der du dich erquickst an deinen Schätzen.

Jetzt siehst du Gottes Macht, du siehst der Welt ihr
Lauf

Raum legt man sich zur Ruh, so brennt ein Haus schon
auf.

Ihr Bürger überhaupt, mich deucht, ich hör euch
Klagen;

Mich deucht ich hör euch jetzt, mit voller Behmuth
sagen:

Ach unser Thurm ist weg, die Pierde dieser Stadt,
Der Thurm! der so viel Jahr, zum Ruß gestan-
den hat.

Dort lieget unfre Uhr, begraben unter Steine,
Welch Unglück ist das nicht für Stephani Gemeine.

Doch klaget nicht zu viel, (halt ein) um diese Sach,
Vergeßet was geschehn, denkt mit mir weiter nach.
Denkt nach, was hülf uns doch, das hin und wieder
rennen,

Wenn diese ganze Stadt auf einmal sollt verbrennen.

Wie leichts wärs geschehn in der vergangnen Nacht,
Da ein so starker Wind, das Feuer fliegend macht.

Drum sehet Gottes Huld, erkennt seine Güte,
Und bittet daß er stets die ganze Stadt behüte;

Und danket unserm Gott, der uns so wohl bewacht,
Der nicht die ganze Stadt, der Erden gleich gemacht.

* Am 2. Juli 1831.

Im Namen der gesammten Oldenburgischen
Jugendblithe.

Alle Kinder.

Tubel tönt an allen Enden,
Freude leuchtet jeder Blick!
Wohin wir uns heut' auch wenden,
Strahlet festlich es zurück;
Schön muß dieser Tag wohl seyn,
Denn die Fürstin ziehet ein.

Wir auch schau'n Ihr froh entgegen,
Wünschen sehr Sie zu erfreun!
Möchten spenden vielen Segen,
Doch die Händchen sind nur klein,
Und wir Kinder haben nicht,
Was der Aheuren Freude flieht.

Stimme von oben.

Kindlein! Eure schönen Sterne,
Die Euch — unbewußt — umschweben,
Bei Euch weilen nah und ferne,
Lieblich schmücken Euer Leben:

unschuld, Liebe, Hoffnung, Frohsinn
Und Vertrauen engelrein,
Diese könnt Ihr ja Ihr weihn!
Glaube's — es wird Sie hoch erfreun
Wollt' Ihr diese Gaben weihn. —
Weißt sie Ihr von Jahr zu Jahr,
Bringt verklärter stets sie dar.

Alle Kinder.

Hört! — Habt Ihr die Stimm' vernommen?
Mit der Liebe sanftem Wort!
Woher ist die sonst gekommen
Als vom hohen Himmelsport. —
O! die Sterne weihen wir,
Ja so gern, so gerne Ihr!

Jetzt laßt einen Kranz uns winden
Der Ihr deute zart den Sinn,
Möcht' Sie hold den Kranz doch finden,
Huldvoll, gütig nehmen hin;
O! wie wollten wir uns freun,
Rufen: Fürstin! wir sind Dein!

Stimme von oben.

Bindet nur Ihr holden Kleinen,
Euren Kranz nach Kinderweise: —
Hört: Litten müßt Ihr einen,
Mit den holden Rosen leise;
Bindet Lilie, Ros' und Knospe, —
Auch das Blümchen himmelblau
Noch benezt vom Wellen-Schau,
Was dort nicht auf grüner Au',
Pflücket für die hohe Frau! —
Deuten wird Sie schon den Sinn,
Reichet Euren Kranz Ihr hin! —

Alle Kinder.

Auf! solch holden Kranz zu winden,
Laßt uns eilen Alle fort! —
Blumen wollen wir schon finden,
Denn heut' heut' sie jeder Ort! —
Pflücket, windet! Bindet, pflücket!
O! wie dieser Tag beglückt! —

Ein kleines Mädchen.

Fühlt Ihr auch das Herz euch schlagen? —
Meines klopft so innig traut! —
Hört! mir ist's, als würd' Sie sagen,
Mit der Liebe Silberlaut:
Es erfreut mich Euer Kranz,
In der holden Blüthen Glanz.

Alle Kinder.

Stärker fühlen Au' wir heute,
Unser's Herzens Liebes Schlag,
Wer ist, der sich hoch nicht freute,
Heut' an diesem schönen Tag!
Ahnung sagt: Huld wird Sie seyn,
Ueber Euren Kranz sich freun!

Wird uns nun der Kranz gelingen,
Laßt uns jubeln Alle laut!
Wenn wir ihn der Hohen bringen,
Huldvoll, mild Sie auf ihn schaut,
Töne wieder Flur und Au:
Sei willkommen! hohe Frau!

Oldenburg, Juli 2. 1831.

Charlotte S. H. Starke.



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 14. Juli 1831.

Das hehre Selbst entteilt in weite Fernen,
Zur Heimath auf, hinauf zu bessern Sternen.

* An meine Frida.

Vergebens, Frida! halt' ich meine Thränen
An Deinem allzufrühen Grabmahl ein;
Ich sah des Grabes schreckenvolles Gähnen
Und halbzerfallnen Deinen Leichenstein.
Des gramzerzissnen Hergens tiefes Sehnen
Forscht nach der Gruft versunkenem Gebein,
Sieht auf die Landschaft hin, wo es gegangen
An meinem Arme in der Jugend Prangen.

Wenn sich des Abends Gluthen rings verbreiten,
Die Hirten heim mit ihrer Heerde ziehn,
Und auf des Aigers kräuterreichen Weiten
Die Rosen duftig an Gehägen blühen —
So heimlich, still ist Alles! Fegertäuten
Beschlief des Tages dunkelndes Verglühn.
Wie gern sah ich des Abends stilles Walten
Bei meiner Frida Neben sich entfalten!

Doch jetzt ist's anders. Zwar die Hesperiden,
Die dem Gefühl der schöne Abend bot,
Noch winken sie dem Wanderer zum Frieden,
Noch blüht die Goldfrucht in dem Abendroth.
Doch Frida, Frida ist von mir geschieden,
Und ohne Frida ist mir alles todt.
O, bringe ein Abend einst mir Frida wieder,
Dann ist er schön, dann sing' ich Jubellieder,

Kennt ihr mich noch, ihr duft'gen Blumenmatten
Ringsum des Friedhofs schauerliche Welt,
Wo ich und Frida lustigewandelt hatten,
Noch von der Liebe Sonnenstrahl erhellt?
Kennt ihr mich noch? Entstellend liegt der Schatten
Des Grams auf mir, der jede Faser quält.
Seht, Wehmuth athmet aus Cypressenzweigen,
Denn nimmer, nimmer wird sich Frida zeigen.

Und dort der Alpen dunkelgrüne Triften,
Wo Rüdterdust der Schäflein Heerd' umringt,
Wo sanft, wo traurig oft von Klust' zu Klüften
Des Alphorns Lied im Wiederhalle klingt:
Wie oft sah Frida auf zu diesen Triften,
Dem Liebe lauschend, das herniederbringt!
Des Alphorns Lied klingt noch vom Berge nieder,
Doch keinem mehr lauscht meine Frida wieder.

Und hier in dieses Dörfleins stillem Thale,
Das lieblich dort der blaue See bespült,
Schon früh berührt vom goldnen Sonnenstrahle,
Den angenehm des Sees Welle kühlt:
Hier sah ich Frida einst zum Erstenmale!
Hier hab' ich einst so glühendheiß gefühlt!
Hier, sel'ge Zeit! sind wir uns feuertrunken
Zum ew'gen Bunde Herz an Herz gesunken!

Zum ew'gen Bund? Vergebens! jede Schranken
Ach, überspringt der Tod und löst den Bund,
Zertrennt gefühllos treue Liebesranken
Und ewig schließt er Liebenden den Mund.
Zu führen ihn auf mildere Gedanken,
Vermag kein Wesen auf dem Erdenrund.
Das befre Selbst enteilt in weite Fernen,
Zur Heimath auf, hinauf zu bessern Sternen.

Wo bist Du, Frida? O, auf welchem Sterne?
Und wohnst Du nun in jenem reinen Licht,
Deß' Strahl zuweilen aus der heil'gen Ferne
In diese Nacht des bangen Zweifels bricht? —
Sey, wo Du seyst, o unaussprechlich gerne
Wöcht' ich hinauf zu Dir und — kann es nicht!
Ach, könnt' ich mit den Sonnenstrahlen fliegen,
Sie könnten mir den Weg zu Frida zeigen.

Was soll ich hier? soll ich denn ewig trauern,
Wie die Cypresse hier am stillen Grab?
O weg von hier, wo Gram und Schmerzen lauern,
Wo nur auf Glend trifft mein Wanderstab!
Nein, vor dem Sterben darf es mir nicht schauern,
Vergeltung ist's, die Gott den Leiden gab.
Verhülle nur des müden Lebens Schimmer,
Daan bist Du mein, o Frida! mein für immer!

Peregrinus.

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

Erstes Capitel.

Es war Nacht geworden. Wie mit schweren
Leichentüchern war das ganze Firmament mit un-
durchdringlich dichten, schwarzen Wolken überhängt.
Unter Italiens heißem Himmel in der bleiernen
Schwüle, welche über die Natur und alle Geschöpfe
ermattend sich herlegte, arbeitete sich nur mit
Mühe der Aethem aus der Brust heraus. Noch
in weiter Ferne und dumpf rollte der Donner,
und erst nach trägen Minuten zuckte der Blitz
schlängelnd durch das gräßliche Schwarz der schwü-
len Sommernacht.

Auf dem Schlosse zu Mailand war der alte
mit hohen Fenstern versehene Rittersaal hell er-
leuchtet. An großen eichenen Tischen wurde ge-
zecht und gekrämmt. Man hörte den Liedershall,
hörte die vollen Humpen mächtig aneinander sto-
ßen; man sah die weiß und rothen Barette mit
gebogenen fliegenden Federn im Jubel des Lebes-
hochs hoch und höher emporgehalten. Cimbeln,
Hörner und Pauken rauschten und schmetterten
als lustige Lebensmusik in das bacchantische Gelag
der aufgeweckten Gäste. Sie klammerten sich nicht
um die grauige schwere Gewitternacht, die viel-
leicht verderbenkrütend über ihren Häuptern ruhte
und sprachen fleißig dem süßen Gold der edlen
Neben zu.

Herzog Johann Maria Angelus Beskonti
hatte den glänzenden Adel seines Mailandes und
der Ritter seiner Marthey aus den umliegenden
Schlössern und Edelsitzen zum Bankette eingeladen,
denn sein oberster Feldherr Facinus Canis, ge-
wöhnlich nur Facicano genannt, war mit großer
Brute und mit Sieg aus einem Feldzuge gegen

den mächtigen Freiherren von Was im hohen Rhätien heimgekehrt. Er hatte viele Gefangene gemacht, und unter andern einen bittschönen Jüngling, der als Säng' und Citherschläger im Gefolge des Freiherren von Was ins heiße Kampfespiel gefolget war, — und einen alten Krieger, Kaspar Planzer aus der Schweiz von Uri im Schächenthal, wo die Reuß, von Klippe zu Klippe fallend, wildschäumend aus schwarzer Tiefe herausficht und in Einer Minute Stundenweit vom Gotthard herunter in den See der vier Kantone stürzt. Der Krieger, obschon so verwundet, daß von den feindlichen Hieben, die er in der Schlacht empfangen, an manchen Stellen Haut und Fleisch herunterhing, war dennoch in Ketten gelegt, denn sein Auge, das unter langen überschattenden Wimpern wild und trozig umhersah, — und besonders seine nervigte Faust drohte als ein lebendiger Kolben jeden, der sich ihm spottend nähern würde, niederzustossen. Ein ungeheurer Bart versteckte das tiefgefurchte greise Antlitz, aber auf seiner freien hohen Stirne zogen sich alle Muskeln wie zum tiefsten Sinnen und Brüten auf eine unheilvolle That zusammen, und bald wieder raffelte er mit den dicken schweren Ketten, zornig und brummend, wie ein Bär über seine Gefangenschaft. Diese beyden Gefangenen lagen in einem Erker des Saals, dem Herzog gegenüber, der sie von Zeit zu Zeit mit höhnischem Lächeln ansah.

Sing' und spiel' uns doch, schöner Jüngling! rief Graf Philipp, der Bruder des mailändischen Herzogs. Spiel' und sing'! und vertreibe so deine eigenen Grillen. Auch vielleicht tanzt dann der Schweizerbär, der neben deinen musikalischen Ohren so gar unmelodisch brummt, wie die tiefste Saite auf einem verstimmten Bass. Aber der genannte Bär sah den Redner plötzlich so mit aufgerissenen wildaufglühenden Augen an, daß er ge-

rathener hielt zu schweigen und nur noch dem Säng'ringling mit schnellem Wink' zu deuten, seiner Bitte Folge zu leisten. Und der Jüngling strich das volle dunkellockige Haar von seiner blendendweißen Stirne auf den Nacken zurück, stand auf, griff in die Saiten und sang:

Der Säng' sah, als still der Morgen graute,
Das Frühroth brennend auf Gebirg' und Schnee.
Da griff ich rasch in meine goldne Laute,
Als still aus Nacht der junge Morgen graute,
Und bange Ahnung that dem Herzen weh.

Das Frühroth, brennend auf Gebirg' und Schnee,
Beglänzt' zum letztenmal die freye Laute,
Wehmüthig tönend, da der Morgen graute,
Hinauf zum Berg, hinab zum kühlen See,
Und bange Ahnung that dem Herzen weh.

Doch griff ich rasch in meine goldne Laute;
Der Lieder Inhalt war mein armes Herz!
Denn eh' der Tag in Dämmerung ergraute,
Da kiebte Blut an meiner goldnen Laute,
Und sah ich nimmer, nimmer heimatwärts.

Versunken ist das Frühroth meiner Träume!
Die bange Ahnung ist ja nun erfüllt!
Gefallen ist viel stolzes Laub der Bäume,
Wie, ach, das Frühroth meiner Lebensträume,
Und das gebrochne Herz ist nun gestillt —!

(Die Fortsetzung folgt.)

* R e d e

gehalten am Grabe des entschlafenen Mertens
vom Professor Weber. *)

Wie unerwartet, edler Dahingeshiedener
müssen deine Freunde sich sammeln um deiner irdischen Hülle eine letzte Ehre zu erweisen. Durs-

*) Wir verdanken diese schönen Worte der Güte eines Befreundeten des Verklärten.

ten auch deine Jahre sie nicht zu langen Hoffnungen berechtigen, dein frischer Muth, deine männliche Kraft, dein begeisterter Eifer für Wissenschaft und Beruf schien, nach einer der theilnehmenden Erinnerung Aller noch nahe liegenden Grise, dich wie durch Zauberkraft eines Genius verjüngt zu haben. Und nun hast du gleichwohl den Staub und das Gewühl der Rennbahn hinter dir, nun ruhst du gleichwohl auf den Palmen des Sieges in süßem Frieden! Wer könnte dazu nicht innig und herzlich ausrufen: Wohl Dir! Wer mögte Dich, auch wenn er es könnte, nun da es einmal überstanden, zurückziehen in den ungewissen, arbeitvollen, mühseligen Kampf? Wie Du eingeschlummert bist, so still, so sanft nach so redlich, nach so bis in die letzten Stunden hinein getreuen und gewissenhaften Tagwerke, so stirbt der Weise, so wird der Tugendhafte vollendet. Und hast Du nicht der Weisheit Samen in unzählige Gemüther gestreut, hast Du Ihnen nicht der Tugend, des männlichen Characters, der unerschafften Thatkraft Bild in deinem Wesen und Streben gezeigt? Was Du warst, das warst Du ganz: ein edler Gatte, ein treuer Vater, ein musterhafter Lehrer, ein genialischer Gelehrter, ein kiedrer Freyund, ein lebenswürdiger Mensch. Wer der Dir nahe gekommen, hätte nicht die Tüchtigkeit deiner Gesinnung, den Adel deiner Denkart, die Frische Deines Geistes, deinen wissenschaftlichen Enthusiasmus, deinen unermüdblichen Forschungstrieb, die Ordnung, die Innigkeit, die Pieder und Anmuth in deinem ganzen persönlichen, häuslichen, literarischen Daseyn bewundert? Und welch ein Muster stelltest Du dar als Vorsteher der Anstalt, die jetzt in Dir ihren Meister und Vater betrauert: Wie mußte Dein Beispiel deine jüngeren Amtsgenossen electrificiren, wie segensreich dein Wirken die dir anvertraute Jugend entflammen! Du befeeltest mit

reiner Liebe zum Guten, Du entzündetest mit Wärme für das Große und für das Schöne, Du beschämtest mit der Regsamkeit deines Greisesalters die zaghafte, anstrengungsscheue, phlegmatische Halbheit, so Mancher unter dem älteren und dem jüngeren Geschlechte dieser Zeit. Blicke her auf diesen Sarg, ihr Jünglinge und Knaben unsrer Schulen: so wird einst auch für das, was von Eurer irdischen Erscheinung übrig bleibt, das Grab sich öffnen: wolte ihr, daß es mit Eurer leiblichen Ueberreste auch die Spuren Eures höhern Seyns, auch die Wirkungen Eures sittlichen Thuns und Lassens, auch Euer Andenken bedecke? Faßt einen ernsten Entschluß über diese Frage an dieser Gruft: ob Ihr unbetrauert, unvermisst, vielleicht gar zur Zufriedenheit der Lebenden einst hieher gebracht seyn wollet, oder wie dieser Euer verkürzter Lehrer, gefolgt von den Thränen, von der Sehnsucht vieler, fortlebend im Munde der Zeit, unverweillich blühend in dem Gedächtniß treuer Herzen. Das hängt von der Ermägung ab, nach welcher Ihr Euren Lebensgang einzurichten bemüht seyd: und die Zeit ist kurz, diese Stätte mahnt Euch dessen; prägt Euch diesen Augenblick tief in Eure Seele, ruft ihn Euch in zweifelhaften Momenten vor Eurer Phantasie —: das Gemeine geht hier klanglos hinunter. —

Du aber verkürzter Freyund, wenn wir glauben und hoffen, Dein seliger Geist verweilen kann auf dem Treiben derer, die du hier in Trauer zurückgelassen, schwebe segnend über uns, bitte Gott, vor dem Du stehst, daß er Trost und Beruhigung träufle in die bekümmerten Herzen Deiner Gattin und Deiner Kinder: Uns aber sey Dein Name, Dein Andenken in unvergänglichem Ruhm bewahrt. Amen.

Bremerhaven.

Die Celebrität welche sich diese Anlage in der jüngsten Zeit erworben hat, veranlaßt uns zu einem Auszuge aus Wisbeck's Abhandlung: „Die Nieder-Weser und Osterlade“ denn vielen unserer Leser möchte die frühere Bedeutsamkeit jener Uferstelle für Bremen nur oberflächlich bekannt seyn. Nachdem der Verfasser im 24 S. mehrerer kleinen Vesten erwähnt hat, fährt er wie folgt fort:

„Die folgende war wichtiger, nach neueren Kunstregeln besser angelegt, und hatte sehr weit aussehende Absichten, nemlich unter andern den Unterthan nicht zu bändigen, sondern zu bereichern. Sie hieß Carolsburg oder gewöhnlich Carlsted, und lag eine kleine Stunde von Lehe an der Mündung des Geestflusses in die Weser. Ihre Kanonen reichten größtentheils bis zu dem gerade gegenüber liegenden Blexen, und commandirten also den Weserstrom. Der schwedische Oberst Melle legte sie 1673 mit 10 Bastionen an, und die Privilegia der künftigen Anbauer und Bürger (zu einer Handels-Stadt war sie bestimmt), — wurden von Carl IX. ausgefertigt. Schon 1675 wurde Carlsted von den vereinigten Braunschweig-Lüneburgischen und Münsterschen Völkern belagert, oder vielmehr blockirt. Indes hielt sich Melle, der nunmehrige Commandant, ein Vierteljahr, und bloß Mangel an Holz, Salz und Mannschaft nöthigte ihn zur Uebergabe, die den 12. Januar 1676 erfolgte. Man fand 30 Kanonen, aber keine Lebensmittel. Neun Kriegsschiffe formirten die Belagerung zu Wasser. Galetti nennet sie eine vortreffliche Festung! Es ist wahr, die Geeste schloß sie an der Ost- und Südseite, so wie die Weser an der Westseite ein. Allein sie lag auf Außendeichs Lande, und lediglich ihre Wälle mußten sie gegen Uederschwen-

mungen und Fluthen schützen. Wasser würde ihr mitten im Ueberfluß an Wasser oft gefehlt haben, denn die Weser führet hier schon Brackwasser das mit Seewasser vermischt. Sonderlich fest konnte sie auch nicht heißen, weil sie von der Südseite, über die Geeste hin, mit aller Bequemlichkeit bestrichen werden konnte. Wirklich lag bei der Blockade hinter Geestendorf eine große Batterie, die man indeß wenig brauchte, weil Hunger ohnehin die Uebergabe schließen mußte. Nach einer in Händen habenden schriftlichen Nachricht, die das Protocoll des Kriegs-Raths, wegen Uebergabe der Festung, nebst der Capitulation enthält, waren die Wälle so niedrig, daß der Feind alles sehen konnte, was in der Festung vorging: Brustwehren waren noch nicht da; die Graben noch nicht fertig, und hielten an manchen Stellen nur 3 — 4 Fuß Wasser. Die Festung lag am unrichtigen Orte. Hinter Geestendorf hätte man sie anlegen sollen. Außer den Wohnungen des Commandanten, und der Besatzung waren wenige bürgerliche Häuser da. Diese wurden nachher abgebrochen, und das Gerichtshaus und Schule zu Lehe davon erbaut. Carl XII. wollte sie 1698 wieder herstellen; allein es ward nichts daraus. Die große Wasserfluth 1717 verderbte vollends die aufgeführten Festungswerke. Gegen Norden sind noch einige Bastionen von 8 bis 10 Fuß Höhe merklich, im Osten sind sie fast der Erden gleich, und gegen Süden ist nichts davon zu sehen. Der Stadtgraben mag 30 Fuß, soviel sich noch beurtheilen läßt, in der Breite gehalten haben. Gegen Westen auf dem Weser-ufer lag die Hauptbatterie zur Westreichung der Weser von etwa 150 Fuß Länge, woran sich aber hinten ein Viereck vom Walle von eben dieser Größe anschloß, welches zu einer Citabelle bestimmt seyn mochte. Von dieser Weserbatterie bis an den inwendigen Fuß des Walles im Osten

würden für den Umbau der Stadt ohngefähr 2500 F. gewesen seyn. Die Breite von Norden nach Süden läßt sich nicht mehr finden. Jetzt arbeitet der Strom mit aller Macht an der Vertilgung der Carlstadt. Die Westseite des angeführten Vierecks gegen die Weser zu, ist schon meist verschlungen, und in wenigen Jahren dürfte von demselben nichts mehr übrig seyn. An Vorsicht hat man es in damaligen Zeiten nicht fehlen lassen. Das beweisen verschiedene Reihen großer Steine, die man als Schlingen am Ufer zur Deckung hinunter gelegt hat. Dies ist das traurige Schicksal eines Plazes, der einst zu großen Dingen bestimmt war. Sic, transit gloria mundi.

* B u n s ch.

In Bezug auf die vielen Verbesserungen welche in unserer Stadt und den Vorstädten in den letzten Jahren vielfältig zur Verschönerung derselben statt gefunden haben, erlaubt sich Schreiber dieses auf ein Paar Mängel hinzuweisen die um so eher eine Abänderung verdienen, da sie nicht allein zur Verschönerung der Stadt, sondern was noch viel wichtiger ist, zur Gesundheit, besonders der in der Neustadt wohnenden, Bürger beitragen würde, und welches um so mehr jetzt berücksichtigt werden sollte, wo nicht allein, wie erwiesen, eine ungewöhnlich große Anzahl (ich glaube zwischen 3 — 4000 verstanden zu haben) auf dem Krankenbette darnieder liegen, sondern weil uns auch noch von außen her, eine noch schrecklichere epidemische Krankheit bedroht! Die Erste welche ich meine, wäre: Die Verlegung nach einer angemesseneren und für die Bewohner minder schädlichen Entfernung von der Stadt des kaum 50 Schritt vom Buntenthore deponirten Stadtschrauges. Wie sehr unangenehm

dieses für die am Buntenthore, Osterstraße, große Johannisstraße, und am Wall wohnenden Bürger, insbesondere bei den meistens herrschenden Süd-, Südwest- und Westwinden ist, welche den verpesteten Gestank über die Stadt wehen, braucht wohl keiner weiteren Erwähnung. — Unsere hochgeehrten Herren Aerzte rathen in ihrer Schrift: „An das Publikum“ zur Abwehrung der uns bedrohenden Cholera, häufig Thür und Fenster zu öffnen, um den Durchzug der frischen Luft zu gestatten; — können wir Neustädter aber diesen Rath befolgen, wenn wir statt frischer nun verpestete Luft einsaugen?

Eine Zweite wohl eben so wünschenswerthe Verbesserung wäre die: Das Herumfahren der sogenannten Dreßkarren während des Sonntags-Morgens abzuschaffen, und zwar aus zwei sehr triftigen Gründen, nämlich: „um die zur Andacht in die Kirche gehenden Bürger nicht durch das fortwährende Gerassel der Karren zu stören, und zweitens und hauptsächlich, um den mit diesen Karren herumfahrenden Knechten, die wie bekannt, an den übrigen Wochentagen mit ihrer schmutzigen Arbeit hinlänglich sich abquälen müssen, einen Ruhetag zu schenken, und ihnen, woran sie jetzt behindert sind, Gelegenheit zu geben, den kirchlichen Gottesdienst mit beizuwohnen zu können. — Es wird sich nun wohl die Frage aufwerfen, wie? dieses seit so vielen Jahren eingewurzelte und leider zur Gewohnheit gewordene Uebel sich abhelfen läßt; ich erlaube mir daher vorzuschlagen, daß die hochlöbl. Polizei es nämlich einem jeden Hausbewohner bei angemessener Strafe im Widertragsfall auferlegt, daß er, statt wie jetzt am Sonnabend den Staub oder Schmutz vor seiner Thür nach beliebiger Zeit seiner Domestiken, von diesen zusammenfegen zu lassen, dieses spätestens bis 4 Uhr Nachmittags, wie dieses in allen großen reinlichen Städten der Fall ist, ge-

schießt. — Dieser mußte dann durch die Dreckkarren noch an demselben Abend fortgeschafft werden. — Bei den langen dunklen Winterabenden, mußten die Knechte, wenn ihnen die Straßenslaternen nicht hinlänglich genug Licht geben, dann noch eine eigne dazu mitbringen.

* A u s z ü g e .

Schiphauer in seiner Kronik, der Grafen von Oldenburg schreibt: Im Jahr 1530 nahm eine ungemein tödtende Pest den Anfang und schlich drei Jahre lang beinahe auf der ganzen Erde umher. Sie nahm in Ostindien den Anfang, ergriff die nächsten Länder, wurde nach England gebracht, und drang in die übrigen Länder von Europa mit solcher Heftigkeit das von 1000 Menschen kaum 10 am Leben blieben.

Der Bürgermeister in Dsnabrück, Erwin Ertmann sagt in seiner Dsnabrückischen Kronik: 1353 war auf der ganzen Erde die allerstärkste Pest, das kaum Menschen von Menschen beerdigt werden konnten. Dies Sterben heißt noch heute zu Dsnabrück: De grote Doet.

Nach der Erzählung des L. von Holberg in der dänischen Reichshistorien, war 1350 die Pest in Dänemark und sonderlich in Jütland, man nannte sie wegen ihrer Heftigkeit, den schwarzen Tod, auch Liegertod. In Grönland vertilgte sie alle Einwohner. (?)

In Deutschland gab man den Juden die Schuld diese Pest durch Vergiftung der Brunnen herbei geführt zu haben und war dieses die Veranlassung, diese unschuldigen Leute überall zu morden.

Es leidet fast keinen Zweifel, daß diese Krankheit die Brechruhr gewesen ist, welche in Riga so sorgfältig fortgepflanzt ist. Gebe Gott, daß

Preußen seinen Verkehr mit den russischen Truppen aufhebe und den Gesundheits = Cordon strenge halte, damit die Seuche nicht ganz Europa wieder überschwemme.

* N o t i z .

In der Geschichte des Rathhauses in Bremen hab' ich einige Notizen aus den noch vorhandenen Rechnungen über die zur Zeit des Baues des Rathhauses (1405 bis 1410) gangbaren Preise von Arbeitslohn, Baumaterialien und Lebensmittel angezeigt; zu deren richtiger Schätzung ein Maasstab zur Vergleichung der Verschiedenheit des damaligen und jetzigen Werths des Geldes erfordert wird. Ich bemerke daher, daß im Anfange des 16. Jahrhunderts die Bremermark den Werth von 3 Rthlr. 35 Grote in seinen $\frac{2}{3}$ Stücken nach jetzigem Gelde gehabt und der Rheinische Gulden $\frac{1}{2}$ Bremermark oder 16 Grote gegolten habe.

Ein Bremermark war stets 32 Grote und ein Groten war 5 Schwarze.

Dr. Deneken.

Die österreichischen Militärgränzer.

Sie zeichnen sich besonders durch die schnelle Entwicklung der Kräfte, durch ihre ungemeine Stärke und durch die Fruchtbarkeit ihrer Ehen aus. Ein Gränzerknabe, meistens auf freiem Felde geboren, wird bis in das vierte oder fünfte Jahr gefängt. Täglich mit Brantwein gewaschen, wächst er, ein Kind der Natur, unter den Felsen auf, lernt der Hitze wie der Kälte trogen, und gewöhnt sich an Hunger und Durst. In seinem zehnten bis zwölften Jahre nimmt er schon mit Nichtgränzern von zwanzigen auf. Zum Manne gereift, zerreißt er den räuberischen Wolf.

und schleudert Steine von fünfzig bis achtzig Pfund gleich Spielbällen fort. Die stärksten Leibesübungen sind eine Lust für ihn. Er läuft, er klettert, er schwimmt mit gleicher Fertigkeit. Eben mit zwanzig und vierundzwanzig Kindern gelten bei den Gränzern noch gar nicht für eine Seltenheit. Oft hat ein achtzigjähriger Greis eine Nachkommenschaft von neunzig, hundert, ja hundert und fünfzig Personen um sich. Sie leben in einem Hause in den vielfachsten Nebenverzweigungen, und dennoch in der größten Ordnung und Eintracht. Ein Hauptgesetz ist, daß dem höchsten Alter die größte Ehrfurcht und der unumschränkteste Gehorsam geführt.

B u n t e s.

Jakob II. von England war schon als Herzog von York von vier englischen Jesuiten in ihren Orden aufgenommen worden. Sein grausames Verfahren gegen sieben Bischöfe der englischen Kirche legte den Grund zu den nachher wider ihn ausgebrochenen Empörungen. Er mußte flüchten, und da sein Versuch, unterstützt durch Ludwig XIV. von Frankreich, sein Reich wieder zu erobern, mißlang, mußte er bis zu seinem Tode von der Gnade Ludwigs leben. — Der Erzbischof von Rheims, Louvois Bruder, sagte einst ganz laut von ihm: „Das ist wirklich ein gar guter Mensch, er hat drei Königreiche für eine Messe hingegen.“ — Später suchten die irländischen Jesuiten zu verbreiten, er habe nach seinem Tode Wunder gethan. „Das ist mehr, als man billiger Weise von ihm verlangen kann“, sagte ein Spötter: „bei Lebzeiten hat er wenigstens keine verrichtet.“

„Kosack“ heißt eigentlich Sensenmann; das Wort stammt von dem Slavonischen „Kos“, welches Sense heißt und die Benennung entstand, weil sich sonst die slavonischen Bauern, aus Mangel an Waffen, im Kampfe der Sensen bedienten.

Da nach Rousseau sich das Genie in der Kindheit oft durch Stupidität anzeigt, so sollten Eltern ihre Kinder nicht so frühzeitig für Genies, sondern lieber für Dummköpfe ausgeben.

Lh. Laurin.

A n e k d o t e.

Ein berühmter, aber zugleich rabulistischer und habgieriger Advokat in Dublin hatte das Unglück, bei der Nelson-Säule in genannter Hauptstadt eines Abends von einem heftigen Freunde gradausgehender Gerechtigkeit mit der Reitpeitsche so zugerichtet zu werden, daß man ihn blutend nach Hause trug. Einige Wochen darauf fragte dieser Advokat vor Gericht einen Mann, der wegen thätlicher Beleidigungen einen andern verklagt hatte, mit dem Tone des Uebermuths: „Herr, ihr seyd wohl tüchtig durchgeprügelt worden?“ Der Gefragte antwortete: „Ja, Herr, beinah so tüchtig als ihr am Fuß der Nelson-Säule!“ — Im höchsten Grimm wandte sich der Advokat an den Lord Norbury, Vorsitzer des Gerichts, und schrie ihm zu: „Mylord, ich fordere Genugthuung gegen solche Impertinenz!“ — „Die soll Euch werden,“ entgegnete der Lord: „der Gerichtshof wird Keinem seinen Schutz versagen, der unter dem Helden Nelson geblutet hat!“

Lh. Daun.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.)

X. Daches d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei W. Jönken, Catharinenstraße No. 36.



Der Bürger-Freund, eine Wochenschrift.

Bremen, Sonntag den 17. Juli 1831.

Wo weilt das Glück? — wo streut es seine Garben
Mit milder Hand auf freie Fluren aus? —
Wo eint' es sanft die ewig heitern Farben
Der Freiheit und Zufriedenheit zum Strauß? —

A. Daebes.

* Abschied des Auswanderers.

Das Schiff liegt segelfertig und gelinde
Umspielt's der Wind, leicht kräuselt sich die Gluth,
Schon lauscht die Mannschaft an der Ankerwinde;
Der Abend sinkt und kühlt des Tages Gluth.
Und schlummernd lehnt an der Combüse Rande,
Schmerz im Gesicht, ein weißgelocker Greis,
Rings um ihn her, im ländlichen Gewande:
Schließt sich der Kinder und der Enkel Kreis.

Und rege wird's; — zum angewies'nen Orte
Huscht der Matros', sein Auge glüht voll Lust;
Da zuckt der Greis und feierliche Worte
Entschweben geisterräthlich seiner Brust:
„Ich schlief! — da dröhnt's wie Hammerschlag — ich
wähne

„Daß man den Sarg verschließt, der mich umwob;
„Die Winde war es, die des Ankers Zähne
„Mit dumpfem Pochen aus dem Grunde hob.

„Es säuselt lieblich über mir, — die hellen
„Und milden Fittige der Engel hör' ich nah'n:
„Die Segel waren's, die die Lüfte schwellen
„Zum raschen Fluge durch die hde Bahn.

„Und durch die blauen Aetherschichten fliegen
Die Genieen mit mir zum Frühlingland:
„Ich schlummerte! — es war des Schiffes Wiegen,
„Das sich entfesselt durch die Gluthen wand.

„Die Küste flieht, der Saum von jenem Lande.
„Wo ich als Kind gelacht — als Greis geweint;
„Wo sich der Eltern Kische mit dem Sande,
„Der schweißgebüngte Erndten trug, vereint.
„In fremden Thälern wird mein Staub verwehen
Wenn sich mein Geist verjüngt; — Leb wohl mein
Land!

„Auch du bist Greis! — doch wann wirst du erstehen
„Vom Krampf, der dich ans Stiehbett gebannt? —

„Aus dem lethargisch thatenlosen Brüten
„In dem dich des Jahrhunderts Neiz fand,
„Das des Grob'rers ländersücht'ges Wüthen
„Benutzte und die Fessel um dich wand,
„Kangst du dich kühn und in gewalt'gem Wagen
„Brachst du der Feinde frechen Uebermuth:
„Ein kräft'ger Mann hast du dich frey geschlagen
Die Schmach getilgt in deiner Söhne Blut.

„Da standest du — ein Bild aus alten Sagen,
 „Ein Heldenbild in einer ernsten Zeit! —
 „Wie konnten deine Pulse ruhig schlagen,
 „Nach so gewalt'gem, ritterlichem Streit? —
 „Doch sollten sie's! — und deiner Kerzte Wissen
 „Erschöpfte sich in Mitteln ohne Zahl,
 „Und selbst die Siegestrophäe ward zerrissen
 „Zu den Compressen deiner langen Qual.
 „Und Glied vor Glied umwinden feste Schnüre,
 „Der Gäfte Umlauf wird durch sie gebannt,
 „Und daß der Geist — der freie — sich nicht rühre
 „Der span'sche Mantel sorglich angewandt!!!
 „Ob ein's der Glieder sich behaglich fühlte,
 „Was hilft's? — dem Ganzen fehlt die Lebenskraft!
 „Und rings umher wogt's wie Gewitterschwüle,
 „Schon flammt der Blig! — der Riese liegt erschlaft.
 „Leb' wohl mein Land! — auch du wirst neu erblühen
 „Wenn sich dein Stern verjüngt am Himmelszelt;
 „Mit meinen Lieben muß ich von dir ziehen
 „Nach jener fernen, jugendkräft'gen Welt.
 „Schilt es nicht Undank, daß wir von dir weichen,
 „Du hast uns treu und mütterlich gehegt;
 „Doch all' die Opfer konntest du nicht reichen,
 „Die uns der Druck der Zeiten auferlegt.
 „Dort sey es besser — künden uns die Boten,
 „Die wir voraus zur neuen Welt gesandt:
 „Dort sprieße Segen aus den jüngst noch todten
 „Gefilden, unter fleiß'ger Siedler Hand;
 „Dort wohne Freiheit! — und das Heer der
 Mauthen
 „Und all' der Dränger sey dort nicht bekannt;
 „Dort sey die Erndte denen die sie bauten;
 „Dort jede Willkühr, jeder Zwang verbannt.
 „Auf jenen Fluren herrschten nicht verjährte
 „Gebrechen — nicht der finstre Sectengeist;
 „Dort gelte nur der Mensch nach seinem Werthe
 „Und gleich sey es wie er den Schöpfer preist.
 „Dort würde nicht das heil'ge Recht verdreht,
 „Dort einte mit der Lehre sich die That,
 „Dort würde slavisch nicht um Gunst geflehet
 Und feiges Schweigen heiße dort Verrath!
 „Bald werd' ich ruhen in der fremden Erde;
 „Ich ging für sie — die kraftvoll mich umstehn;
 „Daß ihnen dort die schön're Heimath werde
 „Das ist des greisen Vaters brünstig' Fleh'n.
 „Die Küste flieht! — der Lootse eilt zum Boote
 „Die Sterne schimmern an des Himmels Rand';
 „Dort winkt die Heimath aus dem Abendrothe:
 O, lebe wohl! — leb' wohl mein deutsches Land!
 A. Daeves.

* Scenen des Satans
 aus dem Leben und Ende des Johann
 Maria Angelus Beskonti, Herzog von
 Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Jetzt erhob sich der Herzog von seinem Sige
 winkte gnädig mit dem goldenen vollen Humpen
 seinem Oberfeldherrn zu: Euch Jacicano, rief er,
 dem Sieger des heißen Tages in den Graubünde-
 ner Bergen! Euch weihe ich diesen Becher des
 edelsten Weins! Mögt Ihr noch viele Male den
 Ruhm der edlen Beskonti zum Schrecken aller
 Widersacher meines Hauses aus den Schlachten
 heimbringen und so ihn dreißigfältig vergrößern!
 In diesen prachtvollen Strahlen meines Ruhms
 mag sich mein Mailand, mögt Ihr euch, edle
 Gäste und Ritter wie in den sonnigen Strahlen
 des Himmels erwärmen! und im wirthlichen
 Schatten meiner herzoglichen Gnade laffet es Euch
 wohl seyn! Es lebe also hoch der edle Feldherr
 Jacicano! Auf Einen Zug leerte der Herzog
 seinen Humpen, doch ein Page war schnell bereit,
 ihn aufs neue zu füllen. Da trat aber ein Die-
 ner zum Herzog heran und sie sprachen leise einige
 Worte mit einander. Ein vergnügtes Lächeln
 schwebte darauf um des Herzogs Mund und er
 erhob sich zum zweitenmale und sprach: Meine
 Herren! so eben hör' ich, daß mein Herzogthums-
 verweser angekommen und der Strafe bereit und
 gewärtig sey, in die er durch ein Staatsverbre-
 chen gefallen ist. Einen Gefangenen, an welchem
 mir viel Gelegen war, den ich seiner Haft und
 Obhut unter persönlicher Verantwortung libergeben
 hatte, ließ er aus eigenem Antriebe ohne Weiteres
 auf freiem Fuße gehen. Dieses willkührliche
 Handeln eines Reichsverwesers gegen seinen Herrn
 ist Ungehorsam und Empörung, die man nicht
 ungeahndet lassen darf, um so weniger, da er

leicht noch Verschwörer gegen seines Herren Leben im Hinterhalte haben kann. Doch wenn das Haupt weg und todt ist, regen sich die Glieder nicht. Faciano, Ihr sollt nun die dreifache Würde: als Oberfeldherr, als mein erster Rath und als Reichsverweser haben. Seyd Ihr zufrieden?" Der Oberfeldherr dankte mit einer stummen Verbeugung. Auf daß Ihr aber, edle Herren! fuhr der Herzog fort, von mir die Ueberzeugung habet, daß kein Unwürdiger auf dem herzoglichen Throne von Mailand sitzt, daß, so wie ich Tugend und Recht zu belohnen, auch das Unrecht — selbst an meinen Freunden, wenn sie Mailands Heil gefährden, zu strafen wisse, so seht hieher! Mit Schauern und Grausen sahen die Gäste zu den Fenstern auf den Schloßplatz hinaus.

Noch war die Nacht schwarz, aber der Donner rollte näher und immer näher und immer furchbarer, und mit tiefen Einschnitten kreuzte der Blitz durch die plumpen hangenden Wolken. Ganz Mailand wachte, aus Furcht vor dem nahenden, und wegen der Langsamkeit, womit es nahte, auch gefährlicheren Wetter. Unten im Schloßhofe war alles voll Windlichter. Auf einen Ruf des Herzog führten Henkersknechte einen siebenzigjährigen Mann in die Mitte des Schloßplatzes, wo ein breiter Stuhl gesetzt war. Die kahle Scheitel des Greises umwehten nur noch einzelne lange graue Haare. Sein ehrliches und ehrwürdiges Angesicht strafte an sich schon Jeden der Lüge, der ihm ein Verbrechen hätte andichten wollen, aber mehr noch sein Leben, das ganz genau und weit und breit bekannt war. Mit äußerster Genauigkeit und Treue sorgte dieser Mann in seiner Verwaltung stets für den Nutzen des Herzogs. Dabey erfüllte er, eingedenk seiner höhern Verpflichtung gegen den Herrn, der über alle Kaiser und Könige gesetzt ist und der auch

ihm, wie jedem Beamten, Menschlichkeit und Erbarmen zur Pflicht gemacht hatte, die süße Pflicht, Arme zu unterstützen. Viele vermochten nicht die Steuern und Abgaben aufzubringen — dieser edle Mann zahlte sie aus seinem eigenen Beutel und wollte lieber nothdürftiger leben als reich durch Härte und Gefühllosigkeit seyn. So befolgte er das schöne Wort der Alten:

Sey treu! leb! trink und is!

Doch Gott und Arme nie vergiß!

Sein alter Freund, der Einsiedler im Walde, bestärkte ihn in seiner Wohlthätigkeit, indem er sich über die Menschen ärgerte, welche von einem Tage zum andern leben, essen und trinken, als ob sie ewig auf Erden leben würden; und von einem Tage zum andern Gottes Wohlthaten genießen, die er ihnen auf menschliche Weise zukommen läßt, ohne daß sie von dieser Wohlthat Gottes ein Scherlein den Armen geben. In diesem Sinne sprach er denn:

Die Menschen bauen so stark und fest,

Und sind nur Wanderer, nur Gäst!

Doch wo sie ewig sollten seyn,

Da bauen sie gar selten ein.

Dieses alten Einsiedlers wegen, an welchem der grimmige Herzog, dem er derbe, für Tyrannen unverdauliche Wahrheiten in sein Gewissen geredet hatte, Hand angelegt und ins Gefängniß geworfen hatte, mußte der alte Landverweser jetzt so unwürdige und tödende Mißhandlung ausstehen. Ja, er hatte wohl den frommen Einsiedler heimlich entfliehen lassen, aber er hatte das, nicht sowohl aus vielfähriger Freundschaft, sondern vielmehr aus einer Ursache gethan, die ihm vor Gott und der Welt zur größten Ehre gereichte. Er wußte nämlich, wie sehr das Volk den frommen Einsiedler liebte und wie sehr es nun, als der Herzog an ihm gewaltthätig Hand angelegt hatte, gegen jenen aufgebracht war und um so mehr auf Gelegenheit wartete, ihn aus der Welt zu schaf-

fen. Der Herzog liebte sein Volk nicht und ließ bald diesen, bald jenen Bürger, der ihm nicht gefiel, aus dem Wege räumen; dazu plagte er es mit ungewöhnlichen und vielen Steuern und Abgaben. Er stand so ganz in der Meinung, das Volk sey seinerwegen in der Welt, nicht aber er sey des Volkes wegen da, um es in Gesetz und Zucht zu seiner eigenen Wohlfahrt, wie ein Vater seine Kinder, zu regieren. Der Landverweser nun, der den Herzog gern ausser Lebensgefahr gebracht hätte, entließ den unschuldigen Einsiedler, der wieder ruhig, ohne alle Furcht, in die Hütte seines Waldes zog, und das aufgebrachte Volk war wieder stiller geworden.

Der Scharfrichter mit rothem Mantel, unter dem er sein zweischneidiges breites Schwert verdeckte, trat jetzt in die Mitte des Schloßplatzes, dem breiten Stuhle nahe, auf dem sich der arme Greis niedergesetzt hatte. Die Henkersknechte banden seinen Leib um die Brust herum an die Rückenlehne des Stuhles fest, entblößten seinen Hals und legten ihm eine rothe Binde fest um die Augen. In den zusammengeschnürten Händen hielt er ein Kreuzifix, das er oft zum Munde führte und küßte. Dann sieng er an, laut zu beten, denn der Schloßkaplan, welcher ihm vor ein paar Minuten das heiligste Geheimniß des Leibes und Blutes Jesu Christi unter der Gestalt der Hostie und des Kelches dargereicht hatte, sprach dem Sterbenden ein Gebet vor. Es war ja der Abschied von der Welt gekommen und so lautete das Gebet als ein letzter Dank für die letzte geistliche Wohlthat des Himmels. Nachdem das Gebet vollendet war, trat der Geistliche auf einen Wink des Scharfrichters, welcher still mit dem Schwert bis an den Hals des Greises gekommen war, um zu messen, wo er anschlagen sollte, etwas seitwärts von ihm weg und rief: Jesus! ey mir gnädig und barmherzig! da flog das

Schwert und hieb, des Greises Haupt fiel und Säulen Blutes wirbelten aus des Enthaupteten Rumpfe empor.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Beleuchtung

der Note zum Text, im Bürgerfreunde No. 52.

Wir würden es der Mühe nicht werth gehalten haben, jenes Raisonnement zu beantworten, wenn der Verfasser die Wahrheit gesagt und sich nicht bemüht hätte, dem Publicum unrichtige und nachtheilige Ansichten von den Mitgliebern des Krämer-Amtes, d. h. den Kaufleuten en detail, beizubringen und sie herunter zu würdigen.

1) Will der Verfasser glauben machen, daß diejenigen Material- und Specereywaaren, nebst einigen hiesigen Landproducten, die sich jeder selbst sammeln kann, als Camillen, Fliederblumen und dessen Mus (was man im Oberlande statt der Butter auf dem Brode isst), Calmuswurzel, Pfeffermünz ic. ic. die einige Krämer seit undenklichen Zeiten stets verkauften (indem sie laut ihren Gesetzen dazu berechtigt waren) schlecht und der Gesundheit nachtheilig wären, wenn Solche von Krämern verkauft würden! — dazu nennt er diese Producte schlank weg Arznei! — wo man doch sonst gewöhnlich unter diesem Namen nur die in den Apotheken zusammen gesetzten, pulverisirten, infusirten, gekochten und distillirten Sachen versteht! —

Am Ende möchte der Verfasser auch noch Zucker, Syrup, Wein, Brantwein ic. unter die Rubrik Arzneien gestellt haben wollen, und auch diese Artikel zum Detail-Verkauf allein in den Händen der Apotheker wissen.

2) Bemüht sich der Verfasser die Detaillisten im Krämer-Amte dem Publicum auch dadurch verdächtig zu machen, als wenn sie auf die täglichen Haushalt-Bedürfnisse einen gewaltigen

Nutzen nehmen! er würde sich aber sehr bald von seinem großen Irrwahn überzeugen, wenn er sich einen Börsen-Preis-Courant verschaffte. Er würde dann sehen wie hoch die Preise bei großen Partheien stehen, sodann berechne er, (wenn er es kann?) wie theuer 1 Pfund mit Mäker-Courtage, Küper- und Fuhrlohn zu stehen kommt! sodann lasse er vom Krämer 1 Pf. Reis, 1 Pf. von jeder Sorte Zucker, 1 Pf. Pflaumen, 1 Pf. von Gewürzen u. holen, so wird er sich schon bald überzeugen, daß (wenn dazu die Lüten, Eintrocknen und Untergewicht, d. h. die Durchschläge, noch kommen) an 100 Pf. Reis, Pflaumen u. u. kaum so viel Nutzen übrig bleibt, als wohl oft auf 1 Glas Mirtur in der Apotheke verdient wird.

(Der Beschluß folgt.)

* Eine altdeutsche Sitte unserer Vorfahren.

Wenn unsere biederer Vorfahren in dem Rathskeller traulich zusammensaßen und in der Ueberzeugung, daß das, was hier zwanglos gesprochen ward, nicht ausgeplaudert werde, ihrer durch den Wein belebten Phantasie in begeisterten Reden freien Lauf ließen und kühne Entschlüsse faßten: Wenn sie dann am folgenden Morgen beim Eintritte in die Wittheitsstube mit einem Blicke auf die Inschrift: *Ingressu affectus omnes ante ostia lingue u. s. w.* ihre Leidenschaften vor der Thüre zurückließen und mit ruhiger Besonnenheit und edler Freimüthigkeit ihre wohlüberlegten Meinungen abgaben; so mag auch hier in unserem guten, durch ruhmwürdige Thaten in der Geschichte glänzenden Bremen die altdeutsche Sitte geherrscht haben, von welcher Tacitus sagt: Die Deutschen faßten ihre Rathschlüsse beim Trunke, damit sie voll Nachdruck

— energisch — waren, und überlegten sie, wenn sie nüchtern waren, damit sie gut — mit Klugheit — ausgeführt würden.

Dr. Deneken.

* Ein Ball ohne Tänzerinnen.

Als kürzlich der russische General Rübiger die polnische Stadt Lublin eingenommen hatte, wollte er den Bewohnern Gelegenheit geben sich über seine Ankunft zu erfreuen, weshalb er mit seinen Officieren einen glänzenden Ball veranstaltete und dazu 100 Einwohner der Stadt beiderlei Geschlechts einlud.

Die Einladung war so besonders dringend gewesen, daß viele zu kommen versprochen. — Der Herr General erschien mit seinen Officieren im glänzendsten Staat; von den eingeladenen Lubliner Herren und Damen erschienen indeß nur und zwar spät 15 Herren mit ernster trüber Miene, von den eingeladenen Schönen Lublins stellte sich indeß keine einzige ein und so blieb der Ball ohne Tänzerinnen.

Während der Besetzung Deutschlands von den Franzosen blieben die fremden Gewalthaber auf den von ihnen veranstalteten Bällen leider nicht ohne Tänzerinnen.

Einkünfte des spanischen Clerus.

Die spanische Regierung hat von ihren Prälaten verlangt, ihr ein Verzeichniß ihrer Einkünfte zu überreichen, um danach die Besoldungen der Geistlichen u. s. w. zu reguliren. Man kann leicht denken, daß die hochwürdigsten Herren nicht ganz scrupulos in diesen Mittheilungen gewesen sind und leicht ein gutes Drittheil verschwiegen haben können; nach diesen ihren eigenen Angaben aber betragen doch die jährlichen Einkünfte der spanischen Erzbischöfe und Bischöfe dreizehn Mill.

Franken und die der geringern männlichen und weiblichen Prälaten über neun Millionen, folglich zusammen: 22,646,125 Franks.

Darunter verleihen allein die sechs ersten Erzbisthümer und Bisthümer folgende Einkünfte:

Erzbisthum von Toledo . .	2,750,000	Frks.
" " Sevilla . .	1,000,000	"
" " S. Jago . .	790,000	"
" " Valencia . .	650,000	"
" " Saragoſſa . .	275,000	"
Bisthum von Dsma . .	275,000	"
" " Tortosa . .	250,000	"
" " Placentia . .	200,000	"
" " Astorga . .	100,000	"
" " Lenda . .	95,000	"
" " Coria . .	125,000	"

Ein Staatsminister in Spanien hat bloß 25,000 und ein Mitglied des Staatsraths 20,000 Franks Einkünfte.

M i s c e l l e.

Wenn doch alle Fürsten beherzigten, was die Handelsleute zu Würzburg in ihrer Vorstellung bei der Kammer der Abgeordneten wegen einer Abänderung des Zollgesetzes S. 20 vom Zollpersonale sagen. Vielleicht beeilen sie sich dann etwas mehr, als bis jetzt geschehen ist, den Klagen ihrer Unterthanen abzuhelpen. Wir lesen da: „Man sieht in den Zolldienern nicht Staatsgewalt in ihrer Rechtmäßigkeit und Götlichkeit, sondern die spanische Hermandad repräsentiert, die an alle Wände die Ohren legt, alle Behältnisse visitirt, aus Wäldern, Klüften und Schluchten über alles Verdächtig-Scheinende bei Tag und Nacht herfällt, die, wie das böse Prinzip, auf den Kreuzwegen lauert, Schlingen stellt und mit entmenschter Rohheit den Gefangenen vor die Weltjustiz schleppt, eine

Justiz, die schon in ihrem Namen verdammungswürdig ist. Diese Barbarei und dabei der hohe Betrag der Zollsätze haben auf der andern Seite den Schwärzer als Gegenwirkung hervorgerufen. Vergebens errichtet der Staat Schulen und läßt Religion und Sittlichkeit predigen, wenn er im schreiendsten Widerspruch mit sich selbst zugleich die Nothwendigkeit und Gelegenheit zu entfittlichenden Nahrungsquellen giebt.

B u n t e s.

In van Aken's Menagerie befindet sich jetzt ein Elephant, der — die Violine spielt; man hat ihm den Namen gegeben: Paganini-Elephant, um einen schlechten Witz mehr zu haben, den einer der Papageien gemacht haben könnte.

Nach vielfältigen bestätigten Beobachtungen hat sich die Strenge der Winter in Petersburg und der Umgegend sehr vermindert; man will dies dem Umstande zuschreiben, daß allmählig die meisten Sümpfe in der Nähe zu trockenem Boden umgewandelt worden, und die Ausdünstungen gehemmt worden sind.

Die meisten Gräucl und Kämpfe in der Geschichte der Völker sind dadurch entstanden, daß man entweder die Wahrheit der Zustände nicht erkannte, oder sie durch Widerspruch zu verhüllen und zu überwinden strebte; immer aber blieb der Wahrheit eine Siegessäule auf dem Kampfplatz stehen, obwohl sie mitunter sehr theuer bezahlt war.

Th. Laurin.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Hamburg.

Wir leben jetzt hier in großer Besorgniß, jene unheilvolle Krankheit, welche Rußland dem

übrigen Europa mittheilt, möchte auch bei uns durch Schiffe Eingang finden. Von Seiten des Senats sind deshalb bereits eine Menge Vorsichtsmaßregeln angeordnet worden und es werden dieselben mit lobenswerther Strenge gehandhabt. Ein besonderes Augenmerk hat man auf die Marktpolizei gerichtet, um dem Verkaufe ungesunder oder leicht schädlich werden könnender Nahrungsmittel vorzubeugen, und man hat dieserhalb ganz besonders, und das gewiß mit Recht, seine Aufmerksamkeit auf den Verkauf der hier so häufig genossen werdenden Fische gerichtet, so daß des Nachmittags von 2 Uhr an keine den Morgen zum Verkauf gebrachten mehr vertrieben werden dürfen, weil ein längeres Stehen bei der dormaligen großen Wärme leicht verderblich auf das Fleisch dieser Thiere einwirken könnte.

Aus Leipzig.

In Betreff der Cholera ist man in peinlicher Spannung. Der Rath hat schon die Anstalten getroffen, fremde, arme, kranke, verdächtige Reisende außerhalb der Stadt unterzubringen; es sind strenge Maßregeln getroffen, die Lebensmittel gut und unverfälscht zu liefern; eine zweckmäßige Lebensordnung ward durch den Druck bekannt gemacht; Krankenwärter sind bereits provisorisch vorgeschrieben, um die nöthigen Weisungen zu erhalten. Kurz es scheint, als ob schon Hannibal ante portas sey. Während dies alles vielen, ja den meisten zur Beruhigung gereicht, werden natürlich Einzelne auch von unnöthiger Angst und Sorge gepeinigt und fühlen sich schon von Cholera ergriffen, weil sie — etwa Bier und Milch hintereinander genossen hatten. Hierzu kommen nun allerdings viel choleraähnliche Zufälle: Brechen, Diarrhoe, Coliken, bei geringer Veranlassung so, daß jenes Miasma, welches der

Krankheit als Basis zu dienen scheint, in geringerem Grade bereits, wie schon voriges Jahr, zu herrschen und bei der geringsten Veranlassung zu wirken scheint. *) Wie sehr die allgemeine Noth durch diese Krankheit in Deutschland in Folge des dann vollends gehemmten Verkehrs steigen kann, muß fast noch mehr beunruhigen, als die Krankheit selbst, denn so furchtbar tödtlich dieselbe sich wieder in Riga, Brody und Danzig zeigte, so ergreift sie doch nur im Verhältniß zur Bevölkerung wenig Individuen, in Danzig während zwei Wochen z. B. 166 von 56000. Aber wie viel Tausende von den 56000 müssen, isolirt vom Lande ringsumher, aller Schifffahrt beraubt, am Ende vor Hunger, Kummer und Sorge verschmachten?

* Erklärung.

Dank dem unbekannten Recensenten, der einen jungen Mann in einer so zart und fein gefegten Kritik, wie: ungezogene Nullität u. so freundlich aufzumuntern sucht!

Zugleich erlaube ich mir zu meiner Entschuldigung noch zu bemerken, daß ich die Rolle in „Welcher ist der Bräutigam“, zu rasch übernommen, und daß dieselbe gerade von der Art ist, sie unmöglich in zwei Tagen taktfest zu liefern; demungeachtet soll das Wohlgemeinte der Warnung ihren Zweck nicht verfehlen, da mir jetzt wohl bekannt ist, wie freundlich und nachsichtig man einen jungen, angehenden Künstler aufmuntert.

Eduard Krüger.

*) So hatte ein Arzt in diesen Tagen in einer Familie sieben Individuen, von Erbrechen gleichzeitig befallen, zu behandeln, und die mit aller Mühe erforschte Veranlassung bestand im Genuße von Schweinefleisch, das, vielleicht zu fett, Indigestion erregt hatte.

Eins immer stärker als das andere.

Nach Gryphäus.

Der Stein — wie Marmor und Granit beweisen —
Ist stark; allein den Stein zerschlägt das Eisen.
Das Eisen wird erweicht durch Feuers Gluth;
Dem Feuer aber trogt des Wassers Wuth.
Das Wasser wird von Wolken aufgesogen;
Doch bläht der Wind, im Hui sind sie verflozen.
Des Windes Toben wird vom Mann verlacht;
Der Mann erliegt des Meines Uebermacht.
Mit welcher Kraft Dich auch der Wein mag bannen,
Zulezt wird ihn der Schlaf doch übermannen.

S — E.

* Der schwarze Rand.

Die Erdbewohner — wie bekannt
Glossirten über Saturns Rand;
Nest ist der Fall ganz umgekehrt,
Saturns Bewohner — auch gelehrt —
Seh'n, wenn die Nachricht nicht erlogen,
Die Erd' mit schwarzem Rand umzogen:
Sie deuten dieß auf Pest und Krieg;
Doch „das Vernunft erringt den Sieg.

S.

* A n

Ihro königlichen Hoheit die Frau Großherzogin
von Oldenburg

C a e c i l i a ;

bei Ihrer Durchreise durch Falkenburg zum
großherzoglich oldenburgischen Hofe.

Im Namen dreier kleinen Schwestern;
von Dr. Noeldke.

Juli 2. 1831.

In der holden Jahreszeit,
Wo der Lenz mit seinen Blüthen
Räumt die Flur des Sommers Früchten,
Und beim Abschied Rosen streut,
Die in Purpurglanz erglühten;
Wo mit Hirtinnen sich Hirten
Unter Buchenschatten flüchten,
Sich mit Kränzen zu umgürten; —
In der holden Rosenzeit
Sei, erhab'ne Frau, willkommen
In der neuen Heimath Flur,
Die, zum Feierschmuck entglommen,
Aus dem Busen der Natur,
Blumen, Dir zum Gruß, ertommen,
Darbringt in der Kinder Hand,
Ehrfurchtsvoll zu Dir gewandt.

Neues Leben, neue Wonnen
Drängen sich auf allen Wegen,
Deinem holden Stern entgegen,
Um an seinem milden Strahl
Ihre Gittige zu sonnen.

Sieh die freudetrunkne Menge,
Väter, Mütter, Jungfrau, Greise,
Jünglinge und ohne Zahl
Kinder, die im Festgebränge
Bilden um Dich große Kreise,
In des Vaterlandes Gaun
Landesmutter, Dich zu schaun.

Und, wie neubelebte Lu'n
An des Frühlings Sonnenblicken
Ihre Blüthen mit Entzücken
Und der Blumen reiche Schimmer
Mit dem Farbenschnelz entfalten,
So auch, wo Dein Auge immer
Will mit Mutterliebe walten,
Siehst Du Herzen, treu und lieber,
Die für August nie erkalten,
Auch für Dich in Lieb' entglühn.

Blick auf sie voll Huld hernieder,
Deren Wünsche mit Entzücken,
Huldigung entfaltend, blühn.
Tausend Herzen, im Beglücken
Deines Sonnenblickes, schlagen
Eines Pulses Flügelschlag;
Alle glühn Dir, Alle sagen:
„Vor der Feste schönsten Tagen
Lächelt goldner dieser Tag;
Und, was wir an diesem sagen,
Flüst're einst Dein Schutzgeist nach!“

* A m A b e n d

der allgemeinen Erleuchtung der Stadt Oldenburg.

Juli 2. 1831.

Von Dr. Noeldke.

Großes geben die Götter, wenn sie das Gute ver-
leihen;
Größeres haben sie uns, — Schönes zum Guten —
verleihn.

Von Dr. Noeldke.

Ihr, hohe Himmelsmächte,
Die ihr das Heer der Sterne
Lenkt über Erdennächte,
Erhöret unser Flehn.

Erhaltet uns, erhaltet!
Das Glück, so ihr gegeben;
Was ihr voll Huld gestaltet,
Laßt lang beglückt uns sehn!



Der Bürger = Freund,
eine
Wochenschrift.

Bremen, Donnerstag den 21. Juli 1831.

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,

Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Kirnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück —

* **Heinrich Anderhalden.**

Von Peregrinus.

Was kößt dort ein Scherze die Höhen hinab
Den blutigen Greis, den er bringet?
Was schlägt er das Volk mit dem eisernen Stab,
Das ihn fragend und murrend umringet?
Ha! der Greis überstoßen auf's Angesicht fällt!
Ein Jüngling fliegt hin, der ihn wendet —
Der schreit jetzt auf, von Entsetzen gequält:
Herr Jesus! der Mann ist geblendet!
Barmherziger Gott! ruft das Volk ihm nach,
Wie er träuft aus den Höhlen vom Blute!
Doch der Jüngling, eilend zum nahen Bach,
Bringt erfrischendes Wasser im Hute
Und reinigt den Greis und lehnt ihn sich an
Und das Volk jetzt den Blinden erkennt:
O Heinrich von Melchthal, was hast du gethan,
Daß Landenbergs Rache entbrennet?
Und der Greis erbeckte und arthmete tief,
Und mit keeren, versinkerten Höhlen
Den Stimmen entgegenstarrend er rief:
Habt ihr doch Erbarmen, ihr Seelen?

Zu spät! der droben erbarmte sich nicht,
Der den Sehenden strampfte mit Füßen,
Der noch spottend schlug in mein Angesicht,
Als er blutend mein Auge sah fließen.
Jüngst sandte der Landvogt den Diener her,
Ich war durch die Felder im Zuge,
Der büßte für kleines Vergehen mich schwer,
Denn er riß mir die Ochsen vom Pfluge;
Und leichenblaß stand mein Arnold da,
Als der Diener mich höhnisch verlachte,
Als ich seufzend und klagend gen Himmel sah,
Der keine Hülfe mir brachte,
Doch plötzlich rief Arnold den Diener zurück,
Und er kam mit trabendem Prunke:
Da steht ihn Arnold mit sanftem Blick,
Ihm reichend den Becher zum Trunke.
Er trank und steckte den Becher zu sich:
„Dach, Bauer, den Dank dir genügen!
Und lüster, mit Ochsen zu ackern, es dich,
So spanne dich selbst ein zum Pflügen!“

Jetzt bligte in Arnold die Borneesgluth auf
 Und er schlug nach dem Diener im Grimme:
 Da, räuberischer Bube ein Trinkgeld! und lauf!
 Rief Arnold mit wüthender Stimme;
 Ein Finger flog von dem schrecklichen Schlag —
 Und erschrocken floh Arnold von hinnen.
 Weh! über den Vater ging auf nun der Tag,
 Der entseßlich ihn brachte von Sinnen.

Bald hieß mich ein Bote mit freundlichem Gruß
 Vor den gnädigen Landvogt zu treten!
 Da fiel ich der göttlichen Mutter zu Fuß,
 Für den Flüchtling, den Arnold zu beten;
 Und ging und schaute den Himmel noch an,
 Der mit fröhlichem Lichte mich kränzte;
 Ich ahnete nicht, daß mir armen Mann
 Die Sonne zum letztenmal glänzte.

Und mit Bangen sah ich das heimische Thal
 Mit goldenen Saaten und Blüthen.
 Ich hatt' es gesehen zum letztenmal
 Mit goldenen Saaten und Blüthen.
 Da stieg ich endlich den Schloßberg hinauf,
 Vor den gnädigen Landvogt zu treten.
 „Ha! brüllte der,“ kommst du mit zögerndem Lauf?
 Geh, werf mir den Hund in die Ketten!“

(Der Beschluß folgt.)

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
 Maria Angelus Beskonti, Herzog von
 Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Laut murrte in höchster Erbitterung Johan-
 nes von Pusterla, einer aus dem Adel Mailands,
 welcher die gräßliche ungerechte Scene mit ange-
 sehen hatte. Wahrhaftig, Herr Herzog, sagte er,
 einem Greise wie diesem, einem so ausdauernd
 treuen Diener, der nur eine kurze Spanne Zeit
 noch hienieden zu weilen brauchte, um vom na-
 türlichen und ehrlichen Tode abgeholt zu werden,
 hätte ich unmöglich so das Leben abkürzen können.“

Ihr sagt mir da, erwiderte der Herzog verbrie-
 lich, was Ihr meint, was Ihr gethan haben
 würdet, aber das, was Ihr nicht vermocht hät-
 tet, hatte ich Kraft in mir, anzuordnen und voll-
 führen zu lassen, ob ich doch gleich, setzte er
 spöttelnd hinzu, ein gar weicherziger Mensch bin.
 Und ich sage Euch, Herr von Pusterla! so wahr
 ich lebe und Herzog von Mailand bin, kein Ver-
 räther und kein Uebelgesinnter, möchte er noch so
 graue Haare haben, behält seinen Kopf, wenn
 ich nöthig finde, ein abschreckendes Exempel zu
 geben.“ — Selbst ein treuloser Knecht, selbst ein
 Hochverräther bist du Herzog Johann an deinem
 Könige Ruprecht! scholl eine dumpfe Stimme aus
 der Wand neben ihm. Erschrocken prallte er weg
 und starrte die todte Wand an, die so lebendig
 gesprochen hatte; denn kein lebendiges Wesen konnte
 in den Backsteinen der Wand wohnen, die keine
 Thüre, keine Oeffnung hatte. Die anwesenden
 Ritter waren erstarrt. Und jetzt fuhr ein Gluth-
 meer von schlängelnden Strahlen in den Ritter-
 saal und die Donner rollten wie alle Wetter
 Gottes. Da tönte die Sturmglocke. Heiliger
 Gott! es brennt im Schloß! riefen Mehrere; und
 — Feuer! — zur Hülfe! riefen die Diener, wild
 durcheinander laufend. Wie ein unendlicher glü-
 hender Abgrund sah der Himmel zwischen den
 schwarzen Wolkenspalten aus, und Donner schlug
 auf Donner, Blitz feuerte auf Blitz durch die
 Regionen der Wolken. Der Herzog und alle
 Gäste stürzten auf den Hofraum hinunter; das
 Schloß an der Vorderseite gegen den Wäldern zu,
 oben wo des Herzogs einzige Tochter Hildegardis
 mit ihren Frauen wohnte, war eine lichterleche
 Flamme. Verfluchter Gott, was hast du mir
 gethan! rief der Herzog im Grimme und in der
 Angst seines boshaften Herzens. Die Tochter und
 ihre Frauen schrieten oben aus den Fenstern und
 dichte Rauchwolken drangen schon aus ihren Ge-

mächern. Helft! ins Teufelsnamen helft, brüllte der Herzog. — Alles umsonst! Schon leckten Flammen an den Fenstergesimsen, und vor den herabsinkenden glühenden Aschhaufen wagte der eine und andere sein Leben umsonst. Schnell den Bären losgebunden! schrie der Herzog und taumelte wie unsinnig einige Stufen der angelegten Leiter hinan. Auch er mußte zurück, der Rauch und das Feuer ließ keinen vorwärts. Unterdeß goß man Wasser in Strömen über die Flammen, sonderlich nach der Gegend, wo Hildegardis mit den Frauen sprachlos und händeringend stand. Jetzt eilte der alte Schweizerbär daher und durch den Sturm des Volkshaufens links und rechts mit derben Häuften sich eine Gasse bahrend trat er zum Herzog; doch sah er kaum, wem er helfen sollte, so stieg er, trotz seines schwerfälligen Körpers, so schnell durch alle die herabfallenden Feuerklumpen, die ihm alle Haare und das Gesicht versengten, auf der Leiter hinauf, daß er selbst den Qualm der Rauchwolken theilte und im Hup und mit einer ungeheuern Kraft die Tochter mit noch einer Frau am Fenster mit der einen, und mit der andern Hand noch die zweite Kammerfrau ergriff und hinaus zog und mit dieser, dem baldigen Flammentod entriessenen Beute, pfeilgeschwind, den Rücken fest an die Leiter gelehnt, hinab gleitete. Zu den Füßen des Herzogs legte er die Geretteten nieder. Und schnell eilte er wieder an die Wassersprizen und arbeitete gewaltig das Wasser durch die Röhren in den fressenden Brand. Bald gab das Feuer nach, auch das Wetter schwieg. Doch ein Drittheil des Schlosses war in Trümmer und glühende Asche gesunken.

Zweites Capitel.

Der Sommer war vorübergegangen. Die Getraidefelder wogten nicht mehr in ihrer herrlichen Fülle; sie war gefallen unter der Sichel der fröhlichen Schnitter; die Goldfrucht der Citronen

und Drangen glänzte nicht mehr, vom Abend und Morgenrothe angelächelt, aus dem dunkeln Laube dem Wanderer entgegen, dafür tropften glänzendbraune Kastanien aus ihrer grünen stachelichten Hülse ins Gras; die saftige Melone war zum zweitenmal reif geworden. Ins Roth und Gelb schillerte das Laub an den Bäumen, und in den Pinienwäldern knackten die Eichhörnchen die wohlgeschmeckenden Nüsse. Es war Jagdzeit geworden.

Kaum beleuchtete die Morgensonne die Wipfel der Wälder, da ritt Herzog Johann eines Tages auf die Jagd in Begleitung des Sängersünglings und Kaspar Planzer, genannt der Schweizerbär. Letzterer mußte seit dem Schloßbrande immer mit und neben dem Herzog gehen, weil er seiner gewaltigen Stärke und Treue die Sicherheit seines Lebens mehr als seinen übrigen Dienern anvertraute. Vier Diener von edler Abkunft: Jakob Alliprandi und Johann von Pusterla, ein Verwandter dessen, der bey der gräßlichen Hinrichtung des greisen Landesverwesers zürnte, weil ihm der Mord ungerecht schien, und der junge Franzesko Trivulzi mit Otto Beskonti ritten dem Herzoge nach; den Schluß machte Gwerto Giramo, der Hüter jener großen Bullenbeißer, welche er, auf Befehl seines Herrn, Menschen, die man jenen bezeichnete, anzufallen und zu freffen gelehrt hatte. Zusammengekoppelt führte er die Hunde, er selbst saß zu Pferde.

Sie waren kaum einige Straßen weit durch Mailand geritten, da kam ein Ebirre auf sie zu, welcher eine Frau mit ihrem Säugling mit sich führte. Der Herzog hielt still: Was soll das Weib, Ebirre? rief er barsch. Der erschrockene einäugige Ebirre verbeugte sich tief vor dem stolzen Herzog und stotterte: Ew. fürstlichen Durchlaucht allerunterthänigst aufzuwarten, mein Name ist Hieronymus. Ich hatte heut in erster Frühe

keinen Schloß mehr und eine etwas steife Zunge und das Maul wollte vor Hitze auch nicht recht vom Flecke. Da war ich denn in dieser dürren Verlegenheit zu meiner lieben Gevatterin gegangen, welche vor Ew. Gnaden mit allem Respekt zu reden, ein recht delikates Gläschen Bitteres anzumachen versteht. Dort endlich kehrte sich meine Zunge vom Gaumen ab und konnte ich zu meiner nicht geringen Freude wieder ordentlich reden, obschon ich eigentlich kein Redner bin. Da aber meine liebe Gevatterin da im Verlaufe des Gesprächs ein wenig zu hitzig auf Ew. Hoheit zu reden kam und von Tyrannen und Mördern redete, da machte ich sie auf meine Pflicht aufmerksam, sie als Hochverrättherin an meinem Herrn und Herzoge in Gewahrsam bringen zu müssen, so leid das mir, ihrem alten Freunde, sey. Da wurde die gute Frau recht tobend und so erfüllte ich denn meine Pflicht und stelle meine Gevatterin wegen aufrührerischer Reden vor Euer fürstliches Angesicht, und mag sie nun ein Exempel nehmen, daß man vor einem treuen fürstlichen Sapienti sat! Genug für den, der Thron hat.“ So rapportirte der Schirre. Aber mit fürchterlichen Augen, wie die einer Klapperschlange, wenn sie nach einem Vogel, der in den Zweigen sitzt, zielen will, blickte Herzog Johann die arme zitternde Mutter mit ihrem Säugling an. „Und was habt Ihr dagegen zu sagen, Frau?“ fragte endlich, mit kaum verhaltener Wuth, der strenge Herzog. Die Mutter aber warf sich, mit ihrem Kinde an der Brust, vor seine Füße, streckte zu ihm ihren Säugling hinauf und schrie: O hab Erbarmen, gnädigster Herr, mit einem angstbeladenen Weibe, wenigstens um dieses Kindes, wenn nicht der Leiden willen, die ich schon ausgehalten habe! Mein waren fünf blühende Kinder, drei Jünglinge und zwei Töchter. Als Ihr einfißt, o Herzog, gleich nach dem Regierungsan-

tritt im Jahr 1402, aus Scherz unter das, um Euch zu sehen, zusammengelaufene Volk Pfeile schießen ließet, da starb Einer meiner Söhne. Zwei andere, die — nicht aus Bosheit, sondern aus jugendlicher Unvorsichtigkeit — Euer menschenfressenden Bullenbeißer Mord- und Bluthunde nannten, ließet Ihr, Herzog, diesen Hunden zur Probe lebendig vorwerfen. Meine Töchter, gut und unschuldig wußtet Ihr auf andere Art mit Gewalt zu morden. Weh! meine Kinder sind alle hin! und ich habe nicht einmal über ihren lieben Angesichtern weinen können! Dieser Säugling hier ist wieder mein. Soll ich ihn auch noch — oder soll er mich verlieren? Herzog! hättet Ihr ausgestanden, was mein Mutterherz ausgestanden hat, selbst Ihr würdet nicht gegen denjenigen gleichgültig seyn, der Euch Euerer einzigen Tochter berauben würde.“ Schweige Weib! zürnte der Herzog; ihr Mayländer seyd meine Vasallen und ich bin der Herrscher, der über Leib und Leben kraft seiner Gewalt, die Gott verliehen, schaltet und waltet. — Schirre! liefere diese Frau samt ihrer jungen Brut meinem Kerkermeister ab und sag ihm: er soll ihr keine Nahrung reichen! Ich werde mich selbst für sie bekümmern.“ — Der Herzog spornte sein Pferd und jagte fort; die Begleiter ihm nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber den sogenannten lustigen Tag der Waisen und etwas über deren Erziehung. *

Die Beherzigung im Unterhaltungsblatte No. 55. d. 2. Juli 1831 hat im Bürgerfreunde No. 55 d. 10. Juli eine Gegenbeherzigung etc.

*, Die folgenden beyden Aufsätze enthalten Variationen über ein und dasselbe Thema welche jedoch nicht in Einklang zu bringen sind. Möge der unbefangene Leser sein Urtheil selbst bilden.

Die Red.

zeugt, welche von jedem Menschenfreund mit aufrichtigem Danke erkannt ist — noch mehr aber sind Bremens Bürger dem Verfasser des Aufsatzes in No. 57 des Unterhaltungsblattes vom 16. dieses Monats Dank schuldig, welcher mit Sachkenntniß sich über die Nachteile des lustigen Tages der Waisen so kräftig vernehmen läßt. Ohne Zweifel hat derselbe die Aufsätze von 1829 im März No. 22 und 23 und im August No. 65 66 und 67 des Bürgerfreundes zur Hand genommen, da sie ähnliche Ansichten enthalten; demnach bitten wir die Behörde dringend, jene Aufsätze des Durchlesens zu würdigen, damit der großen Geschäftigkeit im Waisenbause St. Petri in Anfertigung von Montirung, Schnurr- und anderen Wärten — Pudelmützen und dergleichen Thorheiten, sofort Einhalt geschehe und unsere Waisen nicht zum Scandal anderer Menschen in alberner Kleidung durch die Straßen nach der Vahr getrieben werden, um dort zum Spas des Publikums dasselbe zu belustigen. Die Herren Verwalter welche bey Gelegenheit der Beckenausstellung Martini und Latare, auch bey der Sammlung durch die Stadt und Vorstädte die Freigebigkeit ihrer Mitbürger so dringend in Anspruch nehmen, werden hiedurch eben so dringend als höflich eingeladen ihre Gründe zu zeigen, in wiefern sie den lustigen Tag für das Wohl der Waisen ersprießlich halten, da schon so viele Stimmen sich dagegen erhoben haben. Einsender hält es für seine Pflicht die Herren Verwalter, auch vielmehr den Waisen-Convent hiedurch die Anzeige zu machen, daß, in so fern dieses Jahr der lustige Tag in gewohnter Weise begangen wird, der Waisenanstalt ein Vermächtniß entzogen werden soll, welches noch in optima forma bestehet, worüber dieselben Erkundigung bey einem unserer ersten Rechtsgelehrten einziehen können, dessen Adresse Ihnen in diesen Tagen zugesandt werden wird.

Der Verfasser des Aufsatzes im Unterhaltungsblatt No. 53 den 2. Juli „Beherzigung“ wünscht wenigstens, daß wenn das lange Haar zur Unterbringung der Mädchen nützt, man doch das letzte Jahr diese Mädchen Hauben tragen lasse, welches ohnehin zweckmäßig ist indem die entlassenen Mädchen in der Anstalt sich besser an das Haubentragen gewöhnen können als dann wenn sie in Dienst gehen, wo sie gewöhnlich deswegen mit Kopfschmerzen u. dgl. geplagt werden, welches Unlust zur Arbeit u. s. w. mit sich führt. Tragen sie doch im Winter schwarze Hauben! Man hat auch bemerkt, daß die Mädchen mit Ohrgehängen und manche mit Ringen an den Fingern sich schmücken — alles das dürfen die Herren Verwalter nicht dulden — denn diese Zierereyen machen sie eitel und gefallsüchtig.

Es ist ein Uebelstand daß die großen Mädchen gar nicht zum Garnspinnen angehalten werden da sie doch manche leere Stunde haben indem sie nach der Confirmation die Schule nicht mehr besuchen.

Als sehr nothwendig aber möchte es den Herren Verwaltern in die Augen springen die confirmirten Mädchen zum Dienst der Bürger ein Jahr gratis bis zur Entlassung zu vertheilen, um sie besser mit den häuslichen Geschäften, welche nicht wie in der Anstalt nach dem Zeitmaße betrieben werden, so wie mit dem Leben und Treiben der Menschen bekannt und vertraut zu machen — da es den Waisen an Weltkenntniß — fast gänzlich mangelt. Der Bürger braucht ihnen keinen Lohn zu geben wenn er nicht will, auch keine Kost noch Obdach — sondern sie sollen Mittags 12 Uhr in der Anstalt speisen und dahin spätestens 8 Uhr unter Begleitung eines erprobten Waisenknaben zurück kehren. Erlaubniß zum Ausgehen und aufs Land, letzteres gegen Karten von

den Herren Verwaltern dürfen diese nur geben. Die Anstalt giebt ihnen bürgerliche Kleidung.

Die öftere Erlaubniß zum Ausgehen müßte auf höchstens vier Besuche bey den Müttern oder Verwandten beschränkt werden, weil aber die Kinder sich zuweilen in freier Luft bewegen müssen um ihr Wohlfeyn zu erhalten und zu sichern, so ist kein anderer Rath als der: man lasse sie in Abtheilungen von 30 bis 40, jedes Geschlecht abgesondert, aus verschiedenen Thoren unter guter männlicher und weiblicher Begleitung umher führen, reiche ihnen Erfrischungen in Milch, Brod und dgl. und kehre Abends zeitig in die Anstalt zurück; bey schlechten Wetter lasse man sie zu Hause und verpflichte diejenigen Personen welche als Begleiter angestellt sind Aufsicht zu halten. — Daß diese Begleiter Kosten verursachen, kann gar nicht in Anschlag kommen, denn die Vortheile welche aus dieser Einrichtung entstehen, sind nicht zu berechnen. — Was kostet den Herren Verwaltern und der Anstalt nicht der verderbliche, verwünschte lustige Tag, wodurch schon so viel Unheil herbegeführt und so manches Waisen-Kind unglücklich gemacht worden ist, wenn wir nur in die früheren Jahre zurückkehren.

Nach dieser Darstellung werden die Herrn Verwalter die Montirungen aus der Schneider-Werkstelle heraus besorgen lassen — da diese Officianten sich viel besser mit Ausbesserung der Kleidungsstücke beschäftigen und ohnehin öfters nicht dagegen arbeiten können, diese immer in anständigem Zustande zu erhalten. Man lese Real-Encyclopädie oder Conversations- Lexicon den Artikel Waisen-Häuser Seite 505. 6. 7. 10. Band — prüfe Alles und behalte das Beste, denn die Waisen sind Kinder des Staats — damit darf der Staat oder dessen Bürger keine Thorheiten treiben. — Das sey genug für diesesmal.

Ein Bürger.

* Schulverbesserung.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß auch in Deutschland, und in Bremen insbesondere, der Geist der Beurtheilung, Prüfung und Besserung aller Volksinteressen immer reger und thätiger sich entwickelt. Sollten in den ersten Versuchen der Volksvernunft auch tausend Mißgriffe geschehn, sollten die ersten constitutionellen Bürgerverhandlungen, die ersten sittlichen und religiösen Selbstthätigkeiten, sollten die ersten Schülerversuche in öffentlichen Blättern, ja sollten die öffentlichen Blätter selbst eine Zeitlang auch von Fehlern wimmeln und vor geübten Denkern und Lenkern ganz werthlos erscheinen: es sind ja doch Anfänge, Versuche, Uebergänge aus dem Schlaftode zum Lebensfrühling.

Bei solchen Rücksichten wird der Aufsatz: „Ueber den sogenannten lustigen Tag der Waisen“ in No. 57 des Bremischen Unterhaltungsblattes weit erträglicher erscheinen. Der Verfasser zeigt ein gewisses Selbstvertrauen, und das ist vor Allem andern nothwendig, wenn er seinen Leistungen bei andern Aufmerksamkeit verschaffen will. Es scheint jedoch im Feuer seiner Phantasie das Selbstvertrauen an eine rücksichtslose Keckheit zu gränzen. Wie muß der mit der Direction der Schulen beauftragte Zweig des Senats, wie muß die lutherische Geistlichkeit und die Diaconie an St. Petri Dom, wie die ganze Stadt sich schämen, so lange blind gewesen zu sein gegen ein Uebel, das die Moralität der Kinder untergräbt, „den Keim des Siechthums in ihren Körper legt und so manches derselben einem frühen Tode weihet.“ Wie lange würde das Uebel noch bestehen, wenn nicht des Verfassers Kraft-Genie in die Welt gesandt worden, es zu bekämpfen? Der Verfasser wird bei kräftigen Versuchen dafür sorgen, daß er bei etwaigen ihm originell scheinenden Einfällen die Bescheidenheit

nicht vergift. So oft es ihm vorkommt, als ob in ihm der Welt eine neue Sonne aufginge, gegen deren Glanz alles bekannte Licht nur Dunkelheit sei, möge er wohl den Zustand seiner Gesundheit untersuchen, weil in gewissen Krankheiten die Gaukeleien der Phantasie und die Erscheinungen der Wirklichkeit sich vermengen.

Es scheint jedoch nicht so wohl die Kraft der Phantasie ungewöhnlich groß in dem Verfasser, als vielmehr die Kraft sie zu lenken ungewöhnlich klein, welches Verhältniß dasselbe Resultat giebt.

Er kann nicht denken — was denn?

- 1) daß es etwas Unanständigeres giebt, als wenn Kinder sich verummnen;
- 2) daß es etwas Zweckloseres giebt, als wenn Kinder Soldaten spielen, wenn nicht Leute vom Fach (z. B. die Officiere vom Hanseatischen Corps) dieses (Spiel der Waisenkinder) dirigiren;
- 3) daß es etwas Tolleres giebt, als wenn Kinder sich mit Art und falschem Vort den ganzen Tag der Sonne aussetzen.

Ich würde hier noch einige Nummern folgen lassen, wenn nicht die folgenden auf einem Irrthume beruhten. Die drei angeführten sind aber auch hinlänglich die Schwäche von des Verfassers Denkkraft zu beweisen.

Er behauptet ferner:

- 1) daß 12 bis 14jährigen Knaben befohlen werde, eine Meile weit eine schwere Trommel zu tragen und sie unausgesetzt auf dem Marsche zu rühren, und den ganzen Tag fortzutrommeln;
- 2) daß denselben Kindern befohlen werde, vom frühen Morgen bis zum Abend in der brennenden Sonnenhitze des Juli zu tanzen;
- 3) daß Tanzmusik hinstellen, und daß Tanzen befohlen Synonyme seien.

Es ist wohl nicht nöthig zu beweisen, daß der Verfasser hierin nur schlecht unterrichtet ist.

Was der Verfasser vom Aufschnobern der militairischen Utensilien und dem Ausschmücken der Kleider sagt, sollte wohl zum Thema eines eigenen Exercitiums von ihm gewählt werden.

Die Frage: Haben die Anordner der Festlichkeit ein Recht, sie zum Ruin der Menschheit einrichten zu dürfen? scheint wirklich, da er sie nicht selbst beantworten will, ein Beweis seiner Bescheidenheit sein zu sollen; aber sie ist doch beleidigend für das Publicum des Unterhaltungsblattes, weil dieses der Kleinkinderschule schon entwachsen ist. Uebrigens ist sie, nebst allen darangehängten, unstatthaft, weil sie auf unrichtigen Voraussetzungen beruht.

„Dank den Männern, welche hierin (die lustigen Tagen der Kinder abzuschaffen) mit einem guten Beispiele vorangegangen sind!“ — Welches Entzücken, den Beifall eines solchen Mannes zu haben! — Aber auch diese Lustbeschneider haben nur Soldatenspiel, Fastnachts-Aufzüge und Harlequinaden unterdrückt, denn nun ziehen die Kinder ohne Sang und Klang zum Tanz in der brennenden Sonnenhitze.

Ja — das wahre Non plus ultra — „Sie und da sollen die Lehrer selbst noch tanzen!?? — O du unglücklichster aller Reformatoren! Wohin willst du die Menschen führen? Welchen Ersatz bietest du den Kindern für die Freuden, die du ihnen rauben möchtest?

Kaspar Hauser wurde von einem herzlosen Ungeheuer um seine Jugend betrogen — ein tausendfach schlimmeres Ungeheuer wärest du, wenn es dir gelänge deine Grundsätze (zum Glück nur Klappereien) allgemein zu machen. Die Blumenflur, den Obstbaum, das Fruchtfeld, den blauen Himmel, den Sonnenschein, das Wettergewölk, den Schmetterling, den Vögelgesang, Alles, Alles willst du den armen Kindern unter irgend einem Vorwande rauben? Sie sollen Greise sein im Aufblühen, Gefangene, welche die Freiheit nie gesehen haben! Sei barmherzig, laß ihnen die jugendliche Lust; laß ihnen, wenn es sie freut,

ihre Schnurcörte, ihre Grenadiermützen, ihre Trommeln und Pfeifen. Fürne nicht Alter! über ihr Jauchzen und Hüpfen, der liebe Gott zürnt darum auch nicht. Ja, wenn es dich langweilt, sie so vergnügt und lustig zu sehn, versuch's, nimm eine kleine schmucke Dirne — frisch auf Spielteute! — heb' auf deine Beine und drehe dich! Besser ist's, daß du als Greis zum Kinde werdest, als das Kind zum Greise. Aber warum nur einen lustigen Tag im ganzen Jahre? Sicher liegt die Uebertreibung der Lust nur in ihrer Seltenheit.

* Wunsch.

Mehrere Bürger möchten gerne die bei den wöchentlichen Nachrichten erscheinenden obrigkeitlichen Verordnungen und Bekanntmachungen jährlich zusammen binden lassen. Aus diesem Grunde wünschen sie, daß solche in einerlei Format in 8^{vo} gedruckt und mit fortlaufenden Nummern an der Stirne bezeichnet werden möchten, damit man am Ende des Jahres sehen kann, ob eine derselben fehlet oder nicht. Sie hegen das Vertrauen, daß gerne dieser ihr Wunsch Erhöhung finden und der Drucker dazu beauftragt werden wird.

* Frage.

Die Fremden vermiffen in den jetzigen Adresskalender die sonst angegebenen hiesigen Merkwürdigkeiten. Warum sind diese weggeblieben? Kennet die jetzige Herausgeberin sie nicht, so darf sie solche nur aus den früher erschienenen abschreiben und den Gottfriedsstein hinzufügen.

* An Dr. W. C. Müllers Grabe.

Grabesnacht umgiebt die Körperhülle
Eines wackern Bürgers dieser Welt,
Und es hallt durch des Friedhofs Stille
Mancher Seufzer auf zum Himmelszelt.

Dir, o Müller! fließen uns're Zähren,
Denn Dein Geist schwang aus dem Erdenthal
Sich hinauf zu unerkannten Sphären,
Wo er weilet frei von Erdenqual;

Wo, statt Nebelflor und Dämmerungen,
Dir des Aethers Licht sich aufgethan;

* Anzeige.

Der verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen für das (Ehalt-) Jahr Christi 1852 hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und Catharinenstraße No. 36 für 2 Grote zu haben. Er enthält: bedeutende Zeitrechnungen, Bauern-Praxie, Zeit- und Festrechnung nach dem neuen Kalender, Zeichen des Thier-Kreises, Verhältnisse-Regeln von den hiesigen Herren Aerzten wie die Cholera-Epidemie möglichst zu verhüten ist, von den Jahreszeiten, von den Finsternissen und andern Erscheinungen im Jahre 1852, von der Fluth bei Gloseth an der Weser, von der Fahrniszeit, Ab- und Zugehezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet, Verzeichniß der Jahrmärkte nach dem Datum für das Ehalt-Jahr 1852, Verzeichniß künftiger abgehenden und ankommenden Posten in Bremen und Verfuung, Sperr- und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Daeves b. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.

Wo die Haine, die Du oft besungen,
Des Elifiums Dich nun umfahn;

Wo Dich reicher Himmelslohn erfreuet
Für so manche wahrhaft edle Saat,
Die in Segen Du hier ausgestreuet
Auf des Lebens mühevollen Pfad.

Längst zwar ist die Zeit dahingeschwunden,
Wo Dein Stern gestrahlt im vollsten Licht;
Mancher Stern ist wohl seitdem gefunden,
Doch ein zweiter Müller wahrlich nicht;

Der mit unergänzlich regem Streben
Seinen Sinn zur Wahrheit stets gelehrt,
Uns gebildet für ein geistig Leben,
Uns die Wunder der Natur gelehrt. —

Ihm, den treuen Führer, der hienieden
Göttern schon und Mufen Liebling war,
Liegt jetzt vor dem Throne des Kroniden
Jedes Dunkel dieses Weltplans klar.

Blick', o Blick' aus jenen sel'gen Höhen
Segnend noch Dein Geist auf uns herab,
Bis auch wir den Weg des Lichtes gehen,
Uns're Hülle auch einst sinkt ins Grab! —

Bremen am 16. Juli 1851.

J. W. Schlotmann.

* Der achte Junius.

Zur Feier des Geburtstages seines Freundes
Th. v. K.

Von Dr. Noeldke.

Nimm mit genugsamer Hand den Ausdruck freundschaftlichen
Sinnes,

Diesen Cyanenfranz, welcher den Lorbeer umschließt.
Rein, wie ihr himmlisches Blau, sei dir die Höhe
des Lebens,

Und im Haine des Ruhms duft' dir Blüthe und
Frucht.

Jedes Lorbeerblatt sei dir ein blinkender Spiegel,
Wo aus der Zukunft Schooß' Wonne des Himmels
dir strahlt.

Am Morgen des 9. Juni.

An denselben;

von Dr. Noeldke.

Lorbeertragend erschien und voll Himmelsbläue Cyanen,
Bunsch dir lächelnd und Glück, freundlich die
gestrige Nacht;

Was du als Blüthe bekamst, das haben wenige
Stunden

Hier zum goldenen Ball dir zur Orange gereift.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 24. Juli 1831.

Und wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenloche beuat — die Hirten
Will ich zusammenrufen im Gebirg,

Dort unter'm freien Himmelsbache, wo
Der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Schiller.

* **Heinrich Anderhalden.**

(Weschl. uß.)

Da fuhr ich hinab wohl Kirchthurm tief,
Wo es nimmer und nimmermehr tagte,
Wo ein ekler Knäuel Gewürmes lief,
Der den Fremdling zischend benagte.
Und als ich so stand in der gräulichen Schlucht,
Die Hände beladen mit Ketten:
Nur Arnolds gedacht' ich und seiner Flucht
Und ich seufzte zu Gott in Gebeten.

Heut' ward ich entwunden dem grausen Thurm,
Doch ich ging nur zu tödtendem Grimme:
„Hast mich nun erfahren, du grauer Wurm?“
Schrie des Landvogts rasende Stimme.
„So! sinkt nun dem Bauergefinde der Muth,
Der in Freiheitsadern ihm webet?
Nur fort so! wir peitschen mit Schlangen das Blut,
Das siebrisch die Köpfe euch hebet.“

„Seht, Alter, hebt erst noch die Rache an,
Die dein Sohn, der Starke, verschuldet;
Ist entflohen der Bube, so faß' ich den Mann,
Der am Sohne das Unrecht gebuldet.“

Komm, Henker! — ist doch der Vater so blind,
So nügen die Augen ihm nimmer;
So reiß sie heraus, daß erloschen sie sind,
Daß vergehet ihm jeglicher Schimmer.“

Da rief ich zu Gott in entseßlicher Noth:
Ach mild're des Nächenden Willen
Du, Herr der Heerschaaren, des heil'ges Gebot
Ich willig stets war zu erfüllen.
Errette mich Herr! o lasse dein Licht,
Das du sendest von himmlischen Höhen,
Das über Gute und Böse bricht,
Auch am Abend des Lebens mich sehen!

„Sa!“ lachte der Vogt, „einfältiger Mann,
Was schreiest zu entfernten Ohren?
Dieweil er dich höret, ist's abgethan;
Es bleibt, was ich rächend geschworen.
Und ein Schrey des Entseßens entfuhr mir jetzt,
Als ich fühlte mein Auge gedrückt,
Und wühlend das Messer ins Aug' gesetzt,
Das ringsum die Nerven zerstücket.“

Da fiel ein Auge. Herr Jesus! da eilt
Der Henker mit glühendem Erathe
Und brennt die Höhle unverweilt
Nach des Landvogts lachendem Rathe.
Und übermannt von den Schmerzen weint' ich und
schrie:

O schone nur jetzt noch des Armen!
Ich sterbe ja bald! ich zürnte dir nie!
Hab' Erbarmen, o Herr! hab' Erbarmen!

Da hob mich der Landvogt beym weissen Haar
Und schleubert' zu Boden mich nieder,
Und der Henkersknechte hämische Schaar
Schnitt ins and're Augenlicht wieder
Und zertrümmte es los und warf es auf mich;
Da rief noch der Landvogt die Worte:
„Geh, spüte dich, Hund, und rette jetzt dich
Zu des Gottes allmächtigem Horte!“

Jetzt sank ich in Ohnmacht und fühlte nicht
Und ruhte so mehrere Stunden;
Doch als ich erwacht, war das Henkergericht
Aus meiner Nähe verschwunden!
Ein Diener stieß mich den Schloßberg hinab —
Hier lieg' ich jetzt trostlos, gebendet!
Und kinderlos sink' ich ins finstere Grab!
Ach, mein Glück hat hienieden geendet. —

Peregrinus.

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Als sie über eine Meile von Mailand ent-
fernt waren, erblickte der Herzog den Ritter Jo-
hannes von Pusterla auf einem Wege längs dem
Walde reiten. Seit dem Hinrichtungsabend hatte
jener einen schweren heimlichen Groll gegen diesen
gefaßt. Gwerzo Giramo! rief der Herzog, laß
doch den Squarza, laß ihn los auf dieses Wild
dort! — Es ist schon lange überflüssig am Hofe.
Johannes von Pusterla, der Jüngere, des Her-

zogs Begleiter, warf sich vom Pferde und bat
um seines Oheims Leben. „Ein gefährliches
Wild, erwiederte der Herzog, muß man nicht
leben lassen. Da erhob sich Pusterla, bestieg sein
Pferd und murmelte vor sich hin: Gut! gut!
ein gefährliches Wild muß man nicht leben lassen.
Schon gut, Herr Herzog!“ — Unterdessen hatte
Gwerzo den Hund losgekoppelt. Hey! dort saß
an, Squarza! rief der Herzog. Der fürchterliche
Bullenbeißer sprang in ungeheuern Sätzen, bis
er vor dem Pferde des Ritters stand. Dem
Pferde that er nichts, sondern sprang an den
Ritter hinan; — der junge Pusterla schrie auf,
als er seinen Oheim, dem er nicht helfen durfte,
vom Hunde ergriffen sah. Der Hund riß jetzt
den schweren Rittersmann, leicht wie einen Stroh-
halm, vom Pferde herunter. Jetzt stand der
Hund auf seiner Brust und riß ihm mit den gro-
ßen Zähnen die Gurgel auf, daß das Blut strom-
weise hervorquoll; dieses leckte er dann gierig auf.
Der Herzog kam eben schnell herangeritten und
lachte über die geschäftige Fräßigkeit seines Blut-
hundes. Aber der Schweizerbär, dem dieser
scheußliche Vorfall zu aufregend war, packte den
Hund plötzlich mit beyden Fäusten beym Schwanz
und schleuberte das knurrende und um sich beiß-
fende Ungeheuer hoch über sich weit weg in ein
Feld hinunter, daß es heulend und hinkend erst
nach einigen Minuten seinem lockenden Führer
nachzukommen vermochte. Gwerzo sah den starken
Schweizer grimmig an; er aber, dem dieser tödt-
liche Blick galt, schien sich um ihn gar nicht zu
bekümmern, denn ganz kalt saß er längst wieder
im Sattel seines Pferdes. Der Herzog biß sich
vor Aerger in die Lippen und sagte nichts. So
ritten sie denn fort und kamen in den Wald, um
zu jagen. Nach einiger Zeit sahen sie dem Her-
zoge an, daß seine Gedanken nicht auf die Thiere
des Waldes gerichtet waren, denn er war lässig

den Speer zu werfen und im Verfolgen und Erlegen des Gewildes. Endlich lehnte er sich an eine Pini-
e, legte den Speer beiseits, und stand in einer
tiefnachdenklichen und unmuthigen Stellung. Der
Sängerjüngling setzte sich, dem Herzog gegenüber,
auf einen moosigen Hügel im Walde; Planzer,
der Schweizerbär neben ihn und die übrigen der
eine dort, der andere hier. Der Herzog kam dem
Jüngling gerade vor wie König Saulus, welchen,
da dieser oft ganz und gar verwildert und fürch-
terlich war, der fromme, liebliche Hirtenknabe
David mit seinem Gesang und Harfenspiel zu
erheitern wußte. Auch Julius Caduff, so hieß
der Sangerjüngling, spannte die Saiten seiner
Cithar und sang:

Menschenherz, kümmerst du dich?
Ist der Liebling der Seele getödtet?
Ist das Leben dir stumm und verödet?
Mußt du hienieden allein
Und einsam seyn?

Heb' zu dem Himmel den fragenden Blick!
Keiner von oben kommt wieder zurück.
Ihnen gehören die zahllosen Welten,
Welche das Auge in mancher Nacht,
Eindernd die Thränen, so freundlich erhellten,
Sehnsüchtig winkend zur Geisterweltsprache
Siehst du auch, Herz, deinen Liebling dort nicht,
Doch ist er oben! o zweifle nur nicht!

Menschenherz kümmerst du dich?
Ist, was du sätest, erbrüht und erschlagen
Unter dem ehernen schweren Wagen,
Welchen da rollt das Geschick
Mit eisernem Blick?

Armer, du weinst? ich weine mit dir!
Alles zerfließt und verflüchtigt sich hier.
Doch auch der Wechsel zeigt andere Auen,
Nimm sie! er reicht sie dem Wanderer dar.
Muthigen soll es im Leben nie grauen,
Nur wer sich aufgibt, erleidet Gefahr.
Ob dir nun Manches im Leben zerbricht,
Muthig, o Herz, und verzage nur nicht!

Es ihr Sanger jenseits der Berge, immer
habt ihr so ernste Lieder, sagte der junge Trivulzi.
Könnt ihr denn nie über den Schlagbaum eurer
tagtäglichen Gewohnheit mit einem lustigen Sprunge
hinüber und hinaus ins heitere Gebiet der Zwerge
und Kobolde und Thiere. „Ist denn nicht viel
lustiger, lieber Julius! in der regen, wimmelnden,
lustigen Welt der Creaturen Gottes, als in
euren selbstgeschaffenen trockenen Steppen der un-
vernünftigen Vernunft, worin ihr zur Arbeit
fahrt und euch abschindet und abmüdet, daß euch
der Schweiß von der Stirne läuft. So mag
einst unser lieber Vater Adam sich abgemüdet ha-
ben, da er die reiche selige Welt des Paradieses
verlassen und mit der Mistgabel der bedächtlichen
Arbeit aus der Erde seine Nahrung gestochen hatte.
Gieb mir die Cithar, ich will ein Lied singen auf
meine Manier:

Wer soll die Braut seyn?
Die Gule soll Braut seyn!

Die Gule sprach:
Ich bin eine sehr gräßliche Frau,
Ich kann die Braut nicht seyn,
Ich kann die Braut nicht seyn.

Wer soll Bräutigam seyn?
Der Zaunkönig soll Bräutigam seyn!

Der Zaunkönig sprach:
Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Ich kann der Bräutigam nicht seyn,
Kann der Bräutigam nicht seyn.

Wer soll der Brautführer seyn?
Die Krähe soll Brautführer seyn!

Die Krähe sprach:
Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Ich kann der Brautführer nicht seyn,
Kann der Brautführer nicht seyn.

Wer soll der Koch seyn?
Der Wolf soll der Koch seyn!

Der Wolf sprach:
Ich bin ein sehr tückischer Kerl,

Ich kann der Koch nicht seyn,
Ich kann der Koch nicht seyn!

Wer soll Ginschenker seyn?

Der Haase soll Ginschenker seyn!

Der Haase sprach:

Ich bin ein zu schneller Kerl,
Ich kann nicht Schenker seyn,
Ich kann nicht Schenker seyn.

Wer soll der Spielmann seyn?

Der Storch soll Spielmann seyn!

Der Storch sprach:

Ich hab' einen sehr großen Schnabel,
Ich kann nicht Spielmann seyn,
Ich kann nicht Spielmann seyn.

Wer soll der Tisch seyn?

Der Fuchs soll der Tisch seyn!

Der Fuchs sprach:

Schlagt von einander meinen Schwanz!
So wird er euer Tisch seyn,
So wird er euer Tisch seyn!

(Die Fortsetzung folgt.)

* A n k l a n g e.

Die preussische Staatszeitung vom 17. Juli enthält Folgendes aus Warschau:

Unterm 6. Juli hat der Befehlshaber der Nationalgarde Graf Ostrowsky eine Dankadresse an diejenigen Deutschen erlassen, welche für die verwundeten Polen Charpie und Bandagen eingesandt haben; es heißt darin unter andern: „Nicht auf undankbaren Boden ist, edle Menschenfreunde, der Saame Eurer uns dargebrachten Hülfe gefallen, er wird vielmehr eine ergiebige Frucht gegenseitiger Gefühle hervorbringen. Mit zärtlicher Sorgfalt haben Eure mitleidigen Frauen, Schwestern, und Töchter jene Mühe nicht gescheut und mit ihren schönen und zarten Händen unternahmen sie freudig das fromme Werk des Charpiezupfens, wodurch die Heilung der schweren Wunden unserer tapfern Krieger beschleunigt

werden soll. Freunde unsers Vaterlands und der ganzen Menschheit, denn als solche betrachten wir Euch alle, die ihr uns wohlthut; die Menschen, wenn auch durch Gränzen, Geburt, Sprache und Sitten getrennt, sollen sich nichts desto weniger für Glieder einer und derselben Völker-Familie halten; diese Begriffe sind uns vom wahren Geiste des Christenthums, von der jetzigen Bildung und den gemeinschaftlich aus denselben entstandenen Bedürfnissen zu Theil geworden. Es erfüllt mich besonders mit großer Freude, daß ich mich als Befehlshaber der aus bürgerlichen Wehrmännern bestehenden Nationalgarde berufen glaubte, der Dollmetscher der Gefinnungen meiner Landsleute für Euch zu sein — Genehmigt den Ausdruck dieser Gefühle mit einem Wohlwollen, welches unserer Dankbarkeit für Eure edlen Gaben gleichen möge, genehmigt unsern innigsten Dank und glaubt, daß die Polen, Eure Nachbarn, stets von dem Wunsche befeelt sind und sein werden, nach Wiederherstellung ihres Vaterlandes die Vortheile und Segnungen eines ersehnten Friedens mit Euch zu theilen.“

Aus Wiesbaden wird geschrieben, daß auch dort ein Aufruf zu milden Beiträgen für die verwundeten Polen von mehreren angesehenen Männern der Stadt erschienen sei und die bisherigen Resultate so erfreulich wären, daß sie zur Linderung der Noth in den Hospitälern Warschaus nicht das kleinste Scherlein bilden werden.

Der Obermedicinrath Dr. Hohnbaum in Hilburghausen hat ebenfalls einen Aufruf an die deutschen Frauen erlassen, ihm Charpie und andere Bedürfnisse für Polens Verwundete zuzusenden. Aus Mangel an Charpie müssen Heu und Berg zur Verstopfung der Wunden gebraucht werden.

Faß jedes Blatt der Dorfzeitung enthält seit einiger Zeit eine Liste der eingegangenen

Beiträge für die verwundeten Polen, eine Gabe von 5 Thalern aus Culmbach war mit den Worten begleitet „möge Gott den Polen bald Freiheit und Frieden schenken.“

In Mittel- und Süddeutschland nehmen viele Beamte mit Freuden an den sich zur Unterstützung der verwundeten und kranken Polen bildenden Vereinen Theil, Frauen und Jungfrauen sind dort auf's eifrigste mit Charpiepfücken beschäftigt. — Norddeutsche, die ihr Gefühl habe wie hart das Joch Fremder ist, solltet ihr zurückbleiben wollen, die Leiden derer, welche im Kampfe für ihr Vaterland verwundet bluten, zu mildern? O gewiß nicht! Ueberlegt nicht engherzig, calculirt nicht kaufmännisch, ob Ihr der Hand freien Spielraum lassen wollt, die Wünsche Eurer für Recht, Freiheit und Vaterland hochschlagenden Herzen zu erfüllen.

Eine Lektion, um seine Sitten zu erlernen.

Die Einrichtung auf den Dampfbooten, die den Mississippi befahren, verbietet den Herren den Zutritt in die Damen-Kajüte. Auf seiner Reise, den genannten Fluß aufwärts im Mai 1828 wurde der britt. Capitain Basil Hall *), als er seine Frau in die Damen-Kajüte begleitet hatte, von dieser Vorschrift in Kenntniß gesetzt, und aufgefordert, sich zurückzuziehen. Diesem Winke (obgleich der Anstand auch ohne einen solchen beobachtet werden sollte) bezeugte der Capitain keine Aufmerksamkeit, und besuchte die Kajüte nach wie vor.

*) Bekanntlich der Verfasser der 1831 in London erschienenen *Travels in North-America*. 3 Vols., worin er seine aristokratischen Ansichten über das freie Land auf eine lächerliche Weise ausframt.

Auf Begehren der Chiemänner der übrigen Frauen, trat endlich der Capitain des Dampfboots dazwischen und befahl dem Capitain Hall kaltblütig und bestimmt, nicht hineinzugehen, indem er hinzufügte, daß diesem Befehl gehorcht werden müsse. Capitain Hall seinerseits erachtete es nothwendig zu zeigen, daß ein Capitain ersten Rangs von der englischen Seemacht nicht geneigt sey, von einem Dampfboots-Capitain Befehle anzunehmen, und setzte nach wie vor seine Besuche bei seiner Frau fort; da es schon spät Abend war, so geschah weiter in der Sache nichts.

Am andern Morgen erschien Capitain Hall mit Sonnen-Aufgang auf dem Verdeck, und wurde von dem Schiffs-Capitain aufgefordert, sich mit seinem Gepäcke fertig zu machen, um an's Land gesetzt zu werden. Das Dampfboot befand sich gerade an dem Tage in der Nähe der Mündung des rothen Flusses, etwa 50 Miles von jeder Niederlassung entfernt; unter diesen Umständen an's Land zu gehen war wahrlich kein Scherz, auch hielt Capitain Hall die Aufforderung kaum für ernstlich gemeint, hörte aber bald die nöthigen Befehle austheilen: „des englischen Herren Gepäcke fortzuschaffen, da derselbe das Schiff augenblicklich verlassen werde.“ Sofort trat ein kleiner Kentuckier, nur 6 Fuß 8 Zoll hoch, mit einer dem Sohlleder ähnlichen Gesichtsfarbe und einem Paar Häufchen, denen man ihre Beschäftigung ansehen konnte, aus der Ingenieur-Kajüte, und steuerte mit 7 Fuß langen Schritten, die er wegen der vielen Risten und Ballen auf dem Verdecke noch mäßigen mußte, gerade auf das Gepäcke des Herrn Hall zu; kein Wort wurde dabei gesprochen, aber in zwei Sekunden befand es sich schon theilweise auf den Schultern des Kentuckiers, und alles war fertig, um Herrn Hall an der nächsten Waldecke auszu-

segen, wo derselbe es dann, weil es daselbst keine Hospitäl = , Schulen = und Marine = Etablissements zu besuchen gab, eben nicht fürchten durfte, sich den Magen zu überfüllen. Bei alledem schien demselben die Sache doch am Ende nicht zu gefallen. Er führte Gründe an, schmeichelte, liebte, koste, alles war vergeblich. Er prahlte nicht, tobte auch nicht, und dies war sein Glück, denn auf die Dazwischenkunft der übrigen von ihm beleidigten Männer ließ sich der Capitain des Dampfschiffs endlich unter der Bedingung erbitten: „daß Herr Hall sich künftig mehr der seinen Sitten befeßigen solle.“

* Gedanken-späne.

Von J. L. Kr...e.

Wenn wir mit der Jugend Blütenstaub bedeckt hineinhüpfen in das schöne grüne Erdenleben, die Fülle der Kraft in uns, und den reinen blauen Himmel über uns, und tausend süße Hoffnungen vor uns: dann mögten wir jeden Baum und jeden Strauch und jeden Grashalm vor lauter Wonne an unser Herz drücken und ausrufen: ich liebe dich! Aber den Blütenstaub fñhrt der Nordsturm dahin; die Kraft — erschlaft; der heitre Himmel hñllt sich in dichte Wolkenschleier; die Hoffnungen liegen zertrñmmert zu unsern Füßen; der Baum verdorrt; der Strauch liegt geknickt da und der Grashalm verwelkt. Ein feindseliges Geschick rollt mit seinen schweren, unaufhaltsamen Rädern donnernd in unsern Pfad hinein und wñhlt ihn auf, und mit ungewissen, vom Finsterniß umhñllten Schritten wanken wir fort auf der zerstörten Bahn. Wohl uns, wenn wir dann für die zertrñmmerte Außenwelt eine unvergñngliche in unserm eignen Innern tragen, die uns ihre unverwelklichen Blütenkelche erschließt und mit ihrem Sternenhimmel den nacht-

umhñllten Pfad erhñllt; — aber wehe uns, wenn sie uns nichts als unerreichbare Ideale zeigt! Dann eckelt uns das Erdenleben an, und wir sehnen uns hinaus aus seinen dunkeln Irrgñngen und seinem trñben Gewirre, ja, wir mögten dann gewaltsam die Fñden zersprengen, die uns an dasselbe fesseln.

Ernst und still raucht die Zeit daher und indem sie uns mit ihren geheimnißvollen Schwingen berñhrt, enthñllt sie unserm Auge zwar Vieles, aber Manches liegt verborgen in ihrem faltigen Gewande, und Stunden, und Tage und Jahre entfliehen, ehe wir es zu entdecken vermögen. Bald enthñllt sie es uns dann im strahlenden Frñhroth eines Segen verkñndenden Frñhlingsmorgens, — bald in des Verhångnisses finsterner, eisiger Winternacht; bald in des Zephyrs sanftem, wonneberauschenden Sñuseln, — bald in des Boreas drausendem, alles zerstörenden Grimme. — — Bald säet sie Keime aus, blinkend von Goldstaub und Perlenthau, — und Nacht und Graus sproßt aus ihnen hervor; bald Menschenthränen und Menschenblut, — und die furchtbare Saat treibt die schönste Frucht. Aber — wir müssen uns in die Zeit schicken! dankend ihre Liebesgaben hinnehmen, aber auch mit gewaltiger Faust die Uebel, die sie uns in den Weg schleubert, ergreifen und zu beherrschen suchen.

* B i t t e.

Schon einige Male äußerte sich der Bürgerfreund rñgend über die späte, — oft erst nach mehreren Jahren erfolgende, Bezahlung der sogenannten Neujahrs = Rechnungen. Für Niemand aber ist diese schlimme Sitte nachtheiliger als für die Professionisten, mit Ausnahme einiger die vermöge ihres Geschäftes gegen baar verkaufen.

Wie häufig wird dadurch das Bestehen eines jungen, thätigen Arbeiters schon im Beginn vernichtet. Sein Vorlag geht bald zu Ende, er kann seine Einkäufe nicht mehr auf eine vortheilhafte Art machen, die Noth zwingt ihn seine Ausstände einzufordern; man findet dieses zu dringlich, brutal und die Folge ist, daß er seine Kunden verliert oder sich in sich selbst aufzehrt. Wie leicht, wie belebend für den städtischen Betrieb, wie vortheilhaft für jede ordentliche Haushaltung wäre es, wenn die häuslichen Bedürfnisse baar, oder mindestens halbjährig bezahlt würden; wie manche Sorge würde dadurch beseitigt, wie mancher Irrthum dadurch vermieden, ja selbst wie mancher Unterschleif dadurch unmöglich gemacht werden. Mögten doch endlich unsere lieben Bremer Frauen die Sache in ihrer Wichtigkeit beherzigen!!!

Wohlgemeint.

* A n f r a g e.

Den Herren Mäklern und Agenten ist laut früherer Verordnung ihre Courtage auf $\frac{1}{2}$ pCt. für jede zu schließende Summa Capital zuerkannt worden: wie geht es nun zu, daß man es ihrer Willkühr anheim stellt, ein geschlossenes Capital, wie z. B. bei Hausvermietungen, nochmals zu capitalisiren und hiervon ihre Courtage zu berechnen? Sollte ein solch' offenes Mißverhältniß an seinem Orte nicht gerügt und ihm abgeholfen werden können? —

S.

Bunte Chronik der Tagesereignisse.

Die Pariser Akademie hat den Preis der Poesie, zu welchen den Bewerbern „der Ruhm der französischen Litteratur“ als Thema gestellt

war, dem durch die metrische Uebersetzung der Iliade und durch andre treffliche Arbeiten bekannten Dichter Bignan zuerkannt. — Nach der sehr lesenswerthen Schilderung des berühmten Seeräubers Charles Gibbs, welche das „New-York Journal of Commerce“ enthält, ist es erwiesen, daß dieser Verbrecher allein mindestens 400 Menschen getödtet hat. — Auf der Insel Madagaskar, im tiefen Gebirge, ist noch eine sehr gastfreundliche, zwergähnliche Völkerschaft unter dem Namen Amirs zu finden. Die Männer sollen 3 Fuß und 4 bis 6 Zoll hoch, ihre Weiber aber noch kleiner seyn, und die Gerippe der Todten nicht über 7 Pfund wiegen. — In Ostindien und Calcutta wird die Ignatius-Bohne mit großem Erfolge gegen die Cholera angewendet. — In Prag wird eine Oper „der Lastträger“ — Text von Herzogskron, Musik von Konradin Kreuzer — in Scene gesetzt. — In Paris wird auf Verordnung des berühmten Arztes Brussa eine Art Spargel-Syrup bereitet, der sich gegen Herzklopfen sehr bewährt zeigt. — Wie weit der religiöse Wahn geht, hat sich aus der fürchterlichen Entdeckung ergeben, daß (nach dem „Sonntagsblatt“ Nr. 20) einige Sektirer in Darmstadt und Offenbach, in der Ueberzeugung, daß die Welt im Jahr 1852, im November, wo ein neuer Komet erscheinen wird, untergehe, mehreren Kindern, um dieselben als fleckenlose Seelen in den Himmel zu bringen, vergiftete Zuckerwaare gegeben haben. — Gegen die kalten Fieber werden in neuester Zeit die Stechpalmenblätter immer mehr gerühmt. — Nach einer im „Spectator“ gegebenen Uebersicht bezieht die englische Geistlichkeit ein jährliches Einkommen von ungefähr 66 Millionen Thaler, demnach also 3 Millionen Thaler mehr als die Geistlichkeit der ganzen übrigen Christenheit. — Nach dem „American Journal“ ist der wahrscheinlich aus Stengeln bereitete Schot-

tische Schnupftaback, in Pflasterform auf die Brust gelegt, ein treffliches Mittel gegen die Bräune.

J.

Die Zeitrechnung des menschlichen Lebens.

Von 10 Menschen, die an einem Tage geboren werden, erlebt nur einer das 74ste Jahr; von 18 dergleichen kommt nur einer zum 80sten; von 45 wird nur einer 85 Jahre alt. Erst unter 60 gleichzeitig Gebornen kommt einer zum 87sten Jahre. Mit jedem Jahre wird diese Klust größer. Einer aber, der 100 Jahre zählen soll, muß 3500 seiner mit ihm zugleich gebornen Brüder in's Grab sinken sehen, und wer 105 Jahre wurde, dem gingen 14,000 voran! Von 25,000 Menschen gelangt nur einer zum 106ten, von 50,000 einer zum 107ten Jahre, und unter einer Million Menschen erreicht ein Einziger das 110te Jahr.

Was ist Menschenleben! Spreu vor dem Winde! — Von 100,000 Kindern sinken gleich im ersten Lebensjahre 22 bis 23,000 in's kühle Grab; ihnen folgen 8 bis 9000 im 2ten Jahre nach. Die Menge aber muß noch kleiner werden; 4 bis 5000 folgen im 3ten, 2 bis 3000 im 4ten; 1500 bis 2000 im 5ten Jahre nach, und selbst das 6te Jahr verlangt noch 1000 bis 1100! Und so sind also die 100,000 dann schon bis mindestens auf 60,000 vermindert.

— r.

* An die Schweiz.

Nachruf aus Bremen.

Ja, so ist es! was einst der Sängerküngling gesprochen,
Triffst mit erschütternder Macht mein nun bekümmertes Herz.

Süß ist die Heimat! o süß die lange, lange Gewohnheit,
Dort zu leben, dort wo uns die Mutter gebahr,

Dort im friedlichen Kreis der guten, lieben Bekannten,
Die Ein Boden erzog, Eine Natur uns verband. —
Aber ein Flüchtling bin ich! hinaus verstoßen vom Lande,

Das ich einst hochgeehrt und unaussprechlich geliebt,
Und noch lieb' ich Dich, Mutter o Schweiz! sieh,
innige Thränen

Weinet mein Auge dir nach, weinet der Flüchtling
Dir zu.

Du verstießest mich nicht von Deinem Schooße, o Mutter!

Mild und herrlich, wie Du bist — ach wie könntest
Du das?

Du verstießest mich nicht! mit lieben, magischen
Banden

Hieltest Du mich, dein Kind; nährtest und zogest
mich groß.

Träuftest mir Lieb' ins Herz und heilige Milde und
Wehmuth,

Und mit unendlichem Reiz blühte das Leben mir auf,
Liebe Mutter, ja gut bist du, doch viele der Söhne

Wachsen gleich Stacheln in Dir, stehend und hä-
misch wie sie.

Ach, zu nah', wie die Mücke dem Lichte, bin ich ihnen
gekommen,

Ihre verfolgende Wuth trieb mich, o Heimat von
dir.

Lebe denn wohl, o Schweiz! und seh' ich auch nimmer
dich wieder,

Ueber der Fluthen der Zeit bleibt die Liebe zu dir.
Fasset mich aber des Elends Strom und muß ich ver-

sinken,
Liebe Mutter, o Schweiz, zürne den Feinden nur
nicht! *)

Peregrinus.

(Schlossmann.)

*) Der Verfasser, der den Lesern dieser Blätter bereits durch einige Arbeiten bekannt ist, und durch die später erscheinenden gewiß mit ihnen befreundet werden wird, fand in unserm gastfreien, aufgeklärten Bremen vor der Hand ein Asyl gegen die Verfolgungen einer fanatischen Kaste. Er giebt in obigem Gedichte einige Andeutungen aus seiner früheren und verzerrten jüdischen Vergangenheit. Die Schicksale dieses Mannes liefern eine schauerliche Gruppe zu dem Gemälde des fortwährenden Kampfes zwischen Finsterniß und Licht, zwischen fanatischer Wuth und geistiger Freiheit. — Der Mann verdient daß ihm geholfen werde; wenigstens gegen die drückenden Nahrungsorgen.

Daeres.

* Das Exempel.

Viel schöne Blumen sind vom Wall verschwunden;
Dagegen hat der Mohn, sich zahlreich eingefunden.
Er figurirt mit seinen fahlen Köpfen
Und gleicht, bildlich, arroganten Tröpfen;
Man nimmt daran auch ein Exempel
Und denkt, mit Schmerz, an — der Thalia
Tempel?

J. E. S.

Berichtigung.

In dem Gedicht „An Müller's Grab“ im vorig. Bürgerfreunde lies statt unergündlich regem Streben, unermüdet regem Streben.



Der

B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 28. Juli 1831.

Doch groß ist der, der schon in jungen Tagen,
Von seiner Seele liebstem Wunsch entfernt,
Entbehrung und Verluste zu ertragen,
Sich nie erniedrigend, mit Muth gelernt.

*** Lebewohl an meinen Heinrich.**

Von Peregrinus.

Längst bin ich, Heinrich, Deinem Blick entschwunden,
Die Monden flieh'n in bleichen Schattenreich'n;
Doch denk' ich oft der schön verlebten Stunden
In heil'ger Freundschaft holdem Rosenschein.
Vorüber sind die freundlichen Momente,
Vorüber Alles, was zum Herzen spricht.
O daß uns einst das bittre Schicksal trennte!
So seufz' und klag' ich — und ich seh' Dich nicht.

Ach, könnt' ich jetzt an Deinem Herzen liegen,
Das keine Sünde wider Freundschaft drückt,
An Deiner Brust so treu und so verschwiegen:
Wie unaussprechlich fänd' ich mich beglückt!
Jetzt liegt der Gram auf meinen Lebenstagen,
Und Düsternheit umzieht mein Angesicht,
Und will das Herz nach seinem Heinrich fragen,
Erschütternd fühlst es: hier ist Heinrich nicht.

Ich wandre jetzt mit ahnungs schwerem Glauben
Auf den Ruinen meines Glücks umher;
Sein Licht des Trosts will aus den Trümmern schauen,
Die liegen da und kalt und hoffnungsleer.

Und Geister seh' ich auf und niedertauschen,
Zerstörter Lebenspläne irre Schaar.
Wie Eis weht ihres Athems schweres Hauchen,
Das einst so leicht, — das einst so frohlich war.

Mit Behmuth denk' ich längst der weisen Worte,
Die auf den Weg der edle Edward gab:
„Schwer ist es wandern arm von Ort zu Orte,
Die Heimat lassend und der Freundschaft Stab;
Doch groß ist der, der schon in jungen Tagen,
Von seiner Seele liebstem Wunsch entfernt,
Entbehrung und Verluste zu ertragen,
Sich nie erniedrigend, mit Muth gelernt.“

Ja, ich bin arm, bin kummervoll, und habe —
Mit Thränen sag' ich's — keine Heimat mehr.
Mein Wissen Brod ist eine fremde Gabe, *)
Die Duldung kommt von frommen Menschen her.

*) Zwei edle Menschenfreunde Herr E. D. und Herr J. E.
machten mir die Freude, der Ueberbringer zweier Liebes-
gaben sehn zu können! Dant ihnen! — Mögen sie Brüder
gewesen seyn von dem Glücke welches sie Vereiteten.
Dapies.

Hinausgestoßen bin ich auf die Strafe,
Der Menschen Mitleid sprech' ich stehend an —
Dann denk' ich, frei von Reid und niederm Haß,
Der Menschenrache, die mir das gethan.

O schöne Heimat, die ich einst verlassen,
O Heimat, voll von Berg und Thal und Wald,
Die, bis die Abendröthen all erblaffen,
Vom Sang des freien Landmanns wiederhallt!
Du meine Heimat mit den Blumenhöhen,
Wo Zier an Zier, wo Blum' an Blume blüht,
Mit reichen Willen, mit den vielen Seen,
In denen Früh- und Abendroth verglüht.

Dort ist der See, der milde Ufer kühlt,
An deren Halben duft'ge Lauben steh'n.
Der Schiffer, der den Werth der Freiheit kühlt,
Singt froh, wenn nur ihm Lüft' die Segel bläht.
Hier treibt ein Knab' die Schäflein auf die Weide,
Bedächtig giebt er auf die Heerde Acht,
Und neben ihm aus Büschel voller Haide
Hebt sich die Lerche aus des Schlummers Nacht.

Und rings die Berge seh' ich herrlich glähen,
Alpen gleich, auf denen Feuer brennt.
Die Alpenröslein frohlich dort erblühen
Und Kräuter, die der Alpenwandler kennt.
Und von den Alpen tönt der Hirtshallmeyer
Erquickend Lied für Heerden groß und klein:
Dort seh' ich Kinder Lämmern Futter streuen,
Die hüpfend sich des jungen Daseins freu'n.

Und hinter Berg' und grünen Alpentriften
Erglänzt der Schneegebirge ew'ges Eis
Umweht von Nordens scharfen, kalten Lüften.
Die Sonne schmelzt die Silberfirnen leis,
Und sendet Bäch' und Ström' in alle Lande,
Daß Frucht und Graswuchs die Gefilde kränzt,
Daß Matten, reich an blumigem Gewande,
Der Silbertropfen kühlen Thaus beglänzt!

Dort, wo die Felsenriffe am Pilatus gähnen,
In die der Wald die Wurzelmasse drängt,
Die wild verworren über Felsenabhängen
Nach Schlangenart in Schlund hinunterhängt:
Dort braust der Waldstrom bonnend über Klippen
Durchs lange krumm geschweifte Felsenthal,
Im Sturz gebrochen oft an Fackelrippen
Spricht Wasser auf in Iris Farbenstrahl.

(Der Beschluß folgt.)

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Drittes Capittel.

Fort ihr Dichter und Narren! fort! rief der
Herzog. Tagen ist heut so wenig nach meinem
Geschmack, als euer Lieder es mir sind.

Zu ernst und zu lustig, zu wenig, zu viel

Verderbet das Spiel.

Mit diesen Worten schwang er sich auf das
Pferd und eilte fort. Die Sonne neigte sich ge-
gen Abend. Nachdem sie lange durch den dun-
keln Wald geritten waren, kamen sie endlich im
Walde in eine große Vertiefung, wo vor langen
Zeiten Felsen waren gebrochen worden. Hier ban-
den die Reiter, Gwergo mit seinen Hunden hier
lassend, ihre Pferde an Baumstämme und gin-
gen nun durch dichtes hohes Gesträuche in vielen
Windungen, bis sie auf eine freie sonnige Stelle
kamen. Ein kleiner Garten lag da, bepflanzt mit
Gemüsen mancher Art; ihn umzäumte eine dichte
Hecke von weißen und schwarzen Maulbeeren.
Neben dem Garten schoß vom Felsen hinab ein
breiter Wasserstrahl, der von einer in Stein zier-
lich ausgehauenen Muschel aufgefaßt wurde. In
den Grund der Muschel war ein kleines Sieb
eingelegt, damit das Wasser einen wohlthätigen
Abzug nehme, da es durch den hohen Fall, wel-
chen es nahm, leicht das Erdreich des Gartens
aufgelockert und verwühlt haben würde. In
einem schmalen Kieselbettchen floß das Wasser
unter dem Schatten des Gehölzes weiter, bis es
in ein tieferes, rundes Becken sich ergoß; das von klei-
nen Goldfischen wimmelte. Bey diesem Garten
war ein Nebenpfad eingeschlagen, der neben dem
dichten Gehölz zu beiden Seiten zwischen zwey niedern

Höfen von glühenden Rosen lief und endlich zu einem kleinen Tempel führte, aus weissen Kalkfelsen gebaut. Seine Ueberdachung ruhte auf Säulen von demselben Steine und lief ganz um den runden Tempel herum, so daß der Vorhof eine Säulenhalle bildete. Im Tempel stand ein Altar mit dem Bildnisse der göttlichen Mutter und über ihm die Inschrift:

„Siehe Pilgrim die Mutter deines Herrn und Heilandes! Mit großen Tugenden war sie begabet, aber die grösste und erste unter allen war ihre Demuth. Wie oft wirft dein Stolz Hügel und Berge auf in der Welt, bis sie nur der Tod alle abbricht und sie mit deinem eiteln Herzen in die Grube wirft. Pilgrim! armer Sterblicher! lerne die Demuth! lerne und übe, was deinen Geist der frohen Unsterblichkeit überliefert!“

Der Eremit von der Felsenhöhle.

Die Fenster mit runden Glascheiben waren von gelbem Glase. Wenn also die Sonne schien, so war das Innere des Tempels in wahrhaft goldener zauberhafter Beleuchtung, wie eine himmlische Verklärung. — Von diesem Tempel an gieng der Weg in einem schroffen Uebergang vom Anmuthigen zum Ernsten, denn gerade hinter dem Tempel kam ein schauerliches Dunkel von Tannen mit weit ausgebreiteten Ästen, die bis zum Boden hinunterreichten und weit ausliefen. In wunderlichen geheimnißvollen Stimmen redeten die Luftzüge mit den auf und abschwankenden Ästen in der Finsterniß der einsiedlerischen Gegend, als wollten sie noch immer von der schauerhaften, das Blut starr machenden That reden, so hier in einem frühern Jahrhundert war verübt worden. Da es meine Leser gewiß nicht verzerren, daß ich hier an Ort und Stelle diese Schauer Geschichte einflichte und unterdessen meine Wanderer planend und zurücklehnend in ein ver-

gangenes Jahrhundert im traurigen Dunkel stehen lasse, so will ich ungesäumt anfangen.

Die Edelfrau Libussa von Valkenaw.

Es war um das Jahr 1290. Da stand hier noch eine Ritterburg und schaute mit ihren vielen alten Zinnen und Thürmchen hinunter auf die Stadt Mailand, auf ihren prachtvollen Dom und auf die lächelnde in allen Reizen gleich einer unschuldigen schönen Jungfrau aufgeblühete Landschaft. In der Burg wohnte eine Gräfin aus Böhmeim, Libussa von Valkenaw. Ihr Bruder Johann Nepomuck war ein tapferer Feldherr des böhmischen Königs Ottokar. Die Gräfin Libussa war sehr reich und von blendender Schönheit. Auch ohne den strahlenden Schmuck ihrer Juwelen in den üppigen schwarzen Haaren; ohne die glänzende Weiße ihrer atlassen Kleider; ohne den von purem Golde gewirkten Gürtel, der sich Enapp um ihren im schönsten Ebenmaß geformten Leib schlang; ohne das silberne Korsett, das, züchtig den vollen jungfräulichen Busen verhüllend, herzförmig fast bis hinauf zu dem sehr breiten ausgelegten und gezackten Spitzkragen lief; — ohne dieses alles, nur schon als ein armes Landmädchen hätte sie die Bewunderung aller Menschen auf sich gezogen. Aber daß sie schön, sehr schön sey, mußte sie auch, und hätte sie es nicht durch den Spiegel gewußt, ganz Mailand, das, von ihren Reizen bezaubert, ihr zu Füßen lag, hätte sie von ihrer Schönheit überzeugt. Leider dachte sie nicht daran, daß alle Schönheit vergänglich ist, daß sie wie das Gras verwelkt, das am Morgen grün ist und am Abend schon in den Ofen geworfen wird; daß sie ist wie die prächtige Abendröthe, hinter welcher schon die Finsterniß der Nacht herannahet, ihre Pracht aufzulösen. O Libussa, möchtest du wohl so schön, wie du warst, doch nur nicht so eiteln Herzens gewesen seyn; dann hättest du nicht ein so entsetzlich grausen-

hohes Ende genommen! Libussens Eitelkeit überstieg alle Schranken. Das war das wenigste, daß sie, um Abends in einer Gesellschaft zu erscheinen, den ganzen Tag vor ihrem Spiegel stand, mit Wohlgefallen ihre Reize betrachtend; — daß sie, hier stehend, ihre Kammerfrauen quälte, bald dieses, bald jenes ihrer tausend Kleider und Juwelen, ihrer goldenen Spangen und Gürtel zu holen, ihr es anzulegen, da ihr die Kleidung noch nicht, ihre Schönheit genug herauszuheben, passend schien, es ihr wieder auszuziehen und zurückzulegen; — das wenigste, daß sie im heftigen Unmuth ihrer Unzufriedenheit die geduldigen Kammerfrauen mit den ungeschicktesten und oft beissendsten Vorwürfen ausschalt; — das wenigste, daß sie, übersehend die stillen und redlichen Menschen, welche in den Hütten der Armuth, einzig gesehen von Gott, Noth litten und weineten, des zudringlichen Bettelns sich schämend, nur denjenigen in reichlichem Maaße Gutes that, welche gottlos und unverschämt genug waren und der schwächsten und sündhaftesten Seite ihres Herzens, ihrer Eitelkeit Weihrauch streueten. Dieses alles war das wenigste. Aber sie vergaß auch, warum sie auf Erden sey; vergaß ihres Gottes so ganz und gar, daß, wenn sie die Kirche besuchte, dahin immer nur in der Absicht ging, gesehen und bewundert zu werden; daß sie das Wort Gottes an die Menschen in den heiligen Schriften und in den Predigten gänzlich verachtete und darum während der Predigt unaufmerksam und zerstreut, nur auf irdische Dinge ihre Aufmerksamkeit richtete. Es ist aber eine alte Sage, daß der Teufel während der Predigt unsichtbar in der Kirche herum geht von Bank zu Bank, von Stuhl zu Stuhl. Und sieht er einen Menschen schlafen oder unaufmerksam, so schreibt er ihn in seine Tafel auf und auch alle Worte Gottes, so an dem Zuhörer durch seine Unachtsamkeit verloren

gehen. Aber am jüngsten Tage tritt er auf, die Schreibräse in den glühenden Krallen und klagt gegen den gleichgültigen Zuhörer wie gegen den Verächter des göttlichen Wortes. Die schöne Gräfin verlor sich so weit in die Tiefe der Eitelkeit, daß sie endlich, nachdem ihr Schuhe von Leder mit Gold und Silber durchwirkt nicht mehr gut genug waren, aus der so schönen Himmelsgabe, aus Brod ihre Schuhe verfertigen ließ. Ja, sie wurde so gottlosen Herzens, daß sie auf das sehnlichste wünschte, nach dem Tode, ob es auch von dem Gott behüte † und ihr widerfahren möchte, die gleiche Anbetung und Ehre zu empfangen, wie sie selbe auf der Erde genoß. Hört nun, wie es ihr gieng! Sie wurde endlich krank und starb. Noch in ihren letzten Augenblicken, stott auf den Geistlichen zu hören, der sie, von den unnützen, ja verderblichen Gedanken an diese Welt abmahnd, auf Gott hinrichten wollte, um ihre Seele zu erretten — da ließ sie ihn stehen und sprach mit ihrer vertrautesten Kammerfrau Mathilde von Monte Belluno, wie sie nach dem Tode wolle angelegt seyn und gab noch den ausdrücklichen Befehl, der Mathilden nichts weniger als angenehm war, daß sie ganz allein bey ihr Todtenwache halten müsse; die übrigen Diener und Dienerinnen mögen im nächsten Zimmer wachen. Also geschah es. Und nachdem die Gräfin Libussa gestorben war, holte die Kammerfrau alle jene kostbaren Kleider und jenen Schmuck, was ihr alles von der Gräfin auf das genaueste war bezeichnet worden, legte den kalten starren Leichnam mit innerlichem Grausen an und in den Sarg von schwarzen Ebenholz hinein. Niemand durfte ihr helfen; sie war und blieb allein. Unter dem Schmucke befand sich ein mit kostbaren Perlen eingelegetes Bildniß des Priesters und Martyrers Johannes von Nepomuk, welchen einst der böse König Wenzel zu Prag auf der Brücke

im Eifer des Berns in die reißende Donau hinuntergestürzt hatte. Dieses Bildniß hing sich Mathilde, welcher es in der stillen Nacht — denn die Diener im andern Zimmer schliefen — bey dem stillen reglosen Leichnam unheimlich und bang ums Herz wurde, um ihren Hals und glaubte nun einen Talisman gegen jedes etwa andringen wollende gespenstige Ereigniß im Besitze zu haben. Zwischen Angst und Bangigkeit und dem Kampfe gegen Einschläferung war es Mitternacht geworden. Da klopfte es dreimal stark an der Saalthüre und etwas wie knisterndes Feuer ließ sich vernehmlich im Gange hören. Heiliger Gott, was ist das! dachte Mathilde und es fuhr ihr die Angst wie eiskaltes Wasser über den Nacken und Rücken. Mit gepreßtem Athem sah sie starr zur Thüre hin und gab keine Antwort. Es trat eine Pause ein und nun abermals pochten drey Schläge an die Thüre. Ach es war Mathilden, als müßten die Schläfer im anstossenden Zimmer von dem lauten Pochen und Knistern erwachen und nachsehen, was das Geräusch sey! Aber niemand kam, und die Gräfin lag regungslos und Mathilde gab wieder keine Antwort. Und wieder dreimal klopfte es an der Thüre. Mathilde wagte kaum zu athmen und die Lichter im Todtenzimmer flimmerten ihr alle vor den Augen. Sich anklammernd an die Lehne des Ruhbettes, worauf sie, halb jetzt aufgerichtet, sonst saß, stierte sie mit gläsernen, weit vor Schrecken aufgerissenen Augen nach der so eben aufgehenden Thüre. Jesus Christus! schrie die Kammerfrau gichterisch auf: denn herein traten sechs Männer in schwarzen wollenden Gewändern, Fackeln tragend mit prasselndem Feuer. Schwere Hüte mit herabhängenden Krempen bedeckten nicht genug die feurigen Augen der gräberbleichen oder asch- und faulbarbigen Gesichter dieser Männer. Zu drey und drey reizen sie sich stillschweigend zu beiden Seiten des

Sarges. Sprachlos und selbst geisterbleich sah die Kammerfrau zu; das Entsetzen schüttelte ihr alle Glieder. Jetzt bewegte sich auch die Gräfin in ihrem Sarge und erhob sich. Mathilde! rief sie mit einer Stimme, die hohl und dumpfig klang: zur Hochzeit ist es jetzt gerüstet! die Fackeln brennen! der Bräutigam wartet! Hey, was für Ehre! — Voran Mathilde! mein Bräutigam will auch dich in seinen Hofstaat aufnehmen. — Kaum konnte sich Mathilde vom Plage schleppen, so bleiern waren ihre Füße, so gelähmt ihr ganzer Leib. Sie nahm einen Leuchter vom Tisch, die Gräfin winkte, Mathilde gieng, die sechs fürchterlichen Fackelträger folgten, Gräfin Libussa gieng in der Mitte. Langsam wandelte der scheußliche Zug die Stiegen in den Burghof hinunter. Hier spaltete sich der Boden und riß seinen Rachen auf, aus welchem Flammen der Hölle zischten. Da wurde die Kammerfrau ohnmächtig und fiel um.

Der Bruder der Gräfin, der, sobald er die Krankheit seiner Schwester vernommen, aus Prag hieher geeilt war, traf just am anbrechenden Morgen in der Burg ein. Das Erste, was er hier antraf, war die Kammerfrau Mathilde, welche besinnungslos im Burghof auf der Erde lag. Man hob sie auf und brachte sie durch allershand starke geistige Gerüche zu Sinnen. Da erzählte sie dem Bruder der Libussa die ganze Geschichte dieser grausvollen und schrecklichen Nacht. Der Graf, ein gottesfürchtiger Mann entsetzte sich und ließ den Sarg, im Verhältnisse zu der Schwere der verlorenen Schwester, mit Kieselsteinen füllen. Als wäre nichts vorgefallen, was der Ehre seiner Familie nachtheilig seyn könnte, ließ er auch die Leichenbestattung halten. Den übrigen Dienern und Dienerinnen wurde der Mund mit Gold gesiegelt; Mathilde begab sich für immer ins Kloster der frommen Büsserinnen, um in Gebet und Buße ihr etwas leichtsinnig zugebrach-

tes Leben zu beseufzen. Graf Johann Nepomuk, der, als königlicher Feldherr hier weder leben konnte, noch um irgend einen Preis in dieser Schauerburg leben wollte, ließ unter dem Vorwande der Pauschlichkeit der alten Burg diese abbrechen und bis auf den Grund niederreißen. Die andern Güter der Schwester Libuffa setzte er in Geld um und eilte wie auf Windesflügeln zu seiner Pflicht nach Prag zurück. Allein im Laufe der Zeit wurde die Geschichte der Gräfin doch durch die Diener ausgeplaudert. Jetzt nach einem Jahrhunderte, inneres welchem nun die Burggegend ein wildes Ansehen bekommen, bekreuzen sich die hier vorübergehenden Landleute noch immer, und wer zum Einsiedler will, wählt lieber einen Umweg, als durch diesen schaurigen dunkeln Tannenhain zu ihm zu kommen. — Das ist die Geschichte der eiteln Gräfin Libuffa.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Beleuchtung

der Note zum Text, im Bürgerfreunde Nro. 52.

(Beschluß von Nro. 57.)

Der Verfasser jenes abfertigenden Aufsatzes spricht höchst leichtfertig von Aufgabe der Krämer-Amtes Privilegien und will das Publicum glauben machen, daß der Staat keinen Vortheil von denselben habe, indem er solches mit großen Buchstaben behauptet. So muß er denn auch zuverlässig glauben, daß der Staat von der ganzen Kaufmannschaft keinen Vortheil habe!

Weiß er denn nicht, daß derjenige, der in's Krämeramt aufgenommen werden will, vorher erst Kaufmann werden muß? d. h. er muß die große Bürgerschaft mit Handlungs-Freiheit erkaufen, und dafür an den Staat eine große Summe bezahlen! Sind denn solche Summen nichts? und dennoch wagt es der Verfasser diese

bedeutenden Summen für nichts auszusprechen! Entweder ist er ein gewaltig reicher Mann der 400 Rthlr. für nichts estimirt, oder er weiß von den ganzen bürgerlichen Verhältnissen gar nichts!

Wenn überhaupt das Krämer-Amte in seinen ursprünglichen Privilegien und Würden erhalten, wenn es nicht von allen Seiten beknappt, bezwickelt, gedrückt und vom den Großsten verkannt worden wäre, so würde es für diese sowohl als für's ganze Publicum von noch bedeutendern Vortheil sein!

Schließlich spricht der Verfasser vom Verkauf verbotner Arzneimittel und manchen traurigen Erfahrungen, die die neuere Zeit gelehrt habe! Schwerlich möchten sich die Krämer anmaßen Arznei zu verfertigen und zu verkaufen! und was der Verfasser mit den traurigen Erfahrungen sagen will, so sind solche nicht durch Arzneimittel, sondern durch Mause-Butter, was jeden bekannt ist, herbeigeführt worden! und möchte solches auch wohl geschehen sein, wenn gar kein Krämeramt existirt hätte! denn das Krämeramt ist daran eben so wenig Schuld, wie daran, daß Einer den Andern unvorsichtiger Weise mit bloßem Pulver todgeschossen hat.

Einige Krämer-Amtesmitglieder.

* Meinungsverschiedenheit.

Im Unterhaltungsblatte vom 23. Juli befinden sich zwei sehr verschiedenartige Aufsätze über die hiesige Verwendung zu Gunsten der verwundeten Polen; der Verfasser des einen fährt mit kalten lieblosen Zügen darüber her und fordert auf, man möge die Polen für ihren Frevel büßen lassen, die Verwundeten verdienen ihres Leiden als gefehlliche Strafe; er warnt vor Mißtrauen des so freundschaftlichen Kaiserhauses und meint diejenigen, welche für die verwundeten

Polen sammeln, würden in die Nothwendigkeit gesetzt werden, darüber zu erröthen. Welche liebe-lose Urtheile, wie so ganz den Lehren des Christenthums entgegengesetzt und so unpassend für den Bewohner einer freien Stadt. Man sollte glauben, der Herr Verfasser sei erst 1816 geboren, so daß ihm die Leiden der Knechtschaft die auch Bremen betroffen und die Triumphe der Freiheit nach schweren Opfern und harten Kämpfen nur von Hörensagen bekannt geworden seyen. — Wie ganz anders stellt der Verfasser des andern Aufsatzes die Sache dar; mit berebter Zunge freuet er sich nicht allein, daß sich auch in Bremen ein Verein gebildet habe, sich der Verwundeten Polens anzunehmen, sondern hält es für Pflicht für freie Leute, sich der Unterdrückten anzunehmen, meint mit vollem Rechte, man müsse nicht so engherzig sein, nicht genau berechnen ob Gaben der Milde, an Leidende gesendet, auch über kurz oder lang, auf eine oder andere Weise auch wohl Duße zu leiden haben, er scheint zu glauben, daß hier in Bremen keine Ulfas erscheinen werde, die Kinder für die Schuld der Eltern zu bestrafen und glaubt, daß hier in Bremen, wie Gottlob in allen andern Orten, es nicht an Leuten fehle, die neben den Gaben an bedrängte Mitbürger und beim Genuße von Braten und Wein, auch wohl ein Scherflein mit freudigem Herzen für Nachbarn anwenden, die im Kampfe für Freiheit und Vaterland verwundet sind. Ob nun diejenigen, welche Wunden zu heilen bemüht sind oder diejenigen, welche sich über blutende Wunden freuen und sie gern offen, ohne Verband lassen mögten, früh oder spät zu erröthen haben, wird die Zeit lehren — in des Allmächtigen Buche steht aber geschrieben, ob aus 70jähriger Schmach Freiheit und Friede erblühen oder ob neue Schmach die junge Saat erdrücken soll.

* Zur Notiz.

Auszug eines Briefes von Hamburg vom 23. Juli

Den Interessenten des Leibrenten-Vereins wurde heute angezeigt daß „der ertrunkene Bevollmächtigte B. das ihm allgemein geschenkte Vertrauen schändlich gemißbraucht habe. Durch die Führung einer falschen Cassa ist der Direction das sich jetzt ergebende Deficit von circa 90,000 Mark Banco und außerdem circa 36,000 Mark Banco dubiöse Forderungen verschwiegen geblieben.

Mit der Versorgungs-Tontine wobei B. auch Bevollmächtigter war, soll es besser stehen indem die ehrenwerthen Directoren, R. — P. Senator C. — R. Senator M. Senator W. das Deficit von circa 30,000 Mark Banco decken wollen. — So sagt man.

* Sollte es wahr sein?

Ein Chemiker der die Bestandtheile des menschlichen Körpers, sowohl in seinem gesunden als krankhaften Zustande analysirt hat, will gefunden haben, daß die Krankheit darin besteht, daß der Körper von irgend einem Bestandtheile *) zu viel hat, oder Mangel daran leidet. Die Krankheiten zu heben würde also darin bestehen: Das Zuviel wegzunehmen und das Zuwenig zuzusetzen. Die Frage hiebei ist nun, durch welche Zeichen der Körper das Zuviel oder Zuwenig von jedem Bestandtheile anzeigt. Ist diese ausgemacht, so wird es ein leichtes sein, Krankheiten jeder Art auf eine leichte und geschwinde Art zu heben. Es steht zu hoffen daß wir durch anhaltendes Bemühen der Chemiker bald diesen Zweck erreichen.

*) Die Bestandtheile des Körpers bestehen: In Metall, Erden, Alkalien, Salzen, Wasserdampf, Essigsäure, bräunliches Oel, Theer, Kohlensäure, Gas, Kohlenstoffoxydgas, und Kohlenwasserstoffgas.

Bemerkungen von F. E. B.

Ein Radicaler, der keine Equipage sehen kann, ohne sich nach einem Straßensteine zu bücken, sollte begreifen, daß man zu Besitz, Reichthum, Ansehen, Herrschaft geboren seyn muß. Was hält den Vernünftigen, der keinen Quadratfuß Erde sein nennt, in Geduld, wenn er Thoren und Schwelger sich in den schönsten Besitztümern auspreizen sieht? Der Gedanke, daß ihm ein anderer Boden zum Bebauen angewiesen ist, daß Wohlstand und Genuß Gemüthsverhältnisse sind, und daß sich die schönsten Künste für Jeden bemühen, der Geist und Sinn für sie hat.

In dieser Beziehung ist so manche Ungesundheit in der Welt nur verdeckter Neid und Seelenträgheit.

Aus Kunst und Mystik leut man, daß es Unterschiede giebt, die so fein sind, daß sich die gewöhnliche theoretische Schul- oder materielle Weltansicht dagegen ganz roh benimmt. Jede menschliche Sphäre hat ihren Mysticismus, den aber die Meisten so behandeln, wie die Realisten die Liebe, wenn sie behaupten, es drehe sich eben Alles auf Erden — um den Geschlechtstrieb. So dreht sich auch die Erde selbst um ihre Achse; wer wird aber sagen, die Erbachse sey das Princip aller Bewegung?

Die neuesten Capitel jeder Geschichte sind mit so kolossalen Buchstaben geschrieben, daß man nach der Art der Kurzsichtigen, welche Alles zu groß und verworren sehen, eine verjüngende Fernbrille nehmen muß, um sie lesen zu können.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.)

X. Daevos d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Söngen, Catharinenstraße No. 36.

Despotismus ist Ordnung ohne Freiheit; Anarchie — Freiheit ohne Ordnung.

König Friedrich August von Sachsen und die Tokayerweinflaschen.

Als der Minister Talleyrand im Jahre 1807 in Warschau war, schickte der König von Sachsen einen seiner Adjutanten, den Obersten Funk, dorthin, der als Geschenk für den Minister eine Kiste mit zehn Flaschen echten Tokayerweins mitnahm. Der Oberst wurde zu Tische gebeten, und zuletzt zum Dessert schenkte man einige Flaschen dieses Weins. Der Minister befahlte während des Einschenkens den Boden der Flaschen und fand ihn platt *), da hingegen bei andern der Fall zu seyn pflegt, daß sie eine Höhlung haben, wodurch natürlich der Inhalt vermindert wird. Augenblicklich sagte Talleyrand: „Wissen Sie, Herr Oberst, daß Ihre Flaschen eben so wie Ihr König de bonne foi sind?“ (Aus Heiberg's höchst interessanten, so eben in Christiania erschienenen „Erinnerungen.“)

Die Mobenärerin.

Nach dem Italienischen.

Ihr Haus verkaufte sie und kaufte sich dafür Ein wahres Wunderwerk von Schaw! aus Kaschemir. Ach Gott, wie wird die Arme schwitzen! Sie hat ihr Haus nun auf den Schultern sitzen.

S — t.

*) Dadurch unterscheiden sich die ächten Flaschen von den unächtten.

(Hierbei eine Beilage.)

Donnerstag den 28. Juli 1831.

Ueber unsre Beerdigungs-Anstalten.

In einer nahrungslosen Zeit trifft jeder Druck den Unbemittelten doppelt hart; erscheint er zugleich als der Begleiter eines Familien-Unglücks, giebt es keine Möglichkeit ihn zu verringern, dann wird er unerträglich, dann kann er selbst zur Verzweiflung bringen.

Man darf sich daher gar nicht wundern, daß gerade jetzt mehr wie je, bittere Klagen über die Kostspieligkeit der Altstädtschen Beerdigungs-Anstalt entstehen, Klagen, die zwar oft nur im Trauerhause verhallen, aber nichts desto weniger gegründet sind und gewiß verdienen von Allen, welchen es um das Wohl ihrer weniger begüterten Mitbürger wahrhaft Ernst ist, gewürdigt zu werden. Diese Klagen näher zu beleuchten, ist der Zweck dieser Bemerkungen.

Kann es wol etwas Traurigeres, etwas das menschliche Gefühl mehr in Anspruch Nehmende geben, als der Zustand einer redlichen, unbemittelten Familie, die tief gebeugt, vielleicht verwaist, am Todesbette eines ihrer Lieben, ihren harten Verlust, ihren Schmerz, ihren Kummer, nicht gelindert, nein vermehrt, oft aufs Höchste getrieben sieht durch die Unmöglichkeit, die hohen Beerdigungskosten zu erschwingen, von denen sie auf keine Weise eine Verminderung erlangen kann. Der freie Altstädts Bürger ist ja nach seinem Tode den Bestimmungen der Altstädtschen Beerdigungs-Anstalt anheim gefallen; nach ihnen giebt es keine Freiheit, keine Wahl, die nicht mit Kosten-Erhöhung verknüpft wäre, und so sehen wir denn die Hinterbliebenen in den Tagen der Trauer, oft das Nothwendigste verkaufen, Schulden machen und so ihren gänglichen Ruin vorbereiten, nur um den geliebten Todten zur Ruhe bestatten zu können.

Man sage doch nicht, es stehe dem Unbemittelten frei, sich an das Armen-Institut zu wenden; das kann, das darf nur der notorisch Arme, denn das Armen-Institut kann bei seinen beschränkten Mitteln nur in der äußersten Noth eine Abhülfe gewähren, und wenn es auch gegen Ersatz der Kosten die Versorgung der Beerdigung solcher Armen, die nicht dem Institut angehören, übernehmen wollte, so wird eine solche Uebernahme doch von der Altstädtschen

Beerdigungs-Anstalt nicht zugestanden. Könnte auch das Armen-Institut auf die eine oder andere Weise eintreten, welche Familie, die sich stets thätig und redlich durchgeholfen und nie dem Institute zur Last gefallen, wird nicht lieber das letzte Stück ihrer Habe veräußern, um nicht zu der nur im äußersten Armuthsfalle gewährten Beerdigung durch das Armenwesen, schreiten zu müssen.

Für solche rechtliche, unbemittelte Bürger muß es also eine Beerdigungs-Anstalt geben, die nicht auf einen Gewinn der Interessenten oder auf ein reichliches Auskommen der dabei Angestellten berechnet ist, sondern gleich wie so viele andre milde Stiftungen unsers Staats, als eine reine Wohlthätigkeits-Anstalt begründet und mit den wenigst möglichsten Ausgaben verwaltet wird.

Daß eine solche Anstalt ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, die höchste Anständigkeit der Beerdigung, die größte Freundlichkeit des Begräbnißplatzes und die lobenswerthe Ordnung, mit einem geringen Kostenaufwande vereinigen und doch bestehen könne — davon giebt die vor neun Jahren, ohne die mindeste Beihülfe des Staats, mit bedeutenden Kosten errichtete Neustädtsche Beerdigungs-Anstalt den redendsten Beweis. — Nicht das Eigenthum weniger Interessenten, nein allen Bewohnern des ihr zugewiesenen Districts, die sich ihr anschließen wollen, gehörend, legt sie durch ihre Bedingungen keinen Zwang auf und braucht, da ihre Verwaltung durch jährlich wechselnde Rechnungsführer unentgeltlich geschieht, und eine jede ihrer Einrichtungen zweckgemäß und mit großer Sparsamkeit beschafft wird, weder in einer steigenden Progression der Begräbnißkosten selbst, noch in einer Vertheuerung der Gebühren der Träger, einen Gewinn zu suchen, der immer von Seiten einer nur bei traurigen Veranlassungen benutzten Anstalt etwas Gehässiges an sich trägt.

Eine Vergleichung der Kosten beider Anstalten, wenn, wie es jetzt am häufigsten geschieht, die Leiche durch die Träger-Gesellschaften der Anstalten bestattet wird, mag das Nähere ergeben:

Die Altstädtische Beerdigungs-Anstalt
berechnet:

Für die	
Erste Classe.	24 Träger und ein Anführer 60 Rt.
Zweite Classe.	18 Träger 40 Rt.
Dritte Classe.	18 Träger 30 Rt.
Vierte Classe.	18 Träger 17 Rt.

Auf der Tabelle der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt erscheint allerdings noch eine fünfte Classe zu 6 Rt., aber in der That nur pro forma; denn da mit dieser Classe ausdrücklich die Bestimmung verbunden ist, daß der Sarg, und zwar ein platter, von der Anstalt selbst genommen werden muß, da die Leiche nicht getragen werden darf, sondern auf einen kleinen offenen Leichenwagen von einem Kutscher, der nicht einmal schwarz gekleidet zu seyn braucht, ohne Begleitung gefahren wird: so widerspricht eine solche Beerdigungsweise zu sehr allem Gefühl, als daß von ihr Gebrauch gemacht werden sollte, und in der That die Verwaltung selbst betrachtet diese fünfte Classe als gar nicht vorhanden, so daß der vierte und offene Leichenwagen nicht einmal vorhanden ist.

Dagegen hat die Neustädtische Beerdigungs-Anstalt zum Besten derjenigen Unbemittelten, welche die Kosten der vierten Classe der Neustädter Leichenträger-Gesellschaft nicht aufbringen können, die Einrichtung getroffen, daß die Beerdigung auf eine sehr billige und doch anständige Weise durch 8 oder 10 schwarz gekleidete Träger geschehen kann, welche dafür 2 bis $2\frac{1}{2}$ Rt. erhalten, so daß eine solche Beerdigung, wenn alles billig eingerichtet, auch keine Zuschaufler genommen werden nur 4 Rt. 30 gr. kostet, sobald die Leiche durch Angehörige unentgeltlich getragen wird, und nur 6 Rthlr. 30 bis 6 Rt. 66 gr., sobald der Leichenbestätter 8 bis 10 Träger besorgt.

Da diese Erörterungen aus keinem andern Grunde, als aus einem reinen Mitgefühl für die unbemittelte, durch die hohen Beerdigungskosten der Altstädtischen Anstalt gedrückten Classe unsrer Mitbürger entspringen und also kein an-

Die Neustädtische Beerdigungs-Anstalt
berechnet:

Beerdigungskosten	5 Rt. 22 gr.
24 Träger u. ein Anführer gleich dem Nebigen	21 -
Summa	26 Rt. 22 gr.
Beerdigungskosten	5 Rt. 22 gr.
18 Träger gleich dem Nebigen	15 -
Summa	20 Rt. 22 gr.
Wird ein Anführer verlangt	3 Rt. mehr.
Beerdigungskosten	5 Rt. 22 gr.
18 Träger gleich dem Nebigen	10 -
Summa	15 Rt. 22 gr.
Beerdigungskosten	5 Rt. 22 gr.
18 Träger gleich dem Nebigen	6 -
Summa	11 Rt. 22 gr.

derer Zweck vorliegt, als eine Abhülfe in den bisherigen, sie betreffenden Einrichtungen oder die Begründung einer neuen wohlthätigen Anstalt zur Sprache zu bringen, so soll von den drei ersten Classen, worin den Vornehmen und Bemittelten die sogenannte letzte Ehre angeboten wird, hier nicht weiter die Rede seyn.

Ueberlassen wir es der alles ausgleichenden Zeit auch die Selbsterhöhung zu verebnen, welche sich die menschliche Eitelkeit noch hin und wieder bereitet, indem sie nach dem Thalerwerthe des Verstorbenen den Stufenweise steigenden Pomp der Ausstattung wählt, in welcher sein Körper der doch nur eine Classe kennenden Mutter Erde zurück gegeben werden soll, während sein Geist dort einer ganz andern Classification entgegengegangen ist, als die ist, womit man sich hienieden noch beschäftigt.

Es ist also, nach dem, wie schon bemerkt ist, keine billigere Classe existirt, wenigstens von keiner billigeren auf eine nur irgend anständige Weise Gebrauch zu machen ist, die vierte Classe der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt, diejenige, welche von unsern unbemittelten Mitbürgern als die mindest kostende benutzt werden muß.

Eine Beerdigung, wenn die Leiche getragen wird, kostet nach dem Tarif	17 Rt.
dazu für gelben Sand	12 gr.
dazu für Leichentücher	36 -
für den Sarg	8 -
Beerdigungskosten des Gefolges anzuschlagen	3 - 24 -

In allen 29 Rt.

offenbar für manche Familie, die keinen Erwerb hat, wovon sie zurücklegen kann, zu viel!

Nun kostet die Beerdigung nach dem Tarif der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt allerdings 7 Rthlr. weniger, sobald der Leichenwagen der vierten Classe genommen wird. Allein da dieser Wagen ohne Begleitung kommt, so ist damit die große Unannehmlichkeit verbunden, daß im Sterbeshause dafür gesorgt werden muß, den Sarg auf den Wagen zu setzen, was also entweder durch das Gefolge, oder wenn dieses sich nicht dazu eignet oder wenn, wie es oft der Fall ist, keins da ist, durch eigends bestellte Leute geschehen muß.

Im Ganzen herrscht unter unsern unbemittelten Mitbürgern ein großer Widerwille gegen diesen Leichenwagen der vierten Classe, welches wol eines Theils darin seinen Grund finden mag, daß er ohne Begleitung kommt, und Anderntheils weil Wenige Lust haben hinter diesen Leichenwagen herzugehen, und ein Gefolge in Kutschen, wegen der Abgabe von 1 Rthlr. per Kutsche, für Viele zu kostspielig ist.

Wenn man nun selbst geschehen muß, daß es anständiger und würdiger ist und ein Gefolge zu Fuß sich leichter anschließt, wenn die Leiche getragen, als wenn sie auf diesem Wagen gefahren wird: so ist es unbegreiflich, warum so wenig auf den Wunsch und das Ersparniß der Leidtragenden Rücksicht genommen wird, daß alle Berechnungen des Altstädtischen Beerdigungs-Tarifs nur auf eine Benutzung des Wagens hinauslaufen, indem das Tragen mit ungleich größern Kosten belastet ist.

Selbst, wenn Angehörige oder Freunde dem Todten den letzten Liebesdienst erweisen und ihn zu Grabe tragen wollen, so erspart die Familie durch dieses unentgeltliche Tragen nichts; nein, dann muß, und das erscheint als das Härteste von allem, der Leichenwagen nach der Taxe mit 10 Rthlr. und noch 5 Rthlr. überher bezahlt werden.

Nur wenn eine Bruderschaft trägt, sind die Kosten auf $8\frac{1}{2}$ Rthlr. ermäßigt; allein da das Mitglied zur Bruderschaft seinen Beitrag gegeben hat, und diese in der Regel von dem Kadengelde 18 bis 24 gr. für jeden Träger, und mitunter auch $2\frac{1}{2}$ Rthlr. für Zehrung kürzt, — so ist diese Ermäßigung noch keineswegs eine bedeutende Ersparung. Ueberdem sind so viele Unbemittelte in keiner Bruderschaft oder Lade, oder haben sie nicht fortsetzen können.

Die Neustädtische Beerdigungs-Anstalt legt keine Beschränkungen vorbezeichneten Art auf; sie besorgt die Beerdigung durch ihre Leichenträger-Gesellschaft, welche jeder gerechten Anforderung vollkommen entspricht oder übernimmt, wenn es gewünscht wird, die Anschaffung eines

Leichenwagens; sie erlaubt, ohne die mindeste Vergütung, das Tragen durch Verwandte und durch Freunde oder durch eine Bruderschaft; wünscht man die Kosten der Zuschauer zu ersparen, und das Zuwerfen des Grabes durch die Träger oder Folger zu beschaffen, so wird, außer den gesetzlich für Oeffnung des Grabes bestimmten 4 Rthlr. 18 gr. nur 12 gr. an den Todtengräber vergütet, und indem sie, wie schon bemerkt, Unvermögenden, die keine freiwillige Träger haben, und nicht die 6 Rthlr. an die Leichenträger-Gesellschaft zahlen können, selbst für 2 bis $2\frac{1}{2}$ Rthlr. anständige Träger besorgt, macht sie es ihnen möglich die Beerdigung nach ihrem Vermögens-Zustande zu besorgen, und dem Armen-Institute nicht zur Last fallen.

Auf ähnliche Weise könnte auch die Altstädtische Beerdigungs-Anstalt wohlthätig wirken, wenn sie die Kosten der Beerdigung für Unbemittelte verminderte, wenn sie es Jedem freistellte, den Wagen oder die Träger nach einem gleichmäßig billigen Tarif zu nehmen, wenn sie die lästige Abgabe von 5 Rthlr. auf das Unentgeltliche Tragen durch Angehörige aufhob, und es auch in der fünften Classe erlaubte, den Sarg selbst zu besorgen und eine geringere Anzahl Träger zu nehmen.

Allein es heißt, die Altstädtische Beerdigungs-Anstalt könne nicht bestehen, wenn ihre Einnahmen sich verringerten. Es ist freilich sehr zu bedauern, daß die Eigenthümlichkeit ihres Verhältnisses, als eine auf Gewinn der Interessenten berechnete Privat-Anstalt der Kirchen, ihr nicht gestattet hat, gleich bei ihrer Begründung eine wohlthätige Tendenz anzunehmen, da sie, wenn sie von Anfang an, als eine milde Stiftung verwaltet worden wäre, jetzt um viele Tausend Rthlr. reicher seyn würde.

Durch die Errichtung der Neustädtischen Anstalt, hat die Altstädtische nur gewonnen, indem dieser durch jene die in der Französischen Zeit übernommene Verpflichtung im Neustädts-Canton einen Begräbnisplatz anzulegen, welcher ihr nach ihrer Einrichtung sehr kostspielig geworden wäre, abgenommen ist. Die Altstädtische Anstalt muß zwar an die Kirchen, also an ihre eigene Interessenten, für die früher von den Beerdigungen genossenen Einnahme einen Ersatz geben, allein auch die Neustädtische Anstalt muß von ihrer viel geringeren Einnahme eine gleiche Ausgabe stehen, indem sie, obgleich sie ganz unabhängig von der Altstädtischen Anstalt ist, dieser doch $1\frac{1}{2}$ Rthlr. für jede Hauptleiche, 60 gr. für jede Kinderleiche, und 1 Rthlr. für jede folgende Kutsche vergüten muß.

Das Mißverhältniß bei der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt scheint wohl darin zu liegen, daß sie zu viele und zu schwere Kosten hat. Für die Rechnungsführung wird, laut der am 9. December 1814 obrigkeitlich bestätigten Einrichtung, bis zu 3 pCt. von der Brutto-Einnahme vergütet — bei der Neustädtischen geschieht es unentgeltlich. Die Altstädtische Anstalt hat außer den beiden Todtengräbern noch einen Leichenbestatter, der für jede Leiche, sie komme nach einem Altstädtischen Begräbnißplatze, oder nach dem Neustädtischen, oder nach Hastedt oder nach Schwachhausen, eine Abgabe erhält — in der Neustadt versteht der Todtengräber zugleich den Dienst des Leichenbestatters, ohne dafür eine besondere Remuneration zu erhalten. Darf man nun annehmen, daß alle andere Ausgaben der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt auch nach dem Zuschnitte früherer brillanter Einnahmen eingerichtet sind, so ist es freilich sehr begreiflich, daß in einer Zeit, wo der Luxus mit der ersten u. zweiten Classe abnimmt, die Rechnungs-Abschlüsse nicht mehr so vortheilhaft ausfallen können, als früher.

Aber warum soll der Unbemittelte darunter leiden? warum soll er, wenn er den Platz und die Beerdigungskosten so bezahlt, daß die Anstalt, als milde Stiftung verwaltet, gut dabei bestehen könnte, nun noch, ohne das mindeste Interesse dabei zu haben, einen Gewinn auf die Kosten des Tragens oder Fahrens aus seinem geringen Vermögen geben.

Könnten die Einrichtungen der Altstädtischen Beerdigungs-Anstalt nicht wenigstens zum Besten der unbemittelten Bürger geändert werden, so wäre es sehr wünschenswerth, daß eine dritte Anstalt, auf ähnliche Weise, wie die Neustädtische gegründet, als bürgerliche und milde Anstalt verwaltet, und so der Zweck, der unbemittelten Classe unserer Mitbürger eine wenig kostspielige und doch anständige Beerdigung zu verschaffen erreicht würde. Die würdigen Vertreter der bei der Altstädtischen Anstalt interessir-

ten Kirchen, zu denen man das Vertrauen hegen darf, daß es bei ihnen hinreicht, sie nur auf den Druck der unbemittelten Classe aufmerksam zu machen, um ihres thätigen Beistandes zur Abhülfe gewiß zu seyn, werden selbst wenig gegen diesen Vorschlag einzuwenden haben, da man es oft genug hört, daß die Anstalt bei der vierten Classe doch nichts gewinne; die höheren Classen würden, bei den vielen leigenthümlichen Gräbern, ihr doch verbleiben.

In den letzten drei Jahren haben die freien Beerdigungen von Seiten des Armen-Instituts solcher Arme, die keine eigentliche Bogen-Arme sind, außerordentlich, fast um das Doppelte zugenommen, und es weist sich aus, daß alles gegeneinander abgewogen, verhältnißmäßig die meisten Ansprüche der Art aus der Altstadt kommen, ohne Zweifel weil es den Unvermögenden in der Neustadt viel leichter gemacht wird, die Beerdigungen selbst bestreiten zu können.

Wenn nun von der einen Seite das Armen-Institut nicht alle Ansprüche befriedigen kann, weil es ihm dazu an Mittel gebricht — wenn man von der andern Seite bedenkt, welche harte Uebertwindung es manchem redlichen unermögenden Bürger kosten mag auf eine freie Beerdigung durch das Armenwesen anzusprechen und daß es nicht einmal gut ist, daß sich die ärmere Classe daran gewöhne — ja wenn es den rein bürgerlichen Sinn in den Familien besser aufrecht, das Andenken an den Verstorbenen freundlicher erhält, wenn nichts Fremdartiges, wie die Beerdigung durch das Institut doch ist, in ein Familien-Ereigniß eingreift — wenn es das Band der Liebe und Anhänglichkeit unter Verwandte und Freunde fester schürzt, wenn sie sich den letzten Liebesdienst des zum Grabe Tragens frei erweisen dürfen, so steht mit Zuversicht zu hoffen, daß die hier ausgedrückten Wünsche von recht Vielen getheilt werden.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Sonntag den 31. Juli 1831.

Die Hand der ew'gen Liebe hat uns schon
Es' wir noch wurden, unser Loos gemogen;
Was sagen wir, wenn uns die Freude flieht,
Wenn selbst die süßen, seelenvollen Wande

Der Lieb' und Freundschaft, Tod und Trennung bricht?
Die Hand der ew'gen Liebe wog das Glück.
Wir sind nicht arm, nicht freudlos und verlassen,
Blic' Gott nur und das eigne Herz uns Freund.
Louise Brachmann.

* Lebewohl an meinen Heinrich.

(Beschluß.)

Und diese Heimat darf ich nimmer sehen?
Ein Flüchtling soll ich seyn auf weiter Welt?
Wo der Vogesen reine Lüfte wehen,
Dem goldnen Licht der Freiheit nun erhellet,
Da irrte lang mein Fuß und fand nicht Stätte,
Die auf mich nahm im mütterlichen Schooß.
„Der Flüchtling, der die diamantne Kette
Des Vorurtheils zerbrach, — sey heimatlos!“ —
Ha, ihr, o Feinde, die ihr auf Verderben
So still und schlau, wie Orkus Mächte, sinnt,
Im fremden Land soll ich verzweifeln sterben?
Im Strom des Glends, der zusammenrinnt?
Wie einst der Jub' soll ich am Wege liegen,
Bis stille steht mein Puls und nimmer schlägt:
Sucht ihr nicht Samariten zu betrügen,
Daß ihre Hand erlahmt, die Hülfe trägt?

O können denn die Menschen also hassen,
Die Spanne Zeit verkürzend, die man lebt!
Schnell rollt die Lebenssonne zum Erblaffen,
Schnell wie der Vogel durch die Lüfte schwebt.
Tritt ein, o Feind, zu einem offenen Grabe!
Selbst bringt sich dir die weise Frage auf:
„Ist's möglich denn, daß ich gegrollet habe
Dem Staube hier in seinem Lebenslauf?“

So ist der Mensch. Oft nähret er Entschlüsse,
Zu lieben und zu segnen als ein Christ;
Du siehst ihm rührungsvoll die Augen fließen,
Das der Erkenntniß schönes Zeichen ist.
Doch bald, eh noch ein neuer Tag entstieg,
Lockt die Versuchung ihn zur bösen Lust,
Du siehst auf's neu der Sünd' ihn unterliegen,
Er wirft den Pfeil in eine neue Brust.

Auch ich, mein Heinrich, trag' den Pfeil im Busen,
Der tiefe Schmerz zehrt meine Kräfte ab.
Dir klag' ich das und meinen sanften Musen,
Eh ich hinunter sink' in's stille Grab.
Als Testament vermach' ich Dir die Leiden
Und mein Gedicht, das Ahnung eingesüßt.
Emporgehoben zu des Himmels Freuden
Gedenk' ich Deiner, bis auch Du erlöst.

Nur Du, mein Heinrich, bist mir treu geblieben,
Und Eduard, der weise, große Freund.
Habt Dank für Euer Sorgen, Euer Lieben!
Habt Dank, wenn Peregrinus nicht mehr weint!
Hinauf eil' ich, hinauf zum bessern Sterne,
Von dort herab winkt Euch mein Geistesgruß.
Zum Abschied, Freund, nimm jezt aus Bremens Ferne
Hier meine Hand! hier meinen letzten Kuß!

Peregrinus.
(Schloßmann.)

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Vesconti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Meine Wanderer, der Herzog und seine Begleiter, die ich vorhin im ernsten Dunkel des Tannenhains, der oben erzählten Geschichte gedenkend, habe stehen gelassen, gingen unterdessen fort und kamen zu einem dreifachen Kreis von hohen Fichten, die beständig hier in der kühlen Bergluft um eine nahe und geräumige, tief in den Kalkfelsen hineingehende Höhle, die Wohnung des alten Einsiedlers, rauschten. Zwischen jedem dieser Kreise der Fichten lief ein dunkler tiefer Bach.

Die Fichten rauschten wild
Um seine dunkle Höhle,
Und murmelnd nähert ein dunkler Bach
Den tiefen ernst der gottgeweihten Seele.

Am Eingang seiner Höhle war ein großes
aus unbeschnittenen Holzstämmen übereinander ge-

legtes Kreuz eingerammt, an dem ein Kranz frischer glühender Rosen hieng, welchen der Einsiedler täglich erneuerte. Oben am Kreuze hieng die Aufschrift:

Seht! der Herr starb für die Knechte!
Für die Sünder der Gerechte!
Und der Hirt für seine Herde,
Daß die Verlorne selig werde.

Die Höhle hatte keine Thüre, und so traten denn die Wanderer, der Herzog voran, in die Höhle, die hoch und geräumig genug war, alle zu empfangen. Gleich beim Eintritt hieng eine Tafel mit den Worten:

O beata Solitudo!
O sola beatitudo!
Quae sospirantem
E putredine mundi
Quietum reddis, salve!

O selige Einsamkeit! o einzige Seligkeit!
Du, die du dem Seufzenden, welcher aus
Der Fäulniß der Welt heraus zu dir kömmt,
Die Ruhe wiedergiebst, sey mir gegrüßt! —

Die Wände der ganzen Höhle waren mit Epheu bekleidet. In der Mitte derselben stand ein steinerner Tisch, an welchem der Einsiedler in einem Buche lesend saß, den altergrauen Kopf in die aufrecht gehobene Hand gelegt. Vor ihm stand ein Kreuzifix und ein Todtenschädel, aus welchem die Zähne gebrochen waren. Auf der Stirne war geschrieben:

Dentes esractae non laedunt;
Mors aequat omnia. —

Ausgebrochne Zähne verletzen nicht,
Der Tod bringt alles ins Gleichgewicht. —

Der Herzog weckte den Einsiedler aus seiner tiefsinnigen Betrachtung, indem er mit ihm zugleich ins Buch sah und eine Stelle daraus mit lauter Stimme las:

„Und es wurde ein Einsiedler gefragt, was er für ein vortreffliches Buch habe, durch dessen Lehre er zu so großer Selbstverläugnung und Buße

gekommen sey? Er antwortete: sein Buch bestiehe nur aus drey Blättern. Das erste Blatt sey schwarz, das andere weiß, das dritte roth. In dem Schwarzen lese er die Traurigkeit der Todesstunde; im Weißen lese er den unbeschreiblichen Glanz der ewigen Glückseligkeit; im Rothen aber den erschrecklichen Zorn und die Vergeltung des letzten Gerichtes an den Bösen. In beständiger Betrachtung dieser drey Glaubenswahrheiten verleihe ihm alle Lust zur Sünde und alle in sich faule Weltfreude.“ —

Wie kannst Du nur so dummes Zeug lesen, Alter? fragte, ihn neckend, der Herzog. Der Einsiedler aber, welcher, was das Heilige und Ehrwürdige des Glaubens angien, weder Scherz gab, noch annahm, erhob das silbergraue Haupt und antwortete ernst: Herzog Johann, Du frevelst, bis Dich das Gericht in seinen ewigen Wirbel hinein verschlungen hat. Willst Du denn mit aller Gewalt ein Kind des Teufels seyn? Herzog, Du weißt, wenn einer gegen Dich höhnend aufsteht, Du ruhest nicht, bis Du dem Frebler seinen Hohn sammt dem Kopfe vor seine Füße gelegt hast. Doch Dir und Deinen Gerichten kann man noch entfliehen; aber wie willst Du den Gerichten der Ewigkeit entfliehen? Dennoch schämst Du Dich nicht, von diesen schauerlichen Gerichten, als wie von einem dummen Zeuge zu reden?“ — „Wie? nicht entfliehen kann ich? meinst Du Alter? Was fäselst Du? Wenn ich ja hienieden der Strafe Gottes entfliehen will, wer hindert mich? Kann ich seinem Grimme doch in dem Augenblick, da er über mich ausbrechen will, entinnen, wenn ich mich tödte! So wird es auch Mittel geben, den Strafen der anderen Welt zu entfliehen, wo der Geist seine volle Freiheit hat. Wo ist dann seine Strafe?“ Armer Herzog, antwortete der Einsiedler, weißt Du denn so gewiß, daß der Stoß der Schwert-

Klinge oder des Dolches, oder daß der Trunk des Giftes Dir schnell — und nicht unter schrecklichen Martern — das Leben nimmt? Weißt du gewiß, Kurzschätiger, ob du nur noch Zeit und Gelegenheit und Muth hast, Dir das Leben selbst zerstören zu können? Doch Strafe genug, wenn Du selber Dich tödest, denn Du wirst nicht ins selige Reich der Kinder Gottes eingehen, und den ewigen Gerichten wirst Du nicht entinnen können. Höre! Als einst König Darius mit seinem Heer rings von seinen Feinden, den Scythen sich umzingelt und eingeschlossen sah, schickten ihm diese einen höhnischen Botschafter, der ihm, nebst einem Bündel Pfeile, einen Vogel, einen Fisch und einen Maulwurf bringen mußte. Der Sinn dieser Sache war der: „Hoffe nicht, o König, der Uebermacht deiner Feinde zu entfliehen! es sey denn, du könntest wie ein Fisch durch den Fluß schwimmen, an welchem Du Dich gelagert hast; oder Du könntest wie ein Maulwurf unter der Erde dir einen Ausweg graben, oder wie ein Vogel dich aufschwingen und so unsern Pfeilen entinnen.“

Wende nun Herzog diese Geschichte nur auf Dich an, der Du mitten in allen Sünden und Ungerechtigkeiten so recht stolz und breit sitzt. Wohin, wenn Du abscheidest, wohin willst Du fliehen, um dem Gericht des Herrn zu entfliehen? Willst Du wie ein Vogel Dich in die Höhe schwingen? Wenn Du aufsteigst in den Himmel, so ist Er da! Willst Du wie ein Maulwurf Dich in die Erde vergraben? Wenn Du hinabsteigst in den Abgrund, so ist Er da! Willst Du wie ein Fisch Dich verbergen in den Fluthen des Meeres? Auch dort würde sein Arm Dich ergreifen! Sey es, daß Dein Geist, vom Körper geschieden, nun in voller Freiheit ist, das ganze ungeheuer große Weltall zu durchschwingen; aber auch Er, der Allmächtige ist Ueberall! Wie dem

guten Gewissen überall der Himmel, so folgt dem bösen Gewissen überall die Hölle nach.

Der Einsiedler wollte das Gespräch über heilige Wahrheiten nicht länger mit dem lachenden und ungläubigen Herzoge fortsetzen; er wandte sich hinweg in den Hintergrund der Höhle und brachte eine große Schüssel mit Milch und Brod. Du wirst, sagte der Alte, von der Jagd wohl müd und durstig seyn, Herzog? So nimm und trink und is, und Gott gesegne Dir, was Dir meine Armuth geben kann! Der Herzog aß und trank, und als der Einsiedler einmal vom Herzoge wegsah, griff dieser schnell in seinen Busen und tröpfelte aus einer Phiole einige Tropfen in die Milch. Habe Dank, Bruder Medardus, für Deine weisen Lehren und gute Bewirthung, sprach der Herzog und drückte dem guten Alten die Hand. Was ich von Deiner süßen Milch übrig gelassen, schütte etwa nicht aus Grausen, mir nachzugenießen, hinweg, denn die Milch ist doch immer eine Gabe Gottes! Wenn ich übrigens just nicht in allem so denke, wie Du denkst, ey nun, so rechne vieles meiner Jugend an, worin das Blut feurig und unbändig kreist. — Schlechte Entschuldigung! sagte Bruder Medardus. Auch der Jüngste weiß nicht, wann er hienieden Feierabend machen, die Augendeckel schließen und vor den Thron des Richters hinüber muß. Auch der Jüngste soll — darum kann er auch sich vorbereiten auf die Ewigkeit. Der Tod schaut auf keinen Heiligen im Kalender und auf keine Bitte und auf keine Erdenhoheit; er kommt, wann des Lebens Stundenglas abgelaufen ist. — Ja, ja! rief der Herzog spöttelnd, indem er zur Höhle hinausgieng;

Armes Böglein!

Heute noch so weiß und roth,
Morgens bist du starr und todt!

Der Letzte, der zur Höhle hinaustrat, war Johannes von Pusterla. Schnell kispelte dieser

dem Einsiedler ins Ohr: Hüte Dich vor der Milch, wenn Dir Dein Leben lieb ist! —

(Die Fortsetzung folgt.)

* C e n s u r.

Mit der Censur ist es doch eine gar eigene Sache; bei aller Strenge womit sie mancherwärts gehandhabt wird, darf dort doch Jedermann schreiben und öffentlich drucken lassen, was Veranlassung zur Unzufriedenheit, ja sogar zur Empörung geben kann. So z. B. darf der Wahrheit Hohn gesprochen und die mangelhaftesten und auch oft von Ungerechtigkeiten wimmelnden Einrichtungen, sammt den baraus hervorgehenden, verkehrten und unseligen Handlungen, nach Gefallen gelobt, vertheidigt, und durch Scheingründe als rechtmäßig und wohlthuend für das Volk dargestellt werden. Was ist nun die Folge davon? nichts anders, als daß alle Besserdenkende sich über solches Verdrehen der Wahrheit, über solches Bemühen das Volk hinter's Licht zu führen, entristen. Es erzeugt also ein Mißvergnügen, einen tief wurzelnden Haß, ein unter die Asche glimmendes Feuer.

Soll die Censur von wahrhaftem Nutzen seyn, so müßte sie nur gestatten, daß bloß die Wahrheit durch den Druck an's Licht befördert würde. Ist dieses nun aber bei den menschlichen Ansichten und Unvollkommenheiten nicht möglich, so ist auch eine ganz unparteiische Censur nicht denkbar. Die Censur ist daher bei gebildeten Völkern ein Uebel, welches um so größer wird, je partiischer sie in wichtigen Angelegenheiten verfährt. Wenn die reine Wahrheit, durch den freien Austausch der Ansichten, nicht vollständig an's Licht gefördert werden kann, so können daraus die unseligsten Folgen hervorgehen; nämlich Volks Unglück und am Ende Ströme von Menschenblut.

Wie sehr muß sich daher ein jeder Vaterlandsfreund freuen, wenn er sieht, wie deutsche Regierungen und Ständeversammlungen beflissen sind, dieses Uebel zu heben, und den biedern Deutschen, die sich nicht wie manche verderbte Nation, von wilden Leidenschaften hinreißen lassen, ein immer würdigeres Loos zu bereiten streben.

Bruchstücke

(Aus „Memoires de Brantome,“ à Leyde. 1722.)

„Ich habe erzählen hören (schreibt Brantome), daß unsere fromme Königin (Donna Isabella von Oestreich, Gemahlin Karl IX.) in der blutigen St. Bartholomäusnacht, wovon sie nichts wußte, auch nicht den mindesten Wind davon hatte, nach ihrer gewohnten Weise sich schlafen legte. Erst am Morgen, als sie erwacht war, erzählte man ihr das schöne Mysterium (Religionsdrama), das gespielt wurde. „Ach!“ rief sie aus, „weiß auch der König, mein Gemahl, darum?“ „Ja wohl!“ ward geantwortet, „er selbst hat es spielen lassen.“ „O, mein Gott!“ brach sie in Thränen aus, „was ist das! und welche Rätze sind das, die ihm diesen Rath gegeben haben! — Mein Gott, ich bitte Dich, ich flehe zu Dir, vergieb es ihm! denn wenn Du Dich nicht erbarmest, so fürchte ich sehr, es könne diese Sünde ihm nie vergeben werden.“ — Und sogleich ließ sie sich ihr Gebetbuch reichen und fing an, in Thränen zerfließend, zu Gott zu flehen. — Wahrlich, eine Herzensgüte, um desto mehr zu bewundern, da sie wohl große Ursache hatte, den Untergang des Admirals (Coligny) und aller von seiner Religion zu wünschen, da sie nicht nur die Religion der Königin, welche ihr über Alles in der Welt heilig und theuer war, auf das äußerste anfeindeten, sondern auch

das Reich des Königs, ihres Herrn und Gemahls, in die größte Unruhe versetzten.

Unsere Königin Maria von Ungarn (Kaiser Karl V. Schwester) war sehr schön, sehr angenehm, sehr liebenswürdig, obgleich sie sich ein wenig mannhaft zeigte. Dennoch war sie für die Liebe, eben wie für den Krieg geschaffen, für den sie sich auch hauptsächlich übte. Der Kaiser, ihr Bruder, wußte das wohl und übertrug ihr deshalb die Statthalterschaft der Niederlande. So lange sie lebte, wandte König Franz nie seine Waffen gegen diese Landschaft, obgleich der König von England ihn dazu antrieb: „denn,“ sagte der ritterliche Franz, „ich mag einer so ehrenwerthen Prinzessin, die sich gegen Frankreich so gutgesinnt zeigt, die so weise und tugendhaft und doch, ungeachtet ihrer Tugenden, so unglücklich im Heirathen ist, kein Mißvergnügen erwecken. Ihr erster Verlobter, Karl VIII. von Frankreich, schickte sie, als sie noch sehr jung war, ihrem Vater zurück. Der zweite Gemahl, Johann von Aragon, starb hin, ehe sie ihm den ersten Sohn geboren hatte, der dann auch schnell dem Vater nachfolgte, und von dem dritten, dem schönen Herzoge Philibert von Savoyen, hatte sie keine Nachkommenschaft. Nein! ich will dieser edlen Prinzessin kein Mißvergnügen erwecken.“

Als ihr Bruder, Kaiser Karl, nach den Niederlanden reiste, um daselbst mit seinem Sohne, König Philipp von Spanien, zusammenzutreffen, stellte sie Freudenfeste an, wie an Neuheit und Pracht dergleichen noch nie gesehen waren. Eines der herrlichsten aber war dieses, daß sie aus Backsteinen eine Festung bauen ließ, die von 6000 Mann der alten Garden einerseits bestürmt und andererseits vertheidigt wurde, und wo 30 Kanonen gegen einander spielten. Und diese Belagerung, die nach allen Regeln geführt wurde, dauerte vier Tage, daß

man nie etwas Schöneres gesehen, und daß der Kaiser ein ganz besonderes Vergnügen daran fand. Vorzüglich aber ergözte ihn auch das Zimmer, welches sie für ihn mit großem Aufwande hatte schmücken lassen; denn da erblickte man eine gewirkte Tapete von Gold, Silber und Seide, wo alle schöne Eroberungen, hohe Unternehmungen, Kriegsthaten und Schlachten des Kaisers, auch nicht vergessen die Flucht Sultan Solimann's vor Wien und die Gefangennehmung König Franzens bei Pavia, nach der Natur abgebildet und darge stellt waren. Kurz, hier war nichts, das nicht höchst ausgesucht gewesen wäre. — Schade! daß all diese Herrlichkeit in den nachfolgenden Kriegen zu Grunde gehen mußte!

E. N.

* Trinkspruch für Bremen.

Von H. v. S...n.

Bremer! Möge die alte freie Stadt — mit wenigen Schwestern, ein kostbarer Ueberrest früherer Herrlichkeit, bestehen, erwachsen und zunehmen durch die Weisheit ihres hohem Rathes, durch die Redlichkeit und Treue ihrer öffentlichen Beamten, durch den Geist und die Regsamkeit ihrer Gelehrten und Lehrer, durch die Tüchtigkeit und den Gemeinsinn aller Männer, und durch die Sittsamkeit und die vaterländischen Gesinnungen aller Frauen! Möge ihre Flagge wehen, so weit das Meer die Länder der Menschen bespült, und ihr Schlüssel weiter geachtet seyn als die Adler der Könige! Möge sie, ehrwürdig durch die Eintracht ihrer Bürger, stark durch die Gerechtigkeit ihrer Sache, groß durch die Tugend ihrer Einwohner — in den kommenden Jahrhunderten glänzen, ein Schmuck des großen, gemeinsamen Vaterlandes, eine Ehre des gesammten, germani-

schen Volkes, ein Stolz jedes deutschen Mannes, ein Vorbild der Freiheit und des Rechtes, und eine Sehnsucht für jedes edle Gemüth!

13. April 1821.

* Eickenbüßer.

Als einer unserer Mitbürger, ein Kaufmann, vor einigen Jahren in einer Gesellschaft in Paris sein Bedauern darüber äußerte, daß die Säulen, welche den Siegestempel zieren sollten, schon so lange und so kahl da ständen ohne etwas zu tragen, und daß der unter Napoleons Regierung angefangene Bau des Triumphbogens de l'étoile auch nicht vollendet würde, drangen die Liberalen in ihm, doch sofort ein Impromptu, welche bekanntlich in Frankreich, mehr als irgendwo, beliebt sind, (aus dem Stegreife) als Inschrift an diese beiden nicht vollendeten Gegenstände zu machen, wobei sie irrig auf einen Ausfall auf die Carlistische Regierung rechneten, welcher dem Epigrammisten damals übel bekommen wäre. Er wich diesem behutsam aus und suchte dem Andrängen durch Folgendes zu genügen:

Inskrift des Triumphbogens de l'étoile:

Das Meisterwerk sah Rom vollenden
Und sprach: „wie glücklich wird das enden!“
Paris, von jeher weiser
Nicht borgend Glanz vom Kaiser,
Sprach: „'s wird nicht glücklich enden
„Drum will ich's nicht vollenden!“

Inskrift an die Säulen des Siegestempels:

Die Siege zu verkünden,
Hat man uns aufgeklebt;
Am Sieg kleb'n Blut und Sünden.
Das Göttern nicht gefällt;
Drum hat Olymp beschlossen,
Zu hemmen diese Poffen;
Weil zu viel Blut vergossen!

J. E. S.

* E r w i d e r u n g

auf die Anfrage im Bürgerfreunde No. 59.

Da sämtliche in Eid stehende Herren Waaren-Mäkler und Waaren-Agenten, nach einer hochobrigkeitlichen Verordnung nur die vorschriftsmäßige Courtage berechnen dürfen, so kann also ein jeder versichert seyn, daß der beeidigte Mäkler oder Agent, sicher nicht mehr berechnen wird, als ihm zukommt.

Sollte man demungeachtet doch decortiren wollen, so würde dieses recht fatal seyn, indem dadurch der Eid lächerig werden könnte.

E. u. B. W. K. V. Z.

M i s c e l l e n.

Wir lesen in den „neuesten Briefen eines Verstorbenen“ in Bezug auf Preußen: „Es darf Preußen aus keiner andern Region sein Heil hoffen, als aus jener des Lichtes und der Fortschreitung, aus der es entsprang und außer welcher es gar keine historische Bedeutung hat. Es darf weder Rußland noch Frankreich, weder Oesterreich noch England werden wollen; es kann, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, nur Preußen seyn, d. h. ein Staat, der in der abgelassenen Aera nicht existirte, der mit und aus der neu beginnenden Zeit erst entstand und den — nicht durch das physische Gewicht seiner materiellen Natur — sondern durch ein wahrhaftes Wunder: durch schöpferische Enthaltung intellektueller und sittlicher Kräfte sich zu der Bedeutung einer europäischen Großmacht erhob.“

Am Ende des diesjährigen Januars fand ein Bauer des Beloserskijschen Kreises im Gouvernement Ural, beim Sammeln von Wurzelschäumen zum Theerbrennen, zwischen den Wur-

zeln eines vom Winde umgeworfenen Baumes einige kleine Bruchstücke Smaragd, die er in Katharinenburg verkaufte. Der stellvertretende Director der dortigen Steinschleiferei begab sich auf die Kunde davon an den Platz, wo die Smaragde gefunden worden, stellte Nachsuchungen an und erhielt einige kleine Stücke dieser Steinart, die zwar Risse hatten, aber durchsichtig und von äußerst schöner Farbe sind. Der Platz, wo die sibirischen Smaragde entdeckt worden, liegt 85 Werst von der Stadt Katharinenburg gegen Osten. Sie kommen in einer Bergart vor, die äußerlich derjenigen ganz gleich ist, worin Smaragde im Salzburgerischen gefunden werden.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Das Geld muß wirklich auch eine Menge Luft enthalten! weil es alle Pinsel so mächtig aufbläst! —

Wer am Pranger steht, steht auch auf einem hohen Posten, und für manche ist ein hoher Posten ein Pranger.

Der Anfang der französischen Revolution rächte das Volk an der Regierung, und das Ende die Regierung an dem Volke; und beide scheinen weder besser noch klüger geworden zu seyn. Der Ertrag ist wenig mehr als origineller Stoff zu dem großen cyklischen Gedicht unserer Geschichte.

Wenn man im Paradiese nicht einen vertrauten Freund finden sollte, so würde man dort sehr unglücklich seyn.

Die Ehre ist ein Diamant, den die Tugend am Finger trägt.

Die größte Würde eines Gelehrten ist sein Ruf.

* Siebensylbige Charade

in ungebundener Versart.

Erste Sylbe.

Euch' in Ithaliens Tempel mich
Wie auch bei Tanz und Assembleen,
Und bin als Grundlag' nützlich ich
Muß ich auf einem Bein stets stehn.

Oft hab ich Tag und Nacht nicht Ruh,
Mir dient das Schaaf, das Ross;
Ich messe häufig vier, fünf Schuh
Bin auch wohl ohne Bein' so groß.

Zweite Sylbe.

Du triffst bey mir des Segens Fülle,
Mich selbst, auf welscher Flur;
Bald wall' ich rauschend, und bald stille,
Auf ew'ger Frühlings-Spur.

Den Weg hab' ich mir selbst gebahnt,
Ich geh' ihn sonder Stab,
Und finde, wenn das Schicksal mahnt,
Den Tod im offenen Grab.

Dritte Sylbe.

Mein Nutzen ist Euch zu beträchtlich,
Ihr tödtet mich mit Recht;
Ist gleich mein Name Euch verächtlich,
Erzieht Ihr mein Geschlecht.

Wohl gepflegt, und wohl genährt,
Schaff' ich Euch manch Gericht,
So wie uns die Erfahrung lehrt —
Allein den Juden nicht.

Vierte Sylbe.

Von mir läßt sich nicht viel verkünden,
Steh' ich verlassen da;
Ein Zeichen mußt Du mir verbinden
Zum Gegensatz von Ja.

Fünfte Sylbe.

Du findest mich immer fein und zart
In der gebildten Welt —
Beim Rohen immer rauh und hart
Wie's in den Sinn ihm fällt.

Du triffst mich in des Tempels Hallen,
Und überall fast an.
Und hörst mich tausendfach erschallen,
Bei jedem Handwerksmann.

Sechste und siebte Sylbe.

Es braucht sehr oft der Räuber mich,
Glaubt hoch er seine Beute,
Doch außerdem auch diene ich
Im Handwerk braver Leute.

Sink' reichte ich bis zu den Sternen —
Es ist wohl glaublich kaum;
Doch kann man's aus der Bibel lernen,
Es war ein bloßer Traum.

Das Ganze.

Ihm dien' ich in den Anfangsstunden,
Dem Kinde gleich — als Alphabeth —
Wer Lust und Liebe hat gefunden
An dem, was da bezeichnet steht
Mit der Sylben Eins bis Vier —
Sei so gut und nenn' es mir —
Nenn es mir mein lieber Freund,
Alles, was hier ist gemeint.

— u —

U n z e i g e.

Der verbesserte Kalender der freien Hansestadt Bremen für das (Schalt-) Jahr Christi 1832 hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und Catharinenstraße No. 36 für 2 Grote zu haben. Er enthält: bedeutende Zeitrechnungen, Bauern-Practic, Zeit- und Festrechnung nach dem neuen Kalender, Zeichen des Thier-Kreises, Verhaltungs-Regeln von den hiesigen Herren Aerzten wie die Cholera-Epidemie möglichst zu verhüten ist, von den Jahreszeiten, von den Finsternissen und andern Erscheinungen im Jahre 1832, von der Fluth bei Ebbe an der Weser, von der Fahrniszeit, Ab- und Zugezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet, Verzeichniß der Jahrmärkte nach dem Datum für das Schalt-Jahr 1832, Verzeichniß sämtlicher abgehenden und ankommenden Posten in Bremen und Deffnung, Sperre und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen.

K. Daeders b. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngken, Catharinenstraße No. 10.



Der

B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 4. August 1831.

Kennt ihr das Land, das, stark durch Bürgers Arm
Und Vaterlandestlieb', der Soldner Schwarm
Entehren kann? wo Zwinger man nicht kennt,
Und Männer-Brust die rechte Wette nennt?

*** Nord-America, das Land meiner Wünsche.**

Melodie: Kennst du das Land ic.

Kennt ihr das Land, wo frey die Meinung ist,
Kein Censor je der Kühnheit Worte mißt,
Das Urtheil frey vom Munde geht
Und unverletzt der Freyheit Tempel steht?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin,

Mögt' ich mit Euch, o meine Freunde ziehn!

Wißt ihr, wo man nach eigenem Herzensdrang
Den Herrn verehrt im eignen Lobgesang,
Kein Glaubenszwang zu Heuchelei verführt
Und Duldung stets den freyen Glauben ziert?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin ic.

Kennt ihr das Land, wo gleich sich alle find?
Wo's keine Junker giebt, kein Fürstenkind,
Dem Besten selbst der Name „Bürger“ schmückt,
Kein Kastengeist Gemeinfinn niederdrückt?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin ic.

Kennt ihr das Land, wo das Gesetz regiert
Und kein Despot wo freye Wahl erküert
Den besten Mann, des Staates Haupt zu sehn,
Kein Titel gilt; nur das Talent allein?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin ic.

Kennt ihr das Land, wo kein Beamten-Heer
Zu herrschaftlichem Dienst, des Thrones Wehr,
Im Goldbebrämten Rock, mit Ordensband,
Durch Sold und Steuern schäset Stadt und Land?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin ic.

Kennt ihr das Land, das, stark durch Bürgers Arm
Und Vaterlandestlieb', der Soldner Schwarm

Entbehren kann? wo Zwinger man nicht kennt,
Und Männer-Brust die rechte Weste nennt?

Kennt ihr es wohl?

Dahin, dahin,

Wöcht' ich mit Euch, o meine Freunde, ziehn!

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Wir können uns, geneigter Leser, den rasenden Grimm des Herzogs kaum genug vorstellen, als er am dritten Morgen darauf von einem Landmann die Nachricht bekam, daß der Einsiedler am Leben und gesund sey. Sein ganzes Gesicht war eine braune Röthe; die Adern um die Augen her waren dick angeschwollen und grünblau; starr wie der Hals einer wilden Schlange, stierte der Herzog, erst fürchterlich schweigend, dann aber gräßlich fluchend, zum Himmel empor, dort in seinem Tollsinne dem Vereitler seines höllischen Planes mit Blicken und Fluchen zu sagen: was geht dich meine Sache an? oder warum hast Du mir das gethan? Ja in seinem Ingrimme riß er sein Schwert aus der Scheide und hieb gegen den Himmel hinauf; hieb rund um sich her und sogar gegen seine Diener, daß sie mit schreyendem Entsetzen die Flucht ergriffen. „Halt inne, Mörder!“ scholl eine Donnerstimme aus der steinernen Wand, wie an jenem Abend, da er seinen Reichsverweser enthaupten ließ. Todtenbleich wurde der Herzog, denn die Stimme hatte eine Stärke, wie er noch keine gehört — und zumal eine Stimme aus der ganz steinernen Wand! Bald aber faßte er sich und schlug, mit beeden Händen das Schwert haltend, gegen die Mauer, dort wo die Stimme scholl; nur Kalk

fiel aus den engen Fugen auf ihn herab — und „halt inne Mörder!“ scholl die Stimme, noch viel furchtbarer zum zweytenmal. Jetzt rannte der Herzog in einen ferner gelegenen Saal. Hier überlegte er, wer dieser furchtbare Warner seyn möge? War es Gottes Stimme an den ruchlosen Sünder? Der Gedanke lag ihm zu ferne, denn er betrachtete Gott, wie Viele unserer Zeit, als einen, nach Erschaffung der Welt, ganz ruhigen Geist, welcher die Welt und Menschen ihrem eigenen willkürlichen oder auch schon von Anfang her bestimmten Gang und Thun überlassen habe; der also nichts fürder mehr nach seiner Schöpfung frage.

Kein Richter wohnt mit der Vergeltung Schwerte
Dort ob den Wolken, über'm Morgenroth!

Nur in den ersten Augenblicken eines misslungenen Anschlages zürnte er dem Herrn, dessen Wille allein das unzurechnend große Universum frey und schwebend in der Luft erhält. An Gottes Warnerstimme dachte der Herzog nicht. An eine Geisterwelt glaubte er so halb und halb, denn er konnte sich des Glaubens an die Unsterblichkeit nicht füglich erwehren, indem er, da ihm Geist und Kenntnisse nicht mangelten, die Stimmen aller Völker der Erde und der größten, erlauchtesten Männer aller Zeiten im Glauben, daß eine Unsterblichkeit der menschlichen Seele sey, übereinstimmend fand, doch hielt er denn wieder alle diese Stimmen für solche, welche, als Menschenstimmen, keine siegende Autorität haben, indem weder ein Volk noch ein Mensch je in's andre Leben hinübergesehen und kein Geist je aus der andern Welt zurückgekehrt ist, so daß fest geglaubt werden könnte, wir legen nur die Raupenhülle in's Grab, der innwohnende und besessende Geist trete in ein Leben jenseits des Grabes.

— Noch keiner ist zurückgekommen,
Der hingegangen in das Todtenreich,
Der Zeugniß gab vom sel'gen Reich der Frommen,
Vom Loos der Bösen in des Schwefels Reich.

So dachte der Herzog, und doch, da er vermöge der Kenntniß seines Palastes überzeugt war, daß die Stimme keine Menschenstimme seyn konnte, so entschied er, daß sie die Stimme seines sich zuweilen wunderbar verrathenden Gewissens gewesen seyn mußte; denn daß er oft schlecht, sehr schlecht handle, gestand er sich manchmal ehrlich selbst, aber doch blieb er ein Wüthrich, wie er war. Er war also schon wieder beruhigt und läutete an einer feintönenden Glocke, die dem Kerkermeister rief. Er hatte sich nämlich jener Frau mit ihrem Säugling erinnert, die ihn einen Tyrannen und Mörder ihrer Kinder genannt hatte. Der Kerkermeister kam, ein alter Graukopf, doch ein noch ganz kräftiger, handfester Mann. Wie lautete mein Befehl wegen der Frau mit ihrer Brut? rief der Herzog. — Die Mutter soll mit dem Säugling in den Kerker geworfen und beyden keine Nahrung gereicht werden, bis Euere Hoheit anders zu verfügen geruhen! antwortete der Kerkermeister. Und hast du gethan nach meinem Befehl? — Ja, gestrenger Herr Herzog, und so lang ich in Euern Diensten bin, hab' ich stets gethan nach meines Herrn Befehl; doch niemals wie jetzt ist Gehorsam mir schwerer geworden. Verzeiht, Herr Herzog, wenn der Niedrigste Euere Knechte es einmal wagt, für die arme Mutter und ihr Kind — wenn nicht um ihr Leben — doch für schleunige Endigung ihres qualvollen Hungertodes Euere Großmuth, Euere Mitleid, Euere Menschlichkeit anzusprechen. Es ist nicht möglich, daß das Kind den heutigen, dritten Hungertag überlebe. Die arme Mutter, selbst ohne Nahrung, kraftlos und hinfällig, kann ihres Kindes Leben nicht erhalten. Sie hat versucht, von den nassen Kerkerwänden des Kindes dürre Lippen und den Gaumen zu befeuchten. Es hat dem Kind übel gethan. Schon am Abend des ersten Tages, als das Kind fortwährend um

Nahrung schrie, da schrie die Mutter zum Himmel auf um Hülfe. Mit verwirrten Haaren lief sie im Kerker auf und ab, warf sich dann wieder auf die Knie und flehte den Himmel um Hülfe. Sie weinte, zerraupte sich ihre Haare, und ihre Thränen flossen über das Kind ihrer Liebe, das sein welkes Angesicht, seine welken Händchen seiner lieben Mutter entgegenstreckte, als wollte es sagen: O meine Mutter! Und Du giebst mir keine Nahrung! Entkräftet ließ es dann seine Händlein sinken und der Kopf sank auf die Brust herab. O wo ist Hülfe im Himmel und auf Erden für eine unglückliche Mutter? schrie die angstvolle Frau; o hat denn selbst der Himmel, der alles so schön und gut gemacht, nicht Erbarmen mit einem schuldlosen Säugling? Soll ich denn sterben meinen Söhnen und Töchtern nach, und sollst du auch sterben, des Hungertodes sterben, armes, armes Kind! — Wahrhaftig, meinte der Kerkermeister, ich habe schon mit unchristlicher Kälte und in meiner Jugend oft mit Lachen Männer und Frauen in der Foltermaschine gefoltert. Die Menschen schrieten zu Gott auf, ich aber schraubte und presste zu, bis sie nach Euers Waters und Euerm Willen, Herr Herzog, todt waren — mit zerplaktem Leibe; aber hier bey dieser Mutter kann ich es kaum vor Mitleid mehr aushalten. Der zweyte Hungertag war fürchterlich. Kein Geschrey war mehr; das Kind konnte nicht mehr schreyen, es wimmerte nur. Händeringend, die Qualen des Kindes selbst mit ansehen zu müssen, und selbst auch vor Schwäche und wegen der rauhen Trockenheit des Halses keines Wortes mehr fähig, warf sich die Mutter vor ihr Kind auf den Boden, faltete ihre Hände und schien es um Verzeihung bitten zu wollen, daß ihre Unvorsichtigkeit es in solchen Tod gestürzt habe. Von ihm weg schleppte sich die Arme zum Bilde des Heilandes, umklammerte es mit der einen

Hand und mit der andern deutete sie auf das hilflose Kind. Ein einziges Mal trug sie das Kind zu den Füßen des Heilandbildes hin und mit der mühseligsten Anstrengung brachte sie die Worte hervor: Jesus, sieh herab vom Kreuze und erbarme dich seiner! Kraftlos vor Hunger, Durst, Angst und Weinen sinkt die Unglückliche neben ihr Kind am Boden hin und beyde ruhen in langer Ohnmacht. Trete ich in den Kerker, so windet sich die Mutter wie ein Wurm zu meinen Füßen und ihre gebrochenen, matten Augen, ihre abgekehrten Hände flehen um Erbarmen! Am Kinde vermerkt man kaum noch einige Bewegung des Lebens. Weder Brod noch Wasser hab' ich ihnen gegeben, obgleich meine Augen über all dem zu Gott schreyenden Elend voll Thränen standen; aber kommt selbst, Herr Herzog, und schaut die Marterbilder an! Mag auch die Mutter viel gefrevelt haben; nur für sich hat sie gefrevelt, nur für sich ist ihre Strafe! warum soll das unschuldige Kind leiden? Aus Menschlichkeit, Herr, macht ihren Martern ein Ende!" —

Dank es deiner vielgeprüften Treue, sprach der Herzog ernst, daß ich dich habe reden und so reden lassen, wie du geredet hast. Künftig vergiß, oder wenigstens verbirg dein Mitleid, sonst steht dir die Kammer der Vipern bereit; diese werden dich von deiner kränklichen Empfindsamkeit gewiß kuriren. Also hüte dich, Graukopf, wenn dir zu rathen ist! Jetzt geh voran, ich will die Mutter sehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die gezwungene Anleihe.

Zu einem Herrn, der ein Landhaus unfern Paris bewohnte, tritt eines Tages gegen Abend

ein Mensch in abgerissener Kleidung ein, sagt, daß er ein herabgekommener Handwerker, dabei Familienvater sey, und bittet um 500 Franken Vorschuß. Der überraschte Herr klingelt, es erscheint Niemand. Zum Unglück lag grade sein Tisch voll so eben empfangener Pacht-Zinsen. Er klingelt wiederholt: „Ihr Bediente“ — fällt der kecke Bittsteller ein — „ist mir beim Eintreten begegnet, und schien fortgesandt zu werden; seyn Sie nicht so hartherzig! statt das liebe Geld da auf Zinsen zu geben, theilen Sie der Armuth etwas davon mit, das bringt höhere Zinsen, und Ihr Geld soll Ihnen noch dazu unverloren seyn!“ — Die Sache ward schlimm: der Bediente konnte wirklich von der Frau des Hauses fortgesandt seyn, jede andre Hülfe war erst durch einen Gang danach zu erreichen, und dann blieb der Eingetretene gar mit allem Geld allein; es half nichts, der Bittsteller — seine Uebermacht gewahrend — ward immer dringender, rückte immer näher, er konnte versteckte Waffen führen. „Hier, lieber Freund“, sagte der bedrängte Herr in zunehmender Ungestlichkeit — „hier haben Sie 200 Franken, und da quittiren Sie mir ein wenig!“ — „Das reicht nicht“, — entgegnete der zudringliche Gast jetzt mit immer festerer Stimme — „es bleibt bei 500! Hier liegt zehn Mal so viel; ein Gastmahl weniger, und mein Sümmechen ist wieder eingebracht, und was Sie an einer Tafel verprassen, hilft meiner Familie zeitlebens! Geben Sie her, ohne Umstände, eh' ich dringend werde!“ — Der Fordernde war dabei schon so weit vorgedrückt, daß er Herr des Geldtisches, und der Besizer nur noch Beobachter desselben war; die Erfüllung des Geforderten schien ihm noch allein das Recht geben zu können, sich ihm wieder zu nahen. „Nun zum Teufel, so will ich Ihnen die 500 Franken geben, lassen Sie mich nur dazu!“ — Der Erfreute machte Raum auf seiner

Besitzstelle, erst zusehend, ob's auch Ernst würde, und da es Ernst ward, steckte er sein Geld rasch ein, und mit einem: „Gott wird es Ihnen gewiß segnen!“ war er eilends zum Hause hinaus. Hoch aufseufzend schloß der Beraubte jetzt seine Thür ab, Luft schöpfend, daß der Räuber nicht noch mehr gefordert, und dann klingelte er aus Leibeskräften. Bei dem dritten Mal endlich kam der so lange vergebens ersuchte Bediente. Jetzt wuchs dem Gesicherten der Muth, er schloß auf, und ein Strom harter Worte und Drohungen, an's Handgreifliche grenzend, ergoß sich über den armen Bedienten, der allerdings weggeschickt worden. Er eilte nach, aber es war Niemand mehr zu sehen. Die 500 Franken mußten verschmerzt werden von dem gezwungenen Darleiher, was zum Glück bei dem Reichthum desselben sehr wohl anging. Eine Nachsuchung durch die Polizei war auch umsonst, denn die Angst hatte dem Wohlthäter wider Willen alles Gedächtniß zur Beschreibung benommen. — Welche Verwunderung aber: nach Verlauf von einem Jahr empfängt er einen Brief des Inhalts: „Mein Herr! ich erfülle jetzt mein gegebenes Wort: die 500 Franken, welche Ihre Güte mir vor einem Jahr lieh, haben ihren Zweck reichlich erfüllt, und eine arme Familie aus ihrer Verschuldung, ihrem Elend gerissen. Ich bin jetzt wieder bei Credit, und meine Werkstatt steht nicht mehr müßig. Geld und Zinsen liegen bei dem Advokaten ** deponirt, und sind gegen diesen Brief in Empfang zu nehmen. Gott möge Ihnen lohnen, Sie haben mich gerettet! Denen Sie damals meine Dreistigkeit erzählten, erzählen Sie jetzt auch meine Ehelichkeit, sonst aber lassen wir einen Schleier über der Sache ruhen!“ — Das Geld war wirklich von einem Unbekannten deponirt worden, und wir wünschen, daß jede Anleihe so richtig bezahlt werden möchte, wie diese des Unbekannten, der sich

freilich mit einer durchaus nicht zu billigenden That half.
Fr. Neumann.

* Cholera.

So verschieden die Ansichten der Aerzte über die Cholera auch sein mögen, so ist doch gewiß, daß sie sich nur durch Ansteckung verbreitet. Russische Krieger brachten sie aus dem Kriege gegen die Türken in ihr Vaterland. Sie trugen solche in das Königreich Polen. Preußen stellte ihr einen Cordon entgegen, der aber leider seine Wirksamkeit verlor. Memel, Danzig, Königsberg, und neuerdings Thorn, liefern die traurigsten Folgen davon. Bei solchen Umständen darf es nicht wundern, daß auch in andern Orten, wie z. B. in Elbing die Krankheit ausbrach. Man sagt sie mache Sprünge, da gewiß, wenn man ernstlich wollte, sich ehender ergeben würde, sie sei durch einen russischen Armee-Verpfleger dorthin gebracht. Rußland soll die Quarantaine aufgehoben haben. Wäre dieses gegründet, so könnte es nur deshalb sein, weil die Krankheit durch den Krieg schon über ganz Rußland verbreitet wäre. Denn wo sie ist, bedarf es keiner Anstalten sie zu verhindern. Es ist wahr, die Sperrung gegen diese fürchterliche Krankheit hat vielen Nachtheil zur Folge. Gegen die Krankheit ist sie aber wie nichts zu rechnen. Denn wo diese einmal ist bleibt sie Jahre lang. Wer eine Festung nicht vertheidiget weil eine Belagerung Ungemach mit sich führt, sondern lieber all sein Hab' und Gut, ja Leib und Leben in die Hände seines Feindes geben wollte, dem könnte man keinen gesunden Verstand beilegen. So auch denjenigen nicht, der nicht suchen wollte sich gegen die Cholera zu sichern. — der — — —

In dem Unterhaltungsblatt No. 61 steht ein Aufsatz, man solle den Verwundeten und Kranken in Polen keine Hilfe angedeihen lassen.

Ein Christ kann diesen Aufsatz nicht geschrieben haben. Derselbe hat auch, wenigstens nicht am 13. Sonntag nach Trinitatis, in einer christlichen Kirche predigen gehört. Verwundete und Kranke soll man nicht pflegen? Abscheulicher Gedanke. Um zeitlicher Furcht soll man die göttlichen Gebote mit Füßen treten? Russen und Polen sollen wir in ihren Krankheiten ohne Hülfe umkommen lassen, weil der russische Kaiser das Gegentheil übel nehmen könnte! Kranken und Verwundeten beizustehen ist ein göttliches Gebot, kein weltlicher Herrscher kann und wird etwas dagegen einwenden, selbst wenn er ein Barbar und kein Christ wäre. Was mag die Redaction vermocht haben, den unchristlichen Aufsatz aufzunehmen? Es ist auch nicht gegen Natur- und Völkerrecht, wenn wir den Polen Schutz- und Trugwaffen liefern wollten. Als der russische Gesandte in Wien, laut der Dorfzeitung sich beschwerte, die Wiener Bürger tränken ihr Bier auf die Gesundheit der Polen, antwortete die österreichische Regierung: für ihr Theil sey sie freilich nicht recht zufrieden mit den Polen, aber sie könne ihren Bürgern nicht wehren, daß sie anderer Meinung seien, und das beim Glase Bier ehrlich aussprechen.

Zum Besten Europas und insbesondere für Deutschland wünschen wir, daß die drei Mächte, welche dem Blutvergießen in Griechenland ein Ende machten, oder die fünf großen Mächte, welche dem Blutvergießen in Belgien ein Ziel setzten, doch baldigst sich der Sache in Polen annehmen mögen, damit das Blutvergießen aufhöre und der Cholera ein Ziel gesteckt werde.

* F r a g e.

Das Wasser des Brunnens in der großen Wagensstraße ist seit vielen Jahren durch eine statt gehabte Verunreinigung der Quelle, zum Genuß

für Menschen unbrauchbar geworden. Warum wird, da alle bisher zur Abhülfe verwandten Kosten vergeblich gewesen sind, dieser Brunnen nicht verworfen und dafür in der Nähe ein neuer gegraben, um die Anwohner der Wagensstraße und eines bedeutenden Theils der Langenstraße der lästigen Nothwendigkeit zu überheben, sich von fern gelegenen oder Privat-Brunnen mit gesundem Trinkwasser zu versorgen? Sind die zum öfteren deshalb bei der Behörde geführten Beschwerden etwa keiner Beachtung werth? oder ist dem Staat eine neue Brunnenanlage zu kostspielig? —

M i s c e l l e n.

Bei den Ereignissen in Brüssel im September 1830 geschah es, daß, nachdem die holländischen Truppen bis zum flandrischen Thore vorgebrungen waren, sich Factionaire zeigten, welche die Farben des Aufstandes abgelegt und die Nummerschilder der Bürgergarde wieder aufgeheftet hatten; ferner Leute vom Pöbel, welche alle Materialien der Barricaden wegräumten, um den Truppen den Einzug zu erleichtern; Andere empfingen diese Letztern mit Freuderufen und mit Zeichen des Wohlwollens. Allein — es war dies Alles nur eine Schlinge der treulossten Art, in welche die Holländer, solches nicht ahnend, gingen. Man trieb die Verstellung so weit, daß man den Soldaten sogar Erfrischungen brachte. Damen von hohem Range standen, wie gemeine Weiber, mit Wein- und Bierflaschen vor den Thüren der Wohnungen und streckten sie den Soldaten hin, und während nun diese tranken, durchbohrte man die Wehrlosen oder schoß sie mit den Pistolen nieder!! — Als in denselben Tagen des Septembers zwischen den Holländern und den Brüssellern eine Versöhnung eingeleitet worden war, eilten die intriganten und wüthenden Factionaire erßen

Ranges herbei und weckten die Leidenschaften von neuem auf, so daß auch das Gefecht wieder begann. Es zeigte sich nun auch, daß viele Frauen alte Bekannte unter den Holländern in eine Falle gelockt hatten, um sie, unter dem Scheine friedlicher Vergleichung, zu ermorden oder gefangen zu nehmen. Die Baronesse Duval bedrohte ihre eigenen Söhne mit dem Tode, wenn sie nicht auf die Holländer schießen würden; ja sie selbst rühmte sich, mehrere ihrer guten Bekannten unter diesen eigenhändig erlegt zu haben. (Münch's „Aethica.“ 1831. 3. S. 52. 53. 59. 60.) — Es gibt also auch unter dem weiblichen Geschlechte und in Europa — Cannibalen!

Criminaljustiz in der Schweiz.

Ein Aufsatz in der preussischen Staatszeitung 1830 vom 3ten März zeigt, daß der Criminalproceß in der Schweiz, besonders in den kleinen Cantonen, noch sehr unvollkommen und der jetzigen Zeit nicht entsprechend geführt wird. Der Verhörrichter kann noch *Territiones verbales et reales* anwenden. Die letztern sind Schläge, und auch wohl, in Uri z. B., glühender Schwamm. Ehe noch der Verbrecher überwiesen ist, liegt er im schlechtesten Gefängnisse. Von eigentlicher Vertheidigung ist kaum die Rede, denn der damit beauftragte Anwalt darf nur einige Tage dazu verwenden, und indeß sich protestando verwahren, daß er durch die Vertheidigung nicht die Ehrlosigkeit theile, welche den Angeschuldigten trifft, ehe er noch verurtheilt ist. Steht es jetzt noch so daselbst, so dürfen wir uns freilich nicht wundern, daß vor 50 Jahren in Zürich ein Joh. Heint. Waser hingerichtet wurde, weil er an Schläger in Göttingen für dessen Briefwechsel über den züricher Kriegsfonds und die Beschaffenheit desselben einen ta-

delnden Aufsatz eingesendet hatte. Der letztere, fast unglaubliche Fall wird actenmäßig in der „*Helvetia*,“ einer arauer Zeitschrift, 1828 im zweiten Bande S. 288 bis 414, erzählt.

B u n t e s.

Hahnemann nennt das *Miasma* der Cholera „menschenmörderische, unseren Sinnen entfliehende lebende Wesen;“ ein Hamburger Arzt, D. Barriess, spricht sich deutlicher aus und nennt es „diminutiv Bestien“ oder „Aggregationsverbindungen zur Animalisation.“

Die Bewohner Hindostans, Christen, Hindu, Parsen, Muhamedaner und Juden, verlangen jetzt gemeinschaftlich, fußend auf das uralte ewige Menschenrecht, Emanicipation zum freien Staatsbürgerthum.

Das Regiment der Heiligen hat wieder drei Recruten erhalten, darunter eine gottselige Nonne. Die Creation geschah unlängst in Rom.

„Mit welchen Rechtfertigungsgründen wird die europäische Diplomatie vor den Richterstuhl der Geschichte hintreten, wenn sie die Londoner Protokolle in der einen Hand trägt, und in der anderen die Karte des Landstriches, wo einst Menschen wohnten, wo Krieg und Seuchen wütheten, wo Polen war?“ (Ar. Bl. d. B. H.)

Drei Vierteltheile des Grundeigenthumes in Spanien, mit Inbegriff der Güter der Geistlichkeit, sind unveräußerliche Majorate. — Darf man sich da noch wundern, daß die Nation bei einem reichen Boden bettelarm ist?

Der Sohn des Marschalls Ney ist, wie sein Vater, auch ein Vorbild, aber freilich in anderer Art. Der Vater war der Brave der Bravsten, wie ihn Napoleon nannte; der Sohn ist der Sturzhafte der Sturzer. Der Vater stand an der Spitze einer Heldenschaar, der Sohn ist Vorsteher des Cravattencubbs in Paris. — Ein neuer Beleg, wie lahm das Sprichwort vom Apfel, der nicht weit vom Stamme fällt, ist.

A n e k d o t e.

Ein Sänger in einer kleinen Stadt Englands wurde wegen Aufwiegelung des Volkes zur Untersuchung gezogen.

Nachdem er des Vergehens überführt worden, machte ihm der Richter sein Urtheil mit folgenden Worten bekannt:

„Ich bin das Organ der Gesehe, daher will ich Euch das Urtheil durch eine Octave eröffnen. Eure Cadenzen können keinen Anspruch auf Weichheit machen. Ihr bezwecket, die Constitution in einer Pause umzustürzen und ich darf daher nicht anstehen, Euch dafür nach dem Takt zu bestrafen. Hütet Euch in Zukunft vor dem Horne der Verführung, das immer von einem rauhen Bierbaß accompagnirt wird. Ihr habt die Scala Eurer Dissonancen durchlaufen um die lobenswerthen Leistungen und Aufführungen von Sr. Majestät Musikchor zu bekritteln. Wenn seine Presto's, Allegro's, Andante's, da Capo's gemacht werden sollten, weil deren Reihenfolge ein für allemal fest gesetzt ist, so widerseht Ihr Euch solchem mit Eurem Contrapunct und hättet gern Alles in einen andern Schlüssel

umgesetzt. Dennoch konnten eure schlechten Compositionen die Harmonie des Gouvernements nicht stören, noch es aus dem Ton bringen. Ich verurtheile Euch daher: daß Ihr hundert Tage in Eridewall eingesperrt werden und während dieser Zeit auf Eurem Resonanzboden von kunstgeübten Händen alle acht Tage regelmäßig der Takt geschlagen werden soll; das wird Euch hoffentlich lehren, künftighin das Tempo besser zu beachten und nicht so in den Tag hinein zu phantasiren.“

K. Müchler.

* Satyrische Andeutungen,

von S.

Nro. 1.

Jüngst kehrte ich zurück von einer weiten Reise und sah, wie man ein Haus, das längst baufällig war,

Ausbessern wollte, und nach einer alten Weise, Die ich schon also trieb durch manches lange Jahr, Erkundete ich mich, was man zu thun gedenke. Da redete ein Freund, der damals bei mir stand, Mich an: „Damit nicht ganz es in Ruin versänke, Hat man beschlossen, da man's endlich nöthig fand, Es zu erneuern; doch das, was ein Jeder rüget, Ist: der Besitzer ist von Grillen also voll, Daß er in dem Edict die Clausel beigefüget:

„Man ändre Nichts am Haus.“ Das ist doch wahrhaft toll.

Auflösung der siebenföbigen Charade in Nro. 61:

B a s s o p a u n e n = T o n l e i t e r.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 56.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 7. August 1831.

Ach, vorüber sind sie mir geflogen
Diese Kinderstunden in des Thals Asyl
Doch noch glänzen sie aus fernem Bogen,
Mild von holdem Dämmerlicht umzogen,
In des Lebens Schwüle still und kühl.

* **A n E b i l k o n .**

Von Peregrinus (Schloßmann.)

In der Wehmuth heilige Asyle,
Tief umschleiert vom Cypressenhaar,
Allen Traurigen zum stillen Ziele,
Flüchtet sich mit schaurigem Gefühle
Ietzt mein Geist, der einst so fröhlich war,
Wie in altergrauen Kirchhofmauern
Will ich einsam mit mir selber trauern,
Daß ich, ach, so weit von dir geflohn,
Schönes, liebes Thal, mein Ebilkon.

Schönes Dorf, das einst in bessern Zeiten
Oft des Sängers Liedermund genannt!
Dorf, in welches jetzt aus Bremens Weiten
Stets des Herzens Wünsche mich geleiten,
Eines Herzens, das dir gut bekannt!
Aus des Herzens liebevollem Borne,
Schwer verlegt von des Unglücks Dorne,
Fühet dir der bange Seufzer zu:
Nur in deinem Thale fand' ich Ruh.

Ruhe fand' ich wohl in deinem Thale,
Wo ein Kinderhimmel mir geblüht.
Froh berührt von der Grinn'ung Strahle,
Sah' ich noch die unschuldvollen Maale,
Wo Gesträuche dort den Bach bekränzt.
Rosenzweige rissen wir von Hecken,
Stirn' und Brust mit Rosen zu bedecken:
So hinunter in den Silberbach,
Und wir schwammen bunten Fischen nach.

Wann das Laub im großen Buchenhaine,
Der des Seegestades Hügel kühlte,
In des Sommerabends Purpurscheine
Peitrer grünt: im fröhlichen Vereine
Ward des Lebens hohe Lust gefühlt.
Streifend durch's Gehölze hin und wieder,
Saken wir zu Heidelbeeren nieder,
Bis der Abendglocke milber Klang
Und zur Heimat rief dem See entlang.

Oft verliefen wir nach allen Seiten
 Boneinander uns mit Fleiß im Wald.
 Sonnenlicht sollt' uns die Richtung deuten,
 Daß wir in den großen Waldbesweiten
 Dort uns fänden, wo der Artschlag hallt.
 Wer nicht pünktlich kam zur selben Stelle,
 Ward gewaschen in der kalten Quelle,
 Die den Saum der grünen Walbung neigt
 Und mit Nieseln mild das Ohr ergöht.

Ah, vorüber sind sie mir geflogen
 Diese Kinderstunden in des Thals Asyl;
 Doch noch glänzen sie aus fernen Bogen,
 Mild von holdem Dämmerlicht umzogen,
 In des Lebens Schwüle still und kühl.
 Diese Stunden kehren nimmer wieder,
 Und der Jubel unschuldsvoller Lieder,
 Der des Thales Fluren einst belebt,
 Ist zu bessern Zonen längst entschwebt. —

Andre Zeiten! und mit schwerer Bürde
 Sah ich wieder meines Dörfleins Thal;
 Denn ich kam mit priesterlicher Würde
 In den Tempel folgt' aus Haus und Hürde
 Mir der Reich' und Arme allzumahl.
 Herzlich floß aus meinem Priesterermunde,
 Mit dem Glauben in getreuem Bunde,
 Was Erlösung in die Seele quillt,
 Und des Herzens Durst für immer stillt.

Und hinauf zu jenem Gottessohne,
 Unser Wanderlebens Ziel und Stab,
 Der einst niederstieg von seinem Throne,
 Blutend, sterbend die Erlösungskrone,
 Wie ein Gott nur lieben kann, uns gab!
 Dort hinauf sah ich mit freud'gem Beben
 Aller Blicke tröstend sich erheben!
 Von der Erdscholle himmelwärts
 Hob verebelt sich des Landmanns Herz.

Glücklich in der Thalbewohner Mitte
 Deren Geist zum freyen Lichte trat,
 Fördert' ich der Wahrheit heil'ge Schritte,
 Stieß zurück des Aberglaubens Tritte
 Aus der schlauen Siebenhügelstadt.

Hinterm Pflug soll auch der Landmann denken,
 Nicht im Staube den Verstand versenken,
 Denn des Glaubens reines heil'ges Licht
 Scheut die Prüfung eines Denkers nicht.

Jetzt vom heimatlischen Herd' gerissen,
 Von des Glends rauher Hand geführt,
 Muß ich, irrend in der Fremde, büßen,
 Daß nach Pflichtgefühl, Recht und Gewissen
 Ich das Volk geführtet unverwirrt.
 „Kreuzigt ihn!“ hört ich die Bongen lärmern,
 „Soll den Reher noch die Sonne wärmen? —
 Ach die Priester einer bessern Welt
 Sind Dämonenpriestern bloßgestellt!

Und ich floh, und wollte Männer finden,
 Welche, frey von Roms Gewissenszwang,
 Nicht dem Köhlerglauben jener Blinden,
 Ihrer Andacht heil'ge Kränze winden —
 Männer, die so ganz mit heißem Drang
 In dem Christenglauben, Hoffen, Lieben
 Ohne Furcht und Bank sind fest geblieben,
 Die ihr Volk an väterlicher Hand
 Blendlos ziehn in's bes're Heimatland.

Und ich fand die Männer. Licht und Leben
 Athmete ihr Willen, ihre That;
 Und dem Glauben fest dahin gegeben,
 War ihr erstes, war ihr höchstes Streben,
 Selbst zu thun, was Gott geboten hat.
 Durch des Beyspiels reizende Bewegung
 Säeten sie in's Volk die schöne Regung:
 Treu der Hoffnung auf ihr Sternenland
 Fortzuwallen an der Tugend Hand.

Doch für mich — mocht' auch ein Stern erscheinen,
 Heiter lächelnd auf mein Mißgeschick —
 Vipernbiß aus Südens finstern Hainen,
 Molschgeschriß aus frömmelnden Vereinen
 Schreckten schnell den holden Stern zurück.
 In die Urne abgeschiedner Schatten,
 Auf des Friedhofs traurig stillen Matten
 Glimmert bald der Hoffnung Lichtlein aus,
 Schwarze Sorge stürmt mein Pilgerhaus.

In der Behmuth heilige Asyle,
Tief umschleiert vom Cypressenhaar,
Allen Müden, Traurigen zum Ziele,
Flüchtet jetzt mit schaurigem Gefühle
Sich mein Geist, der einst so heiter war.
Könnst' ich nun zu deinem Thale eilen,
Ja, du würdest meinen Kummer theilen!
Doch zu weit bin ich von dir geflohn
Schönes, liebes Thal, mein Exil!

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Der Kerker öffnete sich. Ein Qualm von
ekelhaftem vermischten Gerüchen, wie von Morast
und faulendem Fleische, kam dem Eintretenden
Herzog entgegen. Eine pestartige, dicke Luft er-
füllte diesen unterirdischen Kerker, worin die
Mutter mit ihrem Säugling am nassen Stein-
boden ausgestreckt lag und schlummerte. Der
Unglückliche hat nichts Besseres als den Schlaf.
Hier bricht sich die ungestüme Hitze der Verfol-
gungen für eine kurze Zeit, und wird zum kühl-
enden Schatten, unter dem sich der müde Leib
erquickt und die bange Seele, dieses himmlische
Kind, in süßer Vergessenheit der erlittenen We-
hen, schwebt in dem blühenden Irngarten der
Phantasien und bekommt neuen Schwung und
neue Dulderskraft. Wenn Ihr daher, o Hasser
und Lebensquäler, wo Ihr immer seyd! es nicht
über Euch vermögt, Haß und Rache aufzugeben,
o so gönnt doch Eueren Verfolgten wenigstens den
Schlaf! gönnt ihm den balsamischen Schlaf! Die
Natur erbarmet sich der Leidenden; ihr Erbarmen
heißt Schlaf! Wie beschämend klein ist also der
Wüthrich, welcher sich stolz den Beherrscher der
Natur und den Unsterblichen nennt, und nicht

einmal die stille Größe der erbarmenden Natur
an sich hat oder übt.

Das rührende Aussehen der zwey Unglückli-
chen auf dem nassen Boden, die blaß und abge-
härmt da lagen und nur durch ihr tiefes und
angestrenktes Athemholen ein Zeichen des Lebens
gaben, rührte den Herzog nicht. Er stieß die
schlafende Mutter mit seiner Schwertklinge un-
sanft an. Sie erwachte und sah wer vor ihr
stand; aber Sprache und Thränen hatte sie keine
mehr. Sie blickte ihn an und versuchte ihre
Hand auf ihr Herz zu legen, als Zeichen, daß er
sich möge erweichen lassen, von so hartem Urtheil
abzusehen; dann deutete sie auf das Kind und
dann gegen Himmel. Hätte die arme Mutter
weinen können, es wäre geschehen: der Schmerz
über ihr und ihres Kindes Elend arbeitete in ih-
ren vom Hunger entstellten Gesichtszügen und in
ihrer hoch sich hebenden Brust; aber keine Thrä-
nen kamen mehr in ihre dunkeln Augen. Bey
allen diesen Bewegungen der Mutter, die sich
der Herzog ganz gut zu deuten vermochte, lachte
er, und streifte sein Schwert, obschon mit leicht-
ter Verletzung, am nackten Halse der Unglückli-
chen, daß es rothe Streifen zog. Warum, fragte
er endlich spöttelnd, warum rufst du in deiner
großen Noth nicht deinen Gott an, daß er dir
helfe? Man sagt ja, wenn die Noth am Höch-
sten sey und der Mensch alle erlaubten Mittel,
die ihm zu Gebote stehen für seine Rettung ver-
sucht, aber umsonst versucht habe, dann helfe
Gott. Diesen Spruch will ich auf die Probe
stellen, ob er wahr und sichhaltig sey. Du sollst
vollends verhungern, Weib! Laß sehen, ob dich
Gott auch, wie einst den Propheten Elias in der
Wüste durch Raben speisen läßt, und ob sein viel-
gepriesener starker Arm dich errette? Die aber,
so von deinem Tode hören, sollen zittern und in
Furcht ihre Zunge wahren, daß nicht aufrühreris-

sche Gedanken wider ihren Landesfürsten über diese Brücke zu meinen Ohren kommen! — Der Herzog wandte sich und ging; mit nassen Augen und einem Aufblick zu Gott schloß der alte Kerkermeister den Kerker zu.

Als der Herzog in sein Gemach schritt, trat der edle Sängersjüngling zu ihm heran und bat ihn zitternd um die Vergünst, ihm eine Bitte vortragen zu dürfen! „Sprich, schöner Jüngling, was willst du? Laßt deine Bitte nicht wider Pflicht und Ehr' und Recht, so rede, und hoffentlich erfüllt dein Herzog deine Bitte.“ Gestrenger Herr Herzog, bat Julius, laßt die Mutter mit dem Kinde frey! Verfolget nicht, auf daß Ihr auch nicht verfolgt werdet! Hat die Mutter gefehlt, so hat sie längst und doppelt und hart genug gebüßt. Laßt sie frey zurück an ihren häuslichen Herd! sie wird in Zukunft weiser und wird dankbar seyn. Gebt von oben herab das Beyspiel der Liebe und Güte, so wird von unten herauf das Beyspiel des Gehorsams und einer treuen Anhänglichkeit an Mailands Herzog entgegenkommen. Nicht slavische Furcht, sondern weiser Ernst und Liebe erzieht ein treues Volk. O schon, edler Herzog, der Mutter und des Kindes! wer weiß, wo Euch diese Rettung gut kommen mag. Ihr sagtet einst, daß ich Euerm Herzen werth sey? Zeigt hier, daß Ihr ein Herz habt: gebt die dem gräßlichen Tod Geweihten frey! —

Unmöglich! erwiderte der Herzog, welcher wirklich den schönen, ritterlichen Sängersjüngling zu lieben schien, da er sich nicht im mindesten über dessen kühngestellten Worte erzürnte; unmöglich ist's, denn du kommst zu spät! Mein Wort zu ihrem Tode habe ich gegeben. — O brecht der Schlechtheit Wort, das nicht bindet den, der da ehrlich und fromm ist! um des Himmels Willen brecht es! An Euerm Ja oder

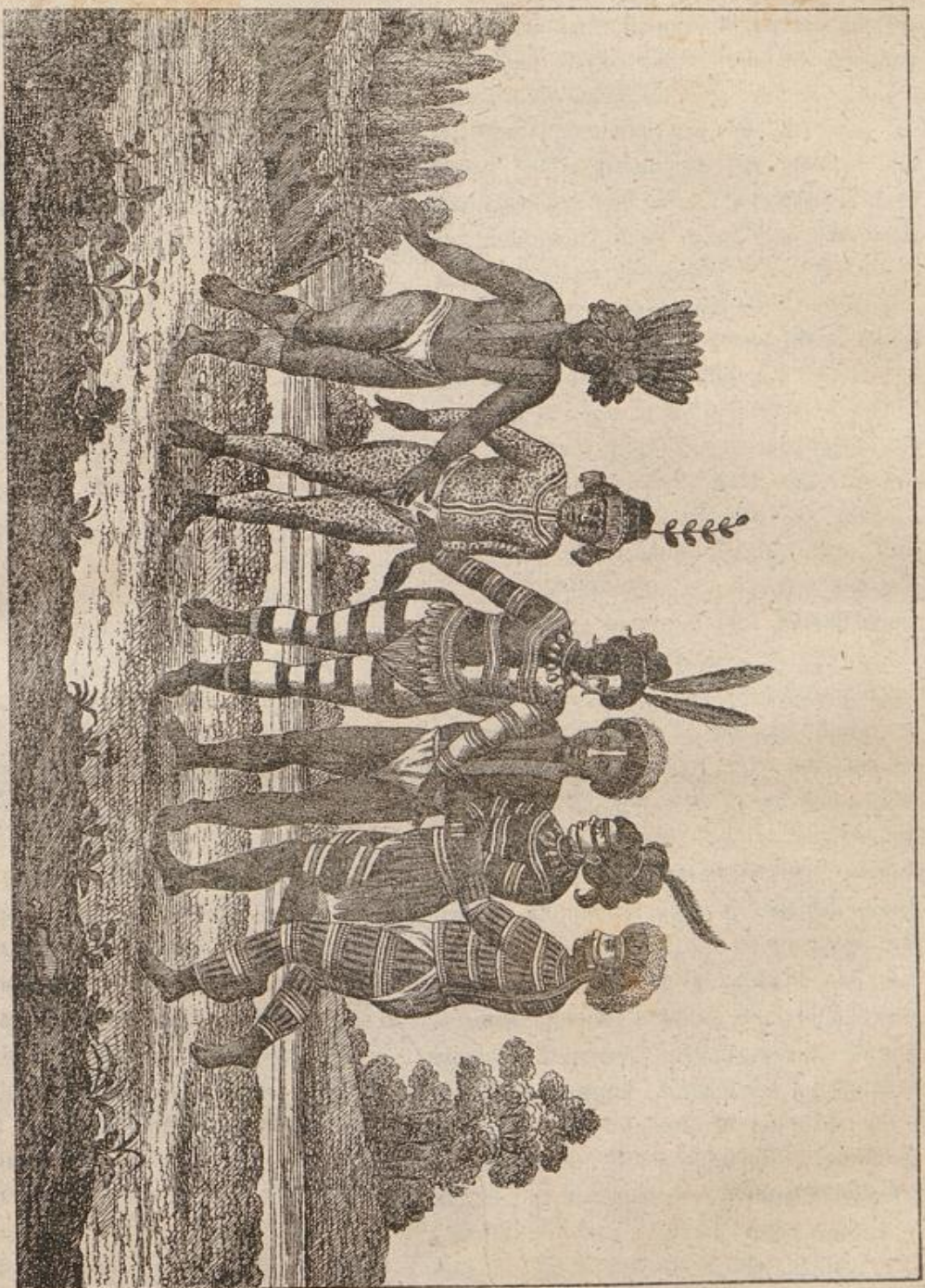
Nein hängt für mich Himmel und Hölle, denn die Ihr morden wollt, die gräßlich mit dem Tode ringen, sind meine Mutter! meine Schwester. Ich wurde einst meinen Eltern just da ich am Saume des hier nahgelegenen Waldes als Kind mit Blumen spielte und meine Mutter in's Haus getreten war, um etwas zu holen, von einer Zigeunerin geraubt und nach Hohenrhatens Bergen geschleppt. Der reiche und mächtige Freyherr von Wag kaufte mich um einige Goldstücke der häßlichen Diebin ab, welche mich, da ich immer über ihr schwarzbraunes, verzerres Angesicht erschrocken, schrie und weinte, meiner überdrüssig in's Schloß getragen hatte. Ich gefiel dem alten Freyherr in meiner Unschuld und Kindlichkeit. Die Zigeunerin mußte ihm Namen und Aufenthalt meiner Eltern nennen, damit ich wieder in ihre Arme käme. Als die schändliche Diebin alle nöthigen Aufschlüsse gegeben, gestand sie, daß sie mich nur aus Goldgier gestohlen habe und daß sie dieses Handwerk schon Jahre lang treibe; daß sie es mit gutem Gewissen treibe, da ja die großen, christlichen Herren auch Söhne aus der Eltern und Geliebten Armen rissen, um sie in ihren oft ungerechten Kriegen umbringen zu lassen. Der Freyherr gab ihr das Gold und ließ sie mit ihm darauf in den tiefen Schloßbrunnen werfen. Diese Raubgeschichte theilte mir Herr von Wag in späteren Jahren mit; auch ließ er öfters forschen nach dem Aufenthalt meiner Eltern, aber vergebens.

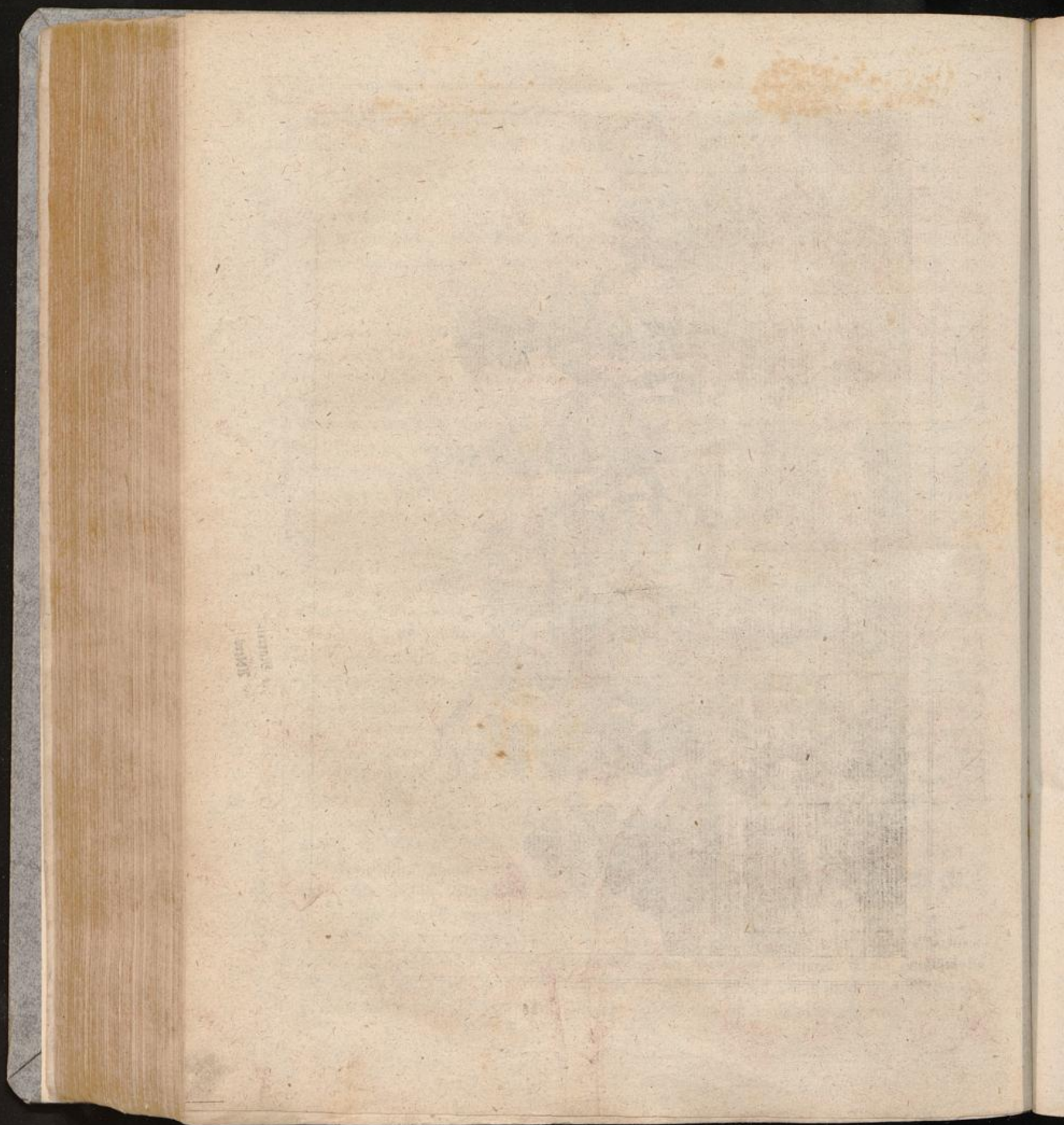
(Die Fortsetzung folgt.)

Tanz der Eingebornen von St. José in Neu-Californien.

(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Unsere heutige Abbildung macht uns mit den Bewohnern desjenigen Theils von Amerika bekannt, welcher am spätesten entdeckt und bis jetzt noch am wenigsten bereiset ward.





Californien wurde im Jahr 1534 unter Leitung des Ferdinand Cortez von Hernando de Grijalva entdeckt, für Spanien in Besitz genommen, und theilt sich in Alt- und Neu-Californien.

Alt-Californien ist eine lange schmale Erdzunge die von dem californischen Meerbusen (auch das Meer des Cortez, oder rothes Meer genannt) und dem östlichen Weltmeere gebildet wird. Neu-Californien, ebenfalls nur ein schmaler Landstrich, erstreckt sich vom Hafen St. Francisco bis St. Diego und liegt zwischen der Provinz Sonora und dem östlichen Weltmeere. Alt- und Neu-Californien zusammen, enthalten 3998 □ M. und etwa 45,000 Einwohner.

Das Land ist sehr gebirgig, meistens dürr und unfruchtbar. Im Süden (Alt-Californien) ist die Hitze und Dürre so groß, daß fast alle Vegetation gänzlich aufhört; hingegen im Norden (Neu-Californien) ist der Boden desto ergiebiger und liefert Weizen, Mais, Roggen, oft 50 — 100 fältig. Die Ortschaften in Californien sind entweder Missionen der Dominikaner und Franciskaner, oder militärische Posten am Meere wo sich Häfen befinden. Alt-Californien enthält 15 solcher Missionen, wo etwa 2000 Indier in festen Wohnplätzen wohnen. Die übrigen Bewohner sind Jäger von wildumherschwärmender Lebensart und erbitterte Feinde der Spanier.

Neu-Californien ist neben seiner größeren Fruchtbarkeit auch bevölkerter und cultivirter als Alt-Californien. Es enthält 18 Missionen und fast in jeder derselben leben 600 — 1000 neubekehrte Christen, zu deren Schutze gegen die Wilden 6 Präsidien mit 2 — 300 Mann Reiterei bestehen. Die Franciskanermönche, denen das Missionsgeschäft hier übertragen ist, behandeln die Neubekehrten menschenfreundlich und nach-

sichtig, und halten sie zum Feldbau und zur Industrie an. Pferde und Hornvieh leben in zahllosen Heerden im Freien.

Im Allgemeinen sind die Californier an Gestalt schlecht gebaut und sehr häßlich. Nur ihre Zähne sind sehr schön. Ihr Haar ist straff und pechschwarz. Bart spürt man nur wenig und ihre Augen sind äußerst klein. Sie tragen sich sehr gerade, sind fertige schnelle Fußgänger, und so gelenk, daß sie mit den Zehen Steine und andere Kleinigkeiten aufheben.

Ihre Sprache ist höchst dürftig, so daß sie für viele Dinge keine Benennungen haben, wie z. B. für: Tod, Wetter, Kälte, Hitze, Freund, Friede, Ehe. Von Charakter sind sie gefühllos, undankbar, träge und furchtsam. Lug, Trug und Dieberei sind ihnen wie angeboren und dennoch zeigen sie, namentlich beim Stehlen keinen geringen Grad von Schlaueit.

Sie haben einen so unbegreiflichen Hang zur Faulheit, daß sie sich todtkrank stellen und die letzte Dehlung verlangen, bloß um den Urbeiten, wozu die Missionaire sie anhalten zu entgehen. Einer Namens Clemens (erzählt von Cober) wollte aus ähnlicher Absicht den Sterbenden spielen. Da er aber nie einen Menschen sterben sah, so ahmte er das sterbende Vieh durch Herausstreckung der Zunge u. so natürlich nach, daß ihm daher stets der Beinamen Clemens Vacca verblieb. Diese unerhörte Faulheit macht sie auch zu den unreinlichsten Menschen von der Welt, da sie sogar ihr eigenes Ungeziefer verzehren.

Wie unter solchen Umständen ihre Wohnungen und überhaupt ihre Lebensweise beschaffen sein mögen, kann man sich denken, und man muß staunen über die Mühe und die Geduld der Missionaire, die dennoch einen großen Theil dieser Thiermenschen in Thätigkeit und Ordnung zu erhalten wissen.

Das einzige was dieses träge Volk gerne thut und wozu es die körperliche Anstrengung nicht scheuet, ist der Tanz, welchen unsere Abbildung darstellt. Hierzu schmincken sich die Tänzer den ganzen Körper mit Kohlen, rother Thonerde und Kreide, und lassen sich den Rücken mit verschiedenen regelmäßigen Figuren bemalen. Einige bekleben sich auch über und über mit allerlei bunten Pflaumfedern, wodurch dann ein solcher Mensch das Ansehen eines affenähnlichen Thieres erhält. Den Kopf und die krausen Haare zieren sie mit Flügelfedern und Baumreisern, und Hals und Ohren werden mit allerlei Zierrathen, mit Muscheln und Perlen geschmückt. Unter den Tänzern, sehen wir auf unserer Abbildung auch einen, der sich eine spanische Uniform mit Kragen und Aufschlägen, nebst Stiefeln, Strümpfen, Beinkleidern u. auf den bloßen Leib gemalt hat.

Bei ihren Tänzen bleiben sie fast immer auf einer und derselben Stelle stehen, und suchen theils mit Bogen und Pfeilen, theils mit Federn in den Händen und auf dem Kopfe, während eines taktmäßigen Springens, unter mancherlei Bewegungen des Körpers und Verzerrungen des Gesichts, Scenen des Kriegs oder häuslichen Lebens darzustellen. Der Tanz hat sonst wenig Abwechslung und wird von Gesang und einer Klapper begleitet. Zuweilen stellen sie auch, um ihre Wuth und Kampfbegierde auszudrücken, eine Stroh-Puppe in ihre Mitte, tanzen um sie herum und durchbohren sie zuletzt mit Spießen und Pfeilen. Reisende behaupten, daß sie sahen, wie die Tänzer bei dieser Gelegenheit glühende Kohlen nahmen und sie verschlangen.

Unwürdige Vortheilsucht.

Wenn wir in Deutschland überall das Verlangen nach Pressfreiheit wahrnehmen und in der-

selben allerdings das beste Schutzmittel für gute Einrichtungen, die beste Hoffnung zu allmählicher Beseitigung der Mißbräuche finden, so muß die Pressfreiheit auch vor allen Dingen dahin streben, sich selber die Geseglichkeit und die Vernunft zu seyn. Demnach hat sie kräftig dagegen zu kämpfen, wenn die Presse benützt wird, um die Menschheit irre zu führen, in welchem Gebiet es seyn mag, und ohne Schonung gegen die zu sprechen, welche dergleichen Irrfahrten um des niedrigsten Vortheils willen veranlassen. Ein solcher Fall ergiebt sich in einer Ankündigung der Broschüre: „der Sybillen Weissagungen und Prophezeiungen oder Salomonischer Schlüssel zur Zukunft u. s. w. Hanau 1831. In Commission der Buchhandlung von Friedrich König.“ Nicht genug, daß der Titel selbst schon dahin trachtet, den Aberglauben zu locken, damit er — vier Groschen zahle, also wenigstens eine Bestärkung seiner Albernheit wohlfeil erkaufe, so hat man noch folgende, dem gesunden und ehrlichen Sinn Hohn sprechende Lobpreisung folgen lassen.

„Niemand wird die obige Schrift bei Seite legen, ohne darüber in ein tiefes Nachdenken und Erstaunen versetzt worden zu seyn. Denn es heißt in der Offenbarung St. Johannis Kap. 13, V. 18: „Hier ist Weisheit! Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers: denn es ist eines Menschen Zahl und seine Zahl ist sechs hundert und sechs und sechszig — und das ist der Geist des großen Adlers von der Felseninsel.“

Haben denn Verfasser und Verleger sich nicht geschämt, als sie mit ihrem Titel und ihrer unsinnigen Empfehlung auf die Taschen derer spekulirten, die kepplos genug sind, ihre Narren zu werden? — „Der Geist des großen Adlers von der Felseninsel“ mag im Frieden ruhen; der Welt gab er ihn freilich nicht, die Geschichte

hat indeß dennoch recht, ihn hoch zu stellen; die Menschheit aber wird keine Ursach finden, ihn zum Helden der Humanität zu machen, denn was er unterließ, schwächt seinen Ruhm bei den Tieffchauenden mehr, als seine Thaten ihn erheben. Ihn aber zum Popanz der Mystik, der Frömmerei und des Uberglaubens zu machen, das hat er erstens nicht verwirkt und zweitens halten wir es für ein Verbrechen an der Menschheit, da es dem Wahnsinn und der Unruhe dieser Tage förderlich ist, während wir doch sehr nöthig haben, der Anmaßung und Aufgeregtheit mit aller Ruhe und Vernunft entgegen zu treten, damit das wüthende Heer verkehrter Ideen durch den gewonnenen freien Geist überwunden werde.

W. I.

* Dr. Müller's Biographie:

„Es ist kein Verdienst, Viele gekannt zu haben; Viele erkannt zu haben, ist ein größeres; Vielen theuer und werth gewesen zu sein, leicht das größte!“ Dem wackern Greise Dr. Müller war das letztere Loos in einem hohen Grade zu Theil worden, und darum möchten wir denen unter seinen vielen Freunden, die durch Geist und Herz sich dazu berufen fühlen, es anheim geben, uns den Entschlafenen in seinem eigenthümlichen Leben und Weben recht bald zu zeichnen. Ein lebensvolles Gemälde des originellen Mannes müßte eben so belehrend, als unterhaltend sein. Herr Professor Dr. Weber hat in der trefflichen Grabrede den jugendlichen Greis, der auch ihm theuer war, so treffend geschildert, daß gewiß Mancher mit uns den Wunsch nährt, sie gedruckt zu lesen. Vielleicht könnten, durch eine biographische Skizze im Anhange, jenes Characterbildes einzelne Züge dem unkundigen Leser noch deutlicher vor die Seele geführt und so das rechte Verständniß am besten eröffnet werden.

Urtheile zweier hohen katholischen Geistlichen über die Frömmeler unter den Protestanten.

Hört! — Hört! —

In Rom war ein Preuße von Stande mit einem Cardinal bekannt geworden, und da er in ihm einen aufgeklärten Mann fand, so verfehlte er nicht, ihm seine Ansicht mitzutheilen, daß der Papismus, namentlich in Deutschland, immer mehr an Einfluß verlieren werde. — Lachend erwiederte der Cardinal: lassen Sie das gut seyn; daß das nicht geschehe, dafür sorgen unter Andern Ihre Pietisten.

Als Jemand gegen den katholischen Bischof M. in D. über die Berliner Frömmeler spottete, sagte dieser: ei, die lassen Sie mir in Ruhe, die arbeiten uns in die Hände, ohne es zu wissen.

* Anfragen.

Unter den im Monat Juli eingegangenen Beiträgen für die Missions-Gesellschaft sind auch durch den Jünglingsverein 18 Rthlr. 32 Gr. eingekommen. Man wünscht über diesen Verein, dessen Geist in solchen Gaben der Liebe so erfreulich sich kund giebt, nähere Auskunft.

Das Unterhaltungsblatt enthält, als angenehme Zugabe für seine Leser, in der jeden Sonnabend erscheinenden Nummer die Nachweisung, welche Herren Geistliche und zu welcher Zeit sie Sonntags predigen. Seit einigen Wochen aber sucht man nicht nur bei dem Dom jene erwünschte Auskunft vergebens, sondern auch bei mancher anderen Kirche unserer Stadt muß man sich mit — — begnügen. Woher diese Erscheinung? Jene Nummer des Unterhaltungsblattes wird wahrscheinlich Freitag gedruckt, und da ist

es doch nicht mehr ungewiß, wer am folgenden Sonntag an heiliger Stätte das Wort des Heils verkünden werde.

Dänische Trinkgelage.

Shakespeare's Schilderungen von den Trinkgelagen des Königs von Dänemark scheinen auf sehr gutem Grunde zu beruhen. Howell, der als Secrétaire mit dem englischen Gesandten Leicester im Jahr 1632 nach Dänemark ging, schreibt in einem Briefe:

„Der König ließ unsern Gesandten einst zur Tafel laden. Man saß an solcher von 11 Uhr bis zum Abend, und während dieser Zeit brachte der König fünf und dreißig Gesundheiten aus. Se. Majestät wurden in ihrem Sessel fortgetragen, Lord Leicester hielt die ganze Zeit über sich tapfer, und als zwei Gardisten des Königs kamen, ihn unter die Arme zu fassen und die Treppe hinunterführen wollten, rief er sie bei Seite und stieg allein hinab.“

„Am folgenden Morgen ging ich wegen einiger Depeschen nach Hofe; der König war aber schon ganz früh des Morgens auf die Jagd gegangen, und da ich mich nun zu einem seiner Räte begab, sagte mir die Dienerschaft, als wenn es nichts zu bedeuten hätte und ganz in der Regel sey, ihr Herr sey gestern betrunken gewesen und kaum nüchtern wieder aufgestanden.“

K. Müller.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Billiard-Patronen.

Nach des Professor Friedrich Pohl „Hauswirthschaftliche Neuigkeiten“ (Leipz. 1851 Heft 2.) verfertigt der bekannte Hof-Mechanikus Hr. Amiel in Berlin Billiard-Patronen; d. h. kleine hohle

Cylinder in welche man die Spitzen der Billiard-Queus steckt, um solche durch Umdrehen zu feilen, und sie von den durch das Abstoßen entstehenden sogenannten Wärten zu befreien. Der Zweck soll besser und schneller erreicht und überdies sollen dabei die Queus nicht so abgenutzt werden als durch Feile und Raspel. An sich ist diese sinnreich erfundene kleine Maschine nichts Anderes als eine Hohl-Raspel, die jeder geschickte Schlosser verfertigen kann.

Tabakbau.

In den nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten hat man gefunden, es sey weit besser und mehr Tabak zu gewinnen dadurch, daß man die Blätter abpflückt, wenn die Pflanze erst halb gewachsen ist (d. h. wenn dann der Pflanze einige Blätter genommen werden), als wenn man mit dem Abblättern bis zur vollen Reife der Pflanze wartet, wo dann schon viele Blätter verdorben, und oft selbst die guten in nassen Jahren nicht mehr zu trocknen sind. Die jungen Blätter sind viel edler und lassen sich im Sommer leicht im Schatten trocknen.

Kunstgärtnerei in Petersburg.

In Petersburg wird die Kunstgärtnerei sehr weit getrieben, und wer tief in den Geldbeutel hineinfassen will, kann im Januar grüne Erbsen und Bohnen, und im März schöne Kirschen haben. Spargel wird den ganzen Winter über gegessen.

Portwein.

Die Russen machen sich diesen selbst, indem sie 6 Pinten Obstwein mit 2 Pinten französischen Brantwein und 1 Drachme Pflanzenharz mischen, und dieses Gemisch in engen Gefäßen aufbewahren.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 11. August 1831.

Kindlein, Kindlein liege
Still in Mutterarm,
Hinter deiner Wiege
Lauren Schmerz und Harm!

Daevos.

*** Wiegenlied.**

Schlafe, Liebchen, weil auf Erde
Alles still und nächtlich wach;
Oben walt die goldne Heerde,
Oben wacht der gute Hirt.

In die dunkeln Erdenräume
Weht herab der kalte Wind,
Schaurig schütteln sich die Bäume —
Schlafe, schlafe, liebes Kind!

Schlafe Kind! Dein Lebensmorgen
Ist noch still und himmelvoll;
In der Ferne steh'n die Sorgen —
Schlaf noch, Liebchen! schlafe wohl!

Ach, auf diesen Erdenauen
Schläfst nicht immer süß und milde,
Thränen kommen, zu betheuen
Dieses Sternes Dorngefilde.

Kälte bringt zum Liebesherzen,
Weht die Rosentrichter aus,

Schaurig schütteln dann die Schmerzen
Deiner Seele einsam Haus.

Tröstung suche nicht hienieden
Für der Seele Schmerznacht!
Nur von Oben quillt der Frieden,
Wo der gute Hirt Dir wacht.

Nur im Land' der frommen Träume,
Wo die weißen Kammlein sind
Und die goldnen Blumenbäume
Ist noch Ruh' O schlafe Kind!

Peregrinus.

*** Scenen des Satans**

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Ich gewann meinen guten Pflegerater
und die stille Heimat meiner Berge lieb. In

allen ritterlichen Tugenden erzogen und geübt, doch den wilden Kriegersinn durch die friedlichen Künste der Poesie und Musik mildernd, war mein Jugendleben rein und fröhlich geblieben; nur hätte ich immer gern meine Mutter, meinen Vater, meine lieben Geschwister gekannt; eine dunkle Erinnerung nämlich blieb mir von einem lieben, fröhlichen Kinderkreis am runden Tisch im elterlichen Haus. In die letzte Schlacht, die Euer großer, kühner Feldherr Facian in Graubündtens Bergen gegen meinen Pflegevater lieferte, ging ich banger Ahnungen voll. Der edle Freyherr verlor dießmal und ich wurde Euer Gefangener. Hier, um nicht müßig zu seyn, habe ich meiner Familie nachgeforscht und sie gefunden. Meine Eltern wohnten unter Eueres seligen Vaters Regierung auf dem Lande; erst später zogen sie in's große, geräuschvolle Mailand, wo mancher Namen, wenn er nicht von Adel ist, unbekannt bleibt. Was hab' ich nun? Brüder und Schwestern sind todt! der liebe Vater liegt krank und in Herzenleid zu Hause, unfähig, sich Euerer Hoheit zu Füßen zu werfen und um Gnade und Erbarmen zu flehen! meine arme Mutter und ihr jüngstes Kind ringen bald mit dem fürchterlichsten aller Tode, mit dem Hungertode — wenn Ihr nicht helft. O gebt sie denn frey um Euerer und meiner Seligkeit willen! Laßt sie den verloren geglaubten Sohn in die Arme schließen! laßt sie zum Trost des kranken Vaters, zur Erhaltung des Säuglings, zu Eueres Julius Freude heimkehren, eh es zu spät wird! Der Sängersjüngling fiel dem kalten Herzog zu Füßen und vergoß Thränen der bittern Angst. Kannst du, fragte nach einigem Besinnen der Herzog, kannst du wieder ein schönes Lied mir singen? Und der Jüngling, gleich rege und begeistert, seine Mutter so retten zu können, stimmte die Saiten seiner Laute. Da schellte der Herzog

und sprach heimlich einige Worte zu dem eintretenden Diener. Der Jüngling aber griff in die Saiten und sang:

In Mailands hochgewölbten Säulenhallen,
Von deren Zinnen prächt'ge Blumen wallen,
Warum schleicht durch die Burg ein finst'rer Geist?
Der Weltenherr will segnen Mailands Auen,
Er aber sinnt, mit Blute zu bethauen
Das schöne Land, das jede Lippe preist!

Wähnst Du, daß Mailands Volk den Dränger liebet,
Der, schnell erzürnt, nur blut'ge Rache übet,
Die Tausende dem stillen Frieden raubt?
Beherrscht', o Fürst, zuerst die eignen Schwächen!
Erzürnt, vergieb! so wirfst Du furchtbar rächen,
Denn Du häuflst Gluthen auf des Sünders Haupt.

Merkst Du nicht, Fürst, auf Gottes Liebeszeichen?
Willst Du der Gotteshand die Hand nicht reichen,
Daß Mailands weites, herrliches Gefild
Von seines Fürsten Vaterblick' erhellet,
Stets üppiger durch Gottes Segen schwellet!
Durch Wohlthaten groß wirfst Du der Liebe Bild!

Sieh, überall, wohin Dein Aug' sich wendet,
Vom Lebensmorgen an, bis wo er endet,
Bis hin zur dunkeln, stillen Todtengruft,
Überall will sich der Vater zeigen!
Und würden auch die Menschen davon schweigen,
Der todt' Stein selbst von der Liebe ruft.

Ergehest Du Dich im Schatten der Gebüsche,
Durch deren Zweige in des Abends Frische
Die Sonne goldne Strahlenlichter gießt;
Wenn über grüne, volle Aehrenfelder,
Wenn durch das Dunkel anmuthreicher Wälder
Der frische Hauch der Morgenlüfte fließt.

Wenn alles, alles froh ist! Thäler blühen!
Wenn rings die Berg' im Sonnenfeuer glühen!
Ob Thal und Fld' der muntre Vogel singt!
Wem blüht das Thal? für wen glänzt und erhebet
Sich das Gebirg? Wem tönet sie und schwebet
Des Vogels Stimme, die so lieblich klingt?

Nur Dir, o Mensch! Dir blüht und glänzet alles:
Dir prangt der Silberstaub des Wasserfalles,
Der volle Strom, der Traubenufer frängt.

Dir glänzen dort des Himmels blaue Hallen,
Wo Myriaden Lichterfunken wallen,
Wo Nordlicht prächtig in die Länder glänzt.

Sieh! kalter Nebel sinkt mit schweren Flügeln
Ob stillen grüneschwellten Todtenhügeln
Zum öden, traurigen Cypressenhain.
Sieh weiße Tauben nistend dort verweilen,
Die mit den Todten ihren Frieden theilen,
Und zärtlich sich der stillen Ruhe freu'n.

Selbst dort, wo Gram und tiefe Wehmuth walten,
Will sich mit Trost des Vaters Lieb' entfalten,
Sie ruft den Grambelabnen zärtlich zu:
„Nicht ew'ge Nacht wird Gottes Todte decken;
Am jüngsten Tag' will ich sie all' erwecken,
Doch ihre Seelen leben schon in Ruh.“

Tief in die Gräser auf dem Todtenhügel,
Umrauschet von der Wehmuth finstern Flügel,
Was birgst, o Braut, Dein blasses Angesicht?
Was weinst Du, Mutter, zitternd an dem Steine,
Der, eingesunken, Deines Kindes Gebeine
Nur ärmlich deckt? Ihr Lieben weinet nicht!

Dein Jüngling lebt! Er dessen Lebensrose,
Zu früh entblättert, unterm Leichenmoose,
Dir, ach, ein Born des ew'gen Grams hier ruht:
Ring' nimmer aus, o Braut, die weißen Hände!
Den Thränenblick zum blauen Himmel wende!
Dort droben ist Dein Jüngling. Ihm ist's gut.

Dein Kind — es lebt! sein Staub reißt ohne Sorgen
Hier für der Heimat bessern Lebensmorgen,
Hier in des Friedhofs stillem Ruheport.
Gott nahm den Geist von dieser sünd'gen Erde,
Auf daß er ganz ein Engel Gottes werde!
Welch feyerlicher Trost: er blüht nun dort.

So lächelt überall des Schöpfers Liebe!
Nur Du, o Mensch, erstickt die schönen Triebe,
Die Dir des Vaters weiße Liebe gab.

Wie Du auch seyst, Er kann Dich nimmer lassen,
Doch haßest Du und willst vom Born nicht lassen,
Oft bleibst Du lieblos bis zum Tod und Grab.

O Lehre um! geh nicht auf Hasses Wegen!
Dein Vater läßt den Früh- und Abendregen,
Läßt Sonnenschein auch über Böse geh'n.

Dies Erdenleben ist zu kurz zum Lieben;
Hast Du denn Zeit noch, Brüder zu betrüben,
Die alle ja zu Einem Vater steh'n?

O denk zurück! wenn deines Schöpfers Willen
Du lässig bist, ihn standhaft zu erfüllen,
Nie ist dem Kind der liebe Vater gram.
Erscheint er, Sünder Dir, im Pilgerthale
Mit des Verderbens fürchterlichem Strahle,
Er liebt Dich, wenn er auch strafend kam.

Auch strafend will der Herr Dich nicht verlassen.
Das Rosenlicht der Freude mag erblassen,
Die letzte Menschenstüze breche ein,
Nur hab' Geduld und harre aus! erbarmen
Wird sich der Herr des reuevollen Armen,
Und süß're Freuden lehren nochmals ein.

Rein, Gott verschmäht nicht Reu' und bittre Thränen
Mag sich der Pilgrim auch verlassen wähnen,
Der, ungesehn, ob seinem Schicksal weint:
Wenn ihn des Unglücks wilde Stürm' umsaufen,
Wenn Tiefen hier, wenn Tiefen dort erbrausen,
Einst dennoch ihm die Friedenssonne scheint.

So liebt der Herr. Für Dich, o Mensch, erhebet
Sich Berg und Alp und Blumenbust; es schwebet
Für Dich der Säng' in der hohen Luft,
Dich reißt Dein Gott aus des Verderbens Schlingen,
Dich läßt er nimmer von dem Tod bezwingen,
Einst, liebst Du nur, umfängt Dich Ebens Duft.

In Mailands hochgewölbten Säulenhallen,
Von deren Binnen prächt'ge Blumen wallen,
Wie lang noch schleichst Du hier, o finst'rer Geist?
Der Weltenherr will segnen Mailands Thron,
O wirke, Fürst, mit Frieden zu behauen
Das schöne Land, das jede Lippe preist!

Also sang begeistert zur Laute der edle Sän-
gerjüngling.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schwede auf Rugen.

Erzählung aus der ersten Hälfte des siebzehnten
Jahrhunderts.

„Komm, Bobby, wir wollen dem guten
Großvater entgegen gehen! Gewiß, er bringt
Dir und mir etwas mit aus Sagard.“ — So

sprachen die rothigen Lippen eines in der herrlichsten Blüthe prangenden Mädchens zu einem etwa vierjährigen Knaben, der nun ein kleines Rindenschiff auf einem Gefäße mit Wasser im Stiche ließ und fröhlich durch die geöffnete Thür hinausprang. Auf dem Fuße folgte ihm die Jungfrau, sorgsam die ärmliche Hütte hinter sich verschließend.

Während sie sich bemüht, den voraneilenden kleinen Flüchtling auf dem etwas steilen Felsenpfade einzuholen, betrachten wir den Schauplatz dieser kleinen Handlung. Fast stehend beleuchtete die nachmittägige Sonne eines heiter gewesenen Maitages des Jahres 1630 die weite Fläche der Ostsee, die, von einem frischen Winde gefurcht, in langen Wellenlinien ihre grünen Wogen fort und fort nach dem Gestade der Insel Rügen hinwalle. Aus ihnen hervor stieg, majestätisch, silberfunkelnd, der Stubbenkammer blendend weißer Kreideseffen himmelwärts, das hohe Haupt bekranzt mit dem alten, heiligen Buchenhain. Auf einem Abschnitte dieses weit in's Meer vorgeschobenen Riesen, dessen Füße jetzt nicht mehr, wie vor 200 Jahren, die Brandung schäumend umtobt, ruhte die kleine Wohnung, in der obige Worte gesprochen wurden. Leinen, Netze, Segeltücher, welche auf dem binsenbedeckten Dache derselben zum Trocknen ausgebreitet lagen, verkündeten deutlich das Gewerbe ihres Besitzers, hätten dies nicht schon zwei kleine Fischerboote gethan, die sich hart darunter in einer kleinen Bucht schaukelten. In der Ferne vorübereilende Segel, Seemöven und Strandvögel belebten das unendliche Wasserreich und machten das so eben entworfene Bild weniger einförmig.

Auf die Jungfrau jedoch schien dasselbe gar keinen Eindruck hervorzubringen. Von dem Gipfel des Vorgebirges schauten ihre blauen Augen unverwandt nur landeinwärts auf den Fußsteig hin,

der schlängelnd nach dem dichten Gebüsche sich bog. — Bereits begann die Sonne ihre Strahlen schräger herabzusenden und eine dunkle Wand in Osten über das Meer emperzudrohen, da befreite die Erscheinung eines ältlichen Mannes die Harrenden von ihrer Ungeduld. Mit dem Rufe: „Bobty! der Großvater!“ gewann das Mädchen dem Knaben den Versprung ab und hatte in den nächsten Minuten den Erwarteten, einen mittlern Sechsziger, erreicht.

„Helf' Euch Gott, Vater!“ rief die Jungfrau fröhlich. „Laßt mich Euer Bündel die kleine Strecke vollends tragen“ — fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß der Begrüßte etwas gebeugt und unsicher daher schritt — „sein Inhalt gehört ohnehin in mein Reich!“ — Sie haschte unter diesen Worten nach dem Rücken des Alten. — Verwundert, ja fast verwurfsvoll rief sie, als sie ihn unbeschwert fand, aus: „Wie? Vater! Ihr habt kein Brod mitgebracht? Und doch gab ich Euch heute Morgen das letzte Stück mit auf den Weg?“ — Der Alte, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, stieß heftig seinen Stab gegen die Erde und starrte, ohne zu antworten, zu Boden. — „Nun, Vater“, — beruhigte Jene — „seid nur nicht ungehalten. Ich meinte es nicht böse, 's hat ja nicht so viel zu bedeuten. Heute können wir noch von den Fischen essen, und morgen, wenn ich in die Kirche nach Sagard gehe, bring' ich das Vergessene mit. Aber“ — sprach sie schmeichelnd — „meinen Sonntagsrock habt Ihr doch?“ — Die bleichen Lippen des Befragten zuckten erst einige Male hin und her, bevor sie ein kurzes „Nein!“ hervorstießen. — „Nicht?“ — entgegnete traurig das Mädchen — „und doch hatte ich mich sehr, sehr darauf gestreut!“ Zwei große Thränen schnell wegstreichend, rief sie im nächsten Augenblicke wieder munter aus: „Nun, da bleib ich hübsch zu Hause und rabe

desto eifriger an Bobby's Hemden, die er ohne-
hin nöthiger brauchte als ich meinen Staat.
Nicht wahr, die Leinwand dazu" — vollendete
sie mit dem Tone inniger Ueberzeugung — „habt
Ihr nicht vergessen einzukaufen? Denn, seht nur,
wie durchlöchert der arme Junge geht!" —

Ein kurzes Scheul fließ der Gefoltete aus,
während er mit der einen Hand den Hut vom
Kopfe riß und mit der andern in die grauen
Haare krampfte. — „Herr Gott! was ist Euch?"
— rief erschrocken die Jungfrau und heftete er-
bleichend ihre Augen auf die Stirn des Alten,
die ein blaurother, tief in's Fleisch einschneidender
Ring umsäumte. Die vorgetretenen, blutunter-
laufenen Augen glogten wirr vor sich hin. —
„Ihr seyd gewreudelt worden, Vater! — So
spricht doch!" — jammerte die Tochter und um-
halfete weinend den Stummen. Dieser schob
das Mädchen zurück, warf den Hut heftig wieder
auf das Haupt und die geballte Faust grimmig
empor. „Fluch, und abermals Fluch, und tau-
sendfach Wehe über Euch Teufel!" — knirschte
er. Erschrocken ob dieser entsetzlichen Worte
flüchtete der kleine Bobby schreiend in den Schooß
der Jungfrau, die sprachlos, bebend, den augen-
scheinlich wahnsinnig gewordenen Vater anstarrte.
Da kam der alte Fischer zur Besinnung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Mittel, das Straßenpflaster von Gras zu reinigen.

Einsender sah dieser Tage mehrere Tag-
elöhner beschäftigt, am Osterthor das Gras, das
sich in die Pflasterfugen gesetzt, auszukäten. Ab-
gesehen davon, daß diese Operation eine kostspie-
lige Handarbeit erfordert und das Steinpflaster
trennt, ist das Auskäten und Ausreißen auch un-
zulänglich, denn die äußerst zarten Spizen der
Graswurzel brechen ab, oder bleiben beim Aus-

käten des Grasses im Boden, und die nämliche
Arbeit muß in wenigen Wochen neuerdings vor-
genommen werden.

Eine schnellere und minder kostspielige Art,
das Steinpflaster, so wie auch Gartenwege u. u.
von Gras zu reinigen, macht ein Pariser Jour-
nal bekannt:

„Man nehme nach der Größe des Bedarfs,
in folgendem Verhältniß, 50 bis 60 Maas Wasser,
worin man 20 Pfund ungelöschten Kalk und
2 Pfund Schwefel wirft; mache diese Mischung
in einem Kessel siedend, ziehe die Flüssigkeit ab
und begieße damit das Pflaster, die Gartenwege
u. u. und man hat sie von Gras befreit.“

Es möchte wohl der Mühe lohnen, mit
diesem Mittel einen Versuch zu machen, um zu
erfahren, ob es sich bewährt.

* R e p l i k.

Die Beantwortung des in No. 60 des
Unterhaltungsblattes enthaltenen Aufsatzes, mit
der Ueberschrift: Lieber Herr Redacteur
u. u. ist in den, durch die obrigkeitliche Be-
kanntmachung vom 27. December 1819 publicirten
Verfassungs-Artikeln für die Brand Versiche-
rungs-Anstalt des Gebiets, zu lesen, wo es im
§. 35.

von der Rechnungsablage, am Schlusse heißt:
„Uebrigens steht zu jeder Zeit die Einsicht der
„Kataster und Rechnungen der Societät jedem
„Genossen im Hause des Verwalters offen, damit
„ein Jeder sich überzeugen könne, wie das einge-
„sammelte Geld verwandt ist.“

Diese Verfassungs-Artikel sind jedem In-
teressenten zugleich mit der Police eingehändig,
weshalb es kaum glaublich ist, daß die Einsender
wirklich seit 10 Jahren Interessenten dieser An-
stalt seyn können, ohne ihre Policen so wie die

Bedingungen und gesetzlichen Bestimmungen unter welchen sie eingetreten sind, nachgelesen zu haben.

Sollten übrigens wirkliche Interessenten Abschriften der Rechnungen eines oder mehrerer Jahre zu haben wünschen, so würden sie selbige auf mündlichen oder schriftlichen Antrag bei der Direction, und gegen Bezahlung der Copirungskosten ohne Zweifel bekommen können.

Bremen, den 4. August 1831.

C. A. Laackmann,
Cassenverwalter der Brandversicherungs-Anstalt für das Gebiet.

* Zur Beherzigung.

So erfreulich sich der allgemeine Verschönerungssinn unserer Zeit an öffentlichen, wie an Privatgebäuden, auch in unserer Stadt, zur Ehre und Freude ihrer Bürger, ausspricht, so höchst niederschlagend ist die Wahrnehmung, daß der moralische Schönheitssinn, dem alles Unanständige und Gemeine fern liegt, keinesweges so allgemein unter uns verbreitet ist, wie das jeder Menschenfreund wünschen muß. Denn wie oft wird durch schmutzige Zeichnungen, gemeine, Ekel erregende Ausdrücke u., die mit Kreide, Kohle oder Rothstift an Thüren, Mauern und Wänden gekritzelt und geschmiert sind, das Auge eben so beleidigt, wie jedes reine und keusche Gemüth verletzt. Eben so strafbar ist die Unart, mit der im Vorbeigehen Häuser, besonders solche, die durch einen neuen Anstrich sich auszeichnen, absichtlich beschmutzt und verunziert werden. Diesem modernen Vandalismus muß Einhalt gethan werden! die Polizei kann dem Unwesen unmöglich steuern; nur die einmüthige, thätige Gesinnung der Bürger, die es sich zur Pflicht macht, jeden Frevler dieser Art zur gerechten Bestrafung zu ziehen, wenn er in seinem böswilligen Beginnen ertappt wird, vermag solcher Zerstörungswuth abzuwehren.

Möchte diese hier angeregte Sache eine gefällige Berücksichtigung bei unsern lieben Mitbürgern finden! denn wahrlich! es ist eine hochwichtige Angelegenheit, auf alle Weise dahinzuwirken, daß unsere Jugend auf keinerlei Weise Schaden nehme an ihrer Seele.

* Antwort.

Die Unterzeichnete bemerkt auf die in letzter Nummer dieser Blätter an sie gerichtete Anfrage, daß sie,

da der fragliche Gegenstand zu einer öffentlichen Discussion sich nicht eignet, den resp. Herrn Einsender hierdurch inständigst ersucht, bei dem Verleger des Unterhaltungsblattes, Herrn Wilhelm Kaiser, Obernstraße No. 48, eine gewiß genügende Auskunft zu empfangen.

Bremen, den 8. August 1831.

Die Redaction des Bremischen Unterhaltungsblattes.

Chronik der Tagesbegebenheiten.

Die Berliner Zeitung No. 150 vom 30. Juni enthält unter den Inseraten Folgendes:

Merkt's, Frauen!

Ein Weib verdient dann nur die Liebe und Achtung ihres Mannes, und gewiß auch die Achtung eines Jeden, wenn sie bei weiblichen Tugenden auch ihre Pflichten erfüllt, welche in stiller Häuslichkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und steter Geschäftigkeit bestehen. Da meine Frau, geb. Koreck, während 64jähriger Ehe sowohl obige Pflichten auf das strengste erfüllte, stets gern und willig meinen Wünschen und Anordnungen Gehör gab, sich mit wahren Muttergefühl der Erziehung der Kinder hingiebt, noch nie widersprach, nie ein finsternes Gesicht oder Modelaune äußerte; so darf ich bei ihrem Leben diese Vorzüge in

Wahrheit anerkennen, statt solche den Verstorbenen
öfters unverdient nachgerufen werden.

Berlin den 25. Juni 1831.

Bed.

Französische Theater = Anekdote.

Schauspieldichter und Schauspieler triump-
hiren oft über ihr Glück beim Publika, wäh-
rend einzelne neidische und böartige Menschen,
stümperhafte Kunstverwandte und Aehnliche schon
dabei sind, ihnen, wie Voltaire sagt, zu beweisen,
daß sie nicht hätten gefallen sollen. So saß der
blinde La Motte in einem Kaffeehause und hörte
aus einer Ecke seine Ines, ein rührendes Stück,
durch den unwürdigsten Tadel herabsetzen. Er
blieb jedoch ruhig mitten unter seinen Verläum-
dern und ließ sie reden, was und wie viel sie
wollten. So war die Zeit, in's Schauspielhaus
zu gehen, herangekommen. Und nun stand La
Motte auf und sagte in einem gelassenen Tone:

„Fort, meine Herren! lassen Sie uns in die
zwei und siebenzigste Vorstellung dieses schlechten
Stückes, der Ines, gehen!“

Ed. Bönecke.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reis.

Wer einmal in der öffentlichen Meinung un-
tergegangen ist, der kann wohl auf dem Strom
der Zeit noch zappeln, aber nicht lange mehr
schwimmen!

In den Revolutionen setzen sich gewöhnlich
diejenigen am breitesten zu Tische, welche am we-
nigsten für die Freiheit gethan haben, und haben
auch diese Begebenheiten ihre zahlreichen Schma-
rober: —

Vor vierzig Jahren hielt man die Erzie-
hung noch für eine große Wissenschaft, und man

cher Vater beschränkte darauf allein den Unterricht
seiner Söhne. Jetzt fällt es keinem tüchtigen
Bauern- oder Handwerksburschen schwer, diese
hohe Weisheit in sechs Wochen zu studieren!

Es giebt Geschichtsmänner, die das Schick-
sal bis zur Ohnmacht groß gemacht hat. Dann
geht es ihnen wie den überwachsenen Körpern.
Ich werde mir kleine Kerle anschaffen müssen,
sagte ein alter Oberster, um euch großen maroden
Bengel mit fortzuhocken.

Sylbenräthsel.

Noch vor dem Auf: „es werde!“

Oh' Himmel noch und Erde
War meine Erste schon,
Bis sich die Zweite wiegte;
Die kam und sah und siegte,
Warf Erste von dem Thron.

Seitdem nun eben streiten
Ohn' Unterlaß die Beiden
Sich um das Regiment.
Sie sind die ärgsten Feinde,
Die nichts bis jetzt vereinte,
Sie bleiben stets getrennt.

Wend't Zweite nur den Rücken,
Gleich läßt sich Erste blicken,
Macht sich zur Herrscherin;
Will wieder herrisch schalten,
Doch kann sie sich nicht halten,
Flieht vor der Siegerin.

Und lebt ein Kind der Zweiten
Noch spärlich und bescheiden
In erster Sylbe Reich,
Erhält's nach ihr den Namen,
Wohnt meistens bei den Damen:
Da hast du's Ganz gleich.

Fr. Reichsch.

* Correspondenz-Nachrichten.

(Auszug eines Privat-Briefes aus Danzig.)

Seit dem 27. May herrscht hier die Cholera und hat schon Manchen hinweggerafft. Deym Ausbruch der Krankheit wurde das große Gebäude auf dem Holm zum Lazareth eingerichtet. Man legte die von der Seuche Befallenen in einen großen, hohen Korb, der oben mit Leinwand oder dergl. überzogen war, versah sie mit Warmflaschen und Decken, schob den Korb in einen Wagen und brachte sie auf diese Art ins Lazareth wo sie unter ärztlicher Aufsicht aufs Beste gepflegt wurden.

Die Leichen wurden in eine daselbst befindliche Grube gelegt, mit Kalk überschüttet und Wasser darüber gegossen. Diejenigen welche in den Häusern sterben, werden in der darauf folgenden Nacht abgeholt, die Betten aber mitgenommen und sofort verbrannt. Jedes Haus worin sich die Cholera äußert wird gesperrt und bleibt es nach Todesfällen noch 21 Tage. Eine Bürgerwache steht davor und an die Hausthür wird ein Zettel geheftet mit den Worten „hier herrscht die Cholera.“ Auf der Schwelle des Hauses steht ein Gefäß mit Chlornasser in welches die Bewohner das Geld werfen, wenn sie etwas gekauft haben wollen. Die Armen werden gepflegt.

Die im Lazareth Genesenden kommen in eine Contumaz-Anstalt worin sie ebenfalls 21 Tage bleiben müssen, nach deren Ablauf sie gebadet, heräuchert und die Bedürftigen mit neuen Kleidungsstücken versehen werden.

Man hat einen eigenen Kirchhof für die an der Cholera Verstorbenen auf dem Stolzenberge errichtet, welcher am 5. July eingeweiht wurde.

Späterhin wurden in der Stadt 3 Lazarethe angelegt, und seitdem ward niemand mehr nach dem Holm gebracht; auch können die Leichen jetzt in Särgen begraben werden.

Die Krankheit zeigt sich mit Diarrhoe, Brechen und Krämpfen. Das beste Mittel ehe ärztliche Hilfe eintreffen kann ist, gleich zu Bette zu gehen, Camillenthee trinken, Warmflaschen unter die Füße zu legen, und Hände und Füße beständig mit Senf und Spiritus zu reiben damit das Blut nicht stehen bleibt. Dadurch ist schon mancher gerettet.

Tritt die Krankheit aber zu heftig ein, so ist der Mensch nach einigen Stunden und auch wohl früher todt; alsdann wird der Körper ganz blau.

In den ersten acht Tagen starben täglich 4 — 5, dann nahm die Krankheit zu bis in die vierte Woche, da starben 5 Tage nach einander 19, den folgenden 20, das ist bis jetzt die höchste Zahl.

Nachdem fiel sie allmählig bis in die 6. Woche wo an einem gewissen Tage sogar nur 2 starben, dann stieg sie wieder und den 17. July starben 17, den 18. 12, den 19. 14, den 20. 11 und den 21. 13. Vom 27. May bis den 21. Juli sind erkrankt 308, genesen 157, gestorben 534. Bis zum 20. July sind abgesperrt 534 Wohnungen, entsperrt 281, bleiben gesperrt 253 Wohnungen.

A n k e i g e.

Der bekannte und beliebte Comptols-Kalender für das (Schatz-) Jahr Christi 1832 hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern und Catharinenstraße No. 36 für 6 Gorte zu haben. Er enthält, außer den gewöhnlichen Kalender-Zeichen und Berechnungen, den neu verbesserten und revidirten Postenlauf sämtlicher resp. Postämter in Bremen, Bins- und Disconto-Zahlen; Anzeige der Pferde- und Fahrmarkte in Bremen; Fahrpreise, Ab- und Zugehezeit der Dampfboten in Bremen und Rothen-Spöcken &c. &c.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daesch d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngsen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 14. August 1831.

Arm an Reizen und dürftig an Freuden ist unser Leben,
Wenn wir die Sorgen nicht reissen aus unserer Brust.
Darum richte dein Herz zu einem Ziele der Hoffnung,
Andern gönne nicht Raum; Mäßigung heisset dies Ziel.

Herder.

D i e G r ä b e r .

Die Stelle draussen im grünen Wald',
Da ist's im Sommer so kühl,
Da zieht es mich hin, mit Allgewalt,
Aus des Tages, des Lebens Gewühl.

Da ist es so still; — von oben herab
Strömt duftiger Blüthenhauch;
Doch unten im Boden ist Grab bei Grab,
Bezeichnet nach frommem Brauch.

Denn, als ich einst jung und muthig war,
Da ruht' ich der Hoffnung im Arm,
Da buhlte ich mit ihr, — und sie gebat
Mir einen Kinderschwarm:

Die trug ich, hegt' und pflegte sie,
Sie lächelten mild mich an,
Bei Tag, bei Nacht, sie ruhten nie,
Ich war ein seeliger Mann.

Ich ward ein Mann. Ich lebte so
In's große Leben hinein,

Bald war ich düster, war bald froh,
Doch niemals war ich allein.

Die Hoffnungen wuchsen immer mit,
Umsprangen mit Jubelgetön
Des glühenden Vaters raschen Schritt, —
Das war so kühn, so schön!

Das war so schön! Und ohne Plan
Zog ich dem Ziele nach; —
Doch weh', mein Ziel war nur ein Wahn,
Weil mir's an Glück gebrach.

Da kam ein ernster, strenger Mann,
(Sie nannten ihn Gewalt,)
Der rührte mir eins der Kinder an,
Gleich wurd' es todeskalt.

So kamen Sitte, Gesetz und Pflicht,
Ein's nach dem andern herbei,
Es kam die Strafe, es kam das Gericht,
Und endlich kam die Reu'!

Und all' die Nahenden rührten mir
 Die muntern Kinder an,
 Da welkte ihrer Jugend Bier,
 Sie starben alle dran.

Mild väterlich begrub ich nun
 Sie in dem grünen Hain,
 Auf alle Stellen wo sie ruh'n,
 Steckt' ich ein Zweiglein.

Und aus den kleinen Gräbern bebt
 Manch' Stimmchen sanft und lind:
 „D sorg', daß man auch Dich begräbt,
 Wo wir begraben sind!“

Carl von Holtei.

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
 Maria Angelus Beskonti, Herzog von
 Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine Pause, während welcher der Herzog, als habe das Lied des Jünglings einen Halt und heitern Anklang in seiner finstern Seele gefunden, still und mit freundlichen Blicken auf dem lieblichen Angesichte des Jünglings ruhte. Julius, mit einer Seele voll blühendster Hoffnungen für die Zukunft, freute sich eben über die Verwandlung des finstern Saulus — da öffnete sich das herzogliche Gemach. Der Kerkermeister trat herein. Demüthig sein schwarzes Barett mit der linken Hand haltend und in der Höhlung derselben einen Zettel verbergend, ging er langsam und mit einer sehr traurigen Miene dem Herzog entgegen. Im Momente, da er am Sängersjüngling vorbeyschritt, dessen Kleiderfaum streifend, heftete er einen festen, scharfen Blick auf seinen ihn nun selbst auch steif ansehenden Herrn, und in diesem nämlichen Moment ließ er den Zettel aus der Höhlung seiner Hand in den Schooß des Sängers fallen. Der Jüngling, als wolle er aus Anstand, nicht Hörer des Gespräches seyn, trat

zur Seite hinter einen großen Pfeiler des Saals und las den Zettel, worauf stand:

Glaube nicht, was Du hören wirst, denn der Herzog hat die Lüge befohlen; aber glaube, was Du liest! Deine Mutter lebt und die Stunde der Rettung naht. Sey klug wie die Schlange bey dem, was Du nun weißt! sey einfältig wie die Taube vor dem Herzog! —

Der Einsiedler.

Unterdessen öffnete der Kerkermeister seinen Bericht, daß die Mutter mit dem Säugling, welche seit drey Tagen vor Hunger sterben sollten, vor einer Stunde in eine tiefe Ohnmacht gefallen und aus dieser nicht mehr aufgewacht seyen. Er freute sich, daß die Armen ausgelitten haben, und erwartete jetzt von Seiner Gnaden, dem Herzog, ob die Leichname gleich den übrigen Missethättern auf dem Schindanger unter die Erde kommen sollen? Laut schrie der Jüngling auf bey dieser Nachricht, warf sich auf die Kniee und hob die Hände zum Himmel empor, sprang auf und unter jammerndem Geschrey: Mutter! meine Mutter! liebe, arme Mutter! riß er die eichenen schweren Thüren des Saales auf und rannte verzweiflungsvoll in den Hofraum hinab. Der Herzog freute sich seiner gelungenen List, so der Freygebung der beyden Gefangenen überhoben zu seyn und gab dem Kerkermeister den Auftrag, schnell, aber heimlich nach dem Scharfrichter zu schicken, um die Mutter und das Kind mit einem Streiche zu tödten! Während des Herzogs Unterredung mit dem Alten, der ihm noch über andere Gefangene Rechenschaft geben mußte, war der Jüngling, dem auch seinerseits die zwar ungewohnte List gelungen war, im Schloßhof bey jener Seite der Mauer angelangt, wo, wie er wußte, die unterirdische, sogenannte Hungerkammer war. Dort lehnte er sich an, in der frohen Hoffnung, die geliebte Mutter, unerkannt zu trösten, und indem

er auf das Wort des alten Einsiedlers ein festes Zutrauen hatte, griff er in die Saiten seiner Laute und sang mit etwas gedämpfter Stimme:

Kennst Du des Herrn Wort?
An von der Lebensport?
Bis zu dem Ruheport
O glaube mir!
Ruf mir zur Zeit der Noth,
Wenn Dir Verderben droht,
Ruf' und ich helfe Dir.
Der Erd' und Himmels Hort
Löset sein heil'ges Wort
Stets und an jedem Ort.

Verzage nicht!

Ob Menschengrimm auch wüthe und thut wie's ihm
gefällt,
Des Herren Will' durchschreitet zu Tag und Nacht die
Welt.

Jetzt da auf grimmer Bahn
Ein gift'ger Drachenzahn,
Der nur zerfleischen kann
Wagt sich an Dich heran:
Glaub festiglich,
Wann er zu tödten droht,
In höchster Angst und Noth
Ruf! und es rettet Dich
Der Erd' und Himmels Hort!
Gott hält sein heil'ges Wort,
Sieht Dich an jedem Ort.

Verzage nicht!

Frisch auf, Du banges Herz, verzage Du nur nicht,
Bald, bald bringt auch in Kerker ein unverhofftes
Licht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

„Nicht Euch, meine Kinder“ — sprach er bewegt — „galt die Verwünschung. O, daß ich Worte hätte, wie Hiob, mein Elend zu beschreiben! — Hört mich, Ihr Kinder! Hört, Ihr Wälder, Felsen, Wellen, den Jammer eines

gemißhandelten Greises und rächt ihn! — Als ich diesen Morgen wohlgemuth mit meiner Waare gen Sagard wandere, kommt mir ein Bote mit der Nachricht entgegen, daß die Kaiserlichen von den Schweden aus der Neufährschanze vertrieben worden seyen, und jene nun ihren Grimm darüber an den armen Insulanern ausließen. Er widerrieth mir, nach Sagard zu gehen, indem Oberst Böß mit seinen Leuten gar übel dafelbst hause. Fast hätte er mich wankend gemacht. Doch da ich überlegte, daß ich ja wohl auch einen bessern Markt machen könnte, wenn der Verzehrer mehr geworden wären, ich überdies so viel Nothwendiges einzukaufen hatte und jenen Bericht für etwas übertrieben hielt, so setzte ich meinen Weg fort, beschloß aber, die größte Vorsicht anzuwenden. Demnach steckte ich Deinen Pathenpfennig in den einen Schuh und meine Fischbutte unter ein tüchtiges Bündel Buchenreisig. So verwahrt gelangte ich an's Städtchen. Ein Duzend der verhassten Schnapphähne stand richtig am Eingange. Gewiß würden sie meine Würde gern näher untersucht haben, wäre nicht zu meinem Glück gerade der Hauptmann ihren Posten zu visitiren gekommen. Verstohlen drückte ich mich nun durch die Seitengäßchen, um durch den Garten in Gratters Mehlhorns Haus mich zu schleichen und bei ihm meine Fische gegen Brod umzusetzen. Der wußte sich vor den ungebetenen Gästen kaum zu lassen. Nach langem Harren entschlüpft er ihnen auf einen Augenblick, klagt mir unter einem Holzschoppen seine Noth und will just den Handel mit mir abschließen, als ein Mädchen dicht an uns und meinem abgelegten Bündel vorbeischießt, ein Kaiserlicher hastig hinterdrein. Dieser stolpert über mein Reisig, jenes entwischt, und der darüber wüthende Soldat läßt nun seine Rache an dem unschuldigen Gegenstand aus. Unter seinen Fußtritten kommt meine Fischbutte

zum Vorschein und wird sofort als Entschädigung für die Entflohene in Beschlag genommen. Für die herrlichsten Aale und Makreelen erhielt ich, anstatt Brod vom Meister Bäcker, frechen Hohn und tüchtige Prüffe von dem Soldaten, als ich mein Eigenthumsrecht geltend machen wollte. Doch damit war's noch nicht abgethan, hört nur weiter Kinder!" — Der Alte schöpfte erst mühsam Odem, ehe er unter oftten Stockungen fortfuhr: „Bei so bewandten Umständen hielt ich es nicht für rathsam, meinen gelben Pfennig hervorzuhalten, und beschloß, lieber sofort nach Hause zurückzukeilen. Am Thore aber hielten mich doch die Kerle an und forschten, ob ich Geld bei mir trage? Als ich, im Grimm über die eben erlittene Unbill, ihnen eine etwas pölig verneinende Antwort gab, meinten sie, ich würde ihnen schon andere Saiten aufziehen, wenn sie mir nur erst eine von den ihrigen würden aufgezo-gen haben. Wirklich knüpfte der eine Böfewicht eine Art Sehne von seinem Schwerdtgriffe ab, und, während drei, vier mich fest hielten, schnürte er sie mir um den Kopf. Mittelft eines Hölzchens wreudelte er dieselbe so scharf an, daß mir die Augen vor den Kopf herausquollen, ihre Hölen sich mit Blut anfüllten und der gräßliche Schmerz mich wie einen Wurm zusammenkrümmte.“ — Der Fischer hielt hier inne, richtete die bluttrübten Augen vorwurfsvoll gen Himmel und fuhr dann mit bebender Stimme fort: „Zwei Mal hielt ich diese namenlose Marter aus, ehe ich den Teufeln Deinen letzten, kleinen Schatz hingab.“

Er stützte sich auf der stillweinenden Tochter Arm und wankte der Hütte zu, wo kühlende Umschläge seine brennenden Schmerzen in etwas besänftigten. Bange Stille, nur von leisen Seufzern unterbrochen, herrschte nun in der Hütte, welche kurz vorher der Jugend Munterkeit belebt hatte.

Die Natur trauerte mit. Schwarz, wie die Nacht, hatte ein Unwetter das blaue Himmelszelt umzogen, und dasselbe in ein Grabgewand gehüllt. Pfeifend ging der Sturm vor ihm her. Schneller und höher brausten die langen Wogen, schäumend und tobend peitschten sie gegen den unbeweglichen Felsen der Stubbenkammer. Weder der Fischer in seiner Betäubung, noch die Tochter in der Sorge um den Vater, gewahrten es. Da zog plötzlich des zuschauenden Bobby's Geschrei: „Marie, ein Schiff! ein Schiff! Beide an's niedere Fenster. Wie eine weiße Taube vor den schwarzen Fittigen des verfolgenden Raubvogels bange flieht, schnitt, mit weit geblähten Segeln, ein Fahrzeug durch das empörte Meer, in einer sichern Bucht Schutz vor dem dunkel drohenden Ungewitter zu suchen. Es glich einem mittlen Küstenschiffe, hatte ein Verdeck und vier Stück Geschütz, letztere wohl mehr zum Signalgeben als zum Kampfe. — „Vater“ — begann Marie besorgt, wie sie bemerkte, daß das Schiff immer tiefer in das Tromper Wiek eindrang — „sollten sie nun nicht bald die Segel einreiffen, da sie den Sandbänken schon ziemlich nahe sein müssen?“ — „Ja wohl!“ brummte der Gefragte. — „Vom hohen Wellenschlage verdeckt, bemerken sie wahrscheinlich die schmale Haide nicht, halten das Binnenwasser noch für flotte See und werden ohnfehlbar ihre Unkunde mit dem Verlust des Schiffes bezahlen. Zeitig genug werden wir die Trümmer des gestrandeten Fahrzeuges an unserm Vorgebirge antreiben sehen.“ *) — „Könnte man den Unglücklichen kein Zeichen der Warnung

*) Die beiden Halbinseln Rügen's, Jasmund und Wittow, sind nur durch einen schmalen, niedern, aus Sand bestehenden Landstrich, die schmale Haide genannt, mit einander verbunden. Eine Seite davon bespült die Dister, die andre die Fluthen des Jasmunder Bodden. Unkundige Schiffer, durch den Schein getäuscht, halten beides für ein und dasselbe Gewässer, glauben sich noch weit vom Lande und stranden.

geben?" fragte die mitleidige Marie. Der Fischer lächelte bitter, als er antwortete: „An sich unausführbar, würde ich es selbst dann nicht thun, ständ' es auch in meiner Macht. O, ich hasse dieses Menschengeschlecht, das nur in den Qualen seiner Brüder eine Freude findet, mit unausslöschlicher Bluth. Mögen sie dahin fahren, wohin sie ihr Verhängniß treibt!" — Er warf sich auf sein Lager und Marie verließ schweigend das Gemach.

Die Fortsetzung folgt.

Zeiträder.

(Monthly Magazine Februar-Heft.)

— Bis zu den Tagen des alten Montaigne und Montesquieu's zurück, war die Unabhängigkeit der Spanisch-amerikanischen Colonien ein politisches Problem, dessen Lösung sich bis auf unsere Zeit hinaus schob. — Das unermessliche Ländergebiet dieser prachtvollen Colonien — die kolossalen Verhältnisse ihrer Natur — ihre wirklichen oder jübelhaften Reichthümer — der romantische Saturnus Ring, der sich durch die Geschichte ihrer ersten Eroberung um sie herzog — alles dies trug nicht wenig bey, seit ihrer Entdeckung die Einbildungskraft der Menschen zu entflammen und in Bezug auf sie einen wilden abentheuerlichen Geist zu erzeugen. Kein Wunder daher wenn bei dem ersten Dämmerlichte der Unabhängigkeit, das auf der westlichsten Halbkugel hervorbrach, Menschen jeglicher Sinnesart, jeglichen Gelichters und Berufs dorthin als auf ein Feld unbegrenzten Spielraums für jeden kühnen Traum des Ehrgeizes oder allverschlingender Habsucht ihren Blick richteten. —

Der kriegerische Geist Europa's, der mit dem Untergang der Glückssonne Napoleons in ruhmloser Unthätigkeit sich gefesselt sah, trieb Schaaren kühner Abentheurer zu den Fahnen der

Freiheit nach der andern Hemisphäre. — Der speculative Politiker hob stolz sein Haupt an seinem Schreibtische und begrüßte freudig den Augenblick, der endlich die Geburt seines langgeträumten Utopiens zu verheißen schien. Vorzüglich aber in der Handelswelt war es, wo die eingeschlagene Saite am heftigsten in Schwingungen gerieth. Endlich schien das spanische el dorado, das durch die mißgünstige Politik des Mutterlandes so lange verschlossen gewesen war, seine Diamantthore zu öffnen; in wildes Feuer loderte die Einbildungskraft auf, und sah bereits das goldene Zeitalter mit breiten, Edelstein gepflasterten Straßen dem neunzehnten Jahrhundert aufgethan. Die Geschichte dieser Tage eines allgemeinen Schwindels, die in den Annalen der menschlichen Tollheit nicht ihresgleichen hat, wird der Nachwelt ein Leuchthurm in dem Meer der Zeiten — künftigen Jahrhunderten eine lehrreiche Warnung seyn. Die Bildung einer Compagnie in England mit gigantischen Entwürfen, die den Kotapapi auf den Chimborasso zu wälzen und so mit einem Male den Himmel zu stürmen gedachten, schloß den allgemeinen Fiebertraum — mit dem Schicksal der Titanen. —

Der Zauberbann löste sich endlich, die Fata Morgana (Luftspiegelung) mit ihren phantastischen Vorspiegelungen zerrannen — man erwachte aus dem Opium-Nausche zu einer schrecklichen Nüchternheit. Eine furchtbare Reaktion durchschüttelte alle Verhältnißstufen des Lebens. Der Soldat hatte in dem spanischen Amerika sein Grab gefunden — der Kaufmann sein Verderben; und die politischen Nachtwandler hörten den Todesknall ihrer Träume in den Klagworten des sterbenden Bolivar: „Nach zwanzigjährigen Kämpfen, haben wir unsere Unabhängigkeit errungen, aber mit Aufopferung fast alles Anderen!"

* Erinnerung.

Schon unlängst ist in diesem Blatte der Wunsch ausgesprochen, daß der Domthurm an allen Seiten ein Zifferblatt erhalten und außer dem Stundenzeiger auch ein Minutenzeiger angebracht werden möchte.

Die gegenwärtige Ausbesserung des Thurms an der Nordseite bietet ein Mittel dar, ein Zifferblatt ohne Stellagelosten, daher sehr wohlfeil an dieser Seite anzubringen. Scheute man die Kosten, so wäre es doch Zeit, ein Loch in die Mauer zu bohren, wo in der Folge die Stange zu den Zeigern durchgelegt werden könnte.

So wohlfeil als jetzt, steht es nie wieder zu machen.

Bei der jetzigen Verbesserung des Zifferblattes an der Westseite, wäre es ein Leichtes einen Minutenzeiger anzubringen, der, weil er nur Wechselräder erfordert, keine bedeutende Kosten verursachen könnte. Außer dem Nutzen den er leistete, gereichte er dem Dom auch zur Zierde, und die Geschichte würde sagen, daß der Dom der Erste Thurm in der Stadt gewesen, der die Minuten der Zeit angezeigt habe. Obgleich wir glauben daß die Herren Bauherren, auch ohne unser Erinnern, wenigstens einen Minutenzeiger an das vorhandene Zifferblatt anbringen werden, so haben wir uns doch nicht versagen mögen, uns darüber auszusprechen.

* Wunsch.

Die Redaction der Bremer Zeitung wird wiederholt gebeten bei ihren Auszügen und Uebersetzungen aus fremden Zeitungen genauer und richtiger zu sein. — In der Bremer Zeitung vom 7. August befindet sich der aus der Berliner Staatszeitung entlehnte Aufsatz aus Polen vom 24 Juli: „jenes traurige Drama in Nordosten Europas u.“ — Die Berliner Zeitung datirt je-

nen Aufsatz unterm $\frac{12}{24}$ Juli; dieses muß dem aufmerksamen Beobachter sonderbar vorkommen und er dabei denken, der Aufsatz sei in Rußland geschrieben oder wenigstens von einem in Polen wohnenden Russen, der in der Eile vergessen hat, daß in Polen der Russische Kalender nicht gilt; wäre nun die Redaction der Bremer Zeitung unpartheisch gewesen, hätte auch sie setzen müssen $\frac{12}{24}$ Juli. —

* Notizen.

Ob die im letzten Convente ernannte Deputation in Betreff der uns näher rückenden Cholera im nächsten Convente an Rath und Bürgergesellschaft ihren Bericht zur Prüfung überliefern wird, ersühnen gerne im folgenden Blatte des Bürgerfreundes

mehrere Bürger. —

Nach den Verordnungen in Hannover sollen bei Erscheinung der Cholera alle Hunde und Katzen todtgeschlagen werden, hoffentlich geschieht dieses in Bremen so wenig als daß die an der Cholera Gestorbenen mit stumpfen Haken und Zangen aus ihren Betten in die Särge gebracht werden.

Ein Bürger.

* Antwort.

Im Unterhaltungsblatte vom 10. August ist eine sonderbare Anfrage in Betreff der Abwesenheit hiesiger Aerzte enthalten, die entweder aus ängstlicher Besorgniß für die eigne Gesundheit oder einer vorwitzigen Tadelsucht ihren Ursprung genommen zu haben scheint. Der Anfrager hat wohl nicht bedacht, daß Aerzte, wenn sie nicht etwa Staatsämter bekleiden, für die sie anständig honorirt werden, freie Menschen sind, und Niemanden Rechenschaft zu geben oder keine Behörde um Erlaubniß zu fragen brauchen, ob

sie sich von ihren mühseligen Berufsgeschäften eine Ausspannung machen oder ihre etwa zerrüttete Gesundheit durch eine Wadepkur wieder herstellen sollen, denn die Kollegen der abwesenden Herren besorgen die Kranken derselben mit der Sorgfalt wie die eignen Kranken, und leiden jene durch die Abwesenheit ihres Arztes durchaus nicht. — Um den vielleicht ängstlichen Anfrager zu beruhigen, würde es am besten seyn, zu sämtlichen Aerzten zu senden, und sich zu erkundigen ob sie an- oder abwesend sind. Gewiß würde sich das Resultat ergeben, daß die Zahl der anwesenden Herren größer ist als sechs, und würde der Anfrager finden, daß er sich ein Märchen hat aufbinden lassen!

Ein Bürger.

Bunte Chronik der Tagesereignisse.

Die moralische Statistik von Holland und Belgien dürfte daraus zu entnehmen seyn, daß, nach Malten („Bibliothek der neuesten Weltkunde“) in Holland ein Schüler auf 82, in Belgien auf 108 Einwohner kommt. — Die Einwohner von Nizza versichern, daß das Klima daselbst seit ungefähr 30 Jahren viel von seiner Milde verloren habe, und daß dies von 10 zu 10 Jahren fortschreitend bemerkbar werde (daher lassen sich auch viele neuern Berichte über den Nachtheil des Klima's von Nizza gegen Brustkrankheiten erklären, welche mit frühern Berichten in offenbarem Widerspruch stehen). Seit langer Zeit berühmt wegen der Milde und Gleichförmigkeit des Klima's ist Madeira, und darum für viele Kranke ein gar sehr geeigneter Aufenthaltsort. — In Paris trinken die Damen nach englischer Sitte ein Glas Sodawasser, das den Magen stärken, und nach dem Ausspruche der Feinschmecker sehr behaglich seyn soll. — Das Drurylane Theater in London hat abermals Ban-

kerott gemacht. — In Freiburg ist der französische Jesuiten-Prediger Jakob Ferroud, der seit längerer Zeit sich darin gefiel, gegen die neue Ordnung der Dinge zu eifern, von der Regierung verwiesen worden. — In Leipzig hat man zwei neue homöopathische Apotheken eingerichtet. — Sir Robert Ker Porter bestätigt die treffliche Wirkung, welche den Heilkünstlern der Neger schon lange von der in der Nähe von Caraccas wachsenden Pflanze Guaco gegen den Biß giftiger Thiere, wie giftige Schlangen, schwarze Scorpione, tolle Hunde u. s. w. bekannt war. Man soll ihre Kräfte dadurch kennen gelernt haben, daß man bemerkte, wie Falken, die von Schlangen leben, diese erst dann angreifen, wenn sie zuvor einige von den Blättern jener Pflanze verzehrt haben. — Die Gesamteinfuhr aller fremden Wollen in England betrug im Jahre 1830: 90,776 Ballen (und zwar von Deutschland: 62,824, von Spanien 6,749, von Siemensland: 4,306, von Neu Süd-Wallis: 3,344, von Rußland: 476, und von andern Ländern: 265.) Diese Einfuhr übersteigt jene von 1829 um 19,186 Ballen. — Die Bäder von Roserio in Südamerika sind außerordentlich besucht. Ihre warmen Quellen, die einen starken Dampf mit Schwefelgeruch bereiten, heilen Hunderte, die an Hautkrankheiten, an rheumatischen und gichtischen Uebeln leiden. Auch nord-östlich von Potosi sind 2 bis 3 heiße Quellen von 90 Grad Fahrenheit, die für sehr heilsam gelten und sehr besucht sind; doch giebt es daselbst keine andere Bequemlichkeit als ein schlechtes Wirthshaus und das Dach eines langen Gebäudes.

38.

Bunte Steine.

Von Richard Roos.

Vor etwa 40—50 Jahren kannten Stutzer nichts Eleganteres, als — einen Scharlach-

mantel — Jetzt tragen ihn nur auf der Bühne noch Samiël, Scharfrichter und Banditen. So geht es auch mit den armen Versen und Melodien. „Als ich auf meiner Bleiche“ — „Blühe, liebes Weizen“ — „Alles schläft, nur silbern schallet ic.“, Millionen Gebildeter und Gefühlvoller nadelten und düdelten einst diese und ähnliche Sänge und Klänge, woran jetzt kein Brezeljunge mehr Geschmack findet. — „Rosen auf den Weg gestreut“ — „Genießt den Reiz des Lebens“ — „Es kann ja nicht immer so bleiben“ u. dergl. sind auch schon längst in den Hintergrund — der „Jungfernkranz“ und das „Jägervergnügen“ auf dem Wege dahin und so geht es mit alten Volksliedern und Volksmelodien? — wohl nicht — Manche haben doch, und mit Recht, ein zäheres Leben. „Gaudemus igitur!“ singt der Student seit fast zwei Jahrhunderten schon noch immer mit Entzücken und die Zeit, wo des herrlichen Nismus herrliches, über 50 Jahre altes: „Am Rhein, am Rhein“ nicht mehr begeistert, dürfte wohl noch sehr fern seyn.

Das älteste, erbaulichste, größte, allgelesenste Predigtbuch ist — die Geschichte und — was wirkt es? — Daß täglich geschieht, wovon es warnt.

An verrosteten Nägeln und verrosteten Vorurtheilen hängt nichts sicher.

Auf Correspondenzen für Journale Preise setzen — wie jüngst von einer bekannten Journalredaction geschehen — heißt: Stadtklatschereien durch Dampfmaschinen fördern.

Correspondenz: Nachricht.

Aus Berlin, im Julius.

Leider! giebt es jetzt nur ein Tagesgespräch, das die Aufmerksamkeit des Publicums vom Höchsten bis zum Niedrigsten in beständigen Anspruch nimmt: es ist die Cholera. Eine panische Furcht, die noch durch die vielen Brochüren, welche über diese Krankheit erschienen sind, und selbst jetzt durch eine Verordnung von Seiten der Sicherheitscommission, welche gedruckt an jeden Hausbesitzer für ihn und die Miether von Wohnungen in seinem Hause vertheilt worden, gesteigert wird, hat sich vieler bemächtigt; dazu kommt nun noch, daß nach dem Lesen so vieler Brochüren und Verordnungen, die für einen großen Theil

durch so viele fremde Worte unverständlich sind, Mancher bei irgend einer Unpäßlichkeit sich einbildet, darin die Symptome der Cholera zu sehen. So verbreitet sich denn alle Augenblicke das Gerücht, auch hier hätten sich schon Spuren davon gezeigt, und eben so, entweder aus Einfalt, Mißverstand, oder bösem Willen, daß die Cholera sich uns immer mehr nähere. Da Unreinlichkeit und enge, ungesunde Wohnungen hauptsächlich dieser Seuche Vorschub leisten, so hat man endlich eine Untersuchung der Wohnungen der ärmern Classe angestellt und trägt nun Sorge dafür, daß diese Wohnungen gereinigt und die mit Menschen überfüllten geräumt werden. Eine lobenswerthe Maßregel, die man aber schon früher hätte ergreifen sollen, um ansteckende Krankheiten zu verhüten, und von der man wünschen muß, daß sie auch, wenn die Gefahr der Cholera gänzlich vorüber seyn sollte, in der Folge beibehalten wird. Der Speculationsgeist ist auch, selbst bei dieser drohenden Calamität, nicht müßig gewesen; man überbietet sich mit Feilbietung von Schutzmitteln, Räucherungsapparaten, selbst in Büchsen und Stockknöpfen; von einem doppelten Cholera-branntwein, als wenn es an der einfachen Cholera noch zu wenig wäre; von Cholerawein, einem gewöhnlichen, unter dem Namen Marienwein bekannten Getränk; von Choleraabdomens; und horrible dictu ist auch ein Cholerawalzer erschienen. Wenn es eine Censur giebt, so sollte sie doch wohl einen solchen Walzer, der durch seine Benennung allem menschlichen Gefühle Hohn spricht, den Druck verweigern.

Von Seiten des Staats sind keine Kosten gescheut worden, um den Eintritt dieser Krankheit in solchen zu verhüten; die diesfälligen Ausgaben belaufen sich schon auf 5 Millionen Thlr., und eben deshalb hätte man eine Sache, die mit so vielem Ernste und so großen Aufopferungen behandelt wird, nicht — eines schnöden Gewinnes wegen so frivol behandeln sollen.

Es ist lange darüber berathen worden, ob man die frankfurter Messe nicht abhalten lassen sollte, und nur die Ueberzeugung, daß dann, wenn solches unterbliebe, hier bloß in Berlin 60,000 Menschen, die für Fabricanten und andere die Messe beziehende Duvriers arbeiten, brodlos werden würden, deren Ernährung unerschwingliche Summen erfordern müßten, hat den Ausschlag gegeben: daß sie Statt finden solle, jedoch mit allen möglichen Vorichtsmaßregeln, daß die Cholera nicht mit eingeschleppt werde.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 18. August 1831.

Noch einmal schenken die Ritter ein,
Es perlt im Becher der letzte Wein,
Und laut ertönt's beim Morgenroth:
„Recht bald einen ehrlichen Schlachtentod!“ —

Die drei Tempeler.

Ballade.

Der Nachtwind über die Wüste saust,
Vom Ufer dumpf die Brandung braust,
Die Rosse wiehern durch die Nacht,
Die Ritter rüsten sich zur Schlacht.

Drei Ritter vom Tempel in ihrem Zelt
Beim Becher saßen, traulich gesellt,
Und wie die Rede, ernst und still.
So kreiset auch der Becher still.

Herr Balduin der tapfere Greis,
Von Armen stark, von Locken weiß,
Der sprach: „Noch einmal schenkt euch ein,
Vielleicht ist dies der letzte Wein!“

„Wir dachten an das Vaterland,
An unsrer Loire grünen Strand,
Nur eins noch vor dem Morgenroth:
Auf einen ehrlichen Schlachtentod!“

Graf Oliver vom Eise sprang
So hastig, daß sein Harnisch klang
Die bleichen Wangen röthet Bluth,
Die Augen blißen frohen Muth:

„Du sprachst ihn aus, den liebsten Wunsch,
O, meinen höchsten, liebsten Wunsch,
Den einz'gen, der mir übrig blieb,
Seit mich verrathen einst mein Lieb!“

Herr Reginald gab ihm die Hand,
„Auch meinen Wunsch hat er genannt,
Der nach des Lebens höchstem Glück
Allein und einzig blieb zurück.“

Doch glücklich bin ich gegen Dich,
Denn meine Agnes liebte mich;
Sie schied vom Leben, treu und rein
Mit ihr des Lebens Rosenschein.“

Herrn Balduins Antlitz finst'rer glüht,
Und Unmuth aus den Augen sprüht:
„Mit Ehr' bin ich ergraut im Feld,
Man heist mich einen starken Held.“

„Und mir allein schlug nie die Brust,
Vor Liebeschmerz und Liebeslust, —
Das Schönste, was man mir genannt,
Ich Armer hab' es nie gekannt!“

„Guch hat die Liebe geliebt und betrübt,
Mich aber hat Keiner geliebt und betrübt, —
Drum eins noch vor dem Morgenroth:
Recht bald einen ehrlichen Schlachtentod!“ —

Herr Balbain hat sich abgewandt,
Die Andern reichen ihm still die Hand,
Er trinkt und beugt sich weit zurück,
Daß Keiner sähe die Thrän' im Blick,

Noch einmal schenken die Ritter ein,
Es perlt im Becher der letzte Wein,
Und laut ertönt's beim Morgenroth:
„Recht bald einen ehrlichen Schlachtentod!“ —

Bur Schlacht die Templerritter ziehn,
Im Morgenroth die Helme glühn,
Die Roffe schnauben, der Marsch erschallt,
Hoch stolz des Tempels Banner wallt.

Die Schilder vor, die Lanzen ein!
Gott will's! Gott will's! Nun drauf und drein!
Holla! hierher! Nun drauf und dran!
Hoch Beausean! Hoch Beausean.

Als spät entschieden der blut'ge Tag
Des Tempels Blüthe gefallen lag,
Und mitten vor des Sultans Zelt
Da lagen die Dreie, treu gefellt!

Mar. v. Dör.

* Scenen des Satans

aus dem Leben und Ende des Johann
Maria Angelus Beskonti, Herzog von
Mailand.

Von Peregrinus.

(Fortsetzung.)

Es war Mitternacht geworden. Da ging die
Kerkerthüre auf, und ein Mann in schwarzer
Kutte mit über den Kopf geworfener Kapuze trat
leise ein. Die Blendlaterne, die seine Hand trug,
verbreitete nur ein kleines und ungewisses Licht

über diese Erscheinung. Einige Minuten blieb
der schwarze Mann still, wie horchend an der ver-
schlossenen Thüre stehen; da sah die Mutter am
untern Saum der Kutte ein breites Schwert bli-
ken. „Hier kommt ja der Ketter aus aller Noth!“
dachte sie. „Heute besser, als morgen!“ Sie
war des kommenden Todes froh. In ihm er-
blickte sie das unverhoffte Licht, welches, laut des
Sängers Worten, in ihren Kerker dringen werde.
Sie dankte noch in ihrem Herzen dem Tyrannen,
daß er ihre Todesqual mit dem Schwert abkür-
zen lasse. „Es ist besser, dachte sie, der Herzog
zertrete mit festem, einem Tritt den sich unter
seinen Füßen vor Leiden krümmenden Wurm, als
daß er länger leide. Im ganzen Palaste war die
tiefste Stille. Sie faltete die Hände und hielt
auch Sabbath in ihrer Seele. Der Kummer, die
Angst, die Noth ihres ganzen Lebens zogen als
Schatten vor ihren geistigen Augen noch einmal
vorüber! die lieben Kinder alle, die der Herzog
hatte tödten lassen, da sie voll unschuldigen Liebs-
reizes und in der Fülle der jugendlichen Kraft
blühten und schöne Hoffnungen gaben, gingen
vorüber dem Auge der Mutter! der Vater zu
Hause, einsam, kummervoll, in Gedanken ver-
funken und das trübe Aug zum Himmel gerich-
tet, ging ihrem Auge vorüber. Sie sah sich nun
auch selbst, versinken in die Schattennacht. Das
ist das Erdenleben! dachte sie. Es ist flüchtig
und kummervoll. Und doch klebt manche Men-
schenseele an dieser Erdscholle und vergräbt ihr
Sinnen und Handeln hinein, als ginge nichts
über den Werth dieser Erde! als sey die Stätte
hienieden bleibend! Sie betete nun zum Unend-
lichen um einen guten Tod und befahl ihre Seele
dem, welcher das fast unmerkliche Leben der Lippe
und das leiseste Seufzen so gut hört und versteht,
als das wüthende Brüllen eines Meerssturms oder
wie den schrecklichen Donner einer Feldschlacht.

Jetzt kam der schwarze Mann auf sie zu, warf die Kapuze zurück — es war der Kerkermeister. Deine Rettung ist da: flüsterle der Alte, Du sollst nicht sterben! Leben sollst Du, denn noch eine große Freude wartet Deiner. Doch was seh' ich: Blut fließt von Deinem Arm hinunter! was ist das? Die Mutter zeigte auf den Säugling, welcher sich schwach bewegte. Wie? Du hast ihn mit Deinem Blute getränkt? Allmächtiger Gott, welche Liebe! Ja wahrhaftig:

Gotteslieb' und Mutertreu

Wird mit jedem Tage neu.

Sey ruhig Mutter: Nimm, weil ich nicht mehr geben darf, diese wenige, aber stärkende Brühe! der Herr gesegne Euch beyden die Speise! Neben konnte die Mutter nicht, aber in ihren Gesichtszügen drückte sich etwas aus, das deutlicher redete, als alle Sprache der Welt. Das todtähnliche Kind fing schon wieder an, gleichmäßiger und ruhiger zu athmen; auch die Mutter hatte sich durch Freude und Brühe etwas erholt. „Jetzt schnell! an jeder Minute Verzögerung hängt Gefahr. Er warf die Kapuze wieder über sich, ließ die Frau auf seinen Arm sich stützen, während er den Säugling, welcher indeß eingeschlafen war, auf dem andern Arm unter der Kutte trug. Leise wie er gekommen, schloß er den Kerker auf und wieder zu. Am Ende des langen Ganges, der vom Kerker auf den Hofraum führte, fand er richtig die Wache eingeschlafen, mit der er vor einer Stunde gezecht hatte. Aber gerade jetzt schlug die Schloßuhr Eins, und von ferne hörte er schon das Aufziehen der ablösenden Wache. Jetzt galt es Behutsamkeit und Schnelligkeit. Er zog einen Dietrich hervor, um das Thüreschloß zu öffnen. Er drehte hin und her, es ging nicht. Diese Thüre zum Hofraum wurde selten gebraucht, darum war das Schloß rostig geworden. Was sollte er machen? Den langen Gang zurück und

an die entgegengesetzte Seite, die auch in den Hofraum führte? Eben daher zog jetzt die Wache auf! Wieder in den Kerker zurück? zum gewissen Tod? Mit der riesigen Stärke der Verzweiflung drehte er den schweren Dietrich nochmals im Schloß — und siehe, der Riegel wich zurück, die Thüre auf, aber im nämlichen Augenblick drehte sich auch die Wache um die Ecke des Ganges, rief an und sprang hinzu. Sie wären verloren gewesen! Doch mit eben der Stärke hatte der Kerkermeister die Thüre hinter sich zugeworfen, hatte, denn die Noth macht Füße — eben so schnell eine Fallthür in einer Ecke des Hofraums, der mit Gras überwachsen war, erreicht, die er aufhob. Sie stiegen in eine Tiefe nieder, die Fallthür schloß sich, nachdem der Alte einen Stein in der Tiefe gedrückt hatte. „Hier, sagte der Redliche, hier sind wir vor allen Feinden sicher und die Freunde sind nah. Der Gang war sehr breit, weiß und trocken. Er hieß die Mutter auf einen Stein niedersitzen, stellte die Blendlaterne in eine Nische und holte aus seiner Tasche Wein und Brod hervor. Sie aßen und tranken beyde, auch das Kind schlürfte einige Tropfen Weins. Nach einiger Zeit bestieg der Alte ein starkes Pferd, das in einem Nebengange an eine Säule angebunden war, setzte die Mutter mit dem Säugling nach vorne und ritt davon. Mehrere Stunden waren sie fortgeritten, als plötzlich eine größere Helle in den Gang fiel. Sie stiegen ab, eine Thüre öffnete sich und sie sahen in einen hellerleuchteten Saal, in welchem an einem langen Tische Mitter saßen, die mit einem grausenhaften Schweigen, gleich Steinbildern, ihre Dolche auf einen Totenkopf legten, dann sie gegen ein lebensgroßes Bild — es war der Herzog — zuckten. Er muß sterben, wo es sey und bald! rief eine dumpfe Stimme. Und alsobald verschwand der Saal. Der Kerkermeister führte die erschrockene Mutter in eine

Kammer, wo der Sängersjüngling, sein Vater und der alte Einsiedler ihr freudig entgegenkamen. Aber der Jüngling nahm die geliebte Laute und sang gerührt:

Gott ist groß! Gott ist gut!
 Wenn über Dir in Leidenstag
 Schon die Wellen zusammenschlagen,
 Halt' am Glauben! fass' Muth!
 Gott ist groß! Gott ist gut.
 (Der Beschluß wird später nachfolgen.)

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Mit theilnehmendem Auge verfolgte sie draußen den Lauf des Fahrzeuges, bis dasselbe hinter einer Felsenspitze verschwand. Bevor sie dieselbe erreichen konnte, erschreckte der dumpfe Knall eines Kanonenschusses ihr lauschendes Ohr. Das gefürchtete Loos mochte demnach das unglückliche Schiff ereilt haben. Nebenden Schrittes kehrte sie nach der Hütte zurück. Eine Weile kämpfte sie unentschlossen mit sich selbst, dann ergriff sie hastig einen Fischerstaken und kletterte mit demselben zum Fuß der Stubbenkammer hinab. Hier schaute sie unverwandt nach der Richtung, wo das Schiff gestrandet seyn mußte. Nicht gar lange dauerte es, so bedeckten die dunkeln Wogen abgerissene Planken, Bretter, Masten und andere Theile eines gescheiterten Fahrzeuges. Eine Zeitlang trieben sie in der kleinen Bucht umher, bis ungestümere Wellen sie in's offene Meer zurückschleuderten. Unter ihnen glaubte Marie eine menschliche Gestalt zu entdecken, ihre beiden Arme hielten ein Stück Bugspriet umklammert, der Kopf und ein Theil des Oberleibes ruhten auf demselben. — Bald watend, bald von Stein zu Stein springend, erreichte die Jungfrau einen Felsenblock, der sie dem gesehenen Gegenstande näher brachte. Nicht achtete sie es, daß die un-

gestüme Brandung ihr Gewand durchnäste und der Plagregen herabstürzte vom blizeuckenden Himmel — kräftig ließ sie den spizen Haken ihrer Fischerstange in das jetzt herantreibende Wrak eindringen — alle Kräfte anbietend, mähete sie sich, es mit seiner Last beizubringen.

„Marie! Marie!“ — tönte durch Wogengebrause eine gellende Stimme herab aus der Höhe. — Verstimmt blickte die Gerufene auf, ihre Hände nicht ablassend von dem menschenfreundlichen Werke. — Am jähen Abgrunde der Stubbenkammer stand oben der kleine Bobby, versuchend, die senkrechte Wand herabzuklimmen — wie vernichtet sank die Jungfrau zusammen. — „Vater im Himmel!“ — flehte sie leise — „erbarme dich! Ich unternahm's ja nicht aus Vorwitz!“

Eine stärker andringende Woge drohte in diesem Augenblick den halb geretteten Schiffbrüchigen und mit ihm die kraftlose Jungfrau fortzureißen. Zwei starke Arme verhinderten es jedoch und zugleich schrie eine gewaltige Stimme: „Bobby, bleib oben!“ — „Ach, Du bist es, Marco?“ — sprach erfreut die Jungfrau, als sie sich und den Schiffbrüchigen gesichert sah, zu einem in Fischertracht gekleideten jungen Mann, der stumm an ihrer Seite stand.

Die Arme in einander verschränkt, verschlang dieser die liebliche Gestalt mit glühenden Blicken. Allerdings war Mariens gegenwärtige Lage geeignet, die Sinnlichkeit eines rohen Gemüths zu erregen. Das nasse Gewand schmiegte sich verätherisch um die vollen jugendlichen Glieder; glänzend hoben die triefenden, dunkeln Flechten den Schnee des Lilienhalses, und eine frische Röthe, das frohe Gefühl glücklich überstandener Gefahr, belebte wieder die vorher erblassenen Wangen. „Hilf mir doch den armen Mann hinaustragen!“ — bat sie den Schweigsamen. — „Mein Lohn?

holbe Marie!" — entgegnete Jener verlangend. — „D Du Eigennütziger!" — zürnte das Mädchen. „Empfindest Du nicht bereits den süßesten in Deiner Brust?" — „Daß ich nicht wüßte! Dieses Leblosen wegen, sprang ich Dir wahrlich nicht bei. Schelten ob Deiner Vermessenheit möcht' ich vielmehr." — Streng sprach jetzt Marie: „Hier ist weder Ort noch Zeit zum Streiten. Noch immer macht Bobby Miene, herabzukommen; der Vater wird mich allgemach auch vermissen, und wohl möchte dieser Arme leblos bleiben, zaudern wir länger, ihn zu sich zu bringen."

Eine matte Bewegung des Scheintobten, so wie ein leises Zucken seiner bleichen Lippen hatten der Jungfrau die Ueberzeugung gegeben, daß ihre Anstrengung nicht vergeblich gewesen sey. Murmend bequemte sich Marco, den Verunglückten nach der Hütte schaffen zu helfen. Ja, die Gewalt des Mädchens über ihn war so groß, daß er sogar ihrem Gebot: den Bewußtlosen zu entkleiden und ihm seine eigenen, trockenen Kleider anzulegen, willig nachkam. Während dem stand Marie im kleinen Vorhause am Heerde, ein kargliches Abendessen zu bereiten.

Nach einer Weile ging die Stubenthür auf, Marco trat heraus und ließ sich schweigend an der Seite des Mädchens auf einem Klotze nieder. — „Nun?" blickte ihn diese fragend an. — „Dein Wille ist bereits erfüllt" — erwiderte Jener verstimmt. „Aber dieser Fremdling muß in einem sehr hohen Grade Deine Theilnahme erregt haben, daß Du ihm sogar Dein jungfräuliches Lager überlässest. Mir ist es noch nicht so wohl geworden." — Nicht bloß die Flamme des prasselnden Feuers röthete jetzt Mariens Antlitz, als sie lebhaft ausrief: „Hatte ich denn ein anderes für ihn? Durft' ich es denn wagen, auch dies Opfer noch von Dir zu verlangen?" Die

Jungfrau verließ den Heerd, und Marco's Hände ergreifend sprach sie mit gerührter Stimme: „Im Ernst, fühlst Du wirklich nicht das himmlische Vergnügen, ein Menschenleben, gleichviel wem? gerettet zu haben? Ich wenigstens gäbe für alles Gold die Freude nicht hin, die mich besetzte, als der arme Schiffbrüchige zum ersten Male die Augen aufschlug und seine Lippen Worte des Dankes zu sammeln schienen." — „Daß sich unter diesem Gefühl nur nicht ein anderes von unedlerer Natur verberge!" bemerkte Marco mißtrauisch. — „O psui! Du mußt ein sehr böses Herz haben!" sprach die beleidigte Jungfrau und wendete sich erzürnt von ihm ab. — Dieser jedoch, ungestüm von seinem Sitze aufspringend, bemächtigte sich der Jungfrau Hand und sagte mit flammender Hitze: „Marie, höre mich! — Schon längst mußt Du erkannt haben, daß ich Dich liebe, für Dich nur athme. Deinetwegen bewohne ich diese elende Hütte, führe ich dies mühselige Leben, habe ich schon so lange meiner schönen Heimath entsagt. Immer bist Du mir entschlüpft, hast meinen heißen Liebesworten nur ausweichende Reden entgegengesetzt. Länger ertrag' ich diese Qual nicht. Erkläre Dich, ob Du mein werden und mir folgen willst an die milden Küsten des mittelländischen Meeres, wo ein stattliches Fahrzeug, eine reizende Wohnung und ein sorgenloses Leben Deiner harren?" — Mit Würde entgegnete die Jungfrau: „Ob schon die Zeit, in welcher raubgierige Soldaten meine Heimath in eine Wüste verwandeln, wo ein gemißhandelter Vater, ein hilfbedürftiger Fremdling meine ganze Denkkraft in Anspruch nehmen, wenig zu Erklärungen solcher Art sich eignet: so muß ich doch, gezwungen durch Deine leidenschaftliche Hefigkeit, Dir bemerkbar machen, daß drei unübersteigliche Hindernisse Deiner Werbung sich entgegenstellen. Sie sind: ein alternder Vater, ein Kind, das

eine sterbende Schwester meinen Händen übergab, und die Verschiedenheit unsers Glaubens. Ich vermag keines von allen zu verlassen und deshalb muß ich Deinen Antrag ablehnen." — An den Nägeln kauend, hatte sie der verschmähte Liehaber angehört. Mit halb erstickter Stimme entgegnete er: „Theiltest Du nur einigermaßen die Hestigkeit meiner heißen Liebe: alle diese Bedenklichkeiten würden wie ein leichter Nebel zerrinnen." — „Wohl hast Du Recht. Eine Liebe, die mich den heiligsten Pflichten entbände, ist meinem Herzen fremd und soll es ihm auch bleiben!" — „Nun denn" — rief Marco wild, rasch seine Brust entblößend — „so durchbohre das meinige, das ohne" —.

Er selbst unterbrach hier seine Bethuerung, einen dunkeln Gegenstand, der bei der ungestümen Bewegung seinem Gewande entfallen war, blickschnell vom Boden aufzuheben und ihn den forschenden Augen Mariens zu entziehen. Der sichtsichen Bestürzung, in welche Marco durch diesen kleinen Zufall versetzt worden, dankte es Marie, daß er sie sofort von seiner Gegenwart befreite und stumm sein Kämmerchen aufsuchte.

Der Gliederaufguß, welchen Marie den erstarrten Lippen des Schiffbrüchigen eingeblöst hatte, begann allgemach seine wohlthätigen Wirkungen zu äußern. Leise prickelnd fingen die Pulse des Lebens an, sich in allen Adern zu regen. Die eisige Haut öffnete ihre fest zusammengezogenen Poren, die sie umgebende Wärme des weichen Lagers verlangend aufzunehmen; doch in diese angenehme Empfindung mischte sich auch eine von schmerzhafter Art. Es rührte dieselbe von einer Quetschung an der Stirn her, welche, ob schon mit einem lindernden Umschlage bedeckt, doch die vornehmste Ursache zum Erwachen des Schlafers war. Er blickte auf und verwundert umher. Auf einem umgestürzten Tische stand ein Lämpchen,

dessen sanfter Schein ein niederes, aber räumliches Gemach nicht ganz zu erhellen vermochte. Ein vorgestelltes Brettchen hinderte die Lichtstrahlen, des Fremden Antlitz zu blenden und erlaubte ihm desto besser, das ihn umgebende Hellsdunkel zu überblicken. Das hier laut, dort sanft tönende Athmen dreier Schläfer unterbrach nur die eiförmige Stille. Säuselnd entglitt dasselbe dem fußgeöffneten Munde eines jungen Mädchens, das, mit dem Rücken an das Bette eines Kindes gelehnt, am Boden in völligem Anzuge sitzend, augenscheinlich nur unfreiwillig vom mohnbe-fränzten Gotte sich hatte überraschen lassen. Zwei kleine unbedeckte Füßchen hatten sich halb unter das wärmende Gewand zurückgezogen, indeß ein voller, runder Arm dem seitwärts geneigten Haupte zur Unterlage diente. Von diesem lieblichen Bilde wendete sich des Fremden forschender Blick auf einen fest schlummernden Knaben und dann nach jenem Winkel, wo ein schon bejahrter Mann sich unruhig auf seinem Lager umherwarf. Von den Umgebungen lehrte sein Blick auf sich selbst zurück. Verwundert betastete er die fremde, ärmliche Kleidung, die ihn deckenden Matten, die umschlungene Kopfbinde — lauter Dinge, die ihm räthselhaft blieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

* A n f r a g e n .

Es ist auffallend, daß bis jetzt alle Bemerkungen über Homöopathie, die unsere Tagesblätter enthielten, ohne Erwiderung geblieben sind. Warum dies geschehe, bleibt Allen, die sich mehr oder weniger für diese Heilart interessieren unbekannt. Geseht sie wäre nicht das, wofür sie von homöopathischen Ärzten ausgegeben wird, wäre es dann nicht Pflicht unserer Medicinal-Behörde — man setzt voraus, daß sie von der Nichtigkeit der Homöopathischen Heilkraft durch

eigene Prüfung aufs festeste überzeugt sei — die im Irrthum Befangenen zu belehren und sie zurück zu führen? Liegt unseren Herren Ärzten das Wohl ihrer Mitbürger so wenig am Herzen, daß sie besonders jetzt, wo die Cholera morbus Tod und Verderben bringend sich uns naht, darüber noch gleichgültig schweigen können? Ist es doch verdienstlich, Jemand, der vom rechten Wege des Lebens abwich, auf denselben zurückzuführen; sollte es nicht auch verdienstlich sein, die im falschen Wahn Befangenen zurecht zu weisen und auf solche Weise das physische Wohl so vieler Familien aufs neue zu begründen? Wenn ein Familienvater dieser Lehre huldigt und er wird das Opfer derselben, wen fallen Frau und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind, zur Last und wessen Sache ist es daher, entweder für oder gegen diese Heilart zu wirken? Die Beantwortung dieser Fragen überläßt Einsender jedem Unbefangenen und hofft mit Zuversicht es werde bald dieser Gegenstand, weil es noch Zeit ist, zur Sprache gebracht werden.

Welche Krankheiten müssen Dienstboten haben (welche zur Dienstboten-Krankencasse bezahlt haben) um in's Krankenhaus aufgenommen werden zu können, oder haben nur Gemüthsranke hierzu kein Anrecht.

A. 3.

* V o r s c h l a g.

Unser würdiger Arzt, Herr Dr. Meyerhoff hat schon vor längerer Zeit ein neues System, die Krankheiten der Menschen sicher und leicht zu heilen, in der hiesigen Zeitung bekannt gemacht und in den wöchentlichen Nachrichten wiederholt, daß dieses System alles leiste was man wünschen könne. Der feste und zuversichtliche Ton womit dieses gesagt ist, zusammen gehalten mit der langjährigen Praxis des

erwähnten Arztes lassen keinen Augenblick zweifeln, daß er von der Güte des Systems vollkommen überzeugt ist. Diesen Allen ungeachtet, scheint das Publikum dem System wenig Glauben zu schenken. Da es nun für die gesammte Menschheit von großer Wichtigkeit ist, eine Methode zu kennen, nach der man die Krankheiten sicher heilen kann, so dürfte es wünschenswerth sein, wenn die Obrigkeit dem Herrn Dr. Meyerhoff Gelegenheit gäbe, praktische Proben von diesem System ablegen zu können. Das hiesige Krankenhaus böte dazu die beste Gelegenheit dar. Mehrere Kranke, welche an einem Uebel leiden, würden z. B. in zwei Theile getheilt, den Herrn Dr. Meyerhoff die Wahl gelassen, welchen Theil er heilen wolle. — Es versteht sich von selbst daß die Kranken ihre Zustimmung dazu geben müßten — der andere Theil würde, nach dem gewöhnlichen System behandelt. Schon aus diesem ersten Versuche ließen sich wahrscheinliche Folgerungen ziehen. Daß der würdige, für das Wohl seiner Mitmenschen sich sehr interessirende Herr Dr. Meyerhoff gerne eine öffentliche Probe des neuen Systems ablegen würde, daran zweifeln wir nicht im Mindesten.

* A n t w o r t

auf die Anfrage in vorigem Blatte.

Wir können den Einsendern derselben die — uns durch einige der Herren Deputirten selbst — gewordene Versicherung ertheilen, daß der fragliche Gegenstand auf dem morgenden Bürger-Convente vorkommt.

Die Red.

M i s c e l l e n.

Räuberanfälle auf den Straßen in England sind jetzt ziemlich selten, so viel auch sonst dergleichen zur Tagesordnung gehörten. Desto häufiger kommen sie jetzt in Spanien vor. 1826

rechnete man 1233 von Räubern ermordete Reisende, und 1773 waren mit mehr oder weniger Gefahr einem solchen Geschehnisse entgangen. So wie sonst in England mancher solcher Räuber eine Art Großmuth und Billigkeit zeigte, so findet man dergleichen auch jetzt bisweilen bei spanischen Räubern, Philippo Cano, genannt der Cacaruco, ist in der Art besonders geachtet. Er escortirt, nachdem die Reisenden gebrandschagt sind, den Wagen, wenn sie es verlangen, bis sie vor etwaigen andern Anfällen in völlige Sicherheit kommen, „denn,“ sagt er, „es thut mir leid, Ihnen beschwerlich fallen zu müssen, aber ich habe kein anderes Mittel, um meine zahlreiche Familie anständig erhalten zu können.“

Eine merkwürdige Erscheinung, welche die Ureinwohner von America darbieten, ist folgende: Ist ein solcher Mensch des Lebens überdrüssig, so legt er sich auf eine Matte und stirbt; der Tod ist ihm ein freiwilliger Lebensact wie die übrigen Functionen des Körpers. Keine äußere Verletzung, nicht Gift oder Mangel an Nahrungsmitteln ist die Ursache seines Todes; er stirbt in der Blüthe der Kraft des Lebens. Welcher Physiologe wird diese Erscheinung erklären, die durch viele Thatfachen außer Zweifel gesetzt ist. (S. Rio-Janeiro wie es ist, von Schlichthorst.)

In der Nacht vom 28. zum 29. Juli hat es im Nassauischen die ersten Mauthleichen gegeben. So viel bis jetzt bekannt ist, suchten mehrere arme Einwohner von Kronberg Kolonialwaaren einzuschwärzen, und wurden auf der Grenze zwischen Eschborn und Steinbach von 6 bewaffneten Zollaufsehern angegriffen, welche, da jene sich mit ihren Stöcken zur Wehr setzten, Feuer gaben.

Der eine Schwärzer blieb gleich todt auf dem Plage. Er hinterläßt eine schwangere Wittwe und fünf unmündige Kinder; der andere, gleichfalls Familienvater, gab erst heute früh seinen Geist auf. — Dergleichen Vorfälle dienen gewiß nicht dazu, die Mauth beliebter zu machen. Möge der Himmel bald ganz Deutschland davon befreien!

* N o t i z.

Das Gewölbe, welches bei dem gegenwärtigen Bau am Ansgariithor unter der Erde sich zeigt, ist wahrscheinlich ein Ueberbleibsel der im Jahre 1035 vom Erzbischofe Bezelin bis dahin erweiterten Stadtmauer und des prächtigen Thurms mit sieben Stockwerken, welchen dieser Erzbischof zur Befestigung der Stadt am Ansgariithor in italienischem Geschmacke hatte erbauen, dessen Nachfolger Adalbert aber im Jahre 1043 nebst einem Theile der Stadtmauer hatte niederreißen und die Steine zum Wiederaufbau des in dem vorhergehenden Jahre abgebrannten Doms hatte verwenden lassen. Vielleicht kann sich auch ein unterirdischer gewölbter Gang von dem im Jahre 1300 an der Ecke der Hutfilterstraße neben der kurzen Wallfahrt erbauten, im Jahre 1597 abgebrannten Sankt Jürgen Gasthause bis ans Ansgariithor erstreckt haben.

Eine sorgfältige Nachforschung könnte eine nähere Auskunft hierüber geben: vielleicht würden einige Anwohner der Ansgariithorstraße, Spuren von diesem Gemäuer in ihren Kellern entdecken.

Die Mittheilung solcher Nachforschungen und Beobachtungen in diesem Blatte, würde gewiß einem jeden, der sich für Bremische Alterthümer interessiert, willkommen seyn.

Senator Dr. Deneken.

Verkehrte Welt.

Der Mann guckt in den Topf,
Die Frau in seine Bücher:
Er bleibt ein dummer Tropf,
Und sie wird auch nicht klüger.

Auflösung des Sylbenrathfels in Nro. 64:

N a c h t l i c h t.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daewes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen. Sonntag den 21. August 1831.

Mag Liebe auch in Deinem Innern thronen,
Und Milde, die sonst jedes Herz gewinnt;
Vergebens, ach, Dir wird nur Undank lohnen,
Denn Du wirst König seyn, o armes Kind!

**Bei der Geburt des Herzogs von
Bordeaux, 1822.**

Aus dem Französischen des Boucher des Perthes. *)

Schlaf, liebes Kind, in sanfter Ruhe liege,
Noch ehe Dir des Lebens Leid erschien;
Schlaf bis zum Morgen sanft in Deiner Wiege,
Ach, nur zu bald wird süßer Schlaf Dich flieh'n.
Für Deiner Völker Frieden einzig lebend,
Wird er Dich selbst nie laben mild und lind;
Mit meinen Thränen tauf' ich heut' Dich behebend,
Denn Du wirst König seyn, o armes Kind!

Du öffnest halb die zarten Augenlider
Schon bei des Tages frühem Sonnenstrahl;

*) Das merkwürdige Schicksal dieses jungen Prinzen in neuerer Zeit, dürfte diesen Versen, deren Poet in mancher Hinsicht zum Propheten geworden, ein um so höheres Interesse beilegen.

Der Uebersetzer.

D, schließ' noch einen Augenblick sie wieder,
Lang ist der Tag ja für des Tages Qual!
Sich nicht die Grabsnacht nach langen Jahren
Mit ihren dichten Schleiern Dich umspinn't,
Wirst Du der Ruhe Balsam nicht gewahren,
Denn Du wirst König seyn, o armes Kind!

Du streckst nach jenem armen, nackten Knaben,
Dort unter'm Hüttenbach, die Arme hin;
Franzose ist er wie Du, die Götter gaben
Ihn Dir zum Bruder schon von Anbeginn.
Es jammert Dich sein Elend? — Mögst Du wissen,
Er wird einst Freunde haben, treu gesinnt,
Denn ist er glücklich selbst bei kargen Wissen,
Doch Du wirst König seyn, o armes Kind!

Triffst wohl der blut'ge Stahl nur Schuldbewußte? —
Ist Dir, o Sohn, des Vaters Tod bekannt? —
Die Jugend selbst des großen Heinrich's mußte
Einst unterliegen seiner Mörderhand!

Nur Liebe mag in Deinem Innern thronen,
und Milde, die sonst jedes Herz gewinnt;
Vergebens, ach, Dir wird nur Undank lohnen,
Denn Du wirst König seyn, o armes Kind!

Im kindlich heitern Sinne, ohne Zagen,
Hebst Du das güldne Diadem empor;
Die Last nicht kennend, ist's der Purpurkragen,
Den sich zum Spiel Dein Händchen auserklor;
Voll Lust ist ganz Dein Herz, das kindlich reine,
Doch Deiner Mutter Thräne schmerzlich rinnt;
Sie ruft: „Was helfen Gold und Edelsteine,
„Ach, Du wirst König seyn, o armes Kind!“ —

Berlin.

Ludwig Liber.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Da gab seinem verlorenen Gedächtnisse ein Geräusch seine ganze Denkkraft wieder. Diesen heulenden, schwellenden, vom Brausen zum Donnern übersteigenden Ton erkannte er nur zu klar! Es war ja das Branden des treulosen Meeres, das sein Ohr berührte und ihm sein erlittenes Unglück zurückrief. Ein lauter Seufzer wand sich aus der Tiefe seiner Brust. Das Mädchen schrak zusammen und schlug hell und klar die Augenlein auf. Diese suchten dem Ursprunge des vernommenen Klanges nachzuspüren; forschend wanderten sie von dem Knaben zum Vater und dann nach dem Fremden. — Das Mädchen erhob sich, und, vor die erfasste Lampe mit der Hand einen Schirm bildend, trat es zum Fremden. Die rückfallenden Strahlen beleuchteten hell ein Gesicht, dessen natürliche Schönheit durch einen unverkennbaren Zug von menschenfreundlicher Theilnahme doppelt erhöht wurde. — „Wie ist Euch? armer Mann!“ — fragte sanft Marie. — „Dank Eurer Barmherzigkeit — wohl! aber meine Gefährten, wo sind sie?“ — „Auch sie stehen in Gottes Hand und werden gut aufgehoben seyn“ — beruhigte

Jene. — „Irt sich mein schwacher Kopf nicht“ — hob der Fremde abermals an — „so erkenn' ich in Euch Diejenige wieder, die, als ich am Strande für einen Augenblick in's Bewußtseyn zurück kam, ich für meine Retterin halten mußte.“ — Als das Schweigen der Jungfrau diese Frage bejahte, fuhr Jener mit dankbarer Wärme fort: „D könnt' ich Euch diese That lohnen! — Aber warum sucht Ihr Euer Lager und mit ihm die Ruhe nicht auf?“ — Erröthend schwieg das Mädchen.

Im Begriff, sich als die Ursache davon anzuklagen, zog ein leises Geräusch des Fremden Aufmerksamkeit auf die Thüre hin. Des Mädchens Augen folgten mechanisch denen des Schiffbrüchigen und entdeckten Marco's lauschenden Kopf, der leise sich durch die halbgeöffnete Thüre hereingeschoben, und, als er sich ertappt sah, pfeilschnell zurücksuhr. — Bei dem Fremden mußte dieser unwichtige Vorfall einen besondern Iden- gang zur Folge gehabt haben. Mit beiden Händen seine Seiten untersuchend, sprach er, sichtlich bestürzt, zu Marien: „Wo ist meine Kleidung? Habt Ihr keine Brieftasche darin wahrgenommen?“ — Die zweite Frage folgte hastig der ersten und deutete satzfam an, welch' einen Werth er auf den letztern Gegenstand legen müsse. — „Marco, unser Gesell, hat Euch umgekleidet, und da er nicht schläft, geh' ich, ihn über den Gegenstand Eurer Besorgniß zu befragen.“ „D, versteht mich nicht falsch!“ — bat der Fremde, als er an dem Tone der Jungfrau merkte, daß dieselbe durch seine Frage sich verletzt fühlte. „Nicht Mißtrauen ist es, was mich zu meiner Aeußerung veranlaßte, sondern die Wichtigkeit der in der Brieftasche enthaltenen Gegenstände.“ — Marie entfernte sich schweigend, kehrte aber, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, nachdenklich in's Gemach zurück. Sie hatte noch vor einer Minute Marco leibhaftig gesehen und

doch gab er keine Antwort, als sie an seiner verschlossenen Thüre rief. Rechnete sie noch hiezu die auffallende Verlegenheit, mit welcher er am vergangenen Abend den entfallenen Gegenstand aufgehoben und verborgen hatte: so begann ein misstrauisches Gefühl ihre Brust zu füllen. Mit Ungeduld erwartete sie den Morgen, der alle Bewohner der Hütte zu einem karglichen Frühstücke vereinen sollte.

Der alte Fischer nur mit sich selbst, Marco mit seiner Leidenschaft, der Fremde mit seinem Unglücke beschäftigt; Marie, das reine Herz mit mancherlei Unruhe erfüllt — war die Stimmung der kleinen Gesellschaft eine der peinlichsten. Nur Bobby freute harmlos sich, seine Eglust an den gefottenen Fischen stillen zu können, die, obschon nur mit Salz gewürzt, in einer Zeit, wo die Rugianer zu gekochten Baumknochen, Eicheln, Gras und andern widernatürlichen Nahrungsmitteln oft ihre Zuflucht nehmen mußten, noch ein vorzügliches Gericht zu nennen waren. — Unsicher und stehend wanderten Marco's Augen umher, als er stumm sich niedergelassen, Theil an dem Mahle zu nehmen; ja, Marie glaubte sogar ein schreckhaftes Zusammenfahren an ihm zu bemerken, als sie ernst und ruhig ihre Rede an ihn richtete: „Marco, als Du gestern den Fremden entkleidetest, fandest Du da nichts unter seinen Sachen?“ — „Nein!“ entgegnete kurzab der Gefragte und entzog seinen Blick dem streng richtenden des Mädchens. „Ich habe sie, Deinem Willen gemäß, zum Trocknen aufgehängt, aber nicht durchsucht.“ — „Der arme Mann vermißt eine Briestafche, nach welcher er vergebliche Nachforschungen in seinen Kleidern gehalten hat.“ — „Mir ist keine vorgekommen!“ — trochte Marco. — „Besinne Dich, Marco!“ — fuhr ruhig die Jungfrau fort — „Du verlorst gestern Abend bei dem Heerde etwas, das mir

flüchtig die Gestalt des vermisten Gegenstandes zu haben schien.“

Leichenblässe überzog Marco's Antlitz. Seine Lippen öffneten und schlossen sich einige Mal, ehe sie die Worte hervorbrachten: „Es war mein Bündel mit dem Angelzeuge, das ich noch vom Fange her bei mir trug.“ — Sich gewaltsam zusammenraffend, schrie er dann ergrimmt: „Soll ich mich wie ein Schulbube von Dir verhören lassen, der verdächtigt ist, seines Schulmeisters Obfigarten gestraft zu haben? — Vater Heinze!“ — wendete er sich zum Alten — „wollt Ihr zugeben, daß durch diesen Fremdling der Zwietracht Saame, des falschen Verdachtes, in Eure friedliche Hütte gestreuet werde?“ — „Beruhigt Euch!“ — bat der Fremde. „Wie leicht kann mir die Briestafche entfallen seyn, als ich von den Wogen umhergeworfen, oder von Euch an's Land getragen wurde. Allerdings ist mir ihr Verlust sehr schmerzhaft, schon darum, weil ihr nicht unbedeutlicher Inhalt mich in den Stand gesetzt hätte, Euch den erzeigten Liebesdienst einigermaßen belohnen zu können. Und mit Vergnügen würde ich die darin befindlichen Goldstücke dem Finder überlassen, händigte er mir nur meine Schifspapiere aus, die nur für mich unendlichen Werth haben.“ — „Ihr seyd demnach der Eigenthümer des gestrandeten Fahrzeuges?“ — hob jetzt der alte Heinze an, den das Unglück des Fremden allgemach theilnehmender zu machen begann. — Jener nickte bejahend und sah bekümmert vor sich hin. — „Was für ein Landsmann seyd Ihr und welches Geschäft führte Euch an unsere Küste?“ — „Ein Mecklenburger von Geburt, lebe ich vom Handel. In Dänemark hatte ich Mehl geladen und gedachte damit in Rugen einen guten Schlag zu machen, da betraf mich der Unfall.“

Heinze erklärte sich nun bereitwillig, die verlorne Briestafche suchen und von der Schiffsladung

reiten zu helfen, was möglich wäre. Der Erfolg ihrer gemeinsamen Anstrengungen bestand jedoch blos darin, einige Fässer mit Mehl zu erfassen, die, ohgleich durchnäßt, den armen Strandbewohnern sehr willkommen waren. Das geborstene Schiff war schon fast ganz von den Wellen fortgespült, eine Spur seiner Mannschaft nicht zu entdecken.

Das ohnehin ernste Antlitz des Fremden, der sich Rallow nannte, überzog ein tieferer Schatten von Schwermuth, als er sich überzeugt hatte, daß seine Person von so vielen die einzig übriggebliebene sey. In seinem Unglück war ihm die innige, ja liebevolle Behandlung, die ihm von Marien zu Theil wurde, eine tröstende Erscheinung. — Es ist ein, in der edleren Natur des Menschen tief begründetes Gefühl, dasjenige Geschöpf, welches uns Rettung aus Todesnoth oder andern lebensbedrohenden Gefahren schuldet, als ein theuer erworbenes Eigenthum mit zärtlicher Theilnahme anzusehen und für sein ferneres Wohl Sorge zu tragen. Die süße Freude, ein Menschenleben durch nicht unbedeutende Anstrengung erhalten zu haben, schwellte Mariens schuldtloses Herz. Nie konnte sie auf Rallow blicken, ohne daß ein sichtliches Wohlbehagen sich über ihre schönen Züge verbreitete. Für seine Bedürfnisse sorgte sie zuerst, bevor sie an die andern dachte. In dem Tone, mit welchem sie zu ihm sprach, mischte sich Zärtlichkeit mit jungfräulicher Sittsamkeit. Marco beobachtete dies Alles mit eifersüchtiger Wuth. Ihm waren die Gefühle, aus denen Mariens Benehmen entsprang, gänzlich fremd. Nur eine thörichte Leidenschaft der Jungfrau für den Fremden glaubte er darin zu entdecken und warf daher auf denselben den grimmigsten Haß, obschon Jener ganz und gar nichts that, was diesen hätte dazu berechtigen können.

Rallow nahm mit dankbarer Anerkennung Mariens Zuneigung an und erwiderte solche;

doch offenbarte sich in seinem Betragen eine gewisse Würde, die dem wahrhaft Gebildeten eigen ist, und die es nicht darauf anzulegen schien, ein freundliches Zuvorkommen zu Aufschung sinnlicher Begierden mißbrauchen zu wollen. Schon Rallow's Persönlichkeit hätte einen solchen Verdacht nicht aufkommen lassen sollen. Er war ein Mann von beinahe fünfzig Jahren, der zwar wohl gebaut, edlen Wachses, schön gezeichneten Gesichtes, doch längst über die Thorheiten der Jugend hinaus zu seyn schien. Allein, das ist eben der Eifersucht Stachel und Fluch, daß sie, für die offene Wahrheit blind und taub, sich ungereimtem Verdachte hingiebt und solchen hartnäckig festhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Noch etwas über Zeiger und Zifferblatt.

Früher war über dem Zifferblatte an der Domstuhlmuhre der Mondwandel. Um diesen anzubringen, mußte das Zifferblatt herunter gerückt werden. Als der Mondwandel weggenommen wurde, weil man ihn vielleicht für zu alltäglich hielt, füllte man den leeren Raum über dem Zifferblatte mit einem Wappen aus, daß jetzt gleichfalls weggeräumt ist, wodurch den Anschein nach das Zifferblatt fünf Fuß zu niedrig steht. Soll über dasselbe kein Blendwerk kommen, daß seinen jetzigen unredlichen Standpunkt verdeckt, so muß es höher und gerade in die Mitte des im Gesimse eingeschlossenen Mauerwerks gebracht werden. Fünf Fuß Mauer oben wegzunehmen und unten hinzulegen und die Zeigerleitung um ein Gleiches zu erhöhen, kann schwerlich mehr kosten, als den falschen Standpunkt des Blattes zu verstecken. Wahrscheinlich ist auch schon Holzwerk am Blatte selbst und hinter demselben angefaßt, daß durch neues ersetzt werden muß, wodurch gleichfalls die

Kosten des Höherbringens nicht höher werden, weil sie dadurch nicht steigen, daß das Holz fünf Fuß höher angebracht wird. Wollte man das abgängige Holz noch bis künftig Jahr sitzen lassen, so würde die Erneuerung desselben gewiß vierfach höher kommen als jetzt. Wie es scheint so sollen die Winkel des Zifferblattes statt der Jahrzahlen Verzierungen erhalten. Ist dieses, so müssen selbige rundum von dem Minutenzirkel sowohl als von den äußersten Seiten so weit abstehen, als der Zirkel von dem Viereck. Die jetzige Probe an den beiden obern Seiten ist unter aller Kritik. Weiße Zifferblätter mit schwarzen Zahlen bleiben am längsten beim Dunkelwerden sichtbar. Warum bringt man sie an Thürmen nicht an? fürchtet man sie stächen zu grell gegen das Mauerwerk ab? das kann wohl nicht sein, sonst wären die Fensterrahmen in der Domspitze gewiß nicht weiß angestrichen. An Zifferblättern sollen nicht allein kundige Personen sehen was es an der Zeit ist, sondern auch Unkundige und Kinder; daher ist es erforderlich, daß die Minuten wenigstens alle $\frac{1}{4}$ Stunden mit Zahlen bezeichnet sind. Die Zeiger an Thurmuhren werden am besten doppelt gemacht; nicht allein des Gleichgewichts — daß hinter dem Zifferblatte angebracht werden kann — sondern des Windes wegen, besonders wenn es stürmet. Damit der nichtzeigende End des Zeigers keine Verirrung anrichten kann, erhält er bis zum Mittelpunkte des Zifferblattes die Farbe die letzteres hat. Auch ist beim Minutenzeiger der Schwanzend kürzer, so daß er den Kopf des Stundenzeigers, wenn er darüber geht, nicht bedeckt; nach Verhältniß aber tiefer, so daß er den Wind eben so viel Widerstand leistet als der längere Koppend. Viele Schnörkelen an den Zeigern machen sich nicht gut. Ist man Liebhaber davon, so hüte man sich wenigstens sie an der Spitze anzubringen. Sie hindern nicht allein das

Nichtigsehn des Zeigers, sondern erschweren den Gang der Uhr und bieten dem Winde, besonders wenn er unter dem 45° auf das Zifferblatt wehet, zu viel Fläche gleich einem Mühlensflügel dar. Der Wunsch, auch an der Nordseite des Thurms ein Zifferblatt zu haben, welches nicht allein auf dem Domshofe, sondern fast auf dem ganzen Altstädter Wall zu Gesichte kommt, hat sich sehr vervielfältiget. Sogar soll sich der Kupferschläger, welcher die Dächer des Doms in Reparatur hat, erboten haben, das Zifferblatt unentgeltlich zu liefern. Der Maurermeister der die Arbeiten im Dom hat, würde gewiß nicht zurück stehen ein Gleiches mit der Maurerarbeit, die zu dem Zifferblatte erforderlich ist, zu thun.

Sollte der Dom das Geld, welches erforderlich ist zu dem Zifferblatte an der Nordseite, dies Jahr nicht entbehren können, so dürften nur die Becken im Dom mit der gehörigen Anzeige ausgesetzt werden oder bei den begüterten Bewohnern des Domshofes collectirt werden. Auf jedem Wege kommt gewiß so viel ein, daß der Dom diese Bierde erhält.

Wenn man keine weiße Zifferblätter wählet, und das Zifferblatt nicht ganz von Kupfer machen will, so dürfen die Zahlen nur von Messing gemacht und im Feuer vergoldet werden; wo aber besonders darauf zu sehen ist, daß eben so viel Gold auf die Oberfläche kommt als beim Vergolden mit sogenannten Frankfurter Golde. Daß der im Feuer vergoldete Knopf des U. L. Fr. Kirchthurms wohl nur eben Gold gesehen haben muß, beweiset sein jetziges Ansehen.

Zahlen auf Zifferblättern dürfen sich nach dem Mittelpunkte nicht verzängen. Scheiben vor den Zeigern haben besser die Gestalt der Sonne als die der Sterne.

Ursprung des Amerikanischen Volks- und Revolutions-Liedes: Yankee Doodle.

(Aus Martin's Geschichte von Nord-Carolina 1830.)

Bei den combinirten Angriffen der Britten auf die französischen Posten im Innern von Nord-Amerika (im Jahre 1755) wurden die gegen Fort Du Quesne (wo jetzt Pittsburg) geführten Truppen vom General Braddock, und die gegen Niagara und Frontinac (Nordgränze der damaligen Provinz New-York) bestimmten Schaaren von Shirley, Gouverneur von Massachusetts, und durch General Johnston aus New-York befehligt. Das letztere Corps lag während des Sommers auf der Ostseite des Hudsonstroms, ein wenig südlich von der jetzigen Hauptstadt des Staats New-York, Albany. Im Anfange Juni strömten die Milizen aus den östlichen Provinzen Compagnieweise herbei; eine so bunte Mischung von Menschen hatte sich bei ähnlicher Veranlassung nie zusammengedrängt, und erinnerte lebhaft an Sir John Fallstaff's zerlumptes Regiment. Selbst einen Hypochondristen hätte es zum Lachen bringen können, wenn er die Abkömmlinge der Puritaner durch die Straßen der alten Stadt Albany ziehen, und sich auf den linken Flügel der Britischen Armee hätte aufstellen sehn, einige mit langen — andere mit kurzen Röcken, einige in Jacken von allen Farben des Regenbogens, einige mit langgekämmtem Haar, wie Cromwell's bibelfeste Armee, andere mit Perücken, deren Locken reizend über die Schultern wogten. Ihr Marsch, ihre Unhöflichkeit, ihr Anzug war der Gegenstand der Belustigung für die ganze Britische Armee. Ihre Musik spielte Märsche, die schon vor zweihundert Jahren aus der Mode waren. Unter den Spasibögeln der Britischen Armee zeichnete sich der Stabs-Chirurg, Doctor Shackburg, aus, der zugleich auch etwas von der Musik verstand. Um

sich bei den neuen Ankömmlingen beliebt zu machen, componirte er einen Marsch, und empfahl ihn den Officieren der Miliz als ein berühmtes Meisterstück der neuesten Kriegsmusik. Der Spaß gelang zu nicht geringem Vergnügen der Britten. Bruder Jonathan (die Amerikaner!) nannte ihn herrlich, und in wenigen Tagen dubelte man den Nationalmarsch: Yankee Doodle. Der schalkhafte Componist ahndete wohl nicht, daß die aus Uebermuth und Spottlust gedichtete Weise einst einen Zweck erfüllen würde. Denn zwanzig Jahr später begeisterte dieser Nationalmarsch die Helden auf Bunkershill, und noch zehn Jahr später marschirte Lord Cornwallis mit der kriegsgefangenen Britischen Armee in die Amerikanischen Linien, nach dem Tacte des — Yankee Doodle.

Ungeheures Urthier.

Am Big Bone Lick (welcher diesen Namen: Großknochen Salzflüßchen trägt, weil sich seit der Entdeckung des Landes in dessen Betts und an demselben ungeheure Thiergebeine fanden) einem Zufluß des Ohio, $3\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Cincinnati, im Canton Boone, im Norden des Staats Kentucky, ist wieder im December 1830 ein Thiergerippe von ungeheurer Größe entdeckt. Der Schädel hat 10 bis 12 Reihen Hauptzähne, 1 bis 12 Fuß lang; die Zähne stehn in kreisförmiger Ordnung, wie die Finger in der Hand des Menschen; die kleinen sind 4 Fuß lang und 3 Fuß breit; das Thier war wenigstens 25 Fuß hoch und 60 Fuß lang. Der Schädel wiegt 400 Pfund. Herr Finny fand das Gerippe 14 Fuß unterhalb der Oberfläche des Bodens, und ihm sind bereits 5000 Dollars dafür geboten. Das ganze ungeheure Knochengebäude ist vollständig bis auf ein Paar Rippen.

Wann und wie das Thier gelebt hat, ist schwer zu enträthseln; der Mammoth selbst ist ein

Kind gegen dieses Ungeheuer: war es fleischfressend, so wird ein Büffel kaum hingereicht haben, dasselbe zu sättigen, und lebte es von Vegetabilien, so hat es wahrscheinlich Bäume abgestressen, wie der Stier das Gras.

* Mitleid den Polen!

Aus Heidelberg wird geschrieben, daß ein von den Studenten veranstaltetes Concert zum Besten der verwundeten Polen über 800 Gulden netto eingebracht, auch habe sich dort zur Unterstützung jener Leidenden ein Frauenverein gebildet, an deren Spitze die ehrwürdige Frau Wittwe Voß sich gestellt habe; von Leipzig sind durch dortige Herren Bergmann und Gerischer über 100 Centner Charpie und Leinwand nach Warschau gesandt; in P***** hat neulich ein achtungswerther, angesehener Beamter ein großes Gastmahl gegeben, die erste Gesundheit galt dem Könige von England, die zweite den tapfern Polen; beide Gesundheit wurden von der sehr zahlreichen Gesellschaft mit großer Freude und ungemeinen Enthusiasmus aufgenommen, die Stadt Münden hat auf ihre Kosten einen Arzt nach Warschau gesandt, den Verwundeten Hülfe zu leisten, die Dorfzeitung fährt fort, viele aus dortiger Gegend kommende Beiträge zum Besten der verwundeten Polen zu verzeichnen. — Das Werk der Milde störende, in böser Absicht geschriebene Devisen als: 12 Grote nicht für die verwundeten Polen, sondern für unsre Armen, findet man in keinem Blatte Mittel- oder Süd-deutschlands, viel weniger Aufsätze voll bitterm Tadel gegen diejenigen, welche die Wunden der Verwundeten zu heilen bereit sind.

* Krankenhaus.

Mit der größten Bereitwilligkeit nimmt die Administration des Krankenhauses kranke Dienst-

boten, welche zu der Dienstboten Krankencasse gehören, auf, und die Nützlichkeit dieser neuen Einrichtung hat sich in hohem Grade bewährt gefunden. — In der kurzen Zeit des Bestehens der Dienstboten Krankencasse sind bereits 189 dazu gehörende kranke Dienstboten von der Administration aufgenommen und auf das sorgsamste im Krankenhause verpflegt worden; die Ausgabe für diese Kranken überschreitet bereits die Einnahme.

Sollte Herr A. J. (siehe letzten Bürgerfrib.) Bemerkungen wegen der Einrichtungen des Krankenhauses zu machen haben: so wird sein Besuch den Herren Administratoren nur willkommen sein; sie werden gerne hören, mit Vergnügen die wirklich guten Einrichtungen der Anstalt noch vollkommener machen, wenn die Kräfte derselben, wohin Einnahme und Raum zu rechnen sind, den redlichen Willen nicht lähmen.

R.

* Statistische Miscelle.

Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika setzen ihren großen Männern Monumente die dauernder und würdiger sind als die Steinhäuser der Pharaone, und die Siegessäulen der neueren Heroen. Sie benennen ihre Städte nach ihnen.

So findet man dort 49 Städte und Ortschaften Franklin, 11 Adams, 35 Jefferson, 34 Monroe genannt.

D.

* Anfrage.

Es leiden hier mehrere Personen am Bandwurm und Keinem von diesen kann auf die Dauer geholfen werden; sollte sich irgend Jemand finden der gegen dieses Uebel ein Mittel wüßte, so würde man dem Besizer desselben außerordentlich dankbar sein, wenn er es in diesen Blättern mitzutheilen die Güte haben wollte.

* Wunsch.

Möchte doch die erste Treppe beim Fangthurm bald in Ordnung gebracht werden, da die Wasserholenden sich Arm und Bein dabei brechen können. — Vor circa 1½ Jahren wurde schon der Anfang dabei gemacht, aber des damaligen hohen Wassers wegen nicht vollendet. — Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande würde sie wohl am besten reparirt werden können.

Ein Bürger,
wohnhaft am Fangthurm.

Zeitbilder.

„Es ist schön, einen irdischen Halbgott in Frack und Stiefeln zu sehen; wir liebten es von jeher, unsere Götter in irdische Gestalt zu kleiden. Aber es ist auch schön, einen König zu sehen, umringt von aller Pracht irdischer Herrlichkeit, von Allem, was die Erde Großes, Gewaltiges, Schönes und Edles trägt. Es ist schön, einen Menschen zu sehen, der es einem Gott gleich thun kann. Wir fühlen uns selbst in ihm erhöht; es ist unsre alte titanische Erbsünde, seyn zu wollen wie Gott. Aber diese Gottähnlichkeit verschwindet allgemach von der Erde. Die Poesie und Jugend des Königthums ist vorbei; der phantastische Schmuck von Purpurmänteln und goldnen Spangen fällt ab und macht der soliden und nützlichen Hauskleidung Platz. Das sechzehnte Jahrhundert war die Reformation des Kirchenstaates, das neunzehnte könnte man die Reformation des Hofstaates heißen. Man konnte damals in den Kirchen nicht genug aufräumen und vereinfachen; man beschneit unsern lieben Herrgott die Civilliste gewaltig. Nicht allein sein irdischer Hofstaat, das prächtige Papstthum, die Galaufwartungen am Altar, wenn ich so sagen darf,

die Hofceremonien des Gottesdienstes wurden beiseite geschafft; auch der himmlische Hof erlitt bedeutende Reductionen. Der ganze grand cortège der Heiligen wurde abgedankt, die ganze himmlische Aristokratie, die unzähligen Hofchargen von Fürbittern, Erz- und Schutzenseln, Leibwachen, Psörtnern, Alles wurde aufgelöst. Jedermann wollte mit dem lieben Gott wie mit seines Gleichen thun und reden, man machte ihn zum Bürgergott, wie man jetzt die Könige zu Bürgerkönigen macht.“

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holz und frischem Reis.

Katharine die Große, die nordische Stimmiramis, wie die Stimmführer der öffentlichen Meinung ihrer Zeit sie nannten, die Voltaire, d'Alembert und Diderot ausgezeichnete, und in ihnen keine Undankbare belohnte, schrieb 1790 an die Königin von Frankreich, der sie Lehren für Ludwig XVI. in seiner bedrängten Lage gab: „Die Könige müssen ihren Weg gehen, ohne sich durch das Geschrei des Volkes irren zu lassen, wie der Mond seine Bahn verfolgt, ohne daß er durch das Bellen der Hunde aufgehalten wird.“ Wer Lust hat, diese Stelle im Original zu lesen, findet sie in den Denkwürdigkeiten der Frau Campan.

Die menschliche Gesellschaft ist weder, wie die Herren Ultraz glauben, ein unbeweglicher versteinert Körper ohne alles Entwicklungsbedürfnis, noch nach der Meinung der Jugend, ein weicher Mehlteig, aus welchem jeder Premoner mit leichter Mühe die bürgerlichen Glückseligkeitsklöße machen kann! —

* Anzeige.

Die Interessenten sämtlicher Classen der Hamburger Versorgungs-Dontine werden zu einer Zusammenkunft im Versammlungszimmer des Kaufmanns-Convents im Hause Schütting auf morgen Montag den 22. August, Vormittags 11 Uhr, ergebenst eingeladen, um einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 23. August 1831.

Gefühle sind Sterne, die bloß bei hellem Himmel leiten; aber die Vernunft ist eine Magnethadel, die das Schiff noch feiner führt, wenn jene auch verborgen sind, und nicht mehr leuchten.

J. P. F. Richter.

Es werde Licht.

Es werde Licht! — sprach Gott mit Donnerworten.

Das All erbebt, es öffnen sich die Pforten

Des Himmels und das Chaos wird erhellet;

Es steigt der Erdball aus den dunklen Fluthen

Das Sternenheer, der Sonne Strahlengluthen

Erleuchten hell die neugeschaff'ne Welt.

Hinauf zum Licht! — sprach Christus, unser
Meister:

Hinauf nach Oben, zu dem Reich der Geister!

Es werde Menschenwahn und Trug zum
Nichts.

Wollt Ihr den Vater Schau'n in lichter Klarheit,

Dann ehret ihn im Geist und in der Wahrheit!

So sprach der große Spender alles Lichts.

Hinauf zum Licht! — rief Luther's Donner-
stimme;

Mit deutscher Kraft, mit edlem Löwengrimme

Trogt' er dem Bannstrahl von dem Vatican.

Wie auch sein Haupt des Kaisers Aht bestürmte,
Ob um sein Schifflein Bog' auf Bog' sich thürmt,
Er stand gleich einem Fels im Ocean.

Hinauf zum Licht! — so rufen wad're Männer
Des unverfälschten Christenthums Bekenner:

Hinweg mit schnödem Wahn und Frömmelei!
Die heiligste der Pflichten laßt uns üben,
Laßt uns die Menschen all' wie Brüder lieben,
Und, wie das Licht, sei der Gedanke frei.

Hinauf zum Licht! — so mahnt uns das Jahr-
hundert;

Uns mahnen Männerthaten, einst bewundert

Von unsern Enkeln, in der spätern Zeit. —

Wenn Mystiker und schlaue Jesuiten

Der Wahrheit Sonne Still stand frech geblendet,
Bertheilt das freie Licht die Dunkelheit.

Es werde Licht in nah' und fernem Jenseit!

Es werde Licht in Hütten und auf Thronen!

Es werde Licht in unsrer Erdenacht! —

Wie auch Satrapen, Mönche, Bongen schreien,
und uns mit Finsterniß und Ketten dräuen:

Gott schuf das Licht, es flammt in ew'ger
Pracht!

F. F. Bahrdt.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Um den gehäßten Nebenbuhler mit Marien nicht allein zu wissen, drang Marco in den Alten, zu Hause zu bleiben, indeß er selbst dem Fischfange nachginge. Ein denkbarer Ueberfall herumstreifender kaiserlicher Soldaten, wo dann Marie ohne allen Schutz seyn würde, mußte ihm dabei zum Vorwande dienen. Auffallend war es auch, daß Marco jezt jeden Tag nach wenig Stunden schon mit einer so reichlichen Beute zurückkehrte, als er sonst in einem dreifach längern Zeitraume zu fangen nicht vermögend gewesen war. Die erfahrene Jungfrau wollte zwar bemerken, daß die Fische nicht immer frisch schienen, was jedoch stets von Marco lebhaft bestritten wurde. Dieser wich dann den übrigen Theil des Tages nicht von ihrer Seite und belauerte jeglichen Verkehr Mariens und des Fremden mit argwöhnischen Blicken. Letzterer war fast immer von der Hütte abwesend und irrte, bald nach seinem verlorenen Schatz suchend, bald sehnsüchtig in's weite Meer hinausschauend, einsam am Strande umher.

So vergingen sechs Tage, nach deren Verlauf Rallow, als er seine stillen Hoffnungen unerfüllt bleiben sah, dem alten Heinze eines Abends seinen Entschluß verkündete, nach Pommern reisen zu wollen, um daselbst Hülfe und Unterstützung aufzusuchen. Mariens Auge wurde feucht, als sie dies vernahm, und die Hütte ihr zu enge. An Bobbys Hand erstieg sie später den Gipfel der Stubbenlammer, wo sie Rallow zu finden hoffte. Sie rufte sich vor Marco's lauzenden

Blicken sicher, denn derselbe war heute nach Saargard gegangen und noch nicht zurück. Bald hatte sie des Fremden Lieblingsort, einen freien Platz, der eine unbegrenzte Aussicht auf das Meer darbot, erreicht. Wirklich fand sie ihn am Fuße einer ungeheuren Buche sitzen, den schwärmerischen Blick auf die gefurchte Wasserfläche gerichtet, auf welcher der aufgehende Mond in langen, blizenden Strahlen erzitterte. Balsamisch trug ein sanfter Lustzug die Blumendüfte des nahen Haines daher; zahllose Heimchen fiekerten im hohen Haidekraute, und immer blaue dunkler wölbte der Sternenhimmel seinen weiten Dom um die goldne Scheibe.

„Ein lieblicher Abend“ — begann Marie mit bewegter Stimme — „wie herrlich des Mondes Aufgang!“ — „Er steigt aus meinem Vaterlande empor, dieser schöne Stern“ — entgegnete Rallow vergessend — „möchte aus ihm ein solcher auch dem armen, gefesselten Deutschland aufgehen!“ — setzte er sehnsüchtig hinzu. — „Wie? saget Ihr nicht, Mecklenburg sey das Land, das Euch gebar?“ — „Wohl sagte ich dies! Vorsicht gebot mir, da ich Eure Gesinnungen noch nicht kannte, dies vorzugeben. Ich bin ein Schwede!“ — „D!“ rief freudig Marie — „ist Euch dann vielleicht mein Schwager, der Vater dieses Duben bekannt?“ — sie faßte Bobbys Lockenkopf — „der auch in schwedischen Diensten sich befindet?“ — „Sein Name? sein Stand?“ lächelte Rallow. — „Hilbert Voorse, Schiffsführer in königlichen Diensten.“ — „Ein wackerer, junger Mann, der sein Fach versteht. Wohl kenn' ich ihn.“ — „D erzählt recht viel von ihm.“ bat Fene schmeichelnd. „Ich weiß nur, daß er gesund ist und daß er vielleicht bald an diese Küste kommen wird.“ — Der frohe Ausruf, mit welchem diese Nachricht von Seiten Mariens aufgenommen wurde, veranlaßte Rallow, ihr näher in das freudegeröthete

Gesicht zu blicken. — „Ihr scheint Euern Schwager sehr zu lieben?“ lächelte er. — „Gewiß!“ antwortete sie unschuldig. „Er ist viel besser als der häßliche, mißtrauische Marco!“

Ein plötzliches Rauschen in den Zweigen der Buche machte hier Beide aufschauen; als sie nichts gewahrten, fuhr Marie in ihrer lebhaften Aufregung fort: „Auch wir sind nicht, was wir scheinen. Nicht immer haben wir ein so kummerliches Leben.“ — Rallow unterbrach sie plötzlich, indem er seine Hand sanft auf ihren Mund legte. „Still!“ sprach er — „ich mag Euer Geheimniß nicht wissen. Es ist in diesen Zeiten gefährlich, Jemandem zu trauen. — „Auch mir vertraut Ihr nicht?“ fragte gekränkt Marie. — „Mehr wie mir selbst, und eben darum behaltet Euer Geheimniß. Hoffentlich“ — fuhr er gerührt fort — „wird noch die Zeit kommen, wo ich der Metterin meines Lebens thätig zeigen kann, daß sie keinem Undankbaren beigefanden habe.“ — „D sprecht nicht davon! Aber wollt Ihr wirklich uns verlassen?“ — „Muß ich nicht? Kann ich anders?“ — „Und ohne Geld getraut Ihr Euch durch dies ausgehungerte, von Allem entblößte Land zu kommen?“ — Rallow zuckte schweigend die Achseln. — „Merkt auf!“ — sagte etwas gedämpfter das Mädchen. „Ich besitze einen kleinen Schatz, den ich Euch anvertrauen will, da er mir ohnehin nichts nützt. Wartet meiner hier ein wenig, und Du auch, Bobby!“ ermahnte sie den Knaben, und flog schnellen Schrittes davon. Bald war sie hinter dem jäh zur See hinabfallenden Vorgebirge verschwunden und nicht ohne Neugier sah Rallow ihrer Rückkehr entgegen. Bald leuchtete sie wieder heraus, in dem aufgenommenen Wortuche etwas verderbend.

„Hier!“ — sprach sie auspaßend, und ließ dem verwunderten Fremden mehrere ausgezeichnet schöne Stücke Bernstein sehen, die sowohl ihre

Größe, als auch die mancherlei darin enthaltenen Insekten zu werthvollen Gegenständen erhob. Die reine, gelbgelbe Masse gegen das Mondlicht haltend, sprach sie zufrieden: „Dies ist die Frucht meines Suchens, wenn die Männer dem Fange nachgingen und meine häuslichen Arbeiten beendet waren. Dafür gäbe unser Herzog Bogislaus gewiß einen annehmlichen Preis, köte man sie ihm an.“ — „Sammelt denn Euer Herr solche Dinge?“ — fragte aufmerksam Rallow. — „Er sammelt sie nicht bloß, sondern er findet selbst großes Vergnügen in ihrem Besitze. Seitdem die Menschen nur Kummer ihm bereiten, hat er seine Vorliebe andern Geschöpfen zugewandt. Seegewächse, Muscheln, Insekten und dergleichen Dinge entschädigen ihn jetzt für die menschliche Unterhaltung.“ — „Und Ihr wollt mir diese Kostbarkeiten überlassen? ohne Unterpfand? auf Treu und Glauben? O, wie beschämt Ihr mich!“ — „So versteht mich doch nur recht! Ihr sollt bloß mein Unterhändler seyn und diese Stücke mir versilbern helfen. Dagegen ist es nun aber nicht mehr als billig, daß ich Euch für Eure Mühe die eine Hälfte des Kaufpreises überlasse und die andere so lange anvertraue, bis sichere Zeiten für den Wehrlosen eingetreten seyn werden.“ — „O Edelsinn, wohin vertriebst du dich!“ — rief der ergriffne Rallow und faßte mit beiden Händen Mariens Kopf, einen ehrfurchtsvollen Kuß auf ihre Stirn zu drücken, als plötzlich ein dunkler Gegenstand, wie ein Sack, von der Höhe des Baumes vor das erschreckt auseinander springende Paar herabstürzte und eine Weile unbeweglich liegen blieb. — Nachdem Rallow sich in etwas von seiner Verfürzung erholt hatte, und, die unvermuthete Erscheinung zu untersuchen, näher getreten war, erkannte er mit nicht geringer Verwunderung in dem sich am Boden krümmenden Menschen den hämischen Marco, dem seine Eifersucht diesen

übten Streich gespielt hatte. — Als Rallow, voll Mitleid über seinen Zustand, ihm Hülfe angedeihen lassen wollte, stieß er, trozigstumm, die helfende Hand zurück, erhob sich mit großer Mühe und schleppte sich langsam in die Tiefe des Waldes. Nachdenklich schaute ihm Rallow nach.

„Es erfüllt mich mit gerechter Besorgniß, daß ich Euch in so unheimlicher Gesellschaft zurücklassen muß“ — sprach er zur Jungfrau. — „Ich fürcht' ihn nicht“ — entgegnete diese mit dem festen Muth eines reinen Gewissens — „auch hat er mir bisher stets gehorcht.“ „Traut dem gezähmten Wolfe nicht. Es kommt die Zeit, wo die Lücke seiner Natur um so stärker hervorbricht, je länger dieselbe zurückgehalten worden ist.“ — Diese Worte wurden bereits auf dem Rückwege zur Hütte gesprochen, die Rallow mit Anbruch des Morgens dankend verließ, seine Wanderung nach Pommern anzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius der Menschheit.

Ein Fragment frei nach Salvandy bearbeitet, von Dr. A. Clemens.

Als der Mensch aus der schaffenden Hand der Gottheit hervorging, da zeigte dieser Sohn des Staubes, nackt und wehrlos, wie er war, noch keine Spur seiner künftigen Größe. Von allen übrigen Geschöpfen unterschied er sich nur durch seine Schwäche und Hülflosigkeit. Er konnte sich nicht in die Lüfte erheben, denn ihm waren die Flügel versagt. Er konnte nicht ohne Gefahr für seine Gesundheit auf längere Zeit in der Tiefe des Wassers verweilen. So blieb ihm allein die Oberfläche der Erde verliehen. Ueberall hat er nach Befiegung unendlicher Schwierigkeiten sich zum Meister derselben zu machen gewußt. . . .

Wer hätte dies denken sollen. Ohne Schutz gegen die Gluth des Südens und das Eis des

Nordens. Allen Gefahren, allen Leiden, allem Entbehrungen bloßgegeben, hätte man glauben sollen, das menschliche Geschlecht wäre bloß deshalb auf die Erde gekommen, um bald, wiederum davon vertilgt, keine Spur von sich zurückzulassen.

Wäre den Geschöpfen, welche den erstgeschaffenen Menschen umgaben, Sprache verliehen worden, sie würden gesagt haben: „Wer ist dieses hülflose, gebrechliche Geschöpf, dessen nackte, unbeschützte Haut vom ersten Strahle der Sonne versengt, vom ersten Thau des Morgens durchnäßt, von der ersten Kälte verlegt wird? Dieser kleine Mund, wozu dient er anders, als um die Glieder schon getödteter Feinde zu verzehren. Diese zarte Hand besitzt keine Waffen, um sie lebend zu ergreifen und zu zerreißen. Dieser Fuß, nackt wie der übrige Körper, vermag ihn nicht zu vertheidigen, ja kaum aufrecht zu halten. Ein Kiesel, ein kleines Dorngebüsch verlegt ihn schon. Dieses Auge vermag vielleicht recht gut entfernte Gegenstände zu erspähen; aber der Boden, den der Fuß des Menschen betritt, entflieht ihm. Es öffnet sich erst mit Aufgang der Sonne und schließt sich mit ihrem Untergange. Es verliert sein Licht, gerade wenn es dem Menschen am meisten nützen sollte, in der Dunkelheit. Dieses lange Haupthaar, das an seinem Nacken herunterfällt, wozu dient es ihm? Weder zur Vertheidigung noch zur Bedeckung. Er nennt es eine Fierde, und doch ist es das gefährlichste Geschenk, das ihm die Gottheit machte, und gereicht ihm nur zum Verderben, entflieht er, von einem aus unserer Mitte verfolgt, durch das Dickicht der Wälder.“ —

„Vom Hunger gepeinigt, vom Regen durchnäßt, von uns bedroht, was wird seine Nahrung, wo sein Zufluchtsort seyn? Wie kann er sich nur eine Frucht vom Baume holen, wie in seinen schützenden Zweigen sich einen Aufenthalt bereiten?

— Seine zarten Glieder gleiten ohnmächtig von dem harten, rauhen Stamme ab. Unter Schweiß und Blut erschöpfen sich seine Kräfte in einer Anstrengung, die für uns nur ein Spiel ist. Seine Füße umklammern den Ast nicht wie die des Vogels und lassen sich auf ihm vom Sturme wiegen. Wie darf er sich der Ruhe überlassen? — Der Adler entdeckt ihn im dichten Laube und zerfleischt ihn mit seinen Klauen. Der Bär stellt sich an den Stamm in die Höhe und sucht ihn zu erreichen. Die Schlange, aus ihrer Ruhe durch ihn aufgestört, schlingt ihre gräßlichen Knoten um ihn und zermalmt seine Glieder gegen den Stamm des Baumes, der ihm Schutz geben sollte. Will er in die Tiefe des Wassers fliehen, will er über die Meere, um jenseits einen sichern Aufenthalt zu finden? — Er kann nicht mit der Schwalbe durch die Luft, nicht mit dem Eisvogel über die Wogen schiffen. Schon in geringer Entfernung vom Ufer würde er untergehen, und sein Leib, den Wogen zum Spiel, würde die Beute der Raubfische werden! . . .

Aber Gott sprach zu dem erschaffenen, wehrlosen Menschen:

„Erfülle die Erde und unterjoge sie!“ —

„Herrsche über die Fische des Meeres, über die Vögel in der Luft, über alle lebende Wesen, die sich auf der Erde bewegen!“ —

Der Ewige sprach es. Wenige Zeit entschwand, und die Thiere mit ihren Waffen, ihrer Stärke, ihren Schrecknissen flohen von allen Seiten. Das nackte, schwache, von Allen entblößte und von Allen bedrohte Geschöpf verfolgte, erreichte, bezwang die Ungeheuer der Erde, der Luft und des Oceans. Der getödtete Vogel, der verzehrte Fisch gaben ihm die Feder und die Gräte, um den befiederten Pfeil auf die schnellern Bewohner der Wälder zu richten. Der Hund, an seinen Umgang und zur Treue gewöhnt, bewachte

ihn während seines Schlafs und gab sein Leben für das seine. Der Tiger kleidete ihn mit seiner Haut. Die Stute gab ihm zur Nahrung Milch und Fleisch. Der Stier, der Elephant, das Dromedar bildeten, von ihm bezwungen, einen Kreis um ihn, gleich Sklaven um ihren Herrn, deren Kräfte er nach Willkür zu seinen Zwecken benutzte. Die ganze lebende Natur schien nur die Aufgabe zu haben, für ihn die Oberfläche der Erde bewohnbar zu machen, alle Schwierigkeiten für ihn zu ebnen und ihm allein zum Besitze aller Genüsse zu verhelfen.

Das Kameel, das Rennthier, das Pferd stöhnten unter der Last, die ihnen der Mensch aufbürdet, durchziehen Welttheile mit seinen Waaren, mit Werkzeugen, die allein seinem Nutzen dienen. Der Kiesel giebt ihm den Funken, und der Frost des Winters entflieht wie die Dunkelheit der Nacht. Fruchtbare Wiesen entstehen, wo vorher unzugangbarer Wald starrete. Das Eisen, das Gold biegt sich unter den Streichen der menschlichen Hand. Der Pflug wühlt die fruchtbare Erde um. Die Münze belebt den Handel. Die Fichte steigt von dem Gipfel der Berge und nimmt unter seiner Leitung Besitz vom Ocean. Welttheile werden mit einander in Verbindung gesetzt. Ruder und Segel bringen die Ernte, die Reichthümer eines Landes in andere, die auf immer von ihm getrennt schienen.

Weniger als dreißig Jahrhunderte waren, so scheint es, hinreichend, diese unermesslichen Veränderungen hervorzubringen. Nach Verlauf dieser Zeit hatten sich schon Nationen gebildet. Europa, Asien, Africa zählten in ihren Gränzen große und blühende Reiche. Das menschliche Geschlecht, früher nomadenhaft umherziehend, erbaute jetzt zur Aufnahme seiner irdischen Ueberreste Pyramiden, erschuf die Ilias und glaubte an ein höchstes Wesen. — (D. Beschl. folgt.)

* M u s e u m.

Bei all dem Guten, was dieses Institut hat und liefert, hat es auch mancherlei Mängel und die verschiedenen in diesem Blatte gemachten Beschwerden sind nur zu gerecht; allein die geehrte Direction hört und liest die Klagen und läßt Alles im alten Schlendrian. — Allgemein ist der Wunsch wegen Erniedrigung des jährlichen Beitrags von 15 Rthlr., aber er wird nicht erfüllt, warum soll die Gegenwart Alles tragen? Für 15 Rthlr. könnte ungleich mehr geschehen als geschieht; die Direction hat auf die Klagen, daß Bürgerfreund und Unterhaltungsblatt nicht gehalten werden, geantwortet: daß dadurch leicht die Redactionen dieser beeinträchtigt werden würden; es läßt sich Manches dafür und manches dagegen einwenden; Einsender dieses will ihr darin Recht geben, fragt aber, ob diese Entschuldigung auch in Betreff der Schiffszettel anzuwenden sei? — Gewiß nicht. — Manche Fremde, und größtentheils sind es Kaufleute, die unsere Stadt besuchen und meistens in das Museum eingeführt werden, haben schon oft darüber geklagt, in hiesigem Museo die Schiffsnachrichten anderer Städte zu finden, aber von Bremen nicht. Schwerlich wird ein Hiesiger, der die Schiffszettel zu halten gewohnt ist, sie aufkünden, wenn das Museum sie anschafft; die Schiffszettel kommen zu allen Tageszeiten und nur die schnelle Bekannterwerbend der Schiffssachen kann dem Kaufmann von Nutzen seyn; wollte er nun die Schiffszettel aufkünden, weil er sie im Museo finden kann: so hätte er alle Viertelstunde hinzugehen oder hinzusenden, um nachzusehen, was sich auf der Weser ereignet habe, welches er ohnehin in der Union, wo man in so vielen Stücken nicht so ängstlich denkt und handelt als im Museo, seit Jahren thun kann. — Es werden doch hiesige

Courzettel, Einfuhrlisten ic. im Museo gehalten, warum will nun die Direction die Wünsche so vieler, nicht allein Kaufleute, sondern auch Gelehrte, die Schiffszettel anzuschaffen, durchaus nicht erfüllen? und sollte sie zur Aufrechterhaltung der Sache jährlich 50 Rthl. dafür bewilligen: so müßte sie dies Opfer zum Besten der Anstalt nicht scheuen. — Manche auswärtige Zeitungen sind durch die Lage des Orts, wo sie erscheinen, auf einige Zeit wichtig und lesenswerth; Einsender weiß von Mitgliedern der Union, daß die Direction nicht auf Bitten wartet, selbe schnell zur Unterhaltung und Belehrung der Gesellschaft anzuschaffen und daß dort viele fremde Zeitungen sind, welche man im Museo trotz eines 3 mal größern Beitrags nicht findet; nach vielen Bitten soll nun die Nachener Zeitung gehalten werden, wohl als *la moutarde après diner*; denn hoffentlich wird nun ja wohl alles zwischen Holland und Belgien geordnet werden.

Die Gesetzmäßigkeit währt fort, d. h. die Mitglieder der Gesellschaft erhalten weder Gesetze, noch haben sie deren zu unterschreiben. In Folge mehrfacher Nachfragen bezeichnete die Direction vor einiger Zeit den Schrank, in welchem ein geschriebenes Exemplar der Gesetze von 1811 zu finden sei; dasselbe enthält mehrere Gesetze, welche weder von der Direction noch von sonstigen Mitgliedern der Gesellschaft befolgt werden; Einsender dieses hatte sich vorgenommen, einige der sehr veralteten und unpassenden Gesetze zu bezeichnen, hat aber das Exemplar seit einiger Zeit nicht mehr im Lesezimmer gefunden; vielleicht hat ein Antiquitätenhändler selbes mitgenommen.

Am 23. Juli ward an die Stelle eines ausgetretenen Mitgliedes der Direction ein anderes gewählt; dieses geschah auf herkömmliche Weise; nämlich: im Billardzimmer hatte sich um einen Tisch, außer einigen Herren der Direction, etwa

ein Dugend Mitglieder des Museums versammelt und vollzogen die Wahl. — Ein allgemein geachteter Mann ist gewählt; möchte derselbe doch gezeigte Mängel abhelfen und die schon oft geschehene Bitte der Mitglieder erfüllen, sie mitunter zu Generalversammlungen, in welcher Rechnung abgelegt, Gesetze revidirt und das Beste der Gesellschaft berathen wird, förmlich einzuladen, nämlich durch gedruckte, Tag und Stunde bezeichnete Einladungszettel, einige Tage vor der von der Direction angeordneten Versammlung.

* A n t w o r t

Ein Arzt in der Nähe hiesiger Stadt hat ein untrügliches Mittel den Bandwurm leicht und schnell zu vertreiben, wodurch schon sehr viele Menschen, und eine nahe Verwandte Einsender dieses, völlig und mit geringen Kosten geheilt sind! Die Redaction des Bürgerfreundes wird so gütig sein anzugeben bey wem nähere Nachricht hierüber eingelesen werden kann. Dieses als Antwort auf die Anfrage in Nr. 67 dieses Blattes.

E.

* A n f r a g e.

Was Kosten unsre Landdragoner und wie bewährt sich ihr Nutzen? Um baldige Beantwortung dieser Frage wird gebeten.

Bunte Chronik der Tagesbegebenheiten.

Robert Fox hat seit zehn Jahren an den Kupfergruben bei Cornwall in bedeutender Tiefe viele Untersuchungen angestellt, nach denen die Meinung, daß die Erde im Innern flüssig und glühend sey, immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, und wenn man mit wenigen Kosten sehr

tiefe artesische Brunnen bohren könnte, würde man heiße Quellen an allen Orten finden.

In Hamburg breitet sich eine neue Baptistensekte aus, und auch die Familie eines ehemals dort angestellten Geistlichen hat sich bereits öffentlich durch die zweite Taufe der neuen Gemeinde angeschlossen.

In Barcellona erhielten die Soldaten den Befehl, alle Priester und Mönche militairisch zu begrüßen.

Der Pascha von Sivas hält nach Fonkanier's „Voyages en Orient“, am Thor seines Palastes einen ungeheuern Löwen angekettet, und zwar so, daß die Ein- und Ausgehenden den Augenblick wohl abpassen müssen, wenn der Durchgang bei dem gleichförmigen Hin- und Herschreiten des Thiers grade frei ist.

Die Menge der nach d'Arceet's Methode in den Hospitälern zu Paris in einem Jahre bereiteten Knochengallerte ist unerhört groß. Die drei Apparate im Spital Louis, Hotel dieu und Maison de Refuge gaben über 644,200 Portionen Gallert-Auflösung. Zur Erzeugung einer eben so großen Quantität Fleischbrühe auf die gewöhnliche Weise wäre das Fleisch von 536 Ochsen nöthig gewesen. In Paris befinden sich bis jetzt drei solcher Apparate, einige wurden für andre Städte Frankreichs bestellt, und drei nach Italien geschickt.

Aus Frederiksborg schreibt man: in Virginiem sey es jetzt so gewöhnlich, Gold zu finden, daß man gar nicht mehr davon spreche. In Süd-Carolina entdeckte man vor Kurzem eine einzelne auf 200,000 Dollars geschätzte Goldader. Da gab es also, trotz unsres Claudius poetischer Ge-

gentede, doch ein Land mit „Gold wie Stroh“; doch wollen wir Keinem rathen, deshalb mit leerm Sacke nach Virginien und Süd-Carolina zu reisen.

Einen der stärksten Magnete — 154 Pfund tragend — hat jetzt G. Moll durch Magnetisiren vermittelst eines elektrischen Stromes dargestellt.

Im Freistaat Chile ist die Hitze in diesem Jahre ungeheuer; man rechnet 95° Fahrenheit. Auf Mannilla soll sie ganz unerträglich seyn. Ein von dort kommender Amerikanischer Kauffahrer erzählt, die Temperatur sey dort so heiß gewesen, daß die Fensterscheiben zersprangen.

Ein Denkmal für Lafontaine.

August Lafontaine starb zu Halle den 20. April 1831 und wurde auf dem freundlichen Kirchhofe neben der ihm ehemals gehörigen reizenden Villa begraben. Mehrere achtungswerthe Stimmen haben gegen uns, seine vertrauten Freunde, den Wunsch geäußert, ihm daselbst ein Denkmal zu errichten, damit die Nachwelt seinen Zeitgenossen nicht mit Recht den Vorwurf machen könne, daß sie dessen Grab unbezeichnet gelassen. Diesen Wunsch bringen wir hier zur öffentlichen Kenntniß, da vielleicht manche Verehrer und Verehrerinnen des Verstorbenen die Gelegenheit ergreifen werden, dem Andenken eines Mannes zu huldigen, von dessen Dichtungen ihre Gefühle für Schönheit und Sittlichkeit so oft angenehm berührt wurden. Demnach erlauben wir uns die Bitte, das Vorhaben mit Beiträgen zu unterstützen, welche die hiesige Buchhandlung C. A. Schwetschke

und Sohn annehmen und berechnen wird. Außerdem würden uns die Herren Redactoren öffentlicher Blätter eine Gefälligkeit erzeigen, wenn sie diese Bekanntmachung freiwillig in dieselben aufnahmen.

Halle, den 16. Mai 1831.

J. G. Gruber, d. Z. Prorector der Universität und Professor.

J. G. Voigtel, Ober-Bibliothekar und Professor.

Aus den Nächten keinen Tage,
Goldne Ernten aus dem Staub;
Und aus stillen Thränen fließt
Freude, die unsterblich ist.

Lavater.

* N o t i z.

Die drei ältesten Leute der letzten 100 Jahre wurden fast 200 Jahre alt. Der eine war ein Schottländer und der zweite ein Ungar; jeder wurde 183 Jahre alt. Der Ungar war ein armer Mann, denn er ging noch wenige Tage vor seinem Tode am Stöße betteln und hinterließ ein unverforgtes Söhnlein von 95 Jahren. Der dritte war ein Fischer in England und wurde 189 Jahre alt. Er war so rüstig, daß er in dem Alter von 100 Jahren noch mit Behendigkeit in den größten Flüssen schwamm.

* W u n s c h.

Vom 1. September an werden im Theater wieder Vorstellungen gegeben, wozu sich schon gewiß viele im voraus freuen. Da nun in der Zeit da nicht gespielt ist, dem Vernehmen nach, tüchtige Mitglieder engagirt sind, so möchten wir den, schon vor einiger Zeit ausgesprochenen Wunsch, der damals wohl vielleicht wegen Mangel an guten Künstlern, unerfüllt blieb, nochmals aussprechen W a l l e n s t e i n s Lager anzuführen.

Mehrere Abonnenten.

Dem Freunde ins Stammbuch.

Der weise Mann mißt streng das Leben aus,
Auf festem Grunde baut er so sein Haus.

Dr. Moriz Müller.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

X. Baebes d. Z. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 28. August 1831.

Ich bin kein Mann für Dich, mein Kind,
Doch nicht verzweifle d'rum,
Der Männer sind, der rechten find
Mehr als genug ringum.

Abschiedsgruß.

Lebwohl, mein Liebchen, laß mich fort
Und Klage nicht um mich;
Du wirst mir's danken, auf mein Wort,
Ich bin kein Mann für Dich.

Ein Mann, ein rechter Mann, der muß
Ein Weiberhölzling seyn,
Darf karg nicht thun mit Händekuß
Und süßen Schmeichelei'n.

Ein rechter Mann, der kriecht, wo sich
Ein Einflußreicher zeigt,
Und auf den Schwellen hält er Stich,
Bis er ein Amt erschleicht.

Ein rechter Mann versäumt es nie
Das Kreuzchen zum Gebet,
Und ließt den Segen Morgens früh
Die vor und Abends spät.

Ein rechter Mann, was der beginnt
Er fragt darum sein Weib,
Denn eigen ist er ihr; mein Kind,
Mit Leben und mit Leib.

Drum laß mich, Liebchen, laß mich gehn
Und Klage nicht um mich;
Ich wahrlich bin, Du wirst es sehn,
Kein rechter Mann für Dich.

Den Frauen opfr' ich nicht einmal
Des Schmeichels leichten Dunst,
Zu hoch acht' ich ganz kleine Zahl,
Zu schlecht der Meisten Gunst.

Vor Fürsten selber zieht kein Drang
Mich nieder auf das Knie,
Ich bin ein Mensch, das ist mein Rang,
Und Menschen sind auch sie.

Ich lerne nicht aus Pfaffenrug,
Was löblich und was recht,

Aus der Natur, dem heil'gen Buch,
Schöpf' ich den Glauben echt.

Drum winsl' ich nicht vor Gott im Staub,
Er schuf mich stolz und frei,
Und wie er mich erschuf, das glaub',
So will er, daß ich sey.

Und diesen Stolz, ihn opfert' ich
Nicht Weiberlaunen gern,
Wärst Du mein Weib, nicht hielt' ich Dich
Darum für meinen Herrn.

Ich bin kein Mann für Dich, mein Kind,
Doch nicht verzweifle d'rum,
Der Männer sind, der rechten sind
Mehr als genug ringsum.

E. Langrehr.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

In seinem Schlosse zu Stettin saß Herzog Bogislaus, ein betrübter Fürst. Tief fühlte er die Noth seines unglücklichen Landes, das, bedrängt von Feinden, gepeinigt von angeblichen Freunden, nur eine endlose Stätte herzzerreißenden Jammers darbot. — Stralsund, diese sonst so reiche Handelsstadt, befand sich in der Gewalt der Schweden, zerschmettert von den Kugeln des grausamen Wallensteins, der vergeblich gestrebt hatte, den Schutthaufen zu erobern. Rügen, die blühende, kornreiche Insel, lag verödet; ihre Felder unbestellt, damit die häufig Ausfälle wagenden Stralsunder keine Zufuhr erlangen sollten, und doch mußten die ausgesogenen Bewohner ein Heuschreckenheer nimmerfatter kaiserlicher Soldaten ernähren. Hundes gleich, schoß man die Unglücklichen nieder, zündete man ihre Häuser an, marterte man sie erbarmenlos, um Geld von ihnen zu erpressen. Und dies thaten sogenannte Freunde! Hunger und Pest, diese treuen Be-

gleiter des Kriegs, mäheten mit unermüdeter Sichel die Verzweifelnden dahin.

Bogislaus, dessen Residenz noch die einzige, von kaiserlicher Einquartierung verschonte Stadt war, kannte nur zu wohl den Zustand seines schwer heimgesuchten Landes. Er erhob das sorgenschwere Haupt von der stützbenden Hand, und, sich gewaltsam von seinen trüben Betrachtungen reißend, schloß er seine Schranken auf, sich an den Wunderwerken der Natur einen heitren Sinn zu erholen. Geschäftig blies er den Staub von den Kunstsachen, die, aus Bernstein, Elfenbein und Perlmutter geschnitten, in mannigfachen Gestalten sein Auge ergötzten. Wohlgefällig glättete er mit dem Kermel seines Kleides die gewundenen Eierschnecken, die bunten Schildkröten-schalen, des Narwals glänzendes Horn. — Schon deckten in bunter Reihe Hunderte von Curiosen die gewaltige, eichene Tafel, da wurde seine stille Beschäftigung durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der einen Mann mit seltenen Bernsteinen anmeldete. Bejahend nickte Bogislaus und herein trat Rallow, seine Seltenheiten auskramend. Forschend ruhte des Letztern Auge auf den Rügen des in Anschauung versunkenen Fürsten, als suchte er aus denselben dessen Denkart zu entziffern. Eben wollte er seine angestellten Beobachtungen durch ein angeknüpftes Gespräch erweitern, als auf's Neue der Diener ängstlich hereintrippelte und mit bebender Stimme den Besuch des kaiserlichen Obersten von Verdugo verkündete. — Den Herzog schien die Gemüthsbewegung seines Dieners sofort anzustechen, denn alsbald verbreitete sich eine nicht zu verkennende Ängstlichkeit über sein ganzes Aeußere. Nachdem er über die ausgestellten Sachen eine bergende Decke geworfen und Rallow'n gewinkt hatte, sich in eine entferntere Fenstervertiefung zurückzuziehen, ging er dem Gefürchteten eifertig entgegen.

Bevor jedoch der anmeldende Diener das Zimmer verlassen, dröhnten bereits die gewichtigen Tritte des Soldaten durch die hohe Thüre herein.

„Herzog Bogislaus“ — sprach nach steifen nachlässigem Gruße der Oberst — „ich überbringe Euch eine Ordre des Feldmarschalls Torquato Conte.“ — „Ordre heißt auf deutsch — Befehl“ — bemerkte vor sich hin der Fürst; — „ja wohl befehle ich nicht mehr in meinem Lande, sondern die fremden Herren!“ — „Allerdings“, erwiderte spitz der Oberst — „denn die Ordre kommt vom Feldherrn Herzog Wallenstein, der wiederum im Namen Eures Herrn und Kaisers hier agirt.“ — „Wenn dies Papier“ — der Herzog wog es prüfend in der Hand — „den Befehl zur endlichen Befreiung von der drückenden Einquartierung enthielte, wollte ich freudig und dankbar die gnädige Hand meines kaiserlichen Gebieters küssen.“ — Ist Euch der Inhalt des Schreibens bekannt? — „Nein! aber auf keinen Fall glaube ich, daß es Euerem, so eben geduldeten gastfreundlichen Wunsche entsprechen dürfte; denn der gedrohte Besuch des Königs von Schweden macht wohl eher das Gegentheil notwendig.“ — Bögernd und mit einem tiefen Seufzer erbrach der Herzog das Siegel und sank nach flüchtigem Hineinblicken in den nahen Sessel.

„Auch dies Letzte noch“ — stammelte er — „auch dies einzige Aush, das mir von einem schönen Reiche übrig blieb, soll ich Euren Soldaten überlassen, um es wahrscheinlich allen Schrecknissen einer grausamen Belagerung auszusetzen?“ — „Zu Eurem eigenen Heil wird diese Maßregel genommen!“ warf der Oberst kurz hin. „Zu meinem eigenen Heil?“ — erwiderte der sonst furchtsame Bogislaus — „zu meinem eigenen Heil also“ — wiederholte er bitter — „zehren auch wohl seit drei Jahren 35,000 fremde Soldner an dem Marke meines Landes?! haben meine

Untertanen zehn Millionen Goldes Euch zahlen, von ihren Kummerthränen bloß leben müssen?! — Zu wessen Heil haben denn Eure Leute die Wohnungen friedlicher Landleute in Asche gelegt?“

Verbugo, der, durchs Fenster hinausschauend, scheinbar die Rede des Fürsten überhört hatte, wendete sich jetzt zu diesem und mit dem Finger hinausdeutend, fragte er gleichgültig: „Was wollen die Schreihälse da unten?“ Des Herzogs nasse Augen folgten der angegebenen Richtung und gewahrten einen Trupp Volks, Landleute, die das Schloß schreiend umringten. Verzweiflung sprach von den erdfahlen Gesichtern, aus den eingefallenen Wangen — grimmiger Hunger sich in den, Gerippen gleichenden Gestalten aus. — „Brod! Water Bogislaus! Brod gieb uns, Landesvater!“ — riefen die heiseren Stimmen herauf. Mütter hoben ihre wimmernden Kinder, in schmutzige Lumpen gehüllt, mit den kraftlosen Armen empor; andere zeigten die Ueberreste der ekelhaften Nahrung vor, welche die Stelle des Brodtes vertreten sollte.

„Vernehmt Ihr, was diese Aermsten verlangen?“ — sprach innigst ergriffen der Fürst zum Obersten. — „Laßt eine Salve unter das Gesindel geben“ — entgegnete dieser hart — „so werden sie Euch fortan mit ihrem Gewinsel verschonen.“ — Bogislaus warf jetzt dem Sprecher einen Blick zu, der seine Gefühle bei der empfangenen Antwort sattfam beurlundete, schluckte aber eine schon auf der Lippe schwebende Erwiderung gewaltsam hinunter und schwieg. — „Ich habe mich meines Auftrags entledigt“ — fuhr Verbugo fort — „und eile, den Feldmarschall von Eurer Willfährigkeit zu unterrichten.“ Der Herzog blieb sprachlos und begleitete den Obersten bis zur Thür wo derselbe mit einer stummen Verbeugung seinen Abschied nahm. „Wohl möcht ich mit David bitten: Herr! laß mich lieber von Dir, als von

den Menschen gezüchtigt werden“ — sprach der Rückkehrende und gab seinem Diener eine reichliche Summe, die Hungernden sättigen zu lassen.

Gewiß wäre Rallow von dem Fürsten über diese Unterbrechung gänzlich vergessen worden, hätte Jener nicht selbst seine Gegenwart dadurch kund gemacht, daß er aus seinem Versteck hervorkam und mit ganz verändertem Anstande dem Herzoge sich näherte. Noch deckte die dunkle Röthe eines edlen Bornes über die mit angehörte Sprache Verdugo's sein wohlgebildetes Gesicht und unverkennbarer Adel sprach aus den bligenden Augen, aus der hoch aufgerichteten Gestalt.

Nicht bemerkte dies der Fürst. Rallow's Waare unter der Decke vorziehend, sprach er mit einem Seufzer: „Da, guter Freund! nehmt Euer Eigenthum zurück, so lochend es auch für mich ist. Ich darf es nicht kaufen; meine Kinder hungern! Steckt ein, ich bitt' Euch!“ — Mit bewogter Stimme erwiderte Rallow: „D wie schön steht diese Rede Euerem fürstlichen Munde! Wie schnell entschleiert sie mir Eure hochherzigen Gesinnungen für Unterthanenwohl! Sie giebt mir das volle Vertrauen, Euch unumwunden die wahre Ursache meines Hierseyns zu entdecken. Nicht diese Kleinigkeiten Euch zu verhandeln“ — fuhr er lebhafter fort, als er des Herzogs stummes Erstaunen bemerkte — „ein höherer, das Wohl Hunderttausender bedingender Zweck führt mich zu Euch. — Ich bin der schwedische Freiherr von Stepow-Bielke und von meinem erhabenen König mit der wichtigsten Sendung an Euch abgeschiedt. Auf sein Geheiß unterhandelte ich bereits voriges Jahr mit Wallenstein vor Stralsund um einen allgemeinen Frieden. Das menschenfreundliche Vorhaben scheiterte an Wallensteins Felsenhärte. Gewiß, nicht eher werden des Friedens Segnungen sich wieder über Euer armes Land ergießen, als bis dieser Grausame mit seinen, ihm gleichen-

den Horden baraus vertrieben ist. Tief blutet meinem königlichen Herrn das Herz ob dem Anblicke des unterjochten Deutschlands. Dasselbe von seinen schimpflichen Fesseln zu lösen, wird er mit einer großen Flotte und einem mächtigen Kriegsheer an den Küsten Euers Landes erscheinen und reicht Euch im voraus schon, aus der Ferne her, die Freundeshand. Erfasht sie vertrauensvoll und seyd überzeugt, daß das Schutz- und Trugbündniß, welches in seinem Namen ich mit Euch schließen soll, nur zum Glück Euers Landes gereichen werde.“ In einer, mit eben so großer diplomatischer Gewandtheit, als auch mit hinterstehendem Feuer gehaltenen Rede stellte nun der Abgesandte die Nachtheile der jetzigen Lage des Landes, so wie die Vortheile des angebotenen Bündnisses in ein helles Licht und schloß dieselbe mit den dringendsten Ermahnungen zur Annahme e selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius der Menschheit.

(Fortsetzung.)

Seit dieser Zeit verbreitet der Mensch, ein ausgewachsener Stamm, nur noch seine Nester über den ganzen Erdboden. Von allen Seiten verschwand das Wild vor ihm. In seiner Nähe weilen nur noch gezähmte, nützliche Thiere. Was von Wild noch in den Wäldern blieb, zu seiner Lust nur hat er ihm den Aufenthalt gestattet. Ueberall hat Wildheit der Cultur Platz gemacht. Stolz Städte entstanden im Norden wie im Süden. Am Busen der Meere, am Ufer der Ströme, auf dem Rücken der Cordilleren. Der Mensch durchfliegt das Meer mit seinen Schiffen, bedeckt die Erde mit seinen Häusern. Ueberall hat er von der Erde, als von einem Gute, das ihm gebührt, Besitz genommen. Ihre Oberfläche durchpflügt er, ihre Eingeweide durchwühlt er,

ihre Größe ermißt er. Astronomie, Physik, Geologie, Mechanik, diese Werkzeuge seiner Größe, sind jetzt für ihn, was ihm ehemals der grobschnitzte Bogen, der plumpe Hebel war. Seine Entdeckungen haben ihm die Welt erweitert. Sein Geist entdeckte ihre geheimnißvollsten Kräfte, ihre verborgensten Schätze, ihre entlegensten Gegenden. Wasser, Feuer, Luft, diese furchtbaren Feinde seiner frühern Schwäche, seine Hand hat sie zu gehorsamen Sklaven gemacht. Mit ihrer Hilfe hat er Wunder der Stärke und der Betriebsamkeit geschaffen. Der Bliz fliegt vom Himmel. Er lenkt ihn nach seinem Willen. Ja, er selbst steigt hinauf zu jenen Höhen, wo nur der Condor einsam streift, um die Natur in der Nähe zu befragen. Ein Spiel ist es ihm, mit Moses Zauberstab Felsen zu spalten und Quellen aus ihnen hervorzulocken, um seine Länder zu bewässern, seine Gärten zu erfrischen. Wasser, die einsam, still und sumpfig durch ödes Land und Felsgeklüfte krochen, er reinigt sie und lenkt ihren silberhellen Spiegel beglücktern Gestaden zu. Die Wuth der Wogen bricht er durch Dämme. Brücken erheben sich vom festesten Metalle, um getrennte Gestade mit einander zu vereinigen. Maschinen und künstliches Räderwerk arbeiten für ihn und statt seiner. Seine Hände ruhen und doch entstehen Gespinnste, die den Indianer am Gestade des Ganges und die Tochter des Spaniers am Fuße des Chimborasso bekleiden.

Aber nicht nur die Welt hat der Mensch bezwungen und umgestaltet; sich selbst hat er mit besiegt, mit verwandelt. Seinen zarten Organen hat er eine beinahe unendliche Kraft verliehen. Seine Sinne mit Werkzeugen bewaffnet, die ihn beinahe bis zu den Gränzen der Schöpfung tragen. Und was er für seine Kraft gethan hat, auch für sein Wohl, auch für seine Würde hat er es gethan. Er hat sein Leben verlängert, er

hat es verschönt. Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion bringen ihm Gaben des Himmels für seine irdische Laufbahn.

Das ist unstreitbar die schönste Seite der Cultur, daß sie die moralische Würde des Menschen eben so sehr als seine Größe und Macht entwickelt und ausgebildet hat. Denn je mehr die Künste Boden fassen und sich verbreiten, desto mehr verschwinden verheerende Einfälle benachbarter Völker, Erschütterungen von Staaten, Sklaverei, Pest, und wie alle jene Geißeln der Menschheit noch heißen mögen. Sie fliehen die Gränzen cultivirter Staaten, um nur noch in den Sandwüsten Africa's ein trautiges Asyl zu finden. Aber auch hier spürt ihnen unermüdet der Forschungsgeist europäischer Weisen nach, um ihnen ihre Gewalt auf immer zu entreißen. Das Verbrechen lauert nicht mehr am Wege. Furcht und Mißtrauen hüten nicht mehr die Herzen. Die Erde ist eine offene Stadt, das menschliche Geschlecht eine Gesellschaft geworden. Der Gedanke, einmal ausgesprochen, wiederholt sich in hundert Zügen allen Gliedern des großen Vaterhauses und weilt vom Vater zum Sohne unsterblich. Der Sänger wandert nicht mehr mit seiner Harfe von Hütte zu Hütte, von Schloß zu Schloß. Seine Löhne hallen in Aller Herzen wieder, senken Begeisterung, Feuer und das Bedürfniß edler Thaten in jede Brust, und die entfernteste Nachwelt vernimmt sie wie wir. Das Gefühl des Dichters, das Wort der Weisen, der Wunsch des Menschenfreundes, sie verhallen nicht mehr vergänglich. Sie graben sich in Blätter, die sich vervielfältigen, ohne sich zu erschöpfen, die leicht und beweglich von selbst wieder erstehen, von Hand zu Hand gehen und dauerhafter sind als die Tafeln der Pyramiden. Der lebendige Geist wohnt jetzt aller Orten und zu

allen Zeiten, und seine Wohlthaten genießt das gesammte Menschengeschlecht.

(Der Beschluß folgt.)

Savary, Herzog von Rovigo.

Einer der grausamsten und unmenschlichsten Generale Napoleon's war Savary, Chef der Gensd'armie, später Herzog von Rovigo. Es ist gewiß (?), daß er eine Hauptrolle bei der Ermordung des Herzogs von Enghien spielte. Eine Nacht kam er ziemlich spät nach Hause, ging in sein Schlafgemach, wo seine Gemahlin schon zu Bette war, und kleidete sich aus. „Wo bist Du gewesen, daß Du so spät nach Hause kommst?“ fragte sie ihn. — „Von etwas Wichtigem; endlich hat man den Jean Foutre aus dem Wege geräumt.“ — „Wen meinst Du?“ — „Wen anders als den Herzog von Enghien?“ — „Was ist ihm geschehen?“ — „Er hat drei Kugeln in den Leib bekommen und liegt nun drei Ellen unter der Erde.“ — „Abscheulich!“ sagte sie, drehte sich um und stellte sich, als ob sie einschlief. Allein die Frauen können sich immer rächen. Tages darauf schickte sie zu Herrn Villoutreys, einem der Kammerherren Napoleon's, der sterblich in sie verliebt war. Was bei ihrer Zusammenkunft geschehen, weiß Keiner. Doch Savary vergaß ihm dies nicht und ließ ihn 1808 einige Monate in Vincennes verhaften. Im Jahre 1809, als die französische Armee in Wien lag, mußten alle Einwohner ihre Waffen abliefern; ein Sattler hatte eine alte zerbrochene Kanone in seiner Werkstätte liegen, weshalb ein Spion ihn angab. Augentlicklich ließ Savary ihn vor seinem Hause, in Gegenwart von Frau und Kindern, erschießen. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe war ebendasselbst eine Bürgerwache errichtet worden. Eines Abends arretirte eine Patrouille zwei ganz berauschte Gensd'armen, welche mit gezogenem

Säbel in der Luft herumfochten, und brachte sie in die nächste französische Hauptwache. Dort wurde aber auch die Patrouille verhaftet. Savary befahl gleich, den Anführer derselben, einen Schuhmacher, vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches ihn zum Tode verurtheilte, weil er an französische Soldaten Hand gelegt hatte. Der Gouverneur, General Andreoffy, ritt augenblicklich, als er dies erfuhr, nach Schönbrunn, um den Kaiser um Gnade zu bitten: es gelang ihm; allein kaum war er entfernt, als Savary eintraf und dem Kaiser vorstellte, man müsse der Wiener Bürgerschaft Furcht einjagen, weil sonst am Ende das kostbare Leben Sr. Majestät eben so leicht gefährdet werden könnte. Der Kaiser nahm die Vergnadigung zurück, und am andern Morgen wurde der Schuhmacher erschossen. (P. A. Heiberger's Erinnerungen. S. 148 und 245.)

* Beherzigung.

Der, von der durch Rath und Bürgerschaft niedergesetzten Deputation, abgestattete Bericht über die zu treffenden Maßregeln gegen die Gefahren der Cholera, zeichnet sich durch große Umsicht und Klarheit ganz besonders aus; und haben sich die Herren Deputirten dadurch den gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit ihrer Mitbürger erworben. Da nun aber bei allen Einrichtungen die größest mögliche Vollkommenheit zu bezwecken ist, so erlaubt sich auch Einsender vorzustellen: ob es nicht rathsam sey, sich mit den auch auswärts getroffenen Maßregeln bekannt zu machen, wenn möglich vorzüglich mit solchen die an einem Orte getroffen sind, wo diese Seuche bereits geherrscht hat; (z. B. Danzig) denn Erfahrung ist immer der beste Lehrmeister, und kommt oftmals, wenn man sie selbst zu machen genöthigt ist, theuer zu stehen.

In dem Antrage des Senats wird die Deputation eine „Regierungs-Commission mit den Repräsentanten der Bürgerschaft“ genannt. Diese Benennung scheint indessen nicht die ganz Richtige zu sein. Wir haben eine gesetzgebende und eine vollziehende Gewalt; erstere bildet der Senat und die Bürgerschaft, letztere der Senat allein. Regieren und bloßes Vollziehen der Gesetze, ist aber nicht eins und dasselbe. Wir freien Bürger regieren uns in der That nur selbst und zwar durch unsern Senat und unsere Repräsentanten. Eine Regierungs-Commission kann also bei uns nur aus solchen Personen bestehen, die durch den gesetzgebenden Körper verfassungsmäßig dazu ernannt sind; sie handelt gemeinschaftlich in dem ihr vorgeschriebenen Wirkungskreise, kann nach Gutbefinden jederzeit vergrößert, verringert, oder sogar ganz aufgehoben werden.

Sollte Einsender in seinen Ansichten irren, so bittet er nicht bloß für sich, sondern für alle seine Glaubensgenossen um Belehrung.

Ein Bürger.

* Die Brand- und Versicherungs-Anstalt für das Gebiet betreffend.

Da die in No. 66 des Unterhaltungsblatts befindliche Zuschrift an mich, unterzeichnet: Einige Städter, die unrichtige Angabe enthält, die Bewohner unseres Gebietes seyen gezwungen, ihre Gebäude versichern zu lassen; so halte ich mich gegen das Publikum, besonders diejenigen welche Capitalien zu belegen haben, zu der Bekanntmachung verpflichtet: daß für unsere Gebiets-Bewohner niemals ein Zwang bestanden hat, wegen ihrer Gebäude an dieser Versicherungs-Anstalt Theil zu nehmen, und daß etwa $\frac{1}{4}$ aller Gebäude noch unversichert sind.

Ein die Errichtung der Anstalt anordnendes Publicandum des Senats vom 11. März 1805

sagt ausdrücklich: es solle dem freiwilligen Entschlusse eines Jeden überlassen bleiben, ob er in diese Verbindung eintreten wolle oder nicht, und der §. 36 der Verfassungsartikel setzt fest, daß die Interessenten zu jeder Zeit auch wieder austreten können.

Indem ich mich auf meine Antwort im Bürgerfreund No. 64 beziehe, muß ich wiederholt bitten, daß diejenigen, welche eine Abänderung oder Vervollkommnung der bestehenden Einrichtungen herbeizuführen wünschen, dazu den einzig richtigen Weg wählen und sich an die Direction wenden mögen.

E. A. Lackemann.

* Schreiben aus dem Osnabrückischen.

Demehr die väterlichen Gesinnungen unsers guten Königs für seine Unterthanen, und seine thätige Sorgfalt für deren Wohl allgemeine Anerkennung finden, um so mehr ist es zu beklagen, daß noch immer manche unsrer Einrichtungen und Formen der Stimme des geringen Mannes hinderlich sind am rechten Orte gehört zu werden; wenn vielfache kleine Uebel und Mißbräuche — die von der Höhe des Throns kaum bemerkbar sind, ihn schwer bedrücken. Wenn schon das Petitioniren an die Diener des Königs mit solchen Kosten und Beschwerden verknüpft ist, daß der arme Unterthan es rathsam findet lieber schweigend zu dulden als auf diesem Wege Recht und Billigkeit zu suchen, so muß natürlich das Ohr des Monarchen selbst, ganz unzugänglich für solche Klagen werden die einzelne Theile seines deutschen Volks zu machen sich veranlaßt finden. Noch ohnlängst ereignete sich hier ein Fall wo die abschlägige Antwort auf eine Petition an die erste Provinzial-Behörde über 21 Rthlr. Kosten verursachte; etwa 130 Bittsteller wurden nach

dem 3 Stunden Weges entfernten Amte J. vorgeladen um dort jene abschlägige Antwort zu bekommen; diese Vorladung allein kostete schon drei gGr. auf jede Person, des weiten Weges, der Verzehrung und Verschümmel nicht einmal zu gedenken. Es würde viel unnütze Sporteln und Zeit ersparen, wenn man solche Antworten direct durch die Post ertheilen könnte — die durch getäuschte Hoffnungen gekränkten Bittsteller würden dann nicht mehr als einfaches Porto für ihre bescheidenen, vergeblichen Wünsche zu opfern brauchen. Wollte ich ein Mittel vorschlagen, der überhandnehmenden Bettelei ein Ende zu machen, so wüßte ich kein besseres als das obige; ein Supplikant, den man einen halben Tag mit seinen Erwartungen spazieren geschickt hat, um sie alsdann zu täuschen, wird wahrlich nie wieder auf dieselbe Weise anklopfen.

Die Eroberung von Omoa im Jahre 1779.

Eine historische Anekdote.

Das Castell San Fernando am Haupthafen der General-Capitanía Guatemala Omoa, ward am 15. September 1779 durch die Besatzung der Britischen Fregatte Charon von 44 Kanonen, welche der am 16. März im 89. Jahre verstorbene Capitain, Graf von Carhampton, commandirte, mit Sturm erobert; die Briten machten dort eine Beute von 250 Centner Quecksilber und 3 Millionen Piaster. Die Eroberung ward durch folgende edle That vermittelt. Ein Britischer Matrose erkletterte den Wall mit zwei kurzen Schwertern in den Händen. So bewaffnet traf er einen Spanischen Offizier, der vom Schlafe aufgeschreckt, in der Eile und Verwirrung seinen Degen vergessen hatte. Der Seemann, der den Vortheil gegen den Unbewaffneten nicht benutzen

wollte, reichte ihm eine seiner Waffen mit den Worten: „Da nimm und wehre dich!“ Die ritterliche Großmuth setzte den Spanier in Erstaunen; es ward dadurch eine friedliche Zwiesprache vermittelt, da der Offizier Adjutant des Commandanten war, und so die Uebergabe des wichtigen Forts herbeigeführt, welches die Briten aber bald darauf verließen, da ihr einziger Zweck war, Beute zu machen. Der Matrose ward zum Bootsmann auf der Kriegsschaluppe Ferret erhoben; auf diesem Schiffe gerieth er mit dem commandirenden Lieutenant in Streit, und vergaß sich so sehr, ihn zu schlagen. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode, und der Eroberer des Castells San Fernando mußte durch den Strick sterben!!!

* Steinkohlen und Torf.

In Hamburg sind vor kurzem mehrere Ladungen der besten, großen, englischen Steinkohlen zu 30 Mark Courant oder circa 10½ Rthlr. P'dor pr. Last verkauft!!

Frage: Was müßte nach Verhältnis dieses Preises, der Hunt guter Torf hier kosten? —

Sylbenrättsel.

Zwei Sylben nennen dir die schönste Stunde,
Die du erlebst, doch selber nicht gesehn;
Wo um den armen Menschen in der Runde
Zuerst die guten Geister stehn.
Und hat sie freundlich über dir gewaltet,
So tritt die dritte Sylbe dir in's Haus,
Gilt alle Morgen zu dir, neu gestaltet,
Und kramt dir ihre bunten Bilder aus.
Ist nun die Dritte oft herbeigeflogen,
Dann kommt in seinem festlichen Talar
Das Ganze freundlich hergezogen,
Und zählt dir zu ein neues Jahr.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 1. September 1831.

Zweitetracht löset das Band, das Völker mit Völkern vereinet;
Mit dem Schwerte des Kriegs paart sich der Seuche Geschloß;
Und die Thräne des Grams verzehrt, was beide verschonten;
Aber die Menschheit entrinnt stets dem verheerenden Kampf.

U n s e r e Z e i t .

Auf dem grünen Tische prangen Crucifix und Kerzen-
licht,

Schöff' und Räte, Schwarzgekleidet, sitzen ernst dort
zu Gericht;

Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die
Frevlerin,

Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbe-
wegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie
hat nicht Zeit,

Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerech-
tigkeit,

Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei
Stunden fern;

Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend, zu den
Herr'n:

„Küßet nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie,
so schmäht ihr euch!

Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschrieb'nen
Blatte gleich;

Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf
send ihr!

Wenn die Schrift nicht iust erbaulich, nun, was
kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so heil,
so rein!

Wollt des süßen Wein's ihr schlürfen, gießt nicht eure
Hefen drein!

Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz statt-
lich sonst sich aus,

Freilich seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatsfeld; — da ihr Disteln
ausgesät,

Si, wie könnt ihr dros euch wundern, daß es nicht
voll Rosen steht?

Cäsar sieht auf solchem Felde, Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Nermen, zum Entlaufen, ist es sattem groß und weit.

Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohl an, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!“

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Bogislaus, die hinterlistige Politik Wallensteins wohl kennend und das Schlimmste von ihr befürchtend, war einsichtsvoll genug, einer ihm etwa gelegten Falle vorsichtig auszuweichen. Ruhig hatte er den Fremden ausreden lassen, ruhig erwiderte er jetzt: „Zeigt mir Euer Creditiv als derjenige, den Ihr vorstellen sollt.“ Der Abgesandte entfärbte sich, und, die Wichtigkeit des verlangten Dokuments wohl kennend, entgegnete er nicht ohne einiges Zögern: daß ihm seine Papiere bei der Landung an Rügens Küste durch Schiffbruch verloren gegangen seyen. Auf seine Betheuerungen, daß er für die Wahrheit des Gesagten mit seiner Ehre hafte, erwiderte Bogislaus gelassen: „Hört nun auch mich ruhig an. — Ich bin stets ein treuer, gehorsamer Vasall meines gnädigsten Kaisers gewesen und werde solcher auch ferner bleiben. Seyd Ihr nun ein, von seinen Rathgebern abgesandter Kundschafter, der meine wahren Gesinnungen gegen dieses mein Oberhaupt erforschen soll: so genüge Euch diese Erklärung. Zugleich berge ich Euch aber auch nicht, daß das Gemälde, welches Ihr so eben von dem unaussprechlichen Elende meines Landes

mir machet, mit völlig treuen Farben entworfen ist, und werdet darum meine vielfachen Bitten um Milderung unsrer Noth bei Sr. Kaiserlichen Majestät kräftigst unterstützen können. — Seyd Ihr hingegen wirklich, wofür Ihr Euch ausbebt: so kann ich schon deshalb Euern Antrag, meine Residenz den Truppen Sr. Schwedischen Majestät einzuräumen, nicht eingehen, weil solches nicht in meiner Macht steht.“ — „Wenn nun aber mein sieggewohnter Herr mit Gewalt die Thore sich eröffnet, wie dann?“ — „So muß ich abermals dem Mächtigen weichen und mich in den Willen der Vorsehung fügen. Uebrigens gebe ich Euch zu bedenken, daß mein Kaiserlicher Herr sehr, sehr mächtig ist, und sein Feldherr bis jetzt unüberwunden da steht.“ — „Der große Goliath fiel durch den verachteten David, der ihn im Vertrauen auf seine gerechte Sache angriff.“ — Und was werdet Ihr erwarten können, wenn mein König, dessen Freundschaft Ihr jetzt verschmähet, als Feind vor Euch tritt?“ — „Daß er gegen mich und mein Land, ist anders Eure Beschreibung von seinen Tugenden wahr, milderer seyn wird als meine gegenwärtigen Freunde.“

Nachdem der schwedische Freiherr nochmals alle Künste der Beredsamkeit an des Herzogs Festigkeit verschwendet hatte, hob er mit verändertem Tone an: „Nun denn, so muß ich wohl meine Rolle als Abgesandter wieder mit derjenigen eines Handelsmannes vertauschen. Diese Stücke hier sind auf Euerm Grund und Boden gefunden worden und kommen demnach Euch als rechtmäßiges Eigenthum zu. Wollt Ihr mir jedoch für die armen Leute, welche sie gesammelt haben und die ebenfalls zu Euern hülfsbedürftigen Unterthanen gehören, ein kleines Funderlohn geben: so habe ich doch nicht ganz vergeblich meinen Weg hieher unternommen.“ — Der Herzog, erfreut, diese ihn sehr beunruhigende Unterredung,

auf solche Weise beendigen und sich die Bernsteinsteine, unbeschadet seiner Herrscherpflichten, zueignen zu können, übergab den Händen Stepow's ein nicht unbedeutendes Geschenk, mit welchem dieser eiligst seinen Rückzug nach Tasmund unternahm.

Zu besserem Verständniß ist hier folgende geschichtliche Bemerkung nöthig: Unter dem alleinigen Vorwande, die, nach beendigtem Kriege zwischen Schweden und Polen abgedankten Truppen zu hindern, in dänische Dienste zu gehen und dadurch die Kriegsunruhen im Hollsteinischen zu vermehren, hatte Wallenstein, ohne Bogislaus Einwilligung abzuwarten, im Jahr 1627 ganz Pommern nebst Rügen mit seinen Soldaten besetzt. Zu Unterhaltung derselben mußte dies Land, außer der freien Verpflegung, monatlich 38,000 Thaler bezahlen. Ueberdies verlangte Wallenstein von Stralsund allein 150,000 Thaler Subsidien, im Weigerungsfalle sie sonst vier Regimente Besatzung einnehmen sollte. Diese Stadt, gewohnt durch fremde Beispiele, widersehte sich standhaft gegen beiderlei Ansinnen. Darauf wurde sie förmlich von dem Feldmarschall von Arnheim belagert. Vergebens suchte Bogislaus die Widerspenstigen zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Die Stadt zahlte zwar eine ansehnliche Summe, nahm aber keine Besatzung ein. Und nunmehr erfolgte jene harte Belagerung, welche Wallenstein persönlich leitete und die Stadt zu nehmen schwur, sey sie auch mit eisernen Ketten an den Himmel geschlossen.

Allein die Bürger, erst von dänischen, später von schwedischen Hülfstruppen unterstützt, leisteten den tapfersten Widerstand und schlugen alle Stürme Wallensteins glücklich zurück. Der zeitig und hart eintretende Winter nöthigte ihn endlich, sein Vorhaben aufzugeben und sich zurückzuziehen. Dafür rächten sich seine Truppen an den schuldlosen Bewohnern des platten Landes

durch die grausamsten Mißhandlungen und Erpressungen.

Unter wechselndem Kriegsglück kam endlich das Jahr 1630 heran, mit dessen Maimonat gegenwärtige Erzählung begann. Es schien für die gedängelten Rügianer ein entscheidendes zu werden. Immer weiter drangen die Schweden aus Stralsund vor und vertrieben die Kaiserlichen aus einem Bollwerke in's andere. Dafür verwandelten Letztere auf ihrem Rückzuge das Land in eine Wüste. Mord und Brand reicheten einander beiderliche Hand, alle Spur von Leben zu vertilgen.

Es war in der Mitte des Juni gedachten Jahres, daß gleiches Loos auch das kleine Städtchen Sagard betraf, von welchem hier bereits einmal Erwähnung geschehen ist. Prasselnd wälzten sich die Flammen über die niederen Häuser dahin. Unter dem Schutze des schwarzen, tiefgehenden Qualmes suchten die dem Morde und Ersticken entgangenen Einwohner ihre Flucht nach dem nahen Walde, die Stubnis genannt, zu bewerkstelligen. Bereits am Saume desselben hatte sich aus ihnen ein langer, wechslender Zug gebildet, der ängstlich bemüht war, sich und die weinenden Kinder, die gebrechlichen Greise und Matronen in das Dunkel tausendjähriger Buchen zu bergen. An ihrer Spitze schritt, im halb verbrannten Priesterroße, versengten Haupthaars, den blutigen Ring des Breudels um die Stirne des bleichen, hagern Antlitzes, Herr Dionysius Gerschow, treuverbienter Pastor zu Sagard. Die Rechte umschloß das Evangelium, die Linke geleitete ein zehnjähriges Söhnlein: eine erwachsene Tochter unterstützte die hinfällige Mutter. Sich selbst jeglichen lauten Ausbruch des Jammers verwehrend, preßten die Weiber fest ihre Säuglinge an die bebende Brust, damit ihr Wimmern und Schreien etwaigen Verfolgern nicht zum Leitstern diene.

Stumm, wie die zahllosen Steine, die gleich Grabhügeln aus dem dunkeln Moose des Haines hervorragten, zogen sie durch das Dickicht dahin. Das endliche Ziel ihrer rastlosen, langen Wanderung war ein kleiner Teich, dessen schwarzes Gewässer dem Styx gleich. Seine Ufer, in einiger Weite vom Gehölze frei, boten einen Samtgrund von weichem Moose und üppigem Haidekraut dar. Ringsum strebten die weißgrauen, ungeheuern Buchenstämme wie schlanke Kirchengießer empor, und ihre grünbelaubten Kronen wölbten einen Dom, dessen azurblaue Kuppel, von einem wolkenfreien Himmel gebildet, in tiefen Tinten auf des Teiches glatter Fläche sich spiegelte. Seufzend ließ die Menge sich hier nieder, ein kaltes Nachtlager aufzuschlagen. Ihrem Beispiel folgte ein Fremder, der, vom Pastor als alter Freund behandelt, sich ihrer Flucht angeschlossen hatte.

Die hier zeitiger als irgendwo einbrechende Dunkelheit deckte bald mit einem dichten Schleier die Unglücklichen, deren verweinte Augen sich schnell schlossen zu einem der Erstarrung ähnelnden Schlafe. Die nun eingetretene tiefe Stille wurde nur dann und wann durch das schmerzliche Stöhnen eines Gequälten unterbrochen, den die Lunten der Kaiserlichen auf die bloße Haut gebrannt, oder ihre Schnuren gewreudelt hatten. — Nur den Fremden, in welchem wir unsern Ral-low oder nunmehrigen Baron von Stepow = Bielle wieder finden, schien der Schlummer zu fliehen. Vielleicht glaubte er auch mehr Ursache als irgend Jemand zu haben, auf seiner Huth zu seyn. Hell blieben seine Augen, offen seine Ohren jeder verdächtigen Bewegung.

Als die Strahlen des aufgegangenen Mondes einen Blis auf der dunkeln Wasserfläche des Teiches entzündeten, richtete sich sein ernstes Antlitz demselben zu. Die selten, und am wenigsten in solchen Lagen ruhende Einbildungskraft überflü-

gelte seine Wachsamkeit. Bilder grauer Vorzeit führte sie seinem träumerisch gewordenen Blicke vor. In den schwarzen Fluthen dieses Teiches wurde einst, laut der Sage, alljährlich der Götterwagen der heidnischen Urbewohner, nach gehaltenem Umzuge durch die Insel, von den Priestern gewaschen und gereinigt, sein Fuhrmann aber dann von ihnen ertränkt, damit er Niemand Kunde zu geben vermöchte von ihrem menschlichen Treiben. — Stepow glaubte in dem leisen Gesäusel des Schilfes das Nachzen dieser Opfer des Wahnglaubens zu vernehmen — bleiche, aufgeschwollene menschliche Gesichter langsam aus demselben heraussteigen zu sehen. — Wer weiß, wohin ihn noch das Spiel seiner Phantasie geführt haben würde, hätte nicht ein entferntes Geräusch ihn in die Wirklichkeit zurück gerufen. Wie er demselben seine doppelt geschärften Sinne zuwandte, glaubte er deutlich die niedern Aeste der Bäume vorsichtig theilen, hie und da einen Zweig über dieser Bemühung knicken, ja endlich den bald lauter, bald leiser tönenden Tritt vieler Füße, je nachdem der Weg über Gestein oder weichen Boden führen mochte, zu vernehmen.

Noch im Streite mit sich selbst über seinen zu nehmenden Entschluß, schallte von der entgegengesetzten Seite ein ähnliches Geräusch herüber. Die Unmöglichkeit einer Flucht leuchtete ihm ein. Was konnte die Erweckung seiner Gefährten helfen? Durch den dann unausbleiblich entstehenden Lärm würde er nur eine beschleunigtere Annäherung der Feinde bewirkt und er sich selbst einer gewissen Entdeckung ausgesetzt haben. Leise kroch er hinter einen der daliegenden hohen Steine, und sich platt in's Haidekraut ausstreckend, hoffte er auf diese Weise die Aufmerksamkeit seiner Verfolger von sich abzuwenden.

Immer näher kamen dieselben. Gewiß wollten sie erst die Wehlosen ganz umzingeln, um

selbst dem Einzelnen die Möglichkeit zur Flucht zu benehmen, denn warum zögerten sie so lange, die Armen aufzujagen zu neuer Noth? Das Blut in den Adern brohte jetzt dem Freiherrn zu gerinnen, der Athem ihm zu vergehen — denn dicht an seinem Haupte erzitterte das Haidekraut unter dem Tritte eines Vorübergehenden. — Für einen tapfern, Freiheit liebenden Mann ist es das fürchterlichste Gefühl, sich wie eine Maus in der Falle ertappen lassen und ohne Gegenwehr sich ergeben zu müssen. Lieber stürzt er sich in die drohendste Gefahr. Darum vermochte auch der Freiherr nicht länger seinen Blick wegzuwenden von dem unausweichbaren Schicksale. Und sollte es ihm Gefangenschaft, ja Tod bringen — er mußte das Haupt erheben, sich unterrichten von dem, was ihn erwartete.

Aus dem Haidekraute hervor blinzelten jetzt verstohlen seine Augen nach dem vorbeischießenden Fuße — verwundert über dessen sonderbare Form stiegen sie neugierig daran empor. — Das gezackte Geweih vorsichtig durch die engen Zwischenräume der Bäume schiebend, zog leise ein gewaltiger Sechszehner vorbei. Ihn auf dem Fuße folgte ein Rudel großer und kleiner Hirsche, Hirschfühe und Kälber. In einer langen Reihe nahmen sie ihren Weg nach dem Teiche hin.

Seit längerer Zeit zum ersten Male wieder lächelte des Freiherrn Blick, als er die gefürchtete feindliche Schaar in eine Herde friedlicher Thiere verwandelt sah, die nur brennender Durst in die Nähe der Menschen zu bringen vermocht hatte und die nach dessen Stillung sich eben so geräuschlos zurückzogen, als sie gekommen waren. Ohne weitere Störung verging der übrige Theil der Nacht. Der helle Tag versammelte die geschlagene Herde um ihren Hirten. Von seinen, sonst so trostfertigen Lippen erheischten sie Rath, Ermu-

thigung. Nicht mochte der gute Pastor ihnen widerstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Genius der Menschheit.

(Beschluß.)

Aus welcher Quelle entspringen denn nun alle die Wunder, die seit Jahrtausenden der Geist des Menschen ersinnt und seine Hand ausführt? — Was führte jene große Umwälzung herbei, welche die Urwälder lichtet und alte Seen austrocknet, um an die Stelle von Eindröben und Wüsten Staaten voll Leben, Reichthum und Handel zu gründen? — Wie heißt der Genius, der den Nachkommen der ersten Menschen die Herrschaft über die Erde verschaffte, wozu Gott sie bestimmte, und die sie nur im Schweiße ihres Angesichts und nach Jahrtausenden der ungeheuersten Anstrengungen erhalten konnten? —

Dieser Genius, der Genius der Menschheit, es ist die Kunst, sich zu vervollkommen, es ist das Vermögen, fortzuschreiten, sich zu verbessern, die wahre Göttergabe des Menschengeschlechts. Der Löwe, die Robbe, der Diber sind dieselben Geschöpfe geblieben, die sie am ersten Schöpfungstage waren. Wie sie sind, so sah sie der Schöpfungsmorgen, so werden sie die kommenden Jahrhunderte sehen. Haben ja einige von den Thieren sanftere Gewohnheiten erhalten und angenommen, so ist diese Veränderung nicht ihr Werk, sondern wieder das des Menschen. Er allein hat von dem Schöpfer die Kraft erhalten, um sich her Alles zu verändern und sich dabei selbst umzuwandeln. Er allein von allen Geschöpfen hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert verändert und ist in dieser Umgestaltung besser geworden. Seine Eroberungen häufen sich immer mehr und bilden einen Schatz, die ewig dauernde

Mitgabe für die Nachwelt. Sie kennen keine Gränze mehr und erstrecken sich im Raume von einem Pole zum andern, in der Zeit von einem Jahrhunderte zum andern. Was der Einzelne erringt, dem ganzen Menschengeschlechte gehört es zu. Was die Generation erwirbt, geht wie ein Erbtheil auf alle Kommende über, und die ganze Welt nimmt Theil daran. Die Civilisation ist dem ganzen Menschengeschlechte geschenkt, und jedes Alter beginnt da, wo das vorhergehende aufgehört hat.

Das ist das wahrhaft Göttliche in unserer Natur, das Recht zu unserm Besizthume, das Siegel, von der Hand Gottes auf unsere Stirn gedrückt, das ewige Zeichen, das uns von allen andern mitgeschaffenen Wesen unterscheidet, die Vollmacht, die unsern Gesetzen die lebende Natur, unsern geistigen Forschungen das Weltall überliefert und unsern Gedanken vergönnt, sich zu dem Urquelle alles Geschaffenen zu erheben.

Diese geistige Macht, durch die allein der Mensch Mensch ist und die Würde seines Geschlechts erhält, — wehe dem Sterblichen, der sie verkennt, wehe dem, der ihre lautere Quelle zu trüben sucht. Wohl giebt es der Beschränkten genug, die vor den Fortschritten des menschlichen Geistes zagend bangen, wohl giebt es der Vermessenen genug, die mit diesem Namen alle verwegenen Entwürfe rechtfertigen und jedes strafbare Beginnen zu beschönen suchen. Die Macht des Menschengeschlechts hat wie die unumschränkte Gewalt des Einzelnen ihre Mißbräuche. Aber dies ist kein Grund, sie umzustürzen. Schranken, Bedingungen, Gesetze müssen ihr aufgefunden werden. Die Aufgabe ist groß, und nur die Weisheit darf ihre Lösung versuchen. Mehr zu fordern, würde vermessen seyn. Die Größe und Würde des Menschen darf keiner läugnen und bestreiten, ohne Gott zu lästern, der ihm bei seiner

Erschaffung den Beruf und die Vollmacht erteilte: die Welt zu erfüllen und sich zu unterwerfen.

* Einige Worte

über die veränderte Einrichtung der Association zur Versicherung Bremischer Einwohner gegen Feuersgefahr.

Weshalb ist diese, früher so gut und wohlthätig eingerichtete Anstalt, jetzt auf eine so ungerechte und gewinnlüstige Weise umgeändert, und zwar so „daß der Kaufmann und der reiche Particulier auf Kosten und Gefahr des Mittelstandes versichert sind und im glücklichen Falle 100 pCt. profitieren können, wo der Lektüre 50 pCt. eingeblüßt? —

Es muß doch Jedem, der sehen und denken will einleuchtend seyn daß Versicherung auf Waaren das Gefährlichste ist, was mit einer solchen Anstalt verbunden werden kann, indem bei einem, in einem Packhause ausbrechenden Brande, selbst bei schneller Hülfe die Beschädigung an den Waaren und die Verschleppung derselben bedeutendere Nachtheile für die Anstalt mit sich führen als ein gewöhnlicher Hausbrand.

Der kleinere Hausbesitzer will nur für sein Erbe versichert seyn, und hat Ursache sich laut zu beklagen wenn die sogenannten Stimmfähigen nur an ihren Vortheil denken und willkürliche Veränderungen treffen, die ursprünglich der Anstalt fremd waren.

Wie konnten die Herren Deputirten dieser Unbilligkeit ihre Zustimmung geben, ehe sie uns davon unterrichteten, wenn sie uns nicht für Unmündige angesehen hätten? —

Unser gedruckter Contract unter dessen Verbindlichkeiten wir der Vereinbarung beitraten ward für Nichts gerechnet, die Häuser von Brandmauern wurden zu Stenderwerk gemacht; Ge-

werbe, die nicht im mindesten gefährlich sind, wurden als solche aufgeführt z. B. Blechenschläger, Korbmacher u. dgl. und andere die sehr gefährlich sind mit Stillschweigen übergangen.

Der Lichgießer ist gefährlicher als der Apotheker gestellt. Vieles ließe sich hier noch anführen, es sey aber genug damit.

Einsender aber glauben darauf bestehen zu können, daß diese nur zu gut überlegte aber ungerechte Veränderung wieder einging und die alte, von Allen gebilligte und documentirte Einrichtung, wieder in ihre Rechte trete. Sollte dennoch auf unsere hier lautwerdende Stimme keine Rücksicht genommen werden und wir ferner die unverhältnißmäßigen hohen Prämien bezahlen sollen, so würde es gerathener seyn eine neue Compagnie zu errichten, die nur Gebäude und Mobilien versichert, und auf freisinnigen, patriotischen Grundsätzen beruht.

Mehrere nicht stimmsfähige Mitglieder.

* Aufforderung.

Bei dem neulichen Brande, am 6. Juli, auf St. Stephanikirchhof, hat der Unterzeichnete wieder die Bemerkung machen müssen, wie Wenige von den Hinzuströmenden zu helfen kommen und der größte Theil der Männer, gleich der Menge Weiber und Mädchen, die nie dabei fehlt, nur kommt um zu gaffen und Unfug zu treiben. — Kommt ein Angestellter und fordert zu helfen auf: so weicht Alles zurück. Niemand findet sich bereit in die Reihen zum Wassertragen einzutreten. Eins der wesentlichsten Bedürfnisse ist aber diese Hülfsleistung zur schnellen Herbeischaffung von Wasser, bis daß die dazu bestimmten Maschinen (Anbringer und Feuerschiff in Thätigkeit kommen können. Um nun besonders der arbei-

tenden Classe ein Beispiel zu geben, möchte der Unterzeichnete, ein junger Kaufmann, seine Kollegen und die Comptoir-Gehülfsen auffordern, einen Verband zu schließen, um als Rettende oder Wasserträger bei Feuersbrünsten thätige Hülfe zu leisten. —

Sollten, wie man zu erwarten sich berechtigt glauben darf, Viele zu diesen Zusammen-treten sich geneigt fühlen, so könnten entsprechende Einrichtungen in Verabredung getroffen werden.

Herr Senator Dr. Noltenius will die Gefälligkeit haben, Einzeichnungen dazu entgegenzunehmen, auch werden zu gleichem Zwecke Listen im Museo und Union niedergelegt werden, die auch Denen welche nicht Mitglieder dieser Gesellschaften sind durch die resp. Deconomen zur Theilnahme vorgelegt werden sollen. —

....a....

Bunte Chronik der Tagesbegebenheiten.

In der Nähe der Stadt Baltimore erhielt jüngst ein in der Kindheit schon stumm gewordener, jetzt 36 Jahr alter Mann dadurch seine Sprache wieder, daß — nachdem er bei einer ungeheuern Betrunktheit eingeschlafen war — ihm träumte, er sey in einen Kessel voll kochenden Biers gestürzt; da faßte ihn Todesangst, er strengte sich an, um Hülfe zu schreien, und es gelang ihm.

In der an heißen und Mineral-Quellen so reichen Gegend der Abruzzen zu Neapel ist die seit dem 16ten Jahrhundert verschüttet gewesene berühmte Heilquelle an der Grotte von Possilippo wieder entdeckt worden.

In dem Innern von Südafrika hat man Bienen gefunden, welche sich von Pflanzensaften

am Boden forbähnliche Gebäude mit Zellen von rothem Wachs verrichten, die mit einem grünen Honig von pommeranzendähnlichem Geschmack angefüllt sind.

Der größte bisher bekannte Haferhalm wurde jüngst zu Seeland bei Chester auf dem Felde gezogen; er maß $1\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, und trug 237 Körner.

Der große Götha-Kanal in Schweden wird am Ende des nächsten Jahres vollendet seyn, so daß man ohne Unterbrechung und ohne den Sund oder Belt zu passiren von der Nordsee bis in die Ostsee wird fahren können. Der Kanal von Waddo und Helsingborg wird gleichfalls im Herbst vollendet seyn.

S o n e t t.

Ein Wort für die Unzahl von (sogenannten) Pietisten und Conventikel-Leuten.

Religion, Du heil'ge, Gottgeborne,

Du jenes höchsten Heiles Spenderin!

Mit Seelenschauer seh' ich auf Dich hin,
Als auf das Opfer, das zum Tod erkorne.

Weh! die zum eig'nen Untergang verschworne
Und freyle Welt hegt wilden Tigersinn,
Verstoßend Dich für schnöden Lustgewinn,
Als Bahn-erschaffne, durch Cultur verlorne.

Und wenn, wenn nah't die dreimal sel'ge Zeit,
Wo, Göttin! Du von Neuem wirst geehret
Und wo mit Macht Du kannst das Böse hindern?

„Sie nah't, so bist zur Antwort Du bereit,
„Sobald Vernunft dem Sectengeiste
wehret

„Und sich die Aerzte meiner Schwäche
mindern!“

Ed. Bönecke.

C h a r a d e.

(Biersylbig.)

Die erst' und zweit': ein deutscher Dichter,
Der von der goldnen Freiheit singt,
Der altes Vorurtheil von abligem Gelichter,
Von legitimem Thron mit kühnem Wort bezwingt;
Der Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieben
Um Völkraft und Volkesherrlichkeit,
Bekämpft und in die Enge drängt. —
Darum auch dieser Dichter nie empfängt —
Ein goldnes Döschen mit Brillantenschmuck,
Ein Sternchen, Kreuzchen an die Brust zu hängen,
Ein Bändchen in das Knopfloch einzuzwängen;
Denn nimmermehr besingt er Völkdruck. —
Die dritt' und vierte Sylbe sehn
Wir nicht am Leibe des Poeten,
Den uns die erst' und zweite nennt.
Und weil in ihm der Muth entrennt,
Tyrannen und Servile zu befehlen,
Die Kronen = Soldner auszuschmähnen:
Drum bleibt der Dichter weggebannt
Von üpp'gem Diplomaten = Tische,
Und zieht er nicht von Land zu Land,
So sitzt er an der Elbe Strand,
Und dichtet in der stillen Nische. —
Die dritt' und vierte bleibt ihm ferne;
Er ringt nach einem höhern Sterne. —
Das Ganze nennt die Nachtigall,
Die schon durch manche Länder flog,
Mit ihrer Wunderstimme Schall
Schon Manchen dieser Erd' entzog. —
In der freien Stadt am Main
Sang zuerst die schwarze Kleine;
Hüpf't dann in's Kurfürstenthum
Und erwarb sich Geld und Ruhm;
Entweicht von dort zur Seine = Stadt,
Wozu sie manche Gründe hat. —
Reis't singend dann wieder durch Deutschlands Gauen,
Ist nun in der Kaiserstadt Wien zu schauen,
Und fährt jetzt da, Magnaten gleich, mit Bierem. —
Mög' sie dabei die Stimme nicht verlieren. —

E. Freieisen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Daewes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 30.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 4. September 1831.

Ihr Uebereilten, haltet ein:
Was Morgen seyn wird, wißt Ihr nicht!
Dem Schicksalherren Vertraun zu weih'n,
Ist Eurer Kurzsicht erste Pflicht.

Die Schlange des Orients.

Ernuthigung wider die Cholerafurcht.

Das wunderreiche Morgenland
Berlich seit alter Zeit uns viel;
Du seinem Ruhm gab Dichters Hand
Der Lyra Schwung in Sang und Spiel.
Manch' edle Frucht ist daher uns gekommen;
Manch' seltnes Thier ward gastlich aufgenommen;
Und manches hohe Glaubenswort
Erschallt von da rings fort und fort.

Noch eine Schlange windet sich
Von Thal zu Thal seit Jahren dort;
Entwölket ward, ach! fürchterlich
Durch ihre Eier gar mancher Ort!
Seitdem Bengalens Blut sie ausgebrütet,
Durchzog die Riesin Asien; und wüthet,
Sich vorwärts ringelnd, wenn sie wacht,
Stets siegend ob der Gegenmacht.

Vielsköpfig schlich das Schreckenthier

Den Handelskaravanan nach,
So wie es eilend dort und hier
Sich neue Bahn zu Schiffe brach.
Auch nach Europa drang es vor, verstoßen,
Dem Moskowiter würgend wie den Polen.
Run züngelt's selbst nach uns von da:
Es ist die grimme — Cholera!

Ihr Blick, ihr Hauch, ihr Stich ist Gift!
Schnell sinken unter Schmerzen hin
Die rüst'gen Wand'rer, die sie trifft:
Das Herz wird glüh, betäubt der Sinn.
In Tagesfrist, in wen'gen Jammerstunden
Sind Freund und Feind zugleich dahin geschwunden!
Der Fleiß erstarrt, die Nachbarn flieh'n,
Wenn Langner Euch das Haus umzieh'n!
„Wer hemmt der Seuche jähen Lauf?
Wer hält von uns solch Herzeleid fern?“
Die Fürsten bieten Alles auf;
Die Kerkze rathen sorglich gern.

Doch, wird vom Himmel nicht der Ruf vernommen:
 „Bis hierher und nicht weiter sollst Du kommen!“
 So wird die Pest uns meuchlings nah'n;
 Mit unsrer Macht ist Nichts gethan!“

So seufz't in Kengsten manches Herz,
 Still musternd seiner Lieben Zahl,
 Und fürchtet herber Trennung Schmerz,
 Verzagend in des Mißtrau'ns Dual.
 Schon sieht der Leichtsinn Bürgerschaaren schwinden,
 Und Selbstsucht hofft, alsdann mehr Glück zu finden;
 Die Schwermuth gräbt sich schon ihr Grab,
 Der Lust entsinkt der Hoffnungsstab.

Ihr Uebereilten, haltet ein:

Was Morgen seyn wird, wißt Ihr nicht!
 Dem Schicksalsherrn Vertrau'n zu weih'n,
 Ist Eurer Kurzsicht erste Pflicht.
 Bis heute hat er gnädig Euch erhalten:
 Laßt ferner ihn so weis' als mächtig walten!
 Wohl dem, der, was ihm Gott bestimmt,
 Mit Muth und Fassung stündlich nimmt.

Den Frieden hat er uns bewahrt,
 Die Erntegaben neu verlieh'n:
 O kommt, Beglückte, fromm geschaart,
 Und preist, so lang' Ihr athmet, ihn!
 Vor Feinden schirmt er uns mit Wohlgefallen;
 Drum besser, in die Hand des Herrn zu fallen,
 Als in der Uebelthäter Hand.
 Euch sey sein Wort des Segens Pfand!

Ob büß'res Unheil uns umschleicht:
 Gott meint und macht es immer gut!
 Wenn dann der Bürger schonend weicht,
 So bleibet fern von Uebermuth!
 Ja, zügelt Schritte, Reden und Gedanken,
 Und setz der Schlange der Verführung Schranken:
 So frommt Euch — sey sie fern und nah' —
 Für Geist und Herz die Cholera!

Der Schwede auf Klügen.

(Fortsetzung.)

Einen hohen Stein als Kanzel erkiesend,
 winkte er seiner Gemeinde, einen Kreis um ihn
 zu schließen. Es geschah, und mit etwas genau-
 figer Stimme begann er also:

„Christliche Mitbrüder und Mitschwesteren
 in dem Herrn! durch ein und dasselbe Band des
 Leidens, der Verfolgung Vereinigte! die Ihr Alle
 mit lechzender Seele fühlet und begehret des drin-
 genden Bedürfnisses himmlischen Trostes! Ja,
 wir Alle können mit David rufen: „Mein Leben
 hat abgenommen vor Betrübniß und meine Zeit
 vor Seufzen; meine Kraft ist verfallen, und meine
 Gebeine sind verschmachtet.“ So klagen wir mit
 dem königlichen Sänger. Denn unser Leib ist
 zer schlagen; unsre Wohnung liegt wüste; unser
 Gotteshaus in Asche; unsre Flur verödet. Das
 Blut erschlagener christlicher Mitbrüder röthet die
 Erde, die uns ernährte, und wer unter uns hat
 nicht den Verlust eines geliebten Verwandten zu
 beweinen, den mörderische Hände in des Todes
 Nacht und Graus dahin sinken ließen? — Darum
 rufen wir abermals mit David: „Ich bin so
 müde von Seufzen und nege mit meinen Thränen
 mein Lager.“ Doch müssen wir uns auch fragen:
 Haben wir ein anderes Loos verdient mit unsern
 Sünden? oder können wir mit gutem Gewissen
 behaupten, daß unser Herz nicht abgefallen, unsre
 Gang nicht gewichen sey von des Herren Wege?
 — Ihr schlaget stumm den bekümmerten Blick
 zu Boden, meine Brüder — fühlet Ihr Euch
 durch meine Rede getroffen? — Aber nein, nicht
 noch tiefer schlagen — heilen soll und will ich
 Euch. Nicht Vorwürfe, Trost erwartet Ihr von
 Euerm Seelsorger. Drum weg mit dem trau-
 ernden Blick von der Erde! Erhebet gläubig ihn
 zum Himmel! Dort wohnt der rechte Helfer;
 dort ist unsre Heimath, das rechte Canaan. —
 „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir
 und hörte mein Schreien.“ So laßt uns denn,
 bevor ich Euch des Evangelii trostreichen Inhalt
 verkünde und erkläre, anflehen den Herrn aller
 Herrn in andächtigem Gefange. Mit sanfter
 Stimme (denn Klugheit gebeut uns selbst die

Schrift) aber aus Herzensgrunde stimmt mit mir an: „Straf uns nicht in deinem Zorn.“ —

So erbaulich die Rede des frommen Gerschow dem lauschenden Freiherrn bis hieher geschienen hatte, so wenig zufrieden war er jetzt mit dem beginnenden Gesange, der, trotz seiner Gedämpftheit, noch ziemlich vernehmlich durch die Stille des Waldes dahin tönte. Wirklich zeigte sich seine Besorgniß, daß derselbe unwillkommene Zuhörer herbeiziehen könne, nicht ungegründet. Es erschien nämlich plötzlich ein Trupp wild aussehender Männer, die mit militärischer Haltung und dem Abzeichen kaiserlicher Soldaten versehen, rasch durch die Bäume daherschritten; — der Gesang verstummte.

Kengstlich starrten alle Augen nach der erschreckenden Erscheinung; nur Gerschow's Blick belebte eine ungewöhnliche Kühnheit. Seine lange Gestalt streckte sich noch einmal so hoch empor, und mit dem blutigen Ringe um das Haupt einem Märtyrer gleichend, richtete er seine durchdringende Stimme gegen die Ankommenden: „Seyd Ihr gekommen, uns nochmals zu quälen oder führt Euch das Bedürfniß christlicher Erbauung in unsre andächtige Versammlung?“ — Die Köpfe der Angeredeten wurzelten fest und ihr Anführer, ein riesiger Schlagetodt, entgegnete trocken: „Keins von beiden! Doch sind wir gerade nicht abgeneigt, Euern Sermon mit anzuhören, dasern Ihr uns berichtet, ob in Eurer Mitte ein Fremder verweile, der sich für einen Mecklenburger ausgibt und der an dieser Küste neulich Schiffbruch erlitten haben will?“ Man hätte glauben sollen, daß der Inhalt dieser weit vernehmbaren Rede die sofortige Flucht des Freiherrn nach sich ziehen würde; hatte er sich doch schon bei dem ersten Erblicken der Krieger hinter einen Buchenstamm verborgen. Allgemein war daher die Verwunderung, als man ihn jetzt furcht-

los hervortreten und sich gutwillig seinen Verfolgern überliefern sah. Der Ausdruck unverkennbarer Freude theilte sich bei seinem Erscheinen dem Anführer, so wie seiner Mannschaft mit, und rasch folgten sie dem Freiherrn, der eine ziemliche Strecke tiefer in den Wald voranschritt. Auch wir verließen die Gemeinde mit ihrem Hirten, der die unterbrochne Andacht wieder fortzusetzen bemüht war, und sehen, welches Schicksal den Freiherrn erwartete.

Als dieser sich so weit von der Versammlung entfernt glaubte, daß seine Stimme nicht mehr von ihr vernommen werden könne, wendete er sich lächelnd zu dem Anführer und sagte: „Kallström, fast hättest Du mich zittern gemacht, wäre mir nicht noch zeitig genug Deine Stimme bekannt vorgekommen. Aber sprich, wie kommst Du mit Deinen Leuten zu dieser Kleidung?“ — Kräftig schüttelte der Angeredete die dargebotene Rechte Stepows und sprach entschuldigend: „Ja, Herr, Noth kennt kein Gebot. — Nachdem wir über unserm unvermutheten Sprunge in's Meer Euch aus dem Gesicht verloren hatten, suchten wir Euch bis zum Einbruch der Nacht vergeblich. Endlich trieb uns die Kälte und die Furcht vor Gefangennehmung in die Wälder, wo wir von Wurzeln ein kümmerliches Leben fristeten. Wir sahen keinen andern Ausweg aus unsrer Bedrängniß, als kaiserliche Dienste zu nehmen, um dann bei der ersten Gelegenheit zu den Unsern übergehen zu können. Zu diesem Zwecke schuf ich meine Schiffsleute durch fleißiges Exerciren binnen wenig Tagen in tüchtige Landsoldaten um. Die Stelle der Gewehre vertraten Prügel, die uns in großer Auswahl der Wald lieferte. Seht sie an, die Jungen, ob sie mir mit ihrer Haltung nicht Ehre machen! Auch zweifelte Oberst Verdugo nicht im Mindesten an unserm Vorgehen, daß wir die dänischen Fahnen nur deshalb verlassen hätten,

um unter den seinigen mehr Ruhm und Beute zu gewinnen. Selbst unsre Bitte, uns ungetrennt zu lassen, gestand er uns zu. Von ihm beauftragt, einen Vorpostenstreifzug nach der Küste zu unternehmen, vernahmen wir gestern von einem Fischerburschen die Kunde von Euerm Leben und Herumziehen im Lande. Der Kerl meinte es aber böstlich mit Euch und erzeugte uns blos in der Absicht, Euch zu schaden, diesen Dienst. — Jetzt wißt Ihr Alles und die Reihe des Erzählens ist an Euch.“

Stepow theilte ihm mit, was er für nöthig erachtete. — „Kallström“, — schloß er — „wenn ich gewiß wüßte, daß Boorse noch heute oder morgen mit seinem Fahrzeuge uns abzuholen käme: so würde ich euch den Rath geben, bis dahin in der Nähe der Stubbenkammer verborgen zu bleiben, indem er auf jeden Fall daselbst anlegen dürfte; weil er sein Kind und seine Verwandten daselbst hat. Allein, obschon er den Auftrag hat, unsrer Sicherheit wegen an dieser Küste umherzukreuzen, so dürfte eine zu gewisse Hoffnung darauf um so trüglicher seyn, als er von dem Verlust unsers Schiffes nicht unterrichtet ist und er uns nicht in einer so hilflosen Lage glaubt. Besser gethan wäre es daher wohl, ihr lehrtet, um keinen Verdacht zu erregen, in euer gegenwärtiges Verhältniß zurück und wartetet eine günstigere Gelegenheit zur Flucht ab. Solltest Du bei Deinen fernern Streifereien am Gestade ein Schiff in See erblicken, das quer durch das vordere Vransegel einen schwarzen Streif führt, so wisse, daß es das erwartete ist und nimm darnach deine Maßregeln.“ — „Verstehe, verstehe!“ — entgegnete kopfswiegend der bedächtige Kallström. „Wir wollen dem alten Fuchs Verdugo schon eine Nase drehen, daß er seine Lust an uns Schweden für immer blasen soll. — Bursche!“ kommandirte er — „links abgeschwenkt und reinen Mund ge-

halten! Marsch!“ — Solbatisch den Freiherrn grüßend, bewegte sich die kleine Rotte in bester Ordnung vorüber und bald waren ihre Tritte im Dickicht verhallt. Stepow kehrte nun zu dem Pastor zurück, der indeß seine Predigt geendet hatte und den Freiherrn mit der herzlichsten Freude empfing.

„Ich fürchtete schon, daß die sodomitische Rotte Euch mit fortgeführt hatte“ — meinte er. „Dann würdet Ihr auch nimmer im Stande gewesen seyn, meinem Bruder in Moorhall die Kunde von unserm Elend und von unsrer baldigen Ankunft zu überbringen.“ — „Ist Euch“ — unterbrach ihn der Freiherr — „die Fischerfamilie auf der Stubbenkammer bekannt?“ — „Wenn Ihr den alten Heinze mit seiner Tochter meint — gar wohl. Sind sie doch meine Weichtkinder und mir als gottesfürchtige Christen lieb und werth. In den zwei Jahren, daß sie hier leben, habe ich nur Gutes von ihnen gehört. Der Mann soll einst wohlhabend und ein stattlicher Schiffsherr gewesen seyn, ehe ihn die Kaiserlichen durch Wegnahme seiner Fahrzeuge vor Stralsund in's Elend gestürzt haben. Auch besitzt er in seinem Schwiegersohne einen tüchtigen Mann, der sein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden recht wohl zu kreuzigen weiß und darum ein ächter Gläubiger zu nennen ist. Laßt's Euch erzählen! — Der junge, hübsche Mann, welcher Heinzens ältere Tochter gleich in dem ersten Kindbette verlor, eröffnete mir, als er noch hier bei seinem Schwiegervater wohnte, einst sein ganzes Herz. Er fühle — sagte er — seit dem Ableben seiner lieben Frau ein großes Bedürfniß, ihre Stelle zu ersetzen und seinem Kinde eine Mutter zu geben. Da schien ihm denn auf der ganzen Erde kein Frauenzimmer geeigneter dazu, als seine Schwägerin Marie, die ganz das Ebenbild ihrer Schwester und seinem Sohne mit wahrer Mutterliebe zuge-

than sey. Zudem glaube er auch, daß seine heimliche Neigung zur Jungfrau eben so lebhaft von ihr erwidert werden dürfte. Bevor er jedoch bei dem Alten um sie anzuhalten gedächte, wolle er sich erst bei mir erkundigen, ob die nahe Verwandtschaft mit Marien ihm wohl verstattete, dieselbe zu ehlichen? — Natürlich stellte ich ihm das Stündhafte einer solchen, fast blutschänderischen Verbindung mit den lebhaftesten Farben vor, mich dabei auf des frommen Täufers Johannis Beispiel berufend, der auch nicht habe billigen wollen, daß Herodes seines lieblichen Bruders Frau genommen habe. Traurig, aber folgsam schied er von mir. Die Versuchung zu fliehen, ging er drauf in die Dienste Cures Königs, wo der Herr ihm sicherlich seine Entsagung mit Segen vergelten wird. Aber der Gesell, der seit Voorse's Entfernung in Heinge's Diensten ist, scheint mir ein räudiges Schaaf zu seyn, obschon derselbe mir noch nie vor's Gesicht gekommen ist."

Stepow, auf dessen Besitzungen in Schweden Gerschows Bruder Seelforger war, nahm jetzt von dem Pastor Abschied und schlug dann den Weg nach dem Gestade ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wohlfahrtsauschuß.

Alle Diejenigen, welche nicht wissen, was das kürzlich viel gehörte und besprochene, von Manchen so irrig angedeutete Wort, Wohlfahrtsauschuß bedeutet, werden ersucht, selbes im Conversions-Lexicon unter der Rubrik, Robespierre nachzulesen. —

* Bitte an die Redaction der Bremer Zeitung.

Mehrere Abonnenten der Bremer Zeitung ersuchen die Redaction, den interessanten Artikel über die Vermählung des Kurprinzen von Hessen,

welcher bereits in der allgemeinen Zeitung, den Hamburgern und andern Zeitungen vor einiger Zeit gestanden hat, in einem ihrer nächsten Blätter einen Platz einzuräumen. —

* Major Puschet.

Dieser Mann, der neulich den Aufstand in Litthauen leitete, der nach gewissen Zeitungen 3 mal gefangen, 3 mal getödtet worden, dem beide Beine abgeschossen sind, ist mit dem Helden Dembinsky, der sich mit seiner kleinen Schaar so glücklich durch weit überlegene Feindes Massen durchschlug, glücklich und wohl in Warschau angekommen und singt dort, obgleich die Stadt bereits 3 mal capitulirt hat: Noch ist Polen nicht verloren.

* Bitte an die Gelehrsamkeit.

Mein Vorgänger, das Jahr 1731 adoptirte die Worte beäugen, anben, anjezt, be-
regen, bevorbehalten, annoch, benebst, sich des
Nächstens erbitten, abseiten, anheute, friedlich
sein (für genehmigen), allhier, verhoffen, sinte-
malen und alldieweilen, welche meinem Ohre gar
zu veraltet und verrostet klingen, weshalb ich
recht freundlich bitte, sie abzuschaffen, ohne sie
vorher zur Verathung an den Deputations-Nagel
zu hängen.

Das Jahr 1831.

A n e k d o t e.

Es kann nichts spaßhafter seyn, als die Naivität, womit sich Irländer aus selbst verschuldeten Fehlern herauszuziehen suchen. Der Capitain eines Kriegsschiffs, der erst seine Station an der irischen Küste einnahm, brauchte die Vorsicht, einen Irländer als Lootsen mitzunehmen, auf dem die Sicherheit des Schiffes vollständig beruhte. „Bist du aber auch deiner Sache gewiß?“ fragte ihn der Capitain zu wiederholten Malen. „Sie können ruhig zu Bette gehen, Herr Capitain,“ antwortete er, — „ich kenne

die Gegend so genau, wie meinen Namen.“ —
Es können aber verborgne Gefahren und Klippen
auf uns warten, von denen du nichts weißt? —
„Aha! Gefahren!“ Ich kenne jede Klippe an der
Küste hier — (das Schiff stößt an eine),
und das war eine davon. —

M i s c e l l e n.

Der Olivenbaum.

Einem Weidenbaum ähnlich, ist er von
schlechtem Ansehen, und selten grade gewachsen;
er bleibt das ganze Jahr grün, und hat keine
Pflanze nöthig. Wenn seine Frucht, die einer
kleinen welschen Nuß ähnlich sieht, reifet, wird
ihre äußere Schale schwarz. Unter dieser schwarzen
Schale ist eine röthliche, und dann noch eine
weißliche Haut. Der Saft aber und das Fleisch
sind weiß. Ost hat ein Olivenbaum Blüthen
und Früchte zu gleicher Zeit. Das weiße Del,
welches aus der Frucht gepreßt wird, ist das
beste, das goldgelbe aber entweder von faulen,
oder von unreifen Früchten gemacht. Genua,
und vorzüglich die Gegend bei der Stadt San
Remo hat, nebst der Provence in Frankreich, das
beste Olivenöl, Portugal das meiste. Die Fran-
zosen holen in San Remo viel Del, und geben
es hernach für Provencer-Del aus.

Thee-Kultur.

Ein Engländer hat in seinem Vaterlande
Thee angepflanzt, der zu gedeihen scheint. In
einem Thale von Breconshire, ohnfern der Quelle
Urk, ist dieser Versuch gemacht worden. Der
Thee steht etwa tausend Fuß über der Meeres-
fläche.

* Kunstnachricht.

Mit Vergnügen sehen wir nun die von
Heren Bildhauer Kreise in Stein gefertigte Figur,
die Bremen vorstellend, an ihrem Bestimmungs-
Orte, auf dem neuen Arbeitshaufe, aufgestellt.
Der Künstler verdient mit allem Recht unsere
Anerkennung, so wohl in der Darstellung, der
richtigen Zeichnung, und der Ausarbeitung des
Ganzen, und wir können nur von Herzen wün-
schen, daß er durch ferner dergleichen Bestellungen
aufgemuntert, uns noch manches Schöne liefern
möge.

* Schoß und Troß.

Die Liebe zum überflüssigen Troß
Gab der Thür ein doppeltes Schoß.

* Der Friedhof.

Öffne o Friedhof die ehernen Pforten dem einsamen
Wandrer,
Der sich, befreit vom Geräusch weltlichen Treibens,
dir nah't;
Dich nicht, du prunkener Marmor, auch euch nicht,
ihr üppigen Säulen:
Trauernde Gräber, nur euch, suchet mein irrender
Fuß.

Klüsternd durchgleitet ein lieblicher Zephyr die schau-
rigen Räume,
Lispelt im Moose allhier, dort in der Trauerceppress,
Und in den Scheiben der Kirche, erbricht sich des
Mondes Geflimmer,
Dunkel, aus nächtlichen Grau'n drängen sich Bilder
herauf.

Ha! welche Sehnsucht erfasst mich, wie hebt sich
das Herz in Begeisterung,
Und wie erbebt mir die Brust, kühner Gedanken so
voll! —
Geister der Väter, seid Ihr es, die leise sich in dem
Gesäusel
Nächtlicher Winde mir nah'n? — Stört nicht den
wachenden Traum!

Glücklich Ihr Todten, die hier diese Gräber umschlie-
ßen, Ihr ruhet
Aus von der Arbeit des Tag's, aus von den Sorgen
der Nacht,
Schlafet entgegen dem freudigen Anbruch des wackenden
Tages,
Wo Eure Thaten belohnt, wo Ihr der Erndte Euch
freut.

Glücklich, wer viel hier des Guten gesäet, er erndtet
es dorten,
Und sein Verschweigen ist sanft, denn sein Gewissen
ist leicht;
Aber dem Sünder erschrecket die nahende Stunde des
Todes,
Denn dort auf himmlischen Höh'n herrscht ein ver-
geltend' Gericht.

Werklich wohl ist es, recht lange zu weilen im Lande
der Erde,
Kinder und Enkel zu sehn, selbst nicht der Kräfte be-
raubt,
Denn die Erfahrung sie lehret dem Herzen die Sprache
der Weisheit,
Wenn, wie den Steinfels das Meer, Sturmnacht das
Leben umtobt.

Noch nur für den, den das Schicksal mit üppigen seg-
nenden Händen
Irdische Güter gereicht, bietet das Alter noch Reiz,
Aber dem Armen und Kranken, dem Kummer den
Scheitel gebleicht,
Der längst der Welt schon entsagt, ist wohl der Tod
eine Lust.

Und wenn die Stimme des Todes, wie Wetter des Himmels, erschallt,
 tiefer wie Armer dann fort muß wenn ernst sein
 Stüblein erklang;
 Jegliche Fessel zersprengt die mähenbe Sense des
 Todes, —
 Gleiches Gerippe, Du Tod, selbst nicht dem Gold
 bist Du feil? —

Schrecklich und schaurig zwar tönen die Namen des
 Todes, des Grabes,
 Doch ist nicht schrecklich der Tod, Schreckliches liegt
 nur im Wort; —
 Sind denn der Tod und das Grab nicht die Schlüssel
 der Pforten des Himmels?
 Führen sie uns nicht zum Licht? Nehmend die Last
 dieser Welt? —

Ha! wie so schauerlich grinselt vom Mondstrahl um-
 spielt ein Schädel
 Dorten vom Hügel herab, modern Gebirn liegt ringsum,
 Und auf dem Kreuze des Hügels erkenne ich deutlich die
 Worte:
 „Hoffend auf Gnade des Herrn, ruhet ein Sünder all-
 hier.“

Da aus dem Innern des Herzens entstieg mir die
 kühnliche Frage:
 „Wird denn dem Sünder auch wohl Gnade des Him-
 mels erlöh'n?“
 Und aus den Lüften erscholl es, und feierlich tönten's
 die Sphären:
 „Führet Dich Neue zum Thron, ist Dir die Gnade
 nicht fern.“

—

Ueber eine, besonders glückliche, zu Dünaburg befolgte Behandlung der Asiatischen Cholera.

Aus einem Sendschreiben des Dr. Ewers, prakti-
 schem Arzte zu Dünaburg, an den Königl. Preuss.
 Geheimenrath Dr. von Gräfe.

Dünaburg, den 4. (16.) Juli 1831.

Ew. Hochwohlgeboren wollen entschuldigen,
 daß ein Unbekannter ein empirisches Heilverfahren
 gegen die Cholera mitzutheilen wagt, das hier
 sehr erfolgreich gewesen, und vielleicht auch schon
 längst Ihnen bekannt ist. Da ich indes aus
 öffentlichen Blättern ersah, daß auch in Danzig's
 Umgegend das Verhältniß der Gestorbenen zu den
 Erkrankten sehr groß ist, so halte ich es für
 meine Pflicht, daß einfach sichere Verfahren Ihrer
 Verfügung zum Wohl der Menschheit zuzustellen.
 Wollen Sie, was durch Ihre Stellung Ihnen
 leicht möglich sein wird, dasselbe irgendwo, sei es
 auch nur versuchsweise, anwenden lassen, so
 werden Sie sich bald von dessen glücklichem Er-
 folge überzeugen.

Die Cholera oder die ostindische Brechruhr
 ist weder so ansteckend noch auch so bösartig und
 hartnäckig, als leider bisher das Verhältniß der

an derselben Gestorbenen zu den Erkrankten
 zu etgeben scheint, wenn nur die günstige Zeit,
 um derselben entgegen zu wirken, nicht ungenützt
 vorüber streicht. Sie wird aber tödtlich durch die
 Angst, die die Umgebung eines Erkrankten er-
 greift und sie hindert, dem Kranken beizustehen.

Die medicinische Polizei und die Polizei ins-
 besondere tragen in allen größeren Städten durch
 die pünktlich gewissenhafte und unabänderliche Ab-
 sonderung der Erkrankten, und dadurch gesteigerte
 Furcht der Gesunden dazu bei, daß eine große
 Anzahl der Ersteren als Opfer der Krankheit
 fallen. Während der Ausführung aller vorschrifts-
 mäßigen Vorsichtsmaßregeln gegen die Cholera,
 als vorausgesetzt ansteckenden Krankheit, und die
 an derselben Erkrankten, verstreicht nemlich un-
 nütz und unwiederbringlich die Zeit, in welcher
 allein der Krankheit mit Erfolg entgegengewirkt
 werden kann.

Die strenge Absonderung der Erkrankten von
 den Gesunden muß also unterlassen werden, da-
 gegen dem Erkrankten von seiner nächsten Umge-
 bung ohne alle Furcht vor Ansteckung, die schnellste
 Hilfe geleistet werden. Dazu muß nun in jedem
 Hause vorräthig gehalten werden: Camphorspiritus
 mit dem zehnten Theil Tinct. capsici annui,
 Hb. menth. pip., Hb. menth. crisp., Hb.
 melissae, Flor. Sambuci oder dergl. und
 guter Essig. Ferner Senf, Meerrettig und
 Spanischfliegenpflaster.

Wird jemand unter den bekannten Symp-
 tomen an der Cholera krank, erhält er Schwindel,
 fällt besinnungslos nieder und wird am ganzen
 Körper, so wie besonders an den Extremitäten
 kalt und blau, so werden ihm ohne Zeitverlust
 auf der Stelle der ganze Körper, besonders aber
 die Extremitäten und die Herzgrube mit obigem
 Camphorspiritus so lange gerieben, bis er wieder
 zur Besinnung kommt und der Körper durchaus
 die frühere Wärme erlangt. Unterdessen wird
 auch nach einem Chirurgen geschickt, der dem
 Kranken eine Ader öffnet und 1 bis 1½ Pfd. Blut
 entzieht. Ist der Kranke zur Besinnung gelangt
 und ihm die Ader geschlagen, so wird ihm Thee
 von irgend einem der oben benannten Kräuter, so
 viel er nur zu trinken vermag, ganz warm ge-
 geben und zu gleicher Zeit, nachdem er nicht so-
 wohl bedeckt als verhüllt worden, so daß zwischen
 dem Leibe des Kranken und der Verhüllung ein
 Zwischenraum bleibt, dieser Raum durch Begießen
 heißer Ziegel u. dgl. mit Essigdämpfen angefüllt;
 damit der Kranke nur, der auch noch mit er-
 wärmten und wärmenden Körpern umgeben wird,
 schnell in Schweiß geräth. Ist dieses alles mit
 der gehörigen, durch Uebung leicht zu erlangenden

Schnelligkeit und Präcision geschehen und wird der Schweiß nicht unterbrochen, so schläft der Kranke ein und ist gewöhnlich gerettet.

Äußert sich die Krankheit zuerst durch heftiges Erbrechen und Diarrhöe entweder gleichzeitig oder auch abwechselnd oder auch durch Erbrechen oder Diarrhöe allein mit heftigen unablässigem Schmerz in der Herzgrube, unauflöschlichem Durste und krampfhaften Bewegungen in den Extremitäten, so ist das Reiben mit dem Camphorspiritus nicht so nothwendig, als die schnellste Hervorbringung des Schweißes und ein Aderlaß, so wie ein Spanischfliegenpflaster (am besten aus Sauerseig mit Pulv. cantharid. bestreut) auf die Herzgrube. Sind die Anfälle aber nicht sehr heftig, so ist schon ein Spanischfliegenpflaster, ein Sinapism oder geriebener Meerrettig auf die Herzgrube gelegt, hinreichend, jenes zu heben; nach dem Gebrauche von einigen Tropfen Laud. liq. Sydenh. (10 — 20) mit Pfeffermünz- oder einem andern Thee, weichen sie gewiß. Bei ganz gelinden Fällen, die sich durch leichtes Uebelbefinden und wenig belästigende Unterleibsbeschwerden äußern, ist schon ein Brausepulver (aus Bicarb. sodae vel potassae part., j. et Cro-mor Tart. part. jj.) Theelöffelweise stündlich gegeben, von Nutzen gewesen. In allen Fällen haben sich aber auch Klystiere aus Leinsamen-Absud mit einigen Tropfen Tinct. Opii simpl. heilsam bewiesen.

Die Hauptsache bleibt nun immer, ohne den mindesten Zeitverlust dem Kranken sofort zu Hülfe zu eilen, die Zeit nicht unnütz verstreichen zu lassen, indem man sich überzeugen will, ob er an der ächten asiatischen Cholera erkrankt sei; oder denselben in ein oft entfernt liegendes Krankenhaus bringt, sondern mit ihm auf die angegebene Art zu verfahren; sind die ersten Anfälle glücklich beseitigt, so lassen sich die Folgen, die noch zuweilen sich äußern, dann mit der größten Mühe behandeln.

Um die ersten Anfälle zu beseitigen, kann ohne persönliche Gefahr jeder, dem ein Menschenleben theuer ist und der Menschengefühl in der Brust hat, beitragen, denn Schreiber dieses hat als Augenzeuge, der in vielen Fällen selbst hülfreiche Hand geleistet hat, die vollkommenste Überzeugung, daß die Krankheit nicht ansteckend ist. Es sind ihm Beispiele vorgekommen, daß in einem, von der niedrigsten Menschenklasse bewohnten Hause, alle Bewohner desselben nach einander von der Cholera befallen wurden, aber durch gegenseitige Hülfsleistung alle auch wieder glücklich

genasen. Wie erfolg- und segensreich übrigens die obige Behandlung hier gewesen ist, kann daraus erschen werden, daß von dem ersten Erscheinen der Cholera am 28. Mai (9. Juni) bei einer Bevölkerung, die 5000 Menschen kaum übersteigt, bis zum 25. Juni (7. Juli) von 745 Erkrankten nur 75 gestorben waren. Von diesen letzteren wären nach den genauesten Untersuchungen noch wenigstens ein Drittel weniger gestorben, wenn sie nicht zu spät Hülfe erhalten hätten, theils durch eigene Verheimlichung der ersten Anfälle, theils durch andere zufällige Umstände. Zu bemerken ist noch, daß wenigstens $\frac{2}{3}$ aller hier angegebenen Erkrankten, die größtentheils zur niedrigsten Volksklasse gehörten, in ihren Wohnungen behandelt worden, oder wenn sie auf der Straße erkrankten, ins nächste Haus getragen wurden, wo dann ohne Zeitverlust die obige Pro-cedur mit ihnen vorgenommen wurde.

Daß übrigens hier die Krankheit so bösartig wie irgendwo innerhalb der Grenzen Europa's gewesen ist, erhellt daraus zur Genüge, daß bei er-wiesener verspäteter Hülfe vollkommen gesunde Menschen in höchstens 6 Stunden als Opfer derselben gefallen sind. Wogegen es oft der Fall war, daß bei schnell und präcise geleisteter Hülfe, ein Paar Stunden nach dem Erkranken die Genesenen wieder an ihre gewöhnliche Beschäftigung gehen konnten.

Da nun die Krankheit sich in der preussischen Monarchie zu zeigen beginnt, so beeilt sich Schreiber dieses, das oben beschriebene empirische Heilverfahren mitzutheilen, das in seinem Wohnorte wenigstens, wie das oben gegebene Verhältniß der Gestorbenen zu den Erkrankten beweiß, einen ungleich glücklichern Erfolg gehabt hat, als die bisherige Behandlung mit großen Gaben Calomel und Opium nach der englischen Methode.

Doch wiederhole ich hier nochmals, die nie und nirgend wieder zu ersetzende Zeit ist nirgend kostbarer, als bei der Behandlung eines Cholera-kranken, wo oft ein versäumter Augenblick zwischen Leben und Tod entscheidet.

Gesthmigen Sie ic.

J. Utr. Ewerg.

Auflösung des Sylbenrathsels in
Nro. 69:

G e b u r t s t a g .



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 8. September 1831.

Laß uns freudig handeln, dulden — hoffen!
Hoffnung sieht ja stets den Himmel offen.

In düstrer Gegenwart.

Laß in Deiner Liebe Schooß mich flüchten,
Vater, der dort übern Sternen thront,
Laß auf Dich der Hoffnung Blick sich richten,
Wenn der Gram mir tief im Busen wohnt,
Laß mein Geistesauge voll Vertrauen
Zu dem Lichtquell Deiner Weisheit schauen.

Ah, es zieht in grauenvollen Bildern
Sich um mich die düstre Gegenwart!
Und wer wagt der Schrecken Maß zu schildern,
Das vielleicht in naher Zukunft harrt?
Wie vermag auf des Vulkanes Boden
Frei die Brust zu schöpfen Lebensoden. —
Furcht und Mißtrau'n schleicht um Fürstenthronen,
Völker stehen wuthentzündet auf,
Freiheit ringet nach der Siegerkrone,
Willkür tritt ihr hemmend in den Lauf —
Steh'n wir nicht am Gränzstein zweier Welten?
Soll das Recht, soll Macht und Zwang nur gelten?

Was der Mensch dem Menschen sollte bringen
Frei als seiner Lieb' und Achtung Frucht,
Muß er ab im blut'gen Kampf ihm dringen,
Seinen Feind noch fürchtend auf der Flucht —
Selbst in edler Kämpfer muth'ge Reihen
Schleicht Verrath, dem Tode sie zu weihen! —

Und Entsetzen! aus des Ostens Reichen
Von des Grabes Moderhauch umweht,
Schreitet ein Gespenst hin über Leichen,
Dem nicht Muth, nicht Einsicht widersteht!
Nicht das Alter, nicht der Jugend Blüthe
Weiß, wie sie vor seinem Nah'n sich hütet!

Unbemerkt so in des Waldes Tiefen
Bricht in dürrem Reis die Flamme aus,
Und die Winde, die ermüdet schliefen,
Stürmen auf mit furchtbarem Gebraus,
Pldglic' steht der weite Wald in Flammen,
Rettungslos bricht, was er birgt, zusammen.

Und das Band der Länder wird gehoben,
Noth reicht der Verzweiflung schnell die Hand;

An dem Fels bricht sich des Meeres Toben,
Was gilt hier des Kampfes Widerstand?
Glaubst Du einem Feinde obzusegen,
Der die schlaueste Vorsicht weiß zu trügen?

Ah, es war so schön, als nach dem Brande
Einer wilden, sturmbelegten Zeit,
Vater, Deine Guld den Engel sandte,
Der dem Frieden neu die Welt geweiht,
Ah, es war so schön — in seiner Palmen
Wilden Schatten sproßten Blum' und Palmen!

Wissenschaft und Kunst im jungen Leben
Wagten wieder ihren Himmelsflug,
Unterm Farbenbogen sah'n wir schweben
Still die Taube, die das Delblatt trug,
Und der Handel bahnte neu die Straßen,
Die in regem Kreis die Welt umfassen.

Sollen denn die guten Geister Alle,
Die verheißend zogen durch die Welt,
Wieder fliehen vor des Donners Schalle,
Den der Krieg dem ehr'nen Tritt gefällt?
Soll das Herz, das an den Sieg des Guten
Freudig glaubte, schmerzvoll sich verbluten?

Darum laß in Deinen Schooß mich flüchten,
Vater, send' in meine Nacht den Tag!
Laß ihn jedes Geistesauge lichten!
Stärke jedes Herz, das muthlos brach!
Laß uns freudig handeln, dulden — hoffen!
Hoffnung sieht ja stets den Himmel offen.

Math. Müller.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag desselben Tages kehrte Marco fischbeladen nach der Hütte zurück. Der alte Heinze hielt sein Schläfchen, Marie strickte im Vorhause Neze, der kleine Bobby spielte zu ihren Füßen. Eiligst septe Marco seine Beute ab und lief in sein Kämmerchen. Aus demselben trat, nach kurzer Frist, ein fremder Jüngling in bun-

ter, kostbarer Kleidung vor die erstaunte Jungfrau hin. Ein kurzes Jäckchen von reichem, gestreiftem Zeuge deckte nur halb ein feines Oberhemd; die langen, weiten Beinkleider von demselben Stoffe umgab über der Hüfte ein breiter, golddurchwirkter Gürtel. Den blendend weißen Hemdenhals zierte ein schwer seidnes, nachlässig geknüpftes Tuch und unter dem zierlich gestickten Kappchen von rothem Scharlach quollen die schwarzen, glänzenden Locken des Jünglings hervor, in dessen Ohren große, goldne Ringe funkelten.

„Gefall' ich Dir so?“ — sprach der Geschnürte selbstgefällig zu Marien, die nun in ihm den sonst so unsaubern Marco erkannte. — Als diese, voll Verwunderung, die Antwort schuldig blieb, erdreistete sich jener, seine Arme um ihre vollen Hüften zu schlingen. „Wirst Du immer noch meine Bewerbungen schnöde zurückstoßen?“ — fragte er zuversichtlich. Mit jungfräulichem Stolz sich Marco's Berührung entziehend, entgegnete Marie: „Glaubst Du denn, daß ich Jemanden, seines kostbaren Anzuges wegen, lieben könne? Wie verächtlich wär' ich dann! Du weißt meine Gesinnungen und sie bleiben die nämlichen, trätest Du auch in königlichem Schmucke vor mich hin, meine Hand zu erbitten.“ — Doch nicht gleich gab Marco die Hoffnung auf, Mariens Felsenherz zu erweichen; vielmehr bediente er sich nun solcher Ueberredungsmittel, die allerdings schon manchmal die guten Vorsätze des schönen Geschlechts untergraben haben mögen. Aus einem Verstecke zog er die prächtigsten Stoffe hervor, und sie dem vollen Glanze des Tageslichts aussetzend, ließ er ihre Schönheit auf das Günstigste dem Mädchen in's Auge fallen. „Sie sind für Dich bestimmt!“ — sprach er — „erhörst Du mich. Wie herrlich würden sie Deine schönen Glieder, statt dieser Lumpen, schmücken! Stolz würde diese goldne Kette seyn, erlaubtest Du ihr,

sich auf Deiner keuschen Brust zu wiegen. Diese Ohrringe besäßen dann erst ihren wahren Werth, bligten sie in diesen rosenfarbnen — o werde mein!“ — unterbrach er sich selbst und umfaßte stehend der Jungfrau Knie.

„Bevor ich ferner ein Wort erwiedere“ — sprach diese streng — „so sage mir erst an, durch welche Mittel Du in den Besitz dieser Schätze gelangt bist.“ — „Das kümmere Dich nicht!“ — entgegnete Marco und wendete verlegen den Blick von Mariens strahlenden Augen — „genug, sie sind mein!“ — Einen prüfenden Blick richtete noch die Jungfrau auf des Brautwerbers unstätes Antlitz, dann rief sie mit sichtlichem Abscheu in allen Mienen: „Eiender! Du hast des Gestrandeten Briestafche geraubt! Mit seinem Golde hast Du diese fluchbeladenen Flittersachen erkauf!“

Zusammen bebte Marco bei diesen Worten. Erst überzeugte er sich durch einen Blick in's Gemach, daß der Alte dadurch nicht erweckt worden sey, dann, fester die Thür wieder zudrückend, wendete er sich mit gepreßter Stimme zu dem Mädchen: „Marie, bring mich nicht auf's Neukerke! Und wenn ich nun auch das Strandrecht gelobt und der Fremde seine Rettung mit einer Hand voll Gold erkaufte hätte: wäre dies wirklich eine That, die Deinen Abscheu so gar sehr verdiente?“ — „Wer rettete ihm das Leben?“ — fragte mit ruhigem Bewußtseyn die Jungfrau — „Du oder ich?“ — „Dum laß uns zusammen die Frucht unsrer gemeinschaftlichen Anstrengungen genießen, da Eines so viel Antheil daran hat als das Andre“ — erwiederte Marco; doch die Jungfrau faßte die Thür des Gemachs, den Qualgeist zu verlossen. Da kannte die Wuth des Verschmähten keine Grenzen mehr. Schäumend riß er sie zurück, warf die eben angebotenen Kostbarkeiten ihr vor die Füße, und sprach mit heiserem Tone, der um so schrecklicher klang, als das ge-

waltsame Ringen, nicht zu laut zu werden, darin zu erkennen war: „Du willst mich also nicht? Ha, Du liebst einen Andern!“ — Als er bemerkte, daß die Jungfrau sich hier entfärbte, fuhr er knirschend fort: „Ja, Dein Erblassen gesteht es! — Schon legt sich, ich fühl' es, der glühendste Haß gegen Dich Undankbare an die Stelle der treuesten Liebe. Wehe Dir! Wehe dem Gegenstande Deiner Bärtlichkeit, entdeck' ich ihn!“

Zur Hütte hinaus stürzte Marco, Marien in tiefen Betrachtungen zurücklassend. „Er hat recht“ — sprach sie nach einer Weile — „wirklich, ich fühl' es, daß eine strafbare Liebe noch immer mein Inneres nicht verlassen will; daß sie noch alle Schlupfwinkel dieses schwachen Herzens erfüllt. Vater!“ — betete sie mit Inbrunst — „hilf Deinem Kinde kämpfen, damit es nicht unterliege im Streite mit der Sünde!“

Sie trat in's Gemach, wo sie ihren Vater erwacht und mit Bobby am Fenster stehen fand. — „Marie, komm her! ein Schiff, sieh!“ jauchzte der Knabe. Der Alte aber zog finster die Augenbrauen zusammen und brummte unmuthig: „Ja, ja, immer sieh hin, wie der doppelte Adler stolz seine Schwingen dort in der Flagge entfaltet.“ — „Da ist es also ein kaiserliches!“ sagte sie trübselig und ich hoffte schon, daß es Schwager Loorfe wäre, der uns zu besuchen käme.“ Eine höhere Röthe überzog gleich darauf ihre Wangen und sie schwieg gedankenvoll.

Das ganz in Segel gehüllte Fahrzeug eilte mit Windesschnelle dem Gestade zu. Schon konnten die Hüttenbewohner auf jeder Seite desselben 10 Stücke Geschütz zählen, als es plötzlich, wie fest gebannt, stehen blieb. In Folge der schnell gehemmten Bewegung wirbelte es noch einmal im Kreise herum, schaukelte noch einigemal hin und her und stand dann abermals unbeweglich. Die vorhin weit geblähten Segel schlugen jetzt schlaff

mit ihren Stangen gegen die gewaltigen Masten; einen Augenblick später, und ein Haufe Matrosen warf sich auf die Raen, die Lächer einzureißen. Während dem steuerte das Schiff mit einem Focksegel langsam nach dem Ufer, und ging in der kleinen Bucht, welche das weit vorspringende Vorgebirge der Stubbenkammer bildet und sichert, vor Anker.

„Der Steuermann scheint des Fahrwassers ziemlich kundig zu seyn,“ — bemerkte Heinze. „Marie, leicht könnten wir einen Besuch von der Mannschaft des kaiserlichen Kreuzers erhalten. Auf alle Fälle ist es gerathsamer, Du ziehst Dich mit Bobby in Störtebeckers Kammer zurück. Ich will aber suchen, Erkundigung einzuziehen, was das Schiff für Absichten haben möge, hier zu ankern.“ — Marie folgte mit Bobby der gegebenen Weisung; Heinze zündete in der Nähe der Hütte ein Feuer an, einen Topf Theerflüssig zu machen, um unter dem Vorwande, seinen Nachen zu theeren, verdachtslos in der Nähe des Schiffs seyn zu können; wir aber schauen indeß nach einer andern Stelle.

Claus Störtebecker (Stürzebecker) und Gadeke Michel, zwei Seeräuber, machten im 14ten Jahrhunderte durch ihre Kapereien die Ostsee unsicher. Zu ihrem Schlupfwinkel, wo sie ihre Beute sicherten, hatten sie eine künstliche Höhle oder Kammer in dem schroffen Vorgebirge der Stubnis auf Jasmund erwählt. Wackenroder, in seiner Beschreibung des alten und neuen Nüggen, will davon die jetzige Benennung der Stubbenkammer herleiten. Gegenwärtig ist eine Spur jener Höhle wohl nicht mehr aufzufinden; allein vor 200 Jahren war dieselbe noch geräumig und versteckt genug, einen Zufluchtsort gegen das rohe Kriegsvolk zu gewähren. Hierher begab sich Marie mit dem Kinde; hier waren auch ihre werthvollsten Habseligkeiten in Sicherheit gebracht worden.

Aber die Erscheinung des kaiserlichen Schiffes hatte nicht allein der Fischerfamilie Aufmerksamkeit rege gemacht. Zwei Personen von ganz entgegengesetzter Denkungsart strengten ihre ganze Sehkraft an, den Charakter und die Absicht des fremden Fahrzeuges zu ergründen. Die eine, an deren kürzlich beschriebener Kleidung der mit sich selbst hadernde Marco zu erkennen ist, wollte gerade den Wald betreten, als er, nochmals zur Hütte, die den Gegenstand seiner Zärtlichkeit so wie seiner Wuth enthielt, zurückblickend, das Kriegsschiff ersah. Die Ankunft desselben schien einen schon gefaßten Entschluß in ihm zu bekämpfen: wenigstens hätte ein aufmerkamer Beobachter dieses aus seinem Mienenspiel folgern können. Und einen solchen hatte er auch wirklich an einem Manne, der zu derselben Zeit, als Marco den Fuß in den Wald setzen wollte, den seinigen zum Austritt aus demselben erhob, seinen Vorsatz jedoch schnell änderte, als er die bunte Figur des Erstern noch zeitig genug entdeckte.

Nur flüchtige Seitenblicke wagte der Freiherr von Stepow-Bielle in die Tiefe nach dem Fahrzeug zu werfen, so lange die Unentschlüssigkeit Marco's ihm die größte Vorsicht anbefahl. Als jedoch der alte Fischer, mit einem großen Theertopf versehen, nach dem Gestade hinabstieg und Marco darauf schnell den Pfad zur Fischerhütte betrat, verließ auch er seinen Stand hinter einer dicken Buche und wendete seine ganze Aufmerksamkeit jener bedenklichen Erscheinung zu, die seinem Plan schnurstracks zuwider zu laufen schien.

Während der Fischer seinen Kahn bepinselt, Marco in der Hütte den theuern Anzug mit dem gewöhnlichen vertauscht, Marie in der Höhle bangt, der Freiherr kundschaftet, eilt der Tag zu Ende. Ruhig war der Abend vergangen. Der dumpfe Ton der Schiffstremmel verkündete den

Anfang der Nachtwachen, und den übrigen Inwohnern des Fahrzeugs die Erlaubniß, ihre Hängematten aufsuchen zu dürfen. Bereits deckte der vom Vollmond weit hin in's Meer geworfne gigantische Schatten der himmelanstrebenden Stubenkammer das Schiff mit seinen hohen Masten zu, und hüllte sein Daseyn in ein schweigendes, undurchbringliches Dunkel, als Heinze Marien und den Knaben aus der kühlen Höhle nach der Hütte zurückholte, über welcher sinnend der Freiherr auf einem Felsenvorsprunge saß. Noch hatte er seine Gegenwart ihren Bewohnern nicht kund gemacht. Wußte er doch nicht, ob er solches ohne Gefahr, des falschen Marco wegen, thun sollte oder nicht! Abermals kehrte sich sein Blick der Gegend zu, wo er sein geliebtes Vaterland liegen wußte. Lange starrte er hin. Endlich glaubte er im hellen Mondschein ein fernes Segel daher leuchten zu sehen. Er wendete, sich zu überzeugen, die Augen von dem Meer zur schwarzen Tiefe zu seinen Füßen und schaute dann wieder hin mit verdoppelter Anstrengung. Es war kein Trugbild. Immer deutlicher trat das Fahrzeug, dessen schwarzer Rumpf schon auf den blühenden Wellen bestimmt zu unterscheiden war, aus dem ungewissen Hintergrunde hervor. Ein günstiger Wind schwellte seine vielen Segel, dessen größtes ein breiter schwarzer Streifen kenntlich machte. Einem Schwan gleich durchschnitt es die Wogen, die in weißem Schaum an seinen dunkeln Seitenwänden sich dahin kräuselten.

Der Freiherr war aufgesprungen. Hoch hob sich die Brust, die unennbare Angst zu zersprengen drohte. Die Finger seiner gefalteten Hände gruben schmerzhaft sich in das Fleisch; kalter Schweiß tropfte von der bleichen Stirn. Mit Donnerstimme wollte er hinabschreien in die schwindelnde Tiefe — wollte dem sorglos nahenden Schiff die Gegenwart eines überlegnen Fein-

des verkünden — keinen Laut vermochte die zusammengeschürte Kehle herauszupressen.

Als das schwedische Fahrzeug immer mehr und mehr dem verrätherischen Schatten zueilte, in welchem der Tod mit tückischer Schadenfreude lauerte, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit dem scheinbar schlafenden Riesen unten zu, der immer noch unthätig zu verharren schien. Allein das gelübte Ohr des Freiherrn glaubte doch ein schwaches, verdächtiges Geräusch in seinem Rumpf zu vernehmen. Deutlich unterschied er das Öffnen der Stückpforten, das Herschieben der Geschütze; selbst ein wanderndes Licht ward nach der Landseite zu durch die Lucken sichtbar. Große, graue, herabfallende Massen schienen ihm die losgebundenen Segel zu seyn, so wie ein leises Plätschern im Wasser ihm das Aufwinden der Anker anzeigte.

Hilfslos blickte Stepows Auge zum Monde auf, daß er mit seinem Glanze des lauernden Ungeheuers Gegenwart entschleiern möge; trostlos ließ er es wieder zur dunkeln, schweigenden Kluft hinabsinken. Da gewahrte dasselbe nicht weit von der Hütte die noch glühenden Ueberreste des vom Alten gebrauchten Feuers. Halb bewußtlos stieg er zu ihnen hinab, erfaßte einen matt brennenden Ast und schwang sich wieder hinauf zu seinem Sitz.

Unentschlossen schaute er vom Meer auf die Hütte zu seinen Füßen, deren Binsendach seinen dunkel gefaßten Vorsatz vollends ausbildete. Rasch erhob er die Hand mit der glühenden Fackel — „Sprich Deinen Abendsegen, Bobby!“ — tönte jetzt Mariens sanfte Stimme durch den niedern Rauchfang herauf — „bitte die lieben Englein, daß sie Dich behüten und bewahren in dieser Nacht!“ — Andächtig erscholl hierauf des Knaben kindliches Gebet; — kraftlos sank des Freiherrn Hand herab.

Kurz, aber schwer war der nun folgende Kampf zwischen Dankbarkeit und Vaterlandsliebe. Noch einen Blick auf das immer mehr sich nähernde Schiff — und mit wirren Sinnen ließ er den Brand hinabfallen auf das Dach der gastfreundlichen Hütte. — Einen Augenblick leckte die Flamme hie und da in den dünnen Rinsen umher, dann schlug eine gewaltige Lohe empor zum Sternenhimmel. In dem Hanvorrathe des Fischers, in den Regen und Leinen fand dieselbe überreichen Stoff.

Hinab vom Vorgebirge in das Meer sank der schwarze Schatten. Hervor traten in rothem, grellem Lichte die Felsenspitzen, die Wälder, die Ufer. Empor stiegen die schlanken Spieren der Masten; sichtbar wurden die flatternden Segel, der kampfbereitete Rumpf des kaiserlichen Schiffs. Mit weit aufgerissnen Augen wartete der Freiherr des Erfolgs seiner That. — Unverändert blieb der Lauf des schwedischen Fahrzeugs — schon trat dasselbe in den Bereich des feindlichen Geschüßes — Stepow wollte vergehen. — Doch in demselben Augenblicke, als zehn Feuerströme aus den Stückpforten des Feindes hervorbrachen und hundertfach das Echo den betäubenden Knall wiedergab, hatte das schwedische Schiff eine eben so unerwartete als kühne Wendung glücklich vollbracht, und verschwand im nächsten, dem daher sausen den Kugelregen geschickt ent schlüpfend, hinter der andern Seite des Vorgebirges.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Domsturm.

Es will verlauten, derselbe solle dies Jahr noch kein Bifferblatt an der Nordseite erhalten, obgleich es mit wenigen Kosten von Stuckaturarbeit gemacht werden könnte, zumal die nöthigen Stellingen vorhanden sind. Wenn ein paar Ar-

beiter dazu angenommen würden, so litte die übrige Reparatur dadurch nicht den mindesten Aufenthalt. Der Dom heißt es, müsse alle Jahr ein gewisses Geld für Reparationen ausgeben, und dieserhalb müsse man noch zehn bis zwölf Jahr warten, dem Thurme diese Zierde zu geben. Die Bewohner am Domshofe hätten Hausuhren, in der Hauptwache könne eine solche angeschafft werden, und Leute die auf dem Walle gingen, dürften nur ihre Taschenuhren fragen wie es an der Zeit sei. Die Stadt könne die Zierde am Dom leicht noch zehn Jahr entbehren u. s. w. Wir können diesem Geschwätz keinen Glauben schenken, sondern sind der Meinung, die Behörde denke so nicht, und wird es möglich zu machen wissen, bei den jetzigen so günstigen Umständen den Wunsch der ganzen Stadt zu erfüllen. Fehlte es an Geld, und man wollte es nicht durch Kollektiren aufbringen, so dürfte es nur angeliehen werden. Die Rinsen davon belaufen sich in zehn Jahren nicht halb so hoch als die nöthige Stel lage dann kosten wird. Auf diese Art wäre selbst Vortheil dabei, jetzt die gute Gelegenheit, die sobald nicht wieder kommt, nicht zu versäumen — Beiläufig gesagt: wer auf längere Zeit Launwerk gebraucht, steht sich besser wenn er es kauft und nach dem Gebrauche wieder verkauft, als wenn er es miethet. — Die beste Gestalt der Zeiger an Thurmuhren ist, wenn sie an der Spitze lösselförmig mit einer Spitze sind. Man sieht sie in der Nähe und Ferne deutlicher, als irgend eine andere Gestalt.

Wenn der Dom wirklich eine gewisse Summe jährlich verbauen müßte, so wäre es gerathen einige 100 Rthlr. jährlich davon zu ersparen, solche auf Interessen zu geben, diese jährlich wieder zum Capital zu schlagen, und dieses dazu zu bestimmen, wenn es zureichend wäre, den Thurm an der Südseite davon wieder aufzubauen. Es

würden freilich Jahre darüber hingehen, allein endlich käme doch die Zeit. Hätte die St. Stephans Kirche gleich nach dem Brande ihres Thurms ein gleiches Verfahren beobachtet, so könnte sie nun schon ihren Thurm mit einer schicklichen Spitze versehen. Schlägt sie jetzt diesen Weg noch ein, so kommt gewiß eine Zeit, der ihr solcher Bau erlaubt.

* Zur Peherzigung und Rüge.

Mit dem größten Erstaunen machte Unterzeichneter vor einigen Tagen die Bemerkung, daß der Platz ganz nahe am Theerhause zum Holzlager benutzt wird. Wie die Inspection dieses Hauses so etwas erlauben konnte, und die Herren Kaufleute so daselbst Lager haben, es dulden, ist unbegreiflich, da es nicht zu läugnen daß es Gefahr bringend ist, indem stets so viele Leute (ich zählte deren funfzehn) bei diesem Holze arbeiten und es also an einem Vorwande nicht fehlen kann, sich dieser Gegend zu nahen. — Hat man das vor wenig Jahren Vorgefallene schon so ganz vergessen!

Wie — wenn sich ein Unglück ereignen sollte, wem würde die Schuld beigemessen werden? Gewiß der Inspection. — Für wie gefährlich der Ort stets gehalten ist, davon liefert das einen Beweis, daß keine hiesige Affecuranz-Compagnie auf dort lagernde Güter zeichnet. Sollte denn nun nicht ein so gefährlicher Ort, so viel als irgend thunlich isolirt gehalten werden, statt daselbst stärkeren Verkehr zu verbreiten? oder ist etwa der Muthzins dieses Platzes so hoch, daß er die Gefahr aufwiegt? Hieran möchte ich jedoch zweifeln, indem mir Holz nicht dazu geeignet scheint, so gar viel Unkosten tragen zu können.

Ferner machte ich die Bemerkung, daß auf dem Wege, der vom Theerhause durch den so-

nannten Bären über den Stadtgraben führt, eine ziemlich lebhafteste Passage statt fand; ich staunte nicht wenig darüber, besonders da ich erfuhr, daß dieser Weg nur von einem hiesigen Bürger und dessen Arbeitern benutzt werden dürfte, wagte es daher nicht, meinerseits diesen Weg zu betreten, um mich des Zurückweisens nicht auszusetzen. — Wie es nun möglich seyn kann einen Bürger zum Herrn eines Thores oder Weges, der mit der Stadt in Verbindung steht, zu machen, ist mir und manchen Andern ganz unbegreiflich.

Es ist wohl gar der Fall, daß derselbe den Schlüssel zu der dort befindlichen Pforte auch hat. Früher hatte der regierende Herr Bürgermeister während der Nachtzeit die Schlüssel der Stadthore; ein ganz anders wäre es jetzt, wenn meine Vermuthung richtig wäre.

G. W. Bl.

* Bemerkung.

Wenn Abends die Schlagbäume bey den Landstraßen-Weggelds-Erhebungshäusern geschlossen sind, so sollte man doch für Fußgänger eine offene Passage halten, damit diese nicht nöthig haben gleich Vierfüßlern unterdurchzukriechen oder in die unangenehme Nothwendigkeit zu kommen den Baum öffnen zu lassen und pferdemäßig zu bezahlen. (?)

Politische und nichtpolitische Zwie- lichter; von E. Freieisen.

Wie viel Kaufleute mag es noch in der Welt geben, die in ihrem ganzen Leben kein anderes Buch lesen, als das Hauptbuch; denen Wiener, Berliner oder Londoner Briefe lieber sind, als die von Jean Paul oder Jakobi; die lieber Zeichnungen auf Waarenballen sehen, als Kartons

von Cornelius und Overbeck, und welchen die Viertel und Achtel auf der Börse mehr gelten, als die in einer Mozart'schen Partitur!

Nach Plinius heilt und stärkt der Aufenthalt unter Cyprossen; und doch ist das cyprossenreiche Italien so krank und schwach!

Der Kranke hat noch Schmerzen am Fuße, nachdem er schon weggeschnitten; er hat noch Schmerzen am Zahn, nachdem er schon ausgerissen ist. — Vielen Völkern geht es nicht besser. Die entfernten Uebel belästigen noch einige Zeit nach der Entfernung; das Joch drückt noch eine Weile, nachdem man es schon abgeworfen.

Die Journalisten gleichen den Gänzen des Kapitols, welche den Feind des Staats anschnattern; allein man hört nicht, wie die Römer, auf ihr Geschrei und rettet den Staat, sondern man weiß ihnen durch die Frau Base Censur die Gänsefüße abzustutzen.

Gedankenspäne.

Es beeifern sich jetzt Viele, Buonaparte, über den sie sonst den Stab brachen, bis zu den Sternen zu erheben. Der Grund dieser Huldigungen ist lediglich die Erbitterung über getäuschte Erwartungen. Sie hofften, nach seinem Sturze eine große Rolle zu spielen, diese Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen, und aus Rache darüber werden sie seine enthusiastischen Bewunderer. Es ist ihnen nicht darum zu thun, der Wahrheit zu huldigen, sondern nur um ihrer gekränkten Selbstsucht eine kleinliche Genugthuung

zu verschaffen. Ihnen sollte man Hamann's Worte zurufen:

„Wer nicht von Brosamen und Aismosen leben kann, und für ein Schwert Alles zu entbehren weiß, der ist nicht geschikt zum Dienst der Wahrheit.“

R. Mächler.

* Ermuthigung.

„Wohl ist's des Schicksals alte Weise
„Zu täuschen, dem es froh gelacht;
„Wohl tritt's in froher Menschen Kreise
„Dft furchtbar wie das Graun der Nacht;
„Schreckt dorten zwischen nackten Wänden
„Nicht nur allein der Armuth Sohn,
„Nein, mit den ehrnen Riesen Händen
„Bermalmt es Fürst und Königsthron.

„Doch mag es wie mit Adlerschwüngen
„Mit Droh'n, mit wilhem Kriegsgeschrei,
„Durch alle deutsche Auen dringen
„Wir warten sein — so stark als frei!
„Und ob's in Ost und Westen stürme, —
„Gefährt durch manchen blut'gen Tag
„Stehn wir so fest wie Felsenthürme,
„Es komme, was da kommen mag. —

„Drum Muth gefaßt in jeder Lage
„Wo Wunsch nicht gleich Erfüllung ward. —
„Die Morgenröthe bess'rer Tage
„Glüht hinterm Berg' der Gegenwart.
„Weit früher als die Furcht es glaubte
„Lacht uns des Glückes Zauberblick,
„Und was des Schicksals Jörn uns raubte,
„Giebt seine Freundlichkeit zurück! J. M. S.

Auflösung der Charade in Nro. 70:

Heinefetter.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Drees d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 3.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 11. September 1831.

Nie mögen sich die Deutschen trennen,
Und sich in blut'gem Haß entzwei'n
Nie deutsche Fürsten es verkennen,

Daß ihre Kronen Schwestern sey'n,
Und daß, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb.

Nach Körner.

Das Vaterland.

Wer nicht im Wörtchen „Vaterland“
Das höchste Gut der Menschheit fand,
Wem, in der letzten Scheidestunde,
Aus seiner Heimath trauer Kunde,
Die Zähre nie vom Auge rann:
O, der ist nur ein armer Mann!

Wem nicht der stolze Busen schwillt,
Wenn es der Vatererde gilt,
Wenn fremde Panzenheere blinken,
Zur Rettung unsrer Fahnen winken,
Wer dann kein großes Opfer bringt:
Verdient, daß ihm kein Wecher klingt.

Wer feig erträgt des Fremdling's Hohn,
Hinweg! Er müsse sich nicht Sohn,
Des freien Vaterlandes nennen! —
Auf ihm soll ew'ge Schande brennen,
Nicht Weins, nicht Ruhms, noch Liebe, werth,
Verdient er, daß kein Gruß ihn ehrt.

Wer sich nicht fühlt im Heiligthum
Des Vaterlands, wo Ahnenruhm
In den ergrauten Hallen schimmert,
Wo aller Völker Panner flimmert:
Ist für Valhalla nicht geweiht,
Verdient das Loos der Sterblichkeit!

Den grüß ich nur als deutscher Mann,
Der, wenn es gilt, mit Muthe kann,
Dem Staat' das reichgewürzte Leben,
Die Liebe selbst, zum Opfer geben,
Der auf der nachtschlurften Bahn
Nicht fürchtet Dolch und Schlangenzahn.

Wie ist das Vaterland so süß!
Die Steppe wird zum Paradies,
Die uns dem Tageslicht geboren,
Wenn wir sie seufzend erst verloren,
Da wohnt der Kindheit goldne Zeit,
Da nur des Lebens Herrlichkeit.

Last mir die dürst'ge Vaterflur,
Für mich den Tempel der Natur,

Laßt mir die anspruchlosen Weiden,
Und dennoch bin ich zu beneiden,
Ich tausche nicht mit Tempel's Au,
Und Hellas reinem Himmelsblau.

Auf deiner wald'gen Berge Moos,
Du holdes Thal, in deinen Schooß,
An deiner Teiche Schilfgestaden,
An deinen silbernen Kasladen,
Mit irisfarbnem Wellendunst,
Hier lasse mich des Schicksals Günst!

Hier steh' ich nicht, ein einzler Baum,
Auf einer leeren Insel Raum;
Ich hab' in frühen Zeiten Brüder
Und singe deren Heldenlieder,
Und, was sie Großes einst gethan,
Seh' ich auch als das Meine an.

Ich hab' ein edles Vaterland,
Durch Muth und Edelsinn verwandt
Den trefflichsten der Nationen,
Geehrt in aller Länder Zonen,
Ein Land, das Schweres nie verbrach,
Seht nur der Klio Tafeln nach!

Denn stets in Deutschlands Eichenforst
War für Aestrien sich'rer Horst.
Die Unschuld eilte man zu schützen,
Der Glaube hatte Porphyrsfügen,
Und Gastfreundschaft und Mannestreu
War nie in unsern Gauen neu.

Ich weiß im hocherfreuten Sinn,
Daß ich ein Sohn der Deutschen bin!
Geboren in der Freiheit Lüften,
Umringt von tapfrer Väter Gräften,
Veracht' ich je dich Vaterland,
Dann hat mein Schutzgeist sich gewandt.

Du, Heldenland, seyst immerdar
Mein Stolz — wie's bei den Vätern war.
Stets soll mein Auge voll Verlangen
An deinen dunkeln Hügeln hangen,
Und meiner Harfe reinsten Klang
Begleite deinen Lobgesang.

Ernst Schulze, der Jüngere.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst kam dem Freiherrn der Gebrauch
seiner Stimme wieder. — „Feuer! Marie! —
Rettet Euch, alter Vater!“ schrie er donnernd.
Er flog vom Felsen herab; ihm hinterdrein ein
Stein, der, wenn er sein Ziel nicht verfehlt hätte,
ihm gewiß den Kopf zerschmettert haben würde.
Ein flüchtiger Rückblick ließ ihm in dem nach-
stürmenden Schügen den bösen Marco erkennen,
der ohnstreitig seine That belauscht hatte. „Teu-
fel! tausend Mal schlimmer als ich!“ schäumte
Lektterer und raffte grimmig nach dem Freiherrn.
Dieser aber verschwand bereits in den Qualm
ausströmenden Eingang der Hütte. Verzweifelt
folgte ihm Marco, seine Schätze der Gluth zu
entreißen. Jenem kam der alte Heinze in der
Thür des raucherfüllten Gemachs entgegen, den
Knaben auf dem einen, die bewußtlose Marie mit
dem andern Arm nachschleifend. „Hilf, Marco!“
schrie er mit erstickter Stimme. — Stepow, dem
dieser Zuruf galt, bemächtigte sich des Mädchens;
er und Heinze gewannen glücklich mit ihren Bür-
den das Freie, wo auch Marco, einen Pack glim-
mender Sachen auf dem halb gebratnen Arm
nachgestürzt kam.

Heulend hatte Lektterer das gestohlene Gut zu
Boden und sich darauf geworfen. Den Schmer-
zensblick vorwurfsvoll gen Himmel gerichtet, stand
der alte Fischer vor den Trümmern seiner Woh-
nung, die in wenig Minuten nur noch ein Aschen-
haufen war. Blutenden Herzens bemühte sich
Stepow, Marien und Bobby in's Bewußtseyn
zurückzurufen. Da erhob sich Marco halb von
seinem Lager; den unverbrannten Arm gegen den
Freiherrn ausstreckend, knirschte er: „D daß ich
Millionen Qualen wüßte, Dich Mordbrenner für
Deine Schandthat zu züchtigen!“ — „Was sagst
Du da, Unglücklicher?“ — fragte, vor ihn hin-

treten, der Alte mit finst'rer Verzweiflung. — „Er, der uns das Leben dankt, schleuderte den Brand auf Eure gastliche Hütte!“ — „Ist das wahr?“ forschte mit todtfunkeln'ndem Auge der alte Heinze und faßte den Freiherrn mit unverhoffter Stärke bei der Brust. „Seyd Ihr wirklich einer solchen Ruchlosigkeit fähig gewesen?“ fuhr er fort, einen ergriffenen eisernen Bolzen zum gewaltigen Schlage erhebend. Schreiend fiel Marie ihrem Vater in die Hände, den Mord zu verhindern. „Glaubt Marco nicht, Vater! er lügt! Er, und nicht der Fremde, ist es gewesen. Nicht wahr, Ihr zerstörtet unser Obdach nicht?“ wendete sie sich mit Zuversicht zum Freiherrn. — „Sprecht!“ rief der Fischer gespannt und ließ seine Deute los. — „Ich that es!“ gestand Jener mit gebrochener Stimme. Da wendete sich stumm und schauernd die Jungfrau von ihm und barg ihr Antlitz an des Vaters Brust, der seine Verwünschungen mit denen Marco's vereinte.

Sanft entgegnete Stepow: „Alter Mann, bevor Ihr verdammt, hört meine Vertheidigung. — Sind Eure Ohren nicht betäubt worden von dem Donner der Geschütze? Sie waren gegen ein Schiff meines Königs gerichtet, das hundert treue Schweden und Euern Schwiegersohn an Bord hatte. Bestimmt, diese Küste zu beobachten und meine Rückkehr zu sichern, näherte es sich vor wenig Minuten dem Vorgebirge, nicht ahnend die unheilbringende Nähe eines überlegnen Feindes. Ohne Zweifel Euch mit seinem Besuche zu erfreuen, steuerte Hildbert Loorse nach der ihm wohlbekannten Bucht, wo ihn und seinen Gefährten der Tod oder schmachliche Gefangenschaft erwarteten. Da gab mir Gott in meiner Ohnmacht, sie zu warnen, den Gedanken ein: durch die Flammen Eurer Hütte die Sorglosen auf den lauernden Feind aufmerksam zu machen und da-

durch ihre Rettung zu erzielen. Es gelang d'hat mit Aufopferung Eurer Wohnung, die, zehnfach schöner aufzubauen, die Vorsehung in die Mittel verliehen hat. Ist dieser Preis zu hoch für die Erhaltung Eures Eidams, ohne welchen Ihr keine Stütze, dieses Kind keinen Vater, Eure Tochter keinen Geliebten — keinen geliebten Verwandten mehr haben würde?“

Mit stummem Staunen hatte Heinze — mit gesteigerter Theilnahme Marie — mit Zähneknirschenden Marco diese Rede angehört. Der Alte ergriff zuerst das Wort und sprach: „Mein Glaube an Menschenwerth ist zu gewaltig erschüttert worden durch eine fortlaufende Kette von Ungerechtigkeiten, aber immer noch süß schmeichelt Eure Rede meinem Ohr. Sey sie auch eine trügerische — ich will mich dem angenehmen Traum überlassen. Gott mag Euch richten, belügt Ihr einen alten Mann, der Euch nie betrübt hat.“ — Er setzte sich zu dem Knaben, dessen Augen voll Schlags waren.

„So habe ich mich doch in Euch nicht geirrt“ — sprach die Jungfrau und reichte Stepow die Hand — „nein, Ihr könnt kein Verbrecher seyn. Ich glaube Euern Worten und danke Euch herzlich für die Rettung meines Schwagers. — Vater!“ wendete sie sich zu diesem — „noch bleibt uns Störtebeckers Kammer zum Zufluchtsort übrig; laßt uns solche ungesäumt aussuchen. Du, Marco!“ — sprach sie zu dem dunkeln Klumpen, der noch still am Boden lag — „geleite Du den Vater, indeß ich das Kind trage.“

Als der Aufgeforderte weder antwortete, noch eine Bewegung machte, dem Geheiß zu willfahren, überzeugte sich Marie durch genauere Untersuchung des Bündels, daß Marco unbegreiflicher Weise verschwunden sey.

„Ich besorge von dem Burschen nur Böses“ — hob bedenklich der Freiherr an — „und fürchte,

daß er uns und Euren Zufluchtsort den Kaiserlichen verrathen werde. Besser, dachte ich, thun wir, suchten wir möglichst schnell den Wald zu gewinnen und den Zeitpunkt abzuwarten, wo das schwedische Fahrzeug ohne Gefahr der Küste sich nähern und uns insgesammt aufnehmen kann."

Einhellig wurde dieser Vorschlag angenommen. — Nach kurzem Verzuge brach die kleine Gesellschaft auf; allein schon nach wenig hundert Schritten stellte sich ihrem Wege ein Menschenhaufe entgegen, an deren, im Mondlichte blinkenden Gewehren sie zu ihrem Schrecken kaiserliche Truppen erkannte. Sie waren in bedeutender Anzahl und ihr Befehlshaber, Oberst Verbugo, begann sofort die Flüchtlinge über den vernommenen Geschüßdonner und die bemerkte Feuersbrunst auszuforschen. Schon glaubten die Aermsten, nach Befriedigung seiner Neugier, ihren Weg ungehindert fortsetzen zu dürfen, als die Ankunft eines neuen Haufens Bewaffneter von der entgegengesetzten Seite, dem Strande, plötzlich ihre Hoffnung zernichtete. Sie konnten über ihr bevorstehendes Schicksal nicht länger in Ungewissheit seyn, als sie den türkischen Marco an der Spitze der Neuankommenden erblickten. Kaum gewahrte sie dieser, als er mit häßlicher Schadenfreude ausrief: „Da ist der Schwede, der Spion, durch dessen Verrätherei das feindliche Schiff entkam! Hier" — er riß eine Briefftasche aus dem Busen — „sind die Papiere, welche meine Worte bekräftigen werden." Er reichte sie dem Obersten, der bei dem Schein einer Leuchte ihren Inhalt überlief.

„Ha, willkommen" — grinste dieser dann höhnisch — „Herr Bevollmächtigter, oder Kundschafter, oder Herr Baron, wie Ihr heißen seyn wollt. Also Eure nordische Eis- und Schneemajestät gedenkt uns nächstens einen Besuch zu machen? Gut! wir werden Allerhöchst dieselben nach Würden zu empfangen wissen. — Bindet

die saubere Gesellschaft" — gebot er seinen Leuten — „und führet sie gen Puttbus." — Jetzt drang Marco auf die Auslieferung Mariens und des Knaben. — „Bursche!" — entgegnete Verbugo — „daraus wird nichts! Hier heißt es: mit gefangen, mit gehangen. Auch Du wirst Dich bequemen, die kleine Reise mitzumachen. Deine Aussagen dürften bei dem abzuhaltenden Kriegsgerichte Deine Gegenwart unentbehrlich machen."

Murrend folgte Marco dem abziehenden Haufen, in dessen Mitte die Gefangenen mit stiller, ergebener Fassung dahin wanderten.

In dem Stockhause zu Puttbus harrten, von einander getrennt, die Hauptpersonen dieser Erzählung ihres Schicksals. Nicht lange ließ man sie darüber in Ungewissheit. In den angestellten Verhören hatte der Freiherr offen den Zweck seiner Ankunft auf Rügen eingestanden, dagegen aber beharrlich geleugnet, seine Sendung bei dem Herzog erfüllt zu haben. Er that dies, um jenen ohnehin gebeugten Fürsten nicht noch tiefer in's Verderben zu stürzen, und stellte als Grund seiner Behauptung die verlorenen Vollmachten auf, ohne welche er es nicht habe wagen dürfen, sich dem Herzog vorzustellen. In der Absicht, einen Ausweg aus seiner bedrängten Lage aufzufinden, habe er bis jetzt das Land durchirrt und sey erst am Abend seiner Gefangennehmung unverrichteter Sache nach dem Strande zurückgekehrt, um sich wo möglich von einem schwedischen Fahrzeuge aufnehmen zu lassen. Da der Freiherr verkleidet, unter einem falschen Namen und Gewerbe die Küste betreten hatte: so konnte er es sich selbst sagen, daß er auf die Unverletzbarkeit eines Abgesandten keinen Anspruch machen dürfe, sondern vielmehr als Kundschafter zu betrachten sey, und darum täuschte er sich auch über sein bevorstehendes Schicksal nicht.

Unverhohlen und unklug sprach sich dagegen der Haß des alten Fischers gegen Alles, was Kaiserlich hieß, aus. Laut billigte er des Freiherrn That, daß derselbe mit Aufopferung seiner Hütte das schwedische Fahrzeug gerettet habe und gestand kühn, daß er selbst seinem Schwiegersohn zugeredet, in schwedische Dienste zu gehen und den Kaiserlichen, so viel nur möglich, Abbruch zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Arbeitshaus in Lyon.

(Aus einem Briefe von dort.)

Lyon ist nahe daran, durch freiwillige Beiträge ein Zufluchts- und Arbeitshaus zur Abschaffung der Bettlei zu erhalten, ganz nach dem Muster des Pariser, das der edle Belleyne gegründet hat und das sein Nachfolger, der unedle Mangin, so sehr als möglich am Aufkommen hindert. Einer unserer wackersten Männer machte eigends deshalb eine Reise nach Paris und prüfte das dortige Bettlerasyl genau. Was er uns darüber mitgetheilt hat, erregt die günstigsten Erwartungen von dieser Anstalt. Man vermied dabei alles Vornehmthum und hielt sich streng an die Nothwendigkeit. Darum wurde ein altes Kloster dazu genommen und eingerichtet. Ueberall herrscht Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit. Die Anstalt zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in Interne, d. h. solche, die im Hause wohnen, und Externe, die nur den ganzen Tag da arbeiten und essen, des Abends aber in ihre Wohnungen zurückkehren. Bei der Aufnahme der Ersteren nimmt man es natürlich etwas genau, nicht so hinsichtlich der Externen. Ist ein Armer — beiderlei Geschlechts — vierzehn Jahr alt, so kann er ins Asyl kommen, wenn er ohne Arbeit ist und doch arbeiten will. Will er als Interner

ganz darin aufgenommen seyn, so geht er zuerst zum Polizeikommissär seines Viertels und stellt ihm seine Umstände vor, worüber dieser ein Protokoll aufnimmt und demselben seine Bemerkungen über den Armen und dessen Umstände beifügt. Damit geht dieser ins Asyl. Bei der Administration des Hauses beginnt ein zweites, genaues Examen; dann entscheidet sie, ob der Arme aufgenommen werden soll, oder als Interner zurückzuweisen sey. Dies ist allerdings ein schwieriger Punkt, denn zur Aufnahme als Interne drängen sich die Armen. Wäre man aber damit nicht vorsichtig, so würde die Anstalt bald in ein Spital oder in ein Haus für Incurable ausarten, was sie doch durchaus nicht seyn soll, wenn sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen will. Ist aber seine Aufnahme entschieden, weil der Arme durchaus kein anderes Unterkommen hat, so wird er ins Bad gebracht. Hier untersucht ihn der Arzt, um zu sehen, ob er zur Arbeit tauglich ist und ob er keine ansteckende Krankheit hat. Ist letzteres der Fall oder wird er incurabel befunden, so schickt man ihn in ein Hospital. Nach seiner Aufnahme bekommt er vom Haus neue Kleider und frische Wäsche; die seinigen kommen in eine Schwefelräucherammer und werden da gereinigt, bis der Arme das Haus wieder verläßt, wo er sie zurückerhält. Hierauf geht es gleich an die Arbeit, die in zwei Hauptklassen zerfällt, in die des Hauses und die der Werkstätten. Jene ist für die Schwachen und Ungeschickten, denn sie beschränkt sich nur auf die inuern Verrichtungen der Reinlichkeit, Ordnung, Küche u. s. w.; es wird da Wäsche und Kleidung ausgebeßert, mit einem großen Rad Wasser geschöpft und in alle Theile des Hauses vertheilt, auch Ziegelsteine zu Cement für die Mauern zerstoßen, eine Arbeit, die selbst die Unfähigsten verrichten können. Einem solchen Arbeiter zahlt das Haus täglich

30 Centimen. Ganz anders ist es mit den Armen, die in den Werkstätten beschäftigt werden. Diese sind gar sinnreich eingerichtet; in den großen Sälen sind Werkstätten von verschiedener Art eingerichtet, Baumwollenspinnereien, Pferdehaargeflechte, Teppichwebereien, Seidenwebstühle, Werkstätten für Buchbinder, Schneider, Schuhmacher, Kupferblechzieher. Alle sind von Privatunternehmern auf ihre eigene Kosten eingerichtet, und werden nach dem Bedürfniß zahlreicher gemacht, ganz eingezogen oder durch andere ersetzt. Hier beschäftigt die Administration immer hundert Arbeiter als Lehrer für die Andern, die neu ankommen; ja, wenn es an tauglichen Armen dazu fehlt, stellt sie eigene geschickte Arbeiter aus der Stadt an. Dies ist sehr weise und auf das Herbeiströmen der Armen zu gewissen Zeiten, im Winter oder in der Theurung, berechnet.

(Der Beschluß folgt.)

* B u n s c h.

Wenn bei dem unaufhörlichen Vordringen der Cholera die Blicke Aller mit gerechter Besorgniß auf die Zukunft gerichtet sind, so gewähren die gegen die Einschleppung derselben festwärts getroffenen Anstalten nicht geringe Beruhigung. Dagegen würde bei dem weitem Vorrücken dieser Seuche eine Abwehrung derselben von der Landseite für unsern kleinen Freistaat sehr schwierig sein, wenn es nicht gar außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, da derselbe sich gleich größern Staaten durch keinen Sanitäts-Gordon schützen und eben so wenig die dabei erforderlichen Cortumaz-Anstalten einrichten kann.

Dieses nur in Betracht gezogen, würde es höchst wünschenswerth sein, wenn der bevorstehende Freimarkt für dieses Jahr eingestellt würde; denn die Erfahrung lehrte es, daß nichts den Ausbruch

gedachter Seuche mehr förderte, als der Zusammenfluß vieler Menschen, der dabei angebrachten Waaren, und ob selbige verdächtigen oder unverdächtigen Ursprungs sind, nicht einmal zu gedenken. — Möchte daher in dem nächsten Bürger-Convente dieser Gegenstand in Berathung genommen und die Abstellung des Marktes in demselben beschloffen werden. Freilich würde der Staat dadurch eine Einnahme von einigen tausend Rthln. einbüßen, welches aber, da wo es das Gesammtwohl gilt, eben so wenig in Betracht gezogen werden kann, wie der Nachtheil den einige Wenige auf diese Weise erleiden würden.

..... r.

W a s i c h s a h!

Ich sah Weiber und Kinder und schwache Greise in den Schanzen rüstig sich mühen; ich sah die Gebete Aller wie aus einem Munde und einem Herzen zum Himmel steigen, und mir schwell die Brust, und das stolze Gefühl, ein Mensch zu seyn, erfüllte mich in aller Stärke. Da drängten sich schwere Staubwolken um die Stadt, mächtige Heere zogen von allen Seiten heran; aber die Bewohner der Stadt bebten nicht. Das ganze Europa sitzt still und stumm. Das Heldenhäuflein der Polen schmilzt immer mehr zusammen. Sie könnten sich retten; der Verrath an ihrer Sache würde Neue und kindliche Rückkehr zum Gehorsam genannt werden. Aber in ihrem Herzen spricht eine andere Stimme — das süße Wort der Freiheit soll nicht verklingen. Sie Alle bereiten sich zur ernstesten Todesweih. Hört! hört! hört! Ein ganzes Volk streicht sich aus dem Buche des Lebens, und begräbt sich freiwillig unter den Trümmern seiner Hauptstadt, weil es nicht vermag, die holde Freiheit, der es so herzlich ergeben ist, nur im Verborgenen durch heim-

liches Geflüster zu ehren. Das ist eine Todesweih; das ist ein Untergang; das ist eine große, erschütternde Tragödie!!

M i s c e l l e n.

Die Lage Portugals — sagt Dr. G. L. Schmidt in seiner Schrift: „Portugal seit der Usurpation Don Miguels“ — ist furchtbar; persönliche Sicherheit, Eigenthum, Handel, Einkünfte, Alles ist dahin; Alles Vertrauen ist erloschen; Palläste, wie Hütten sind verlassen; in den lebhaftesten Städten, in den lachendsten Dörfern ist Alles still und öde; der Winzer, der Schnitter fröhliches Jauchzen ist erstummt, und so ist dieses schöne, paradiesische Land durch die Hand eines blutdürstigen, wahnsinnigen Tyrannen in eine Einöde, in eine Wildniß verwandelt worden, gleichsam als wäre ein Pesthauch darüber gefahren; das Blut, das bisher heimlich und öffentlich vergossen wurde, hätte hingereicht, den Blutdurst eines Tygers zu stillen.

In London hat man bekanntlich neuerlich die Entdeckung gemacht, den Backofen als Brantweinblase zu gebrauchen, da das Brod während des Backens einen Dampf von sich giebt, der, verdichtet, zu starkem Spiritus wird. Man glaubt, daß man in London bei dem gewöhnlichen Backen 800,000 Gallonen erhalten werde, die jetzt verloren gehen. Ein witziger Bäcker in London, der von der neuen Erfindung gehört, hat an seinen Laden einen Zettel mit folgenden Worten anslagen lassen: „Hier wird Brod verkauft mit dem Brantwein drin.“

E r g ö t z l i c h e s.

„Gefahr droht oft dem Größesten von dem Kleinsten; der Löwe diene schon oft den Kleinsten

Vögeln zur Speise und das Eisen frist der Rost!“ — So warnte einst ein weiser Scythe den großen Welteroberer Alexander. Aber daß ein Hase eine große und weltberühmte Stadt erobern könne, das sagte der Scythe nicht, und doch hat es die Geschichte bestätigt, daß auch so etwas geschehen kann.

Als nämlich um das Jahr 896 der Kaiser Arnulph, von dem Papste Formosus wegen Volksunruhen zu Hülfe gerufen, siegreich in Italien eingezogen war und sich mit seinem Heere vor Rom gelagert hatte, jagten einige seiner Soldaten eines Tages einen Hasen auf. Der Hase nahm seine Flucht nach der Stadt hin, die Soldaten folgten ihm unter großem Geschrei nach, und siehe da — die einstigen furchtbaren Welterschütterer, die Römer, stürzten sich, halb todt vor Schrecken und Angst, von den Mauern herab und die feindlichen Jäger stiegen über die Haufen der umgekommenen Freiheitsmartyrer hinweg, die Mauern Rom's hinauf.

Ed. Böncke.

Politische und nichtpolitische Zwie- lichter; von E. Freieisen.

Der Paradiesvogel fliegt so lange gegen die Sonne, bis er todt herabfällt. Sollte Polen das Land voll Aufschwung und Todesbegeisterung, untergehen, dann gliche es dem Paradiesvogel. Es fliegt so lange der Sonne der Freiheit zu, bis es todt niederfällt.

Man sagt, daß die fortziehenden Störche die lahmen, die ihnen nicht nachfliegen können, bekämpfen, ja umbringen: so müssen auch die Staaten, die dem kühnbeschwungenen Geist der Zeit nicht folgen können, von den Staaten, die der Freiheit entgegenziehen, befehdet werden.

Die Falken zählt man, wenn man sie fortwährend am Schlafen hindert. Die Vögel zählt man, wenn man sie fortwährend schlafen läßt und einflut.

Correspondenz und Notizen.

Aus Paris.

Vorerinnerung. Wenn auch seit den verhängnißvollen, Europa umgestaltenden Julius-tagen bereits mehr als ein Jahr verflossen ist, so mögen folgende Erinnerungen aus dem Munde eines Augenzeugen, wohl noch immer mit Interesse gelesen werden. Für die Wahrhaftigkeit des Erzählers, eines deutschen Uhrmachers, der sich lange in Paris aufgehalten, glaubt der Einsender sich verbürgen zu können.

Ich arbeitete mit meinen Cameraden noch ruhig in unserer Arbeitsstube, als mein Brodherb uns aufforderte, uns sofort der Volksvertheidigung anzuschließen, und uns dabei vollen Wochenlohn, eben so, als wenn wir gearbeitet hätten, versprach. Nur mit einem Stöcke bewaffnet, eilte ich hinaus; bald begegnete mir ein mir ganz unbekannter, sehr wohlgekleideter Mann, der mir ein schönes, mit Silber garnirtes Jagdgewehr aufdrang und mir eine Handvoll Nägel statt der Kugeln dazu gab. Als ich ihn um seine Adresse ersuchte, um ihm das Gewehr später zurückgeben zu können, erwiderte er, ich möge es nur zum Andenken behalten, aber gäßen Gebrauch davon machen; im Falle ich verwundet würde, solle ich es einem Andern übergeben.

Obgleich sich das Volk mit der kühnsten Todesverachtung ohne Waffen den Kanonen entgegenstürzte und diese eroberte, wobei natürlich außerordentlich Viele verwundet wurden, so hat das Kleingewehrfeuer der Soldaten doch weniger Schaden gethan, als man hätte erwarten müssen, denn diese schossen häufig absichtlich über die Köpfe

der Angreifenden weg, und die Spuren ihrer Kugeln fand man in den Giebelmauern und Dächern, wo sie keinen Schaden thaten.

Dagegen wehrten sich die Schweizer mit dem größten Heldenmuth. Sechs Schweizer unter andern vertheidigten den Eingang am Pallaste des Herzogs von Orleans gegen das eindringende Volk, in dem unglücklichen Wahne, daß auch dessen Leben bedroht sey. Sie wurden sämmtlich niedergehauen! —

Die schon oft gemachte Bemerkung, daß während der drei Juliusstage nirgends geplündert worden sey, ist ganz wahr. Ueberall hörte man den ermahnenden Ruf: „il ne faut pas piller!“ und ich war selbst Zeuge, daß bei Erstürmung der großen Gensd'armiecaserne silberne Leuchter und selbst gemünztes Geld in die Flammen geworfen wurden.

Erfrischungen nahm man dagegen, wo man sie fand, mit der größten Begierde. Als wir in St. Cloud ankamen, fanden wir auf der so eben erst verlassenen königlichen Tafel noch Dessert von Zuckergebackenem in Lilienform und köstliche Weine, die wir nicht verschmähten. Einige Lumpensammler waren dagegen an ein paar Flaschen sehr starken Weinessigs gerathen und schrien nun furchtbar, sie wären vergiftet worden. Es kostete große Mühe, sie zu beruhigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Erklärung.

Aufgefordert von Herrn G. W. Bley, erkläre ich hiermit, daß der in Nro. 72 d. Bl. befindliche, G. W. Bl. unterzeichnete Aufsatz, „zur Beherzigung und Mäße, nicht von obengenannten Herrn ist.

Der Red.

A n z e i g e n.

Auf Verlangen mehrerer Kunstfreunde, habe ich mich veranlaßt gefunden, einen eleganten Stuben- und Comptoir-Kalender für das (Schalt)-Jahr 1832 vermittelst des Buch- und Steindruckes kunstvoll verfertigen zu lassen, und ist für 8 Grote bey mir zu haben. Ich ersuche meine geehrten Mitbürger höflichst den Kunstfleiß durch recht viele Abnahmen zu befördern.

Die beiliegende Anweisung zum Auschnitte des Wagenpflasters und Gebrauch desselben gegen die Cholerä, ist bei mir für 2 Grote zu haben.

G. Jönken,
Catharinenstraße Nro. 36.

A. Daevs d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße Nro. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 13. September 1831.

D Wandrer, werde nur nicht müd' in deinem Lauf,
Denn jenes Land thut dir des Heiles Pforten auf.

P i l g e r t r o s t .

Siehst du das Haus, wo jeder Klageton verklingt
Und jeden müden Pilger süße Ruh umschlingt?

Wo die Cypresse nur das grüne Dach umwehet
Und Liebe, reich an Hoffnung und im Glauben
stehet?

O Wandrer, schaue hin nach diesem stillen Haus,
Denn dort ist all' dein Sehnen und dein Gramen aus.

Siehst du das Bett mit seiner Deck' aus weichem
Moos?

Kein Glockenschlag ruft dich aus seinem stillen Schoos,
Da wecket dich kein Morgenlicht aus süßem
Schlummer

Und kein Geräusch stört dich, kein herber Seelen-
kummer.

O Wandrer, schließst dich einst dein müdes Auge zu,
Dann findest du in diesem Bette ew'ge Ruh.

Kennst du den Bach, der zwischen Blumenhügeln
schleicht,

An dessen Ufern jede Erdenklage schweigt?

In dessen Fluthen alle Wunden Heilung finden,
Mit dessen Wellen alle Erdgedanken schwinden?

O Wandrer, wirst du einst an seinen Ufern stehn,
Dann sind vergessen all' der Erde Schmerz und Weh'n.

Siehst du das Land, wo tausend goldne Sterne
glüh'n,

Wo schön're Lüfte weh'n und schön're Blumen blüh'n?

Wo keine finstre Nacht mehr mit dem Tage ringet
Und sonnenhell das Licht durch alle Räume bringet?

O Wandrer, werde nur nicht müd' in deinem Lauf,
Denn jenes Land thut dir des Heiles Pforten auf.

Karl Uhlmann.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Das Urtheil fiel so aus, als man es von
den damaligen Zeiten, wo Menschenleben nichts
galt, und von solchen Richtern erwarten konnte.
Gefast hörte Stepow, gleichmüthig der lebenssatten

Heinze sein Todesurtheil vorlesen; nur als die bebende Marie verdammt wurde, erst der Hinrichtung beizuwohnen und dann gestäubt zu werden, weil sie um des Schweden Herkunft gewußt und nichts entdeckt hätte, verzogen sich schmerzlich die bleichen Lippen des Alten und über seine gefurchten Wangen perlten große Tropfen herab. Einen Blick voll tiefen Kammers warf er auf den Freiherrn, der darin mit Recht einen stillen Vorwurf zu lesen glaubte.

Tief drückte diesen der Gedanke darnieder, daß er die alleinige Ursache an dem Verderben einer schullosen Familie sey, der er so viel zu danken hatte. Sich diese Last einigermaßen zu erleichtern und ruhiger dem Tode entgegen gehen zu können, erbat er sich den Zuspruch eines Geistlichen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Ein matter Schein von Freude überzog noch einmal das ernste Antlitz Stepow's, als die Gefängnisthür sich aufthat und der Pastor Gerschow hereintrat. In das theilnehmende Herz desselben schüttelte er seinen Kummer aus und schöpfte reichen Trost aus den Beruhigungsgründen dieses acht christlichen Seelsorgers.

„Endlich“ — schloß Stepow — „vernehmt noch meinen letzten Willen, hinsichtlich meiner irdischen Angelegenheiten; Ihr sollt dessen Vollstrecker werden. Wenig und kurz sind des Lebens schönste Freuden mir gewesen. Ein sonst gütiger aber ahnenstolzer Vater erlaubte mir nicht, dem glühendsten Drange meines Herzens zu folgen und ein Mädchen zu ehlichen, das zwar alle Tugenden und meine feurigste Liebe, aber keine adeliche Abkunft besaß. Als endlich nach mehreren Jahren der Tod meines Vaters dieses Hinderniß erledigte, konnte ich oft nur den kleinsten Theil meiner Gattin und Tochter leben, weil mein Beruf als Diplomatiker mich ihnen viel entzog. Während einer solchen, länger dauernden Geschäfts-

reise geschah es, daß der ältere Bruder meiner Frau nach vieljähriger Abwesenheit, aus Indien, wohin ihn der Handel geführt hatte, in seine Vaterstadt Stralsund und zu den Seinigen zurückkehrte. Meine persönliche Bekanntschaft zu machen, da wir zeither nur durch Briefe mit einander verkehrt hatten, und seine geliebte Schwester einmal zu besuchen, reist er nebst Frau und Kind nach Stockholm. Dasselbst findet er mich jedoch nicht, wohl aber meine Frau auf dem Sterbebette und an demselben ein untröstliches Kind von sieben Jahren, meine Tochter. Trauernd erweist er der Schwester den letzten Dienst und nimmt, mit meiner Bewilligung, das Mädchen zu sich, sie mit dem seinigen sorgfältig zu erziehen. Zehn Jahr treibt mich des Schicksals Laune in Europa herum; da erst vergönnt es mir, die Meinen aufzusuchen. Ich eile mit verlangendem Herzen nach Stralsund — mein Schwager ist verschwunden, seine Frau gestorben, sein Wohlstand von den Kaiserlichen vernichtet. Vergeblich habe ich bis jetzt gestrebt, mein Kind ausfindig zu machen. Thut Ihr nunmehr solches, da mich der Tod von hinnen ruft. Nehmt meinen Bruder dabei zu Hilfe, der Euch das Weitere noch mittheilen wird. Meine Tochter zählt jetzt, ist sie noch am Leben, neunzehn Jahr, und ihr Pflegevater, mein Schwager, ist der ehemalige Handelsherr Wanderneer. — Den dritten Theil meines baaren Vermögens bestimme ich aber für die arme Marie, Heinze's Tochter, die durch mich den Vater verliert. Mein Bruder soll von nun an dessen Stelle ersetzen und für ihr ferneres Wohl Sorge tragen. Schaffet, Freund Gerschow, daß diese meine Willensmeinung, vor meiner Hinrichtung schriftlich aufgesetzt und rechtskräftig gemacht werde. Uebrigens brauche ich Euch wohl nicht erst darum zu bitten, daß Ihr Euch des unglücklichen Mädchens, so wie des Knaben an-

nehmet, ist der harte Spruch Verbugo's vollzogen worden." — Der wackere Pastor versprach feierlich, den Wunsch des Verurtheilten nach bestem Vermögen zu vollziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weltgeschichte.

Wenn ich die Jahrbücher der Welt entrolle, wenn ich die Bildungsgeschichte der Staaten und die Begebenheiten der Herren der Menschheit, deren Stirne der Kranz der Unsterblichkeit schmückt, überdenke; so ergreift mich eine bittere Betrachtung des Sepriesenstern aller Zeiten und ein Schauer vor der Erbärmlichkeit des Geschlechts. Es giebt nichts Großes unter der Sonne, wie es nichts Neues giebt. Die Aegyptier gründeten den ersten gebildeten Staat auf den Ackerbau und die Kasten (etwa 2000 J. v. Ch. G.); von da an datirt sich die Schlechtigkeit und das Unglück der Menschen. Unwisslinge bestaunen ihre Pyramiden und jene riesigen Obelisken, Pfeiler der Sonne genannt; aber sie wurden unter Thränen und Fluchen des Volkes aufgethürmt, um die Todtenwohnung der Tyrannen zu seyn, unter deren Geißel das lebende Geschlecht zitterte. Der Ruhm war wohlfeil erkauft für die Nachfolger des großen Osiris; es bedurfte nichts, als eine Sklavenpeitsche und etwas Zwiebelkost. Sofort treten auf die Bühne der Aethiopier mit rothbemalten Schilden die Söhne Assurs, wilde Zerkümmerer. Wer kennt sie nicht — Sabako, den Mohrenkaiser, Sesostris, dessen Wagen vier Könige mit abgehauenen Daum ziehen, Nimrod, den Jäger, und das grassstreffende Thier, Nebukadnezar? Es war leicht für Moses, nach ägyptischem Muster mit Vermeidung einiger groben Fehler des Originals einen Staat zu gründen; aber enthält etwa die Geschichte der Juden weni-

ger Grauel, als die der übrigen Völker? Nie war eine Eroberung grausamer, als die damalige Palästina's; Raub, Brand und Mord bezeichneten alle Schritte des Volks Gottes. Unter ihren Königen war Saul bei weitem der hochherzigste; das Knäblein Isai ließ Gefangene märtern, und Salomo's (dessen Tempel nicht viel weniger kosten mochte, als eine Pyramide und ein paar Obelisken) Druck lastete auf Israel. Wer will noch von Jerobeam, Ahab und andern Königen Juda's und Israel's und von der diplomatischen Isabel reden? Es wäre das Beste, wenn man sie vergessen könnte. Im persischen Weltreiche, durch Cyrus, einem der blutdürstigsten Tyrannen, gegründet, ging es zehnmal ärger zu, als in der Türkei; in Sardes regierte die Kabale: der zügellose Hof wirkte gliederlähmend auf das weite Reich, die Satrapen der Provinzen herrschten nach Art folcher, die keine Minute vor der seidenen Schnur sicher sind. Kurz war die Blüthe der griechischen Freistaaten und durch einheimischen Zwist der Ritter und Demagogen, und auswärts durch Ströme von Bruderblut verbittert; Alexander der Große, war Anfangs berechnender Bösewicht, gegen das Ende seiner kurzen, thatenreichen Laufbahn nicht ein Gott (wie er glaubte), sondern ein Narr. Nie kann ich ohne bittere Empfindlichkeit an die Räuber-Republik Rom denken, welche durch eine Reihe Verbrechen und eine Politik, die verruchter war, als die Napoleonische, schamloser, als die Cäsar Borgia's, schlauer, als die neu-römische, zur welt-herrschenden Macht sich erhob. Ich kann mich nicht überwinden, diese rohen Barbaren, Cincinnatus, Malinus, die Fabier und Andere groß zu finden. Die Scipionen waren in ihrer Art ausgezeichnet; aber sie weiheten einer verbrecherischen Mutter ihre Dienste, und fast möchte ich sagen: Niemand kann ohne Schuld ein Römer gewesen seyn. In

den späteren Zeiten der Republik begegnen und Spimius, Nasica, Sulla, Cinna, Marius, Clodius, Catilina, Julius Cäsar, Antonius, Mäcenat und die Krone der Ungeheuer, Octavianus Augustus. Titus gilt für einen der besten Cäsaren; die hundert Gefangenen, die er in Jerusalem kreuzigen ließ, werden das nicht unterschreiben. Von der Gründung der christlichen Religion an bis zur Völkerwanderung ist die Geschichte eines großen Theils der Welt durch blutigen Zwist der Sekten und den Unsinn der ägyptischen und syrischen Mönche, und viel Blut, das des Glaubens halber floß, entweiht; seit der Völkerwanderung ist Vandalismus das bezeichnende Wort für die Unthaten roher Kriegshelben geworden. Diezüge der Kreuzbrüder waren Raubzüge; vor Beginn der asiatischen Expedition wurden 12,000 Juden am Rhein ermordet; in Ungarn, in Syrien und Palästina wurde geplündert; Konstantinopel erfuhr die Wuth der Rothbekreuzten: das Ganze war ein unbedachtes, unwürdiges Unternehmen, wobei ein myslisches Gewebe des Papstes, in das er sich am Ende selber verstrickte. Nie wurde für die Religion in Reinheit das Schwerdt gezogen. Die Reformation entstand, wie folgt: Die Peterskirche sollte vollendet werden unter Leo X. und die Türken aus Europa getilgt; dazu bedurfte man Gold; Gold aber kam durch Ablass der Sünde, und den Pacht übernahmen diesmal die Dominikaner, solchergestalt die Eifersucht und die Erbitterung des im Besitz geschmälernten Augustiner-Ordens aufregend. Luther ärgerte sich wohl im rechten Ernste über diesen Handel mit dem ewigen Leben; aber hätten die Fürsten seiner Donnerstimme gehorcht, wenn sie nicht eben zu rechter Zeit bemerkt hätten, wie weit erspriesslicher das fette Klostergut zum Behuf der Jagdblust ritterlicher Hoheiten, als für den Vollgenuß rundbäuchiger Prälaten verwendet wer-

den möge, und so entstand ein Riß in die dreifache Krone. Gustav Adolph mag wohl nicht ohne Begeisterung sein Felsensland verlassen haben; nichts destoweniger ist er eines Anschlags auf Deutschlands üppige Gauen mehr als verdächtig, und die arme Germania war, wie schon Schiller geargwohnt, zum Raublohn gothischer Marschälle bestimmt. Die Ursachen der Thaten der Menschen sind im Schlamm der Erde zu suchen; aus Berechnung, um die Macht zu erlangen, wird Konstantin Christ und Julian Heide, und die Guisen Häupter der Ligue und Condé Feldhauptmann der Hugonotten. Mag man diese Ansicht der Geschichte (welche leicht sich tiefer begründen und weiter durchführen läßt) immer prosaisch finden! Fahre man fort, sich selbst mit großen Gesinnungen, die man zur Schau trägt, mit moralischen Maximen und Bräuchen des Kultus zu betrügen! Ein Schleier über das Gemeine und Häßliche taugt nicht übel. Ich meinerseits fange an, Caligula's barbarischen Wunsch zu begreifen. Nur eben diesem mochte es nicht ziemen ihn zu äußern.

Das Arbeitshaus in Lyon.

(Beschluß.)

Wer in diesen Werkstätten arbeitet, erhält von den Unternehmern eine Bezahlung, die mit seiner Geschicklichkeit und Thätigkeit im Verhältniß steht, aber nie weniger denn 60 Centimen, ohngefähr 11 Grote, betragen darf. So viel bekommt er gleich vom ersten Tage an, wenn er auch noch gar nichts versteht. Der Unternehmer verliert nichts dabei, denn zur Ausgleichung seiner Ausgabe liefern ihm später die geschickt gewordenen Arbeiter Fabrikate, deren Fertigung ihn auf dem gewöhnlichen Wege bei weitem höher zu stehen kommen würde. Bei dieser Beschäftigung der Armen ist auch noch der große Vortheil, daß sie ein Handwerk fertig lernen,

welches ihnen, wenn sie wieder aus dem Asyl kommen, ehrlichen Unterhalt für ihre Zukunft gewähren kann. Zur Leitung der Arbeiter kann der Unternehmer eigene Arbeiter anstellen. Alles, was die Armen für Arbeiten im Haus und in den Werkstätten empfangen, zerfällt in drei Theile; einer gehört dem Asyl, der zweite wird für den Armen auf die Seite gelegt und dieser erhält ihn bei seinem Austritt aus dem Haus, den dritten Theil endlich empfängt er alle zehn Tage und er kann ihn verwenden, wie er will.

Die Nahrung in unserm Arbeitshaus ist einfach, aber hinreichend und gesund. Des Morgens bekommen die Armen eine geschmelzte Suppe von Knochenfleischbrühe, gegen 3 Uhr eine tüchtige Portion geschmelztes Gemüse und anderthalb Pfund Brod. Sonntags wird Fleisch gegeben. Das Getränk ist Wasser. Wein hat man für ganz unnöthig gefunden; doch kann ihn Jeder für sein Geld haben. In großen, lustigen Sälen schlafen die Männer getrennt von den Frauen; in ihnen stehen 50 bis 60 Betten aus Eisen mit einem Strohsack, einer Matratze, zwei Leintüchern und zwei Decken. Niemand ist einen Augenblick gezwungen, im Hause zu bleiben; Jedem steht es vielmehr frei, es zu verlassen, wann er will; nur muß er dann die Kleider und die Wäsche des Hauses zurückgeben, wogegen er die seinigen empfängt. So viel von den Internen. Die Anstalt der Externen ist noch von größerem Nutzen; denn jeder Arme ohne Arbeit kann in's Asyl kommen, wo er in geheizten Sälen arbeitet, genährt und bezahlt wird und am Abend wieder in seine Behausung zurückkehren kann. Dadurch kann jeder Unbemittelte und Arme mit Frau und erwachsenen Kindern seinen Unterhalt finden, wenn er arbeiten will, und wird den Seinigen dabei nicht entzogen: eine überaus schätzbare Hülfe in einem Lande, wo Handel und Industrie so große Schwankungen

und Veränderungen leiden. Das Pariser Asyl ist auf dreihundert Interne und das Doppelte Externe berechnet; im Nothfall können letztere auch noch in größerer Menge aufgenommen werden. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Anstalt ihren Zweck erfüllen wird, weil sie die Armen und Bettler auf anständige Weise klassifizirt, die verschiedenen Kategorien nicht mit einander vermischt, sondern sorgfältig scheidet. Die Kränklichen und Schwachen kommen in die Hospitäler, die hartnäckigen Bettler werden den Gerichten zur Bestrafung übergeben, gütendkende Unglückliche aber werden auf die beste Weise unterstützt, sie lernen etwas, womit sie sich später fortbringen können, empfangen Nahrung, Wärmung und Kleidung und überdies noch ein kleines Stück Geld.

* Ueber eine alte gute Einrichtung, deren Erneuerung sich empfiehlt.

Es ist schon vielfach bemerkt worden, daß mit der nach der französischen Zeit erfolgten Auflösung der älteren Einteilung der Altstadt, Neustadt und Vorstadt in 30 Bürgercompagnien und jede dieser Compagnien in eine Anzahl sogenannter Rotten, mancher Vortheil verloren gegangen ist, welcher durch unsere gegenwärtige Bürgerwehr-Anstalt nicht vollständig ersetzt wurde.

Die ältere Einrichtung war für militärische Zwecke völlig unbrauchbar geworden, sie hatte sich, wie man zu sagen pflegt, selbst überlebt, darum war eine gänzliche Umgestaltung durchaus erforderlich. Diese erfolgte aber bloß aus dem Gesichtspuncte des nächsten Hauptbedürfnisses. Die Wehrverfassung sollte vervollkommen werden; darauf beschränkte man sich; wie solches denn auch ganz zweckmäßig erscheinen mag, zumal wenn bei einer weiteren Ausbildung unseres ganzen Militärwesens dieses in der Bürgerwehr seine lebendige Begründung erhalten sollte.

Aber unsere alten Bürgercompagnien waren keine bloß militärischen Einrichtungen; sie dienten zugleich zur Aufrechterhaltung mancher andern guten Ordnung und die Bürgerlieutenants mit den zu jeder Compagnie gehörigen Officieren und Rottemeistern hatten nebenher einen so realen als nützlichen bürgerlichen Wirkungskreis. Es waren nem-

lich nicht bloß die Brandlöschungs- und Nachtwachen-Anstalten damit verbunden, sondern zugleich die nächste Aufsicht darüber, daß sich kein Einwohner bürgerlicher Gewerbe Rechte und Vorzüge anmaßen dürfe, ohne das Bürgerrecht ordnungsmäßig erworben zu haben, als Bürger beieidigt und damit in das Bürgerbuch eingetragen zu seyn. Jeder Bürgerlieutenant führte von seiner Compagnie, und unter seiner Aufsicht jeder Rottmeister von seiner Rotte ein genaues Verzeichniß aller dazu gehörigen Häuser und ihrer Bewohner; sobald ein Fremder in der Compagnie oder der Rotte sich niederließ, mußte er seinem Lieutenant und Rottmeister seinen Bürgerzeettel vorzeigen; nicht minder hielten diese darauf, daß die Bürgersöhne, wenn sie mündig geworden, oder einen eignen Nahrungsbetrieb anfangen wollten, vorab ordentlich zuschwören mußten.

Auch konnte man vermöge dieser Einrichtung zu jeder Zeit wo man es nöthig fand, mit Leichtigkeit zur Aufstellung vollständiger Bevölkerungstabellen gelangen, während jezt, der größeren Accurateß und Publicität welche unsere Civilstandseinrichtungen gewähren, ungeachtet, jede mit einem großen Aufwande von Mühe und Kosten aufgenommene Liste dieser Art mit der nächsten halbjährigen Umziehzeit schon völlig unbrauchbar geworden ist, weil das Civilstandsbureau zwar über Geburten, Sterbefälle und Verheirathungen Register führt, nicht aber über die Veränderungen im Aufenthalte, welche der Bevölkerung durch sonstigen Ab- und Zuzug erwachsen.

Weiter hatte jene Eintheilung der ganzen Stadt nach Compagnien und Rotten, welche nicht bloß die Wehrfähigen und Wehrpflichtigen, sondern sämmtliche im Umkreise eines solchen Bezirkes nachbarlich verbundene Bürger umfaßte, noch ihre besonderen Vortheile bei außerordentlichen Vorfällen und Ereignissen gemeinsamer Noth, wo jeder Bürger an seinem Lieutenant und seinem Rottmeister in der Nähe eine Art von Schirm und Schutz, Rath und Trost finden konnte, wie z. B. bei Einquartirungen fremder Truppen, bei Handwerksausläufen, bei Wassernöthen, bei Kornvertheilungen in theuren Zeiten und dergleichen mehr. Und war es bei irgend einem besonderen Vorfalle nöthig, etwas recht schnell zu allgemeiner und öffentlicher Kunde zu bringen, so gab das Bestehen dieser Eintheilung ebenfalls die bequemste und zuverlässigste Handhabe dazu ab.

Haben wir nun aber für die Befriedigung mehrerer Bedürfnisse, welche früher an die Eintheilung der Bürgercompagnien geknüpft waren, bereits durch Einrichtung sonstiger zweckmäßiger Anstalten Sorge getragen, wie z. B. durch un-

tere neueren Brandlöschungs- und Nachtwachen-Anstalten, — warum könnte das nicht mit gleicher Leichtigkeit auch für diejenigen Gegenstände geschehen, welche vorgedachtermaßen noch übrig geblieben sind? — Bedarf es dazu im Grunde doch nicht viel mehr als eines Rath- und Bürgerschlusses, der Niedersehung einer gemeinschaftlichen Deputation und der Theilnahme einer Anzahl patriotischer Bürger aus allen Gegenden der Stadt zur Ausführung, welche übrigens durch einen von Zeit zu Zeit eintretenden allmählichen Wechsel im Personal billige Erleichterung der übernommenen Arbeit finden würden.

Die Deputirten der Bürgerschaft dürften zweckmäßiger Weise so zu wählen seyn, daß in jedem Kirchspiel wenigstens einer und in größeren Kirchspielen wenigstens zwey dazu erkoren würden; diese würden dann in gedachter Hinsicht die Functionen der vormaligen Bürgerlieutenants übernehmen. Die Deputation würde weiter jedes Kirchspiel oder jede Hauptabtheilung eines Kirchspiels in eine Anzahl von Unterabtheilungen oder Districten nach Maaßgabe dazu geeignet befundener Straßen abzutheilen und sich zu bemühen haben, für jede dieser Unterabtheilungen patriotische, das Vertrauen ihrer Nachbarschaft besitzende Bürger willig zu machen, welche die Functionen der vormaligen Rottmeister in gleicher Hinsicht versähen.

Die regelmäßigen Arbeiten der Letztern würden darin bestehen, daß jeder derselben eine ihm zu übergebende vollständige Liste der Häuser seiner Rotte und ihrer Bewohner, nach einem gedruckten Schema bei vorkommendem Wegziehen oder Hinzukommen neuer Ansiedler auszufüllen, sich über das ordnungsmäßige Eintreten derselben in das bürgerliche Verhältniß zu vergewissern, darüber von Zeit zu Zeit mit seinem Lieutenant Rücksprache zu nehmen, demselben auch die gedachtermaßen von ihm ausgefüllte Liste monatlich abzugeben hätte. Letzterer aber würde sich monatlich mit dem Civilstandsbureau in Rapport setzen, um die erforderlichen Ergänzungen und Berichtigungen zu veranlassen, wodurch denn eine monatliche vollständige Uebersicht des jedesmaligen Bevölkerungsstandes möglich würde. — Zur Aufrechterhaltung der ganzen Ordnung aber könnte vierteljährig eine Zusammenkunft der gemeinschaftlichen Deputation statt finden.

Weiter dürfte es sich empfehlen, von allen publicirten Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Bekanntmachungen an jeden Lieutenant und an jeden Rottmeister ein Exemplar zur Aufbewahrung abzugeben, wodurch sich dieselben in den Stand gesetzt finden würden, über den Inhalt derselben den Genossen ihrer Abtheilung auf Erfordern in

der Nähe Auskunft ertheilen zu können. — Nicht jeder Bürger hält das Wochenblatt, nicht jeder liest die öffentlichen Anschläge, und doch tritt von Zeit zu Zeit ein specielles Bedürfnis ein, von dem Detail dieser oder jener gefährlichen Bestimmung Kunde zu erhalten, oder es sich in das Gedächtnis zurückzurufen. — Auch diesem Bedürfnis könnte daher durch solche Einrichtung genügt werden.

Zu außerordentlicher patriotischer Thätigkeit in außerordentlichen Fällen aber würde sowohl diese Eintheilung und Einrichtung an sich, als die Bestellung dieser Anstalt mit patriotischen, das Vertrauen ihrer Nachbarn besitzenden Bürgern wiederum die alte so nützliche als wohlthätige Handhabe darbieten.

Und sollte diese nicht vor allen jetzt als ein zeitgemäßes und dringendes Bedürfnis erscheinen, wo wir durch das fortwährende Näherücken einer verderblichen Seuche mit einem großen Nothstande bedroht werden, — wo wir von allen Seiten vernehmen, daß im Gefolge dieses Uebels zugleich Vorurtheile, Irrthümer und Mißverständnisse zur Sprache zu kommen pflegen, durch welche jene Noth noch unendlich gesteigert wird. Würde es unter solchen Umständen nicht jedem Bürger zu einer tröstlichen Beruhigung gereichen, wenn er in seiner nächsten Umgebung einen mit dem öffentlichen Vertrauen bezeichneten Mann zu finden wüßte, der ihm über beunruhigende Ereignisse, welche das Gerücht in solchen Zeiten auf das vielfachste zu entstellen pflegt, eine durch die Behörde ertheilte zuverlässige Auskunft zu geben vermöchte; und sind wir es den Mitgliedern der zur Abwendung und Unterdrückung jenes Uebels niedergesetzten allgemeinen und besonderen Deputationen, so wie unseren Aerzten nicht sogar schuldig, ihre aufopfernde Mühe und Sorge in solcher Zeit, wo ununterbrochenes Handeln keine Frist zum Rechtfertigen und Ausklärungsgeben gestatten dürfte, durch solche oder ähnliche Mittel, dankbar erleichtern zu helfen!

* Zur Prüfung.

Da jetzt so Vieles und so Widersprechendes über die Cholera gesprochen und geschrieben wird so möge es dem Unterzeichneten, der während eines langjährigen Verweilens in Ostindien, Augenzeuge der Schrecken, die die Krankheit in ihrem Gefolge hat, war, erlaubt seyn, Einiges über dieselbe in diesen Blättern mittheilen zu dürfen, was hoffentlich die Zaghaften und Aengstlichen einigermaßen ermutigen wird.

Ob die Krankheit in Europa einen andern Charakter angenommen hat, wie sie ihn ursprünglich in Asien äußerte, lasse ich dahin gestellt, da ich ihr Auftreten im erstern Erdtheile noch nicht beobachten konnte und mir als Laie kein Urtheil zusteht, wo selbst die ersten Aerzte nicht übereinstimmend sind. Die jüngsten Schriften aber, die ich darüber gelesen habe, schildern die sie begleitenden Symptome denen, die sie in Ostindien mit sich führte, durchaus ähnlich.

So möge es mir denn gestattet seyn die Mittel hier bekannt zu machen, welche ich und Andere auf ärztliches Anrathen, in jenen Gegenden anwandten, wenn Jemand von unserer Umgebung von der Krankheit befallen wurde; und welche — wovon ich häufig Augenzeuge gewesen bin, stets bei schleuniger Anwendung, mit dem besten Erfolge gekrönt wurden. Ich selbst habe das Glück gehabt 10 — 12 Menschen, theils von meiner Dienerschaft, theils Unbekannte durch schnelle Zuthellung der erwähnten Medicamente vom Tode zu retten; denn ich trug stets Sorge selbige, wo ich auch war, bereits gemischt in meiner Nähe zu haben, denn bey dieser Krankheit ist „Zeit verloren Alles verloren!“

Das Recept lautet also:

60 Tropfen Laudanum liq. Sydenh.

20 „ Pfeffermünz

3 kleine Weingläser Franzbranntwein
zusammen gemischt.

Sobald sich die Symptome der Krankheit zeigten, gab man dem Leidenden den dritten Theil dieser Dosis, und nach Ablauf von 5 Minuten, wenn während dem die Krämpfe in der Gegend der Herzgrube und das Verdrehen des Kopfes, der Arme und der Beine, welches sich in der Regel einzustellen pflegte, nicht nachgelassen hatten, das 2te Drittel, und erfolgte auch dann noch keine Besserung, nach 5 Minuten das dritte und letzte Drittel! — In der Regel erfolgte aber schon nach der ersten, sonst nach der zweyten Dosis Linderung und die Genesenen konnten schon am andern oder dritten Tage ihren Beschäftigungen wieder nachgehen.

Sobald die erste Dosis eingegeben war, brachte man den Erkrankten, wo es zu haben war, in ein Bett, und suchte auf alle mögliche Weise durch Einreibungen, vorzüglich des Unterleibes die körperliche Wärme wieder herzustellen, woben ich die Einreibung mit Oleum Kaja Puty am wirksamsten bewährt fand. Da sich bey den Erkrankten fast immer glühender Durst einzustellen pflegt, so gab man ihnen Pfeffermünz-, Kamillen- oder ähnlichen Thee.

Uebrigens muß ich hier bemerken, daß, da die Bereitung des Laudanum liq. Sydenh. je nachdem die in jedem Lande übliche Pharmacopea es vorschreibt sehr verschieden ist, ich es also Sachverständigen überlassen muß die Berechnung des Quantum für unsere Offizinen zu machen.

Mein innigster Wunsch ist, daß diese Krankheit meine Vaterstadt verschonen möge, sollte sie aber nicht abzuwenden seyn, so hoffe ich daß sich dieses Mittel, unter ärztlicher Anwendung so heilsam bewähren wird wie in Ostindien.

Hoffentlich wird man diese Zeilen nicht als vorlaut aufnehmen, und meinen guten Willen nur darin erkennen.

J. H. Spangenberg.

Correspondenz und Notizen.

Aus Paris.

(Beschluß.)

Bei der Zerstörung des erzbischöflichen Palastes im Februar d. J. hielt sich das Volk nicht so frei von Plünderung als in den drei Julitagen. Ich sah mehrere gemeine Kerls, welche die Taschen voll Silber stöcken hatten, so schwer, als sie tragen konnten; Mancher hatte sich jedoch betrogen und Sachen von unbedeutendem Werthe, z. B. messingene Verzierungen, welche er für Gold angesehen, Brevierere. geraubt.

Einer meiner Cameraden, der durch einen Flintenschuß sehr gefährlich in der Brust verwundet worden, wurde ins Hospital gebracht und hier sehr gut verpflegt. Er schien dem Tode nahe, daher wollte ein ehrwürdiger alter Geistlicher ihm die letzte Salbung ertheilen, nur mit großer Mühe vermochte der Kranke sich verständlich zu machen, daß er Protestant sey. Der Geistliche, eben so weit von Bekehrungsseifer als von Keckheit entfernt, betete nichtestoweniger öfters recht herzlich mit ihm und stellte erst dann seine Besuche ein, als er ihn außer Gefahr sah.

Nach wiederhergestellter Ruhe wurden außerordentlich viele Machinationen angewendet, um die Arbeiter zu Unruhen zu bewegen. Unter andern wurde auch ein gedruckter Zettel in unsere Werk-

stätte geworfen, worin sämtliche Uhrmacher aufgefordert wurden, sich zu einer bestimmten Stunde an einem benannten öffentlichen Plage einzufinden. Aus Neugierde gingen wir hin und fanden ein altes Weib, welches uns sehr emphatisch haranguirte und uns zu bereben suchte, die Maschinen in den größern Uhrmacherwerkstätten zu zerstören. Wir fanden jedoch keinen Beruf dazu und zerstreuten uns bald.

Ein anderes Mal redete mich ein wohlgekleideter Mann in einem Caffeehause an, gab vor, mich als einen der eifrigsten Volksvertheidiger wieder zu erkennen, und berebete mich, mit ihm in die Gesellschaft „des amis du peuple“ zu gehen. Ich ging mit ihm und ward in einer abgelegenen Straße in einen großen Saal geführt, wo ich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt fand. Ein Redner donnerte so heftig gegen die jetzt bestehende Regierung, sprach von Entthronung des Königs und Errichtung der Republik, daß ich es nicht heuer fand und mich heimlich entfernte. Einige Tage nachher erfuhr ich, daß die Polizei diese Gesellschaft aufgehoben habe.

In Metz war ich Zeuge eines eben so merkwürdigen als komischen Auftritts. Sämmtliche Knaben von 10 bis 15 Jahren waren als Nationalgardisten costümiert und exercirten freisch darauf los. Ihre Officiere wählten sie ebenfalls unter sich, und so hatte dann ein reicher Kaufmann eine kostbare Fahne stücken lassen, die er dem Corps unter der Bedingung schenken wollte, daß sie sein Söhnchen zum Officier wählten. Indessen bei den Officierswahlen fiel dieser durch, und so hielt sich der Kaufmann auch nicht verpflichtet, den kleinen Nationalgardisten die Fahne zu geben. Diese stellten sich in Schlachtordnung vor dem Hause des Kaufmanns auf, ließen ihn drei Mal durch Deputirte fragen, ob er die Fahne herausgeben wolle, und warfen ihm bei der dritten Weigerung auf das Commandowort: „Feuer!“ mit Steinen, womit sie sich vorher versehen, sämtliche Fenster entzwei. Anderwärts bestraft man die Buben, welche den Leuten die Fenster einwerfen, hier aber fand das Benhmen der Knaben allgemeines Lob, und die Municipalität ließ ihnen als Anerkennung ihres Heroismus eine andere Fahne zustellen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daevés d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönggen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 18. September 1831.

Dort, wo an Lethe's sanften Wunderwellen
Der Erdenächte helle Morgen grau'n,
Dort werden wir, bekränzt mit Immortellen;
Dich, Herrliche! — in deiner Heimat schau'n.

Daevcs.

H a r m o n i e .

Was rauscht entzückend durch die Saiten,
Wie Klänge aus vergangnen Zeiten
In sanfter Engelsmelodie? —
Wer träuft im Jubelsang der Lieder,
Oft Himmelsbalsam segnend nieder? —
Die Harmonie!

Wer hält die Myriaden Sterne,
In jener azurblauen Ferne,
In ewig gleicher Sympathie? —
Wer herrscht im großen Weltensaale,
In der unendlich weiten Halle? —
Die Harmonie! —

Wer leitet einzig die Gedanken,
Hinüber aus den engen Schranken
In's Feenreich der Phantasie? —
Wer malt mit Farben, zart und milde,
Das Ideal im Traumgebilde?
Die Harmonie! —

Wer sind die geistigen Gewalten,
Wer jene heh'ren Lichtgestalten,
Die in dem Reich der Poesie,
Mit Zauber einen die Ideen,
Daß sie als Ganzes vor uns stehen? —
Die Harmonie! —

Wie nennt sich jener große Meister,
Der fest vereint die edlen Geister,
Und schafft den Einklang unter sie? —
Wer läßt in's sturmbewegte Leben,
Viel schöne Bilder sich verweben? —
Die Harmonie! —

Denn wenn sich nichts chaotisch regte,
Die Leidenschaft kein Herz bewegte,
Wär' nur das Leben Melodie,
Und freundlich herrschte schon hienieden,
Der schöne süße Himmelsfrieden;
Der Harmonie! —

Franz Dreßler.

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Den letzten Tag vor der Hinrichtung erlaubte man den Gefangenen, beisammen zu seyn. Sie benutzten diese kleine Vergünstigung, gemeinsam ihre Andacht zu halten. Vor dem Genuße des heiligen Mahles näherte sich Stepow mit großer Bewegung dem alten Heinge und bat um seine Vergebung, daß er ihn mit hinabziehe in sein finsternes Verhängniß. Versöhnt legte ihm dieser die Rechte auf das Haupt und entgegnete sanft: „Nicht Verhängniß, Freund! Gottes Wille ist es, der mich erlöst aus dieses Jammerthales Elend. Benedeien, freudigen Herzens, würde ich ihn, wollte er nur meine Kinder erretten aus ihrer Noth.“ Kummervoll kehrte sein Auge auf Marien und den Knaben zurück, und zu Ersterer trat der Freiherr.

Das schlichte Fischermädchen schien die Begeisterung einer Heiligen zu theilen, so erhaben, überirdisch leuchteten alle Züge ihres schönen Gesichts, als sie auf Stepow's bittende Worte feierlich erwiderte: „Der allbarmherzige Gott schenke Euch Standhaftigkeit und Ruhe für Eure Seele. Mich hat der feste Glaube an meinen Heiland mit wunderbarer Kraft ausgerüstet, die uns Alle mit verdoppelter Fülle überströmen wird, haben wir erst das heilige Sacrament empfangen. Darum laßt uns alles Andere vergessen und unsere Gedanken einzig dem Erlöser zukehren, der für uns in den Tod dahin gegangen ist.“

Die Worte der Jungfrau schienen in Erfüllung zu gehen; in ruhiger Ergebung sahen die Verurtheilten dem Richttage entgegen. Die ohnehin eingeschüchterten Inselaner noch mehr zu schrecken und ihnen ein warnendes Beispiel vor die Augen zu stellen, hatte Verbugo beschlossen, die Vollziehung des Bluturtheils so öffentlich und

feierlich als möglich zu machen. Darum auch hatte er die sonst übliche Kriegsstrafe des Hängens in die des Beiles verwandelt.

Am Vorabende des 20. Juni, als des zur Hinrichtung bestimmten Tages, standen die Bewohner von Puttbus in einzelnen Gruppen beisammen und schauten ängstlich nach dem freien Plage vor dem Schlosse hin, wo aus der beginnenden Dämmerung die weißen Balken eines hohen Schaffots sich unter den geschäftigen Händen der Zimmerleute empor hoben. Die Köpfe zusammensteckend und sich mißbilligende Urtheile zuraunend, verharrten sie so, bis eine kaiserliche Patrouille sie auseinander jagte und nach Hause zu gehen zwang.

Der andere Morgen fand sie in bedeutend größerer Anzahl vor dem Stockhause versammelt; der Schloßplatz und die Gassen der Stadt füllten sich allgemach mit Landleuten, die, über fremder Noth ihre eigene vergessend, von Neugier getrieben wurden, das blutige Schauspiel mit anzusehen. Finsternen, trostigen Blickes zog ein Theil der kaiserlichen Truppen durch sie hin nach dem Gefängnisse, die Verurtheilten abzuholen nach dem Richtplaze, den zahlreiche Wachen bereits besetzt und umzingelt hatten. Selbst den Fuß des Schaffots, das dicht am Schloß und von Einer Höhe mit dem daneben befindlichen Söller erbaut worden war, umgab eine dichte Reihe Bewaffneter.

Ungeflümmert wurde die Bewegung des Volkes, länger reckten sich die Hälse empor, als die Thüren des Stockhauses sich öffneten und die Verurtheilten heraustreten sollten. — Die vor demselben versammelte Schuljugend ordnete sich jetzt paarweise; das hohe Kreuz vorantragend, begann der lange Zug sich unter dem Trüergeränge: „O Lamm Gottes unschuldig u. s. w.“ in Bewegung zu setzen. Ihm folgte ein Haufe Soldaten; in ihrer Mitte schritten, als Leidensbrüder innig ver-

schlungen, die beiden Armensünder einher, an ihrer Seite der Trost zusprechende Gerschow. — Dicht hinter ihnen wankte, den Kummerblick zu Boden schlagend, Marie mit dem Knaben, der harmlos und neugierig die Menschenmasse anstaunte. Blässe und Röthe wechselten auf ihrem schönen Gesicht und manches mitleidige Auge zollte ihrem Loose heiße Thränen.

Unter dem herzerschneidenden Trauergefange der Kinder gelangte der Zug zum Schaffot, dessen steil hinaufführende Treppe die Verurtheilten mit Gerschow und dem Scharfrichter, der seine beiden Schlachtopfer an einem schwarzen Bande führte, langsam bestiegen. Hie und da brach jetzt ein vernehmliches Schluchzen bei den weiblichen Zuschauern, und dumpfes Murren unter den Männern aus. Doch unbeweglich blieb Verbugo's Antlitz, der auf den Söller herausgetreten war, die Hinrichtung ganz in der Nähe mit anzusehen.

Von dem verhängnißvollen Blocke mit dem blinkenden Beil wendete sich Mariens Blick entsetzt hinweg, um auf die Ruthen zu fallen, die ihren zarten, keuschen Leib zerpeitschen sollten. Sie schauerte zusammen; eine dunkle Röthe verdrängte auf einige Augenblicke die Leichenblässe ihres Gesichts; dann kniete sie vor ihren Vater hin, noch einmal seinen Segen zu empfangen. Stumm legte dieser die Hände auf ihr gebeugtes Haupt und richtete den feuchten Blick betend zum Himmel.

„Gieb Deinem Großvater noch einmal die Hand und küsse ihn zum letzten Abschiede“ — ermahnnte Gerschow den Knaben, der, heftig schluchzend, ohne deutlich zu wissen, warum? dem Gebot Folge leistete und dabei laut jammerte: „Großvater, wo willst Du denn hin? Ach, so bleib doch bei Deinem Bobby und Deiner Marie!“ — Der Alte hob das Kind auf seinen Schooß empor; während er ihm schweigend und mit inniger Liebe noch einmal in's angstvolle Gesichtchen schaute,

stelte dasselbe abermals: „So höre doch, guter Großvater! Ich will auch immer folgen und gar nicht mehr weinen, wenn ich Dir die alten häßlichen Regenwürmer suchen soll.“ — Außer sich vor Schmerz bei diesen Worten der Unschuld, küßte der Alte das Kind auf Mund, Stirn und Wange, setzte es dann heftig herab und wendete sich mit Hast weg, seine quellenden Thränen zu verbergen.

Als der Scharfrichter gewaltsam den Knaben hinwegzog und zu Marien führte, sprach dieser zerrissen und eifrig zu ihm: „Mann, Du wirst doch meinem Großvater nichts thun wollen? Sieh, all' meine schönen Muscheln will ich Dir schenken, lässest Du ihn bei uns!“ — Jetzt trat Stepow zur Jungfrau. „Vergebt mir“ — sprach er ernst, „daß ich Euch den Vater raute.“ Sie drückte ihm krampfhaft die hingehaltne Rechte. — „Ich bin nicht ihr Vater“ — sprach sanft der Alte — „sie ist meiner verstorbenen Schwester Tochter. Ich mag mit keiner Lüge aus der Welt scheiden.“ — In dem Augenblick, als Marie fragend den Mund öffnete, schrie Verbugo grimmig drein: „Wie lange soll das Geslenne währen? Seyd Ihr Männer oder weibische Memmen? Scharfrichter, thut Eure Pflicht!“

Der Aufgeforderte ergriff das Beil; Heinz ließ sich auf den kleinen Klotz nieder, und die Lippen in leisem Gebet bewegend, legte er das graue Haupt auf den Block. Der Henker erhob das tödtliche Werkzeug; Marie schwankte heftig an dem ergriffnen Geländer des Schaffots; über Stepow's Antlitz zog eine Aschenfarbe und mit durchdringender Stimme begann Gerschow: „Herr Jesu, Dir leb' ich — Herr Jesu, Dir sterb' ich — Herr Jesu, Dein bin ich!“ — „Jakob, was zauberst Du? — Vollende!“ sprach der Greis und erhob das Haupt ein wenig, als der Scharfrichter, den Arm schlagfertig ausgestreckt, regungs-

los das blasse Antlitz des Armenfünders anstarrte. Mit einem entsetzlichen Schrei ließ Jener hier das Weil fallen.]

„Es hat mir geahnt!“ rief er — „Ihr seyd der alte Kaufmann Vanderneer aus Stralsund. Meinen Wohlthäter kann ich nicht morben, koste es mir auch selbst das Leben!“ — Mit Ungeflüm näherte sich jetzt Stepow dem Alten. — „Seyd Ihr wirklich Vanderneer, meiner Frauen Bruder? — Um Gotteswillen spricht — ist Marie meine Tochter, die ich Euern Händen anvertraute?“ — Der Alte nickte schmerzlich und rief dann händeringend: „O grausames, verhängnißvolles Schicksal! — Im Verhör erst Euern wahren Namen erfahrend, schwieg ich, Euch und Marien den ungeheuern Schmerz zu ersparen. O Gott, erbarme Dich unser!“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Polen während russischer Herrschaft.

Aus Harro Harrings Memoiren über Polen.

Ein Garde-Lanzier-Offizier ritt einst dem Allgewaltigen (dem Großfürsten Konstantin) als Drönnanz vor, und vollzog die üblichen Kunststücke zu dessen Zufriedenheit, bis das Pferd im Galopp auf Kommando plötzlich hangiren sollte, und unerachtet des Schenkeldrucks und des Sporns des meisthaft geübten Reiters, nicht gehorchte.

Der Kommandirende gewahrt daß das Pferd mit falschem Ausschlag galoppire, und wiederholt donnernd das Kommando. Der Offizier erneuert seinen Druck, aber das stolze Roß, durch den Sporn um so unändiger geworden, behauptet seinen Troß, und galloppirte fort mit frühern Ausschlage.

Die Wuth des Großen steigt mit jeden Satz des Pferdes, und seine Fäuche gegen den Offizier

machen die umstehende Menge zittern. Er kommandirt „Halt!“ und befiehlt, eine breite Pyramide von 12 Musketen mit Bajonnetts aufzurichten, welches sofort vollzogen wird. In schnaubendem Grimm läßt er nun den Offizier, der in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sein wieherndes Roß zu besänftigen sucht, zum Gallopp anschlagen, und in gerader Richtung auf die Bajonnetts zureiten, worauf er „marsch, marsch!“ brüllt — und glücklich trägt das wilde Roß den russischen Kavalier über die Pyramide. — Ohne Halt läßt er nun umkehren, und im „Marsch, Marsch!“ den gefährlichen Satz wiederholen, der eben so wohl gelingt, und das Volk, wie die Kameraden des braven Offiziers, stehen lautlos betroffen umher.

Der Allgewaltige, durch die Gewandheit des Rosses, wie des Reiters, mehr und mehr erbitert, erneut zum Drittenmal das Kommando, und ein General fasset Muth hervorzutreten — mit der Bitte um Gnade für den Kavalier, da der Sturz desselben unvermeidlich sey, indem das ermüdete Thier nach solcher Anstrengung nicht mehr hinüber kommen werde.

Diese Einwendung des theilnehmenden, menschlichen Generals war unerhört, und diese Ausnehmung wider seinen Chef wurde augenblicklich durch Arrest geahndet.

Das Kommando erschallt wieder — und Roß und Reiter gelangen zum Drittenmal unbeschädigt über die schimmernden Bajonnetts.

Wankend und unter Herzklopfen schnaubend bewegt sich das triefende Thier, und fast rasend, daß er seine Absicht nicht erreicht, kommandirt der Große:

„Links zurück! — Marsch, Marsch!“

Der Kavalier gehorcht dem Kommando, und nach dem vierten Satz stürzt Roß und Mann jenseits der Pyramide in den Staub zusammen. Der Ka-

valier windet sich unter dem Pferde hervor, das mit gebrochenem Fesselgelenk beider Vorderbeine und ohnehin „verfangen“ liegen bleibt.

Unverletzt steht der Garde-Offizier da, sucht sich zu fassen, und schreitet auf den Chef der Kavallerie zu, indem er seine Säbelkuppel löset. Sein Antlitz ist todtensbleich, sein Auge starrt bewegungslos vor sich hin, seine Kniee wanken.

Tiefe, ununterbrochene Stille begleitet seine Schritte.

Er legt dem Großfürsten seinen Säbel zu Füßen, und dankt mit matter Stimme für die Ehre, die er seither in des Kaisers Diensten getragen.

„Den Säbel hätte ich dir schon abnehmen lassen!“ flucht nun der Große. „Weißt denn du nicht, wohin solch empörendes Betragen gegen mich dich führen wird?“

Der reitkundige Offizier ward vorläufig auf die Hauptwache gesetzt, und ist — spurlos verschwunden.

Russische Prügel um einen polnischen Gulden.

Im Lazareth Ujazdow lagen sieben russische Offiziere in einem Zimmer. Als Rekonvaleszent besuchte ich zuweilen diese sieben, worunter mehrere meiner Regiments-Freunde. Weber das Lazareth, noch eine Kaserne durfte irgend ein Civilist, geschweige ein Jude betreten; die Schildwache wies jeden zurück. Demungeachtet aber schlich sich zuweilen ein Jude in Ujazdow ein, etwa unter Begleitung eines Soldaten, als habe ein Jude ihn rufen lassen.

Auf diese Weise trat einst ein jüdischer Tabuletträger in jenes Zimmer, und mehrere umgaben ihn zum Handel. Ich fragte nach dem Preis einer Scheere, der Baron R. . . . nach dem Preise eines Kammes, und der Jude nannte ihn.

„Hund, infamer!“ fluchte der Baron, „wirst du uns zum Narren haben? Ich laß dich durchprügeln auf der Stelle! — Alexejeff, da hast du

einen Gulden, prügle mir den Juden durch, und stoße ihn die Treppe hinunter!“

Der Jude packte seinen Kram zusammen und schwieg.

Alexejeff, ein aufwartender, baumstarker Invalide, erwiderte frontestehend sein „Sluchey, Chospodin, Kornet!“ und zog den Juden zur Thüre hinaus.

Nach einer Viertelstunde verließ ich das Siebenzimmer, um in das meinige hinabzusteigen, und fand den Juden mit zerschlagenem Kopfe im Blute auf der Treppe liegen — neben ihm sein Tabulet zerschmettert, die Böhlen geneßt von Eau de Cologne und sogenanntem Rosenöl; alle Kleinigkeiten rings umher und zerbrochen. Es war ein tragischer Anblick. Kein Mensch bekümmerte sich um den Juden. — Rasch eilte ich zum Kameraden zurück, der jenen Befehl ertheilt und führte ihn zum Anschauen jener Scene.

Es that ihm leid, denn er war sonst ein braver Junge; er hatte es so arg nicht gemeint, und stellte den Alexejeff zur Rede, während ich versuchte, den Juden aufzurichten, und den Rest seiner ruinirten Sachen zusammenzuwerfen.

Alexejeff stand front und erklärte: Er habe dem Juden um einen polnischen Gulden Prügel gegeben, sey dem Befehle pünktlich und gewissenhaft nachgekommen, dann habe er ihn aus Mitleid nur die halbe Treppe hinabgeworfen, wie noch jetzt zu sehen sey. Hätte der Herr Kornet ihn nur 5 oder 10 polnische Groschen gegeben, würde er dem Juden auch verhältnißmäßig weniger Prügel aufgezählt haben. Uebrigens sey es ja auch nur ein Jude?

Der Blutende, ein hagerer, alter Mann, verstand von dieser russischen Auseinandersetzung wohl wenig, und schwankte, ohne ein Wort zu reden, ohne um einen Groschen Entschädigung zu bitten, stillschweigend von dannen.

Der Teufel.

Im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ hat noch in diesem Jahr Jemand angefragt: „Ob es einen Teufel im gewöhnlichen Sinne giebt?“ — und ein Anderer hat ihn darauf in einem langen Aufsatze belehrt: daß er, um des Teufels sicher zu werden, sich durch die Schriften Swedenborg's stärken müsse, wobei sich dieser Andere wieder auf Görres Urtheil über Swedenborg beruft, ein Urtheil, daß Görres im Jahr 1827 schrieb, also kurz nach einer Wiedergeburt, durch welche benannter Professor um etliche Jahrhunderte von der Aufklärung zurückgesprungen ist und über diesen Sprung selber noch etwas confus war. Seit jener Zeit ist er übrigens in seiner Confusion schon etwas sicherer geworden. — Jedemfalls hat doch nun der Teufel wieder Hoffnung zu einer Existenz, da er von verschiedenen Seiten offiziell und halb-offiziell anerkannt wird. In Spanien namentlich ist diese Anerkennung im Jahr 1831 offiziell geschehen, indem ein Mann in Avila zu zehnjähriger Deportation verurtheilt wurde, nachdem er den Teufel in gerichtlichem Geständniß als nicht existirend angab — „weil er ihn tausend Mal zu allen Tages- und Nachtzeiten gerufen hätte, ohne daß er erschienen sey.“ Auf die Bitte eines Verwandten: den Teufelsläugner lieber auf einige Zeit in's Irrenhaus zu schicken, entschied eine höhere spanische Behörde: „man sey noch sehr gelind verfahren mit einem Verbrecher, der gradezu die Wurzel der geistlichen Macht angegriffen habe.“ — Wenn das die Wurzel ist, wie muß der Stamm seyn!?

Pt.

* Hamburger Versorgungs-Tontine.

Den Herren Interessenten derselben, welche etwa keine Mittheilung von mir empfangen haben, gebe ich hierdurch Nachricht, daß Herr Senator

Serbin. Schwarz in Hamburg, Mitdirector der Tontine, mir schon unterm 26. Aug. die Anzeige des Empfangs meiner im Namen hiesiger Interessenten an die Direction gerichteten Vorstellung und ihrer Abgabe an den jetzigen verwaltenden Director Herrn H. F. Justus gemacht und zugleich die Versicherung ertheilt hat, daß höchstwahrscheinlich Anfangs Sept. die Revisoren zusammen berufen und ihnen von der Direction der Status der Tontine und das darauf Bezug habende vorgelegt werden würde; alsdann würde eine allgemeine Versammlung der Interessenten angelegt und sie hoffentlich wegen des jetzigen Standes und des unbezweifelten guten Fortganges des Instituts völlig beruhigt werden.

Obgleich mir nun von der Direction selbst bis jetzt keine Antwort auf jenes Schreiben geworden ist, so dürfen doch die hiesigen Interessenten um so mehr sich der Hoffnung überlassen, daß ihre darin kund gegebenen Beschwerden, Vorstellungen und Wünsche berücksichtigt werden, da gleichzeitig in Hamburg von dassigen Interessenten ähnliche Eingaben Statt gefunden und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umarbeitung des Bertheauschen, leichtfertigen und ungewöhnlichen Plans sich überall zu kräftig ausspricht, als daß der jetzige Zeitpunkt (vor Erwählung eines neuen Bevollmächtigten) vorüber gehen dürfte, ohne daß die klar vor uns liegende Erfahrung der letzten Jahre, zum Wohle und zur Befestigung der Anstalt genützt würde.

Ich erlaube mir nur noch auf eine kleine Schrift aufmerksam zu machen, die in Kurzem von einem Hamburger Interessenten in Druck gegeben und außer einer authentischen Darstellung der Lage der Tontine, Vorschläge zur Verbesserung der Anstalt enthalten wird; sie kann allen Interessenten nur willkommen sein, da der Verfasser mit dem Wesen der Hamburger Tontine lange

und genau bekannt ist und von ihm also eine gründliche Behandlung des Gegenstandes erwartet werden darf.

Den 16. Sept. 1831.

H. Heye.

* B e m e r k u n g .

Das Getraide hat in hiesiger Umgegend im Ganzen eine sehr gute Erndte geliefert, jedoch findet sich diesen Herbst in dem neuen Nocken eine ungewöhnliche Menge Mutterkorn oder sogenannter Brand, welcher bekanntlich außerordentlich giftige Wirkungen äußert.

Sollte der Genuß des neuen, aus diesem Korne gebackenen Brotes wohl mit die vielen Krankheiten und Sterbefälle veranlassen, welche seit einiger Zeit in mehreren Dörfern unserer Umgegend statt finden? Der Einsender hält diese Frage gewiß einer näheren Prüfung werth. Die höchst giftigen Eigenschaften des Mutterkorns scheinen noch nicht gehörig bekannt zu seyn.

Buntes aus unserer Zeit.

Correspondenz-Nachricht.

B e r l i n .

Bei den bisher hier vorgekommenen Cholera-Kranken hat sich fast immer nachweisen lassen, daß Diät-Fehler oder Erkältungen vorausgegangen sind; diese Wahrnehmung und deren Verbreitung durch die Aerzte hat die erste Ueigstlichkeit schon etwas gemindert und Mancher, der bisher seine Lebensweise nicht regelte, unterwirft sich nun vielleicht einer bessern Ein- und Aufsicht. Diese ist nun einmal gegen die Cholera das Nothwendigste und man soll nicht die leisesten Symptome leichtsinnig hingehen lassen, sondern sogleich nach den bestehenden Verordnungen seine Vorkehrungen treffen, die jedenfalls unschädlich sind. Unsere Aerzte erstarcken übrigens auch schon mehr und mehr, da

bestimmte Beweise der Ansteckung sich nicht ergeben, vielmehr die zeitliche Erfahrung, wie oben schon bemerkt, mehr dagegen ist. Aber trotz dem — äußerste Vorsicht und Beobachtung! — wir kämpfen immer noch gegen einen unerkannten Feind und unsterblicher Ruhm und Dank wird Denen zu Theil, die zuerst ihn in die Flucht schlagen.

In dem Bergwerke zu Fideborg in Norwegen ist vom Bergmann Stagelso eine ungeheure Stufe von massivem, rothgültigem Erze ausgegraben worden, welche 127 Centner Gewicht enthält. Der Finder hat eine bedeutende Summe zur Belohnung erhalten.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Pest in Constantinopel entsände, und niemals in Aegypten; dies ist aber, nach einem Briefe von Hammon (Thierarzt bei dem Aegyptischen Pascha) an Dr. Montfalcon in Lyon, ungegründet. Parriset behauptet, die Beerdigung der Leichen in Aegypten sey die Ursache der Pest, allein Hammon untersuchte dies genauer und fand, daß man dort gar keine Gräber macht, sondern die Leiche auf die platte Erde legt, sie nur mit einem Haufen Unrath bedeckt, der bald zusammensinkt und vertrocknet, so daß große Risse entstehen, die den faulen Ausdünstungen leicht Durchgang gestatten; dies geschieht noch dazu in der Nähe der sehr niedrigen Wohnungen der Araber und an feuchten Orten. Die Pest zeigt sich alljährlich in verschiedenen Gegenden des Delta, gewiß durch den Gestank der Leichen entwickelt. Nehmen in den Pestzeiten die Todesfälle zu sehr überhand, so giebt man sich nicht einmal die Mühe, die Leichen mit Schutt zu bedecken, sondern man wirft sie ohne Weiteres übereinander. Ja, durch die Stiche von Fliegen (die von halbbedeckten Leichen gekommen) sind Pestbeulen entstanden.

Nach der neuesten Erfahrung soll die Chlorflüssigkeit, durch Besprengen der Zimmer mit derselben, die Wangen ganz trefflich entfernen.

Einer der nach Warschau gesandten französischen Aerzte, Scipion Spinel, hat bekanntlich den Nasendarmschleim an der Cholera Sterbender sich in die Adern gespritzt — und wurde doch nicht inficirt.

Zu Freiberg im Breisgau haben 170 Candidaten der katholischen Theologie um Aufhebung des Eölibats gebeten. Mehrere derselben haben in einem Gasthose ohnlängst ein Spektakelfest gefeiert, wobei sie das Bildniß des bekannten Eölibatsfürmers Professor v. Reichlin-Meldegg aufstellten und bekränzten.

Fresco-Anekdote.

Ein Prediger in Gotha hatte einen Bedienten, dem er das Lesen und Schreiben lehrte. Der Eifer war in dem Menschen erwacht, er wollte weiter und hoffte dereinst Schulmeister werden zu können. Eines Tages fand ihn der Prediger bei einem Hest der Bertuch'schen „geographischen Ephemeriden“ (bekanntlich in Weimar mit lateinischen Lettern gedruckt) indem der neue Student angelegentlich schrieb. „Was machst Du denn da?“ fragte der Prediger, die deutsche Handschrift ergreifend, und erhielt die Antwort: „Sehen Sie denn nicht, ich überseze dies Buch aus dem Weimar'schen n's Gothaische!“

Bunte Steine.

Von Richard Roos.

Ihre Eöhne verhandelt die Schweiz als Eöldner monarchischer Staaten; in ihrem Schooße hegt und pflegt sie Jesuitismus und Ari-

stokratismus — ist das die Schweiz, wo vor einem halben Jahrtausend Tell der Freiheit heiliges Panier pflanzte am Vierwaldstädter See? —

Auf den Bergen wohnt die Freiheit — singt Schiller — welche aber jetzt auf denen Helvetiens?!

„Mit einem Pöfchen vom Parnas direct bezogener Verse bester Güte kann ich wieder aufwarten und verfehle nicht, solches meinen Kunden ergebenst bemerkbar zu machen.“

So könnten flüchtig manche Buchhändler-Anzeigen von Verlagsartikeln poetischen Inhalts klingen.

R ä t h s e l.

Viel Dinge bekanntlich in unserer Welt

Sieht man bald fallen, bald steigen,
Doch nenn' ich Dir, Freundchen, ein solches nun,
Dem beides recht eigentlich eigen.

Es seh'n gar Viele nach seinem Stand
Mit Freuden und wieder mit Sorgen,
Und mancher, wenn er es fallen sieht,
Er fürchtet den künftigen Morgen.

Dann sinket es tief und tiefer hinab,
So droh'n Erdbeben und Stürme,
Und wenn es nicht schleunig sich wieder hebt,
So fallen Mauern und Thürme.

Und der Donner kracht und das Feste kricht,
Nicht schügen Riegel noch Eisen.
Doch hebt es sich, gleich wird das Wetter schön,
Und ruhig kannst Du verreisen.

Nun rathe! — doch nur nicht ein Wetterglas
Mein Räthsel, es hängt nicht im Zimmer,
Quecksilber ist auch nicht ein Tropfen darin
Doch wie Quecksilber ist's nimmer.

Drum bitt' ich am Borne des Räthselgenies
Nur wieder und wieder zu pumpen.
Mein Wort — es besteht nur aus Lumpenkstoff,
Und macht auch bedeutende Lumpen. —

J. G. M.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 22. September 1831.

Es wird im raschen Fluge die flücht'ge Zeit vergeh'n,
Doch wird die Nachwelt richten die Thaten, die gescheh'n.

Medor, der treue Hund.

Dort, wo beim Königshause die schwarzen Kreuze
steh'n,

Gepressen auch daneben, und hoch die Fahnen weh'n,
Wo still die Mäher schlafen der Freiheit, die verlegt,
Dort hat man auch der Treue ein Monument gesetzt.

Als in den Julitagen für Freiheit und für Recht
Ein jeder griff zum Schwerte, der Bürger wie der
Knecht,

Da nahm ein wackerer Bürger zur Hand das Schieß-
gewehr,

Nahm Abschied von den Seinen und ging zum Bürger-
heer.

Sein Hund, den er erzogen von frühester Jugend an,
Der wollte ihn nicht lassen und folgte seiner Bahn
Und blieb sich ängstlich schmiegend stets hinter seinem
Schrift

Und machte so in Treue die heißen Tage mit.

Da färbten heiße Ströme von Blut die Erde roth,
Und unerbittlich haufte drei Tage lang der Tod;
Und als der Freiheit Palme errungen war zum Lohn —
Da fehlten Väter, Gatten und mancher theure Sohn!

Der Mann mit seinem Hunde, ein tapferer Franzos,
Vor kurzem noch ein Bürger und jetzt als Sieger groß,
Als man das Louvre stürmte, da war er auch dabei,
Und an der Helden Spitze traf ihn das heiße Blei.

Sein Hund, als er gefallen, erhob ein Wehgeschrei
Und sprang mit bangem Winseln zu seinem Herrn
herbei

Und steht mit fleh'n'dem Blicke die andern Leute an,
Dass sie doch helfen möchten, doch Keiner denkt daran.

Er leckt ihm von der Wunde das Blut, das ihr
entquoll,

Er zerrt ihn an dem Rocke, dass er erwachen soll,
Und als er nicht erwachte, bleibt er mit ihm vereint,
Und hätt' er weinen können — er hätt' gewiß geweint

Und vor dem Königshause, noch vor Beginn der
Nacht,
Sind die gefall'nen Helden zur ew'gen Ruh gebracht;
Rings um die großen Gräber steht der Gefährten
Schaar
Und pflanzen ihre Fahnen auf ihren Weihaltar.

Auch unsern tapfern Bürger trug man zu jenem
Grab
Und senkte unter Thränen den braven Mann hinab;
Sein Hund war nachgefolget — auch noch im Tod'
ihm treu,
Als man das Grab verschüttet — erhob ein Wehgeschrei.

Und wich nicht von der Stelle, wo sein Gebieter
ruht,
Und kragte in die Erde, bis er bedeckt mit Blut;
So war die Nacht vergangen, und bis zur andern
Nacht
Hat Niemand ihn vom Grabe des theuren Herrn ge-
bracht.

Es naht mit stillem Weinen des Bürgers kleines
Kind,
Es lockt den Spielgefährten, der Hund erscheint ge-
schwind
Und leckt die kleinen Hände, schaut treu ihr in's
Gesicht,
Sie will, er soll ihr folgen — doch mit ihr geht er
nicht.

Das rührte die Gefährten in diesem blut'gen Streit,
Und als sie ihren Brüdern ein Denkmal dort geweiht,
Von Fahnen und Cypressen, gepflanzt mit Brudersinn,
Da setzten sie daneben die kleine Hütte hin.

Das ist des Hundes Wohnung, der seinen Herrn
bewacht,
Und oben steht geschrieben, wie Treu' ihn hergebracht,
Weil er ihn nie verlassen, und selbst im Tode nicht,
So wird er hier erhalten, bis auch sein Auge bricht.

Es wird im raschen Fluge die flücht'ge Zeit ver-
geh'n,
Doch wird die Nachwelt richten die Thaten, die ge-
sch'h'n.

Und wenn man dann den Helden verbiente Vorbeern
bricht,
Vergess man auch des Hundes und seiner Treue nicht *).
G. Theodor.

Der Schwede auf Rugen.

(Fortsetzung.)

Das gezogene Schwerdt in der Hand sprang
Verbugo über die niedere Brustwehr des Balkons
und drang auf den Scharfrichter ein. „Thu' Deine
Pflicht, oder stirb!“ — schäumte er. — „Jakob
Schnerr tödet seinen alten Herrn nimmer!“ — erwie-
derte dieser störrig — „Stoß zu, wollt Ihr anders
Euch unehrlich machen durch Vergießung von Henkers-
blut.“ — Diese Erinnerung bestimmte den Obersten,
sein Schwerdt von dem ungehorsamen Diener der
Gerechtigkeit zurückzuziehen und ihn nur mit ver-
nichtendem Blick anzustarren. — „Schieß im-
mer ein wenig die Exekution auf“ — fuhr Je-
ner kaltblütig fort — „weit und breit werdet Ihr
keinen meiner Kameraden finden und Niemand
andere wird sich dazu verstehen, mir in mein
Handwerk pfuschen zu wollen.“ — „Aber den
Schweden wenigstens wirst Du doch abthun!“
capitulirte nothgedrungen der Oberst. — „Er ist
meines Herrn Schwager, wie ich vernehme, und
meine Vorliebe für ihn erstreckt sich auch auf
seine Freundschaft!“ — sagte, seiner Sache im-
mer gewisser, der Henker. Zornglühend trat nun
Verbugo an die Treppe des Schaffots und brüllte

*) Die Nationalgarde von Paris, gerührt von des
Hundes Treue, der, obgleich ihm neben seinem
Herrn eine Kugel das Bein verwundet hatte,
doch nicht von dem Grabmale desselben weichen
wollte, adoptirte ihn, setzte neben das Grabmal
des Herrn eine hübsche Hundehütte und ernährte
ihn daselbst. Auf dieser Hütte stehen die Verse:
Depuis le jour qu'il a perdu son maître
Pour lui la vie est un pesant fardeau,
Par son instinct il croit le voir paraître,
Ah, pauvre Ami, ce n'est plus qu'un tom-
beau.

mit Löwenstimme hinab: „Welcher brave Kriegsmann will zehen Goldstücke durch das Abschlagen zweier verbrecherischer Köpfe verdienen?“

Die Gemüther der damaligen Krieger waren nicht so zartfühlend, daß dieser Ausruf nicht geneigte Ohren getroffen hätte. Unter dem halben Duzend, die bereitwillig vortraten, gewann ein baumlanger Soldat den Vorsprung. In einigen Sätzen das Schaffot erklimmend, stand er im nächsten Augenblick vor dem Obersten. „Seit Kurzem erst in Euern Diensten“ — brummte er im tiefsten Basse — „vergönnt mir, mein Probestück vor Euch abzulegen.“ Beifällig nickte Verbugo, und Stepow, durch den bekannten Ton dieser Stimme aufmerksam gemacht, erkannte in dem neuen Henker den Anführer seiner gestrandeten Schiffsmannschaft.

Der matte Schein von Hoffnung, der durch Jakobs Widersegligkeit in der Verurtheilten Brust aufgeglimmt war, erlosch jetzt eben so schnell und sie verwünschten Beide in ihrem Herzen eine Verzögerung, ohne welche sie bereits ihrer Qual entlebt gewesen seyn würden. „Aber“, hob der Soldat an — „ich bin kein Dohsentöbter. Mit diesem Dinge“ — er wies verächtlich auf das Beil — „würde ich wenig Ehre einlegen. Erlaubt, daß ich mich dafür dieser guten Waffe bediene“ — er zog sein scharfes Schwert — „die, gleich einer Sense, schon manche Mandel Köpfe gemäht hat. Mit dieser Klinge hebe ich Euch den Kopf aus den Schultern heraus, daß nicht ein Loth Fleisch vom Hals am Rumpf sitzen bleiben soll. Alter Vater!“ fuhr er fort und schien des Freiherrn Gegenwart gar nicht zu gewahren — „setzt Euch auf den Block da und haltet nur ein wenig den Oberleib steif. Ihr sollt Eure Freude haben, wie schnell und gut ich meine Sache machen werde.“ — Er brachte das Schwert, als Vandorneer seiner Weisung nachgekommen war,

hinter dessen Rücken mit dem Hals in gleiche Linie und schickte sich an, den Todesstreich zu vollführen. „Schließt die Augen, guter Vater!“ schrie er jetzt — Er warf noch einen Blick auf den seitwärts von ihm stehenden Verbugo, der aufmerksam zusah, drehte sich wie ein Wirbelwind auf dem Absatz herum und — der tödtliche Streich fiel! — Dumpf dröhnend rollte das blutige Haupt auf den Brettern des Schaffots dahin — ihm nach, vom Block, sank Vandorneer; Marie wand sich unter Krämpfen am Boden — nur Stepow schaute mit ungläubigem Auge auf den kopflosen Verbugo, aus dessen, einige Augenblicke noch aufrecht stehendem Rumpf eine Blutwelle ihren purpurnen Inhalt in hohen Sprüngen ergoß.

Kallström warf einen zufrieden-lächelnden Blick auf den Freiherrn und wendete sich dann an die betäubten Zuschauer. — „Kameraden, thut Eure Schuldigkeit!“ donnerte seine gewaltige Stimme hinab. In demselben Augenblick sank ein Duzend der das Schaffot umringenden Soldaten unter den Streichen ihrer eignen Gefährten zusammen, die dann, mit Hülfe des herabgeworfnen Schlachtbeils, das Schaffot zerstörten und mit den davon genommenen Balken durch die gern Platz machende Volksmasse in das Schloß drangen, dessen Zugänge sie sofort von innen verwahrten. Vorher schon hatten Kallström, Jakob Schnert und Stepow die beiden Bewußtlosen, Heinze und Marie, so wie den Knaben, über den Balkon in Sicherheit gebracht.

Doch nur von sehr kurzer Dauer würde diese augenblickliche Rettung gewesen seyn, wäre nicht in dem Rücken der wüthend heranstürmenden kaiserlichen Truppen ein abermaliger Angriff erfolgt. Es geschah derselbe von einem Haufen Bewaffneter, die, einen jungen, schönen Mann an der Spitze, vom nahen Meeresufer her unversehrt

den Bedrängten zu Hülfe eilten. Dem unerwarteten Ueberfall gelang, was bei der großen Zahl bewährter Krieger sonst unmöglich geschehen hätte. Glücklicherweise schlugen sich die neuen Ankömmlinge bis zum Schlosse durch, wo sie von der kleinen Schaar mit offenen Armen empfangen wurden.

Die hinfällige Marie wurde mit einem Purpurstrom übergossen, als sie in dem jungen Anführer ihren vermeinten Schwager Loorse erkannte, der auch seinerseits nicht umhin konnte, das lebhafteste Entzücken über ihre Erhaltung an den Tag zu legen. Nachdem er erst die nöthigen Anstalten getroffen, einen etwaigen Angriff auf das Schloß aufs kräftigste zurückzuweisen, bewies er sich nicht säumig, die verlangte Aufklärung über seine unerwartete Erscheinung zu geben. „Das feindliche Fahrzeug“ — erzählte er — „welches, das meinige aufzubringen, uns heftig verfolgte, gerieth in die Falle, die es uns gelegt. Im harten Gefecht mit ihm begriffen, kam uns ein befreundetes Schiff zu Hülfe, mittelst dessen wir des kaiserlichen Herrn wurden und von seiner gefangenen genommenen Mannschaft Euer bevorstehendes Schicksal erfuhren. Um sicherer meinen Vorsatz, Euch um jeden Preis zu retten, ausführen zu können, bemannte ich das eroberte Schiff mit meinen Leuten und täuschte dadurch, an der Küste angekommen, richtig den übermüthigen Feind. Noch zu rechter Zeit gelang es mir, die Stadt zu erreichen, und dort liegt wohlgeborgen das Schiff vor Anker, Euch baldigst aufzunehmen.“

Kallström, der während dieser Erzählung gelassen mit den Fingern Verdugo's Blut von seinem Schwerdt geschnippt hatte, ließ jetzt seinen Daß erbrummen, und auf Jakob Schnerr deutend, sagte er mit großer Ruhe: „Und doch, Herr, würdet Ihr, ohne dieses Wiedermanns Einmischung, bloß unsre Leichen vorgefunden haben. Ich und meine Kameraden hatten zwar

keine Aussicht, den Tod unsers Herrn verhindern zu können; aber dies hatten wir fest beschloffen und beschworen, ihn, wenn nicht zu retten, doch wenigstens zu rächen, ergehe es uns auch wie da wolle. Nur dann erst, als der brave Jakob dem grimmen Verdugo den Strich durch die Rechnung machte, flog mir der dunkle Gedanke an eine mögliche Rettung blüheschnell durch den Kopf, welchen ich sofort meinen Kameraden neben mir mittheilte und richtig ausführte. Freund“ — wendete er sich zum Scharfrichter — „durch Eure klühne Weigerung habt Ihr Euch wieder ehrlich gemacht in meinen Augen, und ich entblöde mich nicht, Euch recht dankbar die Hand dafür zu drücken.“ Er that dies mit großer Herzlichkeit und verfügte sich hierauf, ohne die Lobpreisung seines eigenen Verdienstes von den Geretteten abzuwarten, zu den Kriegern, welche die Eingänge und Fenster des Schlosses zu bewachen hatten.

„Muth gefaßt!“ — tröstete Loorse — „der Herr hat bis hieher geholfen; er wird auch weiter helfen. Und wenn wir uns auch nicht durch die große Zahl der Feinde durchzuschlagen vermögen bis zu unserm Fahrzeuge: so bleibt uns doch die frohe Hoffnung, daß durch die baldige Ankunft unsers muthigen, jungen Königs mit der ganzen Flotte und einem wohlausgerüsteten Heer wir von unsern Widersachern erlöst werden dürfen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Dank und Bitte.

Dank den Herren Aerzten für die mitgetheilten Maßregeln wie man sich bei Annäherung der Cholera zu verhalten habe. Die bis jetzt gegebenen sind für reiche Leute berechnet, die Geflügel, Wild, Lammfleisch, gutes Ochsenfleisch, gute Weine bezahlen, hohe lustige Zimmer wählen, und sich in Wolle hüllen können u. s. w. Wir

erwarten sehnlichst den zweiten Theil von Vorsichtsmaßregeln für die mittlere und geringe Bürgerklasse, deren Erwerb nur hinreicht, sich nothdürftig zu bekleiden, die sich mit feuchten Wohnungen behelfen müssen und Gott danken, wenn sie satt Brod und Kartoffeln haben; nicht an Fleisch, vielweniger an Wild und Geflügel denken dürfen. Wir bitten die Herren Aerzte angelegentlichst, dieser Classe von Bürgern baldigst die Mittel anzugeben, wie sie sich bei ihren geringem Verdienst vor der Cholera schützen könne, und ihnen die Furcht zu nehmen, die sich ihrer bei dem ersten Theile bemächtigt hat, als wären sie nur zu Opfern der, durch Preußen herbei gezogenen Seuche, bestimmt.

* W a r n u n g.

Es wird in öffentlichen Blättern eine Lebensversicherungs-Anstalt angekündigt, welche keinen Einschuß fordert. Nur die Todesfälle sollen bezahlt werden. Aus der Anzeige scheint hervor zu gehen, daß sie mit der weiland Knochenkasse nahe verwandt ist, die viele zu Bettlern machte. Wir können daher nicht umhin, unseren lieben Mitbürgern warnend zuzurufen: Nehmet keinen Theil an solchen Anstalten!

* R ü g e.

In früheren Jahrhunderten wo die geistige Bildung nur das Eigenthum Einzelner war, gab es Fetischdiener, die auf Kosten anderer Menschen im Wohlleben schwelgten. Um diesem Uebelstande abzuhelpen mußten die zur Einsicht gekommenen Regierungen die Fetischörter mit Wachen besetzen lassen, denn die Schwelger wollten ihren Vortheil nicht gutwillig aufgeben.

Wenn es aber, trotz aller Fortschritte der Cultur über den ganzen Erdball, noch einige hie-

sige Zunftgenossen giebt — die, (obgleich es jetzt untersagt ist,) die schmarogenden Gelage auf Unkosten eines neuangehenden Mitgliedes nicht aufgeben wollen, sondern ihre Versuche erneuern die verbotene Frucht im Stillen zu kosten, so mögte es endlich auch Noth thun mit ihnen wie mit jenen Schmarokern zu verfahren.

Ein Zunftgenosse.

* V e r e i n i g u n g

zur Hülfleistung bey Feuersbrunst.

Dieser patriotische Zweck, durch die Aufforderung in dem Bürgerfreunde und Unterhaltungsblatte in's Leben gerufen, findet in der Theilnahme einer Zahl der achtbarsten jüngern Männer die gehoffte Unterstützung. —

Um nun bald eine Zusammenkunft, zur Verabredung möglichst umfassender Einrichtungen und ohne daß diese den Theilnehmern lästig werden, veranstalten zu können, ist es zu wünschen daß noch Viele sich diesem Vereine schon jetzt anschließen. —

Die Listen zur Einzeichnung bey dem Herrn Senator Dr. Moltenius, den resp. Dekonomen des Museum und der Union liegen offen für Alle, ohne Rücksicht auf Stand, die während Ihres, wenn auch nur unbestimmten Aufenthaltes hier, sich dem Staate nützlich machen wollen. —

3.

* G e s u c h an die Herren Ortsvorsteher in Begesack.

Es wäre sehr zu wünschen, daß von den Herren Ortsvorstehern, bei Erneuerung von Befriedigungen, darauf gesehen würde, daß Dieselben nicht weiter in den Fußweg gerückt werden als sie ursprünglich gestanden haben, damit doch wenigstens für zwei Personen nebeneinander Raum bleibt.

* U n e l d o t e .

Ein Bauer, — wo? — sagt die Chronik nicht — war von seinem Nachbar verklaget, der zu seinem Stellvertreter einen Advokaten angenommen hatte. Dieser spielte seine Anklage vor Gerichte, um ihr Zierlichkeit zu geben, oder um zu zeigen, daß er ehemals auch eine lateinische Schule besucht habe, mit lateinischen Brocken. Als er geendet hatte, bat der Bauer den Richter um gütige Beantwortung Einer Frage und Niederschreibung derselben mit der Antwort. Als ihn dies gewähret worden, sagte er: Gestrenger Herr Richter, sind wir Deutsche, oder Zigeuner? „Deutsche, das versteht sich.“ Dann bitte ich ehrerbietigst, meinen Kläger, der hoffentlich auch ein Deutscher ist, anzubefehlen, seine Klage in lausüblicher Deutscher Sprache vorzubringen. Was er in Klaubers- oder rothwelscher Sprache eben gesagt hat, davon habe ich kein Wort verstanden. Ich bin ein ehrlicher Deutscher und kein Zigeuner, verstehe also seine Sprache nicht, kann ihn daher keine Antwort geben.

Der Richter befahl dem Advokaten seine Klage in der deutschen Sprache anzubringen.

Von dieser Zeit an wurden die lateinischen Brocken aus dem Gerichte verdrängt.

* Eigenthümliches Rissen.

(S c h e r z.)

Der Barbier, der den tapfern Belgiern die Schnauzbärte nahm, hat mit denselben ein seidenes Rissen gepolstert und dieses dem Könige, den Thron damit zu belegen, geschenkt. Er wird beglücklich darauf sitzen.

Ein Meisterschuß.

Vor etwa zehn Jahren, als die Percussions-Flintenschlösser eine noch ganz neue Erfindung wa-

ren, lag ein Schiff aus Boston eingefroren an der Küste von New-Jersey. Die Lebensmittel waren erschöpft, und der Capitain, Bobstay ist sein Name, ging an den Strand, um einzukaufen. Auf dem Lande saß eine alte, geizige Dame, Barbara Simons — berühmt, weil keine mehr und besseres Federvieh zog, als sie — wollte der Capitain einkaufen, aber die alte Dame, von seiner Verlegenheit unterrichtet, forderte ungeheure Preise. Endlich wurden sie einig, er solle für einen Silberdollar so viel Federvieh haben, als er mit seiner Büchse ohne Flintenstein, welche sie selbst laden wolle, schießen könne. Der Capitain ging an Bord, holte eine alte, starke Donnerbüchse, schon vor der amerikanischen Revolution gebraucht, um Schwäne auf dem Potomac-Strom zu schießen, aber vor Kurzem mit Percussion eingerichtet, und trug sie, von seinem Bootsmann und seinem Koch begleitet, an's Land. Die alte Dame, nachdem sie das Schloß versucht hatte, nahm bedächtig einen Fingerhut, den sie als Pulvermaß gebrauchte, voll Pulver, eine gleiche Portion Schrot und überreichte diesen Schießbedarf dem Capitain; er lud den alten Schießprügel und stellte sich hinter die Befriedigung. Sämmtliches Federvieh ward mit vorgeworfenen Mais angelockt und bildete nun, ruhig fressend, mehrere lange Reihen; der Capitain hinter der Hecke faßte mit seinem Geschloß die zahlreiche Colonne in die Flanke. Puff! ging der Schießprügel mit lautem Getöse los. Huzza! schrie der Capitain, Huzza! der Bootsmann, Huzza! der Koch. „Daß sich Gott erbarme!“ schrie die entsetzte Landwirthin; quakend eilten die Gänse und Enten, kollernd die Truthähne, kackelnd die Hühner von dannen. Aber 17 Truthähne, 9 Gänse, 5 Enten, 13 Hühner und sogar ein neugierig, hinzugelauenes Ferkel waren die Trophäen des Meisterschusses unsers braven Seemanns.

Das Heer mit den Frauenhüten.

Gegen des französischen Herzogs Hugo des Großen Gewalttherrschaft zog Otto der Große 946 seiner Schwester, der Königin Gerberg, und ihrem Gemahle, Ludwig IV., Ueber-Meer zubenannt, zu Hülfe. — Ihm sandte der großsprecherische Hugo eine Gesandtschaft entgegen, welche vorstellte, daß der Herzog durch einen Eidschwur bei seines Vaters Seele bezeuge, er besitze ein größeres Heer als der deutsche König jemals gesehen, und ferner: daß der Herzog hinzugesetzt habe, die Sachsen seyen unkriegerisch, und er wolle auf einen Schluck sieben sächsische Wurfgeschosse verschlingen. —

Der deutsche König, feiner als der Franzose, antwortete auf dessen Prahlerei: er aber besitze eine so große Menge Frauenhüte, welche er ihm präsentiren müsse, als weder Hugo selbst, noch sein Vater, je gesehen. — Otto spielte nämlich auf die Sommerhüte an, welche seine tapferen Krieger von zwei und dreißig Legionen, mit Ausnahme des philosophischen Abtes Bovo von Corvei und seine drei Begleiter, sämmtlich gegen die Sommerhüte trugen. — Hugo'n aber stößten diese Träger der Frauenhüte solches Schrecken ein, daß er keine Feldschlacht wagte, sondern seine Sicherheit hinter den Mauern von Paris suchte. —

Die kostbare Violine.

Der Graf von Trautmannsdorf, Stallmeister Kaiser Karl VI., kaufte von Jakob Stainer eine Violine unter folgenden Bedingungen. Der Verkäufer erhielt zuerst 35 Carolin comptant. Der Graf machte sich ferner verbindlich, ihm täglich ein gutes Mittagessen und jedes Jahr ein neues Kleid mit goldenen Treppen, zwei Faß Bier, dann freie Wohnung, Heizung und Licht zu gestatten, ihm monatlich acht Gulden baares Geld, und, wenn er sich verheirathen sollte, so viel Hasen, als er

bedurfte, zwölf Körbe Obst jährlich, und endlich dieselbe Quantität Obst seiner alten Amme auf Lebenszeit zu gestatten. Der Verkäufer lebte noch 16 Jahre nach diesem Handel, so daß die Violine ungefähr zehntausend Gulden zu stehen kam. Das Instrument gehört gegenwärtig dem berühmten Musiker Frenzel.

M i s c e l l e n.

Bei Worms hat ein Mensch durch einen Schuß sein Leben verloren, und zwar auf eine Art, die bis jezt noch ohne Beispiel ist. Mehrere Personen waren nämlich auf eine Wasserjagd, um Enten zu schießen, gegangen; zwei Schiffer und ein Schläger befanden sich in einem Rahne, als ein Trupp Enten aufschwärmte. Der Jäger wollte schießen, gleitete aber mit dem Fuße aus, und fiel in das Wasser; der eine Schiffer will ihn retten, greift nach dem Flintenlauf, der fast nur allein noch sichtbar war, und will ihn so herausziehen. Der Jäger, der sich unter dem Wasser an dem Kolben und wahrscheinlich an dem Zahn festhielt, berührte muthmaßlich den Drücker, genug die Flinte (mit einem Schlosse à percussion) ging unter dem Wasser los, und tödtete den armen Schiffer auf der Stelle während der unfreiwillige Thäter von dem andern Schiffer gerettet wurde.

In London bereitet man sich vor, ein großes Spektakelmelodrama unter dem Titel: „Der Genius der Meere“ auf die Bühne zu bringen. Colbert, der die Maschinen dazu macht, wird dem englischen Publikum im Schauspielhause zeigen, wie ein komplettes Kriegsschiff, in dessen Pulverkammer der Blitz schlägt, in die Luft fliegt. Auch läßt er einen Wald von natürlichen Bäumen in Brand gerathen. Wir erleben es wohl noch, daß ein Maschinist einen Vulkan in Natura auf die Bühne bringt.

Einfälle.

Das Leben ist zwischen Hoffnung und Furcht getheilt; der ist der Unglücklichste, der fast nichts zu hoffen und sehr viel zu fürchten hat. Der Tugendhafte, bei allen Widerwärtigkeiten, ist daher glücklicher als der Lasterhafte bei allem Schein des Glücks. — Der Erstere hofft nach diesem Leben ein besseres Loos, denn sein Gewissen spricht ihn von Schuld frei; der Letztere schwebt in beständiger Furcht, daß seine verborgenen Frevel an's Licht gezogen werden können, und er zittert vor dem Todesengel.

Ein Vielgereister, der die Eigenschaften besitzt, sich zu unterrichten, und seine Reisen dazu mit Eifer benützt hat, gleicht einem Flusse, der, je mehr er sich von seinem Ursprunge entfernt, erweitert und wasserreicher wird.

Aphorisme

von Max Karl Baldamus.

Ein Priester, der ohne inneren Beruf des Altars wartet, und ein Soldat, der wider Willen der Fohne folgt, werden nie etwas Großes leisten. Der Priester hat es mit dem innern, der Soldat mit dem äußern Feinde zu thun. Dem Einen wie dem Andern darf der geistige Muth nicht fehlen. Gebriecht es an diesem, so wird der Altardienst zu einem Maskenspiele. Der Teufel, der sich vor keiner Larve fürchtet, schlägt dann, während der Exorcismus gegen ihn anstellt, ein Schnippchen und verwandelt das klare und geruchlose Taufwasser in ein feuerfarbenedes eau de mille fleurs, mit dem die Erbsünde Toilette macht. Der Soldat, in dessen Brust der Entschluß gefroren ist, wird bei dem

ersten Kanonenschusse, wenn er loskommen kann, die Fahne mit dem Rücken ansehen und die angeschworne Frau, an deren Erhaltung er Leib und Leben setzen sollte, dem ersten besten Freibeuter überlassen.

Sylbenrathsel.

1.

Zu Ruh und Bier, ursprünglich nur zu Ruh,
Oft auch, nachdem's nun ist, zu Schuß und Trug,
Gab es — so nöthig späterhin es war —
Davon im Paradies kein Exemplar.

2.

Die Zweite ist und bleibt ein heilig Zeichen,
Das hat an Rang und Werth nicht seines Gleichen.
Drum zog auch einst nur ihm zu Schuß und Ehr'
Nach Hunderttausend über Land und Meer.
Das Ganz', all' überall ein traurig Ding,
Erscheinet, auf dem ungeheuern Ring
Der Welt, in Millionen von Gestalten.
Weh' dem, wo dessen finstere Gewalten,
Abwendbar nicht, umgarnen Herz und Haus;
Denn dann ist es mit Ruh und Frieden aus.
Als Titel kommt's oft vor im Ehezwinger,
Ob unbesteuert gleich, doch kein geringer,
Denn er hat meist gehöriges Gewicht.
Der ihn erhält, weiß es, zum Glück, oft nicht.
Im Scherz mag solch ein Titel wohl passen;
Im Ernst — hu, hu! 's fängt mich schon an zu frieren,
Denk' ich, als Eheherr, auch nur daran.
Ich hab' ihn nie gegeben — nie empfahn —
Denn ich und meine Frau sind Lamm und Lamm-
chen,
Und ich besonders bin ein wahres Frömmchen.
Richard Noos.

Auflösung des Räthsels in Nro. 75:

Die Staatspapiere.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daewes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße Nro. 30.



D e r
B ü r g e r = F r e u n d ;
e i n e
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Sonntag den 25. September 1831.

Nur, was der Erd' entsteigt, verborrt;
Erinnerungsmale selbst verwittern,
Fort muß die hohe Fieber, fort!
Schau, wie versteinerte Jahrtausende steh'n bort
Die Riesenfelsen auf: die Zeit wird sie zersplittern,
Das Hohe fällt — — — — —
Ich bin zum Sein, zum großen Sein erlesen.

Liedge.

I m H e r b s t.

Wenn vor des Sommers Pfeil manch krankes Herz
erlegen,
Dann nah'st Du, milber Herbst, mit leisern Pustes-
schlägen, —
Weckst hingefunkne Kraft, erhebst des Trägen Muth
Und machst durch Segnungen Verschwendung
wieder gut!
Drum kommst Du sinniger, nicht wie der Benz geflogen
Auf luft'gem Windesroß, auf Meer und Stromes-
wogen;
Pomona geht Dir vor, der Weingott reichbekränzt
In goldnem Traubenschmuck an Deiner Seite glänzt.
Aus blauer Wolkenburg umstrahlt von Abendlichtern
Reigst Du Dein Vöckenhaupt, — doch minder kühn
als schüchtern,

Dein Fähnlein aufgepflanzt nur auf bescheid'nen
Höh'n,

Läßt Du im Nachgebild des Maien Reiz ersteh'n!

Doch nicht zu streng copirt Dein freier Genius:
Du küssest Hain und Flur, und unter Deinem Kuß
Verwandelt sich das Grün — des Sommers
stolzes Zeichen —
In Villa, Fahl und Roth, so daß ein bunter
Reigen

Von Farben anmuthsvoll um Deine Schultern rollt,
Und so von Tag zu Tag Dir neue Reize zollt.

Und lustiger erwacht nach langer Sommerschwüle,
Von lauer Luft gewiegt, erfrischt von Morgenkühle
Der Vöglein munt'rer Chor und weicht von Thal
zu Thal

Sein herziges Gefühl der Welt zum letzten Mal;

Doch singt es nicht zu laut Eu'r Lieb zu Herbstes
Ehren,
Daß harte Menschen nicht Eu'r kleines Glück zerstören!
Schon fährt der Stoppelswind keck durch den Garten-
zaun —

Wo Astersterne noch die Beete überschau'n, —
Um früher, duftige nun fahle Geißblatttauben
Nach abgeblühtem Schmuck des Regens zu berauben,
Was ihnen Zeitgewalt, die Fühllose, noch ließ
Als Schatten frühern Glücks: Erinn'ung zart
und süß!

Ja, ist ein Jahresmond geeignet, Menschenfreuden
Nachführend zu erneu'n, an Wehmuth sich zu weiden,
Und unter Trümmerpracht der Zeit sich zu er-
geh'n —

So ist's der Herbst allein, mag man ihn nur
versteh'n!

Die Dichter wissen's wohl, was er im Busen heget,
Wie er das Zarteste mit Liebesarmen pfleget,
Und Klopstock, Milton, Young — ja weiland
selbst Homer —
Ließ seine Schöpferkraft, sein Füllhorn nimmer
leer.

Erobrern — ist ihr Zweck verderblich auch zu nennen —
Scheinen nicht weniger des Herbstes Werth zu kennen,
Denn eh ihr Winterzelt zu Stande sie gebracht,
Sang ihr Kanonengruß dem Herbst oft gute Nacht.

Vor Allem schmückt im Herbst die Liebe ihre Hütte,
Wenn's außen stürmt und braust, und mit beerztem
Tritte

Die strenge Jahreszeit naht; dann neigt auf wei-
chen Flaum

Der Mensch sein truntnes Haupt, zu träumen
süßen Traum, —

Wie Er, der Dieses sang, erst selbst vor wenig Jahren
An Liebchens treuer Brust, der harmlosen, erfahren!

Der Schwede auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Der Belagerten Zuversicht erfüllte sich nicht.
— Die Kaiserlichen, welche das gut verwahrte

und vertheidigte Schloß, bei dem gänzlichen Man-
gel an grobem Geschütz, nur mit großem Men-
schenverluste nehmen konnten, zogen das leichtere
Mittel des Hungerns vor. Sie konnten um
so sicher einen schnellen Erfolg davon erwarten,
als sie das Schloß von allen Vorräthen völlig
entblößt wußten. Wirklich empfanden die Ein-
geschlossenen nach wenig Tagen schon alle Qualen
eines immer grimmiger werdenden Mangels. Matt
schlichen die anfangs so muthigen Vertheidiger auf
ihre Posten und verlangend schauten sie durch die
Dachlukn nach nahender Hülfe hinaus. Aber
immer trüblicher kehrte der getäuschte Blick zu-
rück. Als vollends das schwedische Schiff, wid-
riger Winde halber und aus Furcht vor dem
Stranden, in die weite See zu gehen genöthigt
worden war und kein befreundetes Segel auf dem
ganzen Wasserreiche mehr sich blicken ließ: da be-
gann dumpfe Verzweiflung auf die Gesichter und
um die Herzen der Belagerten sich zu legen.
Dagegen wurden die Kaiserlichen, deren Zahl mit
jedem Tage wuchs, ihrer Beute immer zuversicht-
licher und mit Frohlocken sahen sie den Augen-
blick der heißen Nahe herannahen.

Da wachte endlich am 24. Juni aus einem
Dachfenster des Schlosses ein weißes Fähnlein.
Bald darauf öffnete sich die verrammelte Thür
zum Söller; mit demselben Zeichen der Unter-
handlung trat heraus die blass, abgemagerte Ge-
stalt Gerschows. An die Brustlehne vortretend
begehrte er mit lauter Stimme Gehör. Nach
einiger Verzögerung näherte sich ein kaiserlicher
Officier und der Pastor erklärte, im Namen der
Besatzung, das Schloß gegen billige Bedingungen
übergeben zu wollen. Der Officier zog sich zu-
rück und kam nach einer Viertelstunde mit dem
Auspruch des kommandirenden Obersten v. Gbß
wieder: daß die Schweden die Verurtheilten nebst
dem Scharfrichter und Verbugo's Mörder zur

gerechten Bestrafung ausliefern, sich selbst aber auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Der Pastor verließ niedergeschlagen den Balkon und verkündete nach kurzer Abwesenheit dem harrenden Officier: wie die Besatzung einen ruhmvollen Untergang den gemachten schimpflichen Bedingungen vorziehe. Nur für sich, Marien und den Knaben bat er um freien Abzug und Schutz ihrer Personen. Beides könne man nicht versprechen — lautete die barsche Antwort — indem die Soldaten über den Mord ihres Anführers und ihrer Gefährten zu sehr aufgebracht wären, als daß man nicht einige Ausschweifungen zu befürchten hätte. Da sie überdies bisher es mit den Feinden gehalten, so möchten sie auch ferner bei ihnen bleiben und deren Loos theilen. Als Gerschow traurig mit diesem Ausspruch in den Kreis der Krieger zurückkehrte, überflog ein nicht zu verkennender Zug von Zufriedenheit Loorse's finstres Gesicht und fest und freudig sprach Marie zu den Ihren: „So erfüllen doch die grausamen Feinde mein innigstes Verlangen, mit Euch sterben zu dürfen. Ich mache keine weiteren Ansprüche an diese Welt.“ — „Meine Marie!“ sprach Loorse mit blühendem Auge und schloß die nicht Widerstrebende an sein Herz. „Vater“ — fuhr er schwärmerisch fort, sich zu dem Freiherrn wendend, der die in den Tagen der Gefahr sich offen gedäußerte Liebe des jungen Paares mit seiner Zustimmung beglückt hatte — „Vater, laßt das Band der Kirche unsern Bund noch heiligen, bevor wir dem Untergang entgegen gehen. O süßer Trost in banger Todesnoth, mich mit Dir für die Ewigkeit unauflöslich verbunden zu wissen!“ Er küßte feurig sein Mädchen und bestürmte fort und fort den Freiherrn mit seinen Bitten. — „Wohlan denn“ — erwiderte dieser bewegt — „der nächste Morgen erfülle Eure Wünsche.“ — „Nicht so!“ meinte Gerschow — „heute laßt

und noch den Herrn der Heerschaaren um seine Hülfe anflehen. Möge er unser Angstgeschrei erhören, da die Menschen ihr Ohr davor verstopfen.“

Trübe brach er an, der 25. Juni 1630, dessen Morgen zum verzweifeltsten Ausfall, zum gewissen Tode bestimmt war. In aller Frühe stieg Gerschow auf den obersten Boden des Schlosses, sein Gebet ungestört daselbst zu halten und nebenbei sich umzuschauen nach immer noch heimlich gehoffter Rettung. Trauervoll kam er nach einer Weile wieder herab, denn ein dicker Nebel deckte das Meer, von welchem her allein noch Hülfe zu erwarten war. Da ergriff Loorse des Gesuchten Hand und führte ihn in den Saal, wo in dem geschlossenen Kreise der Krieger Marie wartend stand. Kein Kränzlein zierte der Jungfrau Haar, kein Brautgewand ihren keuschen Leib; keine Ringe, nur innig verschlungene Hände weiheten der Liebenden Bund, als Gerschow in seiner bewegten Stimmung das Paar traute. Nicht öffnete sich der Anwesenden Mund zu frohen Glückwünschen, stumm blieben die, sonst gern heitre Scherze spendenden Lippen. Ach, kein hochzeitliches Mahl erwartete sie nach beendigter Feierlichkeit, wohl aber der bleiche Tod mit schon erhobener Hippe, mit dem abgelaufenen Stunden-glas! Darum sprach auch Gerschow in Folge der heiligen Handlung zu dem andächtigen Brautpaar also:

„Ernst, furchtbar ernst ist gegenwärtige Stunde, meine Lieben! — Seyd fruchtbar und mehret Euch, lautete mein Segensspruch zu Euch, und ach! nicht bergen mag ichs Euch, daß vielleicht in wenig Stunden schon der Würgengel des Todes Eure Lippen küssen wird. — Seht diesen Knaben, Marie, der längst in Euch seine zweite Mutter fand — Gott legt ihn von heute mit doppelten Pflichten an Euer Herz. Ihn christlich, gottesfürchtig zu erziehen, ist Eure nunmehr-

rige Aufgabe, und ach! noch heut wird sein schuldloses Leben von ihm zurück gefordert werden! Blickt auf diese zwei ehrwürdigen Männer, Weis des Eures Väter, die Ihr achtungsvoll ehren, dankbar lieben, zärtlich pflegen sollt — Wehe! bald wird ihr Blut die Erde röthen, die Nacht des Grabes ihr treues Auge decken! — Welcher wird Euer Brautreigen seyn? Kampfgeschrei, Schwertgeräusch, Kugelfaßen, Schmerzgestöhn! — Euer Brautgemach? die dunkle Kammer des Todes! Diese Zeugen Eurer Verbindung werden auch die Zeugen Eures Endes seyn! — So glaubt und ahnt es der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit. Aber noch lebt Einer, der da lenkt, was der Mensch denkt. Noch kann derselbe unser Leid in Freud, unser Trauern in Wonne verkehren. Zu Ihm laßt uns treten mit kindlichen Bitten, daß er uns aufnehme in sein himmlisches Reich, stößt uns die harte Erde aus.“

(Der Beschluß folgt.)

Vorsichtsmaaßregeln gegen die Cholera *).

Es ist schon fast unübersehlich viel über Verbreitung, Verlauf und Behandlungsweise der asiatischen Brechruhr geschrieben. Ein Punkt ist noch zu wenig öffentlich besprochen, der uns jedoch einer der wichtigsten zu seyn scheint. Alle Berichte sagen einstimmig, daß die Krankheit am meisten solche ergreift, die durch ungesunde Lebensweise, sey es durch Unmäßigkeit, sey es durch Mangel, schon wirklich krank, oder doch zu Krankheit disponirt sind; daß aber auch vollkommen Gesunde von ihr hingerafft werden. Es ergibt sich schon hieraus, daß eben so leicht unmäßige,

*) Die Redaction erlaubt sich, diesen — der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung entlehnten Aufsatz — der besondern Aufmerksamkeit der geehrten Leser zu empfehlen.

ausschweifende Reiche, als schlechtgenährte, unordentlich lebende Arme erkranken können. Wenn aber in Zeitungsberichten zuweilen bemerkt wird, daß weit mehr Unbemittelte sterben, als Leute aus höhern Ständen, so hat dieß zunächst seinen Grund darin, daß in den Ländern, in welchen die Brechruhr bisher sich verbreitet hat, der Wohlstand nicht gleichmäßig vertheilt ist, sondern das Vermögen sich nur in den Händen Weniger findet. Demnachst erst möchte der Umstand von Bedeutung seyn, daß Vermögende schnell die zweckmäßigen Mittel anwenden, und hiermit der Gefahr triftiger begegnen können. — Darin stimmen nämlich ebenwohl alle Berichte miteinander überein, daß die anzuwendenden Mittel sich um so wirksamer zeigen, je schneller sie nach Ausbruch der Krankheit angewendet werden, daß die ersten Augenblicke die kostbarsten sind, und daß der Verzug von einer halben Stunde, oder von noch längerer Zeit die Gefahr außerordentlich steigert. Andererseits ergibt sich namentlich aus dem sehr schätzbaren Sendschreiben des Dr. Ewers an den Geh. Rath von Gräfe vom 4. Juli d. J., daß in Dünaburg „von dem ersten Erscheinen der Cholera am 28. Mai bei einer Bevölkerung, die 5000 Menschen kaum übersteigt, bis zum 25. Juni von 745 Erkrankten nur 75 gestorben,“ — von welchen „nach den genauesten Untersuchungen noch wenigstens ein Drittel gerettet worden, wenn sie nicht zu spät Hülfe erhalten hätten;“ — daß aber „wenigstens $\frac{1}{3}$ der daselbst Erkrankten in ihren Wohnungen behandelt, oder, wenn sie auf der Straße erkrankten, in's nächste Haus getragen wurden, wo dann ohne Zeitverlust die „in demselben Schreiben angegebene Proceedur mit ihnen vorgenommen wurde.“ Daß aber die verhältnißmäßig sehr geringe Sterblichkeit nicht gerade den besondern, dort angewendeten Heilverfahren, sondern der möglichst schnellen Anwendung ist

gend eines den gewöhnlichen Blutumlauf herstellenden und eine reichliche Transpiration befördernden Mittels zu verdanken ist, wird durch Andere, sowohl schriftliche als mündliche Mittheilungen auf das Vollkommenste bestätigt. So heißt es in dem bekannten Schreiben aus Bochnia in Gallizien vom 23. Juli d. J., „ich finde an der Cholera = Krankheit gar nichts Gefährliches, wenn man gleich im Anfang thätig Hand anlegt. In dieser Hinsicht zeichnen sich besonders die Wissimer Juden aus, eine Judenstadt, 2 M. von Bochnia, wo gleichfalls schon 240 Leute an der Cholera erkrankten, aber alle gerettet wurden, bis auf 2, welche sich nicht fügen wollten.“ Durch mündliche Mittheilung aber ist uns bekannt geworden, daß ein Regimentsinhaber in Ungarn dadurch noch keinen seiner Untergebenen eingebüßt hat, daß er je für eine kleine Abtheilung derselben einige ihrer Kameraden zur Wache gestellt, welche augenblicklich dem Erkrankten zu Hülfe eilen und ihn durch Einreibungen und Schweiß treibende Mittel sehr bald der drohenden Gefahr entziehen. — Aus diesen zuverlässigen Angaben stellt sich als die Hauptaufgabe heraus, daß überall solche Einrichtungen getroffen werden, welche jedem Erkrankten die möglichst schnelle Beihülfe zusichern. Wirklich erfahren wir auch aus zuverlässiger Quelle, daß, wie in Rußland bei strenger Kälte jeder, er sei Fürst oder Bettler, wenn man seine Nase bläulicht werden sieht, in das nächste, beste Haus gebracht und mit Schnee eingerieben wird, eben so auch in Indien, wo die Cholera heimisch ist, jeder auf der Straße Erkrankte gleich in die nächstliegende Wohnung gebracht und gepflegt wird, und oft schon nach wenigen Stunden seinen Geschäften wieder nachgehen kann. Von derselben Einsicht in die Nothwendigkeit schnellster Hülfsleistung scheint man denn auch in Wien und Hamburg bei vorsorglicher Einrichtung der Sani-

tätsanstalten auszugehen, und sicherem Vernehmen nach, ist ebenwohl hier in Frankfurt bereits im Antrag gebracht, daß die Bürger jedes Stadtviertels eine Commission für dasselbe aus ihrer Mitte erwählen sollen, von welcher, falls die Krankheit bis hierhin dringen würde, die Mitglieder, mit einander abwechselnd, Tag und Nacht an einem bestimmten Orte versammelt, und sowohl Aerzte als besonders dazu unterrichtete Krankenwärter, so wie die erforderlichen Heilmittel bereit halten würden, um überall unverzüglich den Erkrankten Hülfe senden zu können. Nur für solche endlich, welche in ihrer eigenen Wohnung nicht behandelt werden könnten, oder möchten, sollen dann auch besondere Krankenhäuser eingerichtet, und somit wohlweislich, gleich vorab die Mißstände vermieden werden, welche an andern Orten durch zwar wohlgemeinte, aber nicht selten mißdeutete Einschreitungen veranlaßt worden sind. Diese sehr zweckmäßige und beruhigende Vorsorge berechtigt denn auch zu der Hoffnung, daß jene, mit dem Vertrauen der Bürgerschaft beehrten Commissionen besonders dafür zeitlich sorgen werden: 1) daß gesunde, kräftige Männer und Frauen ausgewählt, mit wachseinenen Kleidern versehen, und von den Aerzten gehörig unterrichtet, stets in einem, in jedem Viertel der Stadt, dazu eingerichteten Lokal unter Aufsicht eines Arztes und Wundarztes Tag und Nacht bereit sind um denjenigen, welche ihrer bedürfen sollten, gleich mit allen für den ersten Anfall nöthigen Medikamenten zur Hülfe zugesendet zu werden. 2) Daß die einschlagende Behörde sich zeitlich genug eines hinreichenden Vorraths von Arzneimitteln versichern, damit die Theuerung derselben nicht den wenig Bemittelten drückend werde. 3) Daß in jedem Stadtviertel ein Haus bereit gestellt werde, in welches diejenigen, die entfernt von ihren Wohnungen oder von dem allgemeinen Krankenhause

erkranken sollten, gebracht und gleich vorschristsmäßig behandelt werden können. Sind einmal diese Anstalten getroffen, so wird es hierdurch auch für Jeden unbedenklich, seinen gewohnten Geschäften nachzugehen, und auch alle diejenigen, welche weder Familie noch Bedienung haben, werden ruhig zu Bette gehen können, weil sie wissen, daß ein väterliches Gemeinwesen für sie, wie für alle Andern wacht und sorgt. Eine solche wohlbegründete Unbesorgtheit ist aber, wie man ebenfalls durch mehrfache Berichte in Erfahrung gebracht, eines der besten Präservative, wie anderseits das gemeinsame Zusammenwirken möglichst Vielen zur schnellsten Hülfsleistung die Gefahr für Alle unendlich vermindert. Kann, wie Dr. Erweg ausdrücklich versichert, „um die ersten Anfälle zu beseitigen, jeder ohne persönliche Gefahr beitragen“ „kann sogar, wie Herr v. Beer von Königsberg in der Cholerazeitung vom 17. v. M. versichert,“ nicht oft genug wiederholt werden, daß von Indien bis Polen, die engste Berührung mit den Kranken nicht geschadet hat, wenn man sich in kräftiger Gemüthsstimmung erhält, so ist es anderseits gar nicht unwahrscheinlich, daß die Gefährlichkeit der Krankheit sich um so mehr steigert, je mehr derselben unterliegen. Auch möchte wohl zu bedenken seyn, daß ebenso, wie ansteckende Nervenfieber nicht selten da entstehen, wo viele Kranke ohne gehörige Pflege in demselben Krankenhause liegen, auch die Behandlung der Brechruhrkranken in ihren Wohnungen oder in einzelnen Häusern bei weitem der Anhäufung derselben in einem Lazarethe vorzuziehen sey. Alle endlich mögen bedenken, daß gegen jenen unsichtbaren asiatischen Feind wie gegen jeden Feind des Vaterlandes jeder für Alle und Alle für jeden einstehen müssen, und daß auch jetzt jede Vereinzlung, wie sie, ein Zeichen gemeiner

Furcht oder niedriger Selbstsucht, so auch weit Gefahr bringender ist, als die, sich selbst vergessende, auf Gott vertrauende, Hingabe an das allgemeine Wesen, — welche Stärke, Muth und Freudigkeit giebt, und einen Lohn, der länger dauert, als die Mühe und als das Leben hier auf Erden! —

Frankfurt, den 9. September 1831.

F. W. C. Dr.

* Der Teufelsadvokat,

il avvocato di diavolo.

In einer lustigen Gesellschaft fragte einst jemand: Wer ist unter uns der Teufelsadvokat? — Ein alter treuherziger Holländer antwortete ganz naiv: Myn Heer, dat schall ik ju seggen, de Duivelsadvokat is nich under uns, mar he is wiet van hier, in dat Land Italia. — Man wurde stutzig darüber, daß er so weit entfernt seyn sollte, da man ihn doch schon in der Nähe gesehen zu haben glaubte. Auf manche Fragen der Neugierigen mußte der Holländer Antwort geben und ertheilte folgende weitere Erklärung.

Mit dem Teufel zu kämpfen und ihn in die Flucht zu schlagen, war von je her eine Ehrensache der Frömmen und Einsiedler in Italien, wo die Phantasie mehr erhitzt zu seyn pflegt, als bei uns. Ohne sich mit glücklichem Erfolg gegen ihn herumgetummelt zu haben, konnte auch der frommste Mann keinen Anspruch auf die Heiligsprechung machen. Daher mußte bei der kanonischen Prüfung der Würdigkeit eines zur Kanonisation empfohlenen Verstorbenen als Ankläger gegen diesen Candidaten stets ein Teufelsadvokat auftreten. Doch geschah dies nur pro forma, wie denn das ganze Rechtswesen ja meistens nur Formenwesen ist. Er erschien also nur, um die Sache seines Klienten vor dem päpstlichen

Gericht in bester Form zu verlieren, denn es wurde natürlich alles so gekartet, daß er nicht gewinnen konnte, d. h. mit andern Worten: man spielte Comödie. So oft nun ein trefflicher, exemplarisch guter Mann kanonisiert werden, d. h. in den Kanon oder in das Verzeichniß der Heiligen und Märtyrer aufgenommen werden sollte, so konnte dies nicht anders geschehn, als indem der Fiscal der Congregation der Kirchengebräuche einen Widersprecher oder den sogenannten Teufelsadvokaten bestellte, der alle die beigebrachten nöthigen Beweise zur Heiligsprechung niederzuschlagen sucht und dessen Geschäft es ist, den guten Namen eines ehrlichen Mannes zu untergraben, die gute Meinung anzutasten, die man von einem braven Menschen hegt, seine guten Werke in Zweifel zu ziehen, ihn bei den Leuten in Mißkredit zu bringen, seine Tugenden herabzusetzen und möglichst zu verkleinern, sein edles Streben in ein falsches Licht zu stellen und demselben böse Zwecke unterzulegen, ihn zu verläumdern und ihm zu schaden, ihn im Munde des Volks durchzuhecheln und der Geringschätzung seiner Mitbürger preiszugeben, an öffentlichen Orten und in den Gelagen der Zechbrüder satirische Ausfälle gegen ihn zu richten oder ihm mit spöttelndem, mitleidigem Achselzucken zu begegnen, Stichelreden und Schmähungen auf ihn zu häufen, kurz alles zu erfinden, was ein gemeines und boshaftes Gemüth nur Teuflisches erfinden kann, um die guten Eigenschaften und Vorzüge des zu Kanonisirenden herabzuwürdigen, damit er nicht in die Zahl der Guten und Frommen eintrete. So muß denn immer der Böse Unkraut unter den Weizen säen, und fast wäre es ihm damit gelungen, dem trefflichen Carl Borromäo so arg zu schaden, daß er nicht in die Gemeinschaft der Guten und Heiligen gerechnet wäre, hätte man dem Teufelsanwalt nicht einen starken Damm entgegengesetzt. Sind

aber die Einwürfe dieses Mephistopheles abgeschlagen und zu Null gemacht, ist das ganze Rechtsverfahren oder vielmehr Unrechtsverfahren von drei päpstlichen Consistorialadvokaten untersucht und für legal befunden, so wird die Heiligsprechung vollzogen, und mein Teufelsadvokat muß mit langer Nase abziehen. Also ein Zweifler, ein Widersprecher, ein Asmodi, ein Verläumder ist dieser Sachwalter, der nur Schaden brüdet, immer nur die Opposition ergreift, bloß um zu opponiren, ein Rebell gegen Gott und die Liebe, werth in den Pfuhl der Verdammniß gestochen zu werden. Sagt, Brüder, ist ein solcher unter uns? Kann ein solcher unter uns seyn? Ist es möglich? Nein, nur in Rom, unter den Banditen und Razzaroni's, unter den Verklätern, Heuchlern und Jesuiten.

Die Stufen des Lebens.

Das Kind.

Ein fröhliches Kind zu sein, mit den Blumen emporzublühen, völlig sorglos morgen wie heute — o wie glücklich sind die kleinen Menschen! Laßt, laßt mich Kind seyn und seyd es mit mir.

Der Knabe.

Nein, ich wünsche groß zu seyn, denn der Knabe engt mich. Singen und Springen und ein wenig Lernen, mir ahnet schon, daß das nicht leben heißen kann. Sage mir, Jüngling, denn auf dich seh' ich immer zunächst, sage du mir, was eigentlich leben heißt und an welchem Ziele du das Glück erwartest.

Der Jüngling.

Leben, mein Bruder, leben heißt wirken; nur das Handeln ist Leben. Thätig zu seyn zum Besten der Mitbrüder, dem Staate zu dienen, der Welt zu nützen, durch körperliche, durch geistige Kräfte, das ist unsere Bestimmung, das ist Glück.

Darum ist der Mann, der nimmer rastende, thatenreiche, ruhmumkrönte, das Ziel, nach dem ich strebe, und zu dem auch du schon emporblicken mußt.

Der Mann.

Viel's errungen, mehr noch verfehlt! Wo ist mein Schlaf bei Nacht, wo die Wangenröthe? Schön ist der Kranz um die dünne Locke; auch will ich's noch höher treiben; aber glücklich? — war' ich das? In stiller Stunde will mich's anders dünken. — Doch auf! Hector auf! Achill ist vor den Thoren und Troja ruft.

Der Greis.

„Komm hinweg, Ossian, komm hinweg! Flug auf Wolken mit deinen Vätern!“

Ich höre den Ruf der Jahre. Sie sagen, indem sie vorübergehen: Willst du noch singen, Ossian? Bald wirst du liegen in dem ewigen Hause, und kein Barde wird deinen Namen erheben.

Glücklich sind, die da sterben in ihrer Blüthe, wann ihr Ruhm sie umringt! Sie sahen nicht die Gräber ihrer Freunde, und verlernten nicht, den Bogen zu erspannen. Der Schwächling wird sie nicht beschauen in der Halle, nicht das Bittern ihrer Hände belächeln. Ihr Gedächtniß ehrt das Lied, die junge Thräne der Jungfrau fällt. — Aber die Betagten welken ab, Grad für Grad, und der Ruhm ihrer Jugend wird vergessen.

„Komm hinweg, Ossian, komm hinweg! Flug auf Wolken mit deinen Vätern!“

M i s c e l l e.

Guillaume Granis.

Im Criminal-Gefängniß zu Toulouse hat bekanntlich ein Mörder durch die Beharrlichkeit, keine Speise anzunehmen, seinen Zweck erreicht: er ist durch den Hungertod dem Schaffot entkommen. Guillaume Granis war ein Bauer aus Gaillac-

Toulza; er tödtete am 5. April d. J. im Streit sein Weib, mit dem er in stetem Unfrieden lebte; er rief, nachdem er dies gethan, die Nachbarn herbei, zeigte ihnen zum Fenster hinaus den in die Höhe gerichteten blutigen Kopf seines Weibes und schrie: „Jetzt ist sie todt und mir ist endlich wohl!“ Dann stellte er sich mit einem Beil innerhalb an die Thür seines Hauses und schwur, Jedem niederzuschlagen, der es wagen würde einzudringen. Der Maire von Betjaud eilte mit einem Detaschement der Nationalgarde herbei und der sich auf das Außerste wehrende Mörder wurde endlich verhaftet. Im Gefängniß erschlug er am 12. April seinen Bettgenossen Johann Mespoulet, als dieser schlief, in Folge eines, Tages vorher gehabten Baus. Vom 15. April an fastete er den Entschluß, Hungers zu sterben und erlag auf diese Weise am 17. Juni, also nach mehr als zweimonatlicher Qual, die er nur durch Wassertrinken zuweilen sich zu mildern suchte. Er war 31 Jahr alt. Besonders soll ihn der Glaube: seine drei Kinder würden durch die öffentliche Hinrichtung des Vaters ihr Vermögen einbüßen, zu diesem gräßlichen Selbstmorde bestimmt haben. W.

* Zur Beherzigung

des Einsenders der Mäze in No. 76.

Wenn Kunstgenossen unter sich ein Uebereinkommen treffen, nicht allein einem Obrigkeitlichen Verbote gemäß, sondern auch aus eigenem Willen, die altherkömmlichen Schmausereien bei einem Stückmeister abzuschaffen, so ist dies recht lobenswerth.

Wenn jedoch ein Kunstgenosse, welcher jedem Stückmeister seine Lage suchte so drückend als möglich zu machen und die erwähnten Schmausereien als ein heiliges Recht erpreßte, nun auf einmal, da sein eigener Vortheil in's Spiel kommt aus Eigennutz und Habsucht von Cultur spricht, um sich einen Deckmantel zu bereiten, so ist dies recht sehr zu tadeln, und es wäre besser der Herr Fettscherklärer wäre mit seiner Cultur zu Hause geblieben.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 29. September 1831.

Ah, Ihr Freunde! frischen Zweigen
Gleicht noch heute unser Kreis,
Bald doch kann ein Haupt sich neigen,
Nieder fällt ein dürres Reis.

L e b e n s w e i h e n .

Um die Wiege schlingen Bande
Sich, von Lieb' und Blut gewebt,
Aus der Mutterbrust gesandt,
Wie der Vaterbrust entstrebt,
Schlingen sich um Kindesherzen,
Dringen in die Herzen ein,
Daß sie Wunden voller Schmerzen
Heilend der Genesung weih'n.

Aber wenn die Bande rissen
Aus der lockern Erdenbahn
Und zu Licht, nach Finsternissen,
Knüpfen sich im Himmel an,
Wenn sie diesen halten offen,
Daß wir sel'ge Zukunft schau'n:
Bleibt uns dann nur dieses Hoffen
Und für diesseits kein Vertrau'n?

Zweifler, sieh' auf jene Fluren!
Wo erblickst Du Einsamkeit?
Die Natur zeigt tausend Spuren
Eines Geists, der Alles weicht,
Der das Leben weicht dem Leben,
Blühend, singend, freudenvoll,
Der nicht müde wird zu geben,
Was der Schöpfung reich entquoll.

Blühend, singend, Freude spendend,
Führt er uns die Freunde zu,
Herzen rasch zu Herzen wendend,
Bringt er diesen Glück und Ruh.
Seyd willkommen! Seyd willkommen!
Freunde, kommt an meine Brust!
Habt hier Euern Platz genommen
So für Leiden, wie für Lust!

Für die Leiden, sie zu theilen,
Für die Lust, die uns vereint,

Jene zwingend zu entleeren,
Diese, daß sie jung erscheint!
Und so schmückte sich das Leben,
Rosen, Reben blühen auf,
Rosenglanz und Geist der Reben
In den heitern Lebenslauf!

Schmück' das Haupt Dir mit dem Kranze,
Schlag' zum Himmel auf den Blick:
Sel'ge steh'n im Himmelsglanze,
Doch die Welt hat auch ihr Glück.
Echlürf' den Geist der Rebe nieder,
Freunden bring' den Becher dar,
Und Gefühle wachen wieder,
Die geschlummert manches Jahr.

„Auch die Todten sollen leben!“
Wie der große Dichter sagt;
Die von dort uns Liebe geben,
Wo die ew'ge Liebe tagt.
Ach, Ihr Freunde! frischen Zweigen
Gleicht noch heute unser Kreis,
Bald doch kann ein Haupt sich neigen,
Nieder fällt ein dürres Reis.

Georg Döring.

Der Schwede auf Rügen.

(Beschluß.)

Nur der dumpfe Ton der kaiserlichen Trommel draußen tönte durch die dicken Mauern in die fromme Stille der Versammlung herein, als Gerschow sich auf die Knie niederwarf und im Namen Aller das brünstigste Gebet sprach. — Darauf sammelten sich die Krieger in der weiten Halle des Schlosses, auf die blühenden Schwerdter und Piken, auf die geladenen Musketen sich stützend und des Zeichens harrend, daß sie sollten öffnen das verbaute Thor und hinaus stürzen unter die erbarmenlosen Feinde.

An ihre Spitze traten Stepow, Looise, Wanderneer und Kallström; in ihre Mitte Marie, den abgekehrten Knaben an der kraftlosen Hand. Der Pastor, dem freigestellt wurde, einen Schlupf-

winkel zu suchen oder sich ihnen anzuschließen, gab seinen Wunsch, erst noch einmal nach Hülfe sich umsehen zu wollen, den Männern kund, die ihn schweigend gewährten. Unermüßlich kletterten die wackelnden Beine des Armen die schmalen Stiegen hinauf; unverwandt blickte er außs Meer hinaus. Zehn Minuten entschn — er sah nichts! Eine Musketenkugel pfiß bei seinem Kopf vorbei — er hörte sie nicht! Noch immer wogten die Nebelmassen auf der weiten Fläche der Ostsee und ließen nichts darauf erkennen. Da wendete sich der Blick des armen Pastors dem Lande zu, das grünend, sonnebeglänzt, freundlich unter ihm sich ausbreitete. In weiter Ferne sah er lange Büge andächtiger Landleute dahin pilgern — er glaubte selbst das festliche Läuten der Glocken in den umliegenden Kirchspielen zu vernehmen — ein Blitz durchzuckte ihn schmerzhaft. Herr Gott im Himmel! es war ja heute der 25. Juni, der Tag, auf welchen er seit Jahren schon sich kindisch gefreut hatte! Heute vor hundert Jahren war ja die ewig glorreiche Uebergabe seines Glaubensbekenntnisses zu Augsburg erfolgt! Heute, wirklich heute, war das große Jubelfest, das von Millionen dankbarer Gläubigen mit heiliger Freude gefeiert wurde! Und er sollte unter allen evangelischen Predigern allein von dieser Himmelswonne ausgeschlossen seyn?! — Das war zu viel für den armen Gerschow. Ein Strom heißer Thränen rannte über die blassen Wangen herab; begierig trank sie der lebende, ausgedörrte Mund auf. In lautes, heftiges Schluchzen verwandelte sich allgemach sein stilles Weinen.

„Gerschow, christlicher Hirt“ — schalt vorwurfsvoll die Stimme des Geistes — „du weinst? heulst vielmehr wie ein altes Weib? Schämte Dich!“ — „Mag doch!“ — entschuldigte das Fleisch — „Hat doch selbst ein David geweint über den Verlust eines ungerathenen Sohnes, und ich sollte dies nicht dürfen, da ich heus Alles ver-

tiere? Frau, Kinder, Gemeinde, und vor Allem den erschnten Jubeltag?! — So fahre denn hin" — schluchzte er laut — „du herrliche Predigt, die ich seit langer Zeit schon für heut eustudiert! Und hätte ich selbige sollen unter Gottes freiem Himmel vor meiner Gemeinde halten, da die Uebelthäter unsern schönen Tempel verbrannt haben! Unglücklicher Gerschow, nicht einmal Zeit bleibt Dir, sie diesen vier Wänden vorsagen zu können!" — Er verhüllte schmerzlich schluchzend das Haupt. Nach einer kleinen Weile erhob er es wieder. „So lebe denn tausendfach wohl, mein liebes Weib! Nicht mehr wird Dein Mann Dich lobpreisend in die Backen kneifen, bringst Du Deine wohlbereiteten Speisen auf den Tisch! Niemand wird künftig Deine Freude theilen, wenn die Kühelein auskriechen und die Kühe reichlich Milch geben und die Obstbäume sich biegen unter ihrer herbstlichen Last. — Und Du auch, meine geliebte Tochter Catharine, die Du mir die Krausen so silberweiß wuschest und in die zierlichsten Fältchen legtest. — Dein Verdienst wird von nun an unerkannt und ungewürdigt bleiben. — Fahre hin, mein trauter Sohn Theophil! Nicht soll ich die Wonne genießen, Dich einst auf der Kanzel zu sehen und Dich das Wort des Herrn verkündigen zu hören. Und gewiß, Du hättest meiner Erziehung Ehre gemacht! Wer wird nun die alten Schriftsteller mit Dir durchgehen? Dich hebräisch conjugiren lassen? — Ade endlich Du, meine liebe, treue Gemeinde! In eurer Mitte, auf dem grünen Friedhofe, hoffte ich einst zu schlummern bis zum großen Auferstehungstage. Ach! kein Leichenstein mit Kelch und Bibel wird der Nachwelt einst sagen, wo Eures Seelsorgers Gebeine modern. Ade, Ade, o ihr Lieben all!"

Der Anblick eines kaiserlichen Soldaten, der ihn aus einem gegenüberstehenden Hause zu beobachten schien, brachte ihn auf andere Gedanken.

„Die Kora- und Satanskrotte! Wie sollten sie mich abermals peinigen, fiel ich in ihre Hände. Ach, kann denn nichts von Euch erretten?" — Begierig blickte er zur See. — Es hing ihm wohl ein Haar über dem Auge? — denn ihm schien ein grader, schwarzer Strich dort über dem Nebel hervorzuragen. Eine hastige Bewegung der Hand machte sofort die Stirn frei. Der Strich blieb. Gewiß! es war Täuschung. Eine halbe Minute lang schlug er die bebenden Hände vor die stummenden Augen — dann schaute er wieder hin. Eine wehende Flagge ward über, ein Segel unter dem Strich sichtbar, der zusehends an Stärke zunahm. Ein Windstoß zertheilte jetzt die Dunstmasse; aus ihm heraus schoß, vom dunkeln Rumpf bis an die schlanken Spieren in bläuhende Lücher gehüllt, ein majestätisches Kriegsschiff. Bei dem Bemühen, in der unruhigen Flagge die Abzeichen derselben zu erforschen, sah er neue Masten und Segel über dem sich lagernden Nebel hervorgucken. Zu gleicher Zeit bot seinem forschenden Auge die ganze Breite der Flagge sich dar. Mit dem Freudengeschrei: „Schweden! Schweden!" sekte jauchzend und in unmäßigen Sprüngen der gute Pastor die Stiegen hinab.

„Unser Pastor scheint nicht wiederzukommen" — hob endlich Kallström an, als Jener eine lange Weile schon hinaufgestiegen war. — „Ich verarge es ihm wahrlich nicht" — entgegnete Vanderveer — „wenn er sich in einem Schlupfwinkel verborgen hat, sich den Gewaltthatigkeiten der Kaiserlichen zu entziehen, und das um so weniger, da er eigentlich unserm Verhängniß ganz fremd ist." — „Auch mir sollte es gar sehr zum Trost gereichen" — sagte Stepow — „würde ihm ein weniger hartes Geschick als uns zu Theil. Der wackre Mann hat es an uns Allen verdient. Seine und unsre prinliche Lage zu enden, laßt uns in Gottes Namen an das blutige Werk gehen

Räumt schnell, aber geräuschlos, die Balken und Stützen weg, und haltet Euch bereit zu Kampf und Tod!" gebot er den Kriegern. — Schweigend gehorchten diese, nur den letzten Riegel noch vor der Thür lassend.

Stumm umarmten sich die Schlachtopfer noch einmal. Marie erfaßte mit der einen Hand den Knaben, mit der andern den Griff eines im Busen verborgenen Dolches — die Männer schnallten fester ihre Wehrgehänge — erhoben die tödtlichen Waffen und traten leise ihren letzten Gang an. Fast in demselben Augenblick, da Kallström den Finger krümmte, den letzten Riegel wegzuschieben von der Thür, stürzte odemlos der Pastor die untersten Stufen herab und bewirkte dadurch einen kleinen Aufenthalt. Als er aus allen Anstalten das Vorhaben seiner Freunde ersehen, liselte er mit den letzten Aufwande seiner Lunge und mit der furchtbarsten Angst auf dem glühenden Gesichte: „Haltet ein, um Gotteswillen, haltet!" Mit Riesensärke schob er drauf Kallström von der Thür hinweg und einen gewichtigen Balken an dessen Stelle. Nur dann erst, als er die Versammlung vollständig wieder hergestellt hatte, zog er die Staunenden durch seine Erzählung aus ihrer Ungewißheit.

„Ja" — schloß er dieselbe mit großer Zuversicht — „der Herr naht mit seiner Hülfe; glaubt nur, und zweifelt nicht!" — Marie, die bisher mit fieberhafter Hitze einen hohen Muth bewiesen hatte, verlor mit einem Mal ihre ganze Fassung. Des Weibes Gemüth konnte den schnellen Wechsel von Untergang zur Rettung nicht ertragen. Unter dem gewaltsamen Kampf der aufgehenden Hoffnung mit den, tiefe Wurzel gefaßten Todesgedanken erzitterte ihr ohnehin sehr geschwächter Körper. Sollte, durfte sie sich wirklich der süßen Hoffnung hingeben, um dann vielleicht durch eine abermalige Täuschung noch tiefer niedergeschmettert

zu werden? — Eine ganz andere Wirkung brachten Gerschow's Worte auf ihren jungen, kühnen Gemahl hervor. Ein Blitz wunderbaren Feuers aus seinem dunkeln Auge traf Gattin und Sohn. Die Möglichkeit, vielleicht diese Lieben noch retten zu können, erfüllte ihn mit neuer Kraft. Sogleich zeigte er sich bereit, mit dem Pastor auf den Boden des Schlosses hinaufzusteigen, um selbst sich von der Wahrheit des Gesehenen zu überzeugen. An seine Rechte hing sich Marie mit Bobby; kopfschüttelnd folgten ihnen Stepan und Vandrener, nachdem vorher Kallström einstweilen das Kommando anvertraut worden war.

Ein unbeschreiblicher Anblick erwartete die Hinaufgestiegenen. In weißen Schaum die Wogen vor sich hertreibend, tauchten, Pfeilen gleich, dreißig schwedische Kriegsschiffe aus dem grauen Nebelschleier daher. Einen ungeheuern Halbkreis von Puttkus bis Usedom bildend, nahten sie dem Lande. Hunderte von flinken Transportschiffen schnellten durch die großen Zwischenräume herein, zahllose Mannschaften dem Ufer zuzührend. Von dem hohen Admiralschiff löste sich jetzt eine stark bemannte Schaluppe. In ihr kam der Befreier Deutschlands, der jugendliche Held, Gustav Adolph, und feierte kniend seine Ankunft. Da flaggten alle Schiffe mit ihren bunten Wimpeln — da führte ein frischer Seerwind das Freudengeschrei eines halben Hunderttausend zu den Ohren der Glücklichen hinüber — da erbehte die Luft von dem betäubenden Donner sämtlicher Geschütze.

Auf ihre Knie nieder sanken auch die Belagerten; ihr feuriges Dankgebet stieg mit dem ihres frommen Königs empor zu des Alwaters Thron und vor Freude trillernd intonirte der seelige Pastor das Kernlied des frommen Reformators: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Jetzt brachte ein Gerösch von mehreren hundert Stimmen unten auf dem Schloßplatz den Al-

des Vergessenden die Erinnerung an ihre eigene, immer noch gefährvolle Lage zurück. Erschrocken schauten sie hinab. — Weit vom Städtchen glitzerten im Sonnenglanz die Musketen der still abgezogenen kaiserlichen Schaaren, den treulosen Marco in ihrer Mitte; und von unten herauf erscholl im ergreifenden Chor, aus den frohen Kehlen der erlösten Einwohner, der Festgesang: „Herr Gott, Dich loben wir!“

Freudeschluchzend stimmte Marie mit den Thren ein, und des überglücklichen Brautpaars Hände fest zusammenfügend jauchzte Gerschow aus der Fülle seines gläubigen Herzens: „Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen!“

Gustav Nieritz.

Der türkische Gentleman.

Mit einem Rosenkranze von Ambra, am Handgelenke baumelnd, warzelt der Effendi daher. Er schaut weder zur Rechten noch zur Linken. Der Leichnam eines Ungläubigen am Wege zieht seine Aufmerksamkeit nicht auf sich; es liegen einige abgeschlagene Köpfe umher, er geht, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen, vorüber. Der zitternde Fäde beugt bei der Annäherung des Effendi in einem weiten Bogen aus. Den unbewaffneten Franken, der eben die Straße heraufkommt, schiebt er nur aus dem Wege. Es ist ihm zu mühsam, demselben einen Stoß zu versetzen. So erreicht der Effendi das Caffeehaus noch vor Mittag. Ein zitternder Christ begrüßt, bis zur Erde niedergekrümmt, ihn mit dem „Salem,“ breitet den neuesten Teppich vor ihm aus, reicht ihm die schönste Tasse dar und schmiegt sich an seiner Seite hin, um den Saum des Gewandes, oder wohl gar die Hand zu küssen. — Unglücklicherweise mündet der Caffee nicht. Der elende Armenier zittert, schwört bei seines Vaters

Bart, daß er das Getränk aufs beste bereitet habe. Wahrscheinlich bekommt er die Tasse zuletzt an den Kopf und ein Schock Flüche obenein; doch — das Wetter zieht diesmal vorüber. Ein Freund des Effendi tritt ein. Nach 10 Minuten Ausruhen begrüßen sich die beiden Herren und tauschen Glückwünsche aus. Dann hebt eine höchst anziehende Unterhaltung an; einspülige Worte und halbstündige Pausen dazwischen. Der große Mann zeigt ein englisches Federmesser vor. Der Freund untersucht es oben und unten und ruft endlich aus: „Gott ist groß!“ Darnach werden Pistolen vorgewiesen. Die Abschätzung derselben reicht ein so unerschöpfliches Thema dar, daß kein anderer Stoff auf die Bahn kommen kann, bis endlich ein ernstlicher alter Priester des großen Propheten hereinschreitet und über die Härtung seines Dolches sich auszulassen beginnt. Dieser gelehrte Ulema, Theolog und Jurist in einer Person (denn in der Türkei sitzen geistlicher und weltlicher Arm an einem Rumpfe), redet dann von der Astronomie und der Politik. Er spricht: „Die Sonne scheint im Osten und im Westen, und wo sie scheint, winnelt es von Moslim. Alle Fürsten Europa's zahlen dem erhabenen Sultan Tribut. Aber die englischen Hunde sind ein größeres Volk als die französischen Schweine: denn sie verfertigen bessere Federmesser.“ — Dann erzählt er auch vom Dey von Algier, wie selbiger den französischen Admiral in der letzten Seeschlacht gefangen genommen, und wie die christlichen Gesandten zum Fußschemel des Sultans kriechen, um von Sr. Hoheit gefüttert zu werden. — Nach diesen erbaulichen Geschichten machen sich die Herren zum Aufbruche fertig, und der Armenier complimentirt sie mit dem Stoßseufzer: „Wie wunderbar ist Gott!“ zur Thür hinaus und ist vor Dankbarkeit ganz außer sich, daß er ohne Prügel davon gekommen. Der stolze Effendi lehrt aber

nach seinem Harem zurück. Mit angemessener Würde wandelt er dahin und schenkt vielleicht einem Handwurste, der ihm Poffen vorgaukelt, einen Seitenblick: doch lächelt der Hohe hierbei nicht. Sein Ernst ist unerschütterlich. Er watschelt fürbas, vergleichbar einer Schildkröte, die an den Strand geworfen worden.

Die gedemüthigte Eitelkeit.

Die schöne Clairon wurde bereits nach jeder Rolle besungen und mit Lobsprüchen überhäuft. Die Schmeichelei kam ihr von allen Seiten entgegen. Schon dünkte ihr die längst verstorbene berühmte Le Couvreur und die von der Bühne wegen Kränklichkeit abgetretene de Seine gar nichts gewesen zu seyn, denn sie hatte selbst in der Elektra, die der Triumph der Kestern gewesen war, rauschenden Beifall geerntet. Jedoch um den Sieg der Eitelkeit in vollem Maße zu schmecken, stattet sie ihrer Vorgängerin in dieser Rolle einen Besuch ab. Sie findet ein Frauenzimmer, deren Reize verblüht sind, die nichts Ehrfurcht Einschößendes zeigt, die durch keinen Toilettenflitter glänzt, die unbedeutende Dinge so unbedeutend hinwirft wie ein sorgloses Kind. Schon glaubt die junge Clairon triumphiren zu dürfen. Mehr des Anstandes halber wiederholt sie die Bitte, einige Verse von der de Seine vortragen zu hören, und die Weigerung dieser schien nur, das stille Zugeständniß zu enthalten, wie weit sie der neuen Sonne der pariser Bühne nachstehe. Endlich willigt sie doch ein, und schon ordnet die Clairon in ihrem Köpfchen ein nichts sagendes Complimentchen. Allein jetzt stellt die de Seine die Schilde als Coulissen, um den Schein einer Bühne hervorzubringen, und in ihrem ganzen Wesen geht eine Veränderung vor. „Jeder soll eine Königin!“ hätte sich auf sie anwenden lassen. Der Ton der Verzeißung, der Gram in allen Zügen, die edle Hingebung

des ganzen Wesens wetteiferten mit einander, als sie die Scene der Elektra im dritten Aufzuge vorträgt. Thränen füllen das Auge der schönen Clairon. Sie sinkt reuevoll der Meisterin zu Füßen, ihr offen das Geständniß der gedemüthigten aber reinigen Eitelkeit abzulegen, und wie sehr ihr dies Geständniß Ernst war, ergiebt sich wohl am besten daraus, daß sie es der Nachwelt selbst aufbewahrt hat.

G r i f f i n.

Der Schauspieler Griffin, in dem vorigen Jahrhunderte berühmt wegen seiner Stärke in der Mimik, wurde von Vielen und vorzüglich von Pope aufgefodert, wenn er in der Rolle des Doctors Fossil in dem Lustspiele: „Drei Stunden vor der Heirath“, auftreten würde, daß er darin die Mienen und Sonderbarkeiten des berühmten D. Woodward, die sehr auffallend waren, nachahmen sollte.

Griffin verstand sich dazu, und um den Doctor, Behufs der Darstellung auf der Bühne, genau kennen zu lernen, verkleidete er sich in einen Landmann, ging zu ihm, erzählte ihm, seine Frau sey krank und schilderte ihm sehr weitläufig eine Menge Zufälle, an denen sie litten.

Griffin's Absicht dabei war, den Dr. Woodward in ein recht langes Gespräch zu verwickeln, damit er sich den Ton seiner Stimme und die Eigenthümlichkeiten seiner Geberden recht genau einprägte, und da er seinen Zweck erreicht hatte, machte er ihm einen Kragfuß und reichte ihm für seinen Rath eine Guinee hin.

Der Doctor lehnte dies kopfschüttelnd ab und sagte:

„Lieber Mann! Behaltet Euer Geld, Ihr dauert mich und werdet es nöthiger gebrauchen, Ihr habt schon ein großes Kreuz zu tragen, denn nach dem, was Ihr mir von Eurer Frau erzählt,

ist sie übler daran als irgend einer meiner Patienten."

Griffin beurlaubte sich und ging gleich zu Pope; er ahmte vor ihm den Dr. Woodword mit allen seinen auffallenden Mienen, seinem Sprachorgan und seinen karikaturmäßigen Gebärden so täuschend nach, daß Pope darüber erstaunte und ihn mit Lob überschüttete.

Als endlich Pope schwieg, sprach Griffin in seinem eigenen Tone und mit tiefem Gefühl:

"Ich habe Ihnen hier unter uns eine Probe geben wollen, wie weit ich's in der Mimik gebracht habe, aber lieber wolle ich des Todes seyn, als mich dazu verstehen, mein Talent zu benutzen, um einen Mann von so menschenfreundlichem Herzen dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben."

R. Müller.

Lebenslauf.

Ein munter rieselnder Bach tanzte zwischen Wiesen dahin. Vom Gestade nickten die Blumen ihm zu und riefen: Weile, weile! warum eilst du vorüber? sind wir nicht schön?

Ihr seyd schön, sagte er; aber ich kann nicht weilen; ein innerer Drang treibt mich hinweg.

Er rollte fort und ward zum Flusse. Da ging sein Lauf durch blühende Gebüsche, durch reiche Saatgesilde, an lachenden Nebenhügeln vorüber. Und er hätte gern gewellt, als die Nachtigallen flöteten, die Wachsteln schlügen, die Winzerinnen sangen.

Aber es riß ihn fort, und er war ein Strom geworden, und trug dreimaßige Schiffe und fluthete an prächtigen Städten dahin und fühlte sich groß und wichtig in der stolzen Bestimmung.

Zimmer breiter ward sein Bette, und rastlos ging es fort, durch öde Sandwüsten, bis zum Meeresstrande hinunter. Schon sah er die Dünenberge und hörte schon die Brandung donnern, die ihn verschlingen sollte.

Da erschrock er und fragte schmerzlich: Bin ich schon am Ziele? und war kaum ausgelaufen! — O, daß ich umkehren könnte und die Bahn zurückmessen, zu den Weinbergen zurück, zu den Feldern und Wäldern, zu meiner stillen Wiese wieder, wo die holden Blumen standen!

* Zum Nachdenken über die Cholera.

Bei allen schwankenden und widersprechendsten Ansichten über die Cholera scheint doch so viel gewiß zu sein, daß die Krankheit in den Magen ihren Anfang nimmt und solche Symptome zeigt, als bei Genuß von Giften staten. Daraus folgt nach meiner Meinung, daß die Ansteckung, nicht wie der Staatsrath Hufeland zu glauben scheint, durch die Luft geschieht, denn wäre dieses, so müßte die Lunge am ersten angegriffen werden, welches nicht ist, vielmehr sind solche bei Eröffnungen stets in gesundem und nur der Magen in krankem Zustande befunden. Da das Cholera-gift mehr die Wirkung der thierischen als die der metallischen Gifte zu haben scheint, so wäre bei der Behandlung der Cholera-kranken vielleicht eine andere Heilungsart anwendbar. Alle noch so sehr angepriesenen Mittel scheinen nicht zu helfen; es wäre zweckmäßig zu wissen, ob die wenigen in Berlin und andern Städten Geretteten durch Hülfe der Aerzte oder ohne dieselben dem Tode entrißen sind. Wenn die Aerzte ihr Augenmerk besonders auf die Art der Ansteckung richteten, so dürfte es ihnen wahrscheinlich gelingen, die Ursache aufzufinden. Wäre diese gefunden, so würde es ein leichtes sein, den furchtbaren Feind mit Erfolg zu vernichten. So lange dies nicht geschehen, werden Cordons, die jeden Verkehr strenge verhüten und nicht Juden todt-schießen, dagegen Generale mit präsentirtem Gewehre durchlassen die beste Sicherung gewähren.

A. B.

Wahre Anekdote von Blücher.

Blücher empfing einst von einem hohen Staatsbeamten ein Schreiben, welchem als Beleg der Bericht einer untern Behörde beigelegt war, worin Blücher anführungsweise immer nur der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig, denn die Auszahlung einer Geldsumme, die er als Rückstände seiner Präfekte ansprach, fand noch einige Schwierigkeiten. Indem er das ungünstige Blatt ärgerlich anschaut, beißt ihn plötzlich das p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteste Beleidigung, sieht das Papier als traue er seinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann fluchend und schimpfend in heftiges Donnerwetter aus, steckt das Blatt ein und zieht stürmisch die Klingel; niemand erfährt was ihn so aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Minister sogleich anmelden, bringt aber unverweilt die Antwort, derselbe werde lieber dem Fürsten selbst aufwarten, dem er auch außerdem zu seinem Geburtstage morgen persönlich Glück zu wünschen beabsichtige. Zahlreiche Besuche finden sich am andern Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Minister erscheint, Blücher nimmt den Eintretenden sogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halb offen, wiewohl auch geschlossen sie den durchdringenden Ton seiner erhöhten Stimme kaum würde beschränkt haben. „Aber Ew. Excellenz!“ hob er mit Macht an, und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern, entlud sich über den Betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte. „Seid ihr des Teufels mich einen p. p. zu nennen? Da soll ja das Wetter drein schlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher, und will ich nichts anders heißen, aber für euch Zintens-

Hecker bin ich Feldmarschall und Fürst! Ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt selber ein p. p. sein, aber ich nicht!“ Und so fuhr er im grimmigsten Eifer fort, zwischen den ärgsten Worten immer wieder p. p. einschaltend, mit so komischer Wirkung, daß aller anfänglicher Schrecken sich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte sich Luft gemacht und nachdem Blücher wieder hervorgetreten war, und den Offizieren eine Anfangs ernste, dann aber in derben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine heitere Wendung und endete in guter Freundschaft.

R. A. Varnhagen von Ense.

Altes und Neues.

In China geht die Gewohnheit des Ceremoniells so weit, daß Leute, die sich etwa auf öffentlichem Markt gezankt und geschlagen haben, bald darauf vor einander auf den Knien liegen und sich weinend ihre anti-chinesische Hige abbitten.

Leckermäuler und Verschwender mögen sich folgende Rede eines altdeutschen Philosophen gesagt seyn lassen: „Der Gott Bauchus und der Flecken Maulbrunn (ich mein das Loch unter der Nase) leert uns fast All, und verschlingt Wiesen und Aecker, Land und Leute. Deß Brodt ich eß, deß Lied ich sing; eines reichen Gastgebers Liedlein aber singen so Viele, bis er selbst das Bettel-Liedlein singt, dem Loch unter der Nase zu lieb; wenn das zu wäre, wie einem Frosch nach St. Jakobstag, blieb viel unterwegs, das um des lieben Mauls und des großen Gottes Bauchus willen gethan und gesungen wird.“

A. Münde.

(Hierbei eine wörtentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

X. Dreeses d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No. 36.



B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 2. October 1831.

O, halte fest an ihr, sie täuscht uns nimmer:
Denn ewig währet, wenn Alles fällt in Trümmer,
Religion! —

R e l i g i o n .

Einer Jungfrau am Tage ihrer Einsegnung.

Was hält das Menschenherz mit kräft'gen Armen,
Wenn wild des Lebens Stürme es bedroh'n;
Was läßt durch heil'ge Tröstung und Erbarmen
In neuem Selbstvertrauen es erwarmen? —

Religion! —

Was flößt den Glauben an den Werth des Guten
Uns in die Brust mit allgewalt'gem Ton;
Was füllet uns mit reiner Liebe Gluthen,
Mit Hoffnung, wenn uns Schmerz und Weh
durchfluthen? —

Religion! —

Was ist's, das uns ein Weltasyl bereitet
Vor Lug und Trug, vor Bosheit, Spott und Hohn;
Was ist's, das uns zum Seelenfrieden leitet,
An wessen Hand der Mensch zur Gottheit schreitet? —

Religion! —

So möge sie auch Dir im Leben immer
Der Urquell seyn für Jugend, Glück und Lohn!
O, halte fest an ihr, sie täuscht uns nimmer:
Denn ewig währet, wenn Alles fällt in Trümmer,
Religion! —

Ludwig Liber.

**Die Explosion des Zwingers in
Bremen, die Braut genannt, am
22. September 1739.**

(Aus einer alten Beschreibung der, wegen dieses Ereignisses, gehaltenen Buß-Predigten.)

Es ist Land- und Weltkundig, wie hart
die Hand Gottes unsre gute Stadt Bremen neu-
lichster Zeit durch die Anzündung und Verschmette-
rung eines mit vielen Pulver, Granaten, Pech-
und Feuerkugeln, auch andern dergleichen Kriege-
Materialien belegten starken Thurms am 22. Sept.

heimgesuchet hat. Wir mögen uns von solchem Tage wohl gesagt seyn lassen, was bey dem Propheten Hesekiel im 24. Cap. V. 2 stehet: „Du Menschenkind schreibe diesen Tag an; ja eben diesen Tag;“ und sind der gänzlichen Meinung, es werde die Beschreibung dieses Unglücks weder für überflüssig, noch für unnöthig gehalten werden.

Unter den sehenswürdigen Gebäuden, welche die Stadt Bremen aufzuweisen hatte, gehörte besagter Thurm oder Zwinger, ein vornehmer Platz, welcher nicht lange nach Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nebst zweyen andern, um die Stadt nach der Weserseite recht zu befestigen, mit großen Kosten angeleget worden. Alle drey sind fast auf einerley Art, von gleicher Form, Stärke und Dicke durch einen Meister verfertiget worden. Er soll Jacob Vockes geheissen haben, und meldet die große Bremische geschriebene Chronik, daß er ein Wiedertäufer gewesen sey: Dasse dree Dwengers, nämlich vor den Ostern-Brücke- und Steffens-Dohr hefft een Meester gebowet, geheten Jacob Vockes van Völlenhoff, was een Wedderdöper; Darawer wurde he darnach, also idt uthquam van Bremen verwieset. Alle drey haben auch fast einerley Schicksal gehabt, und sind von dem Pulver durch Anzündung des Bliges theils beschädiget, theils gänzlich zerschmettert worden. Was besonders diesen zwischen der Alt- und Neustadt belegenen Zwinger-Thurm betrifft, so findet sich von seiner Erbauung in der gedachten Bremischen Chronik diese Nachricht: Dessulvigen 1531. Jahres ward de Dwenger vor dem Weserbrücke-Dohr gebowet, dar et nicht vele dogte, an de Weg gingh de Brügge entlang by dem Dwenger recht hemuth aver de lutke Weser; Dar was een Erbhues geheten de Borgwall, un dar wurdt in korten Tyden tho geraden, datt men enen Gravenümme den Dwenger her-toge, datt de Weser schulde um den Dwenger

lopen, twisken dem Walle un den Dwenger. Aberst idt was neen Rath, do wurd idt uth der Stadt wedder thogebuyket, dat Dohr lümmegelegt, also idt noch is, un dar de stattliche Wall gemacket de Brut genöthmet. Aus welcher Nachricht wir anmerken, daß nicht so wohl der Zwingerthurm selbst, als vielmehr der Wall um denselben, gleich andern Rundelen des Walls, deren jedwedes seinen besondern Namen hatte, die Braut sey genennet worden. Es war besagter Thurm sehr zierlich und feste gebauet, und hielte im Durchschnitt oder Diameter im Fundament 90 Fuß; die der Rundung war nach Proportion des Durchschnitts, und die Höhe 165 Fuß. Er hatte drey gewölbete Etagen, und die vierte war von Holzwerk; die Dicke der Mauer war in der untersten Etage von 12 Fuß, in den übrigen aber von 8 Fuß und vermuthlich im Fundament über 12 Fuß. Das oberste Gewölbe ist von vielen Jahren her mit Pulver belegt gewesen, und neben bey oder darunter sind verschiedene brennende Kriegesmaterialien, als Sturm- und Pechkränze, Licht- und Brandkugel, Handgranaten und dergleichen verwahret worden, welche jedoch in einigen Jahren nicht verfertiget, und daher alt, und ziemlich entkräftet gewesen. Man hätte meinen sollen, daß besagte gefährliche Sachen, die doch einer wohl eingerichteten Republik unentbehrlich sind, an diesem Orte mit weniger Gefahr als anderswo hätten liegen können; indem dieser Thurm von der Stadt ziemlich abgesondert, und von der einen Seite mit der großen Weser, und von der andern mit der kleinen umflossen gewesen. Allein der 22. Sept. dieses 1739ten Jahres, an welchem der besagte zierliche und starke Zwingerthurm in einer einzigen Minute Zeit aus dem Grunde zerschmettert worden hat uns, wiewohl leider zu spät, das Gegentheil überführet.

Der Montag als der 21. Sept. war ein zwar etwas neblichter, doch ziemlich schwüler Tag, und zeigte sich bey angebrochenen Abend ein starkes Wetterleuchten, nach wenig Stunden aber war ein Gewitter völlig über der Stadt, mit ungemein starken Blitzen, doch nicht gar heftigen Donnerschlägen, die wir sonst, und auch in diesem Jahr viel stärker und anhaltender gehabt. Allein war dieses Gewitter nur von kurzer Dauer, und noch nicht von den stärksten, so hat es doch einen unsäglich großen Schaden verursacht. Etwa 20 Minuten nach 1 Uhr oder gegen halb zwey des folgenden Morgens berührte ein Wetterstrahl unsern Zwingerthurm, oder die sogenannte Braut, welche darauf vermittelst der geschehenen Anzündung des Pulvers mit einem knetternden Schlag aus dem Grunde fuhr, und mit dem abscheulichsten Geprassel sich auf einmal zerschmetterte. Was nun das für eine Erschütterung müsse gewesen seyn, da ein so starker, hoher und fester Thurm auf einmal in so viele unzählige Stücke zerschlugen, und dergestalt zerschmettert worden, daß kein einziger Stein auf dem andern geblieben, solches läßt sich nicht wohl aussprechen, noch mit der Feder genugsam beschreiben. Man hörte anfänglich in der Luft ein lautes Säusen, als das Säusen eines starken Windes, und etwa ein oder fast zwei Minuten nachher erfolgte ein ungemein starker und knetternder Schlag, der die Häuser erschütterte, sie mit Feuer und Dampf erfüllte, und zugleich auf einmal die Dächer und Fenster hinwegriß. Fast kein Mensch aber gedachte hiebey an den Pulverthurm; sondern ein jeder meynete, der Donnerstrahl habe insbesondere seine Wohnung zerschmettert und angezündet. Ja man hat Nachricht, daß Leute, die einige Meilen von Bremen wohnen, die Erschütterung und das helle Feuer wahr genommen, und nicht anders geglaubt haben, als das Gewitter

wäre bey ihnen, und in ihre Häuser eingeschlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographische Berichte.

(1. Rede an die deutschen Dichter und Schriftsteller jetziger Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltiz. Hamburg und Bielefeld 1831. — 2. Rede an den deutschen Wehrstand jetziger Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltiz. Ebendaselbst 1831. — 3. Aufruf eines schlesischen Landwehrmannes an seine schlesischen und preussischen Cameraden vor dem Abmarsche an die polnische Grenze etc. Ohne Druckort 1830.)

Das Menschengeschlecht, sobald es mit der Civilisation bekannt geworden, begann zu streben und zu ringen nach den Gütern, welche ihm die Stimmführer der Welt, jene großen Männer, die ihren Jahrhunderten voran schritten, als Preis des Ringens verhießen. Aber ein schwieriger Pfad führt in das gelobte Land. Durch Wüsten und Meere, durch Wälder und über unwegsame Gebirge muß man gewandert seyn, ehe die Aussicht von der letzten steilen Höhe dem Auge die gesegneten Thäler nur zeigt, in denen die Freiheit und der Friede, in denen des gesuchten Glückes Heimath ist. Gar oft verirren sich auf dieser Wanderung die Menschen, oft schlugen sie, dem Ziele nahe, plötzlich die entgegengesetzte Richtung ein, weil sie zurückbeugen vor dem jähen Abhange, der sie von dem glücklichen Thale trennte. Denn der Wege zwei führen in seine blühenden Gefilde. Der eine, von geringer Breite, steigt allmählig hinab und ist nur für Einzelne, für Auserwählte bestimmt, während dem Gedränge der Massen nur der gewagte Sprung von der Höhe vergönnt zu seyn scheint.

Es ist jetzt wieder eine Zeit, wo der Andrang zu dem gelobten Lande so mächtig ist, daß man schier erwarten muß, die Völker werden sich jähtling hinabstürzen gleich dem empörten über die Dämme hereinbrechenden Meere, wenn nicht bald ein breiter Weg gefunden wird, der die Masse

unbemerkt in das ersehnte Elysium hinableitet. Leider giebt es aber unter den Gewaltthabern Viele, welche meinen, man könne das gelobte Land noch auf lange und mindestens während ihrer Lebzeiten verschlossen halten für den zudringlichen Pöbel. Sie wenden Alles an, die Völker wieder in's Dunkel der Wälder, in die Einöden der Wüsten und Gebirge zurückzuführen. Das ist die Ursache des Kampfes, der gegenwärtig mit scharfen und stumpfen Waffen offen und verdeckt, in ganz Europa geführt wird. — Willkommen sey daher jeder Kämpfe, der mit der Devise „Vorwärts!“ in die Schranken tritt. Der ehrenwerthe bekannte Verf. von Nr. 1 und Nr. 2 gehört zu diesen. Beide Schriftchen (jede ist einen Bogen stark) reden mit eindringlicher Wärme zu denen nicht bloß, an die sie zunächst gerichtet sind, sondern zu Allen, die nicht abgestorben sind für die Gefühle der Ehre, der Vaterlandsliebe, der Freiheit. Hier eine Probe aus Nr. 1. Der Ernst der Zeit fordert ernste Worte, ernste Töne, ruft der Verf. allen Dichtern zu:

„Die Zeit verlangt von Euch der Wahrheit Wort,
Drum reißt der Harfe leichte Saiten fort!
Singt lieber nur im männlichen — Accord!
Auf daß von ihrem Klang der Weltkreis bebe,
Und ewig Wahrheit, Recht und Freiheit lebe.
O Schmach! für jeden Dichter Schmach genug!
Der nicht als Mann in diesen ernsten Zeiten,
Für Wahrheit sucht mit seinem Wort zu streiten,
Kühn gegen Finsterniß, Gewalt und Trug.
Der eingelullt in süße Ländeleien,
Das Große seiner großen Zeit nicht fühlt,
Engherzig seine feige Leier spielt,
Um andre Feige, die das Ohr ihm leihen,
Mit schlaffem Versgeklänge zu erfreuen;
Schmach ewig ihm, daß Harfe also klingt!
Doch Fluch! dreimal'ger Fluch! dem Aftersohne
Des Helikons, der heut' im Schergentone,
Sein heil'ges Wort der Tyrannei verdingt,
Und Knechtisch ihr ein feiges Loblied singt.

Bereinigt Euch, Ihr freien deutschen Dichter,
Bereinigt Euch zu einem heiligen Bund!
Und macht solch einem Wicht, als strenge Richter,
Sein Schandurtheil auf ew'ge Zeiten kund:
Verstoßen sey er von der heil'gen Höhe
Des deutschen Helikons auf immerdar,
Verstoßen auch von jedem Kunstaltar;
Verflucht sein Wort, sein Lied und seine Nähe.“

Aus der Rede an den deutschen Wehrstand
jetziger Zeit mag hier ebenfalls eine Probe stehen;
sie wird sicherlich dazu beitragen, die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese Schriften zu lenken.
— Der Verf. hat an die große Zeit erinnert,
wo die Fürsten Deutschlands einsahen, daß sie
den Kampf für Freiheit, Recht und Vaterland
nicht mit Söldlingsarmen ausfechten konnten;
„Drum riefen sie das Volk zum Kampfe auf,
Vertiehen ihm sein angestammtes Recht,
Die Waffe für den heiligsten der Zwecke,
Zum Schutz für dich, du theures Vaterland,
Allein zu tragen und gerecht zu führen.“

Auch der Verf. zog das Schwert.

— „In jenem hocherhabnen deutschen Kampfe,
Für einen schönen goldnen Freiheitstraum,
Für einer Völkerhoffnung süßen Glauben,
Zog's für des deutschen Reichs Vereinigung,
Um einer Eisenkrone schlichten Ring,
Um wieder sie nach meinen besten Kräften
Auf eines deutschen Fürsten würd'ges Haupt
Mit Kaisermacht befestigen zu helfen; —
Und siegte nur, um schmerzlich einzusehn:
Ich hatte — ach! für einen Traum gekochten.
Doch laß Dich drum, mein junger deutscher Held!
In Deiner edlen Bahn nicht irre leiten;
Such für das wahre Glück des Volks zu streiten:
Für seiner Einheit heiligen Verband,
Und kämpf mit Muth für's deutsche Vaterland.
Zieh nie Dein Schwert aus Ehrgeiz, nie aus Rache,
Für fremder Zwecke kleinlichen Gewinn.
Nie gegen eines Volks gerechte Sache.“

Ja Freiherr, Du hast für jenen Traum gekochten,
für den Tausende edler Jünglingsherzen
aufhörten zu schlagen, für den die edelste Blüthe

der deutschen Jugend sich opferte, fromm vertrauend auf Verheißungen, die damals vielleicht aufrichtig waren. — Wer kann über Leipzigs Blutgetränkte Ebenen gehen, ohne den dort Schlummernden bittere Thränen nachzuweinen! Kein Denkmal erzählt auf Leipzigs Schlachtfelde dem Wanderer, daß die Freiheit, die Einheit Deutschlands von jenen blutigen Octobertagen datirt. — Datirt? — Es sind funfzehn Friedensjahre über Deutschland hingezogen, aber von Einheit sieht man keine, von Freiheit spärliche Spuren nur. Verfolgt hat man während dieses Friedens jene Männer als Empörer, welche damals, in den Zeiten der Noth, für die edelsten galten. Allgemeine Verarmung hat jenen Frieden zur Schmerzensepoche gemacht. — Dennoch aber wird Deutschlands Freiheit und Einheit von jenen Siegesthaten datiren, denn nimmer sahen die Völker klarer ein, als seit jenen Tagen, daß ihr Glück nur in ihrer Mitte geboren werden, nur von ihnen selbst fest begründet werden kann.

Als Thema des dritten Schriftchens wollen wir die letzten drei Zeilen unserer gewählten Probe aus dem vorhergehenden hier wiederholen:

„Zieh nie Dein Schwert aus Ehrgeiz, nie aus Rache
Für fremder Zwecke Kleinlichen Gewinn.

Nie gegen eines Volkes gerechte Sache.“

und nur bemerken, daß dieses Thema mit besonderer Beziehung auf Preußen und Polen darin so ausgeführt ist, wie jeder Freund des Rechts es wünschen muß.

Einfluß der Einbildungskraft bei Kranken.

Folgende, vor Kurzem von Herrn Coleridge mitgetheilte Anekdote erläutert nicht allein einen Charakterzug, sondern kann auch den Beschültern medicinischer Charlatans als heilsame Lehre dienen.

Nachdem man die Kräfte des salpetrigsauren Gas= oder Stickstoffprotoryd entdeckt, war ein Hr.

Dr. Webboes mit sich einig, daß es nothwendiger Weise ein Specificum gegen Paralysis seyn müsse. Es wurde also ein Kranker zu der versuchsweisen Anwendung des Mittels gewählt und Davy (nachmals Sir Humphry) mit der Anwendung beauftragt. Ehe dieser nun zur Einführung des Gases schritt, brachte er ein kleines Taschen-Thermometer unter die Zunge des Patienten, wie er gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, um den Grad der thierischen Wärme, in Beziehung auf künftige Vergleichen, zu kennen. Der paralytische Kranke, mit dem bei ihm in Anwendung zu bringenden Prozeß völlig unbekannt, aber durch die Vorstellungen des Dr. Webboes von der Sicherheit des Erfolgs voraus völlig überzeugt, kühlte nicht sobald den Thermometer zwischen seinen Zähnen, als er auch glaubte, daß der Talisman in voller Thätigkeit sey, und, indem er seinen Enthusiasmus Luft machte, erklärte er: daß er bereits die Wirkungen seines wohlthätigen Einflusses in seinem ganzen Körper empfinde.

— Die sich darbietende Gelegenheit war zu gut, als daß man sie hätte ungenutzt lassen können: Davy warf Herrn Coleridge einen bedeutenden Blick zu und bat den Patienten, Morgen wieder zu kommen, wo dieselbe Ceremonie statt fand, und so vierzehn Tage lang jeden Tag wiederholt wurde. Der Patient besserte sich in dieser Zeit allmählig, und wurde als geheilt entlassen, obwohl durchaus nichts Anderes angewendet worden, als die Einbringung des Thermometers. Dr. Webboes, dem man absichtlich die Umstände des Falles verheimlichte, sah in der Wiederherstellung seines Patienten die Bestätigung seiner Absicht und die Erfüllung seiner lebendigsten Hoffnung: daß salpetrigsaures (Dryd) Gas ein Specificum gegen Paralysis sey und sagte: „Es wäre eine Sünde, die allgemeine Bekanntmachung einer solchen wichtigen Entdeckung zu verzögern; es wäre

grausam, mit der Mittheilung der Thatsache bis zur Herausgabe eines neuen Bandes „Contributions“ zu warten; die Monatschriften seyen zu langsam in ihrer Verbreitung; — das Beste sey eine Flugschrift, ein Artikel in die Zeitungen, Circulare an die Hospitäler“ u. s. w. Dies waren die Ansichten und Pläne, welche Beddoes in Bewegung erhielten, bis Davy die Täuschung bekannte, die er anzuwenden verleitet worden war.

Das verlorene und wiedergekehrte Gedächtniß.

In einer Böhmischen Chronik findet sich ein merkwürdiger Beweis, daß die Angst zuweilen einen Menschen ganz um sein Gedächtniß bringen kann. Ein Edelmann in Karlsbad beschuldigte seinen Diener, ihm zwölf Goldstücke entwendet zu haben; der junge Bursch, fast zum Tode erschrocken, weinte und bat, sein ganzes Eigenthum durchsuchen zu lassen, gab auch den Schlüssel zu seiner Truhe sogleich her. In derselben fanden sich aber zwei Goldstücke, die der Edelmann als die seinigen zu erkennen glaubte; der Bursch ward sogleich verhaftet und der peinliche Prozeß gegen ihn begann, in welchem er zwar das Verbrechen läugnete, aber durchaus nicht angeben konnte: wie er zu den beiden Goldstücken gekommen; so wurde er denn, nach damaligem Recht, zum Tode verurtheilt. Kurze Zeit vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage empfahl sich der Arme eines Abends in heißer Andacht seinem göttlichen Vater und schlief danach beruhigt ein. Um Mitternacht schreckt er plötzlich freudig auf, alle Angst war entwichen und er weiß nun, daß er jene Goldstücke von einem reichen Kaufmann aus Hamburg zum Geschenk erhalten habe. Am nächsten Tage erzählte er den Richtern Alles im Zusammenhange; es wurde nach Hamburg geschrieben, der Kauf-

mann bestätigte die Aussage und der arme Bursch ward mit Ehren frei gelassen.

Th. Daun.

* Raum glaublich und doch wahr.

Neulich stand in der Leipziger Zeitung ein Schreiben aus Berlin, worin bemerkt wurde, wer sich vor der Cholera hüten wolle, müsse vom Kopf bis zum Fuß in Wolle gekleidet sein, dürfe vor 8 Uhr Morgens und nach 7 Uhr Abends nicht ausgehen, dürfe außer Kartoffeln gar kein Gemüse essen.

In einer gewissen Stadt giebt ein Mitglied der Cholera-Deputation einem Aufwärter einen Auftrag und droht diesem, der verhindert war den Befehl zu vollziehen, ihn ohne Hülfe zu lassen, sobald die Cholera erschiene, erklärt ihn gradezu, er würde daran sterben, sobald er von der Cholera befallen werde. — Was soll man von einem solchen Mitgliede jener Deputation denken, der da glaubt über Leben und Tod gebieten zu können?

* Bürgerconvent.

Daß dieselben wegen vorgerückter Jahreszeit wieder auf der Börse gehalten, zahlreicher als seit längerer Zeit besucht werden mögen, auf denselben weniger unnützer Wortkram und lästige Wiederholungen bereits gemachter Bemerkungen gemacht, größere Ordnung und Ruhe eingeführt, Anträge und Beschlüsse schneller von der einen Seite concipirt, schneller von der andern Seite beantwortet werden mögen, die Verhandlungen schneller gedruckt und weniger kostspielig gemacht werden ist der Wunsch

vieler Bürger.

E i n f ä l l e.

Wishascher gleichen den Bündelstaschen; anfänglich, wenn man sie mit dem Schwefelhölzchen berührt, sprühen sie Flammen, bald aber verdampft die Schwefelsäure und es bleibt nur der todte Asbest zurück, dann wird man sie mit zwanzig und mehreren Schwefelhölzern umsonst berühren, es zischt zwar zuweilen in kleinen Funken empor, aber die meisten bleiben unentzündet und auch die, welche Feuer zu fangen scheinen, verlöschen augenblicklich.

Die Hoffnung gleicht der Milch, anfänglich ist sie süß, aber sie geht bald in Säure über.

Vergnügungen muß man mit Maß genießen und sich selbst ihrer, des Genusses wegen, zuweilen berauben, sonst wird man für sie unempfindlich, denn das Angenehme selbst wird peinlich, wenn es zu lange währt.

R. Mächler.

* E i n F r a u e n k o p f

nach dem Modejournal 1831.

(Aus den nachgelassenen Papieren des Herrn Dr. W. Müller.)

Ein Chaos seh ich hier von Blumen, Gasen, Bändern,
Auf ellenbreitem Gut phantastisch aufgebaut,
Um täglich das Gebäu zu neuer Form zu ändern. —

Wenn man ins Couterain des breiten Thurmes
Schaut,

Was wird man da gewahr? — Ein Wald von hund-
bert Locken

Mit Regen eingezäunt — Kommt mir dazu Gesicht,
Zwei Sternchen blinken hell aus diesem Hedewooken

Nebst einer Nasenspitze — ein Antlitz seh ich nicht —
Noch wen'ger einen Kopf, der einem Menschen gleiche.

Von hinten glaubt mein Saul, es sei ein Ungeheuer
Das ihn bedroht und flieht und läßt den Herrn im
Stiche,

In tiefen Schlamm versetzt — und macht das Ding
mir theuer.

Drum sparen Sie, Madam, die in dem Uebling steckt,
Die Kosten und die Mühe, damit das Wunderbild
Zum Unglück nicht noch oft ein scheues Pferd erschreckt,
Und mancher Ritter nicht Sie und das Uebling schilt.

* N ä t h s e l.

Ich bin ein Ring, und doch nicht rund
Und habe Augen, Nas' und Mund,
Im Tode bleibt die Seele mir
Geviertheit lieg' ich oft vor Dir.

Als einstens ich ans Land gebracht
Ward schnell mir der Proceß gemacht
Mit meinen Brüdern eingefangen,
Starb ich; ja Mancher ward gehangen.

Ich bringe in der Brüder Reih'n
Dem Handel manchen Vortheil ein,
Doch nutzlos blieb ich stets im Leben —
Nur leblos kann ich Nutzen geben.

— ii —

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 76:

H a u s k r e u z.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Einbeck.

Am 14. September d. J. hatte unsre Stadt das Glück, die, unter dem Namen einer Gräfin von Wittelsbach, aus dem Seebade Dobberan heimkehrende Königin von Baiern, auf ihrer Durchreise, innerhalb ihrer Mauern zu sehen. War gleich ihr Aufenthalt hieselbst nur von kurzer Dauer, so hat doch eine menschenfreundliche Handlung, wodurch die erhabene Fürstin auch hier ihres schönen Herzens edle Gefühle auf eine rührende Weise offenbarte, Derselben ein bleibendes Denkmal bei den hiesigen Einwohnern gestiftet.

Die Königin hatte, von Ammenfen aus auf der Hube angekommen, dort ihren Wagen verlassen, um in Begleitung einer Hofdame und eines Kavaliere den Hubeberg, nach Einbeck zu, hinunter zu gehen. Sie war im Begriff, den links durch das Gehölz, längs der Chaussee, führenden Fußpfad einzuschlagen, als sich ihr ein armer Knabe unsrer Stadt mit der Bitte um eine Unterstützung für seine kranke Mutter nahte. Die Königin richtete an den Supplikanten leutselig mehrere Fragen, welche dieser, ein dreister, gewandter Junge, zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Sie vernimmt auf diese Weise von ihm, daß sein

Vater schon seit einigen Jahren todt, die Mutter seit langer Zeit stich sei, jezt das Bette hüten müsse und oft nicht wisse, woher sie für ihre fünf, noch unversorgten, Kinder Brod nehmen solle. So war die hohe Reisende in fortwährendem Gespräche mit dem Knaben den alten Hubeberg hinuntergegangen. Am sogenannten Knielebrink steigt sie wieder in die ihrer harrende Kutsche, nachdem sie zuvor Jenem einen Gulden geschenkt, auch für dessen Mutter von einem hiesigen Bürger, der gerade auf einem nahe belegenen Acker mit Kartoffelnroden beschäftigt war, einen Vorrath Kartoffeln persönlich eingekauft hatte. Am Thore trifft sie wieder mit dem Burschen zusammen; sie bedeutet ihm, sich zum Posthause zu begeben. Kaum ist sie hier ausgestiegen, als sie verlangt, von ihm zu der Leidenden geführt zu werden. Der Knabe, der erst jezt erfährt, daß eine Königin es sei, die ihm ihre Aufmerksamkeit widmet, geht bebenden Schrittes voraus, die Königin mit den schon erwähnten Personen ihm nach. Da dies am hellen Tage geschah, so war es nicht zu verwundern, daß sich alsbald eine ziemlich große Menschenmasse dem über zwei Straßen sich bewegenden seltenen Zuge anschloß. Die Königin tritt in das Haus, in dessen oberstem Stockwerke die Wittve wohnt. Der Sohn eilt die Treppen hinauf; bestürzt stürmt er in das Wohnzimmer, welches zugleich das Krankenzimmer der Mutter ist. „Ach, Mutter, Mutter!“ — weiter vermag er nichts zu sagen, einen Gulden auf das Bette legend. In diesem Augenblicke dringt der Wittve ein starkes Geräusch von der Straße aus zu Ohren. Sie sieht zum Fenster hinaus, bemerkt die vielen Menschen und wird sofort, zumal, da sie auch Landdragoner erblickt, von dem niederschlagenden Gedanken ergriffen, ihr Sohn habe eine strafbare That begangen. „Junge, Junge, was hast Du gethan?“ — so redet sie erzürnt den vermeintlichen Verbrecher an. Da hört sie die ihr mährchenhaft klingenden Worte: „Ach, Mutter, auf der Diels steht eine Königin, die Dich sprechen will.“ Die Kranke wankt nun in der gespanntesten Erwartung die Treppe hinab. Die Erhabene redet mit anmuthsvoller Huld die ängstlich bekommene Frau an, erkundigt sich gelegentlich nach ihren Verhältnissen, erfreuet sie mit einer Gabe von neun Gulden, und scheidet von ihr unter heißen Worten des Trostes und der Ermuthigung. Wenige Minuten darauf kam auf Geheiß der Königin deren Leibarzt zu der Wittve, ihren Gesundheitszustand mit Theilnahme näher erforschend. Eine Engelererscheinung mußte der

Besuch der hohen Frau für unsre Wittve sein. Sie befand sich vorzugsweise gerade in diesen Tagen in der peinlichsten Verlegenheit; sie sollte Gartenzins schaffen und sie wußte keine Hilfsquelle. „Doch, wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“ Die in der Nähe der bezeichneten Wohnung versammelten Menschen, zum Theil angesehene Bewohner der Stadt, Zeugen der erzählten edlen That, konnten den Mahnungen ihrer tief bewegten Herzen nicht widerstehen. Ihre wohlthuend aufgeregten Gefühle sprachen sich unwillkürlich in einem wiederholten freudigen Lebehoch! aus, welches der menschenfreundlichen Fürstin bei ihrem Hervortreten aus der erwähnten Wohnung, so wie bei ihrer Abfahrt vom Posthause dargebracht wurde.

Heil dem Lande, welches eine solche Fürstin besitzt! Heil dem Landesvater, der im Verein mit einer solchen Gemahlin der Unterthanen Wohl zu fördern sich zur schönsten Aufgabe des Lebens macht! — Heil aber auch uns, daß wir nicht weniger unter der Obhut einer Herrscherfamilie stehen, welche von jeher die sprechendsten Beweise der edelsten und großmüthigsten Wohlthätigkeit gegeben hat! —

B e r l i n .

Seit einigen Tagen macht eine Nachricht über den bekannten geschätzten Schriftsteller D'an. Lehmann in den gebildeten Kreisen lebhaften Eindruck, so daß wir überall der Frage begegnen: ist es wahr? — und leider hat es sich bestätigt, daß sein Leichnam in der Gegend zwischen Wittenberg und Leipzig gefunden wurde, wohin er, wie alle seine Freunde wußten, zu reisen gedachte, einige Zeit dort verweilen und dann für längere Zeit nach Dresden hinüber wollte. Der Grund seines gewaltsamen Hinscheidens ist bisjezt völlig unentdeckt, da er in aller Hinsicht seine Ansprüche an das Leben befriedigen konnte. Ohne äußere drückende Sorge, noch in voller, jugendlicher Kraft, gesund wie irgend Einer, stets in Gleichmuth und voll Humor, wie selten Einer; in seinen ausgezeichneten Talent allgemein anerkannt und geschätzt; von Allen, die ihn näher kannten, geachtet und geliebt — wer vermag da eine Veranlassung anzufinden, um den Tod zu erzwingen?! — Die deutsche Literatur hat an ihm noch mehr verloren, als bisjezt sein öffentlicher Ruf weiß, obwohl er ihm sehr günstig war. Jezt sind wir von der Unbegreiflichkeit des Ereignisses so hingenommen, daß bei dem Gedanken an ihn nur die Lösung des betrübenden Räthsels uns beschäftigt.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 6. October 1831.

Die Glanzgestalten ziehn still feierend auf und nieder
Wißt hier der Raum den Raum? — zählt Stunden hier die Zeit? —
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief in's Ewige hinaus die Riesenglieder!

Liedge.

An die Sonne bei ihrem Aufgange.

Von Karl Heidler.

Wach' auf aus Deinem vollen Morgenrothe,
Aus Deines Bräut'gams Armen reiß' Dich los!
Zeig' Dich, wie auferstanden von dem Tode,
Im Schooß des blauen Himmels hehr und groß,
Verstreu' auf Erden Deine Rosenblüthen
Und kräftige mit Deinem Strahl die Müden.

In Deines Lichtes goldbesäumtem Prangen
Erbleicht der Stern vor Deinem Morgenruth,
Dein Liebling, der Dir treu vorausgegangen,
Wo ist er hin, der schöne Hesperus?
Von Deinen Rüssen ist er blaß geworden
Und irrte nun unsichtbar durch lichte Pforten.

Gleich wie der Hirt die woll'ge Lämmerherde,
Treibst Du die Wölkchen durch die blaue Flur,

Und weidest sie hoch über dieser Erde,
Du Pflegerin der himmlischen Natur,
Die Du die Welt, schnell stillend ihr Gelüsten,
Mit Segen tränkst an Deinen Mutterbrüsten.

Außerer, Du großer Himmelsgloben,
Um den sich leuchtende Trabanten dreh'n,
Kometen, gleich, als wären sie zerstoßen,
Mit ihren Schweifen in der Irre geh'n.
Wie ruhig still thronst Du im blauen Lichte,
Du, ew'ge Zeugin von der Weltgeschichte.

Du siehst den Fisch im tiefsten Meere spielen,
Bepersst die Blumen und den Wasserfall,
Du bettest sanft auf Deines Lichtes Pfählen
Den Regenbogen, stillst des Donners Schall,
Der Friede spielt, Du Herrliche, Du Große,
Ein lieblich Kind in Deinem warmen Schooße.

Gleich wie die Mutter ihren Säugling stillt,
Labst Du die Erde stets mit Deinem Lichte,

Dein Busen ist mit Flammen angefüllt,
 Dein Strahl, der sich in tausend Stäubchen bricht,
 Erweckt die Raupe zu dem Schmetterlinge
 Und blüht wie Diamant in Deinem Ringe.

Ein Candelaber an des Himmels Dome
 Strahlst Du, wenn hier der Vetter Dich belauscht,
 Der Riese ist vor Dir ein kleiner Gnome,
 Der gern die menschliche Gestalt vertauscht,
 Sah' er Dich ganz einmal von Angesichte
 Und würd' ein Glühwurm nur in Deinem Lichte.

Wie lange schon sah'st Du die Menschen weinen,
 Wie lange noch wirst Du auf Deinem Gang
 Die Liebenden in ihrer Lust bescheinen,
 O, scheinbar nur ist hier Dein Untergang,
 Dein Pfuhl ist's Meer, die Mitternacht Dein Bette,
 O Diamant der großen Sternenkette.

O leucht' auch mir in Deines Lichtes Hafen
 Und hülle mich in Deine Funken ein,
 Im Grabe hat der Geist bald ausgeschlafen,
 Und abgestreift der Erdenfesseln Pein.
 O Morgensohne, wärme Du und hüte
 Den Staub, weck' ihn zur Immortellenblüthe.

Die Explosion des Zwingers in Bremen, die Braut genannt, am 22. September 1739.

(Aus einer alten Beschreibung der, wegen dieses Ereignisses, gehaltenen Buß-Predigten.)

(Beschluß.)

So groß und allgemein war der Schrecken, welcher durch diese plötzliche Zersprengung ist verursacht; und nicht geringer ist die Verwüstung, welche dadurch in unserer Stadt angerichtet worden. Man hat solche ohne Augen voller Thränen, und einem Herzen voller Wehmuth unmöglich ansehen können. Die ganz nahe belegenen Gebäude sind zugleich mit in die Luft geflogen und zerschmettert worden. Die Einwohner aber derselben theils in die Höhe geworfen, und an Gliedern stückweise hin und her zerstreuet worden, daß man hier einen Arm, dort ein Bein, hier

ein Kind ohne Kopf, dort ein Stück Menschenfleisch hat liegen gesehen; theils mit Schutt und Steinen bedeckt worden, und also in einem Augenblick gesund, todt und begraben gewesen. Nächst diesen sind viele hundert Häuser in der Alt- und Neustadt sonderlich auf der Wachtstraße, der Tiefer und Stavenbamm, bey St. Martini, auf der Holzspforte und der Schlachte, wie auch in der Neustadt auf dem Deiche, auf dem Theerhofe, auf der Straße nach der Hauptwache und nach dem Buntenthor, auch sonst hin und wieder zwar nicht gänzlich zernichtet, doch höchst elend zugerichtet und sehr beschädigt worden. Der Schaden, welcher hierdurch verursacht worden, und der auch sonderlich die St. Martini und die Neustadts Kirche sehr stark betroffen, ist ungemein groß, und sind Privatpersonen, welche denselben schwerlich mit 1000, und mehr Rthlr. werden stehen können.

Ein merkwürdiger Umstand war hiebey, daß, nachdem das Gewitter den oftberregten Pulverturm angezündet hatte, selbiges ganz und gar aufhörete, so daß weder Blitz noch Knall weiter vernommen wurde. Gerade als ob Gott der Herr damit habe sagen wollen, daß sein Donner nun dasjenige ausgerichtet habe, dazu er von ihm sey gesandt worden. Doch hat bei dem allem eine besondere göttliche gnädige Vorsehung gewaltet, daß, da durch diese Zersprengung des mit Pulver und Brandgut belegten Thurms ein ganz feuriger Schwefelregen in die Höhe getrieben und auf die Häuser hin und wieder geworfen, auch verschiedene derselben allbereits wirklich angezündet worden, zu gleicher Zeit ein starker Plazregen dieses alles zu löschen ganz unvermuthet vom Himmel herab geschicket worden; widrigenfalls unsre gute Stadt an vielen Orten zugleich auf einmal nothwendig hätte in Brand gerathen müssen. Merkwürdig ist auch ferner hiebey, daß kein einziger Mensch

gottlob in seinem Hause ist gequetschet oder beschädigt worden; obgleich die schwersten Werk- und Quadersteine, auch große Balken und Stücke Holzes, welche durch die Gewalt des Pulvers in die Höhe getrieben, hin und wieder auch in die abgelegten Häuser hinein geworfen worden.

Die Gebäude und Häuser welche zugleich mit dem Thurm in die Luft geschoßen und zerschmettert worden, sind:

- 1) Ein Schauer hinter dem Thurm.
- 2) Noch ein Schauer auf der Seite in Süden.
- 3) Die Accise.
- 4) Das Bürger-Wachthaus.
- 5) Ein Bürger- und Constabler-Wachthaus.
- 6) Das Werdhaus hinter der Accise.
- 7) Das Soldaten-Wachthaus der Klebelappen.
- 8) Die Walkmühle.
- 9) Die sogenannte Scherenschleifer-Bude.
- 10) Drey an der Brücke angehängte Schiffmühlen.
- 11) Des Bauaufsehers Haus.

Nicht weit von diesem letzten Hause steht das vor zwey Jahren sehr massiv gebauete Haus des Baumeisters Ficken, welches zwar sehr beschädigt worden, dennoch aber von den dahinter stehenden Häusern die gänzliche Zerschmetterung und Herumstürzung, durch göttliche Vorsehung abgewendet hat.

Die in die Luft gesprengten und erschlagenen Menschen sind, so viel man mit Gewißheit hat erfahren können:

Der Accisemeister Gerhard Port-
husen nebst seiner Frau und
5 Kindern. 7 Personen.

Die auf der Wacht gewesenen
Bürger. 12 =

Harm Grönninger der Walkmüller
nebst seiner Frau, einem Kinde
und einem Arbeitsmann, ge-
nannt Heshusen. 4 =

Henrich Hagens und seine Frau
in der Scherenschleifer Bude. 2 =

Harm Euthoff ein Müllerknecht. 1 =

Joh. Friedrich Dreyer ein Con-
stabler, so auf der Braut ge-
wesen. 1 =

Johann Schmitberger ein Feuer-
werker, welcher aus der Neu-
stadt nach dem Zeughause gehen
wollen, dem zwischen den Brük-
ken das linke Bein ganz zer-
schmettert, nebst der linken
Seite, daß er nach 30 Stunden
seinen Geist aufgeben mußten. 1 =

Der Bau-Aufseher Berend Meien-
borg nebst seiner Frau, der
Tochter und der Magd. 4 =

32 Personen.

Der Sohn des gedachten Bauaufsehers Ni-
colaus Meienborg, und dessen Tochterkind Adelheid
Patts von 14 Jahren, sind zwar auch mit in
diesem Hause gewesen; doch aber auf eine merk-
würdige Weise beym Leben erhalten worden. Er-
sterer hat oben auf der Kammer nach der Straße
her geschlafen, und ist in seinem Bette, nicht
wissend wie, zur Erde gestürzt und unter das
Gebäude gleichsam begraben worden; die Pech-
kränze und andere brennende Sachen, welche ganz
nahe um und neben ihn gebrannt, sind durch den
entstandenen Regen, da er in der größten Noth
war, gelöscht, und er also glücklich und ohne
sonderlichen Schaden errettet worden. Das ge-
meldete Mädchen, welche oben in einer Hinter-
kammer geschlafen, ist nicht weniger lebendig und
ohne Schaden aus den zerfallenen Holz- und
Mauerwerke, nachdem sie zwey Stunden darunter
gelegen, heraus gezogen worden.

Ein gewisser berühmter Professor in Frank-
furt, der mit Meienborgs Hause in naher Ver-

wandschaft steht, selbst aber annoch unverheirathet ist, hat über diese traurige Begebenheit nachstehendes sehr wohlgerathenes Epigramm gemacht:

Sponsa perennantis Bremana per arva Visurgis
De Caelo rapta est fulmine tacta gravi.
Haec quoque visa meae fatalia fulmina stirpi;
Tres animas nobis Sponsa superba rapit,
Ah! merito flammis expavi semper amoris,
Vitavi sponsam, sponsa necatque meos.

Solchergehalt ist nun Gottes Güte bey dem großen Unglück höchlichst zu preisen, daß sie es nicht mit uns gar ausgemachet, sondern ein mehreres Unglück in Gnaden von uns abgewendet, und daß sie insonderheit das hin und wieder schon angegangene Feuer durch den sehr gnädigen Regen zu rechter Zeit gedämpft hat; weil es sonst um diese Stadt gewiß sehr schlecht würde ausgesehen haben. Wir wünschen von Herzen, daß Gott unsere und andere Städte, vor dergleichen und andern Unglücksfällen in Gnaden wolle bewahren, damit keine solche Nachrichten weder von Bremen noch andern Orten weiter gegeben werden dürfen.

Diätetik.

(Aus Berlin.)

Die Hausfrauen sind jetzt bei den Küchenzetteln in Verlegenheit, aus der selbst das bekannte Buch mit dem Titel: „Was kochen wir heute?“ sie nicht zu retten vermag; war es sonst schon für tüchtige Wirthinnen unnütz; so ist dies jetzt im Superlativ der Fall, weil sehr viele Speisen, der überall drohenden Cholera wegen, nicht gekocht werden sollen. Da wollte nun ein Dienstoffertiger aushelfen, indem er in der Berliner Zeitung No. 218 „einige diätetische Regeln“ mittheilte, „die sich als Präservativ-Mittel sehr vortheilhaft in Königsberg in Preußen bewährt haben, wo doch die Seuche viele Hunderte von Menschen schon hinweggerafft hat.“ Ein wunderlicher Nachsatz

zu der vorangehenden Bewährung! — Was verordnet nun der Dienstoffertige? — „Des Morgens im Bett zwei Tropfen Camillen-Öel auf Zucker, dann verweilt man noch im Bett; eine Stunde später starken schwarzen Kaffee; zum zweiten Frühstück eine gute Tasse Bouillon und ein kleines Glas Madeira mit Buttersemmel; des Mittags gute kräftige Fleischbrühe und etwas mageren Braten; Nachmittag wieder einen guten schwarzen Kaffee; Abends Grützsuppe oder Thee mit Butterbrod.“ Als Getränke empfiehlt er „abgekochtes Wasser mit Zucker und Rothwein gemengt oder ein gutes leichtes Bitterbier.“ Das ließe sich nun Alles hören, für den, der es haben kann; wenn aber der Dienstoffertige hinzusetzt: „Diese Lebensart ist angenehm, mit wenigen Kosten verknüpft, und kann also von Jedem geführt werden“, so ist dies zwar ein bequemer und wohlklingender Schluß, etwa wie der: „Wenn ich gutes Wasser vor mir sehe, so lasse ich das beste Bier stehen und trinke lieber vortrefflichen Wein!“ — aber, Guter, Sie philosophiren wahrscheinlich aus einem straff gefüllten Geldbeutel, und ihren Begriffen ist ein leerer unbegreiflich! Wie viele Familien giebt es wohl, die eine Lebensweise führen können, wie die oben angerathene?! — Glücklicher Weise ist denen, die es nicht können, auch zu rathen mit der kurzen Regel: Genießt, was ihr sonst mäßig genossen habt, noch mäßiger; darin liegt die ganze nothwendige Diätetik, das richtige Präservativ.

Wir hörten neulich kurz hintereinander zwei Aerzte urtheilen. Der eine wurde in einer Mittagsgesellschaft befragt: Ob denn Gurken-Salat wirklich eine gefährliche Speise sey? — und er entgegnete: „Meine schönen Damen und weisen Herren, Alles nach Umständen! Nehmen Sie sehr fein geschnittene, nicht allzusehr ausgebrückte Gurken, gießen Sie feinen, aber äußerst scharfen Essig darauf, ferner das vorzüglichste Del; haupt-

sächlich aber guten Pfeffer nicht zu vergessen! —
 — mengen Sie das Alles tüchtig unter einander und
 — werfen es dann zum Fenster hinaus, so schadet
 es keinem Menschen.“ Das Späßchen wurde
 belacht und die Gesellschaft hatte ihre Antwort.
 — Tages darauf wollte der Unterzeichnete seinen
 Hausarzt um etwas befragen; er ging Nachmittags
 um drei Uhr zu ihm, fand ihm bei Tisch und
 auf demselben rechts — eine Melone und links
 saure Gurken. „Aber, Herr Doctor!“ rief ich,
 erschrocken auf die beiden Frucht-Teller zeigend.
 „Ist Ihnen vielleicht gefällig?“ fragte er und bot
 mir Beides an. „Ei, um des Himmels willen,
 wie sollt ich —!“ — „Ah so!“ unterbrach er
 meinen Ausruf; „Sie scheuen sich? da bitte ich
 dringend, genießen Sie weder das Eine, noch
 das Andere. Was mich betrifft, ich bin Beides
 zu rechter Zeit gewohnt, scheue mich nicht und
 esse mäßig davon; da weiß ich, es wird mir nicht
 schaden!“

Der Unterzeichnete genießt in dieser Zeit
 keine Melonen und keine Gurken, und ist auch
 überzeugt, daß man im Allgemeinen sehr wohl
 thut, jetzt Obst zu vermeiden. Aus Obigem soll
 nur ein Beweis verschiedener Ansicht hervorgehen und
 der Wunsch: mit eigner Angst die Hausfrauen
 nicht in noch größere zu jagen; denn sie werden
 zuletzt wahrlich nicht mehr wissen, was sie auf
 den Tisch setzen sollen.

Also: Mäßigkeit und nochmals Mäßigkeit!
 — dann aber auch nicht zu wählig, sondern viel-
 mehr stets eingedenk des Märkisch-Brandenburg-
 schen Spruchs: „Bange machen gilt nicht!“

A. Ritter.

Die Aufhebung der Freimaurerei in Nordamerika.

Unter den vielen großartigen, die Entwick-
 lung der staatsbürgerlichen Freiheiten befördernden

Ideen, deren Anregung Europa der neuen Welt
 schon verdankt, darf eine neue Erscheinung in unserer
 vielfach bewegten Zeit nicht unbemerkt bleiben,
 welche die nordamerikanischen Staaten bereits von
 einem Ende der Republik bis zur andern bewegt,
 nämlich die Absicht der angesehensten Mitglieder
 amerikanischer Maurerlogen, die Abschaffung der
 Maurerei in ganz Amerika auszusprechen und sich
 freiwillig aufzulösen. Die achtbarsten Mitglieder,
 die öffentliche Meinung berücksichtigend, haben sich
 entschieden für die Aufhebung dieses alten Gesell-
 schäfts-Instituts in dem Sinne erklärt: daß die
 sogenannte Maurerei von keinem fernern Nutzen
 in den vereinigten Staaten mehr seyn könne, und
 ihre Fortdauer dem Fortschreiten unserer Zeit viel-
 mehr hinderlich sey. Ohne den Nutzen zu ver-
 kennen, den dieses Institut in seiner ursprüngli-
 chen Reinheit dem Fortschreiten der Freiheit und
 Humanität in despotischen Staaten noch gewäh-
 ren mag, gestehen die Amerikaner offenherzig, daß
 dasselbe bei ihnen, wie in andern freien Ländern,
 bei dem regen Vorwärtsschreiten der Kultur und
 Wissenschaften schnell zu einer verkrüppelten
 Pflanze herabgesunken, die nur sehr wenig Früchte
 liefert und gleich anderm Spielzeuge in den Kin-
 derjahren der Völker nicht verdient, von uns und
 unsern nachkommenden Geschlechtern noch gebraucht
 zu werden. Kein vernünftiger Mann zweifelt dort
 mehr, daß in wenigen Jahren die Maurerei in
 ihrem Lande nur noch als ein antiquarisches In-
 stitut bekannt seyn wird, geschaffen für die Zeit
 des Feudalwesens, des Faustrechts und der Weh-
 men, das aber, unpassend für unsere Zeit, gleich
 vielen andern menschlichen Einrichtungen, den
 Tribut der Hinfälligkeit zahlen mußte. Nicht
 lange wird es dauern, wird auch in Großbritan-
 nien diese Angelegenheit zur Sprache kommen.
 Als Werkzeug der Wohlthätigkeit leistet die Mau-
 rerei hier eben so wenig wesentliche Dienste, wie

in Nordamerika. Unter den vielen Tausenden von wohlthätigen Instituten aller Gattungen in beiden Ländern sind die wenigen der Maurer, die sich auf einige meistens den Angehörigen ihrer eigenen Mitglieder gewidmeten Erziehungs- oder Heilanstalten beschränken, kaum bemerkbar, als Mittel für die Konvivialität, hingegen legt sie nur in ihrem alten Flittermantel einer eiteln Täuschung und Heimathlichkeit der Verwirklichung freier Ideen Fesseln an, und lenkt Nationen, die schon zu einer hohen Reife für die Erlangung wesentlich wirksamer, konstitutioneller Rechte gediehen sind, nur auf ein unwirthbares Feld hin, das oft sogar auf Abwege führt.

Intoleranz.

Die Intoleranz stört den Frieden der Familien und Staaten; durch sie ist Spanien verarmt, und durch sie schlug Frankreich seiner Bevölkerung, seinem Gewerbefleiß und Handel tiefe Wunden. Unter den Schritten dieses Ungeheuers veröden Länder, da die Freiheit des Glaubens allenthalben Leben und Reichthum schafft. Fraget die Geschichte, sehet auf die Niederlande, auf Deutschland, Italien, England, Irland und die neue Welt! Richtet eure Blicke auf die Vergangenheit oder Gegenwart! Alles bezeugt die ausgesprochene Wahrheit. Und was geht dem Staat der Glaube und das Gewissen des Menschen an? Vor seinen Gerichtshof gehört doch nur, was den Frieden der Gesellschaft stört. Was hat die andere Welt mit der unfrigen zu schaffen? Wer hat in jener etwas zu vergeben oder zu versagen? Wer? Der Mensch, der von Staub ist, und dem Irrthume unterworfen? Das Leben dort und unser Schicksal jenseits liegt in keines Sterblichen Verfügung, und hier kann nur die Frage davon seyn, ob Du ein guter Mensch und Bürger bist. Wel-

che Verbrechen hätte die Staatsgewalt sich erspart, wäre sie diesem Grundsatz treu geblieben! Die römischen Kaiser hätten nicht das Blut der Christen, Christen nicht das Andersglaubender in der alten und neuen Welt vergossen. Und doch . . .

Anekdote.

An einem namhaften deutschen Hofe wurde einst, um den Klagen der Landstände zu begegnen, eine Commission zusammengesetzt, die sich mit den thunlichen Ersparnissen bei der Hofhaltung beschäftigen sollte. — Die Commission bestand aus dem Oberhofmarschall, dem Oberstallmeister und dem Oberschenken; ein Mitglied des Ministeriums war ihr Präses. Die Commission konnte durchaus über nichts einig werden. Schlug der Präses vor, man solle die Tafel einfacher serviren, so schrie der Oberhofmarschall zum Himmel hinauf, und seine Collegen nickten; wollte er Sparsamkeit mit feinen Weinen empfehlen, so drohte der Oberschenk mit der fürstlichen Ungnade, und die Collegen nickten; wollte er den Marstall verkleinert haben, so fragte der Oberstallmeister: ob er verlange, daß die höchsten Herrschaften zu Fuße laufen sollten, und die Collegen nickten wieder. — Endlich ließ die Commission, um doch einen Anfang zu machen, den Hofstiegenlehrer kommen, stellte ihm die gottlose Verschwendung vor die er mit den Besen triebe, und gab ihm auf, künftig mit der Hälfte derselben auszukommen. „Hochzuverehrende Commission,“ nahm der Treppenkehrer das Wort, „ich werde mich bemühen, den hohen Befehl nachzukommen, aber halten Sie zu Gnaden, daß ich meine unterthänigste Meinung sage. Sehen Sie, gnädigste Herren, wenn ich meine Treppen kehre, so fange ich von oben an und höre unten auf, denn wenn ich von unten anfinge, würde ich den Schmutz der obern Stufen immer wieder auf die

untern Lehren und hätte wenigstens zehnfache Arbeit — und ich dünkte, hochpreisliche Commission machte es eben so.“ — Der Treppengehrer trat ab, und die Commissarien sahen sich einander etwas verblüfft an. „Der Mann hat nur zu recht,“ sagte der Präses, „aber unsere Commission ist zu Ende.“ —

G. J.

* Cholera.

Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ob Absperrung nützt?

Aus einem Briefe aus Liebau vom 16. Septbr. 1831.

„Es ist im Geschäft noch sehr still, zum Theil auch wegen der Cholera, die wir — ob schon längere Zeit hindurch von allen Seiten „von angesteckten Orten und Gegenden umgeben, und im Verkehr mit ihnen — durch selbst errichtete Cordons doch abgewehrt haben.“ — So sind wir denn damit einer drohenden Gefahr entgangen, die, bei der Halsstarrigkeit des gemeinen Mannes, — der an die Wesartigkeit der Krankheit gar nicht glauben will, und sich daher nicht schüzt und nicht in Acht nimmt, — eben dadurch die größten Besorgnisse verursacht.“

* B i t t e.

Mehrere Eltern, deren Kinder die Vorschule besuchen, bitten die Lehrer recht sehr, größere Sorgfalt als bisher auf die schriftlichen Arbeiten der Kinder in und außer der Schule zu verwenden; denn allgemein sind die Klagen, wie sehr sich bei vielen Knaben die Handschrift bald nach dem Besuche der Vorschule verschlimmert.

Wegen Krankheit des Herrn M — hatten die Knaben seit langer Zeit gar keinen Schreibunterricht. — warum nicht bis zur Wiederher-

stellung des Herrn M — einen andern Schreiblehrer angenommen? —

* C e n s u r.

In der englischen Zeitung Times stand kürzlich ein sehr lesenswerther Aufsatz über Deutschlands Censur. — Der Verfasser sagte, beim ersten Anblicke müsse man staunen, wie in den so gebildet sein wollenden Deutschland solche Unordnungen und Gräuelt rücksichtlich der Cholera entstanden, indeß meint er, der Grund sei bald zu finden und zwar in der strengen Censur, wodurch viele Leute verhindert werden, ihre Meinung offen darzulegen und Tausende der geringern Classe in Dummheit erhalten würden.

* Wirthschaftliches.

Vergangenen Herbst waren einige weiße Kohlköpfe, die auf dem Boden hingen, beim Dorfausbringen heruntergefallen und unbemerkt in den Dorf begraben. Diesen Frühjahr fanden sie sich wohl erhalten und gut wieder. Wer also im Frühjahr weißen Kohl essen will, darf ihn im Herbst nur mitten in seinem Dorfvorrath vergraben.

Wenn das vierte Bataillon vermehrt und zum ersten gemacht, dagegen die drei ersten aufgehoben würden, könnte jährlich ein Ansehnliches erspart werden. Wenn es Noth thäte, daß alle Männer die Waffen ergreifen müßten, wüßten sie sämmtlich doch damit umzugehen, weil sie den Dienst gelernt hätten.

M i s c e l l e.

Sonderbare Backöfen.

Die sonderbarsten Backöfen sind wohl auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu finden. Die Land-

leute im Innern reinigen nämlich die dort häufigen großen Ameisenester, und benutzen sie dann als Backöfen. Diese Nester, an sich auch schon von der Gestalt eines Backofens, sind fest von Erde gebaut, und zwei bis vier Fuß hoch. Aber nicht der Mensch allein weiß sie zu benutzen, nachdem er die rechtmäßigen Besitzer vertrieben hat, sondern auch die Bienen schlagen in denselben ihre Wohnung auf, und noch häufiger leert sie der Ameisenfresser aus. Er ist von der Größe eines Fuchses, macht in der Seite des Hausens ein Loch, und steckt seine Zunge hinein; die unvorsichtigen Ameisen laufen dahin, um zu sehen was geschehen sey, und wenn die Zunge ganz mit ihnen bedeckt ist, so zieht sie das Thier zurück, verschluckt sie alle, und frisst auf solche Weise Millionen dieser Geschöpfe.

G e d a n k e n.

Schon manches dunkle Räthsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmuth der Weltregierung wird ewig ungreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Nord's überführt und zur Strafe durch ein Lettre de cachet auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber als Mitschuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkühr und der Revolution verflossen noch mehr als fünfzig Jahre.

Loth's Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild, für die Conser-

vatoren der alten Zeit, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

Buntes aus unserer Zeit.

Nach der neuesten Zählung hat New-York 203,015 Einwohner. — Seit der Eröffnung der Schifffahrt bis zum 27. Mai d. J. sind in Dublin 13,400 Einwanderer aus Großbritannien und Irland angelangt, und zwar auf 291 Schiffen.

Nach der „New-York-Gazette“ bestätigt sich, was schon früher Amerikanische Blätter von der Seeschlange erzählt haben. Glaubwürdige Zeugen wollen ein solches Ungeheuer von 150 bis 200 Fuß (?) Länge, nämlich vor Boothby, gesehen haben.

Zwei Italiener, Giudice und Giovanini, haben die ganz verloren gegangene altrömische Kunst, Steine zu bohren, aus der Vergessenheit gezogen. Sie errichteten in Arco mit vielem Glück eine Fabrik steinerner Wasserrohren, die durch eine vom laufenden Wasser in Bewegung gesetzte Maschine gebohrt werden.

S p r u c h.

Der Tod ist nur ein Ruhepunkt für Dich,
Wo Du Dein ird'sches Tagwerk überschau'st;
Zu höh'rer That stärkt so Dein Leben sich,
Wenn Du der Auferstehung nur vertrauest;
Im Ruhe Gottes schlafe sicher ein,
Und wahrheitsreicher wird dein Wirken seyn.

Vertram.

Auflösung des Räthfels in No. 79:

H e r i n g.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

K. Daeser d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 9. October 1831.

Bei Cyprossen sprossen Psyche's Myrten
Weil sie viel erduldet, liebt sie viel.
Liebe führt nur durch der Trennung Syrtten
Zu des Wiederfindens Wonnezeit.

Nach Salis.

Andenken an unsere Vollendeten.

Der theuern Wesen, die zu ew'gen Frieden
Von unsrer Brust, aus unsrer Mitte schieden
Der sel'gen Freunde in der Ewigkeit
Denkt oft das Herz mit stiller Traurigkeit. —

Wem ruhte nicht im friedlich-stillen Grabe
So mancher Freund! — des Himmels schönste Gabe? —
Wer sollte nicht den bitteren Schmerz verstehen:
„Von edlen Menschen sich getrennt zu sehn?“ —

D fragt den Jüngling, dessen Herz voll Liebe
Einst überwallte von der Jungfrau Liebe;
Er wird euch zeigen ihr geliebtes Bild,
Den Schmerz erzählen, der sein Herz erfüllt.

Ja fragt den Mann mit gramgebeugtem Haupte,
Dem früh der Tod die holde Gattin raubte;
Er ruft euch zu mit thränenfeuchtem Blick:
„Kurz und vergänglich ist der Erde Glück!“

Und fragt den Greis an seinem Pilgerstabe,
Den müden Waller nach dem kühlen Grabe —
Er zeigt hinauf zu lichtumstrahlten Pö'h'n:
„Dort werd' ich Euch, o Theure! wiederseh'n!“

Ja! Aeltern, Kinder, Freunde, Schwestern, Brüder,
Ein Vaterhaus vereint uns Alle wieder! —
Drum zärtlich Herz, erheit're Deinen Blick:
Der Himmel giebt, was er Dir nahm, zurück.

Robert Köhler.

*** Die Waldenser.**

Skizze aus Bremens Vorzeit.
Von A. Daebes.

Einleitung.

Die Donnerworte Martin Luther's, die die
Thore der Päbste erbeben machten, waren bereits
durch Deutschlands Gauen erschallt, und hatten

frühzeitig Eingang gefunden in die Herzen der besseren Bewohner der alten freien Reichs- und Hansestadt Bremen; die mit Wambullen und Ablasszetteln genährte Flamme des Wittenberger Holzstoßes hatte auch hier, trotz Interdikt und Nacht, das Licht der reinen evangelischen Glaubenslehre schon entzündet und der siegenden Beredsamkeit Heinrich von Bütphen genügte längst nicht mehr die Kapelle bei St. Ansgarii um die von den Worten der ewigen Wahrheit ergriffenen, aus den betäubenden Weihrauchwolken der römischen Kirche muthig hervorgetretenen Zuhörer und die spähenden Gegner zu fassen. Längst war dieser Glaubensheld den Tod des Märtyrers gestorben; aber kräftig hatte der von ihm gelegte Kern Wurzel geschlagen und strebte — ein gesunder, herrlicher Baum — himmelan, und breitete seine Aeste mehr und mehr über Bremen und dessen Gebiet.

Vergebens waren die Anstrengungen des römischen Clerus gewesen, das in seinen moerschen Grundfesten erschütterte Gebäude der geistlichen Leib- und Seelenherrschaft durch Ränke und Drohungen zu stützen; unter dem Gewichte seiner Schnörkeleien und der Schwere der im Laufe von Jahrhunderten erschlichenen und geraubten Besitzstücke menschlicher Freiheiten stürzte es zusammen.

Die Vernunft war entfesselt und trat in ihr göttliches Recht. Die Pforten durch welche man zur Seligkeit gelangte, — Seelenmessen und Seelenbäder, Ablass und Geißelung waren eingebrochen und hatten dem Freibogen eines vertrauensvollen, kindlichen Glauben Platz gemacht. In den vier Pfarrkirchen Bremens wurde längst die christliche Glaubenslehre rein und lauter verkündet; die lateinischen Kirchengesänge waren abgeschafft, deutsche Lieder und Psalme — „Eine feste Burg ist unser Gott“ — erfüllten volltönend die hohen Gewölbe, deutsche Worte weiheten den Säugling

zur Lebensreise, Brod und Wein begleiteten im Sinne des Evangeliums die Einsetzungsworte der Nachtmahlsfeier. Die starrköpfigen Mönche und Priester, die ihre Herrschaft nur ungern zerfallen sahen und sich mit Handlungen und Worten gegen die neuen Einrichtungen auflehnten, waren abgesetzt und aus der Stadt verwiesen, die auf Befehl des Raths aufgehobenen Klöster zu Schulen und Krankenhäusern eingerichtet und den Bürgern bei 5 Mark Strafe verboten, den Messen im Dome — die das Domkapitel nicht einstellen wollte, beizuwohnen.

Daß nach einer solchen Umwälzung, die in das innere Leben der Staaten griff und noch nach einem Jahrhunderte Ströme Bluts über die deutschen Fluren ergoß; daß nach einem solchen Sturm, der die Gemüther aufregte zu gegenseitiger Erbitterung, zu Freiheitswahn und eigensüchtigen Plänen, die aufgewühlte Fläche des Meinungsoccans auch auf Bremens Gebiete sich nicht ohne die ihn begleitenden Verwüstungen glättete, lehrt uns die Geschichte jener Tage. — Furchtbar schlugen die blutgesäumten Wogen über ihm zusammen, bis die Wahrheit und das Recht sie mit Allgewalt beschwichtigten, und die Sonne der Bürgereintracht und Bürgertugend freundlich über die, in ihre Ufer mit ihren Opfern zurückgekehrte, Fluth aufging und die Spuren der Verheerungen verwischte.

I.

Der Abend eines schönen Lentages des Jahres 1530 breitete seinen Purpurmantel über die blühenden Fluren aus; das erste schöne Grün der wiedererwachten Natur füllte die Kronen der hundertjährigen Linden, die die kleine, freundliche Wohnung an der Südseite der Bürger-Viehweide umgaben. Durch das üppige Gras schritten brüllend die zahllosen bunten Kühe der äußern Befriedigung zu und suchten die Pflegerin und Er-

leichter von der nährenden Last unter der Menge aufgeschürzter, schäckernder Mägde, die mit ihren weißen blankberingten Eimern sich auf dem weichen Teppiche gelagert hatten. Die hohen Wälle und Bastionen der Stadt warfen lange Schatten über das, der kriegerischen Zeit wegen — von Bäumen befreite, nackte Vorland. Ein milder, den Blick nicht mehr zurückschreckender Gluthball, senkte sich die Sonne hinter dichtem Gehölze. Die Nachtigall erfüllte abwechselnd mit den Tönen der Sehnsucht und Freude die dichte Befriedigung des Gärthchens, welches sich mit seinen Blumenbeeten um die lindenschattete Wohnung zog, deren Bewohner unter verschiedenen Beschäftigungen den Abschied des schönen Tages feierten.

Ein blinder Greis, dessen ehrwürdigen Scheitel fast ein Jahrhundert gebleicht haben mochte, saß der untergehenden Sonne zugewandt mit gefalteten Händen; seine Lippen bewegten sich von Zeit zu Zeit wie im leisen Gebete. Neben ihm hatte sich eine Jungfrau niedergelassen, deren einfaches Gewand nur den Liebreiz des Gesichtes und das schöne Ebenmaaß der Glieder erhöhte; unter ihren zarten Händen gaukelten die Hölzchen einer Klöppelade und das gesenkte Auge weilte auf dem sich bildenden künstlichen Gewebe. Von Zeit zu Zeit hob sich ihr dunkles Lockenhaupt, die Arbeit stockte und der Blick senkte sich mit schwärmerischer Sehnsucht auf die Rosen des Abends. Zu ihren Füßen lag ein kleines Hündchen, welches bei der leisesten Bewegung an ihr auffah und fragend die klugen Augen auf die Herrin richtete. Etwas seitwärts, am Eingange zur Wohnung, an deren Pfosten verschiedenartige Waffenstücke hingen, stand ein kräftiger Mann und reinigte einen Harnisch von Staub und Rost. — Diese Umgebung und die Narben, die seinen entblößten Arm und seine Wange bedeckten, ließen bei ihm auf den Stand des Kriegers schließen.

„Mein Sohn Stephan“ brach der Greis die Stille, und die Laute der zitternden Stimme verriethen den Ausländer — „ich fühle Schatten auf meinem Gesichte, rücke mich in das scheidende Sonnenlicht, seine Strahlen fallen erquickend in die öden Hölen meiner Augen;“ — der kräftige Arm des Gerufenen hatte den Wunsch bald erfüllt; aber ein anderer Gegenstand schien jetzt plötzlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben, denn sein Blick haftete ernst in der Ferne und Unmuth lagerte sich auf die edlen männlichen Züge. Auch die Jungfrau erhob sich von ihrem Sitze und deutete nicht ohne Ungestlichkeit auf einen Haufen Männer, die sich über die Weide mit lebhaften Geberden der Wohnung naheten.

„Was mögen diese Männer vorhaben, mein Vater,“ sprach sie, „schon vor einigen Tagen zogen sie hier vorbei und ihre Anzahl hat sich jetzt bedeutend vermehrt?“ —

„Gutes gewiß nicht,“ erwiderte ernst der Vater, — „denn die Wortführer an ihrer Spitze lassen es nicht erwarten. Mißtrauen, bürgerliche Unruhen, Befriedigung der Selbstsuche, eigener Vortheil aus dem Umsturz des Bestehenden sind die Zwecke dieser Versammlungen, zu denen einige wenige schlechte Bürger der Stadt die leicht aufgeregte Masse des geringen Volks aufreizen, indem sie ihr vorspiegeln, ein Theil der Weide sey widerrechtlich entwandt und alte Schriften vorhanden, die die ursprünglichen Grenzen derselben, wie sie die Gräfin Emma vor Jahrhunderten der Stadt vermachte, bezeichnen.“

Bei diesen, mehr und mehr lebhaft gesprochenen Worten des rasch urtheilenden Sohnes, legte sich der Ausdruck einer prophetischen Begeisterung auf die Züge des greisen Vaters. „Die Thoren!“ sprach er feierlich wie vor sich hin — um eine Handvoll Erde werden sie die Schande

über ihre und Mord und Unglück über die Wohnungen ihrer friedlichen Mitbürger verbreiten, und gerade in dieser Erde werden nach Jahrhunderten ihre Nachkommen ausrufen von den Stürmen einer gleichfalls dunklen Zeit."

Der Haufe war näher gekommen und machte vor dem Gehege des Besitzthums Halt. War es die Ehrfurcht vor dem Greise oder die Scheu vor dem bekannten kräftigen Manne, oder die Allmacht der unentweihten Schönheit der Jungfrau, was selbst auf diese rohen Gemüther Eindruck machte — das wirre Geschrei legte sich und nur einige der Anführer traten grüßend in den Vorhof.

"Gott grüß euch!" redete der gewesene, seines Ehrenamtes wegen betrügerischer Handlungen entsetzte und aus der Stadt verwiesene, Keltermann Heinrich Schwanecke die Familie an, und sein Auge weilte fest gebannt auf den Reizen der Jungfrau, die sich hinter den Sessel des Großvaters zurückgezogen hatte, und vergeblich bestrebte er sich seinem von Leidenschaften verzerrten Gesichte, unter gichterischen Zuckungen einen bleibenden Anstrich von Leutseligkeit zu geben.

"Welches ist euer Begehr, Herr Heinrich Schwanecke? — fragte etwas barsch der Hausherr, und der Eingeburgene vergaß die angenommene Rolle und Hohn und Bosheit die Grundzüge seines blassen Gesichtes verschleuchten die grinssende Larve der Freundlichkeit.

"Es mögte bald eine Zeit kommen, Herr Rottmeister Bonnet," erwiderte der Angeredete mit verbissenem Ingrim, wo es Euch leid thun könnte den Keltermann vergessen zu haben; eine Zeit wo der freie Wille der freien Bürger aus der eignen Mitte die Würdigsten zu Führern und Regierern erwählte und wo die heimatlosen Abentheurer sammt ihren Schutzherrn friedlos werden. Was übrigens mein Begehr angeht, so komme ich zu Euch als Abgesandter jener Bürger, und

muß Euch ersuchen mir klar zu machen wie ihr zu dem Besitze dieses Grundstücks kommt?" —

Der Rottmeister hatte den Gereizten ruhig ausreden lassen; aber jetzt hob sich seine Gestalt, die Augen schossen zuckende Blitze vor denen sich der Blick des Andern scheu abwandte und mit kräftiger bis zu den Fernstehenden erschallenden Stimme hub er an:

"Heinrich Schwanecke und ihr Andern, stehet ab von euerem unsinnigen Treiben, wiegelt nicht ferner das Volk auf mit schlecht erfundenen Lügen, und sucht die Eintracht im Innern nicht zu stören, da Zwiespalt von Außen euch genugsam bedroht. — Der Arm der Gerechtigkeit ereilt früher oder später den Frevler; — dem Meineidigen folgt der Fluch bis ins Grab. Ihr Alle habt Tafel und Buch beschworen, — und frevelt leichtsinnig gegen den heiligen Eid und verlangt das Gut eures Nächsten, und kränket ihn in seinen wohl erworbenen Rechten. — Diese Ländereien, auf welche ihr Anspruch macht, gehören seit uralten Zeiten dem deutschen Orden, der seine Entstehung euren an den Kreuzzügen theilnehmenden wackern Vorfahren verdankt. Mein gnädiger Herr, der Comthur von Bardewisch, beehrte mich mit diesem Ordensgute und ein hoher Rath dieser freien Stadt machte mich zum Rottmeister dieser Gohr. Ich fühle mich nicht berufen euch weitere Auskunft zu geben, und werde mein Eigenthum zu schützen wissen gegen jede eigenmächtige Gewaltthat."

Diese Rede verfehlte den berechneten Eindruck nicht. Die Pläne zu offener Empörung und Umwälzung des bisher Bestandenen waren nur erst bei einigen Unzufriedenen, und arbeitsscheuen, zurückgekommenen Wüstlingen zur Reife gediehen, die Aufregung der Menge, die sich von ihnen leiten ließ und selbst nicht wußte was sie wollte, war Strohfeuer dem der Zündstoff fehlte. Um

so weniger war es zu verwundern — daß, da auch bereits die Dämmerung anbrach und die Thore der Stadt geschlossen wurden, die Menge sich verließ und die Räubersführer es nicht wagten ferner auf ihrem Begehren zu bestehen, sondern drohend den abziehenden Gruppen nachfolgten.

„O, Herr, mein Gott,“ seufzte der Greis, „bin ich nicht schon genug geprüft? — soll ich auch noch die Gräuel des Bürgerkriegs erleben?“ — Doch demüthig setzte er hinzu: „Mach's wie Du willst, Du wirst es herrlich zum Ziele führen!“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Für das Vaterland.

Den Tod fürs Vaterland feiert das Lied mit seinen höchsten Klängen. Aller Glanz besticht, und des Lebens hellster Schein schwebt um die letzte Minute. Ferne sey es von mir, den Lorbeer der Todten zu benagen; aber auch das Leben begehrt seinen Preis, und die unbestochene Prose ist gerechter als die Ode. Wählt denn die blinde Kugel, die in den Haufen schlägt, den edelsten Patrioten?

Für das Vaterland sterben ist schön und ist Pflicht; doch ist sie süß und leicht, fast ungewählt und unbewußt vollendet: ein kurzer glühender Kampf, ein leichter, feuriger Tod. Hier reißt das Schicksal fort, selten der Plan. Wenn es die Noth heischt, stürzt der Mann hervor: er kann nicht anders: er ist zur Abwehr geschaffen. Und welch ein strahlendes Ziel!

Siegt er, so krönt ihn der Ruhm;

Fällt er, so krönt ihn der Ruhm.

Wlos ein flammendes Blut, ein Augenblick des Zornes, oft der Verzweiflung! So sind Knaben gestorben und Frauen, und größerer Heldemuth knirscht vielleicht kränzlich unter den Gefangenen.

Für das Vaterland leben, ist auch Verdienst; doch ist es dunkel und schwer, ein langer bitterer Kampf: täglich und stündlich will der Kelch getrunken seyn. Mühe dich ab in herber Pflicht, Tag aus, Tag ein, wie das knechtische Uhrwerk; nimm, was am Lichte sich mühte, mit in die Träume der Nacht; sterbe mit reblichem Eifer, fruchtlos, verkannt, verspottet, vergessen. — Wenn dann das Ruhmgeschrei dich umwirbelt, das dankbare Vaterland seine Helden vergottet, seine großen Männer belohnt: Da lege ruhig die Hand auf dein Herz, und stimme neidlos mit ein in reiner Liebe deines Vaterlandes.

Die Wespen im Jahre 1831.

Schon vor mehreren Jahren, als es so sehr viele Wespen gab, bemerkte Einsender dieses, der diese Insekten auch für schädlich hielt und deshalb manches Nest dieser Thiere unter Dächern, in Bäumen und besonders in der Erde zu zerstören trachtete, daß keine derselben bei ihrem Fluge leer ausging. So oft er eine von den in ihre Erdwohnung Heimkehrenden niederschlug, fand er immer, daß sie eine größere oder kleinere Raupe oder Insecten-Larve in ihren Fresszangen hielt, die Ausfliegenden dagegen entweder kleine Erdkugeln oder Unrath anderer Art. Es sind demnach wenigstens diejenigen, die in der Erde wohnen, unsern Baumpflanzungen sehr nützlich dadurch, daß sie besonders die kleinen Raupen und Larven auffuchen, tödten und zum Fraß für sich und vielleicht zum Futterbrei für ihre Brut verwenden. Wir dürfen demnach hoffen, daß der seit einigen Jahren so beträchtliche Raupenfraß durch Hülfe der Wespen ganz aufhören und besonders die immer noch häufige Spannraupe, die auch in gegenwärtigem Jahre die Aussichten auf eine reiche Obsternte in vielen Gärten so sehr geschmälert hat, hierdurch wo nicht vertilgt, doch sehr vermin-

hört werden dürfte. Wenn nun schon manche Kirsche, manche Birne ic. durch die Wespe angefressen und benagt werden mag, so gönne man ihr immer diesen Leckerbissen; in weit reicherm Maaße ernten wir im kommenden Jahre. Prangten nicht schon in diesem Jahre unsere Bäume größtentheils mit üppigerem Blätterschmucke und theilweise auch mit reicheren Früchten als im vergangenen Jahre? Ich bitte demnach um Schonung der Wespen, sie nützen uns weit mehr, als sie schaden. Jeder, der bei einem Gange in's Freie ein Erdnest findet, wird die Wahrheit des hier Gesagten leicht bestätigt finden. Wenn nun unser Sperling, der außer dem, daß er im zeitigen Frühjahr Sallat, Früherbseu ic. im Sommer Kirschen, halbreife Gerste, Waizen, Korn und Hafer frist, mehr noch dadurch verlustet, daß er Körner von jenen Getreidearten anpickt und abdrückt und zur Erde wirft, gleichwohl seine Beschützer und Lobredner gefunden hat, weil er im April und Mai allerdings ein sehr thätiger Absucher der Baumraupen ist, wie viel größern Anspruch haben die Wespen darauf! — Darum Schonung diesen nützlichen Thieren! —

* Was ist richtig?

In allen öffentlichen Acten, auch in den Staatskalendern bis zum Jahre 1808 findet man das Wort *Elterleute*. Das geehrte Collegium derselben fand 1804 für gut *Uelterleute* zu schreiben und zwar bis 1807, dann ward dies Wort wieder verwandelt in *Ueltermänner*. — Welche Bewandniß hat eigentlich diese Benennung?, soll es soviel heißen, als Männer, die an Jahren und Verstand älter als andre Leute sind, oder soll es Schutz und Trost einer von ihnen geliebten Familie (die Bürgerschaft) bedeuten, was Eltern den Kindern sind?

* Elterleute.

Das 5. Heft des Bremischen Magazins enthält: Blicke in die Geschichte der Elterleute von Herrn Dr. F. A. Meyer. — Dieser Aufsatz ist mit eben so viel Sachkenntniß als Unpartheillichkeit geschrieben und verdient von vielen Bürgern Bremens mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; er zeigt die wahre Tendenz jenes achtbaren Collegiums und wie dasselbe nicht allein über den Markt hinweg vom Schüttinge nach dem Rathhause, sondern auch ins Volksleben auf dem Markte seinen Blick zu richten habe. —

Welche Tendenz und Stellung die neue Verfassung den Elterleuten geben wird steht zu erwarten. — Möchte sie doch auch in diesem Punkte die Wünsche der Bürger Bremens erfüllen! —

Von Seiten der Herrn Elterleute eine Beurtheilung der Schrift des Herrn Dr. Meyer zu lesen, dürfte nicht wenig interessant seyn; — oder darf man gänzlich Stillschweigen als gänzliche Anerkennung des von jenem jungen, vielversprechenden Gelehrten Gesagtem betrachten? —

* Bremerhafen.

Eine erfreuliche Erscheinung bietet nach nun geschener Vollendung des Werks die rege Lebendigkeit in dem neuen Bremerhafen. Eine bedeutende Anzahl großer Seeschiffe und eine große Menge von Rähnen und andern kleinen Fahrzeugen liegen und treiben da im raschen Geschäftsbetrieb durch einander, und sichtbar sind auf allen Gesichtern die Zeichen der Zufriedenheit mit den Bequemlichkeiten welche die Anstalt gewährt. . . Um so angenehmer ist dieses als man sich nun überzeugt daß mancher, der sich von dieser Sache nichts Gutes versprechen wollte, sie nun doch benutzt, und, wie nicht bezweifelt werden kann, zum eignen Vortheil, woraus denn nun vielleicht

wieder der Schluß gezogen werden könnte, daß ein reifes und richtiges Urtheil unter Umständen Zeit erfordert, noch mehr aber daß man darin nicht den oft befangenen Ansichten Anderer folgen muß. . . Hier soll aber nur deshalb daran erinnert werden, daß nicht eine vorgefaßte Meinung, welche hie und da gewurzelt haben könnte, unsre Mitbürger um die Geschäftes- Vortheile bringe, welche das Aufleben da unten gewährt. Mancherlei neue Bedürfnisse entstehen nun da, und viele, denen es hier — auch Kaufmännisch — an nützlicher Beschäftigung fehlt, möchten sie dort finden, und es ist fast unangenehm, wenn man z. B. Expeditions-Geschäfte bereits an Fremde übergehen sieht. Deshalb möchte es an der Zeit seyn aufmerksam darauf zu machen, und für seine Mitbürger thut es am Besten

der Bürgerfreund.

* W u n s c h .

Unser Herr Doctor G. von dem Busch hat folgendes Schriftchen

„Vorsichtsmaßregeln gegen die Cholera, nebst Anleitung zu dem Verfahren, welches man, vor Ankunft des Arztes, beim Eintritt der ersten Krankheitserscheinungen beobachten soll“

entworfen und zunächst für diejenigen, welche ihm ihr Vertrauen als Arzt geschenkt haben, bestimmt.

Wenn wir nun aufrichtig gestehen müssen daß obiges Schriftchen vor Allen seinen pomphast angekündigten Vorläufern aus der Nähe und Ferne den Vorzug verdient, indem es einfach und beruhigend, rathend und warnend, auf die verschiedenen pecuniären Verhältnisse der Bürgerfamilie Rücksicht nehmend das vielbesprochene Thema auf eine Art beleuchtet, wie wir es nur dankend anerkennen können

„so dringt sich uns der lebhafteste Wunsch auf, unser verehrter Herr Doctor G. v. d. Busch, möchte

durch eine größere Auflage die Buchhandlungen in den Stand setzen, dieses nützliche, zweckmäßige Werkchen dem größeren Publikum anbieten zu können.“

* C h o l e r a .

Um die Beschlüsse der verschiedenen Special-Deputationen schneller und besser zu einem Gemeinsamen zusammen zu fassen, und die verschiedenen Wirkungskreise mehr nach einem allgemeinen Maßstabe festzustellen; dürfte es nicht unstatthaft erscheinen, wenn die Herren Vorgesetzten mitunter zusammenträten, um wo möglich, von einem Gesichtspunkte ausgehend, die gefaßten Ansichten auf die anderen Mitglieder zu übertragen.

Ein Mitglied.

— em —

* A n f r a g e .

Sollten die Jünglinge in Prima der Handelschule schon wirklich eine so vollkommene Handschreiben, daß man Lehrstunden darin für unnöthig hält? Jedenfalls ist für einen angehenden Comtoristen eine gute Handschrift das erste und nöthigste Erforderniß, und ohne dieselbe sind Lehrlinge sehr schwer zu placiren; dürfte es nicht zweckmäßiger erscheinen von sechs französischen Lehrstunden in der Woche zwei zum Schönschreiben zu benutzen.

G e m e i n n ü t z i g e s .

Rosen-Zinktur.

Sie wird bereitet, wenn man die Blätter von unsern gemeinen Rosen (Centifolien) unzerdrückt in ein Glas thut, und Weingeist (d. i. reinen Brandwein) darauf gießt, sodann verschließt und ruhig stehen läßt, bis man sie gebraucht. Diese Zinktur hält sich Jahre lang gut und gewährt ein angenehmes Riechmittel, statt des kostbaren Rosenöls. Einige Tropfen davon sind hinrei-

hend, ein Zimmer mit Rosenduft anzufüllen, selbst zur Winterzeit. — Diese Rosentinktur dient auch zum Färben. Weiße seidene Tücher damit getränkt, wieder getrocknet, und durch sehr verdünnte Salpetersäure (Scheidewasser, auf eine halbe Unze einen Tropfen) gezogen, nehmen eine schöne rosenrothe Farbe an, und nach Abspülung und Trocknung derselben halten sie diese Farbe gut und beständig. Es läßt sich mit dieser unschädlichen Tinktur auch der Tischessig verschönern.

Das Phosphor Lämpchen.

Lämpchen ohne Dochte haben wir schon seit einigen Jahren und nun erhalten wir von Frankreich aus auch Lämpchen ohne Del. Man thue in ein längliches, gläsernes klares Fläschchen ein Stückchen Phosphor von der Größe einer Erbse, fülle dasselbe bis auf den dritten Theil seiner Länge mit Baumöl, verstopfe es mittelst eines Pfropfens sorgfältig, und lasse es in einem Töpfchen bis auf den Siedepunkt erwärmen. Wenn man von diesem, auf die beschriebene Art verfertigte Lämpchen Gebrauch machen will, z. B. um im Finstern zu sehen, wie viel die Uhr zeigt, so wird der Stöpsel des Fläschchens auf einen Augenblick geöffnet, um Luft eindringen zu lassen, wodurch der leere Raum sich erleuchtet. Bei großer Kälte, besonders in freier Luft, muß man das Fläschchen durch Halten in der Hand während einiger Minuten erwärmen, ehe man es öffnet.

Pottasche aus Erbpäpfel (Salin genannt).

Ueber den Nutzen der Asche vom Kartoffelkraut, rücksichtlich der Bearbeitung auf Pottasche, finden sich im Rep. of Arts (Nr. 59) über 400 Resultate angeführt. Das Kraut wird 4 — 6 Zoll hoch über der Erde abgeschnitten, wenn es eben die Blume fallen läßt; die nachfolgenden Triebe bringen dann die Knollen vollkommen zur Reife. Das abgeschnittene Kraut bleibt auf dem Acker liegen, bis es gänzlich trocken geworden ist,

worauf man dasselbe in Felbgruben, 2 Fuß tief und 5 Fuß ins Gevierte in der Nähe des Ackers verbrennt. Die Asche muß so lange als möglich rothglühend erhalten werden, worauf sie ausgelaut, die Lauge verdampft und der Rückstand calcinirt wird.

Erhitzen der Kupferplatten mittelst Dampf.

Bei einer neuerlichen Vorlesung in der Mechanics Institution bemerkte Dr. Birkbeck, daß man nun das gewöhnliche schädliche Verfahren, die Platten beim Kupferdruck zu erhitzen, aufzugeben anfangen, und denselben Zweck auf eine eben so wirksame und der Gesundheit nicht nachtheilige Weise durch Erhitzen derselben mittelst Dampf erreichen.

Bunteß aus unserer Zeit.

In Washington hat ein Papiermüller Papier verfertigt, das wie Glas durchsichtig ist, und seiner Unzerbrechlichkeit wegen sich zu Fensterstreiben und Spiegeln eignet. — In einem Verzeichniß von nicht weniger als 130 in drei Monaten in Paris ertheilten Erfindungspatenten giebt es mehrere, deren Namen und Beschreibungen auffallend sind. Zum Beispiel: ein Apparat, die Guitare in der gehörigen Lage zu erhalten; „Verfertigung eines Stoffs aus gedrehten Federn“; „Hemdenknöpfe“; „eine Götterspeise (mets de dieux) genannt Chokolade“; „ein Pustkopf für Damenmützen“; „ein Apparat, durch beständige Bewegung zu zeichnen und in Kupfer zu stechen, ohne zeichnen zu können“; „ein Pulsometer oder Instrument zur Erkennung der Schnelligkeit, Höhe und Regelmäßigkeit des Pulses“; „ein Apparat, mit dem eine Dame ihr Schnürleichen in einem Augenblick auf- und zuschnüren kann“; „ein Instrument, die Hünereugen ohne Schneide wegzuschaffen“; „Vocotypographie, oder die Kunst Französisch mit 40 beweglichen Lettern zu drucken“; „ein Instrument, alle Saiteninstrumente gleich zu stimmen“, u. s. w.

A n z e i g e.

Mehrere geehrte Herren der Kaufmannschaft wünschten daß ich auch für das Jahr 1832 ein Cassirer-Buch verfertigen möchte. Ich kam gern ihrem Begehren nach und benutzte die mir gegebenen Winke zu Verbesserungen, so daß dieses Buch in seiner jetzigen Einrichtung gewiß Jedem genügen wird. Die Cassirtage sind rubricirt und mit Debet und Credit versehen. Es hängt von jeder Handlung ab, wie viele Seiten sie für jeden einzelnen Tag haben will. —

Ich werde mir erlauben ein Exemplar zu präsentiren, und verspreche die Lieferung der Ubrigen in jeder Hinsicht demselben gleichkommend. Auf eine zahlreiche Subscription rechnend bestimme ich den Preis für ein Exemplar auf 1 Rthlr. 10' oder und empfehle mich auch mit meinen übrigen reichhaltigen Drucksachen der Gerechtigkeit der verehrten Kaufmannschaft.

G. Jönngen,
Catharinenstraße No. 36.

X. Daues d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönngen, Catharinenstraße No. 36.



B ü r g e r = F r e u n d , eine W o c h e n s c h r i f t .

Bremen. Donnerstag den 13. October 1831.

Guch Deutsche rings zerstreuet im staatenvollen Reich,
Nur deutscher Sinn, nur Eintracht, nicht Aufruhr, helfen Euch.

Reime eines alten Messerschmieds *).

Ans Licht gestellt durch Hans Rosenplüt, den
Jüngern, Nienberger Meistersänger.

Kauft Messer, Messer, Messer! Gar wohl gemacht
und fein;
Auch geb' ich munt're Reime im Kauf noch obenbrein.
Und sind gleich meine Reime nicht nach dem neusten
Schnitt,
Sie kommen aus dem Herzen; so nehmt sie herzlich mit!

Der Landmann hab' ein Messer und auch den Wunsch
dazu:
Er schneid' auf freiem Erbe sein Brot in sicherer Ruh'.
Er schneid' an frohen Festen in tücht'ge Beaten ein,
Und mit dem Nebenmesser beschneid' er eignen Wein!

Brotmesser, gute, rechte, wünsch' ich so manchem Herrn,
Der dasst bei dem Brotkorb, gepugt mit Band und Stern.
Er schneid' die besten Stücke für Sipp und Creatur,
Da bleibt dem armen Verdienste oft kaum ein Stückchen
nur!

*) Siehe den unhöflichen Heisspern in Shakespeare's
Heinrich IV.

Hinweg mit jenem Messer, das kein Erbarmen
kennt,
Das Fürsten von den Völkern, das ganze Völker trennt!
Hinweg mit jedem Messer in toller Vöbelshand,
Das frech zerreißt der Ordnung und heil'gen Sitte Band!

Nicht Dolche mag ich schmieden, doch Einem
möcht' ich's gern,
Der ist ein Schimpf der Fürsten, der ist ein Fluch
vom Herrn,
Der auf beschmutztem Throne ein Usurpator sitzt;
Doch wird vielleicht zur Stunde ihm schon der Dolch
gespißt.

Da hab' ich auch ein Messer zum Scheren scharf
und fein;
Das geb' ich für die Zukunft der Freiheit Jüngerlein.
Ist kaum noch angeflogen am Kinn der weiche Flaum,
Sie träumen doch verwegen den Weltverbesserungs-
traum.

Ihr Herren Engelländer, einst gar zu hoch belobt,
Ihr seyd wohl als die Meister in meiner Kunst er-
probt.

Ihr dehnt aus hartem Eisen den allerfeinsten Stahl
Und stellt noch andre Waaren dem Kaufenden zur
Wahl.

Doch stellt Ihr auch die Freiheit und Menschenrecht
zur Schau;
Mit Eurem Dreizack schmiedet Ihr Ketten, stolz und
schlau.
Ihr kämpft für Völkerrechte, wenn's Euch Procente
trägt,
Und freut Euch, wenn Empörung das feste Land be-
wegt.

Doch nur die armen Griechen im Kampf fürs letzte
Heil,
Die liebet Ihr verbluten schier unterm Türkenbeil,
Bis Euch, noch aufzuhalten den letzten Todeshieb,
Der Russen mächt'ger Kaiser und Euer Ganning trieb!

Euch Franzen trieb zum Schwindel der Sieges-
wöche Lauf;
Ihr schneidet wieder gewaltig mit dem großen Messer
auf;
Guckt gierig auf die Gränzen wohl über den alten
Rhein,
Ihr möchtet in Europa gern Hahn im Korbe sehn.

Sonst freilich gab's ein Messer, ein Messer scharf
genug,
Das einst der freche Ludwig, noch mehr der Corse
trug.
Das schnitt denn auch gewaltig manch Glied vom
deutschen Rumpf,
Zertheilte schier Europa — nun aber ist es stumpf.

Und wollt Ihr's neu beginnen im fieberhaften
Bahn —
Nur tolle Deutsche wünschen Euch offne Sieges-
bahn!
Und wollt Ihr in Europa einbringen durch sein Herz,
Aus tausend, tausend Messern erwart' Euch Todes-
schmerz!

Da hab' ich manchen Nachbar, manchen wackern
Waffenschmidt,
Der schmiedet Eisenklingen zu Stich und Hieb und
Schmitt;
Die kennt Ihr wohl von Leipzig und wohl von Schön-
bund her,
Drum mit dem großen Messer, o, schneidet nicht zu
sehr.

Ihr aber Fremblingsaffen, die Ihr die Heimath
schmäht,
Den stolzen Hahn bewundert und seine Weise kräht —
Wie? habt Ihr schon vergessen, die Schmach, die
Euch umfing,
Und wie das fremde Messer Euch an die Kehle ging?

Und ob es an Gebrechen in Deutschland nicht ge-
bricht,
Doch greift nicht rasch zum Messer, nachläßt die
Franzen nicht!
Euch Deutsche rings zerstreuet im staatenvollen Reich,
Nur deutscher Stolz, nur Eintracht, nicht Auf-
ruhr, helfen Euch.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

2.

Victor Bonnet stammte aus der Provence;
seine Vorfahren bekannten sich zu der Secte der
Waldenser, dieser Vorboten der Reformation.
Von Jugend auf war es seine liebste Beschäf-
tigung die heilige Schrift zu lesen, — sein heller
Geist, seine gesunde Vernunft bewahrten ihn vor
dem Labyrinth, in welchem schon vor und nach
ihm Tausende sich verirrt. Er verlor den lei-
tenden Faden nicht und die Früchte seiner Studien,
die er schon im reiferen Jugendalter erndete,
waren unwandelbares Gottvertrauen, Menschen-
liebe und Demuth; aber auch Freimüthigkeit
gegen alle Heuchler im geistlichen und weltlichen
Gewande, offener Kampf gegen das Laster in
welcher Gestalt es auch erschien, und lauter Tadel
gegen das böse Beispiel derjenigen, die dem Volke
voranleuchten sollten.

Seine Kenntnisse, sein Wandel und seine
Neigung verschafften ihm bald die Würde eines
Barben *). — Er lebte geehrt und ruhig in seinen
heimatlichen Thälern an der Seite einer gleich-
gestimmten Gattin, die ihm einen Sohn und
später eine Tochter schenkte. Aber die Gifthauhe
des Fanatismus und mit ihnen die Stunden der
Prüfung naheten sich auch dieser harmlosen, fried-
lichen Gemeinde.

Das Parlament zu Aix erließ den grausamen
Befehl zur Ausrottung der Waldenser. Die ent-
arteten, blutdürstigen Priester der allein selig-
machenden Kirche stellten sich an die Spitze der
abgesandten raubgierigen Horden und predigten

*) Barbes, Dheime, Lehrer. Sie hielten ihre von
allen Ceremonien entblößten Vorträge aus dem
Evangelium.

den Vertilgungskrieg gegen eine Verbrüderung, die sich von ihrem Entstehen an durch die reinsten Sitten, durch rege Thätigkeit und aufopfernde Treue gegen König und Vaterland ausgezeichnet hatte. Das Gefühl empört sich, und der Blick wendet sich vorwurfsvoll fragend gen Himmel, wenn man auf den Tafeln der Geschichte die mit Blut geäderten Schauderszenen jener Verfolgung aufbewahrt findet. Unter den Wenigen, die durch Zufall den Mordwerkzeugen der Blüthrich lebend entgingen, war Vater Bonnet mit seinen beiden Kindern — die Frau fiel unter den Schwertern der Henkersknechte. — Nicht der Großmuth der Feinde verdankte er sein Leben, denn freudig hatte er neben der Leiche der Gattin seine Brust ihren Speeren dargeboten; aber die entmenschten Bonzen, die ihren Blutdurst zur Genüge gestillt hatten, waren gewandt in Erfindung neuer Genüsse. Der Barbe wurde nach Aix geschleppt und hier, zur Ehre ihres Gözen, durch glühende Eisen seiner Augen beraubt, dann unter täglichen Martern mit seinen Kindern von Ort zu Ort bis an die Grenze des Reichs geführt und ein hilfloser Bettler in die Fremde hinausgestoßen.

Den Mörderhänden entgangen lag der Unglückliche an dem Gränzsteine einer der Heerstraßen Piemonts und flehte zu Gott aus dem schrecklichen Dunkel seiner Seele um Muth und Aufrechthaltung seines Vertrauens, und der Knabe verfolgte mit sprühenden Blicken die abziehenden Quäler und Knirschte mit den Zähnen und hob grampfhast die kleine geballte Faust, und das Mädchen lehnte sich weinend über die Schulter des Vaters und ihre heißen Thränen fielen in die entzündeten Höhlen seiner Augen; da kam des Weges ein Trupp Reiter, an ihrer Spitze ein schöner Jüngling, der über die glänzende Rüstung einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze trug. Es war dieses ein Ritter des deutschen

Ordens, Rudolph von Bardewisch, der hielt sein Roß an und erkundigte sich theilnehmend nach dem Schicksale der Unglücklichen. Der Knabe — Zutrauen schöpfend in dem freundlichen Gesichte des Jünglings, war der erste, der in seiner wohlklingenden Provençalensprache, mit der Gluth eines edlen Bornes die schrecklichen Verfolgungen schilderte, die der Fanatismus über sie verhing. Das Schicksal der Armen rührte den Jüngling, er versprach ihnen einen Zufluchtsort und ließ sie durch einen seiner Diener auf ein Gut seiner Mutter in Franken bringen. Hier lebte der Blinde, zurückgezogen von der Welt, nur der Erziehung seiner Kinder, in deren Herzen er die früh und gewaltsam eingeimpften menschenfeindlichen Grundsätze zu vertilgen und dagegen die Gefühle der höchsten Dankbarkeit für ihren Retter auszubilden strebte. Von Zeit zu Zeit besuchte der junge Ritter das kleine Gut und die Theilnahme für seine Schützlinge nahm mit seinen Wohlthaten zu.

So waren mehrere Jahre verflossen, Stephan Bonnet war ein kräftiger Jüngling geworden und begleitete den Ritter auf seinen Heerfahrten und hatte schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt rettend an seiner Seite zu stehen. Marie war erblickt in lieblicher Schönheit, und mit schwärmerischer Anhänglichkeit weilt ihr Blick auf dem Manne, den sie für ein Wesen aus einer bessern Welt, als der, die ihr schon so jung so schreckliche Erfahrungen bot, hielt. — Der Ritter liebte das Mädchen — aber er wagte es sich selbst nicht zu gestehen. Unübersteigbare Schranken lagen ja zwischen ihm und dem Gegenstande seiner Neigung: Rang, Geburt, Stand und Gelübde. Aber gerade diese Schranken steigerten seine stille Liebe zur Leidenschaft.

Ein unglücklicher Augenblick und das verfolgende Geschick entlud sich auf's Neue über die

Verstohenen und warf den ewig eiternden Dorn herber Neue in die edle Brust Rudolph's von Bardewisch.

Marie wurde Mutter — mit ihrem Leben bezahlte sie die Schwäche jenes Augenblicks. Der alte Bonnet saß lautlos neben der Leiche seines Kindes. Keine Klage kam über seine Lippe, kein Vorwurf weilte in seinem Herzen. Erstarrt, ohne Zeichen der Theilnahme stand der Sohn; sein Blick war stier, und selbst die Verzweiflung des Ritters, der sich selbst anklagend über die Leiche warf, rissen ihn nicht aus seiner Betäubung. Endlich lösete sich der Krampf, der sein ganzes Wesen ergriffen hatte: „Water rief er, laßt uns fort! Unser Schuldbuch gleicht sich aus, furchtbar aus! Laßt uns hinaus ziehen in die Wildniß, laßt uns die Menschen fliehen, die schrecklicher sind als die Raubthiere der Wälder!“

In würdevoller Resignation hob der Alte die Neugeborene empor: „Stephan,“ sprach er, „du wirst dieses Kindes Water seyn!“ Diese wenigen Worte brachen den starren Schmerz des Sohnes. Thränen — seit lange die ersten, die dem kräftigen Gemüthe entquollen, strömten aus seinen Augen. „Du hast Recht, Water,“ — rief er, indem er das lächelnde Kind an seine Brust drückte — „ich muß der Waife Water seyn; nimmer, nimmer möge sie erfahren, wem sie das Leben dankt!“

Die Zeit, die die Facken der Felsen verwittert und dem Gefangenen die feuchten Wände des Kerkers wohnlich macht, milderte auch den Schmerz dieser Stunde. Aber die Ruhe des Ritters war gestohlen, und selbst der Trost des Blinden und die versöhnende Zusprache des jüngeren Bonnet's konnten ihm seine Heiterkeit nicht wiedergeben. Der Hochmeister seines Ordens, Albrecht von Brandenburg, übertrug ihm die Comthurey zu Bremen. Da zuckte ein vorübergehender Strahl

von Freude durch die Nacht seiner Seele. — Die freundliche Wohnung an der Walbe wurde für die unglücklichen Waldenser eingerichtet, und sie verließen gern eine Gegend an welche sich so trübe Erinnerungen knüpften.

Die kleine Wendeline erheiterte das Leben der beiden Männer. Niemand in ihrer neuen Heimat kannte die früheren Schicksale dieser Familie. Das Kind galt für die Tochter Stephan's, und erwuchs harmlos und kräftig in diesem süßen Wahne. —

Mehrmals hatte sich der jüngere Bonnet in den Fehden in welche damals die Stadt häufig verwickelt war, durch Einsicht und persönlichen Muth ausgezeichnet und der Rath ihn zum Rottmeister der Gohen bestellte. Nur Wenigen war es aufgefallen, daß die Bewohner dieses Häuschens in den ersten Jahren ihrer Anwesenheit sich entfernt hielten von den Ceremonieen der herrschenden Kirche; nachdem aber Heinrich von Zütphen die entstellte Lehre rein und lauter verkündet hatte und der Gottesdienst in den Pfarrkirchen der Stadt in seiner einfachen Würde abgehalten wurde, zählte man sie unter die eifrigsten Besucher kirchlicher Andacht, und der würdige Jacob Probst, Prediger zu U. L. Fr. Kirche, segnete die Jungfrau zu dem Eintritt in den Bund der neuen Gemeinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die militairischen Bulletins.

Die Napoleon'schen Bulletins wurden lange Zeit als Muster der Lügenhaftigkeit ausgeschrien. Man that ihnen Unrecht. Der Gang der militairischen Ereignisse und der Schlachten wurde mit Wahrheit und Gründlichkeit angegeben, man konnte aus ihnen eine klare Einsicht über den Gang des Feldzuges erhalten. Lächerlich aber waren

die Angaben in Rücksicht auf die Anzahl der Todten und Verwundeten in seinem Heere. — Dagegen waren die russischen Schlachtberichte von 1812, 1813 und auch von 1828 schwülstig, trotz den französischen, verworren und dunkel. Eigenschaften, die nicht ausbleiben können, wenn man Niederlagen als glänzende Siege u. s. w. sich darzustellen bemüht. — Die preussischen und österreichischen Armeebereichte waren in der Regel aufrichtig und treu, aber nicht immer ganz deutlich. —

Daß man die Anzahl der Todten und Verwundeten stets falsch angiebt, ist ganz natürlich. Anfangs kennt man sie nicht und nimmt dann natürlich die günstigsten Verhältnisse an; später, wenn man besser unterrichtet ist, fühlt man sich selten gedrungen, die genauern Angaben zur Kenntniß des Publikums zu bringen. — Die Anzahl der außer Gefecht Gesehten hat in jetziger Zeit, wenn sie nicht über alles Verhältniß hinaus groß ist, zu wenig Einfluß auf den Gang der Ereignisse, als daß man auf ihre Angabe viel Gewicht legen sollte. Früherhin, bei Armeen von 12,000 bis 20,000 Mann, war es freilich von Bedeutung, ob 1000 Mann mehr oder weniger kampfunfähig geworden waren, aber was will das jetzt bei Heeren von 150,000 bis 200,000 Mann besagen? Eben so wenig genau darf man es mit manchen Ausdrücken nehmen. Napoleon jagte Moore's Armee in das Meer, d. h. auf die Schiffe, er verfolgte den Feind, den Degen in den Rippen; er vernichtete jedes feindliche Corps, das er schlug u. s. w. — Jedermann verstand, was er damit sagen wollte. In neuesten Zeiten steht man ihm darin durchaus nicht nach. — Man lese nur die warschauer Staatszeitung und zähle die Gefangenen zusammen, die man den Russen abgenommen hat — es geht in die Hunderttausende. — Niemand aber hat es in der Kunst, ins Erhabene zu malen, weiter gebracht.

als die Neugriechen und die philhellenischen Agenten in Morea. Wer erinnert sich nicht des großen Geschreies, als die tapfern Griechen 1825 Neapolis Citadelle erstürmten? und doch war diese Citadelle bloß von neun halbverhungerten Türken besetzt, alle andern waren Hungers gestorben. (Siehe Malten's Weltkande, 6ter Theil, 1831.) Die Griechen wagten nicht, sie anzugreifen, bis ihnen eine alte Frau den kläglichen Zustand der Garnison verrieth; nun stürmten sie bei dunkler Nacht, erstiegen glücklich die Festung, ermordeten die neun Türken, und ihr Ruhm ertönte von den Säulen des Herkules bis an die Küsten des Eismees. — Im November 1828 rückte der Fürst Ypsilanti mit 6000 Griechen in Romilien ein. In Athen standen 2700 Türken, aber die anzugreifen hütete er sich wohl, so wichtig der Besitz dieser Stadt auch für Griechenland war. Er drang statt dessen in dem Parnas vor, wo kein Feind stand, als etwa 50 Türken, die sich von Salona nach Livadien zogen. Sogleich verkündete ein prunkender Siegesbericht, daß man den Muselmännern eine Menge Kanonen und Munitionswagen abgenommen und sie gänzlich geschlagen habe. —

Am bescheidensten in ihren Berichten sind bisher die Türken gewesen. Was würde nicht ein europäischer Generalstab von dem Rückzuge der Russen im Herbst 1828 zu erzählen gewußt, wie würde ihn erst das Journal von Haag benutzt haben? — Doch Geduld! da der Sultan sich jetzt so sehr für europäische Cultur interessirt, so wird er vielleicht auch die Kunst lernen, europäische Schlachtberichte zu fertigen.

G. J.

Aldermänner-Mäßigkeit.

Bei einem großen Festmahle in London, woher Lord Mayor, die Scherifs, Aldermänner und

bergleichen zu Guildhall speiseten, rief John Wilkes aus:

Herr Aldermann Bopbell, kann ich Ihnen mit einem Teller Schildkrötensuppe, oder mit einem Stück von einer Rehkeule aufwarten? Ich bin mit Beidem reichlich versehen.

„Ich danke Ihnen, Sir! Nichts von Beiden. Ich will mich mit Bohnen und Speck begnügen, bis die Tafel aufgehoben wird.“

Aldermann Maiusley, — fuhr der Ceremonienmeister fort — was befehlen Sie, Schildkrötensuppe oder Wildpret?

„Sir, ich will Sie mit Keinem incommodiren. Ich werde dem Beispiele meines Collegen Bopbell folgen und auch nur Bohnen und Speck essen.“

Bei dieser zweiten abschlägigen Antwort erhob sich der alte Ceremonienmeister von seinem Sitze, und mit sichtbaren Zeichen des Erstaunens in Mienen und Geberden und noch halb mit vollen Backen, sah er rund umher alle Anwesende an und rief dann in einem dumpfen und so viel als möglich lautem und deutlichen Tone:

Ich bitte einige Minuten lang um ihre Aufmerksamkeit.

Als nun eine Stille erfolgt war, wandte er sich an die vornehmste Magistratperson, die ihm gegenüber saß:

Mylord Mayor! — sprach er — Wigbolde haben uns der Unmäßigkeit oft beschuldigt und uns als Vielfresser und Schlemmer verschrien. Jetzt müssen sie vor Scham vergehen und ihre unverschämten Zungen werden für immer schweigen; ihre Aferreden sind heute zu Schanden gemacht. Ich trage ausdrücklich darauf an: daß Jemand dazu beauftragt werde, in unsern Annalen zu verzeichnen, wie zwei Aldermänner der

Stadt London Bohnen und Speck den Vorzug vor Schildkrötensuppe und Wildpret gegeben haben.

R. Müller.

* Verschiedenes Verfahren.

Der Preussische Cholera = Cordon ließ einen russischen Gesandten ungestört durch. In Berlin angekommen, richtete er seinen Auftrag aus, und wurde demnächst in Contumaz gehalten. Nein, er wurde aus dem Lande geschafft, mit der Bedre im Preussischen nicht auszuweichen. In Hameln kam, ohne Gesundheits = Paß Herr v. B. aus dem bereits durch die Cholera angesteckten Berlin unangehalten an. Er wurde nicht zurück, sondern in die Kontumaz = Anstalt geschickt und nach zwanzigtägiger Quarantaine entlassen.

Erst gethan und dann bedacht,

Hat Manchen große Kosten gemacht, fiel uns unwillkürlich ein, als wir das mehrmalige Umlegen der Gasse vor den St. Ansgaristhore, und das Umlegen der Kunststraße außer dem hohen Thore sahen, die zwei Jahre nach einander mit großen Kosten neu angelegt werden mußte, weil sie die Ueberschwemmung fortgerissen hatte.

* U e b e r g a n g.

Der heldenmüthige Uebergang der Russen über die Weichsel an einem Orte wo keine Feinde waren, wurde als beispieilos in der russischen Geschichte angesehen. Die Polen schlugen über diesen Fluß eine Brücke und gingen hinüber, obgleich am gegenseitigen Ufer, die russische Armee in Schallone aufgestellt war.

* V o r s c h l a g.

Erspriesslich wäre es vielleicht den unter mancherlei Benennungen hier erschienenen Vereinen,

einen Substitut-Verein hinzuzufügen, der den Zweck hätte: sofort bei Erkrankung eines Lehrers demselben einen Aushelfenden bis zur völligen Wiederherstellung zu ernennen und — die Mittel so lange einen solchen — zu besolden; da ein dem Reducirungs-Systeme ergebene, höchstliches Scholarchat Auslagen der Art schwerlich bewilligen darf.

Auf Bürgereid:

Kein Lehrer.

* E i n w u r f.

Es ist doch wohl eine der denkbar unbilligsten Forderungen unserer Zeit, wenn Eltern verlangen, daß Lehrer auf die „außer der Schule“ geschriebene Arbeiten der Schüler — abwesend also, „mehr Sorgfalt verwenden“ sollen; etwa noch mehr als die — falls nicht Gesellschaft oder sonst wichtige Abhaltung der Art sie daran verhindert — doch anwesende Eltern! Die Schule soll Alles und das Haus will nichts thun.

* A n e k d o t e.

Eine Hausregentin — von Fug und Rechtswegen — sah zu Förderung ihres Wohlstandes, von wahrhaften Freunden manche gute Einrichtung getroffen und schien lebhaft darüber erfreut zu seyn. Unter Anderem war auch ein Billard hergestellt und neu überzogen worden.

Aber welcher Schreck, als sie ihrem angenommenen Sinne nach, die Nutzenbringende Einrichtung besah. Sie strafte kränkend die Diener ob der drei Flecke, welche sie auf der grünen Tafel fand oder gewahrte.

Es waren die üblichen zweckmäßigen ledernen Unterlagen für die richtige Stellung der Spielbälle. Den Dienern wurde unwohl.

Chronik der Tagesbegebenheiten.

In La Selve in Frankreich ist eine Mutter aus fanatischer Liebe Mörderin ihrer beiden Kinder geworden! Die Gazette des Tribunaux erzählt diesen Fall folgendermaßen: „Am Sontage den 10. August kehrte ein armer Bauer aus der Messe heim und fand eines seiner Kinder, das zwei Jahr alt war, ohne Leben, und das zweite, fünfjährige, ohne Bewußtseyn. Die Mutter seiner Kinder saß neben der Wiege und äußerte nicht den mindesten Schmerz, nicht die geringste Trauer. Der unglückliche Vater fragt, und sie antwortet mit der größten Ruhe, „er solle sich nicht betrüben, sie habe zwei Engel in den Himmel gesandt“ und suchte ihren Mann zu überreden sich mit ihr zu freuen. Aber den unglücklichen Vater erfaßte unnenntbarer Schmerz, große Thränen rannten ihm über die Wangen; er rief um Hülfe und es eilten einige Nachbarn herbei, denen die fanatische Mutter ihre That mit eben der freudigen Ruhe gesteht, wie später vor den Schranken des Gerichts. Sie erzählte, „sie habe mit dem jüngsten Kinde angefangen, ihm einen Strick um den Hals gelegt und es in Zeit von einer halben Stunde erwürgt, dann sey sie zu dem zweiten gegangen, das noch geschlafen, und habe ihm ebenfalls den Strick um den Hals gelegt. Das Kind sey durch den Schmerz erweckt worden und habe sie weinend gefragt, was sie mit ihm machen wolle, worauf sie ihm geantwortet: sey nur ruhig und weine nicht; du leidest jetzt nur einige Augenblicke, nachher bist du ein seliger Engel.“ Man bemerkte noch ein drittes Kind, das den Leuten nicht gehörte, sondern ihnen von dem Findelhause zu Rhodéz zur Erziehung übergeben war und jetzt ruhig in der Wiege schlief. Die fanatische Frau antwortete auf die Frage: warum sie dieses Kind nicht auch umgebracht habe? Da es ein fremdes sey, so habe

sie geglaubt, für sein Glück nicht eben so sorgen zu müssen, wie für ihre eigenen." Ja diese Frau hatte ein Mutterherz, ein so zärtliches, liebevolles Herz, wie die beste der Mütter. Mit dem hinreißendsten Schmerze warf sie sich auf die Leichen ihrer Kinder, als sie der Richter nach 7 Tagen zu diesen auf den Gottes-Acker zu führen befahl, nahm sie, trotz dem ekeligen Grabesgeruche, auf die Hände und herzte und küßte sie. Uebergroße, fanatische Liebe zu ihnen hat sie zur Mörderin gemacht.

Die Mitternachtszeitung meldet: „Hr. von Stroganoff habe der sächsischen Regierung angezeigt, sein allerhöchster Hof würde ein liberales Pressgesetz in Sachsen sehr ungnädig aufnehmen. Gleich darauf hätten die sächsischen Censoren die Weisung erhalten, strenger zu verfahren, und Professor Wachsmuth (Censor in Leipzig) habe öffentlich erklärt, daß er neben den allgemeinen Instruktionen noch besondere habe.“

Die Cholera giebt auch zu manchen Verkehrten Veranlassung. So empfing in Berlin ein Kunstfreund kürzlich den seltenen Kupferstich eines Meisters, der ihm aus Romper Post zugesandt war, sauber durch und durch gestochen.

Bemerkungen von F. L. B.

Nach Amerika auswandern sollte nur der — wer seiner Sache gewiß ist, wer in rastloser Thätigkeit, in der Anschauung seines nächsten Thuns, im Gefühle seiner Selbstheit sein Glück findet, wer amerikanisch leben will und keine Sehnsucht nach den zum Theil unnenkbaren Gütern des ge-

bildeten Europa's, den wehenden Lüften seiner Kultur kennt.

Wie man manchen Menschen so widersinnig reden und urtheilen hört, und wie er der Wahrheit nicht die Ehre geben will, so wundert man sich, wie ein Solcher seine eigene Sache doch noch ziemlich klug und gut machen kann. Es ist, als wenn Viele, während sie im Handeln besonnen sind, all ihr Unmaß und thörichtes Wesen im Reden losließen.

Unser Herr war kein Theolog, seine Mutter keine hochgebildete Frau; so war auch Popola kein Jesuit, Epikur kein Epikuräer, viele Päpste keine Papisten.

E i n z e l n e s.

Wie oft ändern wir doch im Laufe des Lebens Ansicht und Beurtheilung der Dinge. Was sonst vielleicht unsere Thränen fließen machte, erregt wohl jetzt unser Lächeln. Unbeständig gegen uns selbst, unsere Neigungen wechselnd wie unsere Kleider — betrachtet der Mann von vierzig Jahren mit Mitleid, was dem Jüngling von zwanzig mit Schmerz erfüllte und woran der Greis nur noch mit dem Lächeln der Gleichgiltigkeit zu denken vermag.

Wenn ich von einem Balle oder einer glänzenden Gesellschaft nach Hause komme, so ist das Erste, was ich thue, daß ich einen Becher aus der Pethe schöpfe; denn nur dadurch vermag ich Stimmung und Laune wieder zu gewinnen.

Freih. v. Thumb.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daeves d. S. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 16. October 1831.

Dir vertrau' ich, denn durch Ewigkeiten
Aller Welten Leben, Gott, ist Dein.
Du wirst auch in todesstillen Zeiten
Unser Vater, unser Helfer seyn!

Gebet des Herrn,

bei drohenden Krankheiten.

Vater bist Du, Gott, der Welt geworden,
als Dein Hauch das tohte Nichts durchdrang,
sich die Himmel wölbten, und der Sonnen
jugendliches Morgenchor erklang!

Vater bist Du auch, wenn Welten leben,
der Vernichtung Engel uns umschweben.

Vater bist Du, wenn Dein Allmachtruf
für uns Leben, für uns Tode schuf!

Laß uns schweigend Deinen Namen nennen,
dem der Seraph heilig, heilig singt.

Heilig sey er uns, wenn Leben jubeln,
wenn des Todes Röcheln zu Dir bringt!

Aber höre Deines Kindes Rufen,
zürne nicht, wenn es sein Daseyn liebt —

laß Dein Reich des Glaubens zu uns kommen,
der im Kampfe Siegeshoffnung giebt.

Willst Du, Herr, so rauscht das Leben

vollen Schlags durch uns're frohe Brust —

willst Du, Vater, öffnen sich die Gräber,
drohend uns're Hoffnung, uns're Lust.

Was Du willst — wir beten an und schweigen —
Ewigwahrer, das nur kann gescheh'n.

Alle Erden, aller Himmel Himmel
müssen Deinem Willen wandeln, untergeh'n.

Uns're Speise heut' mit Wohlgefallen,

Vater, täglich Deine milde Hand;

laß mit Weisheit Deine Gab' uns brauchen.

Leib und Seele knüpft des Lebens Band,

laß daran nicht mehr den Giftwurm nagen,

athmen uns gesunde, reine Luft,

daß um uns nicht Trauerfahnen wehen,

nicht das Haus erfüll' Verwesungsdunst!

Wir verdienen, Herr, nicht Deine Gnade;

Sünder sind wir, groß ist uns're Schuld —

doch vergieb, vergieb uns Allerbarmer,
 zeig' der Reue der Versöhnung Gulb!
 Sieh' den Tod — er naht sich unsrer Schwelle
 und der Zweifel stürmt durch's bange Herz:
 wird er uns ergreifen, uns vernichten?
 Foltern uns mit namenlosem Schmerz?

Laß uns, Herr, nicht in Versuchung kommen
 und erleicht're uns die Prüfungszeit,
 daß wir siegreich aus dem Kampfe treten
 mit dem Uebel in der Endlichkeit.

Du nur, Du nur kannst erretten
 von der Finsterniß, dem Grau'n der Nacht;
 Du nur kannst vom Tode uns erlösen —
 vor Dir, Herr, beugt sich der Hölle Nacht.

Hör' uns, Herr! Dein ist das Reich des Lebens,
 Dein die Kraft, die tausend Tode zwingt!
 Herrlicher, ist unser Fleh'n vergebens,
 das durch Donnerwolken zu Dir bringt?
 Nein, o nein! Du lebst durch Ewigkeiten,
 aller Welten Leben, Gott, ist Dein.
 Du wirst auch in todesvollen Zeiten
 unser Retter, unser Vater seyn! Amen.

Ziehnert.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

3.

Immer größer wurde der Haufen der Auf-
 rührer. Mit offener Gewalt hatten sie schon
 mehrmals einzelne, der Weide nahegelegene Besit-
 zthümer verwüstet; mit roher Frechheit traten ihre
 Abgeordneten vor den Rath und verlangten bro-
 hend die Herausgabe der dem Domcapitel und
 Hunderten von Vorstäbtern seit undenklichen Zeiten
 gehörnden Grundstücke. Sie stützten ihre An-
 sprüche auf die Abschrift eines alten Document's
 vom Jahre 1159, in welchem der Umfang und
 die Grenzen der Weide genau beschrieben seyn
 sollten. Der Rath hoffte die Sache in der Güte
 und durch die Vermittlung einsichtsvoller Bürger
 beilegen zu können. Er bewies ihnen, daß ihre

Ansprüche durchaus ungerecht seyen, da die meisten
 Besitzer jener Ländereien und Gebäude seit langen
 Jahren ihr Eigenthumsrecht brieflich belegen könnten.
 Hiermit waren sie jedoch nicht zufrieden; sondern
 verlangten vielmehr, daß jeder Besitzer nachweisen
 solle, wie seine Vorfahren zu jener Zeit wo sein
 Grundstück von der Weide getrennt sey, dasselbe
 rechtlich erworben hätten. Die Befriedigung dieses
 Begehres war den Meisten unmöglich, und sie
 waren je nach dem Willen und der Laune Ein-
 zelner der aufrührerischen Rotte täglichen Placke-
 reien und selbst Mißhandlungen ausgesetzt.

So neigte sich das Jahr 1530 zu Ende
 und der Winter, der die Fluren in sein eisiges
 Panzerhemd hüllte, dämpfte auch den jähen Aus-
 bruch der Flamme des Aufruhrs, damit sie in
 unglücksschwangerer, im Stillen vorbereiteter Lohe
 bei der Wiederkehr des Lenzes um so heftiger sich
 verbreiten sollte.

Der Eindruck den die liebliche Jungfrau auf
 Heinrich Schwancke gemacht hatte, war an jenem
 Abend durch die Gewalt älterer Leidenschaften
 verdrängt worden. Nur in einsamen Stunden,
 wenn er ermüdet von den Gelagen der Unruhe-
 stifter, bei welchen sie das, von den Anwohnern
 der Weide durch Pfändung ihres Viehes oder an-
 dere eigenmächtige Auflagen erpreßte Geld, ver-
 prasten, einsam auf seinem Gemache saß, und
 die Bilder seiner, durch seinen Leichtsinns und sein
 wüßtes Leben an den Bettelstab gebrachten und in
 Kummer und Elend gestorbenen frommen Eltern,
 oder die Erinnerungen aus einer vielversprechenden
 Jugend, aus der schwarzgesäumten Wolke der
 Vergangenheit auftauchten, wenn vor diesen —
 selbst den größten Böfewicht, von Zeit zu Zeit
 heimsuchenden Friedens- und Warnungsboten —
 die Dämonen der Herrschsucht und der Rache
 weichen mußten, dann leuchtete auch wohl von der
 Grenzscheide zwischen Vergangenheit und Zukunft

im magischen Zauber die Gestalt Wendelinens durch die hüpfenden Irrlichter seines zerstörten Gemüths.

Mehrmals hatte er versucht sich Eingang in die kleine Familie zu verschaffen, indem er dem Rottmeister bei der Berichtigung der Weidesache seine Dienste anbot, und ihm durch leise Andeutungen die Möglichkeit zeigte, durch seinen Einfluß vielleicht in den förmlichen Besitz des kleinen Grundstücks zu gelangen. Der Rottmeister hatte ihn immer ruhig aussprechen lassen, denn seine Erfahrung vermuthete mit Recht selbstsüchtige Pläne unter der unverbienten Theilnahme des Mannes, mit dem er nur wenig in Berührung gekommen war und seine Klugheit gebot ihm, nicht gleich abweisend ihm zu begegnen. Der Geist des blinden Greises schaute tiefer; unverkennbarer Unmuth lagte sich in seine Züge sobald der zubringliche Besucher das kleine Wohnzimmer betrat, und mit kräftigen Sentenzen brachte er oft den gewandten, durch das Schweigen oder die scheinbare Uebereinstimmung des ernstern Kriegshelden, sicher gemachten Redner aus der Fassung; oder er trug der Jungfrau ein Geschäft auf, welches sie auf längere Zeit aus dem Zimmer entfernte, sobald der Gast eine Unterredung mit ihr anzuknüpfen suchte.

Der Versucher sah bald ein, daß er auf diese Art seinen Zweck nicht erreichen würde. Was vielleicht noch Anfangs Zartes und Edles in seiner schnell erwachten Neigung gelegen hatte, war — verpestet durch seinen Umgang und sein tägliches Treiben, zur rohen, zügellosen Leidenschaft ausgeartet und er sann auf Mittel diese zu befriedigen.

Seine Eigenliebe befestigte bei ihm die Ueberzeugung, daß es ihm leicht seyn würde, die schuldlose, mit der Welt und ihren Verführungskünsten unbekannte Jungfrau, sich geneigt zu

machen, sobald sich nur eine Gelegenheit darböte ihre Aufmerksamkeit zu erregen und sich die Annäherung zu ihr zu erleichtern. Nichts schien ihm dazu geeigneter als erzeugte Dankbarkeit.

Wendeline war der hülfreiche Engel der Umgegend. Wo in den Hütten der Arbeiter Noth und Siechthum weilten, da erschien sie, wenn auch mit geringer — doch zweckmäßiger Hülfe. Worte des Trostes und der Theilnahme erquickten den Kranken, kleine Gaben von häuslichen Bedürfnissen erfüllten das Gemüth des Darbenden mit neuem Vertrauen. Oft schon war Heinrich ihr nachgeschlichen, wenn sie in der abendlichen Dämmerung, eingehüllt in das schwarze Regentuch, das angefüllte Körbchen im Arme, im Bewußtsein einer guten That, furchtlos durch die Heckengänge der kleinen Gehöfte schritt; — und diese Wanderungen waren es, die er zur Ausführung seines Planes benutzen wollte.

Der Christabend war angebrochen mit seinen freudehüpfenden Kinderherzen, mit seinen schweigsamen Rückblicken auf das dem Zeitengrabe nahe, mit seiner trübsumflorten Aussicht auf das nun bald dem Zeiteinschooße entsteigende Jahr. Heute hatte Wendeline ihre Sparpfennige zusammen gesucht und war mit ihrem Vater in die Stadt gegangen um für die Kinder ihrer Nachbarschaft eine Christfreude zu bereiten. Den Vater entfernten Dienstgeschäfte von ihrer Seite, aber er hatte versprochen ihrer am Thore zu harren. Die schön geschmückten Läden, die bunten Nürnberger Gaukeleien, die Auswahl der Gegenstände zu deren Ankauf ihre Baarschaft mit zu Rathe gezogen werden mußte, hielten das Mädchen länger auf als es ihre Absicht war, und als sie mit gefülltem Körbchen aus dem letzten Gewölbe trat, schimmerten schon hier und dort die hellen Kerzen der Christbäume und spiegelten sich in den vergoldeten Äpfeln und Kuchenbildern, und der

laute Jubel der seligen Kinder erfüllte die Gemäther der Wohlhabenden.

Be Flügelten Schrittes eilte sie dem Thore zu; — doch hier ward ihr gesagt, daß ihr Vater nicht habe auf sie warten können, daß er jedoch Jemanden senden wolle, der sie begleite. — Die Ungeduld ihre Schätze zu vertheilen, ließ sie diese Weisung überhören. Frischgefallener Schnee erhellt das Dunkel des Abends und getrost wanderte sie durch die hohen Hecken in deren dürrer Laube der Nachtwind rieselte. An der einsamsten Stelle wo der Weg sich theilte, wurde sie plötzlich von zwei verhüllten Männern ergriffen, die das Regentuch fest um ihr Haupt wanden und sie auf dem Pfade der in's Feld führte, fortschleppten. Der plötzliche Schreck hatte ihre Glieder gelähmt, und die dichte Hülle um ihren Mund verhinderte jeden Ruf um Hülfe.

Ein heftiger Wortwechsel erweckte sie aus ihrer ohnmachtähnlichen Erstarrung; sie erkannte die Stimme Heinrich Schwanecke's, der ihren Begleitern den Weg vertreten hatte und sie zur Rede stellte. — Schnell benutzte sie einen Augenblick wo sie ihre Arme frei fühlte und befreite sich von der bedrückenden Verhüllung. Sie sah jetzt deutlich ihren vermeintlichen Retter, wie er mit gezogenem Schwerte auf ihre Begleiter eindrang.

Aber plötzlich veränderte sich die Scene. Ein donnerndes Hakt! — ließ sich vernehmen und ein stattlicher, gewappneter Mann trat zwischen die Streitenden und faßte mit kräftiger Gewandtheit den einen der Strauchdiebe vor der Brust, und ergriff den gehobenen Arm des Wüßlings, daß dieser laut aufschrie, seine Rolle vergaß und seine, zu diesem für ihn so übel endigenden Spiele, gedungenen Helfershelfer bei ihren Namen zur Gegenwehr aufrief. Da schleuderte die kräftige Rechte des Kriegers den zitternden Soldner auf seinen Gefährten, daß beide rücklings im jähen

Sturze zu Boden fielen, und die stahlbedeckte Linke senkte sich mit ihrer ganzen Wucht auf das Haupt des Anstifters, der, sein Schwert fallen lassend, taumelnd in die Dornenhecke sank.

Ein lauter Schrei entfuhr Wendelinen: „schont ihrer, Herr!“ rief sie, „sie thaten mir ja noch kein Leid!“ — Aber der Krieger nahm ruhig das am Boden glänzende Schwert auf, ergriff das Mädchen am Arme und sagte: „Ihre Wichte werden schon wieder zur Besinnung kommen, Ihr aber, Frau oder Jungfrau, sagt mir wohin ich Euch geleiten soll!“ — „Zu meinem Vater, dem Rottmeister Bonnet!“ erwiderte ängstlich die Jungfrau, und schlüpfte eilend durch die engen Windungen des Weges, so daß die weit-ausgeholtten Schritte ihres Befreiers kaum ausreichten um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Erst an der Thür der kleinen Wohnung machte sie Halt. „Tretet näher, lieber Herr!“ — sprach sie nun in abgebrochenen Sätzen, „mein Vater wird sich freuen Eure Bekanntschaft zu machen.“ —

Während dem war der Rottmeister auf den Vorplatz getreten und blickte verwundert auf das vom Schreck erblaßte Mädchen und auf die hohe Gestalt des Reissigen, der mit entblößter Waffe geblickt durch die niedere Thür eintrat. Als der Krieger sich aber aufrichtete und der Schein der Lampe auf sein frisches freundliches Antlitz fiel, da erheiterten sich die Züge des Hausherrn, und ein freundliches „guten Abend, Herr Rottmeister“ hieß ihn willkommen. Der junge Mann erzählte mit wenigen Worten den Vorfall, bei denen die dunkle Gluth des Bornes sich auf das Gesicht des Rottmeisters lagerte; aber auch auf die Wangen der Jungfrau lehrte die holde Farbe der Freude und der jungfräulichen Schaam zurück, als sie in ihrem Befreier einen lieben Bekannten aus ihren Kinderjahren erkannte.

„Erkennt mich Wendeline nicht?“ — fragte der Jüngling treuherzig, indem sein Blick mit Wohlgefallen auf dem dank- und freudestrahlenden, holden Antlitz der Jungfrau weilte; — „erkennt sie den Heine Wölke nicht, dem sie so manche Thräne weinte, wenn sein wackerer Waffenmeister hier, ihm mit Hieb und Stoß ein wenig arg zusetzte?“

Höher und höher erglühte die Jungfrau; „tretet ein, Herr Rittmeister“ stammelte sie mit niedergeschlagenen Augen, „auch der Großvater wird sich freuen, Euch willkommen heißen zu können.“

Als nun die ersten Hin- und Herfragen besetzt waren, erzählte der Rittmeister wie er vom Rathe den Befehl erhalten habe, von Wederkesa, wo er mit seinen Reifigen lag, in die Stadt zu kommen; wie er gestern angelangt, den Tag über mit Aufträgen überhäuft, sie gegen Abend habe heimsuchen wollen; wie ihm außerhalb des Thores, der seit einigen Jahren in der Gegend seines Standquartiers sich herumtreibende, aus der Stadt verbannte Aeltermann, in Begleitung zweier verdächtiger Kerle zu Gesicht gekommen sey; wie er aus dessen lebhaftem Geberdenspiele und dem Rufe über sein jetziges Treiben auf die Vermuthung gekommen, daß das saubre Kleeblatt nichts Gutes im Schilde führe; wie er als guter Soldat sie nicht aus dem Auge gelassen und somit seiner kleinen theilnehmenden Freundin einen Ritterdienst geleistet habe.

„Das Laster fängt sich in seinen eigenen Schlingen, die Unschuld schützen Gottes Engel!“ — sprach feierlich der Greis, indem er den kahlen Scheitel entblößte, und mit dem Ausdruck des innigsten Gottvertrauens das blasse Antlitz erhob.

Diese Worte und die Geberde des Blinden hatten, wenn auch auf verschiedene Weise einen stillernsten Eindruck auf die kleine Gesellschaft ge-

macht. Der Rittmeister unterbrach zuerst das Schweigen. Indem er den Jüngling traulich die Hand reichte, und einen flüchtigen Blick auf Wendeline warf, bat er treuherzig: „Feiert mit uns den Christabend, Herr Rittmeister, und seyd uns fortan ein lieber Gast zu jeder Zeit!“ Künftig schlug der Rittersmann in die dargebotene Rechte und mit froher Geschäftigkeit bereitete die Jungfrau ein einfaches Mahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die brittische Parlamentsreform.

Dieses Ereigniß, gehört zu den interessantesten Erscheinungen einer mächtig, nach Verbesserung des politischen Zustandes der Völker strebenden Zeit.

England war seit Jahrhunderten für alle Völker Europa's das beneidete Vorbild bürgerlicher Freiheit. Englands nationales Leben, erweckt zu einer Zeit, wie noch alle europäischen Völker von ihren Herrschern als Unmündige behandelt wurden, erhob sich dadurch zu einer Selbstständigkeit und Geldmacht, welche dem betriebsamen Inselstaate nach Außen hin eine selbstsüchtige Politik anwies. Englands Geld und Credit nahm Europa an das Leitsiel und usurpirte auf dem Meere eine Alleinherrschaft, welche zu einem Monopole im Welt-handel führte, das Europa's Wohlstand in steigender Progression unterdrücken und aussaugen mußte. England konnte aber nur durch eine unermesslich steigende Nationalschuld sich auf dieser schwindelnden Höhe erhalten. Diese Schuld aber droht, in weiterer Perspective, mit innerer Zerrüttung. Napoleon's Continentalsystem kämpfte an gegen Englands Handelsmonopol, erlag aber dem Verhängnisse und mächtiger nach Außen, aber innerlich nicht gesicherter, ging Großbritannien aus diesem Kampfe hervor.

Im Stillen aber wirkte die Macht der Ideen, im Lichte unserer Zeit. Die selbstsüchtige Politik des Handelsstaates wurde der aufgeklärten Welt verhaßt. Die Staaten, welche im Bedürfniß des Friedens nicht mehr durch brittische Geldmacht (Subsidien) sich leiten ließen, erkannten bald jene Macht als ein Phantom und das Cabinet von St. James verlor die Alleinherrschaft und gewann nur noch Haltung im Anschließen an den großen europäischen Friedensrath der fünf Hauptmächte.

Indessen hatten die Juliereignisse in Paris, mit ihren unermesslichen Folgen für die Civilisation der Welt, selbst in diesem großen Friedensrathe Anerkennung und Zugeständnisse gefunden; mehr aber noch waren die liberalen Ideen in das Innere der Völker eingebracht und die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen war von diesen, wie von den aufgeklärten Regierungen, anerkannt, als das einzige Mittel, die Ruhe der Völker und die Sicherheit der Throne wieder festzustellen.

Großbritannien, von seiner politischen Schwindelhöhe herabgesunken, konnte nur noch durch Erhebung seiner nationalen Kräfte sich auf den Standpunkte der Gleichheit mit den übrigen Hauptmächten Europa's erhalten.

Längst schon hat man in Großbritannien die Mängel einer, durch starres Festhalten am Hergebrachten verknöcherten Volksvertretung erkannt. Großbritanniens innere politische Kraft war gebrochen durch eine Adelsaristokratie und durch eine Geldaristokratie, welche einen großen Theil des brittischen Inselreiches, das unglückliche Irland, unter einem Drucke hielt, der diesen ganzen Staat für Englands Nationalkraft nicht nur unbrauchbar machte, sondern auch einen bedeutenden Theil seiner Kraft völlig neutralisirte. Die Concessionen, welche sogar einen Wellington für diese unglückliche Insel abgezwungen wurden, genügten nicht. Eine unbeugsame Aristokratie stand entgegen. Diese

mußte erst in ihrer Hauptstütze gebrochen werden.

Diese tieferen politischen Beweggründe scheinen die Unterlage der Reformanträge der jetzigen englischen Regierung zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

* Parallele zwischen Frankreich und England *).

Werfen wir einen Blick auf das prächtige Gemälde, welches uns die 3 Tage im July 1830 zu Paris darboten, so sind wir genöthigt zu gestehen, daß das französische Volk dem brittischen weit überlegen ist, und nicht allein in dieser entscheidenden Thatsache, sondern auch in seinen Parlamentsdebatten, wie auf dem Schlachtfelde.

Wären die brittischen Freiheiten angegriffen, würde man ohne Zweifel früher oder später einen künftigen Widerstand sich organisiren sehen, der die Tyrannei zum Weichen zwingen würde. Aber wir sind überzeugt, daß die ersten Unternehmungen der willkürlichen Gewalt einen gewissen Erfolg gewinnen würden. So viele Leute würden zur Klugheit, zur Mäßigung, zum Frieden mahnen, man würde so vielen sentimentalen Pathos, so viele Lobeserhebungen zu Gunsten der Gerichte und der alten Gerechtigkeits-Pflege verschwenden, daß man wohl am Ende die Unterdrückten mit den Unterdrückern einen ungleichen und unähnlichen Kampf vor dem ersten besten Gerichtshofe bestehen sehen würde, deren wahrscheinliches Resultat immer günstig für die beherrschenden Macht ausfallen müßte. — Wir besorgen in der That, daß wenn in England eine Aufforderung an jene Richter, die strengen Bewahrer der Constitution, gerichtet würde, eine solche Maaßregel nur eine den Unterdrückern gün-

*) Von Lord Brougham vor seiner Erhebung zum Lord Kanzler; aus dem Edinburgh review.

stige Entscheidung veranlassen dürfte. Wir besorgen, daß wenn die Kammer der Lords in letzter Instanz einen Proceß dieser Art zu entscheiden hätte, der Sieg im voraus „dem edlen Lord so und so, dem edeln Marquis an der Spitze der Regierung, dem edeln Herzog mit dem blauen Bande &c. &c.“ zugesichert seyn dürfte.

Dhne Zweifel würde der Kampf auch damit nicht beendet seyn. Neue Usurpationen würden neue Klagen zur Folge haben. Der Widerstand würde mit der Ungerechtigkeit wachsen. Die Volksmacht würde sich in demselben Maasse entwickeln, als die Unterdrückung sich vermehrte. Der Tyrann würde gestürzt werden, und die Jeffries würden die Unsterblichkeit seiner Infamie theilen; aber bevor man dies Resultat erreichen könnte, würde sehr viel Zeit verstreichen, das Volk müßte noch viel leiden. —

Mehr noch, wenn die Regierung, statt mit einem einzigen Schläge alle Freiheiten Großbritanniens zu vernichten, sich mit einer Usurpation unter dem Schein der Mäßigung begnügte, würden die Gerichtshöfe selbst ihr bei ihrem Unternehmen behülflich seyn. Jeder Widerstand würde auf solche Weise erstickt, und die Unterdrücker könnten ruhig ihres Triumphes sich erfreuen.

Jetzt kann sich nichts ähnliches mehr ereignen und England verdankt diese günstige Wendung dem Heldenmuth der Franzosen, dem ruhmwürdigen Beispiel, welches sie der Welt gegeben, der furchbaren Lektion, die sie allen Regierungen erteilt.

Diese Wahrheiten sind freilich demüthigend für den Nationalstolz der Engländer; aber es ist Pflicht, sie einzugestehen; denn dadurch lernt man am besten sich selbst und das Fremde kennen, dem man oft die nützlichsten Lehren entnehmen kann. —

Notizen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß der Ausdruck Cholera in zwei Bibelstellen, beide im Ecclesiasticus oder Jesus Sirach, Kap. 37., 32 — 34, und Kap. 31., 22, 23, und beide Male in Verbindung mit Vorschriften und Ermahnungen zu einer nüchternen und mäßigen Lebensweise, die auch in diätetischer Hinsicht das empfehlenswerthe Präservativ gegen diese Seuche, vorkommt. Die erste dieser Stellen lautet: „Sei nicht begierlich bei Mahlzeiten, und wirf dich nicht über jede Speise; denn aus dem Genuße vieler Speisen entsteht Schwachheit, und die Begierlichkeit, zu essen, wird die Cholera nach sich ziehen. Viele sind von Fraß und Völlerei gestorben; wer aber mäßig lebt, wird sein Leben verlängern.“ Folgendes ist die zweite Stelle „Ein verständiger Mensch begnügt sich mit wenig Wein; dann wird man weder im Schlaf beschwert seyn, noch einen andern Schmerz fühlen; ein unmäßiger Mensch aber hat Schlaflosigkeit, Cholera und Qual.“ In den uns bekannten deutschen Bibelübersetzungen wird das Wort: Cholera, mit Grimmen im Leibe, oder Bauchgrimmen, — eines der charakteristischsten Merkmale der Cholera-Krankheit — wiedergegeben.

Man kann, erzählt Venturini *), zu keiner Zeit durch Lissabons Straßen wandeln, ohne einer Procession zu begegnen, ohne auf zahlreiche weiße, schwarze und graue Mönche mit und ohne Schuhe, mit und ohne Bart zu stoßen, und sobald das wunderbare Glöcklein die Annäherung des heiligen Sacraments verkündet, stürzt schon die ganze auf der Gasse befindliche Volksmenge in starrer Ehrfurcht auf das Straßenpflaster nieder, ehe sie

*) Chronik des 19ten Jahrhunderts; das Jahr 1829 enthaltend. Leipzig, bei J. G. Hinrichs, 1831, S. 484.

noch den Baldachin erblickt, unter welchem der von geweihten Kerzen beleuchtete Priester den — selbst gemachten Gott trägt. Drängt man sich mit der Volksmasse in die Kirche, so erblickt das geblendete Auge dort nichts als auf den Knien liegende Gläubige beiderlei Geschlechts, die mit zur Erde gebeugten Köpfen lateinische Gebete murmeln, die — sie nicht verstehen. Ein Volk, wo solcher Fanatismus ist, kann unmöglich zu einer vernünftigen Freiheit reif seyn.

Von einem Wirthshause in der Nähe von Rio de Janeiro macht Schlichthorst folgende Beschreibung: Da sitzen wir in der offenen Halle. Um die Säulen, welche das Dach tragen, schlingen sich Rosen und Jasmin, die Elisia (eine Rosengattung, welche des Tages über oft die Farbe wechselt) hat ihr weißes Negligee angezogen, die Blätter der Mimosa sind zur Ruhe gegangen, Passionsblumen haben ihr kurzes Daseyn vollendet, die Strelizia blüht in unge störter Pracht. Die frische Seelust zieht durch den phantastisch geschmückten Raum, hell und ruhig brennen die weißen Wachskerzen unter den hohen gläsernen Glocken. Eine piquante Cadobilla dampft uns entgegen. Der Wein von Alicante perlt in den geschliffenen Gläsern, sein Feuer bringt das Blut in Wallung, mehr noch das reizende Augenpaar unserer schönen Wirthin, die in stolzer Sicherheit sich des Eindrucks freut, den ihre vollendete Schönheit auf die verschiedenartigsten Naturen hervorbringt. Rufen können Serenaden und Gesänge durch die stille Luft.

A n e k d o t e.

Man erzählt folgende Anekdote. Der Königsbanquier Herr von R... in gab vorigen Winter ein so glänzendes Ballfest, daß die zahl-

reich dabei anwesenden Gesandten darüber erstaunten. Für Alles war gesorgt, was nur irgend nothwendig werden konnte; sogar Schuhe aller Art wurden in besonderen Zimmern bereit gehalten. Piquirt darüber, trat der Gesandte einer großen Macht zu dem selbstgefälligen Wirth, machte ihm Anfangs Elogen und schloß endlich mit der Bemerkung, — daß ihm, bei aller Vollkommenheit, doch ein Mangel aufgefallen sey — „Wo? Welcher?“ fragte der Befränkte. — „Es fehlt ein Barbierzimmer für die Herren.“ — „Was das anlangt,“ versetzte Herr von R., „so ist mein Comptoir längst dazu eingerichtet.“

* Bitte um Gehör.

Sollte, da hier in Bremen so viele zweckmäßige Maßregeln in Hinsicht der Cholera getroffen sind, nicht noch das vorzüglich Beste des Publicums dadurch befördert werden: daß erstens eine Aufforderung an jeden Bürger statt fände, daß Jeder, der Gehülfsen, oder Gefellen, Lehrlinge, Knechte und Mägde hätte, der Genannten Wohn- und Schlafstellen säuberlich reinigen müßte, und zweitens, daß ein polizeylich Nachsehen darüber, (in den großen Häusern sowohl, wie in den kleinen, weil in ersteren oft mehr Unreinlichkeit herrscht, als in letzteren) statt fände? — hierdurch würde dem größten Theile des Publicums ein rechtmäßiger Wunsch erfüllt.

* Erwied erung a u f e i n e n E i n w u r f.

Es ist wohl eine der denkbar billigsten Anforderungen, wenn Eltern verlangen, daß die Lehrer auf die im Hause der Schüler geschriebenen Arbeiten mehr Sorgfalt verwenden! Ist es nicht eine gar leichte Mühe, „so wars die Mode des sehr geachteten Doctor I.....“, den Schüler eine im Hause schlecht geschriebene Arbeit so oft abschreiben zu lassen, bis die Schrift gut zu nennen? — Sollten die Schüler durch solche Maßregeln nicht sehr bald gezwungen werden, ihre Arbeiten gleich gut zu schreiben. — Erfahrung macht klug. —



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 20. October 1831.

Wohl! diesen Schleier hebst du nimmermehr. —

Der Schleier.

Von Viktor Hugo.

Die Schwester.

Was wollt ihr, wollt ihr, meine Brüder?
Ihr senkt die finst're Stirn herab;
Und euer Blick, er flammt hernieder,
Wie Todtentampen an dem Grab.
Geißt die Gürtel eurer Kenden!
Dreimal, wie Blig aus Allah's Thor,
Schon bligten unter euren Händen
Der Dolche Klingen halb hervor!

Der älteste Bruder.
Hobst du den Schleier heute nicht empor?

Die Schwester.

Ich kam vom Bad, o meine Brüder,
D meine Herrn, vom Bad zurück;
Dem Siabur verhüllt' ich meine Glieder,
Dem frechen Albanesenblick.

Und als ich zur Moschee gekommen
In meinem offenen Palankin,
Da war der Mittag heiß entglommen;
Mein Schleier schob sich kaum so hin.

Der zweite Bruder.
Dort stand ein Mann? und sein Kastan war grün?

Die Schwester.
Ja . . . möglich war's . . . Doch sah der Schlimme
Nicht frei mein Antlig, glaubet mir . . .
Allein ihr sprecht mit leiser Stimme,
Mit leiser Stimme murmelt ihr.
Wollt ihr denn Blut? Bei eurem Leben,
Er hat mich nicht, mich nicht geseh'n.
Wollt einem Weibe Tod ihr geben
Das nichts vermag, als schwaches Fle'h'n?

Der dritte Bruder.
Roth sah ich heut' die Sonne niedergeh'n.

Die Schwester.
Erbarmen! schonet mein! Erbarmen!
Vier Dolch' im Herzen, bitt'rer Tod!

Weh! eure Knie will ich umarmen . . .
 Mein Schleier, mein weißer Schleier so roth!
 O meine blut'gen Hände haltet,
 Helft, meine Füße sind so schwer!
 Um mein erlöschend Auge faltet
 Ein Todeschleier sich umher.

Der vierte Bruder.

Woh! diesen Schleier hebst du nimmermehr. —

Bf.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

4.

Rein war das Herz Wendelinens, wie der Thautropfen, der wenn Aurora ihre goldnen Thore öffnet, einsam am Halme zittert, und das Albelebende Gestirn des Tages in seinen kleinen krystallhellen Ring aufnimmt und es widerspiegelt im lieblichsten Farbenschmelze, bis die Sonne ihre strahlenden Boten sendet, von denen einer den wonnedurchschauerten Tropfen auflöst zu inniger Vereinigung. Noch kannte ihr Herz das süße Wehe nicht, das an der Grenze der Jugendzeit unter die Rosengewinde der harmlosen Fröhlichkeit die duftenden Lilien der Wehmuth flücht. Aber die Morgenröthe war angebrochen und eine andere Gottessonne, mächtig und segnend wie ihre sichtbare Schwester — die Liebe — malte sich in tausend Strahlenbrechungen in dem reinen Crystalle und sandte ihren Boten, und der Bote küßte den Tropfen vom Halme zu inniger unzertrennlicher Vereinigung.

Fast täglich besuchte Heine Wölke die besfreundete Familie, denn der Blinde hielt unendlich viel auf den biedern Jüngling, und der Sohn ehrte in ihm einen der letzten ächten Sproßlinge des mehr und mehr sich auflösenden Ritterthums.

In der Brust des ernstern Mannes, die nie durch die aufgeregten Wogen der stärksten aller

Leidenschaften erschüttert war, regte sich kein Gedanke, daß unter seinen Augen sich ein Verhältniß entspann, welches nur eines günstigen Zufalls bedurfte um Hymens Fackel an dem Feuer der Westa zu entzünden.

Heinrich Schwancke mied seit jenem, für ihn so unheilvollen Abend die Wohnung des Rottmeisters. — Die guten Genien kehrten nicht mehr bey ihm ein. Rache — Demüthigung der Verhassten, waren die glühenden Meteore, die den Larventanz seiner ehrgeizigen Pläne von Zeit zu Zeit schauerlich erhellten.

Mehr und mehr wuchs die Rote der Unzufriedenen an, immer lärmender wurden die Gelage in ihrem Versammlungshause an der Knochenhauerstraße. Zwiespalt herrschte im Rathe, eigennützige Absichten Einzelner stemmten sich gegen die Rathschläge der wahren Patrioten; looser wurde von Tage zu Tage das Band der Ordnung, und selbst Bessergesinnte aus der Bürgererschaft schlossen sich an die Auführer, um der näher und näher rückenden, anscheinend unvermeidlichen Catastrophe auf eine leidliche Art zu entgehen.

Der Frühling des Jahres 1531 hatte seine Boten geschickt. Primeln und Veilchen läuteten ihn ein; die Schwalbe polsterte ihr Nest am ländlichen Häuschen, und verjagte den frechen Sperling, der sein Winterquartier darin aufgeschlagen hatte. Die schützende Windel barg nicht länger die schwellende Knospe der Linde; Blatt an Blatt entfaltete sich und die bräunlichen Hülsen rieselten bey dem leisesten Lusthauche durch die düstigen Zweige. Die Natur hauchte Freude, säufelte Liebe, lächelte Eintracht; aber — o seltsames, unerklärliches, ewig neues Räthsel! — der Mensch, das denkende, fühlende Wesen brütete Unglück, nährte Haß, bereitete Zerstörung.

Wendeline saß unter den Linden ihrer Wohnung; die Kühle des Abends hatte den Greis bewogen das Zimmer zu suchen. Wie vor einem Jahre blickte das Mädchen der untergehenden Sonne nach, aber in diesem Blicke lag nicht allein mehr die holde Sehnsucht, die sich in die Rosen des Abends vertiefte; eine stille Trauer hatte sich ihr zugesellt, und leise Seufzer schwellten den jugendlichen Busen.

Wie wenn die Sonne plötzlich durch die düstre Wolkendecke einer Lenzlandschaft bricht, so erheiterten sich ihre Flügel, denn der Hausfreund kam den Pfad von der Stadt, und grüßte schon aus der Ferne das erröthende Mädchen, und das Hündchen sprang ihm entgegen und umkreiste ihn unter freudigem Gebell. Er setzte sich an ihre Seite, aber er — der sonst so beredte offene Mann — war heute einsylbig, und ein innerer Kampf äußerte sich auf seinem trübumflorten Antlitze. Vergebens suchte Wendeline ein Gespräch anzuspinnen — der Rittmeister antwortete zerstreut, und seine düster glühenden Blicke weilten bedängstigend auf der Jungfrau. —

„Wie seid Ihr heut' so sonderbar, Herr Rittmeister!“ stammelte sie endlich bekennd.

„O, Wendeline, nennet es nicht sonderbar! erwiederte er treuherzig. Die Zeit ist stürmisch und die Menschen sind wahnwitzig geworden. Das Laster triumphirt und der Arm des Rechts ist erlahmt. Wohin soll die Unschuld fliehen vor der losgelassenen Meute? wohin soll die Tugend sich verbergen vor der rohen Willkühr und dem Natterbiß der Rache? — Wendeline, düstre Tage ziehen über uns herauf! — Nur mit Wangen, was ich früher nimmer kannte, denk' ich Eurer! —

Leise Bonneschauer durchbeugten das Mädchen; in seliger Verklärung lispelte sie vorwurfsvoll: „Spottet meiner nicht, Herr Rittmeister! — wie kann auch die Heimatlose Euch beküm-

mern, wo Ihr Tausenden Beschützer seyn sollt. — Und welch' Unglück kann uns denn bedrohen?

„Wendeline, rief der Jüngling, indem er stürmisch ihre Hand ergriff — Wendeline, näher als Ihr glauben möget zieht die Wolke, die Verderben trägt. Soll ich zögern und im feigen Schweigen harren bis sie sich entladet? Soll ich Sorg' und Ungewißheit mit mir schleppen, wo man Muth und rasche That von mir erheischt? — Seht, Ihr war't noch Kind als Euer Vater mich das Waffenhandwerk lehrte; — damals schienet Ihr mir gut zu seyn — damals schäkert' ich mit Euch und im kind'schem Spiele fragte ich oftmals: Lienchen, hast du mich auch lieb? — Seht, dann schlug das lose Mädchen mich wohl auf die Wange, aber ich erhaschte es und wenn sträubend auch litt es doch meinen Kuß. Sind die Zeiten denn so anders jetzt geworden, daß ich heute nicht noch fragen sollte: „Wendeline, hast du mich denn lieb? —“

„Heine Wölke, sprach das Mädchen, und ihre Hand zitterte in der seinigen, und die Rosen wichen von ihrer Wange — „Nicht mehr das harmlose Kind, nicht mehr der ausgelassene Jüngling sahen wir uns wieder; anders sind die Zeiten geworden, ernster umgiebt uns das Leben. Täuschet Euch nicht! — ein trügerischer Wahn hat Euch geblendet und ein einziger Augenblick kalter Besonnenheit wird ihn vernichten. Ihr, der angehehnste Sproßling der bremischen Ritterschaft werbt um die Tochter des vertriebenen Flüchtlings, um das namenlose Mädchen, das Euch nichts bieten könnte als vielleicht ein treues Herz und — wenn das Blendwerk verschwunden — die Reue.“ —

„Sprich nicht also“ — unterbrach sie der Jüngling. Du oder keine. Ich bin frey und habe Niemanden Rechenschaft zu geben von der Wahl meines Herzens. — „Wendeline“ fuhr er drin-

gender fort: „Heute muß sich mein Schicksal entscheiden. — Antworte mir frey, verbanne die ängstlichen Bedenklichkeiten zu denen der Augenblick zu ernst ist; aus dem Innersten eines treuen Herzens frage ich dich: Wendeline, willst du die Meine seyn? —

Hektiger zitterte die Hand der Jungfrau, Thränen strömten aus ihrem Auge; — „spricht mit meinem Vater! rief sie und entzog sich den ausgestreckten Armen des Stillgeliebten und warf sich weinend an die Brust des Großvaters und hauchte im Gefühl überirdischer Wonne „Er liebt mich! — ich bin die Seine! — Gebt uns Euren Segen!“ —

Da trat der Rittmeister tiefbewegt hinzu, und der jugendliche Held kniete nieder an der andern Seite des Greisenbildes, und bat sanft und mit gebrochener Stimme: „gebt uns Euern Segen!“

Und in himmlischer Verkürzung erhob der Greis sein Antlitz und streckte seine Hände aus und suchte die Häupter seiner Lieblinge: „Dank dir du weiser Lenker des Schicksals,“ sprach er feierlich, — „du hast den Abend meines Lebens gesegnet mit der Erfüllung eines unbescheidenen Wunsches, du hast die milden Strahlen deiner unendlichen Güte herab gesandt in das Dunkel meiner Seele. — Mögen sie glücklich seyn, o Herr, auf deinen Wegen!“ —

Und hinter der Gruppe stand der Rittmeister, die Hände gefaltet, ein Gemisch von Wehmuth und Freude in den ernsten Zügen.

Und als der Rittmeister nun zu ihm trat, und sein Anliegen vertrauensvoll vorbrachte, und Wendeline den Thränenblick flehend zu ihm aufschlug — da übermannte die Nahrung das kräftige Gemüth, denn die Vergangenheit trat aus ihrem Schatten, und eine süße Täuschung drohte zu entschwinden. Schweigend legte er die Hände der

Liebenden in einander, dann — zum Rittmeister gewendet sprach er: — „Ihr ehret uns durch Euern Antrag — ich schätzte Euch von je — und lernte in Euch einen Mann kennen ohne Vorurtheile; aber es giebt Verhältnisse im Leben, die selbst die klügste Besonnenheit, weit weniger denn die Leidenschaft berechnete. Solche Verhältnisse walten bei uns ob — ich hoffe jedoch zu Gott, daß sie nicht trennend zwischen eure Herzen treten. Verschweigt heute noch das Vorgefallene; morgen wird sich Euch das Räthsel lösen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die brittische Parlamentsreform.

(Beschluß.)

Bevor die Krisis ausbrach starb der, nichts weniger als freisinnige Georg IV. und zum Heil Großbritanniens bestieg Wilhelm IV. den Thron. Erkennend, daß es sich hier um das Lebensprincip der Nationalität handle, umgab sich der neue König mit einem freisinnigen Ministerium. Dieses warf sich in die Arme des Volks und begann gleichzeitig von oben herab und von unten herauf wirkend den Kampf gegen die Doppelaristokratie des Adels und der Geldmacht.

Erstere saß nemlich im Oberhause — jene Lords und Pairs, die in kolossalen Feudalrechten, widerstrebend jedem nationalen Interesse, die großen Mittel für ihre eigene glänzende Subsistenz gefunden hatten.

Das Unterhaus scheint durch die Verfassung bestimmt zu seyn, der Aristokratie als Gegengewicht zu dienen. Die Mitglieder desselben sollten, als vom Volke gewählte Repräsentanten, den Nationalwillen vertreten. Das war auch der Fall in den früheren Jahrhunderten. Damals war noch das Wahlrecht nach den früheren geographischen Verhältnissen des Staates verhältnißmäßig

auf die Flecken, Städte und Graffschaften vertheilt. Allein dieses Wahlrecht blieb, indem die Verfassung sich versteinerte, auf der Scholle haften, ohne Rücksicht darauf, ob sie bewohnt blieb oder nicht. So waren manche Flecken (Boroughs), die Wahlrecht hatten, von der Erde verschwunden, manche Wahlstädte auf kleine Ortschaften herabgesunken; die Ländereien der Ersteren kamen mit dem Wahlrechte in die Hände einzelner Familien und diese und die Einwohner der letzten fingen nun an mit ihrer Stimmengabe einen einträglichen Handel zu treiben. Auf diese Weise wurden nicht mehr die würdigsten und talentvollsten Männer, sondern die Meistbietenden zu Parlamentsgliedern erhoben und es drängten sich dazu die reichsten Personen, deren Eintritt in das Unterhaus dort eine Geldaristokratie bildete, welche wenig geeignet ist, die wahren Interessen des Volks zu vertreten.

Auf der andern Seite entstanden aber auch viele neue Städte, oder unbedeutend gewesene Flecken stiegen zu einer Bevölkerung von 100,000 Seelen, die nach der verknocherten Verfassung keine Deputirte zum Parlamente senden durften. In einigen Graffschaften stieg die Bevölkerung bedeutend, ohne daß damit zugleich die Zahl ihrer Abgeordneten sich vermehren durfte. Daraus aber entstand der Nachtheil, daß volkreiche Städte und Gegenden entweder gar nicht, oder doch nicht im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung vertreten waren, während einzelne Familien ein Recht üben durften, das großen Fabrikstädten versagt war.

So mußten denn wohl die egoistischen Maximen einer Adelsaristokratie im Oberhause ihre Unterstützung in der Geldaristokratie des Unterhauses finden. Eine unermessliche Reihe von hergebrachten Mißbräuchen als: *Sinecuren*, veraltete Gesetze, die Kornbill, welche die gewerbetreibende

Classe zum Gewinn der Grundbesitzer drückt — konnten nicht abgeschafft werden, eben weil jener doppelte Egoismus widerstrebte.

Ohne Reform des Parlaments besteht also keine Möglichkeit einer zeitgemäßen Verbesserung der inneren Angelegenheiten Großbritanniens und ohne Reform geht der Staat nach Innen und Außen seinem Untergange entgegen.

Seit dem der Geist der Reform Volk und Regierung durchdringt und im neugewählten Parlamente die Stimme des Volkes dafür sich ausgesprochen zu haben scheint, ist Englands äußere Politik freisinniger und großartiger geworden. Geht aber die Reform nicht durch, so muß entweder in Großbritannien eine Revolution entstehen, oder das jetzige liberale Ministerium muß fallen und ein egoistisches Toryministerium wird wieder an dessen Stelle treten. England würde sich alsdann mit Rußland gegen Frankreich zur Unterdrückung des Liberalismus verbinden müssen, und fehlte es ihm dazu an Kraft, so würden für Europa wieder die engherzigen Plackereien des Wellington'schen Ministeriums beginnen. — Europa ist also bei der Reformfrage in Großbritannien auf das Höchste interessiert.

Spaziergänge aus Berlin.

(Aus dem Freymüthigen)

Berlin sieht um kein Haarbreit anders aus, seitdem die Seuche bei uns ist.

Wenn du des Morgens ausgehst, des Mittags, Nachmittags, derselbe Menschenstrom unter den Linden, in der Königsstraße, und die Leute gehn nicht schneller in der langen Friedrichsstraße und nicht langsamer in der schönen, stillen Leipzigerstraße, als sonst.

Sie stehen und sprechen so gern wie vordem an den Ecken, und wo drei Menschen stehen bleiben und nach etwas hinsehen, da stellt sich

ein Vierter zu, und zum Vierten ein Fünfter, und zum Fünften ein Sechster, und es wird das daraus, was sie in Berlin einen Auslauf nennen — ein Auslauf, und keiner weiß warum.

Sie sind so gern witzig, wie sonst; sie machen Witze sogar auf den Tod.

Sie sprechen von ein und demselben Dinge auf den Straßen und in den Gesellschaften und im Theater mit demselben Eifer, und sprechen lange und immer wieder, bis es erschöpft ist. Und das Ding heißt diesmal Cholera. — Und man seufzt jetzt wie sonst, daß es doch bald erschöpft wäre und etwas Neues daran käme.

Man hat Witze gemacht über die reitende Artillerie-Kaserne, über die Sontag, die Büchnendichter, die Schneider-Rebellion, den seligen Diebitzsch, so viel apparte Witze, daß ein Buch von jeden zu schreiben wäre; und man kann Bücher jetzt voll von Cholerawitzen schreiben.

Ist denn gar nichts anders geworden?

Die Herren tragen Mäntel schon im warmen Frühherbst, und des Abends halten sie Tücher vor's Gesicht. Man spricht auch von Leibbinden, wollenen Strümpfen, der schädlichen Abendluft, und was erlaubt ist zu essen und was nicht.

Die armen Leute tafeln Melonen und kostbare Fische — die armen Leute! — und die armen — ja, der Verdienst ist theuer geworden, wie Vieles! Aber man klagt jedes Jahr über Theuerung.

Etwas sah ich anders auf meinem Spaziergang. Die Leute sind so freundlich gegen einander. Mit welcher Herzlichkeit grüßt man sich, drückt sich die Hand, sieht sich zärtlich an, wünscht sich einen guten Tag, ein fröhliches Wiedersehn! Wie fließt die Konversation, daß Du denkst, es sind alle Bekannte. Aber ehemals sahen sich die beiden nicht an, grüßten sich nicht, wenn sie sich begegneten, hielten's für's Beste, schweigend bei einander vorüberzugehen, und jeder sagte vom Andern:

Gott sey Dank, daß der langweilige Mensch mich nicht angepackt hat! Hebt die Cholera das Langweiligseyn auf? Das wäre ja eine gute Eigenschaft von der Cholera!

Man raucht auf den Gassen, und es kommt darum kein Feuer aus. Wenn das nur nicht einreißt! Was hätten sonst in gesunden Zeiten unsere Polizeifergeanten und Gensdarmen zu thun?

Außer Rauchen und Herzlichkeit stieß mir doch noch etwas auf, was mir neu war: Ein blonder Junge knetete im feuchten Thon auf der Gasse Puppen, und schnitzte in Birkenrinde. Das ist nicht neu; aber was schnitzte er? Einen Leichenkarren, und mit der holdseligsten Miene von der Welt rief er der Schwester zu: „Nu fehlt mir nur noch ein Todter, dann ist Alles fertig!“ Und er griff eben so lustig in den Koth und machte sich einen Todten, und Alles war gut.

Ich ging weiter. Da spielten mehrere erwachsene Kinder: eines karrete das andere, und das Gefarrte war ganz mit Tüchern umwickelt, und saß sehr ernst auf dem Karren.

„Was spielt ihr da?“ fragte ich.

Wir spielen „Cholera,“ war die freundliche Antwort. Das hatte ich doch noch nicht in Berlin gesehen!

W. A.

* B i t t e.

In diesem Augenblicke hält sich hier ein Mann auf, dessen Lebensgeschichte in mancher Hinsicht merkwürdig ist, und der die innigste Theilnahme erregt. Es ist dieses Herr Castelli d'Orino, ehemaliger Commandant eines Artillerie-Trains im Königreich Italien. In der Schlacht bei Marengo hielt er mit seiner Batterie die Russen und Oestreicher von dem Uebergange über die Brücke mehrere Stunden lang ab, bis eine feindliche Stükkugel das Rad eines seiner Ge-

schüße sprengte, dessen Splitter ihm den Arm zerbrach und schwer am Schenkel und an der Hüfte verwundeten; in demselben Augenblicke schlug eine Flintenkugel in seine Kinnlade und dennoch verließ er seinen Posten erst als die Brücke von seinem Lieutenant mit eigener Aufopferung in die Luft gesprengt war. Buonaparte gab ihm noch auf dem Schlachtfelde den Orden der eisernen Krone.

20 bis 25 Jahre hatte er gedient, als die Umgestaltung des Königreichs Italien ihn außer Dienst setzte. — Jedem Broderwerbe fremd, zu stolz um bei großen Freunden zu betteln, kam er auf den Gedanken seinen treuen Pudel, der viele Gelehrigkeit verrieth, abzurichten, und seine Mühe wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Berühmt wurde der Hund Monito. In Paris sprach man in allen Salons von diesem Wunderthiere; in London rettete er eine Verunglückte aus dem Wasser und sein Herr erhielt eine eigends auf diesen Vorfall geprägte Medaille. Viele Kupferstücke schilberten die That. In Petersburg, Stockholm, Berlin und hundert andern Städten erwarb sich Herr Castelli durch sein Pudelpaar, Vater und Sohn, Beifall und Lohn.

Von Schweden zurückkehrend mußte er Quarantaine halten und seine weißen Begleiter wurden ihrer Wolle beraubt. Monito starb, wahrscheinlich an Erkältung. —

Jetzt befindet sich Herr Castelli mit dem nicht weniger geschickten Sohne Monito's hier, und wünscht in einigen Privatgesellschaften auftreten zu können. Es wäre zu wünschen, daß die Polizeibehörde ihm hierzu die Erlaubniß erteilte und hierum bitten mehrere an dem Schicksale des Mannes Antheil nehmende

Bürger.

M i s c e l l e.

Nach einer in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 4. April d. J.

vorgekommenen Mittheilung läßt Drigo, der Anführer des Corps der Feuerleute in Rom, um sie gegen die Wirkungen der Flammen zu sichern, ihre Kleider in eine Auflösung von schwefelgesäuerter Alaunerde, mit Thon vermischet, tauchen, und diese die Leute anlegen. Man hat die beständigsten Versuche damit angestellt und unter andern gesehen, daß die Leute, wenn sie wollene, mit jener Mischung getränkte Handschuhe angezogen hatten, glühende Kohlen umhertragen konnten, ohne sich zu verletzen. Eine vollständige Kleidung dieser Art kostet nur 40 Frs. *). — So hat denn der Anführer der römischen Feuerleute das Verdienst, eine schon früher gemachte Entdeckung zuerst auf eine gemeinnützige Weise praktisch angewandt zu haben. Denn daß die Auflösung, in welche er zur Sicherung seiner Leute ihre Kleider tauchen läßt, vor den Wirkungen des Feuers schütze, war schon früher bekannt. Bereits vor 21 Jahren meldete der allgemeine Anzeiger von 1810, No. 1: „der Prof. Sementin, in Neapel hat, durch die Kunststücke des sogenannten unverbrennlichen Spaniers dazu veranlaßt, nachstehende Bemerkungen gemacht und sie durch angestellte Versuche an sich selbst bestätigt. Wenn man die Haut oft mit verdünnter Schwefelsäure, oder, noch besser, mit einer gesättigten säuerlichen Auflösung des Alauns (oder des Alauns mit einem Ueberschusse von Schwefelsäure), welche bis zu einer Masse eingekocht wird, die so porös als ein Schwamm ist, vielfältig reibt, so wird die Haut so unempfindlich, daß man, ohne Schmerzen davon zu empfinden, mit einem glühenden Eisen darüber hinfahren kann; noch stärker wird die Haut gegen Verletzung von Feuer gesichert, wenn man sie mit Seife bestreicht, die

*) Intelligenzblatt der Halleschen allgemeinen Literaturzeitung vom Juni 1831, No. 37.

mit einer gesättigten und eingekochten Auflösung des Alauns zur Consistenz eines Teiges zusammengerieben worden ist. Die Zunge, damit bestrichen, darf glühend rothes Eisen nicht fürchten, auch kann man siedendes Del darauf tröpfeln und wird sich keineswegs verbrennen." Zwei Jahre später gab ein neapolitanischer Arzt, Faracci, eine Schrift heraus, worin er zu beweisen sucht, daß man den menschlichen Körper unempfindlich gegen die Wirkungen des Feuers machen kann, wenn man ihn mit folgender Auflösung reibt: Eine und halbe Unze Alaun aufgelöst in vier Unzen warmen Wassers, wozu noch eine Unze Fischleim und eine halbe Unze arabischen Gummi's genommen wird *). Auch das Mittel des sogenannten unverbrennlichen Spaniers, Isidor Roger, die Haut gegen Feuer härter zu machen, soll in einer Auflösung von Alaun in vier Theilen Schwefelsäure bestehen **).

* Die naturhistorische Sammlung des Bremer Museum.

Nicht leicht besucht ein Fremder Bremen, ohne sich die reiche Naturaliensammlung des Museum zeigen zu lassen. Professor Stork gab uns in seinen Ansichten der freien Hansestadt Bremen eine Skizze dieser damals erst im Entstehen begriffenen Sammlung. Seitdem erhielt sie einen reichen Zuwachs durch mehrere süd- und nordamerikanische, besonders aber durch zwei ostindische Sendungen, die theils geschenkt, theils gekauft oder getauscht wurden. Diese verschiedenen Gegenstände sind übrigens in einem großen Saale so dicht auf einander geschichtet, daß man wohl zwei derselben damit anfüllen könnte. Unter den Säugethieren zeichnen sich vorzüglich aus: der langarmige Affe, der Mohren-, Löwen- und Diaenaffe, die nie in unseren Menagerien vorkommen, die

*) Zeitung für die eleg. Welt, vom 26. Oct. 1812, No. 207.

**) Jenaer allg. Literaturzeitung v. 1816, No. 196.

Riesen-Flebermaus oder der fliegende Hund, der Vampyr, das gemähnte Faulthier, die Ameisenfresser, Schuppen- und Gürtelthiere, eine reiche Sammlung von Flug- und Eischörnchen, Hasen und Stachelschweinen; der nordamerikanische Maulwurf ist durch seinen Stern an der Schnauze auffallend; mehrere Arten von Beuteltieren, Tibet-, Zivet- und Genettfagen, indische und ägyptische Ichneumons, Rüsselbären und viele andere.

Der reichste und schönste Theil der Sammlung sind die Vögel. Unter diesen erblickt man eine große Anzahl Tag- und Nachtraubvögel, prächtige Papageien, Spechte, Tukans, Eißvögel, über 60 Arten der überaus schönen Nektarinien und Kolibri's, viele glänzende Seidenvögel, Mandelkrähen, Rhinocerosvögel, Merlen, Paradiesvögel, Fasanen, Tauben, Trappen, Riesen- und schwarze Störche, viele Reiherarten, Kraniche, Ibis, Köffelreiher, gegen 70 Enten- und Gänsearten, Möven, Sturmvoegel, Albatrosse, Seeraben, Seepapageien und Taucher. Beinahe eben so zahlreich ist die Amphibiensammlung an Schildkröten, Krokodillen, Eidechsen, besonders Chamäleon, Geckos und fliegenden Drachen, Riesen-, Brillen-, Klapper- und Korallenschlangen, an Fröschen, Kröten und Salamandern. Unter den Fischen sind besonders merkwürdig: die Muräna der Alten, der Zitteraal, die Rochen, Haifische u. a. Unter den Weichthieren interessirt die sonderbare Gestalt der Dintrefische, unter den Pflanzen-Thieren die Seeblase, die Teufelshand und die große Sammlung von Korallen.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen das Wallfisch und Narvalgerippe, der Schädel des sibirischen Elephanten (Mammuth's), der Kopf und das lehrreiche Gerippe der größten Giftmischerin Gesehe Gottfried. Wie arm ist auch die größte Menagerie gegen diese Sammlung, vorzüglich, wenn man darin die erdichteten Thiere abrechnet!

Das Recept.

Dem Spiel, dem Tanz, den Trinkgelagen,
Der Faulheit und der Buhlerei
War Schuft in seinen schönsten Tagen,
Als eine Krankheit kam, getreu.
Nun liegt er da auf kalten Steinen.
Wird endlich denn kein Arzt erscheinen
In dieser grauenvollen Noth? —
O ja! er wird nicht außen bleiben
Und ihm zur Besserung verschreiben
— Ein Stückchen schwarzes Bettelbrot.

†

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daevés d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 23. October 1831.

Und zieht Euch gleiches Sehnen fort
Nach schönern Liebesleben,
So mögt ihr zu der Heimat Port
Getrost die Schwingen heben!

Z u g v ö g e l .
Die Pilger.

Wohin, Ihr Wand'rer frei und schön
Im Himmelsraum dort oben?
Sehnsüchtig ist zu Euren Höhn
Der Pilger Blick erhoben.
Wie selig schwebt der leichte Zug
Mit gold'ner Morgenwolken Flug.

Die Vögel.
Wir wandern ohne Aufenthalt,
Gefüllt in Lieb, und Hoffen,
Es hatte uns der Nord zu kalt
Die warme Brust getroffen;
Da wogte Frühlingsdunst daher,
Uns lockend über Land und Meer.

Der Pilger.
O, schaut, wir stehen Hand in Hand
Von gleichem Weh' durchdrungen,

Auch uns ist von dem fremden Land
Ein sel'ger Ruf erklungen!
Ach, fänden wir die Wege auch,
Geführt von süßem Sengeshauch!

Die Vögel.
Merkt auf! ein Engel zieht voran
Auf lichten Wolkenringen,
Die Ferne hat er aufgethan,
Gehoben uns die Schwingen,
Mit Sehnsucht füllt er unser Herz
Und hob es gläubig himmelwärts.
Und zieht Euch gleiches Sehnen fort
Nach schönern Liebesleben,
So mögt ihr zu der Heimath Port
Getrost die Schwingen heben!
Ein Engel zeigt den Weg Euch an
Und führt die Liebe himmelan!

Agnes Franz.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

5.

Der Comthur Rudolph von Bardewisch hatte mit stiller Theilnahme die körperliche und geistige Entwicklung Wendelinens gesehen. Von Zeit zu Zeit kehrte er auf seinen Spaziergängen bei Bonnets ein. Es fiel nicht auf, daß er sich viel mit dem lieblichen Kinde zu schaffen machte, und ihm durch seinen Caplan — einen freisinnigen, gebildeten Mann, einen Unterricht ertheilen ließ, wie sich seiner zu jener Zeit nur die Kinder der ersten Familien zu erfreuen hatten. Wendeline gewann den stillen Mann von Herzen lieb, aber keine Regung wurde in ihrer Seele wach, daß er ihr näher stände als einer ihrer andern Lieben. Mit seiner Bewilligung bekannte sich später die Familie öffentlich zu der neuen Lehre, und drückend wurde auch ihm das Kreuz, das den alten Regeln des Ordens gemäß, ihn jede Unterredung mit einem Frauenzimmer untersagte, und dem Ritter nicht einmal erlaubte die eigene Mutter beim Gruße zu küssen *).

Völlig gerüstet schritt der Rottmeister am folgenden Morgen durch die Volksmenge, die unter aufreißerischem Geschrei durch die Straßen wogte. Unbekümmert um den ihn umschwärmenden Haufen trat er in die Comthurey und fand den Ritter in einer ängstlich aufgeregten Stimmung. Mit kurzen Worten erzählte er ihm das Vorgefallene.

Unverkennbare Freude legte sich auf das Antlitz des Comthurs. „Freund Stephan, sprach er mit zutraulicher Milde — „Eure Botschaft kommt mir unerwartet aber erfreulich. Ich würde Euch ohnedem heute haben rufen lassen, denn ich habe Wichtiges mit Euch zu sprechen. Hört mich ruhig an:“

*) Siehe Helvets Geschichte der Kloster- und Ritterorden.

„Wahrscheinlich werde ich Bremen verlassen müssen, die Wuth der Meuterer ist gegen mich gerichtet, denn man legt mir die Verheimlichung von Documenten zur Last, die ich nicht besitze. Der Rath kann mir in seiner Ohnmacht keinen Schutz angedeihen lassen; aber auch andere Ursachen erheischen meine Entfernung: — sie betreffen unsern Orden. Der größere Theil seiner Mitglieder ist dem Beispiele des Hochmeisters, Albrecht von Brandenburg, gefolgt und hat der neuen Lehre gehuldigt. Der Heermeister Walther von Plettenberg hat sich mit dem Orden der Friesländischen Ritter von ihm getrennt. Eine allgemeine Auflösung läßt sich erwarten. Ich werde nun in meine Heimat reisen um mir die Besitzthümer zu sichern, die in der allgemeinen Umwälzung leicht das Schicksal der Ordensgüter theilen könnten. Wenn diese Angelegenheit geordnet, werde ich nicht anstehen öffentlich das mir seit Jahren zur drückenden Bürde gewordene Kreuz abzulegen. Dann, mein treuer Freund, werde ich so handeln, wie es der laute Mahner unter diesem Lederkoller längst verlangte. —

„Aber ein düsteres Vorgefühl lähmt meine Thatkraft, und ich habe die jüngsten Tage dazu benutzt, Euch und meine Tochter jeden Falls für die Zukunft der Sorge um Nothdurft und Nahrung zu überheben. Nehmt diese Papiere, sie setzen Euch in Besitz meines Gutes an der Unterweser, — und auch diese — worin ich Wendeline als meine Tochter anerkenne. — Benutzt sie seiner Zeit wie es Euch guthinkt. — Vor der Hand aber geltet Ihr nach wie vor für des Mädchens Vater.“

Tief, ahnungsvolle Mährung hatte den Ritter bei diesen Worten ergriffen, er reichte dem Rottmeister mit abgewendeten Gesichte die Hand, welche dieser in leidenschaftlicher Aufregung ergriff: „Herr Ritter — rief er“ — nicht so sehr

für diese Schriften danke ich Euch — aber daß Ihr mir die süße Täuschung laßt das Mädchen meine Tochter nennen zu dürfen!"

"Grüßt den Vater" — unterbrach ihm der Comthur, "und theilt ihm und den Rittmeister, wenn Ihr es für gut findet, den Inhalt unserer Unterredung mit, und nun lebt wohl! — so Gott will sehen wir uns froher wieder!"

Die Männer trennten sich; aber der Comthur sah seinen Freund nicht wieder.

In der Geißblattlaube des bekannten Gartens saß das überfellige Paar im traulichem Gesetze gegenseitiger Zusagen und Geständnisse, als der Rittmeister von seinem Gange zurückkehrte. — Er rief den Jüngling in das Innere der Wohnung und hier, in der Gegenwart des blinden Vaters, machte er ihm mit dem Nöthigen über ihre Schicksale, über das wahre Verhältniß in welchem er zu dem Mädchen stand, und über die jüngste Unterredung mit dem Comthur bekannt. — Er konnte sein Erstaunen nicht bergen, daß der Jüngling die gewiß unerwartete Entdeckung so ruhig, ja fast gleichgültig aufnahm; denn er kannte die schöne, alles aufopfernde Begeisterung der ersten, reinen Liebe nicht, vor der die irdischen Schranken versinken und deren goldgesäumte Flügel hinaufdringen bis zu dem Morgenroth eines weniger materiellen Seyns. Er kannte diese auf Alles verzichtende Hingebung nicht, die nur in der Sympathie des geliebten Gegenstandes neue Nahrung findet, und wenig um die Außenwelt sich kümmert.

Erst nachdem der Rittmeister ihm gesagt hatte, wie schmerzlich es ihm seyn würde, wenn Wendeline ihn nicht mehr als Vater lieben könne, erst nachdem er ihn gebeten diese Mittheilungen ihr noch zu verschweigen, schien der Jüngling die Wichtigkeit des Augenblicks zu begreifen:

"Geltet immerhin für ihren Vater" sprach er freundlich und seine Worte wirkten beschwichtigend auf das bewegte Gemüth des treuen Pflegervaters, "wer könnte Euch auch das Anrecht streitig machen auf die kindliche Liebe des durch Euch gebildeten frommen Wesens. Sollten denn die Bande die es an Euch knüpfen nicht heiliger und unzertrennbarer seyn, als jene, die nur auf Vorurtheilen beruhen und so oft aus schuldbeladenen Augenblicken entspringen? — Nur in Euch kann ich den Vater ehren, nur Euch Dank wissen für die seligsten Stunden meines Lebens." —

"Es sey so!" — unterbrach ihn der Blinde, der aufmerksam der Unterredung der beiden Männer zugehört hatte; "Ich muß der Waise Vater seyn! riefest du einst, mein Sohn, und treulich hast du dein Gelübde erfüllt. Damals lag das Leben kalt und ausgestorben um uns her, — jetzt überschüttet es uns mit den späten aber um so schönern Blüten seiner Huld. Deshalb verzweifle Niemand in den Stunden des Unglücks und Niemand überhebe sich in den Minuten des Glücks. Die Macht, die über den Wolken die Schicksale der Erdbewohner, wie der Seligen ordnet; die Güte, die ihre Sonne scheinen läßt über Gute und Böse; die Weisheit die den Wurm zur Freude schuf und den Himmel schmückte mit seinen leuchtenden, zahllosen Welten wird keines Einzelnen vergessen und Alles herrlich zum Ziele führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e.

Die einzige Ausgabe zur Beförderung der Literatur, welche sich das Cabinet von St. James je zu Schulden kommen lassen, eine kleine Pension von 100 Pfund jährlich, welche die zehn Mitglieder der königl. Literaturgesellschaft erhielten, entzog man jüngst derselben wieder in Folge des

allgemeinen Sparsystems, zu welchem die Regierung sich gedrungen fühlt. Gegen diese elende Knickerei erhoben jedoch die Times ihre Stimme, worauf denn dem berühmten Colridge die Pension wieder zugesichert wurde.

Als dem König von Sparta, Kleomenes, nach der Niederlage bei Sellasia von einem seiner Freunde, sich den Tod zu geben, empfohlen ward, erwiederte er, wie Plutarch im Leben Kleomenes's (Cap. 31.) erzählt: „Mit Unrecht hält derjenige sich für tapfer und mannhaft, der das leichteste aller menschlichen Dinge ergreift, was Allen immer bereit liegt. Den Feinden — fuhr er fort — sind wohl schon Bessere als wir gewichen, entweder vom Glücke getäuscht, oder von überlegener Anzahl der Feinde besiegt; wer aber in Mühseligkeit und Noth verzagt, oder sich der Meinung Anderer und ihrem Tadel Preis giebt, der wird von seiner eigenen Schlawheit besiegt. Denn der selbstgewählte Tod soll nicht ein Fliehen vor Thaten, sondern selbst eine That seyn. Es ist schimpflich, nur für sich allein zu leben und zu sterben; und dazu forderst Du mich auf, indem Du mir räthst, mich der gegenwärtigen Noth zu entziehen, ohne doch dadurch etwas anderes Schönes oder Nütliches zu wirken. Ich meine dagegen, daß wir der Hoffnung für das Vaterland nicht entsagen dürfen; erst dann, wenn sie uns verläßt, werden wir, sobald es uns beliebt, leichtlich sterben können.“ — Man kommt in Versuchung, zu glauben, daß Napoleon — der dem Kleomenes in Glück und Unglück, so wie an Kühnheit und Hestigkeit verglichen werden kann — als er im Unglück das Leben dem Tode vorzog, nicht anders gedacht habe als Kleomenes.

Durch die Schuld des betrunkenen Kapitäns ist kürzlich das Dampfboot „Nothsey-Castle“ mit

130 Passagieren an den Küsten von Anglesea gescheitert. Von der ganzen Mannschaft kamen nur wenige mit dem Leben davon. Als man schon den Untergang des Schiffes voraussehen konnte, spottete der Kapitän noch der Angst der Passagiere, und weigerte sich, Nothsignale aufzustecken, als noch Hülfe möglich war. Um Mitternacht stieß das Schiff auf eine Bank und zerschellte unmittelbar. Einer der Passagiere, Hr. Nuttal, klammerte sich an eines der Schiffstrümmern; in demselben Augenblick hing sich noch ein schöner kleiner Knabe auf seinen Rücken, und beide wurden mit fünf Personen, die sich ebenfalls an das zerbrechliche Brett klammerten, und drei Andere, die sie aufhaghten, gerettet. Die Unglücklichen, unter denen sich ein junges Frauenzimmer befand, schwebten sieben Stunden lang in der äußersten Todesgefahr. Endlich zog eine lange Fahne, die sie aus den Streifen des Flanellrocks des Frauenzimmers, des Fräuleins Whitaker, gemacht, die Aufmerksamkeit der Leute am Lande auf sie, und ein Boot brachte sie glücklich ans Land. Die Todesangst hatte die Sinne der Geretteten dergestalt verwirrt, daß sie glaubten, es sey schon Mittag, während es erst 7 Uhr Morgens war. Einer von ihnen war völlig erblindet, und glaubte, es sey noch Nacht. Herr Nuttal gab eine entsetzliche Beschreibung von der Verzweiflung der Passagiere, bevor der Augenblick herannahte, der Alle in den Wogen begrub. Weiber und Kinder hatten sich auf dem Verdeck in einen dichten Haufen zusammengedrängt, und stießen an einander geklammert ein herzzerreißendes Geschrei aus. Eine der ersten Personen, die von den berghohen Wellen vom Verdeck gerissen wurden, war der Kapitän; 15 — 20 Personen, die sich in das Boot gerettet, wurden augenblicklich von den Wogen begraben.

Diokletian tabelte Constantius, daß er sich nicht einen Schatz häufe, durch den er sich in den Stand versetzt sähe, die Kosten großer Unternehmungen zu bestreiten. Constantius schrieb an die vorzüglichsten Städte und die reichsten Personen seiner Staaten, daß er Geld nöthig habe. Das Wort eines geliebten Fürsten thut Wunder. Es strömten ihm von allen Seiten unermessliche Summen zu. Der weise und milde Beherrscher ließ die Abgeordneten Diokletian's vor sich kommen, und zeigte ihnen die eingegangenen Schätze mit den Worten: „Ihr seht hier meine Reichthümer; ich hatte sie in die Hände meiner Unterthanen niedergelegt. Wißt, daß der unerschöpfliche Schatz eines Fürsten die Liebe der Völker ist.“

Bunte Chronik.

In Frankreich werden Versuche gemacht, aus Abfällen von blaugefärbten Tuchen wieder Indigo zu gewinnen. — Ein Klemptner in Chamburg hat einen Kochtopf erfunden, in welchem mit einem Pfunde Kohlen sechs Pfund Rindfleisch, Gemüse u. s. w. gekocht werden können, und man außerdem noch 6 Pfund siedendes Wasser erhält. — In Batavia werden wegen des unruhigen Zustandes in Europa fast gar keine Geschäfte gemacht. — Benkert's „Kirchen-Correspondent“ (neuestes Heft) ist voll von den wahr gewordenen (!) Prophezeiungen, mit denen die Franzosen ihren gegenwärtigen Stand der Dinge schon vor mehreren Jahren vorausgesagt haben sollen. Es kommen zur Belustigung des Lesers gar schnurrige Dinge dabei vor, was doch wenigstens die rückwärtsgehenden, also krebbsartigen Propheten vermeiden konnten; Propheten, die sich wirklich mit dem Zukünftigen befassen, haben schon schwereren Stand, doch sind sie insofern im Vortheil, daß sie von Jeden nicht sogleich ausge-

werden. — Der Seidenhandel in der Lombardei ist so bedeutend, daß man den Werth der Ausfuhr auf 80 Mill. Franken jährlich rechnet. — Die katholische Kirche soll nach den Kirchen-Correspondent fast wöchentlich neue Acquisitionen machen (?). — In Nordamerika findet man viele Häuser, deren Dachgerüste mit wasserdichtem Filzstoff überzogen sind. — Ein Zahnarzt Londons hat sein Operations-Zimmer auf eine Weise decoriren lassen, welche den Eintretenden Zutrauen und Furcht zugleich einflößt. Wände und Fußboden erscheinen als Mosaikgemälde, welche durchweg mit den Trophäen seiner identischen Geschicklichkeit, nämlich mit ausgerissenen Zähnen gebildet sind. An der Lehne des Operations-Stuhles stehen mit eingelegten Zähnen die Worte: „Patientia deprimat dolorem“. — In der Typhus-Epidemie der Jahre 1813 und 1814 verloren in Breslau binnen weniger als sieben Monat 22 Aerzte ihr Leben in Folge der am Krankenbett geschehenen Ansteckung; in der ganzen Provinz Schlessien raffte das Contagium 64 Aerzte dahin, (Wie weit gefährlicher war also das Contagium dieser Typhus-Epidemie gegen die jetzige Cholera!) — Der Professor der politischen Wissenschaften und Direktor des juridischen Studiums an der New-Yorker Universität ist ein geborner Neger, der schon als Knabe in der dortigen Negerschule die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Natur-Nama.

Unter diesem Namen ward jüngst in Lyon ein landschaftliches Gemälde öffentlich ausgestellt, das in sich alle Eigenschaften vereinigt, um als getreues Abbild der Natur zu dienen. Es stellt dar: den Genfer See mit seinen Umgebungen bei aufgehender Sonne. Alle Gegenstände: Berge, Flüsse, Häuser, Bäume und die Figuren sind plastisch, das Wasser des Seespiegels und der Flüsse ist natürliches Wasser und mit Schiffen aller Art belebt. Allenthalben herrscht natürl. Vegetation. Die Sonnenscheibe, durch concen-

trictes Feuer mit täuschender Wirksamkeit nachgeahmt, verbreitet eine schöne Morgenröthe und zieht glänzende Strahlen auf die wogende Fläche des Sees. Dieses Natur-Rama, von einer Ronda in Vogel-Perspektive gesehen, soll einen wahrhaft bezaubernden Anblick gewähren.

Belebung verwelkter Blumen.

Die meisten abgeschnittenen Blumen verwelken, wenn ihre Stiele 24 Stunden im Wasser gewesen sind, aber fast alle können länger erhalten werden, wenn man sich statt des kalten Wassers des warmen bedient. Wenn sie zu verwelken anfangen, steckt man die Stiele zum dritten Theil in heißes Wasser; ist dies erkaltet, so richtet sich die Blüthe wieder auf, und erhebt ihren Glanz und ihre Frische von Neuem; dann schneidet man das Stielsstück, welches in heißem Wasser gewesen ist, ab und steckt das Uebrige in kaltes.

* Wunsch.

Möchten doch endlich einmal die vielen Cholera-Schriften von Ärzten, welche nie einen Cholera-franken sahen und nur Geschriebenes nachschrieben oder nach ihren Ideen umformten, aufhören; denn die Menschen werden dadurch nur verwirrt, die Hausfrauen, besonders die der arbeitenden Classe, wissen am Ende nicht, was sie auf die Tafel bringen sollen.

Der eine Arzt empfiehlt eine Schrift für 4 Grote, der Andre für 4 Rthlr.; der eine beweist Eis und kaltes Wasser seien die besten Mittel, der andre rath zu kochendem Wasser und glühenden Kohlen; der eine meint, Kartoffeln dürften höchstens Mittags als Gemüse gegessen werden, der andre ruft: „Leute esset euch satt!“ der eine hält flanelle Leibbinden für dringend nothwendig, der andre warnt dagegen; anerkannt geschickte Aerzte halten die Cholera für ansteckend und anerkannt geschickte Aerzte halten sie für nicht ansteckend. — Es ist zu fürchten, daß die Zahl der Irrenhäuser in Europa sehr zu vergrößern sein wird. —

Einsender dieses, zwar ein Laie in Aesculaps heiliger, dunkler Kunst, empfiehlt auch ein Buch, geschrieben von dem geschicktesten aller Aerzte, dem Arzte aller Aerzte — es führt den Titel: „Natur, gesunde Vernunft und Vertrauen.“

* Cholera und Freimarkt.

Da Hannover den Eingang aus angestreckten Gegenden in das Land sehr erleichtert hat, so müssen wir besonders bei dem gegenwärtigen Freimarkt unsere Vorsichtsmaassregeln verdoppeln, damit die asiatische Seuche nicht eingeschleppt werde. Daß sie nicht ansteckend sei, ist ein leeres Gewäsch, durch Unbekanntheit der Aerzte mit der Krankheit entstanden. Ist Jemand mit der Krankheit angesteckt, so wird sie von den Ärzten nicht gleich erkannt — wie es der Fall auch in Hamburg war — und keine Anzeige davon gemacht. Es werden deshalb Gesundheitspässe fortwährend ausgegeben und dann verwundern sich die Aerzte, wie Leute mit denselben die Krankheit nach andern Orten verpflanzen können, wie z. B. in Breslau und ziehen den voreiligen Schluß, daß sie nicht ansteckend sei. Wir müssen uns dadurch nicht täuschen lassen, sondern Waare und Menschen zurückweisen, die nicht gehörig gereinigt sind.

* Kampher = Räucherungen.

Der Staatsarzt Dr. Lehmann lobt in der Berliner Cholerazeitung die Kampher = Räucherungen im Typhus oder der sogenannten Kriegsepest (böartigem Nervenfieber) und schlägt diese Räucherungen auch bei der Cholera vor. Man nimmt zur Veranstaltung dieser Räucherungen ein halbes Quentchen Kampher, legt denselben in eine Untertasse, setzt diese auf eine brennende Spiritus- oder Del-Lampe und gießt 1 bis 2 Eßlöffel voll Kornbranntwein darauf. Der Kampher löst sich bald in dem Branntwein auf und verdunstet in dem zu durchräuchernden Zimmer allmählig. Diese Räucherungen soll man täglich 2 — 3 Mal wiederholen.

* F r a g e n.

Zucker äußert wohlthätige Wirkung bei Vergiftungen durch Kupfer und vegetabilische Gifte. Im Königl. Cabinette von Ludwig XVI. waren Pfeile deren Spizen in den Saft einer giftigen Pflanze getaucht waren, die, obschon sie der Luft mehrere Jahre lang ausgesetzt waren, der geringste Stich damit doch das stärkste Thier nach einigen Minuten tödtete. Das Blut des getödteten Thiers gerann sogleich. Eine kleine Quantität Zucker, unmittelbar eingegeben, stellte die Circulation schnell wieder her. C. A. Pierre Etudes de la Nature. Vol. 1. 13.) Sind bei der Cholera schon Versuche mit Zucker gemacht? und wie sind sie ausgefallen?

* Eine gute, schönglänzende, dem Leder ganz unschädliche Wicse zu bereiten.

Man nehme $\frac{1}{2}$ Pf. gebranntes Elfenbein,
 $\frac{1}{2}$ — Syrup,
 2 Loth Thran (besser Baumöl),
 1 Quentch. Gummi arabicum,
 1 fl. Bierglas voll Bier oder Wasser.

Dieses wird gut durcheinander gearbeitet, und dann noch $1\frac{1}{2}$ Loth bis 2 Loth englischen Vitriolöl durch dasselbe gerührt.

H.

P.

Altes und Neues.

Boudon, ein berühmter Arzt in Paris, ward zu dem Cardinal du Bois, Premierminister, gerufen, um ihn zu operiren. „Herr Doctor“, sagte dieser zu ihm: „Sie müssen mich aber nicht so behandeln wie Ihre armen Teufel im Hotel Dieu!“ — „Gnädigster Herr“, erwiderte er, „jeder dieser armen Teufel ist in meinen Augen ein Premierminister.“

Mit folgender Aeußerung, die schon im Jahr 1541 (in einer Sammlung „Sprichwörter der Griechen, Lateiner und Hebräer, und wie wir Deutschen der gleich zu deutsch haben“) gedruckt ist, werden Sängern und Sängerinnen so unzufrieden seyn, wie mit der schlimmsten Recension: „Kannst du singen, das kann die Nachtigall von Natur; ja die Bläßbälge auf der Orgel, die Schlüssel in den Pfaltern, das Haar auf der Geigen, der dürr Darm auf der Harfen singt viel besser denn du. Darzu sagt Aristoteles: daß die hell Stimmen haben, natürlich Narren und Fantasten seind, und muß der Wind voll seyn, der übermüthig sich des Winds überhebt. Es zeucht kein Bläßbälge Wind in sich, er seyn denn innen leer.“ — Der Verfasser war zum Musik-Enthusiasten verdoeben!

Von seinem Eigenthum und seinem Recht soll Niemand auch nur das Geringste mit williger Nachgiebigkeit fahren lassen, sonst geht's ihm wie dem Mönch in folgender altheutschen Parabel: „Ein Landsknecht nahm einem Mönch seine Kutte, er litt's mit Geduld und appellirte nur an das jüngste Gericht. „Hoho, Herr!“ sprach darauf der Landsknecht; „willst du mir borgen bis an den jüngsten Tag, so gib mir deinen Rock auch noch.“

Einer der kürzesten und treffendsten moralischen Wünsche ist folgendes „Morgengebet“ von Schmidt (von Lübeck):

„Das Gute, das wir nicht erbitten, sende,
 Wenn's kann, gescheh'n;
 Und gnädiglich das Böse von uns wende
 Das wir ersieh'n.“

Pt.

Alte Predigt-Titel.

Klein, aber Fein. — Geistliche Seelen-Jagd.
 — Geistliches Recipe. — Geistliches Kartenspiel.
 — Geistlicher Seelen-Arzt. — Geistliches Kirch-

weihfüßlein. — Geistlicher Brustfleck. — Geistliches Zeughaus. — Evangelische Perlen. — Geistlicher Rentmeister. — Heilige Kreuzstraße. — Geistliches Seelen-Neh. — Himmlischer Blumengarten. — Geistliche Einöde. — Christlicher Himmelszirkel. — Heilige Hofhaltung.
Dura.

Bunte Steine.

Von Richard Roos.

Der türkische Kaiser, Soliman II. (starb 1566), einer der berühmtesten und thätigsten Regenten der Osmanen und Zeitgenosse Luther's, hatte von dessen großem Werke gehört und fragte deshalb einst den kaiserlichen Gesandten: Wer denn der Luther sei? und was er lehre? —

Doctor Luther — war die Antwort — ist Lehrer an einer hohen Schule, mag nichts wissen von der Anbetung Verstorbenen und bringt auf die Worte der Bibel: „Du sollst anbeten Gott, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“

So ist — bemerkte Soliman — der Luther dem reinen Glauben der Osmanen sehr nahe gekommen.

Bei allem, und gehörigem Respekt für die Klassiker Griechenlands und Roms, ist doch nicht zu leugnen, daß oft mit ihnen so eine Art von Abgötterei getrieben wird. Horaz's „hora ruit“ z. B. setzt man als Motto über Gedichte, flüstert man gelehrt einander zu — und was ist's anders, als was Millionen vor ihm gedacht, gesagt, gesungen haben — die Stunde eilt — die Zeit fliehet.

Das verborbene Früchte nur wenig noch kosten, gehört auch mit zu den wenigen Vorzügen des Alters.

Im Leben schon vergessen seyn, ist tausend Mal schlimmer, als vergessen werden im Grabe.

Anecdote.

Ein Reisender kam mitten in der Nacht nach Salzburg und klopfte an dem Gasthose zum Schiff an. Kann ich ein Zimmer haben? rief er dem schlaftrunkenen Kellner zu. — „Für Sie allein?“ fragte Jener dagegen. — Ja. — „Das thut mir leid,“ antwortete der Kellner, „da kann ich nicht dienen.“ — Der Fremde klopfte darauf noch ein Mal an und fragte, ob ein Zimmer für Mehrere zu haben sey. — Das war da, und er nahm davon Besitz, aber der Kellner konnte sich noch bei seiner Abreise von der Verwunderung nicht erholen, daß ein einzelner Mensch in einem Zimmer wohnen könne, welches für zwei Personen bestimmt sey. Gegen alle Gründe des Reisenden, daß er sonst keines gefunden und auf der Straße hätte übernachten müssen, erwiderte er immer kopfschüttelnd: „Es ist halt aber für zwei.“

Charade.

Zwei Sylben.

Aus Liebchens Rosenmündchen schlüpfte
Die Erst' im tiefen Seufzer hin,
Und eine kleine Zähre hüpfte
Vom blauen Aug' auf's runde Kinn.
„Ach, gehen Sie nur zu der Zweiten —
Sprach sie mich, herzzerreißend, an —
Mein Ganzes ist ja ein Tyrann
Und läßt sich nimmer wohl bedeuten.“
Ich schlich zur Zweiten ohne Hoffen,
Wen, glaubt Ihr, hab' ich dort getroffen?
Das Ganze, der ihr Vormund ist.
Der sprach: „Mein Herr, in kurzer Frist
Werb' ich dem Mündel mich verbinden
Und führe sie mir selbst zur Zweiten;
D'rum lassen Sie sich nur bedeuten
Und nimmer mehr bei ihr sich finden.“



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 27. October 1831.

Nimm auf, was segensreich sich bietet,
Und web' es in Dein Leben ein,
Dann wird Dein Aufenthalt auf Erden
Am Wege ein Capellchen seyn.

Das Capellchen am Wege.

Da steht es, nur ein enges Häuschen,
Allein voll Trost für eine Welt,
Ein schwach' Gebäu, dem Wind erbeugend,
Das in sich doch den Himmel hält,

Es sagt dem Wanderer: Hemm' dein Schreiten,
Bring' Deine Sorgen, Deine Pein,
Bring', was die Seele schwer belastet,
In meine stille Stätte ein!

Hier sey's begraben tief im Grunde,
Den die Vergessenheit bedeckt,
Hier stelle dein Gebet zum Wächter,
Daß es Dein Herz nicht mehr erschreckt!

Hier ist der Born des Seelenfriedens,
Hier schöpfe aus dem reichen Quell;
Bald wird die Nacht in deinem Leben
Wie der Kry stall so rein und hell.

Nimm auf, was segensreich sich bietet,
Und web' es in Dein Leben ein,
Dann wird Dein Aufenthalt auf Erden
Am Wege ein Capellchen seyn.

Georg Döring.

*** Die Waldenser.**

(Fortsetzung.)

6.

Der Morgen des achten Tages vor dem
Himmelfahrts-Feste ging über der Stadt auf.
Haufen bei Haufen zogen die Auführer mit
Donnerbüchsen, Beilen und Hellebarden, eisernen
Stangen und Knütteln bewaffnet durch die Straßen.
Duben, die Taschen mit Steinen angefüllt, um-
schwärmten lärmend die furchterregenden Schaaren.
Freche Weiber mischten sich unter die Gruppen,

und reizten den, durch reichlich vertheilte Getränke seiner Besinnung beraubten Pöbel, durch Verbreitung lügenhafter Gerüchte zur höchsten Wuth.

Die Herren des Rath's waren schon zeitig versammelt; aber niemand wußte dem aus seinen Ufern getretenen Strome einen wehrenden Damm entgegen zu stellen. Die Rottmeister erhielten Befehl sich mit ihren Mannschaften bereit zu halten, aber nur wenige leisteten ihm Folge. Nur den vereinten Mähen des Rittmeisters Heine Wölke und Stephan Bonnet's gelang es mit einigen Bewaffneten das Rathhaus zu besetzen und so dieses Palladium bürgerlicher Freiheit vor einer gewalthätigen Entweihung zu beschützen. Zu einem hin und herwegenden ungeheuern Anäuel wuchs die Masse auf dem Marktplatz und U. L. Fr. Kirchhof an, und die alten Kaiser und Bischöfe der buntgemalten Fenster erbeben in ihren eisernen Fassungen vor dem wüthenden Geschrei der empörten Rotten.

Mit frecher Stirn traten ihre Abgeordneten, Heinrich Schwancke, Arend Reddelsen, Johann Kremer und Johann Graube vor den Rath und forderten ungestüm die Vorladung des Comthurs und die Herausgabe der in seinem Besitze befindlichen Urkunde des Weidebriefs. Der Rath willfahrete nothgedrungen ihrem Begehren; aber der Comthur hielt es nicht für rathsam sich der Wuth des aufgeregten Pöbels auszusetzen, sondern sandte seine Mutter und Schwester mit der feierlichen Versicherung, daß die begehrte Schrift nie in seinen Händen gewesen sey.

Ein gräßliches Gebrüll verbreitete sich über die Menge, als ihre Abgesandten mit dieser Nachricht zurückkehrten und ihr angaben mit Gewalt die Auslieferung des verheimlichten Documents zu erzwingen. Sofort stürzten blutdürstige Horden nach der an der Dierthorstraße belegenen Wohnung des Comthurs. Dieser, zeitig genug be-

nachrichtigt, hatte die schweren Thüren des festen Gebäudes verrammelt und hoffte auf diese Art der Verfolgung der Auführer zu entgehen; aber die mit Ketten Bewaffneten stürzten sich auf die Pforten und gewaltige Hiebe zersplitterten die eisenfesten Bohlen. Mit sieben seiner Diener zog sich der Ritter auf die Kirche zurück und suchte von hier aus durch das Herabwerfen der von ihrem Dache losgebrochenen Steine den Eingang von den Stürmenden zu befreien.

In diesem Augenblicke erschien der Rathmann Berend Feldhusen um dem Ritter anzudeuten sich in die Hände des Rath's zu begeben; unglücklicher Weise aber streifte ihn einer der herabgeworfenen Steine und aufgebracht über diesen absichtslosen Angriff rief er dem Haufen zu: „so thut denn meinethwegen was ihr wollt!“ Diese unüberlegten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Mit lautem Gebrüll begann ein neuer Angriff. — Noch immer widerstanden die eichenen Pforten den Anstrengungen der Angreifer, und in verzweifelter Nothwehr verdoppelten die Belagerten ihre Steinwürfe.

Vergebens sandte der Rath seinen Syndicus Doctor von der Wieck und die beiden Camerarien ab; vergebens begab sich ein großer Theil seiner Glieder bis auf die Domsheide um das Volk zu beschwichtigen. Ihre Worte verhallten ungehört, und die eigene Sicherheit gebot ihnen sich zurückzuziehen.

Da trat der Comthur mit tobblassem Antlitz an ein Fenster und flehete mit den rührendsten Geberden die Menge an, doch von ihm abzulassen, und schon hörte man hier und da einige Stimmen, die zu einer Unterhandlung riefen; aber ein hinkender Schneider warf sich auf's Knie, legte sein Gewehr an, zielte und gab Feuer. Die Kugel schlug neben dem Ritter ein.

Dieser Schuß gab die Loosung zu einem neuen Sturme. Aber bald sahen die Meuterer

ein, daß sie auf diese Art den Eintritt nicht erzwingen würden; — ein Theil von ihnen rannte nach dem Zeughause und zwang den Rüstmeister Franz Renner zwei Feldschlangen herbei zu schaffen und sie auf den Thurm zu richten, wohin die Unglücklichen sich geflüchtet hatten.

Der Donner des Geschüßes vermischte sich gräßlich mit dem in thierisches Heulen ausgearteten Geschrei Tausender und dem Prasseln des herabstürzenden Mauerwerks. Noch einmal trat der Comthur an das Erkerfenster, legte die Hände auf die Brust und streckte sie flehend den Wüthenden entgegen; aber eher würde der hungrige Tiger von der in Todesnoth niedergedrückten Gazelle abgelassen, als die blutdürstige Horde ihre erkorenen Opfer verschont haben. — Lange Leitern waren herbeigeschleppt, sie reichten bis an das Dach der Kirche und auf diesem Wege drangen die Anführer in das Gebäude.

Mit treuer Ergebenheit und hochherziger Todesverachtung suchten die Diener das Leben ihres Herrn zu beschützen; aber der Uebermacht und der rohen Grausamkeit der Mörder unterliegend, besiegelten sie sämmtlich ihre Treue mit dem Tode. Der Ritter war auf die Knie gesunken, in herzerreißenden Jammertönen bat er um sein Leben. Er versprach sein ganzes Vermögen der Stadt zu geben, wenn man ihn ungehindert abziehen lassen wollte; — lautes Hohnlachen war die Antwort. Mit teuflischer Kälte trat Johann Kremer auf ihn zu und rannte seine Hellebarde tief in die Brust des Unglücklichen. — Noch auf die Leichname der Gemordeten erstreckte sich die Wuth der Kannibalen. Sie stürzten die gräßlich Entstellten vom Dache der Kirche hinab auf den Kirchhof.

In diesem Augenblicke erschien der Rottmeister. Wie ein gereizter Löwe drang er durch die Menge, die sich anschlückte ihre viehische Rohheit

noch an den Entseelten auszulassen. Hoch flammte sein Schwert, furchtbare Blitze zuckte es über der Leiche seines Freundes, und, ein zürnender Cherub, donnerte er den Weichenden, zur Plünderung des Gebäudes Eilenden, prophetische Worte der sie bald ereilenden Nemesis nach.

Mit Hülfe des nun auch herbeigeeilten Rottmeisters und einiger andern wackern Männer wurden die Körper der Ermordeten den später zu besüchtenden Nachsuchungen der Rasenden entzogen.

Im Innern des Rottmeisters machten sich Wehmuth und Born die Herrschaft streitig. An der Seite Heine Wölke's kehrte er schweigend zum Rathhause zurück, wo die Herren des Rathes, rathlos, mit bleichen Gesichtern, und in tadelnswerther Unthätigkeit die Ereignisse der nächsten Momente abwarteten.

Die Wuth des Pöbels hatte für heute reichliche Nahrung gefunden; aber sie war nicht gesättigt, — sie unterlag nur augenblicklich der betäubenden Kraft, der reichlich ausgetheilten im Uebermaasse genossenen Getränke.

Wohl ist der Mensch der Schrecklichste der Schrecken, wenn er, beherrscht von Leidenschaft, oder zerfallen mit sich selbst, oder von der Geißel des Tyrannen zur äußersten letzten Nothwehr getrieben, oder von schleichender fanatischer Bosheit, und giftigem Hohn an den feinsten, edelsten Fasern seines geistigen Seyn's verletzt, die Schranken der Ordnung niederwirft und in roher Gesetzlosigkeit auftritt gegen geheiligte Gebräuche und Sitten; oder gegen Zwang und Entwürdigung sich erhebt zum blutigen Kampfe für Menschenrecht und Wahrheit. — Die Geschichte der Völker ist reich an warnenden Beispielen, — aber die lebenden Generationen benutzten diese treue Lehrerin nicht, und besonders reich an edlen und verabscheuungswürdigen Ausbrüchen der rohen Kraft ist unsere

Zeit. O, mögten doch aus ihr Regierende und Regierte die beglückende Lehre nehmen und sie den späteren Brüder-Völkern der Erde durch baldige Verwirklichung als heiliges Vermächtniß einer großen Zeit übertragen: daß nur Gerechtigkeit mit Stärke, nur Menschenliebe mit Würde gepaart, die Kronen der Könige mit Demantketten befestigen; daß nur Tugend und Eintracht, Mäßigkeit und Einfachheit das Palladium der Völkerfreiheit begründen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungegründete Besorgniß.

In der allgemeinen Geschichte, wie im Leben einzelner Menschen und Korporationen, erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unseres Geschlechtes, bis wir endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Willigkeit zu lernen. Das Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste Macht an ihrer Wirkung und ihrem Ausbruche; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß bei einer Reibung der Gegensätze das in sich Schlechte untergehe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe.

Schwachgläubigen haben einige Erscheinungen unserer Zeit Furcht eingeflößt und Zweifel sind von manchen Seiten, oft unerwartet, erregt worden über das Gelingen der guten Sache. Man hat sich gefragt: ob wohl nicht die vereinten angestrengten Bemühungen der Feinde des Lichts, wie sie sich, in mannichfaltigen Verzweigungen, als Mystiker, Geschichtliche, Römlinge, Aristokraten, Jesuiten, hervor in's Publikum drängen und das Anathema über den Zeitgeist aussprechen; doch endlich ihr Ziel — die Verfinsterung der Geister und die Erneuerung barbarischer Institutionen — erreichen dürften? Die Antwort ist kurz diese: Ihre Zeit ist vorüber; es sind Thorheiten, Laster,

Verirrungen, welche der Vergangenheit und der Geschichte angehören; ihr Ausbruch, der so namenlosen Jammer über die Menschheit gebracht hat, ist geschehen im Mittelalter; jetzt tritt Vernunft an die Stelle der Naturnothwendigkeit.

Namentlich ist ja die Mystik nichts durch einheimische Kraft Bestehendes, nur ein Erzeugniß jener trüben Zeit, wo alles politische Leben in Deutschland untergegangen war. Die Gegenwart war durch das äußere Unglück zerstört, die Zukunft düster; man wandte sich mit Hestigkeit zur Vergangenheit, und umsing sie mit aller Kraft des Scheiternden, der, von brandenden Wogen und tosenden Sturm herumgeworfen, dort allein noch Rettung finden mochte. Sie ist somit die Tochter des Zufalls, eine Mode, die vorübergeht, wie das Zeitalter der Kraftgenies, der Mondscheinehelden und der Ritterromane. Nur Phantasten laufen glänzenden Irwissen nach.

Was die Aristokraten betrifft, so darf man hier an keine französische Ultra denken. Eine geschlossene Parthei von Köpfen, die sich vorgesetzt hätten, in Masse dem, auf das Bessere gerichteten Zeitgeist in den Weg zu treten, ist uns nicht bekannt. Und wollten sie, sie können nicht.

Nun zu den Jesuiten. Man zittert vor ihren Talenten, Kenntnissen, Kunstgriffen; man erinnert sich, daß sie schon einmal halb Europa durch Beichte und Unterricht in Fesseln hielten. Was ist nicht (urtheilt man) so verschmihten Staatsmännern, blendenden Kirchenlichtern, Trägern des päpstlichen Stuhles und der Kirche, die sich katholisch nennt, was ist nicht Kasuisten möglich, die den Grundsatz konsequent durchführen: „der Zweck heiligt die Mittel?“ — Die Antwort ist, mit weniger Veränderung, wie oben: Die Jesuiten sind das nicht mehr, was sie vor 1773 (Jahr ihrer Aufhebung) waren; und

wären sie noch dieselben, so ist die Zeit anders geworden, und somit doch die Zeit ihres Wirkens unwiederbringlich dahin. Sehr wahr äußert sich hierüber der Verfasser eines Aufsatzes: „Ueber die Fähigkeit der Jesuiten, dem Geiste der Zeit eine andere Richtung zu geben,“ wenn er sagt: „Den Rest der Jesuiten bemerkte man erst in Spanien, als sie vor einigen Jahren dahin zurück kehrten. Man hatte Ausbünde von Schlaubeit, Gewandtheit, Schöpferkraft, mit Einem Worte Männer erwartet, welche jeder Aufgabe, die sich ihnen darbieten könnte, gewachsen seyn würden; dies brachte die Idee mit sich, die man seit dem Jahre 1767 von den Jesuiten gehegt hatte. Was fand man? Leute, deren Ungeschicklichkeit und Unbehülflichkeit überall hervorbrach. Man erstaunte darüber nicht wenig; aber es war kein Grund dazu vorhanden, wenn man bedachte, daß diese Männer länger als 40 Jahre gefeiert hatten, und daß während dieses Zeitraums um sie her eine neue Welt entstanden war, deren Verhältnisse sie nicht kannten, und deren Geist ein besonderes Studium erforderte, ehe sie auf den Gedanken gerathen konnten, sich seiner bemächtigen zu wollen. In Spanien haben die Jesuiten dies Studium nie vollenden können; man hat sich ihrer entledigt bevor es ihnen erlaubt war, sich auf ihre Weise nützlich zu machen.“

Die Unbeschränktheit des Willens ist die gefährlichste Feindin der Gerechtigkeit.

Friedrich Wilhelm II. war ein wohlwollender König; aber weil keine Schranken seine Macht hemmten, hat er die Klippen der Ungerechtigkeit nicht vermeiden können. Als im J. 1792 das Kammergericht zu Berlin in der Sache des Predigers Schulz zu Gieselsdorf nicht nach dem Sinne des Königs und seiner Umgebungen gesprochen

hatte, wurde denjenigen Råthen desselben, welche zu Gunsten des Predigers gestimmt hatten, durch einen Cabinetsbefehl die königliche Ungnade angekündigt, ein Vierteljahr ihres Gehaltes eingezogen, und dieser dem Irrenhause zugewiesen. Diese Strafe würde sogleich vollzogen und das hohe Ansehen des Kammergerichts auf lange Zeit gebrochen worden seyn, hätte nicht der Vorstand desselben, ein edler Greis, obgleich selbst für seine Person mit dem Urtheile des Gerichtshofes nicht einverstanden, den Muth gehabt, dem Monarchen sein Unrecht fühlbar zu machen und sein Gewissen zu rühren. Nachdem er in einem Schreiben an ihn (vom 30. Junius 1792) den tiefen Schmerz geschildert hat, den er bei der Herabwürdigung des achtbarsten Gerichtshofes fühle, an dessen Spitze er stehe, schreibt er: „Der gute Zustand der Justiz in allen Höchstdero Staaten ist hauptsächlich durch die von Ew. K. M. und Ihren gloriwürdigen Vorfahren so oft gegebene Erklärung, daß der Lauf der Gerechtigkeit durch keine Machtsprüche und Cabinetsordres gehemmt werden solle, begründet worden. Ungekränkte Stimmfreiheit des Richters und die Sicherheit, daß ihn für seine ohne Nebenansichten abgegebene Meinung keine andere Belohnung oder Strafe treffen könne als die Hochschätzung oder der Tadel des vernünftigen Publicums, sind und bleiben in der That die ersten und wesentlichsten Erfordernisse einer guten Justizpflege. Wenn der Richter aber erst in Gefahr kommt, durch eine noch so gewissenhafte Meinung oder Entscheidung sich Ungelegenheiten, Verdruß und Strafe zuziehen zu können, sobald seine Meinung das Unglück hat, einem Minister oder sonst einem Manne von Bedeutung und Einsicht zu mißfallen, o dann wird an die Stelle der gewissenhaften Unparteilichkeit, welche bisher in Ew. K. M. Gerichtshöfen geherrscht, bald eine verderbliche Politik treten;

man wird bei Abgebung seiner Stimme nicht mehr, wie bisher, bloß auf Gott, Gesetz und Gewissen, sondern auch auf Klugheit, auf eignen Vortheil und eigne Erhaltung Rücksicht nehmen; gegen keinen Größern und Mächtigen wird der Arme und Verlassene Gerechtigkeit erhalten, und auf den Plätzen der biedern und gerechten Männer, welche jetzt die preussischen Gerichtshöfe fassen, werden künftig feige und bestechbare Mietlinge sitzen, so wie es in allen Staaten der Fall ist, wo die Gerichtshöfe unter dem Einflusse der Günstlinge und Großen stehen." (S. Vater's Anbau der neuesten Kirchengeschichte. Theil 1. S. 441 ff.)

Diese muthigen Worte waren mit der Bitte um Zurücknahme des Cabinettsbefehls verbunden, und — diese Bitte ward auch erfüllt.

Bemerkungen.

1.

Wollte Gott, daß der werththätige, milde, christliche Sinn eines Spener oder Oberlin in dieser bewegten, in mancher Hinsicht heillosen Zeit in recht vielen Herzen Raum gewinnen könnte; es wäre dann um vieles besser! Am Ende gränzt ja auch der wolkenlose Gipfel, auf welchem der wahre Philosoph aus den Wogen der oft zweifelnden Betrachtung landet, mit den ersten Höhen, von welchen das wesentliche Christenthum ausgeht, zusammen. Aber zuwieder sind mir jene Geist- und Herzkranken, welche, früherhin oft ausgelassene Weltlinge, sich nun in das härene Gewand des Puritanismus hüllen und Leben mit saurem Gesichte anblicken, der nicht ihre Farbe trägt, oder die in der Frömmigkeit nur einen feinem Genuß suchen, mit ihr coquettiren und sie, bisweilen mit ästhetischer Sentimentalität, zur Schau tragen; verhaßt sind mir jene Heuchler in allen Confessionen, die das Ding so mitmachen, weil es just

Mode ist, oder um einer gewissen Parthei zu gefallen und zu dienen, die auch nach oben hin Gewicht und Einfluß hat; diese Demuthsvollen, voll lauter Stolz; diese Egoisten in weicher Lämmerwolke, die sich für Hochbegnadigte ausgeben und nach Ehrenämtern, Titeln, Gewinnst und Pfründen haschen: Leute, die man mit den wandernden Blättern verglichen hat, einer seltsamen Art von Insekten, die ihre Vorderfüße wie zum Beten zusammenfallen — daher auch Gottesanbeterinnen genannt — im Grunde aber nur, um über ihren Raub mörderisch herzufallen.

2.

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Gräfte

Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!“

läßt Schiller seinen Chor in der Braut von Messina sagen. Es ist aber auch nicht wahr. Die Freiheit, welche auf den Schweizeralpen herrscht, kann von den Flügeln einer Mücke hinweggetragen werden, und die, welche auf dem 12,000 Fuß hohen Plateau der Corbilleren wohnt, muß erst noch manchen blutigen Kampf bestehen, denn die zwei der obigen folgenden Verse sind desto wahrer:

Die Welt ist vollkommen überall,

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Charlatanerie.

Der Körper hat, wie die Seele: der Staat, wie der Mensch, seine Krankheiten, und es giebt für sie eine Heilkunde; diese hat in allen Zweigen ihre Kunstverständigen und ihre Marktschreier, und jene werden immer weniger Glück machen, als diese. Charlatanerie giebt Zutritt zu allem Pöbel, er sey gemein oder vornehm. In der Religion und der Politik, wie in der Medizin, spielen die Wunderdoktoren eine große Rolle. Sie heilen die schwersten Krankheiten und zwar

mit den leichtesten Mitteln. Unverschämtheit und Zuversicht auf ihrer Seite, und Einfalt und Unglauben auf der des Volkes, sichert ihnen eine reiche Kundschaft. Zu Zeiten macht der Zufall eine ihrer Lügen wahr, und dann vergißt man tausend Lügen über der einen zufälligen Wahrheit; der verwegene Thor wird zum Weisen, der Quacksalber zum Arzte, der Bönze zum Heiligen und der Kannengießer zum Staatsmanne. Oft wirken sie auch das Wunder Mahomet's. Dieser versicherte nämlich das Volk, er werde einen Berg zu sich kommen lassen, um auf dessen Spitze Gebete für seine gläubigen Anhänger zum Himmel zu senden. Das Volk strömt zusammen, um Zeuge zu seyn des unerhörten Wunders. Der Prophet heißt den Berg näher treten. Der Widerspenstige will auf den Befehl nicht hören. „Gut“ — sagt Mahomet, im geringsten nicht verlegen — „da der Berg nicht zu mir kommt, so gehe ich zu dem Berge.“ Dieser Zug allein bewiese den großen Mann im Style der Weltgeschichte, den Klugen und Starken, der zur Gewalt über die Einfältigen und Schwachen geboren ist. Der Unverschämte, Verwegene unterjocht die Einfältigen, Leichtgläubigen und Zaghaften, d. h. neun und neunzig Hunderttheile seines Geschlechts.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reiz.

Unter den Staatsmännern ist der nämliche Unterschied wie unter den Schneidern. Es giebt solche, die den Staaten ein bequemes gutes Gewand anzumessen und andere, welche klos das Vorhandene zur Noth auszubessern verstehen! Die ersteren sind Staatskünstler, die anderen Staatsflicker! —

Der Menschen sogenannter Patriotismus ist gewöhnlich im Grunde weiter nichts, als ein mit schönen Phrasen überfirnishter Egoismus! —

Allerhand Sprüche.

Von Eduard Röhler.

Dichter und Dichterling.

Fügsam schmiegt dem Dichter sich die Form an des
Gedankens Plan;
Künstlich schneidert die Gedanken erst der Form der
Reimer an.
Wenn der Dichter frei und kühn des Musenschiffes
Ruder lenkt,
Sieht der Stümper bänglich in der Reime Klippen
eingezwängt.

Moderne Dichter.

Wie sie das Werklein behobeln und scheuern!
Verslein und Reime so blank und glatt!
Aber, o weh! der Wis so bleiern,
und die Gedanken so matt und platt! —
Da freut mich wohl mehr in verwachsener Schlucht
Des Bergstroms unbändig Geräusch und Gezisch,
Als solch' ein Wächlein fein ehrbarer Zucht
Durch die Einerlei-Landschaft voll Sand und Ger-
büsch.

* Lied in der Noth von 1831.

Des Todes Flügel rauschen,
Doch hebt das Herz mir nicht,
Denn es vernahm mein Lauschen
Daß Gott im Himmel spricht.

Der oft durch Donnerschläge
Des Lebens Bahn verkürzt,
Immitten seiner Wege
Den Menschen niederstürzt;

Der's zuläßt, daß die Horden,
Vom Hasse angefaßt,
Zu Tausenden sich morben,
In einer einz'gen Schlacht;

Der Gott der blut'gen Siege,
Der Gott der Wetternacht;
Er steht auch an der Wiege
Der Säuglinge und wach;

Er, wenn mein Muth im Fechten
Mit Schicksalsstürmen wankt,
Hält ihn mit seiner Rechten,
Bis meine Thräne dankt.

Und kommt herangeschritten,
In furchtbarem Gefolg',
Mit leisen Geistertritten
Der Engel mit dem Dolch;

Und tödtet er die Schaaren
Durch gift'gen Hauches Wehn,
Daß an gedrängten Bahren
Die Völker weinend stehn:

Doch ob dem Bürger schwebet
Des Allerhalters Hand,
Vor ihren Winken bebet,
Und flieht er aus dem Land.

Drum bin ich ohne Zagen,
Gott hat die Ueberhand —
Das Herz hör' auf zu schlagen,
Daß ihm nicht zugewandt.

Kein Haar, das er's nicht wüßte
Von meinem Haupte fällt;
Wenn ich ihm trau'n nicht müßte
Wär's schlecht um mich bestellt.

Drum soll ich niedersinken
In meiner Tage Pracht,
Ich folge seinen Winken
Zu seiner Sternennacht.

Nich' bangt nicht vor der Reise
Durch's weite, lustige Meer:
Er hebet mich ja leise
Zu seinem Himmel her.

J. G.

* Charade in drei Sylben.

Die erste Sylb', ein inhaltsschweres Wort
Der Genetiv muß ihr die zweite geben,
Es war der Unterdrückten fester Hort
Und rief schon Republiken in das Leben
Es zücket Schwerter hoch in Krieger Hand
Und macht sie von Tyrannen Blute glänzen,
Sint Viedermänner treu zu Hand in Hand
Und schmückt des Mädchens Haar mit Myrthenkränzen.
Die dritte Sylbe ist der Gottheit Bild
Des Wahnes Feind, wie der Erkenntniß Quelle
Sie kommt von oben segnend, reich und mild
Nacht Ordenspilgers dunkle Pfade helle. —
Das Ganze ist das Bild der stillen Nacht
Geschäftslos ruhen hier die trägen Glieder
Gefesselt selbst ist der Gedanken Macht
Und nur der Traumgott reget sein Gefieder.
Die schönste Hoffnung wird der Dummheit Raub.
In Dunst geht nun das Götterbild verloren;
Wo ist auch je im dicken Actenstaub
Gesundes Kind von kranken Leib geboren?
Und so wird gar zum Spott das gute Wort
Denn wie kann Nacht für Tagesglanz uns gelten?
Drum streicht es aus dem Wörterbuche fort,
Der brave Deutsche nennt es nur mit Schelten.

Correspondenz.

Aus Berlin. Am 1. October 1831.

Von der Cholera sieht man hier nichts, als was sich dem ungewohnten Auge höchst komisch darstellt, eine Unsumme brennender Cigarren und Pfeifen auf allen Straßen. Die anständigsten Herren lustwandeln, ihre eleganten Damen am Arme, den Glimmstengel im Munde, durch die Residenz und im Thiergarten herum, und selbst auf mehreren Bureau's soll vom Präsidenten bis zum Kanzleidiener bei der Arbeit geplagt werden, als säßen die Leuchten in der Wackstube. — Alle Präservativ-Mittel sind hier verworfen; man ist alles (Kohl und Gurken sammt Schweinefleisch ausgenommen), lebt mäßig und hält sich warm. Jedes hat Kamillenthee, Lindenblüthentheee, Senfmehl, Kampferspiritus, ein Steckbecken, eine Abspiserspritze und einen Bauchwärmer von Blech im Hause; dieß ist der ganze Apparat zum Gebrauch des Arztes im wirklichen Falle der Noth. Dabei ist man fröhlich und guter Dinge und kein Mensch würde an den Massen von Spaziergängern, die täglich die frische Luft genießen sollen und die daher zu mehr denn 20,000 an unsern Fenstern in den Thiergarten vorüber ziehen, der Residenz ansehen, daß sie von dem gefürchteten Uebel, von der Cholera, heimgesucht wäre. Die Leichen werden nicht mehr mit Zangen geschleppt, sondern anständig, im gewöhnlichen Leichenwagen und in Särgen begraben; jedoch nur des Nachts. Die Cholera-Leiche geht eine Stunde nach dem Tode in Hülmiß über; an die Schrecken des Scheintodes ist daher nicht zu denken. Die Krankheit dauert in der Regel nie über 5 Stunden; den Sterbenden verläßt die Besinnung nur in den letzten Minuten. Das Gift der Ansteckung hält man für eine höchst flüchtige Substanz, die sich auf dem festen Lande augenblicklich verflüchtigt, auf dem Wasser aber Wochenlang ihre Ansteckkraft behält; daher sind die Flußschiffer die gefährlichsten Gäste, denn sie tragen 14 Tage und länger das Gift bei sich und stecken an, mit wem sie in dieser Zeit in Berührung kommen. So viel von diesem Ungeheuer, das in der Nähe nicht so gefährlich aussieht als in der Ferne, und das spurlos verschwinden wird, je weiter es in Europa vordringt. Frankreich z. B. wird es nicht aus dem Festlande, sondern höchstens durch seine Häfen erhalten, wenn es überhaupt bis dahin kommt.

Auflösung der Charade in No. 85:
D e i m.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daeges d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 30. October 1831.

Leb', um zu lernen,
Lern', um zu leben!

Fr. Schufz.

Der Bänkelsänger.

Kommt, Leute, stellt euch in die Runde,
Und lernt aus der Erfahrung Munde
Der Menschen Thun, den Lauf der Welt,
Im Spiel der Karten vorgestellt,
Wohl kennt ihr sie, die Truggestalten,
Nur dreizehn Bilder zeigt mein Buch,
Doch Alles ist darin enthalten
Was je der Strom der Zeiten trug.
Hier thronet Carl, der Franken Kaiser,
Ein großer Held, ein größ'rer Weiser:
Von Herkuls Säulen bis zum Belt
Gehörte seinem Wink die Welt.
Sein Banner trug in Deutschland's Wälder
Der mildern Künste Sonnenschein,
Und lehrte blühender die Felder,
Und menschlicher die Menschen seyn.
Frau Judith seht, die beispieldose,
Hier lockt sie mit des Bechers Rose,

Und in der Linken zuckt ein Schwert
Das Holofernes Brust durchfährt.
Der Jugend und des Glückes Räuber
Ist auf der Welt ein dreifach W,
Des Name Würfel, Wein und Weiber; —
O wahret Euch vor diesem Weh!

Wohin Muth, vor Sklavenketten
Die Troja noch zu retten,
Und Hector auf der Trümmer Brand
Den Hellenen Tod für's Vaterland.
Um des geraubten Weib zu rächen,
Schwoll Griechenland Tod oder Sieg,
Und zehn Jahr in Flammenbächen
Schritt mit dem blut'gen Schwert der Krieg.

Der zehn Gebote heil'ge Lehren
Sollst Du mit strengem Sinn verehren
Ein Pfad, von ihrem Licht erhellt,
Führt sicher durch den Sturm der Welt;

Von Hütten bis zu Kaiserthronen
Ist Jeder ihnen unterthan,
Und wem auf Erden sie nicht lohnen
Der wird dort höh're Freud' empfah'n.

Hoch schwebt um des Parnasses Binnen
Ein Chor neun heil'ger Priesterinnen,
Ihr seht sie, ewig jung und schön,
Apollo's Hochaltar umsteh'n.
Beglückt, wem hold sie Gaben bringen,
Unsterblich ist des Liebes Wort;
Wen sie mit ihrem Reih'n umschlingen
Der lebt durch alle Zeiten fort.

Im Donnersturm empörter Wogen
Schnellt, aus dem Abgrund aufgeflogen,
Die Arche zu der Wolken Saum,
Acht fromme Seelen birgt ihr Raum.
Das Leben ward dem Tod zum Raube,
Kings waltet der Zerstörung Reich,
Da fliegt vom Himmel hoch die Taube,
Und bringt der Hoffnung grünen Zweig.

Seht der Sybille heil'ge Sieben:
An's Firmament ist sie geschrieben,
Der Erde Schooß birgt ihre Zahl,
Sie schmückt der freien Künste Saal,
Im heil'gen Buch ist sie zu lesen,
Sie zählt die Weisen Griechenlands,
Sie nennt das Stufenjahr der Wesen; —
Ein Spielwerk des geheimen Land's.

Der sechs Jahrtausende Gerichte
Enthält das Blatt der Weltgeschichte:
Im Spiegel der Vergangenheit
Erscheint der ew'ge Ring der Zeit;
Das große Buch ist aufgeschlagen,
Und jede Zeile trieft von Blut,
Und jeder Spruch, den wir befragen,
Zeigt von des Menschen wilder Wuth.

Fünf Gaben, die den Menschen leiten,
Entkeimt das Wohl und Weh der Zeiten;
Der Erde Schmuck, der Sterne Glanz;
Im Donnerton des Liebes Tanz;
Der Linde Hauch durch Rosendüfte;
Ein Druck der Hand bei'm süßen Kuß;

Des Meeres Opfer und der Lüfte;
Errathet ihr den Fünf-Genuß?

Vier sind der Stufen unsers Lebens,
Vierfach wie sie das Ziel des Strebens;
Den Weihnachtsbaum der Kinderwelt
Ergreift als Speer der junge Held,
Der Mann umspannt an ihm die Matten,
Und ruht in seiner Lieben Kreis,
Und in des Lebens Abend Schatten,
Schnist ihn zum Krückenstab der Greis.

Drei sind der Schwestern, die durch's Leben
Den Liebling unsichtbar umschweben:
Ein Göttersohn, des stolzes Haupt
Ihr Kranz mit ew'gem Grün umlaubt.
Drauf ist der Pfad, wo sie nicht weilen,
Und fühllos ohne sie das Herz,
Die Wonne süßer, die sie theilen,
Und schöner wird durch sie der Scherz.

O schöne Zwei! Du Gott der Liebe,
Du Geist des seligsten der Triebe,
Wenn deines ernstern Bruders Hand
Zwei Herzen inniger umwand!
Wenn Amor's holde Schwingen säckeln,
Flammt Hymens Fackel schöner auf,
Sie glüht noch in des Greises Lächeln,
Und leuchtet zu der Enkel Lauf.

O selig, wer Ein Herz gefunden,
Der Freundschaft Ewigkeit verbunden;
Sein schlägt's, wenn Hoheit ihn umzieht,
Sein, wenn selbst die Geliebte flieht,
Glyssum blüht ihm hienieden,
Zum Tempel wird das kleine Haus! —
Euch sey dies schöne Loos beschieden,
Lebt Alle wohl, mein Lied ist aus!

Ister.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

7.

In dumpfem Schweigen war der Rottmeister
in seiner Wohnung spät Abends angelangt. Die
gräßlichen Vorfälle des Tages waren dort schon

bekannt. Wendeline nahm innigen Antheil an dem schrecklichen Tode des ihrer Jugend befreundeten Mannes; aber sie ahndete nicht, wie nahe er ihr gestanden hatte. Der blinde Greis saß starr, gleich einer Statue des Belisar in seinem Lehnstuhle. Auf seinem Antlitze lag der Ausdruck eines himmlischen Friedens; schon versuchte sein Geist die jungen Schwingen zum Aufschwung in ein höher organisirtes Jugendland.

Die Pflicht rief den Rottmeister mit Anbruch des Tages auf seinen gestrigen Posten. — Von neuem versammelten sich die Haufen der Unzufriedenen auf dem Domshofe; weit entfernt, daß die Schreckensscenen des vorigen Tages einen warnenden Eindruck bei den Mädelsführern hervorgebracht haben sollten, dienten sie nur dazu, ihre Forderungen und Ansprüche zu steigern und die Scheu vor dem rächenden Arme der Gerechtigkeit mehr und mehr zu verbannen.

Ohne alle Rücksicht drangen sie auf das Rathhaus und verlangten eine augenblickliche Willfährung ihres Begehrens hinsichtlich der Weidesache. Im Weigerungsfalle drohten sie Gewalt zu gebrauchen. Der Rath suchte alle möglichen Mittel der Güte hervor, um die Empörer zu bewegen die Angelegenheit dem Ausspruche kundiger und redlicher Bürger zu überlassen, und erst nachdem er ihr Verlangen bewilligte: 40 Männer, aus jedem Kirchspiele 10, in der Untersuchung ihrer Ansprüche als Schiedsrichter zu bestätigen, zogen sie truppweise ab, um neue Plünderungen und Kränkungen zu beginnen.

Eine schöne Mainacht folgte dem entweihten Tage; wiederum schlug die Nachtigall in den Gebüsch um die kleine Wohnung, wiederum spielte die milde Nachtlust in den Zweigen der Linden und aus der Ferne rauschte als Grundton der Sturz des Wassers, über das Wehr. Eine schwüle Stille herrschte heute im schwacherhellten Stübchen.

Schon seit einigen Stunden schlummerte der Greis in seinem Lehnstuhle; — von Zeit zu Zeit bewegten sich seine Lippen, unverständliche Worte wie Geisterhauch säuselnd. Wendeline saß auf einem niedrigen Schemel zu seinen Füßen und belauschte ängstlich jede leise Muskelzuckung des mehr und mehr erstarrenden Antlitzes. Ihr war umheimlich zu Muth wie nie zuvor. Oft, wenn sie zufällig den Blick auf die niedern Fenster warf, schien es ihr als grinzten verzerrte Larven durch ihre grüne Umrandung; oft war es ihr als höre sie das Rauschen vieler Menschentritte im behauten Grase. Dann war es wieder als knisterte es aus jeder Ecke der Stube. — Ihre Unruhe nahm zu — leise stand sie auf um ein Fenster zu öffnen, denn sie suchte die Ursache der zunehmenden Bekümmrung in der drückenden Zimmerluft. — Sie konnte sich nicht enthalten, einen Blick in die schöne Sternennacht hinaus zu thun und einen Augenblick die dusebdurchwirkte Wiesenluft einzuathmen; — aber das Blut stockte in ihrem Herzen, die Hand zog krampfhaft das Fenster wieder an sich; — rings um die Wohnung streiften männliche Gestalten, und ein wieder-natürlicher Schein erhellte einen Theil des Gartchens. — Sie wollte um Hülfe rufen; aber die Stimme versagte ihr ihre Dienste. In furchtbarer Angst riß sie die Zimmerthür auf, da drang ihr ein erstickender Qualm entgegen und wie Glühwürmchen rieselten tausende von Funken durch die Spalten der Bretterdecke des Dielenraums. —

Einen Augenblick stand das Mädchen erstarrt, dann sprang sie zurück, hob mit einer Kraft, wie sie nur Schreck oder Todesnoth auf Augenblicke hervorbringen kann, den bewußtlosen blinden Großvater auf ihre Arme, drang mit ihrer Last durch Rauch und Gluth — riß die Riegel der Hausthür zurück und eilte in den Schutz der belaubten

Linien. Jetzt aber wichen ihre Kräfte; den Erstarren sanft in die Gräser legend, sank sie bewußtlos neben ihm nieder und sah nicht wie die Mordbrennerrotte sie umgab, und fühlte nicht daß sie in eine Sänfte gelegt und unter Anführung Heinrich Schwanecke auf abgelegenen Pfaden feldeinwärts getragen wurde.

Heine Wölke und Stephan Bonnet machten um dieselbe Zeit mit einiger Mannschaft einen Streifgang über den Wall. — Der Jüngling warf seine Blicke sehnsuchtsvoll nach der Gegend wo er die Geliebte wußte, und verwünschte im Stillen die Unruhen, die ihn jetzt so selten das Glück gönnten in ihrer Nähe zu seyn. Da umgab ein wunderbarer Schein das aus nächtlichem Dunkel hervorgetretene Dach der Wohnung; eine helle Flamme züngelte empor, und bald erhellte sich die Gegend umher zum gewitterschweren gelbunwölkten Tage. Ein furchtbarer Ruf drang aus seiner Brust: „Da! da! Wendeline!“ — rief er aus, und, wie ein Pfeil vom Bogen, schoß er trotz der schweren Panzerstücke durch die Nacht. Schnell folgte ihm der Rottmeister mit seinen Gefährten; aber sie kamen zu spät. Wendeline! Wendeline! — hörten sie schon aus der Ferne die schauerlich tönende Stimme des Rottmeisters durch die ausgebrannte Oeffnung der Fenster, in das glühende zusammengestürzte Innere der Wohnung rufen.

„Wer liegt denn da?“ — sprach jetzt einer der Wehrmänner, und noch einmal brach die Flamme durch den Schutt und beleuchtete das grüne Todtenbett des Blinden. „Herr Gott, mein Vater!“ — rief der Rottmeister und sank neben der Leiche nieder und ergriff die kalten starren Hände, und drückte das schneeige Haupt an seine Brust und heiße Thränen rannen über die bärtige Wange.

„Wendeline, wo bist Du?“ — schrie der Rottmeister und streifte durch den Garten und gelangte so in die Gegend wo der Sohn dem entseelten Vater die wildstürmende Brust als Todtenkissen bot.

„Tobt?“ — rief der Jüngling, und seine Faust ballte sich um den Knauf seines Schwertes, „tobt, Alles tobt? — und auch sie? — Nun wohl dann,“ fuhr er in verzweifelnem Ingrimme fort, „so fahre denn hin Glaube an Menschlichkeit und an Vorsehung, fahre hin du verächtliche Nachsicht und Mäßigung.“ Feierlich zog er sein Schwert und streckte es gegen den glühenden Schutthaufen; „du treue Waffe,“ sprach er mit gebrochener Stimme, — „kein ungerechtes Blut klebt an deiner Schneide; aber ehrlos sey'st du fortan in meiner Hand, wenn ich nicht Rache nehme durch dich an den teuflischen Mördern der Jungfrau.“

Aus den entfernteren Gehöften waren nach und nach mehrere Personen zu Hilfe geeilt und kaum wurde die Trauerkunde unter ihnen bekannt daß Wendeline, der hülfreiche Genius der Umgegend, vermißt werde, so trat ein erwachsener Knabe zu dem Rottmeister und berichtete, wie er vor Kurzem von einer Deicharbeit durch die Felder zurückkehrend einer von vier Männern begleiteten Sänfte begegnete, der das Hündchen der Jungfrau bellend nachlief und sich — so viel sich auch einer der Unbekannten bemühte, nicht zurückjagen ließ.

„Dank Dir, mein Sohn,“ rief der Rottmeister und ein Strahl von Hoffnung zuckte durch seine Seele. „Welchen Weg schlugen sie ein?“ fragte er beruhigter, und als der Knabe sich nun erbot ihn zu begleiten und sich muthig eine Waffe erbat, da reichte ihm der Rottmeister das Wehrgewand eines der Gewaffneten und sprach zu dem

hoch erstaunten Elternlosen: „Braver Junge, du sollst fortan mein Knappe seyn!“

Vergebens war die Verfolgung, der Vorsprung den die Räuber gewonnen hatten, war zu groß und der später eingeschlagene Weg zu ungewiß um die rechte Spur aufzufinden.

Mit Anbruch des Tages kehrte der Ritter mit seinem neuen Diener, wenn auch nicht beruhigter, doch mit der Gewißheit, daß Heinrich Schwanecke der Anstifter dieses Ueberfalls sey, zu seinem väterlichen Freunde — den er in einem Nachbarhause an der Leiche seines Vaters fand, zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einem medizinischen Wörterbuche.

Arzt kommt her von ars — die Kunst. Also Aerzte sind Künstler, und Niemand wird ihnen den Vorzug streitig machen, der bedenkt, welchen würdigen Gegenstand ihre Kunst umfaßt: Menschenleben zu schützen und zu erhalten und die Würze desselben, die Gesundheit, herzustellen, wenn sie der arme Sterbliche mit oder ohne seine Schuld verlor. Dennoch giebt es vielleicht unter keiner Künstler-Klasse mehr handwerksmäßige Köpfe, als unter den Aerzten, und in keiner Kunst ist es so leicht möglich, durch Arroganz und Vornehmthun die geistige Blöße und Armuth zu decken, als in der Medizin. Möge auch hier der sogenannte Zeitgeist das Bessere fördern!

Bade- oder Brunnen-Aerzte sind General-Waschmeister; viele unter ihnen auch Waschweiber, die den Körper des Kranken von innen und außen einweichen und auswaschen. Auch Dampfwaschanstalten hat man in den berühmtesten Bädern eingerichtet; nur Roll- und Plättmaschinen fehlen noch, um Alles recht fabrikmäßig treiben zu

können, wenn man nicht etwa die Spielhäuser und Ballsäle einstweilen dafür nehmen will.

Chirurgen sind oft Leute, die Einen um seine Gliedmaßen bringen, um ihre künstlichen desto besser los zu werden.

Consultationen sind gewöhnlich ein Wort-Gespinn, um schneller aus dem Sumpfe des Lebens auf die gebahnte Heerstraße zur Ewigkeit zu gelangen. Dazu bringt Jeder seyn Paradespferd mit und reitet es mit dem möglichsten Anstande, nicht sowohl um den Kranken, als um sich zu helfen. Zuweilen stellt da Einer dem Andern ein Wein, worüber der Patient, als der schuldbloßeste Theil, auf das ewige Ruhebett purzelt.

Homöopathie ist eine neue Erfindung, die sich noch nicht bewährt hat; sie soll eine Art schnellen Fuhrwerks seyn, daß dem gewöhnlichen Lohnkutscher den Erwerb verdirbt. Auch für solche Passagiere ist sie nicht passend, welche die verben Stöße des ordinären Postwagen auf den alten Knüppeldämmen ihrer Gesundheit zuträglicher halten, als das Schaukeln in einer modernen Chaise auf einer gepolsterten Kunststraße; zumal wenn sie gewohnt waren, stündlich mit dem Schwager einzukehren, um einen herzstärkenden Schluck zu nehmen. Die pharmazeutischen Schenken, auch Apotheken genannt, verlieren dabei den Absatz; denn auf dieser Reise finden die Reisenden keine Zeit, ihre Zungen mit dem Hautgout der Ragoouts und Saucen zu laben, welche die lateinischen Köche mit besonderer Virtuosität zu bereiten wissen.

Honorar. Dieses Trinkgeld auf der Fahrt nach der Gesundheit wird in der Regel desto karglicher gegeben, je besser man gefahren ist, weil man aus der Schnelligkeit auf die Kürze des Wegs an sich schließt. Besser als das Heilen werden das Wisitenmachen und gelehrte Schwagen bezahlt, am Besten aber die größten Sündenböcke der Aerzte,

weil diese eben, um sie zu vertilgen, der Natur die meiste Zeit und den Aerzten die meisten Besuche kosten.

(Der Beschluß folgt.)

* Ueber Freimaurer und Frömmeler.

Die Lehren und Grundsätze der Freimaurer sind dem Nichteingeweihten unbekannt; will man sie aber nach ihren Früchten beurtheilen, so findet man, daß nicht Aufklärung und Vervollkommenung ihr Streben ist, sondern im Gegentheil sieht man viele Freimaurer, die sich den Frömmelern günstig bezeigen, und insbesondere will man bei Besetzung von Predigerstellen eine große Thätigkeit unter ihnen bemerkt haben, um die Gemeinden mit Predigern zu versorgen, die den jesuitischen Christenthum zugethan sind. Hinweg mit jenem unwürdigen Streben den Geist der Menschen einzuschläfern, und in Fesseln zu legen! Hinweg mit jenen jesuitischen Frömmelern, die die Vernunft und Tugend hassen, und den wahren Geist des Christenthums, der Aufklärung, als einen Geist der Irreligion, der Philosophie und der Ungebundenheit verschreien; die die Gefangennehmung der Vernunft unter die Macht des Glaubens lehren, und nach deren Grundsätzen die Völker in Unwissenheit erhalten werden müssen; die es für zulässig halten, daß die Völker unterdrückt, ausgefogen, unumschränkt beherrscht, und wenn es den Zwecken selbstsüchtiger Gewalthaber entspricht, sogar gleich vernunftlosen Viehheerden zur Schlachtbank geführt werden mögen. Hinweg mit jenen Priestern, die zur Veredelung und wahren Besserung der Menschen nichts beitragen, sondern nur auf Kosten des Volks ein gemächliches Leben führen! Wahrheit, Gerechtigkeit, Licht und Vervollkommenung, sind die nothwendigen Bedürfnisse der Menschen. Heil daher allen würdigen Männern,

die dieses Streben befördern, insbesondere den wackern Predigern, die ihren erhabenen Beruf so würdig erfüllen; sie haben das beseelende Bewußtsein für das wahre Wohl ihrer Mitmenschen gewirkt zu haben; der Dank der Mit- und Nachwelt bleibt ihnen gesichert.

M.

* 18. October.

Kürzlich befand sich im Unterhaltungsblatte Preis und Dank an Officiere und Soldaten des Feldbataillons über ihr Benehmen auf dem Marktplatz bei den unruhigen Auftritten am 18. October. — Hätte aber nicht der Berichtstatter auch als Zuschauer festgesetzt werden müssen? Was hatte er dort zu thun — Ruhige Bürger, welche zu Hause gehen wollten und sonst von Geschäften über den Markt geführt, wurden arg von Militärpersonen gemißhandelt und das von Rechtswegen, sie hätten sich ja entfernt halten können. — Der Schiffer bleibe auf dem Lande, dann werden ihn des Oceans Wellen nicht verschlingen.

* Geheime Polizei.

Es war während der Schreckenszeit der französischen Zwingherrschaft als sie eingeführt ward und mit Schauder denkt man daran zurück, wo besoldete Leute, verummnet und verkleidet eingingen, bald horchend am Fenster, um zu hören, was in dem Zimmer geredet ward, bald jagend hinter Leuten, die sich zu frei geäußert hatten. — Diese besoldeten Schlangen schalten oft auf die Regierung, um andere zum Schelten zu bewegen, damit sie diese dann für ein Stück Geld verrathen konnten; mitunter förderten sie Tumult, um dann durch Auslieferung der Tobenden Geld und Lob zu erhalten, vertheilten auch viel Pulver und Steine, um durch Gefangennehmung derer, die

diese Gaben kenne, Geld und Orden zu erhalten — Möchte doch in Deutschland nie diese Schreckenszeit der geheimen Polizei zurückkehren — das könnte böse Folgen haben. — Bedürfen die Regierungen zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung, gerechte Maaßregeln aufrecht zu erhalten, Kräfte und Mittel: so brauchen sie nur zu sprechen, es werden Leute nicht fehlen, welche unbesoldet und unvermummet zu helfen gern bereit sind.

* Spint, auch Splint

ist das weiche Holz um einen Stamm und sehr der Fäulniß unterworfen. Es muß daher rein weggehauen werden. Diese bekannte Regel scheinen viele die mit Holz umgehen nicht zu wissen. Z. B. an mehreren Kunststraßen-Pfählen wird er gelassen, damit sie nicht zu dünne werden sollen. Man streicht sie mit Farbe an; die Farbe hindert indessen die Fäulniß nicht. Außer dem hohen Thore kann man solche angefaulte Pfähle sehen, wie auch neue die schon behauen, denen aber der Spint gelassen ist.

M i s c e l l e.

Die Finken-Wette in Frankreich.

Im Norddepartement werden eine Menge von Finken groß gezogen und zum Schlagen abgerichtet. Um sie zum häufigen Schlagen zu zwingen, hat man die grausame Gewohnheit, diese Vögel mit einem glühenden Drathe zu blenden, und sie noch dazu in eine dunkle Kammer oder gar in einen Schrank zu sperren, damit sie kein Gegenstand von außen zerstreue. Alljährlich wird ein öffentlicher Finken-Concurs angestellt, wozu die Finken-Liebhaber diese Thiere lange vorbereiten. Größtentheils werden nur fünfjährige Vögel herbeigebracht; denn die jüngeren vermögen selten mit den abgerichteten Alten um die Wette zu singen. Der Ort, wo der Concurs gehalten wird, ist gewöhn-

lich ein freies Feld; die Finken werden hier in ihren Körben auf Stühle gesetzt, in einer langen Reihe. Die Ordnung der Stühle wird durch das Loos bestimmt. Auf die Rangordnung kommt viel an, weil z. B. ein Fink, der zwischen zwei schlechte Sänger zu stehen kommt, meist auch schlecht singt, dahingegen die Nachbarschaft eines oder zweier vortrefflicher Sänger ihn aufmuntert und seine Eifersucht reizt. Zu diesem Concurs senden die benachbarten Dörfer ein oder mehrere Pelotons von vier Finken. Die Wette dauert eine Stunde. Eigens hierzu bestimmte Leute merken genau an, wie oft jeder Vogel in dieser Zeit schlägt. Die Schläge werden hernach zusammen gezählt, und derjenige Privatmann oder dasjenige Dorf, dessen Finken am meisten geschlagen haben, gewinnt die Wette und wird als Sieger ausgerufen. Jeder Schlag, welcher angerechnet werden soll, muß aber vollständig seyn, d. h. er muß, nach Buffons Erklärung, ein Vorspiel, den eigentlichen Gesang und das Finale enthalten. Die Zahl der Schläge, welche ein geschickter Fink erschallen läßt, ist sehr bedeutend. Ein Fink, welcher vor vier Jahren zu Armentières, wo die Finken-Schulen sind, für zwei Louisdor verkauft wurde, schlug 6 — 700 Mal in einer Stunde. In dem Concurs des Jahres 1811 wurden dem Peloton der Stadt Ypres 2456 Schläge angerechnet; ein einziger Vogel dieses Pelotons hatte 772 Mal geschlagen.

G e d a n k e n.

Das Leben der Völker, als erwacht, tritt in die Weltgeschichte ein. Nicht mehr gilt's um eine Provinz oder um das abgenutzte Gleichgewicht der Staaten. Es handelt sich um Fortbestand, oder Untergang, um Staatsform und Selbständigkeit, um Aufrechthaltung alter und neuer Verträge, um Aufrechthaltung der Völker und der Fürstentreue.

Einst wagte Niemand es, Napoleon den Vorwurf zu machen, daß er das Volk verschlechtere. Es ist unmöglich, den feinen Hohn zu malen, womit er mir erwiderte: „Sie wissen also nicht, daß man die Menschen sicherer durch ihre Laster, als durch ihre Tugenden beherrscht?“

Ich weiß nicht, warum man die Pressfreiheit immer als einen Vortheil für die Schriftsteller betrachtet; das ist sie ganz und gar nicht. Sie ist einzig das Interesse des Lesers; aber freilich wie sie oftmalen angewendet wird ist sie in keines Menschen Interesse, wohl aber eine Geißel in der Hand frecher Buben.

Einer der größten politischen Fehler ist, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es nie durch sich selbst geworden wären,

A p h o r i s m e n.

Unser Leben ist ein Handel — ein Handel um Glückseligkeit. Wir handeln fortwährend und werden doch, ungeachtet, daß wir dadurch Uebung erlangt haben sollten, eben so fortwährend von dem Schicksale, mit welchem wir handeln, mit schlechter Waare betrogen. Wohl dem, der nur im Kleinen handelt, denn sein Schade ist nur klein, während der Großhändler das Ungeheuere verliert.

Man beneide aber auch den nicht, welcher durch glückliche Spekulationen gewann, denn es währet nicht lange, so kommt wenigstens der Tod und betrügt ihn noch um seinen Handelsgewinn.

Unsere Tugend hängt, wie die eifersüchtige Here an den Himmel argeschlossen, zwischen Erd' und Himmel. Auch für sie ist hangen am Himmel mehr eine Strafe, denn sie muß die Erde darüber aufgeben.

Als Gott die Erde schuf, zog er einen Dunstkreis um sie, damit das blöde Auge nicht auf einmal von den Strahlen des kommenden Tages geblendet würde. Um das Leben zieht sich so die Hoffnung: unser inneres Auge blickt sehnsüchtig nach seiner Atmosphäre und hängt trunken an der ihm daraus entgegenlächelnden Morgenröthe. — Botin des kommenden Morgens, trüge nicht, rosigter Strahl! —

Winter.

* G n o m e n

aus dem literarischen Nachlasse
von Dr. W. E. Müller.

F r a g e.

Welcher der Sterblichen dünkt sich vollkommen, am weisesten, klügsten?

A n t w o r t.

Welcher sich selber nicht kennt, welcher am wenigsten weiß.

F r a g e.

Warum beweinen so Viele den Traum des flüchtigen Lebens?

A n t w o r t.

Weil aus eigener Schuld mancher das Leben verträumt.

F r a g e.

Wie verbessert man wohl sein eigenes künftiges Schicksal?

A n t w o r t.

Wünsche nicht, was dir fehlt; brauch, was das Schicksal dir gab!

F r a g e.

Nenn' mir den sichersten Weg zu Freuden, die nimmer veralten!

A n t w o r t.

Suche im eigenen Geist, Such' in dem Herzen den Quell!

F r a g e.

Welchem entfliehet die Lust am süßen, behaglichen Leben?

A n t w o r t.

Welchem der Frühling entweicht bei der vergeudeten Kraft.



Der

B ü r g e r = F r e u n d ,

e i n e

W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 3. November 1831.

Zepter brechen, Waffen rosten, der Arm der Selben verweset: was in den Geist gelegt ist, ist ewig.

J. v. Müller.

An Gustav Adolph von Schweden.

Beim Schwedensteine auf dem Schlachtfelde von Lügen.

Für Gottes Ehre selbst nicht Tod zu meiden,
Kamst Du, die Glaubensfreiheit zu erretten
Von schändlicher Knechtschaft angebrochen Ketten,
Und muthig wußtest Du dafür zu streiten.

Wie auf dem Felde Du besiegt, dem breiten,
Voll Glaubensmuth, die Feinde, ob sie hätten
Noch mehr gezählet: vermochtest Du auch zu fetten
Des Sieges Triumph selbst an des Todes Leiden.

Was Du gelobt einst für der Wahrheit Sache,
Du wolltest mit dem Tod auch es bestärken,
Und höchste Tugend wolltest Du ganz bewäh-
ren. —

Daß Jeder über seinen Willen wache
Und redlich ihn verrete ganz in Werken,
Die Wahrheit kann uns dieser Stein wohl lehren *).

Jh. Kind.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

8.

Es liegt nicht in dem Plane dieser Skizze
eine ausführliche Beschreibung jener Schreckens-

*) Den 6ten November 1832 begeht die protestantische Kirche das zweihundertjährige Fest der Erinnerung an Gustav Adolph's Tod bei Lützen (am 6ten November 1632). Soll diese Feier spurlos vorüber gehen? soll sie nicht durch ein Denkmal auf dem Lützen Schlachtfelde und eine Feier, wie die bei Breitenfeld am 7ten September 1831 war, ihre wahre Weihe erhalten? — Auf dem schwedischen Reichstage ist vor einigen Jahren davon die Rede gewesen, dem Könige Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde bei Lützen ein Denkmal zu errichten. Wird es noch geschehen? —

zurückkehren zu sehen. Aber die Räubersführer der 104 Männer hatten Ursache sich so lange wie möglich gegen Vorschläge zu stemmen, die mit dem Wiedereintritt der Ordnung, die Strafen für die begangnen Verbrechen herbeiführen mußten.

Die Gemeinden wurden zusammengerufen und in einigen Kirchen versuchten die Anstifter selbst von den Kanzeln herab das Volk auf's Neue aufzuwiegeln. Allein einem großen Theile der Bürgerschaft waren endlich die Augen geöffnet, und in St. Martini-, u. L. Frauen- und St. Andägarli-Kirchspiel erhoben sich viele Stimmen und verlangten die Abschaffung des Staates im Staate.

Nicht so in St. Stephani-Gemeinde. Hier fanden die Ruhestörer einen Stützpunkt. Sie benutzten die Stimmung dieses Theils der Stadt, und steigerten die Aufregung seiner Bewohner zum gewaltsamen Ausbruche. Auf alle mögliche Art bewaffnet, zerschlugen diese die Pforten der Mägel und schickten sich an in die Stadt zu fallen; aber eine ziemliche Anzahl achtungswerther Bürger versammelte sich zu Roß und zu Fuß gerüstet auf dem Marktplatz um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Die Empörer fanden es nun nicht rathsam, es mit ihnen aufzunehmen und zogen sich nach Verübung einiger Gewaltthatigkeiten in ihr Quartier zurück.

Länger als zwei Jahre hatte nun dieser Zustand der Gefeklosigkeit gewährt. Mancher Wohlstand war dadurch zerrüttet, mancher fleißige Hausvater der Arbeit entwöhnt, manches Gewissen mit nagender Schuld belastet.

Aber der Taumel einer chimärischen Freiheit schwand vor den Erfahrungen der Wirklichkeit, und die Zahl der 104 Männer und ihrer Anhänger verminderte sich sichtlich.

Durch die mit den Nachbarstaaten eingeleiteten Unterhandlungen und die zugesagte Unter-

stützung ermuthigt, beschloßen die anwesenden Glieder des Rathes unter Zuziehung mehrerer angesehenen und redlicher Bürger ernste Maaßregeln zu nehmen, um mit einem Streiche den Aufruhr zu dämpfen.

Der Rittmeister Heine Wölcke und der Hauptmann Andreas von Lübbecke erhielten vom Rathe den Befehl, im Stillen die Mannschaften der vier Bohen auszurüsten und die Bewaffneten von Lehe und Wederkesa in die Nähe der Stadt zu führen.

Freudig schlug das Herz des Rittmeisters bei diesem Auftrage. Unermüdlich hatte er in Vereinigung mit seinem väterlichen Freunde die Nachforschungen wegen Wendeline fortgesetzt. — Ein Jahr war verschwunden und nicht die geringste Spur ihres Aufenthaltes war ausfindig gemacht. Oft war er im Begriff gewesen Heinrich Schwancke zur Rede zu stellen und mit Gewalt das Geständniß ihres Raubes von ihm zu erzwingen. Nur die Furcht, das Schicksal der Geliebten dadurch zu verschlimmern und den schlaunen Bösewicht vorsichtiger zu machen, hielt ihn davon ab. Dästrer Ernst hatte sich des freundlichen Mannes bemächtigt; nur von der Beendigung des Aufstandes konnte er das Wiederfinden Wendelinens erwarten. Deshalb schlug sein Herz freudiger und mit neu erwachtem Muth ging er an die Ausführung des ihm gewordenen Auftrags. Wie er die Geliebte wiederfinden würde? — diese Frage konnte in seinem treuen Herzen keinen Raum gewinnen. — Und sein Zutrauen hatte ihn nicht getäuscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben aus einem medizinischen Wörterbuche.

(Beschluß.)

Leibärzte sind in der Regel keine Seelenärzte, und meistens Männer, die auf die Sprüche

der Hof-Gezelle mehr als auf die des Aeskulaps geben.

Magnetismus. Eine Erscheinung, die von den Klugen verlacht und für ein Nonens erkannt, von den Tugendhelden als eine Herabwürdigung der Menschennatur angesehen, von den Mystikern als eine Spielpuppe ergriffen und unendlich aufgepust, vom Betrage entheilt, nur von sehr Wenigen in rechter Weise beachtet wurde, und jetzt, nachdem so viel und vielerlei über sie gesprochen, noch räthselhafter als ehedem dasteht. In ihrem fürchtbar dunklen Gebiete wird der schmale Weg zur Wahrheitserkenntniß durch Illusionen, Fiktion und Betrug gar sehr verborgen gehalten.

Rationalität. Ein Ding, daß viel in den Büchern spuckt, selten aber am Krankenbette zu finden ist. Zu welchen Dingen muß die göttliche Vernunft oft den Namen hergeben?!

Rezepte. Tagesbefehle der Aerzte, diese oder jene Batterie aus Pillen, Tränken oder Pulvern aufzufahren, um damit den Kranken oder die Krankheit zu beschießen.

Reisen. Das Reisen junger Aerzte ist eine Mode-Sache, dem jungen Doctor dasselbe Hülfsmittel, als seinen weiland Collegien die Allongeperücke; in der That meistens nichts als ein Durchflug durch die Lazarethe und Wirthshäuser von Paris und London.

Sektionsberichte. Siegesbulletins der Aerzte. Die Aerzte siegen immer, wenn auch nicht über die Krankheit, doch über das Leben ihrer Kranken; sie besuchen — nach dem alten Bilde — die Kranken gewöhnlich mit einem Stock, um entweder ihn oder seine Krankheit zu erschlagen.

Systeme. Schnürleiber, mit denen man die unbeholfenen Auswüchse der Natur, die aber nicht in unsern Kram passen, wegschnüren will. Die Natur erhält dadurch die modische Wespen-

gestalt unserer Schönen, kann aber darin eben so wenig ihre Geschäfte verrichten als jene. Auf den Anfänger in der Medizin wirken sie wie eine süße Räuscheri; sie verderben ihn den Magen, daß er später das Schwarzbrot der Erfahrung nicht verdauen kann.

Laxe der Aerzte. Ein Versuch, die geistige Beschäftigung der Aerzte nach Art der Tagelöhner abzuschätzen, und ihre Kopfarbeiten, wie die Anstrengung der Boten, nach Schritten und Füßen abzumessen.

Voraussagungen der Aerzte (Prognostik). Prophezeiung, daß der Kranke gesund wird, wenn die Krankheit aufhört, und der Kranke nicht stirbt. Wie die pythischen Orakel versteht man sie erst wenn sie erfüllt sind, staunt aber eben, weil man sie nicht versteht, über die tiefe Weisheit.

Wundärzte sind — keine Regel ohne Ausnahme! — großen Theils Leute; die besser Aderlässe und anderes Wundenschlagen als Wundheilen verstehen.

Verus.

* Literatur.

In den Blättern des Bürgerfreundes ist schon manche gelehrte, nützliche oder unterhaltende Lectüre empfohlen worden; dies bestimmte uns, die Redaction zu ersuchen, auch diese empfehlende Zeilen aufzunehmen, die den Zweck haben, das lesende Publicum Bremens auch auf ein Büchlein aufmerksam zu machen, welches in der zuletzt oben erwähnten Eigenschaft gewiß der Beachtung werth ist: „Humoristische Bilder von Theodor von Kobbe, Bremen bei Kaiser, 1831.“ Es enthält eine Sammlung witziger Anekdoten, Epigramme und kleiner, mitunter sehr geistvoller Phantasieblumen eigenthümlicher Ausführung. An der Spitze dieses freundlichen Quodlibets aber steht

eine Novelle, die besonders für Studierende oder Männer welche sich gern durch lebendige Bilder in die göttliche Burschenzeit zurückgesetzt sehen, viel Anziehendes und Erinnerungserweckendes bietet. Es ist namentlich darin eines Besuchs des vergötterten Jean Paul auf der Universität Heidelberg mit allen interessanten Specialien der Feier dieses Besuchs erwähnt und sind selbst die herzlichsten Aeußerungen dieses großen Dichters eingewebt, was dieser, außerdem interessanten Erzählung „der verlorne Sohn“ beilegt, selbst historischen Werth beilegt. Wir möchten dies Werk das Beste nennen, was der Verfasser dem Publikum von seinen Geistesgaben mitgetheilt hat. Es hat den großen Vorzug vor so manchen, fast allen humoristischen Schriften, daß der Witz der darin ausgestreuet ist, ohne des attischen Salzes zu entbehren, nicht weh thut, und der Humor keine Sonne ist, die sich im Schlamme spiegelt. Aeußerst komisch ist die Travestie der Glocke: „das Lied vom Prügel“ das wir allen Hypochondristen zu lesen empfehlen, welche geneigt sind ein Präservativ gegen eine drohende Stunde des Griesgramms zu nehmen. — Ein's möchten wir aus der Sammlung wegnehmen; das „Nordseegedicht von Heine“ so hübsch auch einige Bilder wie „der atlantische Igel“ etc. sind, es ist unverständlich und der Geist des Verfassers zog darin ein fremdes Kleid an, wenn auch ohne zu wollen. Das muß er vermeiden, zumal da in Originalität vielleicht sein Hauptvorzug besteht. Ist die verehrliche Redaction unserm Wunsche geneigt, so wird eine der nächsten Nummern dieser Blätter das ergötzliche „Lied vom Prügel“ aus der Sammlung mittheilen. *)

W * * * *

*) Möge es dem geehrten Einsender genügen wenn wir einige Stellen, für die folgende Nummer dieses Blattes daraus entlehnen; die Aufnahme des ganzen — sehr gelungenen Liedes — ist nicht gut thöricht. Die Red.

* Frage und Bitte an unsre Herren Aerzte!

Unter der zahllosen Menge von Schriften über die Cholera morbus, scheint eine kleine Pièce von einem gewissen Auerbach zu Kortschowa in Rußland sehr beachtet zu werden, weil das darin vorgeschlagene Mittel zur Heilung und Abwehrung dieser Krankheit, seiner Einfachheit und Wohlfeilheit wegen, besonders den geringen Mann und den Landmann gefällt, und der Verfasser sich auf Thatfachen beruft, deren Wahrheit der Herausgeber des Blatts bestätigt. Eine Menge Exemplare desselben sollen abgefordert und Mancher schon beschäftigt sein, sich die in dieser Schrift empfohlne Eßenz von spanischen Pfeffer zu bereiten.

Ob nun aber auch der Gebrauch dieses Mittels, unbeforgt bei den ersten Symptomen der gefürchteten Krankheit darf angewendet werden; welche Vorsicht etwa dabei zu beobachten; oder ob sein Gebrauch gänzlich abzurathen sein mögte; und endlich, ob den angeführten Thatfachen überhaupt Glauben beizumessen sey? — dies mögte ich unsre geehrten Herren Aerzte zu fragen mit erlauben, und es Ihrer Ueberlegung anheim geben, ob sie es der Mühe werth achten, Rath und Meinung darüber gegen Ihre Mitbürger zu äußern.

Von einem frem. Bürger.

* B e m e r k u n g.

In den gegenwärtigen critischen Zeiten, wo es sich bei der uns so nahen, immer mehr sich nähernden gefürchteten Orientalin um Leben und Tod handelt, waren die verschiedenen Verordnungen, auch die, den diesjährigen Freimarkt betreffend, ein neuer erfreulicher Beweis wie sehr ein Hochweiser Senat für unsere Gesundheit und Wohl bemüht ist. Welcher rechtlich denkende Bürger wird in allen Vorkehrungen nicht wenigstens den

guten Willen sehen, uns vor Krankheiten zu schützen und unter dankbarer Anerkennung sich zu einer Regierung Glück wünschen die mit so väterlicher Sorge über unser höchstes Gut wacht.

Ich bin dafür nicht weniger dankbar, denn auch mir ist meine Gesundheit über Alles theuer, um so weniger wird mir die Frage übel gedeutet werden: „Warum beim letzten Brande in der Pelzerstraße ein Theil der hiesigen Bürgerwehr und nicht die besoldeten Glieder unseres Linien-Bataillons beordert wurden?“

Diese Verfügung steht mit den jetzt erlassenen wohlgemeinten Verordnungen in offenbarem Widerspruch, denn durch das gezwungene nächtliche Wachen und stundenlanges Stehen im Freien bei dieser Jahreszeit und zu einer Periode wo Erkältungen die gefährlichsten Folgen haben können, wird der in jenen Verordnungen ausgesprochene Wunsch und Wille wenig erfüllt; im Gegentheil steht zu erwarten daß Mancher nach längerer Zeit die Folgen einer bei rauher Witterung größtentheils unter freiem Himmel durchwachten Nacht empfinden werde.

Unsere Bürgerwehr ist zu dergleichen nächtlichen Zügen durchaus nicht eingerichtet, und wenn auch Einzelne sich mit einem eigenen Mantel versehen hatten, so mangelte es doch fast Allen an diesem gegen Erkältung und daraus entstehenden ernsthaften Krankheiten, schützenden Präservativ.

Unsere Wehrmänner haben sich zu allen Zeiten mit loblichem Eifer den nöthigen Dienst gewidmet, wovon unter andern der Monat October 1830 einen bündigen Beweis lieferte, allein der gute Wille kann auch auf eine zu harte Probe gestellt werden, wie dieses bei besagtem Brande der Fall war.

Kein Wehrmann kann und wird sich weigern bei etwaiger Feuersbrunst die geretteten Effekten oder nahe gelegenen Häuser vor Diebstahl und

unbefugten Eindringen zu sichern, nämlich so lange es nöthig ist. Allein den Bürgern anzumuthen in einer October-Nacht bloß Sprüzenschläuche vor Beschädigung zu bewahren ist wahrlich etwas zu viel verlangt, um so viel mehr da sie ihre Gesundheit Preis geben mußten, während unser besoldetes Militair sich einer guten Ruhe pflegte.

Zur Nachtwache die eigentlich nur die Beschützung der Sprüzenschläuche bezweckt, hätte man süglich unsere Linien-Truppen wählen können, diese kamen aber um 9 Uhr Morgens um die Bürger zu ersetzen; wäre es nicht angemessener gewesen umgekehrt zu handeln?

Gehorsam ist des Bürgers erste Pflicht, diese erstreckt sich aber auch dahin, die angehenden Behörden auf Mißbräuche und deren Abhülfe aufmerksam zu machen. Der angeregte Punkt bedarf einer Abänderung, wenn wie ich alle Ursache habe zu glauben, für unsere Gesundheit gesorgt werden soll.

Meine unmaßgebliche Meinung geht nun dahin: daß in Fall man, besonders bei nächtlichen Dienst, das besoldete Militair welches doch gehörig bekleidet ist, nicht in Anspruch nehmen will, wenigstens ein Aufruf an 50 bis 100 Bürgergardisten ergehe, welche sich gegen Vergütung von circa 36 Grote per Nacht oder Tag gerne werden willig finden lassen, bei einem Unglücksfall die nöthigen Posten zu besetzen. Diese Leute müßten jedoch vor allen Dingen mit guten Chenillen, wie etwa unser Contingent versehen seyn, und die Belohnung von Seiten der Assurance-Compagnien geschehn, da der Dienst und die dadurch verursachte Versäumniß mehr oder weniger zum Besten des Versicherers des brennenden Hauses und dessen Umgebungen geschieht.

Ein Wehrmann. —

E i n z e l n e s.

Die Unabhängigen sind, besonders an kleinen Orten, meist den größten Nachstellungen des Neides und der Verleumdung ausgesetzt. Man verzeiht es ihnen nimmer, daß sie nicht hoffen und wünschen wie alle Uebrigen. Finden sich auch Freunde, die — um mit *Mein* au im *Kogebue'schen* Schauspiele zu reden — „ihren Wein austrinken“, so werden gewiß eben diese hinter ihrem Rücken sie am giftigsten verleunden, denn es findet Alles Entschuldigung bei den Menschen, nur nicht eine freie, unabhängige Existenz.

Wir haben auch unsern Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, so gut wie die Franzosen. — Unser *Bayard* ist unstreitig der mannhafteste Götz von *Verlichingen*, den wir uns am liebsten, wie ihn *Göthe's* Pinsel gemalt, denken mögen.

Der Adelsstolz ist lächerlich, der Geldstolz verächtlich, aber der Beamtenstolz unerträglich.

Shakespeare zählt mit Recht in seinem berühmten Monolog des *Hamlet*: „den Uebermuth der Aemter“ (wie *Schlegel* übersetzt) zu den härtesten Qualen in dieser besten Welt.

Das Leben ist ein Palliativ des Todes.
Freih. v. Thumb.

* M i t t e l.

Ein heit'rer Geist, ein gut Gewissen,
Ein festes, starkes Männerherz;
Die trösten in Bekümmernissen,
Die helfen gegen Angst und Schmerz,

(Hierbei eine wöchentliche Uebersicht der Civilstands - Urkunden der Stadt Bremen.)

Die fürchten weder fern noch nah,
Den bösen Gast, die Cholera!

H.

P.

* Begriff von der Cholera.

Als die Nachricht von den wirklichen Dasein der Cholera sich in H. verbreitete, sagte eine alte, franke Frau zu ihrem Sohne: wenn ich noch so munter wäre wie vor sechs Wochen, wollte ich doch das abscheuliche Ding auch einmal ansehen.

H.

P.

Blüthen und Blätter,

aus dürrer Holze und frischem Reiz.

In einer gut geordneten Gesellschaft darf es keine Macht geben, welche man nicht ohne Gewaltstreich abschaffen könnte, oder die, wenn man sie abschafft, den Gang der Gesellschaft ändern würde!

In jedem guten Staate muß jeder die Freiheit haben ein Narr zu seyn; nur darf der Narr mit seiner Narrheit niemand auf den Fuß treten, weil das zu viele Störungen und Zänkereien geben würde. Wo die Narrheit an Schurkerei und Ausdruck von Malevolenz gränzt, hat der Staat das Recht, ihr Gränzen zu setzen, und eher nicht: nicht weil es Narrheit ist, sondern weil es allgemein schädlich wird.

Es ist groß und schön für jeden Menschen, vornehmlich aber für Feldherren gerecht zu seyn, und ihr Wort unerschütterlich zu halten.

Alles Große und Schöne, was eine Nation besitzt, entspringt lediglich aus ihren gesellschaftlichen Institutionen.



D e r
B ü r g e r = F r e u n d ,
e i n e
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 6. November 1831.

Wenn mit den alten Schuh'n des Helden
Ihr auf die Kanzelpulte klappt;
Ihr — dünkt mich dann, mit Günst zu melden —
Spielt nichts als den Hanswurst verlappt.

An gewisse Zionswächter.

Wohl ist es süß geweckt zu werden,
Aus Nacht an's Tageslicht heran,
Im Namen des, der auf der Erden,
Dem Lichte machte freie Bahn,
Im Namen des, der Millionen
Ein hehrer Trost schon ward und ist
In niedern Hütten und auf Thronen;
Im theuren Namen: Jesu Christ.

Doch muß mich kein Nachtwecker stecken,
Mit rauher Kehle heis'rem Klang,
Wie es so oft begegnet, wecken,
Sonst wird mir vor dem Wetter bang.
Das merket euch, ihr guten Wächter
Die ihr zum Heil der argen Zeit,
Oft nur den Knaben zum Gelächter,
Von Kanzel und Altären schreit!

Wohl lob' ich Doctor Luthers Eifer,
Er war ein Kernmann seiner Zeit,
Doch ihr, vor'm Munde Schaum und Geifer,
Wenn ihr so gar entseßlich schreit,
Und mit den alten Schuh'n des Helden
Auf eurem Kanzelpulte klappt,
Ihr — dünkt mich dann, mit Günst zu melden —
Spielt nichts als den Hanswurst verlappt.

* **Die Waldenser.**

(Fortsetzung.)

9.

Einer jener Sommertage, die sich drückend
über die nach Regen lechzenden Fluren lagern,
und das rege Leben in Hain und auf Wiese ver-
stummen machen, neigte sich seinem Ende. Hin
und wieder zirpte geisterhaft die Grille und die
Fledermaus schwirrte durch das Zwielicht des

Abends. Wiederläuend lag das Vieh an dem Rande der Gräben, die — fast ausgetrocknet — der dürstenden Zunge keine Kühlung boten.

In Westen thürmten sich schwarze gigantische Wolkenmassen auf, deren schroff abgeschnittene, in langsamem Metamorphosen, Felsenklüfte und Drachenköpfe, Felsenbrücken und Crater bildende Ränder die schon tiefgesunkene Sonne schauerlich säumte.

Von Zeit zu Zeit rauschte es heftig in den Wipfeln der Bäume, und ein heller Blitz durchschnitt die dunkle Wolkenbank und der Donner grollte bald näher bald ferner. —

Am Rande des Forstes, der sich von Blumenthal nach Wellen zog, ritten zwei Männer hinter einander. Das Rasseln von kriegerischem Geschmeide und der Widerschein des Blühes auf den blanken Panzerstücken verriethen sie als Reifige.

„Das Gewitter kommt auf, Herr Rittmeister“ sprach der letztere, „laßt uns ein Obdach suchen wo wir es austoben lassen! — Uebrigem bedürfen unsere Rosse der Ruhe, denn die Streifereien von einem Gehöfte zum andern, und die weichen Moorwege haben sie in der Schwüle des Tages arg mitgenommen!“

„Wie Ihr wollt, Vater Bonnet; mir ist's recht!“ entgegnete der Vordere, in welchen wir unsern Heine Wölke wiedererkennen.

Das Reiterpaar lenkte vom Waldwege ab, und ritt in die Niederung, wo das Lämpchen einer ärmlichen Herberge durch die, den Erdwall um die Hütte bedeckenden, Birkensträucher schimmerte. — Die Reiter stiegen ab und traten, nachdem sie ihre Rosse unter einem offenen Schauer angebunden hatten, in die Hütte.

Die Bewohner derselben und einige fremde Landstreicher saßen um den niedern Heerd, auf welchem ein helles Torffeuer brannte. Eine alte Frau betete laut und eintönig.

Der Eintritt der Reifigen störte sie nicht in ihrem Stofgebete, und nur als der Rittmeister einen Wärter für die Pferde verlangte — winkte sie einem Knaben, der zusammengekauert auf einem Holzbündel saß.

Das Winseln und Scharren eines Hundes in dem anstoßenden Stübchen störte jedoch die Andacht. Die Alte stand auf und öffnete die Thür und unter lautem fröhlichen Geheul stürzte Wendelinens Hündchen unter die schweigsame Gruppe und sprang an dem Rittmeister auf und umkreiste den Rittmeister in lustigen Wendungen und lief bellend nach der Hausthür, und die klugen Augen schienen zur Nachfolge zu winken.

Frohbestürzt sahen sich die Krieger an. —

„Wem gehört der Hund?“ — fragte die kräftige Stimme des Rittmeisters.

Da erhob sich einer der Männer und sprach: „Mit dem Thiere hat es eine sonderbare Verwandniß; — es mag jetzt wohl ein Jahr verfloßen seyn, als der Hund eines Tages winselnd und abgezehrt vor unser Haus kam. Er ließ sich nicht verschrecken. Wir fütterten ihn und er gewöhnte sich an uns. Die erste Zeit verließ er uns häufig und blieb oft tagelang aus, bis er einst mit einer tiefen Pfeilwunde zurückkehrte. Ich heilte ihn und nach jenem Vorfalle verläßt er uns nur bei Anbruch des Tages und kehrt gegen Abend zurück.“

„Aber folget Ihr nie seiner Spur?“ unterbrach ihn der Rittmeister heftig.

„Wohl that ich das, lieber Herr!“ — fuhr der Landmann leiser fort, und warf einen ängstlich mißtrauischen Blick auf die beiden Fremdlinge am Heerde; — „aber ich wiederhole es Euch, daß es mit dem Thiere eine eigene Verwandniß haben muß. Eine halbe Stunde von hier liegt im Gehölz eine verfallene Mühle, der Familie Schwanecke zugehörig, die ihren Pächter aber nicht ernährte und

vor Jahren schon von ihm verlassen wurde. Seit längerer Zeit haufen dort sonderbare Leute, von denen Niemand weiß, was sie treiben. Sie arbeiten nicht, und dennoch haben sie keinen Mangel. In der Umgegend spricht man wunderbar von ihnen und die Landleute vermeiden den Ort, denn selten noch kehrte einer ungeneckt aus seiner Nähe.

„Wolltet Ihr uns wohl dahin geleiten?“ — fragte der Rittmeister hastig. —

„Doch nicht in diesem Wetter und bei nachtschlafender Zeit?“ — entgegnete der Landmann ängstlich. „Wartet bis der Tag anbricht, dann zeige ich Euch gern den Weg; besser aber Ihr ständet ganz ab von diesem Gellüste, denn Ihr mögt noch so tapfere Kriegerhelden seyn, hier mögtet Ihr dennoch Euern Vorwitz bitter büßen.“

„Nemme!“ — schalt der Jüngling, „wir bedürfen Deiner nicht! — Ein treuerer Führer wird uns leiten!“ — Und es war als verstände das Hündchen die ihm geltenden Worte, denn es bellte freudig, und kratzte und scharrte in dem Lehm Boden unter der morschen Thür. Der Rottmeister kam ihm zu Hülfe und trat mit ihm hinaus.

Die beiden Fremdlinge waren aufmerkamer auf die Unterredung gewesen, als es den Anschein hatte und besonders bei den letzten Worten des Kriegers zuckten sie zusammen, und warfen sich bedeutsame Blicke zu; dann standen sie unter dem Vorwande nach dem Wetter zu sehen, auf und entschwanden durch den Eingang zur Seite der Herberge.

„Bleibt hier, liebe Herren“ bat der junge Mann noch einmal dringender als zuvor. „Jene beiden Fremdlinge, die Ihr kaum bemerktet, führen nichts Gutes gegen Euch beyde im Schilde, ich sah es an ihren Winken und Blicken, und mögte wohl vermuthen, daß sie zu den Bewohnern der Holzmühle gehören.“

„Um so größere Noth thut Eile!“ erwiderte der Rittmeister entschlossen, und schon kehrte der Rottmeister von den Rossen zurück, aus deren Holstern er die Pistolen gezogen hatte und übergab dem Rittmeister schweigend die Seinigen.

„Dank für Eure Vorsicht!“ rief der Jüngling, und muthig und erwartungsvoll traten die beiden Krieger hinaus in die Gewitternacht.

Furchtbar rollte der Donner, Blitz auf Blitz zuckte aus den tiefhängenden Wolken und erhellte mit blauweißem Lichte auf Augenblicke schauerlich die Gegend, die dem geblendeten Auge nur ein undurchbringlich schwarzes Chaos bot. Furchtbar fausete der Sturm in den Wipeln des Forstes und der Regen rauschte in schweren Tropfen durch die dichtbelaubten Zweige.

Der treue Führer aber kannte Weg und Steg; vorsichtig huschte er von Seite zu Seite wenn er einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte; dann stand er lauschend still und erwartete seine Begleiter.

Nach einiger Zeit vernahmen die Wanderer deutlich ein nicht zu fernes Rauschen, wie wenn ein Waldbach sich über ein Wehr stürzt. — „Wir sind nicht weit vom Ziele“ flüsterte der Rottmeister, und suchte die unvorsichtige Eile seines jugendlichen, aufgeregten Freundes zu zügeln.

Da erhellte ein weithin züngelnder Blitz den Waldgrund und zeigte dem spähenden Rottmeister eine dunkle verkümmerte Gestalt, die hinter einem Baumstamme verborgen eine Armbrust auf die beiden Wanderer angelegt hatte; aber auch in demselben Augenblicke sah er wie das Hündchen dem Mordhahn wüthend in die Wade fiel, und beide Freunde hörten einen, vom jähen Schmerze erpreßten Fluch, und der Wolken fuhr fausend über ihren Häuptern weg in die Rinde einer jungen Tanne.

Noch während der augenblicklichen Helle hatte der Rottmeister einen mächtigen Anlauf genommen und ergriff die Gestalt mit kräftiger Faust, ehe sie Zeit gewann sich aus den Zähnen des Hundes zu befreien, und warf sie zu Boden und stemmte den eisenbeschlagenen Absatz auf ihre Brust.

„Jesus, Maria!“ stöhnte der Gequetschte, „seyd barmherzig, es soll Euer Schaden nicht seyn!“

Während dem war der Rittmeister hinzuge treten, und der Mond schimmerte bleich durch die vom Winde gejagten, ihrer Würde entladnen Wolken. Die Krieger erkannten jetzt deutlich in der Vermummung des am Boden Liegenden das Ordenshabit eines der ehemaligen schwarzen Mönche. —

Der Rottmeister zog den Fuß zurück und mit furchtbarem Ernste und gehobenem Schwerte sprach er zu dem in Todesangst sich krümmenden Sünder:

„Unglücklicher, was hast du zu gestehen? Sprich die Wahrheit, denn deine Zeit ist abgelaufen.“

Da richtete sich die Gestalt langsam auf, und die Schwerter der beiden Genossen kreuzten sich über ihrem Haupte, und knieend, mit gefalteten Händen stöhnte sie:

„Edle Herren, laßt Gnade vor Recht ergehen! — die Jungfrau, die Ihr suchet ist geborgen.“

„Mach's kurz!“ rief der Rittmeister und sein Schwert sauste über das Haupt des Beichtenden.

„Edle Herren“ fuhr dieser fort, „wir, ich und mein Bruder, waren Dienstmannen des Klosters der schwarzen Brüder. Wir wurden mit unsern Weibern und Kindern vertrieben und der Zufall führte uns zu dem ehemaligen Aeltermanne Schwanecke, der sich vor Jahren in diesen Gegenden aufhielt. Er bot uns die Waldmühle zur

Wohnung, und unterstützte uns mit den nothwendigsten Bedürfnissen; dagegen mußten wir ihm behüßlich seyn bei seinen Unternehmungen. Wir folgten blindlings seinen Aufträgen, und fragten nicht ob der Zweck gut oder böse; das überließen wir ihm, denn Noth und Dankbarkeit trieben uns zum Gehorchen. Vor einem Jahre etwa mußten wir ihm behüßlich seyn bei dem Raube einer Jungfrau, — Eurer Tochter — gestrenger Herr Rottmeister. — Wir mußten sie in der Mühle verbergen; aber kein Leid ist ihr geschehen, und unsere Weiber haben sie selbst in Schutz genommen, gegen die Zudringlichkeiten unsers Wohlthäters. Ihr könnt sie selbst darum befragen und mögt mit uns verfahren wie es Euch gütdukt wenn ich Euch belog.“

„Was bewog dich aber, meuchelmörderisch uns aufzulauern? — donnerte der Rottmeister.

„Von Anfang an“ — entgegnete der Gefragte — erhielten wir den strengen Befehl auf unserer Hut zu seyn; und besonders Euch von der Mühle abzuhalten; ja, nöthigenfalls Euch durch einen Dolzen zum Schweigen zu bringen. Wir sahen Euch in der Herberge, hörten Eure Nachfragen, und die nahe Gefahr bewog uns unserm Auftrage nachzukommen. Aber bei Gott und allen Heiligen schwöre ich Euch, daß ich nur beabsichtigte Euch zu schrecken, aber keineswegs Euch ein Leid zu thun.“

„Mörder, Mordbrenner!“ rief der Rottmeister und ergriff den bebenden Sünder und schüttelte ihn krampfhaft — denn das Bild der Schreckennacht stellte sich mit aufgefressenen Farben vor seine Phantasie; „wo ist dein Bruder, dein Mordgenosse?“ —

„Er blieb in der Mühle“ — ächzte der Bösewicht — „und sucht die Jungfrau Euren Nachforschungen zu verbergen, im Fall es mir nicht gelingen sollte, Euch abzuschrecken.“

„Vorwärts!“ — rief der Rittmeister — „um Gotteswillen, Vater Bonnet, laßt uns eilen! den Schurken überlaßt seinem Schicksale!“

Aber mit bedächtiger Ruhe lösete der Rittmeister einen starken Riemen von dem Bügel seines Schwertes und band dem Mordbrenner die Hände auf den Rücken und mit kräftigem Arme hob er ihn von Boden und stellte ihn auf die schlotternden Beine. „Nun vorwärts — rief er — aber wehe Euch und Eurer Brut, wenn dem Mädchen etwas Leidens widerfuhr.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Rede an trübselige Pietisten und Mystiker.

Von Aug. v. Blumroeder.

Hochansehnliche Versammlung!

Wir, die sogenannten unerleuchteten Seelen, haben neuerlich so oft Ihre Straf- und Controvers-Predigten hören müssen, andächtige Zuhörer, daß eine kleine Erkenntlichkeit nothwendig wird, um Ihnen für die Denksätze, die Sie uns angehängt, auch wieder eine Ehre anzuthun. Wie wir hören und Sie uns alles Ernstes versichern, haben Sie sämmtlich Ihre Vermählung mit dem Ueberirdischen gefeiert; Manche von Ihnen sind auch so höflich gewesen, Visitenkarten — Tractatlein genannt — herum zu schicken, worin Sie uns diese Vermählung förmlich notificiren, und zugleich wemüthigen Abschied von uns nehmen, weil wir als arge Weltkinder des fernern Umgangs mit Ihnen nicht mehr würdig sind. Das Reine und Verklärte muß sich ja ausscheiden von dem Gemeinen und Schmutzigen! — Nun ist es an einigen Orten Sitte, am Tage nach der Vermählung Reden zu halten, worin den Bräuten, deren Kranz verblüht und zu Stroh geworden ist, neben belobenden Glückswünschen, auch beiläufig derbe Wahrheiten und gute Lehren gesagt und an's

Herz gelegt werden. Obgleich ich kein sonderlicher Redner bin, habe ich mich doch entschlossen, Ihnen diese kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen, weil ich weiß, daß Sie nicht sowohl auf die schöngefügten Worte und den logischen Zusammenhang, als vielmehr auf den erbaulichen Inhalt einer Rede sehen; und erbaulich soll die meinige werden, wenn es wahr ist, daß nicht bloß die überschwengliche Weisheit, die Ihnen eigen ist, sondern auch die schlichte Wahrheit, womit unser Einer aufwarten kann, erbaut. — Sie werden es übrigens, hoffe ich, um so weniger anstößig finden, wenn ich mich einer etwas gemeinen Allegorie bediene, da Sie selbst diese Allegorie von einem himmlischen Bräutigam so oft gebrauchen und selbst zuweilen mit so lebhaften Farben ausmalen, daß unpoetische Personen die Köpfe darob geschüttelt haben. Da, nach dem Sprüchwort, jedes Gleichniß hinkt, so will ich mit meinem Strohkranz keinesweges der ätherischen Ehrenkrone zu nahe treten, die Sie sich aufgesetzt haben, sondern derselbe mag bloß auf den für Sie abgekühlten Kranz sinnlicher Freuden hindeuten, auf welchen Ihre verklärten Augen jetzt mit stolzer Verachtung herab blicken. —

Zuvörderst also meinen theilnehmenden Glückwunsch zu dem hohen Glück, das Ihnen, wie Sie selbst aus zu großer Bescheidenheit sagen, ohne Verdienst und Würdigkeit zu Theil geworden ist; und wenn sich dieser Gratulation etwas Neid beimischt, so mögen Sie denselben einem noch im Irdischen stehenden Menschen zu gut halten, dessen Herz leider noch immer eine Brutzelle böser Neigungen ist. Der sittliche Wille erhebt sich zwar oft aus dem empörten Meere der Leidenschaften; aber das Lumpenpack giebt gar häufig nichts auf seine Drohung. Wie glücklich sind sie doch, daß Sie diesen Stürmen entnommen und nun aus sicherem Port auf uns mitleidig herüber blicken, die wir auf morscher Barke auf den hohen Wogen

des bewegten Lebens noch unstät herum treiben! Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, so bei lebendigem Leibe von der argen Welt abgeschieden, und wo nicht schon eingegangen in die Seligkeit, doch auf dem geraden Wege dahin begriffen zu seyn. Mit Erstaunen und Ehrfurcht, wie die alten Galen in Orpheus' Gesängen zu ihren auf Wolken wandernden Vätern, blicken wir zu Ihnen empor und feiern Ihre Seligkeit mit den Harfentönen der Sehnsucht.

Aber was ist das? — Nicht mit derselben Theilnahme wie jene verkürzten caldonischen Helben blicken Sie auf die Gesänge und Harfentöne der Zurückgebliebenen herab! Wo ist die heiter glänzende Stirn, das beseligende sanfte Lächeln, die nachsichtige Liebe eines Glücklichen? Ich sehe nur finstere Gesichter, gerunzelte Stirnen, drohende Blicke, zum Streit gehobene Fäuste! Wenn ihre Köpfe zur Seite hängen, so könnte man sich diese Erscheinung zwar, wie bei vollen Aehren, aus den gereiften Früchten des Geistes erklären, aber der gekrönte Kämpfer trägt doch gewöhnlich seinen Ehrenkranz mit aufrechtem Haupte und der Schnitter senkt nur dann den Kopf, wenn er getäuscht einen leeren Halmkranz statt des gehofften Erntekranzes von seinem Felde zurück bringt. Sollte etwa eine ähnliche Täuschung bei Eurer Vermählung und Beseligung vorgegangen seyn? Man hat Beispiele von leichtgläubigen Seelen, die bei solcher Gelegenheit gar arg sind angeführt worden, indem sich der Brautwerber mit einem glänzenden Nimbus umgeben hatte, der nach der Vermählung abfiel. — Es wäre doch ein bejammernswerther Streich, wenn Euch, ihr guten Seelen, so etwas begegnet seyn sollte! — wenn Ihr etwa eine Wolke, ein Dunsgebilde der Einbildungskraft anstatt eines Engels des Lichts umarmt hättet! Die starke Nebelhülle, womit ich Viele von Euch umgeben sehe, läßt so etwas fast

vermuthen. Was aber den Verdacht einer vorgegangenen Täuschung bestärkt, sind die Gesinnungen, die Ihr, wie ich von glaubwürdigen Zeugen höre, hegen sollt, und welche mir, unter uns gesagt, nicht sonderlich beseligend vorkommen. Frohsinn, Liebe, Duldbung, Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer, Nachsicht mit den Schwächen irrender Brüder, das sind nach meiner Ansicht die untrüglichen Kennzeichen eines frommen mit Gott vereinigten Menschen. Denn diese Vereinigung kann keine andre sein, als eine sittliche, durch Gleichheit der Gesinnung; da nun Gott die Liebe selbst ist, so können wir in einem Menschen, dem liebende Duldbung fehlt, bei allen Grimassen der Frömmigkeit unmöglich einen Liebhaber Gottes erblicken. Woher also der Haß, der Verfolgungsgeist, der Euch zum Theil beseelt? woher die strengen Verdammungsurtheile unserer kleinen ohnehin so flüchtigen Freuden? Ist es nicht genug, daß die Bösen sie uns verbittern, wollen auch diejenigen, die sich gut und fromm nennen, dasselbe thun? Ich habe nichts dagegen, daß Euch auf Euerm hohen Standpunkte der Blumenkranz der Freude wie eine welke Ruthe, wie eine Dornenkrone vorkommt; aber für uns, die wir noch wandeln im Thale sinnlicher Täuschung, sind seine Blumen noch frisch, die Dornen desselben sind mit Rosen bedeckt; so gönnt uns doch gefälligst seinen Duft, wenn derselbe auch ein bloßer Wahn wäre; denn:

„Ein Wahn der uns beglückt,

Wiegt eine Wahrheit auf, die uns zu Boden drückt.“

Und wenn ihr etwa glaubt, von allem Wahne frei zu seyn, so wäre dieser Glaube gerade der verderblichste Wahn. —

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber Unterricht im Allgemeinen und Rechnenunterricht im Besonderen.

Dem Gelehrten ist leicht predigen, aber nicht dem Ungelehrten. Dieser kann nicht immer den Ideengang des Vortragenden verfolgen und begreift nicht die Vorträge, weil ihm die Fähigkeit abgeht, methodisch zu denken. Dem Vortragenden mangelt überdies bei aller Sachkenntniß oft die Kunst methodisch zu denken und so wird manches Gute vergeblich geredet.

Darum ist der Gelehrteste auch nicht immer der beste Lehrer. Es ist bei seiner Ausbildung zum Lehrstande vergessen, wenn er anders noch für diesen Stand ausgebildet ist, daß auch die Kunst des Unterrichtens auf Regeln basiert ist, Regeln deren Existenz ihm vielleicht ganz fremd ist. Aus dieser Rücksicht sind auch mit allen Lehrerseminarien Unterrichtsschulen verbunden, damit die Lehramtsandidaten die Kunst des Unterrichtsertheilens lernen, damit sie befähiget werden mit Nutzen zu unterrichten.

Jeder Kunst liegen Regeln zum Grunde. Nur Wenige sind solche Schooßkinder der Natur, daß sie ohne Anleitung in einer der Künste excelliren. Aber in allen Menschen liegt der göttliche Funken der Erkenntniß verborgen, der aber eist angefaßt und ausgebildet werden muß. Diese Ausbildung, der Unterricht, geschieht auf verschiedene Weise, und diese sind die verschiedenen Unterrichtsmethoden. Die zweckmäßigste Methode ist die, welche dem Gange der Natur am analogensten ist. Jedes Abweichen von diesem göttliche Muster führt unbedingt auf Abwege. Der Zeitgeist allein kann periodisch eine solche Methode, die sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt, zweckmäßig finden. Auch Anhänglichkeit am Alten vermag eine solche Methode hie und da zu heiligen, aber das Bessere wird und muß siegen. Die liebe

Bequemlichkeit der Lehrer mögte aber in den meisten Fällen, in denen ein anderer als der einfachste Weg gewählt wird, die Ursache seyn, daß dieser Feinde und Widersacher findet, und daß der verkehrte Weg als musterhaft angepriesen wird.

Dies Verhältniß tritt sowohl bei den schönen wie bei den abstrakten Wissenschaften ein. Nehmen wir als Beispiel einmal die Arithmetik. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie mechanisch erlernt werden kann. Mit welchen Schwierigkeiten hat denn aber der Lehrling zu kämpfen und wie viele lange liebe Zeit währt es, bis er einmal das Warum? begreift. Es kann ja dieß nicht anders sein. Dem Knaben fehlt die Theorie. Die Praxis, der Mechanismus allein hat allen Raum seines Nachdenkens eingenommen. Bei seinem Unterrichte ist nie Rücksicht darauf genommen, daß er ein denkendes Wesen ist. Wie viel Zeit verstreicht bis der arme Schüler einmal dahin kommt, das Verhältniß der Größen aus sich selbst und durch sich selbst zu abstrahiren? Schlägt nicht die Natur einen andern Weg des Unterrichts vor? Soll das Kind nicht rechnen und denken und denken und rechnen lernen? Es soll ein Warum? zu erkennen geben. Es soll vom Warum? durch eigenes Nachdenken zum Warum? hingeleitet werden. Es soll vor der Praxis die Theorie begreifen lernen, es soll vor dem Tafelrechnen mit dem Kopfrechnen vertraut sein. Sollte die Richtigkeit dieser Behauptungen wohl abgestritten werden können? Ich bezweifle es.

(Der Beschluß folgt.)

* Getrocknete Kartoffeln

ein mehrere Jahre haltbarer und sehr gesunder Proviant besonders für Seefahrer.

Da die Kartoffeln auf einer langen Seereise leicht auswachsen, und zum Genuß unbrauchbar werden, so empfiehlt Referent solche vorher trocknen

zu lassen, welches die Bewohner des Thüringer Waldes seit vielen Jahren gethan haben, um bei der gewöhnlich sehr späten Erndte und Mangel an andern Gemüsen, vom May bis September noch ein gutes, gesundes, und wohlfeiles Nahrungs-Mittel zu haben. Die Behandlung ist einfach, und zwar folgende:

Man wäscht die Kartoffeln mit der Schale, am besten in einem Korbe in fließendem Wasser von allen Erdtheilen ganz rein, und läßt dann das Wasser ablaufen; jede kleine Kartoffeln wird mit der Schale in der Mitte durchgeschnitten, größere zweimal in Scheiben von 1 Zoll dick, und auf Horden in einem Backofen getrocknet, und zwar so hart, daß man eine Scheibe wie Glas zerbrechen kann — nachdem diese Scheiben kalt geworden, können solche in eine dichte Kiste oder in ein Faß eingepackt werden, und halten sich an einem trockenen Orte und in jedem Klima mehrere Jahre genießbar — ein Scheffel frische Kartoffeln liefert ohngefähr ein Viertel getrocknete.

Die zur Mahlzeit bestimmten Kartoffelscheiben, werden vor dem Kochen einige Stunden in kaltes Wasser gelegt, und können in 25 — 30 Minuten gar gekocht werden.

Gewöhnlich pflegen die Waldbewohner die gekochten Kartoffelscheiben durch einen Durchschlag zu reiben, die Schalen bleiben dadurch zurück — und das durchgeriebene Mehl wird mit etwas Milch und Wasser zu einem Brei bereitet, welcher sehr wohlschmeckend, nahrhaft und gesund ist.

Daß unsere Seefahrer einen Versuch damit machen, und sich von dem großen Nutzen überzeugen mögen, ist der Zweck dieser gemeinnützigen Mittheilung.

Bremen, den 31. Decr. 1831.

G. C. B

* Erklärung.

Die in No. 83 des Bürgerfreundes an die hiesigen Aerzte gerichteten Anfragen, das Auerbachsche Mittel gegen die asiatische Cholera betreffend, sind in der letzten ihrer wöchentlichen Zusammenkünfte zur Sprache gekommen, und haben die anwesenden Aerzte darauf antworten zu müssen geglaubt:

Daß die Anwendung der spanischen Pfeffer-Tinktur, eines längst bekannten, kräftigen und starkreizenden Heilmittels, dem Gurdünken des Laien überall nicht überlassen werden sollte; daß aber namentlich der Gebrauch dieses Mittels in der asiatischen Cholera keinesweges allgemein zu empfehlen ist, da er in vielen Fällen dieser Krankheit ohne Zweifel wesentlich schaden kann.

Die Gabe, in welche die spanische Pfeffer-Tinktur nach Auerbach in der Cholera gereicht werden soll, ist so groß, daß sie in jedem Falle wenigstens hier zu Lande, wesentliche Nachteile bringen dürfte. Auch die Art und Weise wie derselbe sie zu bereiten rath, giebt ein in seiner Stärke verschiedenes Mittel und ist deshalb ganz verwerflich. Da überdies Herr Auerbach ein in der medicinischen Literatur unbekannter Mann ist, schwerlich als sichere Autorität betrachtet werden kann, und seine Relation erst dann vollen Werth erhält, wenn sie durch anderweitige Erfahrungen genügende Bestätigung findet, an solcher es aber zur Zeit noch fehlt; — so muß man den Laien den eigenmächtigen Gebrauch des Auerbachschen Heilverfahrens auch in der asiatischen Cholera, selbst im Zeitraum ihrer Vorboten, durchaus widerrathen.

Bei dieser Gelegenheit kann man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mit den allgemeinen Empfehlungen von Heilmitteln und Präservativen gegen die im Publicum gefürchtete Krankheit leider ein wahrer Mißbrauch getrieben wird, der, die Motive mögen sein welche sie wollen, als solcher nur Schaden stiftet. Jeder einzelne Fall der asiatischen Cholera verlangt, wie der jeder anderen Krankheit, eine besondere Würdigung und eine individuelle Behandlungsweise, und allein aus diesem Grunde ist dem Laien die Selbstbehandlung durch kräftige Mittel hier wie in jeder anderen ernstlichen Krankheit zu widerrathen und ihm ein gewisses Mißtrauen gegen Mittel zu empfehlen, die für alle Fälle der vielbesprochenen Krankheit geeignet sein sollen.

Stachow, Dr.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 10. November 1831.

Ich denke Deiner, wenn die Freude
Mit Blumen meinen Pfad bekränzt;
Dein denk' ich, Vater, wenn ich leide
Und matt mein Blick durch Thränen glänzt.

Andenken an Gott.

Ich denke deiner mit Entzücken
Und mit des Glaubens Zuversicht,
Ich hang' an Dir mit Kindesblicken;
Du bist mein Stab, mein Trost, mein Licht,
Du kennst des Herzens stilles Sehnen,
Du zählst und trocknest alle Thränen
Und wenn kein Retter mir erscheint —
Du bleibst mein bester, treu'ster Freund.

Ich denke Deiner, wenn der Morgen
Das strahlenreiche Haupt erhebt,
Dein denk' ich, wenn, in Nacht verborgen,
Der Ruhe Fittich mich umschwebt.
Dich sieht mein Aug' im Lenzgesilde;
Der Herbst, ein Bote Deiner Milde,
Und die erstarrte Winterflur
Entdeckt mir Deines Waltens Spur.

Ich denke Deiner, wenn die Freude
Mit Blumen meinen Pfad bekränzt;
Dein denk' ich, Vater, wenn ich leide
Und matt mein Blick durch Thränen glänzt.
Ich weiß: Du wirst mich nicht verlassen;
Die ew'ge Liebe kann nicht hassen!
Mir ruft die inn're Stimme zu:
„Noch lebt Dein Gott! was forgest Du?“

So will ich dankbar an Dich denken!
Dir weih' ich mich zum Eigenthum!
Auf Dich nur soll mein Geist sich lenken;
Dir treu zu bleiben, sei mein Ruhm!
Weht einst der Ruhe stiller Flügel,
Beschattend meinen Schlummerhügel,
Vergessenheit um mein Gebein —
Du lebst und Du gedenkest mein;

Hohlfeldt.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

10.

Das Gewitter hatte ausgetobt, und schwächer und immer schwächer rollte der Donner und der Mond blickte freundlich durch die nachsegelnden Wölkchen auf die erfrischte Flur. Neben der Mühle brauste der Waldbach über das halbverfallene Wehr. Der Weiher der sie umgab, war angeschwollen, und die Brücke, die den einzigen Zugang bildete, in die Höhe gezogen. Zwei große Doggen schlugen an als die nächtlichen Wandler sich nahten und stellten sich drohend an die Seiten der Brücke. Ein heftiger Wortwechsel erklang aus dem verwitterten Gebäude; man vernahm deutlich die kreischenden Stimmen einiger Weiber und die rohen Verwünschungen eines zornigen Mannes.

„Holla“ — rief der Rittmeister, daß es Wogengekraus und Bank übertönte — „heraus da und herab mit der Brücke!“ — Sofort trat eine Tobtenstille im Innern des Gebäudes ein, aber kurze Zeit nachher rauschte es in den Zweigen der Gebüshe, die das äußere Mühlenwerk umgaben und die beiden Doggen sprangen wedelnd nach jener Gegend. —

Die beiden Krieger hatten die Pistolen gezogen und machten sich zum Anschlag bereit; aber ihr Begleiter rief kläglich: „Bruder Wilm, laß die Brücke herab und leg' die Hunde an, der Widerstand hilft dir nichts; die beiden Kriegerleute werden gnädig mit uns verfahren.“

Der im Gebüsch Verborgene sah sich erst vorsichtig um, dann zog er sich zurück und die vorige Stille trat wieder ein.

Die Ungebuld des Rittmeisters nahm überhand, er lief an dem sumpfigen Ufer des schäumenden Baches auf und ab und sprach, indem er die Pistolen an's jenseitige Ufer schleuderte: „Water

Bonnet, hütet den Schurken, ich werde schon hindurch kommen und Bahn machen.“

In diesem Augenblicke kreischte eine Dachsuke in ihren verrosteten Angeln und eine Stimme ließ sich aus ihr vernehmen: „Ist mein Bruder dumm genug gewesen in Eure Hände zu fallen, so mag er dafür büßen; ich aber werde Euch nimmermehr den Eingang öffnen, bevor Ihr nicht auf Euer Ritterwort versprecht uns frei und ungekränkt zu lassen, und bei allen Heiligen schwöre ich Euch, daß Ihr die Fangfrau nicht lebend wiederseht, so bald Ihr versuchen würdet gewaltsam einzudringen!“ —

Unentschlossen wanden die Krieger: „Keine Bedingungen!“ rief der Rittmeister; — „ehe nicht das Mädchen in unsern Händen ist!“ —

Hohnlachend schlug der Belagerte die Klappe zu. Aber in demselben Augenblicke flog die Thür der Mühle auf, — wie im Fluge eilte eine dunkle Gestalt auf die Zugbrücke zu, — die Kette klickte und dröhnend stürzte das morsche Bretterwerk auf seine Unterlage. „Heine Wölke! — Vater!“ — rief es, und Wendeline lag an der Brust des Geliebten.

Schnell sprang der Rittmeister auf die Brücke. Zwei Weiber stürzten aus dem Gebäude zu den Füßen des Kriegers und flehten jammernd um Gnade.

„Legt die Hunde an!“ — rief der Rittmeister und bebend befolgten sie sein Gebot, und freudig bellte Wendelines treues Thierchen und sprang an der Herrin auf, die halb bewußtlos an der bepanzerten Brust des Rittmeisters lag.

Der Rittmeister war in die Thür des Gebäudes getreten und rief dem Verborgenen zu sich zu ergeben oder zu gewärtigen daß er das alte Nest anzünde. Auch der Rittmeister nahte jetzt mit Wendeline und die beiden Weiber und der Gefesselte folgten. „Bittet für uns edle Jung-

„Frau!“ fluchte die Jüngere, und riß die Thür zu einem Seitenzimmer auf, wo bei dem trüben Scheine einer Oellampe sich ein Anblick der größten Armuth und Nachlässigkeit darbot. Ein Häuflein Kinder schlummerte fast nackt auf einem Strohlager; an den feuchten Wänden der dumpfigen Stube hingen verblichene Heiligenbilder und getrocknete Thierfelle.

„War dieses dein Aufenthalt, du arme Gesiebte?“ — fragte der Rittmeister empört. — „War dieses der Kerker, wo die Unmenschen dich quälten? — Hier, in der Höle der Tigerbrut konnte kein Mitleid seyn, hier mußte Verzweiflung sich deiner bemächtigen, hier mußt du den Glauben verlieren an eine gütige Vorsehung.“

„Ich verlor ihn nicht!“ — erwiderte das Mädchen gerührt. — „Im Anfange meiner Gefangenschaft war ich wohl traurig und weinte viel, besonders als mein Verfolger nicht abließ mich mit Drohungen und Zudringlichkeiten zu quälen. Da aber wurde das Herz dieser Frauen erweicht, und sie nahmen sich meiner an, und litten nicht, daß der Schreckliche mit mir allein war. Und ich sah ja daß die Vorsehung mich nicht vergessen hatte, denn täglich hörte ich die Stimme des Hündchens, so viel sich meine Wächter auch Mühe gaben es zu verschweigen. — Sieh! — ich hätte schon früher frei seyn können, denn die Frauen erboten sich, mich in der Abwesenheit der Männer entfliehen zu lassen; aber ich kannte die gefühllosen Söldlinge und wollte die Unglücklichen ihrem Jähzorn nicht aussetzen; als ich aber jüngst Eure Stimmen hörte, da befolgte ich ihren Rath und der Himmel gab mir Kraft und Geschick die Brücke zu lösen. — Mein Vater, und du mein edler Held vergeiht ihnen um der Frauen Willen.“

Die Blicke des Rittmeisters, die starr an den beschwichtigenden Lippen der Jungfrau hingen,

wurden milder und milder und ein feuchter Anhauch zeugte von einer plötzlichen Rührung.

„Wie bleich du geworden bist in dieser Höle!“ — rief er bekümmert. „Komm Wendeline, laß uns den Ort der Schrecken verlassen. Der Tag bricht an, und die Vögel werden wach im Walde und freuen sich ihrer Freiheit. Komm, die frische Morgenluft wird dich stärken, und du erzählst mir auf dem Wege zur Herberge Alles, was dir widerfuhr. Ihr aber — grausame, entartete Menschen — entfernt Euch binnen drei Tage aus dieser Gegend, denn wehe euch — treff' ich noch einmal in Bremens Gebiete eure Spur.“

Da stürzten die Weiber zu seinen Füßen und küßten seine Hände und auch die beiden Männer — denn der zweite war auf die Drohung des Rittmeisters aus seinem Schlupfwinkel gekommen — schienen bewegt, und versprachen in der Folge ein besseres Leben zu führen. Der Rittmeister zog seine Börse und warf sie auf das Lager der Kinder und die Wiedervereinten traten hinaus in die dufenden Hallen des Waldes, und stimmten im Innern ihrer Herzen ein in die Dankhymnen der besiedelten Sänger.

Bei der Herberge am Saume des Gehölzes angelangt, hob Heine Wölke die Befreiete auf sein Ross, und nachdem er dem Rittmeister mit Aufträgen zur Stadt gesandt hatte, geleitete er sie nach Wederlesä, wo er sie der befreundeten Familie eines der ausgetretenen Rathmänner übergab. —

Freudig und mit heiterer Zuversicht vollendete er nun den gewordenen Auftrag und schon nach einigen Tagen kehrte er zur Stadt mit der Nachricht, daß Alles bereit sey um den Aufruhr zu dämpfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rede an trübselige Pietisten und Mystiker.

Von Aug. v. Blumroeder.

(Fortsetzung).

Wenn Ihr guten, aber, wie ich fürchte, getäuschten Seelen wirklich auf einer höhern Stufe der sittlich-religiösen Vollkommenheit ständet, als die andern Menschen, so müßten diese doch von Gott bestimmt seyn, dieselbe Stufe zu erreichen. Nun denkt Euch einmal, dieses Ziel wäre erreicht; Eure Grundsätze und Euer Wesen wären allgemein geworden unter den Menschen — o Himmel, welch ein Anblick! Die schöne Erde eine traurige Seufzerhöhle! — eine Welt voll von Kopfhängern, welche über jede Lerche lamentiren, daß sie so leichtfertig trillere, über jede Nachtigall, daß sie schmachend flöte, über jede Blume, daß sie wolülftig dufte, und über die würzhafte Frucht, daß sie den Gaumen so angenehm kitzle! — Wäre es nicht zum Davonlaufen? Wir würden dann, mein' ich, Einer den Andern zur Welt hinaus seufzen und beten, wie man schon Beispiele hat, daß ein Familienmitglied daß andere zum Hause hinaus gebetet hat. — Wenn Ihr mir hierauf erwiedert, daß Ihr keinesweges den Genuß der Natur verachtet, so will ich es gern glauben; aber dann frage ich: warum verdammt Ihr die Lerche der Freude, die Nachtigall der Liebe, wenn sie in der Brust des unverdorbenen Menschen aufplattern, die Blume der Geselligkeit, die uns im gegenseitigen erheiternden Umgange duftet, die üppige Frucht, die aus der Kunst und Gewerthätigkeit hervor geht? — Auch diese Genüsse kommen unmittelbar aus der Hand Gottes. Wollt Ihr diesem einen Vorwurf daraus machen, daß er nicht allein für das Bedürfniß besorgt, sondern auch dem Vergnügen, dem Spieltriebe seiner Geschöpfe eine entsprechende Sphäre angewiesen, daß

er dem Menschen die Anlage zur Freude und zum Hochsinn gegeben und glaubt Ihr, ihn zu ehren, wenn Ihr diese Anlage unterdrückt? Wie ein Vater auf die Streckenpferde und Spiele seines Kindes, so sieht Gott — um in einem Bilde zu reden — lächelnd herab auf das nichtige Treiben seiner Menschenkinder; denn er weiß, daß sie diese Spiele von selbst aufgeben werden, wenn sie eine höhere Stufe der Bildung betreten. Und hier liegt der Grund des Mißverständnisses. — Der Mensch ist unstreitig zu etwas Höherem bestimmt als zu sinnlichen Freuden, so wie der Baum noch etwas Anderes soll, als Blätter und Zweige treiben. Welcher verständige Gärtner wird aber diese zerstören, um Blüthen und Früchte zu erzielen? Der Boden der Sinnlichkeit muß benutzt werden, damit die darauf wurzelnde Frucht des Geistes reife. Wir ziehen aus den sinnlichen Genüssen die nöthige Heiterkeit und Stärke, um muthig fortzuschreiten auf die Staffel der Vollkommenheit; keine Stufe läßt sich überspringen, ohne diesen Fortgang zu hemmen. Ihr aber, Ihr frommen Seelen, Ihr gleicht den mürrischen Großvätern, die aus ihren Lehnstühlen den Tanz ihrer Enkel verdammen, weil sie selbst vom Zipperlein geplagt sind. Verzeiht mir, wenn ich vermuthete daß Ihr an einer geistigen Fußgicht leidet und den lieben Gott bitte, daß sich das Uebel nicht weiter verbreiten und die Welt ein Klaghaus werden möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber Unterricht im Allgemeinen und Rechnenunterricht im Besonderen.

(Beschluß.)

Haben die ersten Principien der Rechenkunst nun vollkommen im Kinde sich formirt, so ist es ein Leichtes, für den Lehrer, des Kindes Verstand

weiter auszubilden, so wie ein Vergnügen für das Kind selbst sich belehren zu lassen, weil es das versteht was es arbeitet. So füllen nicht leere Ziffern den Kopf des Kindes sondern Zahlenverhältnisse, so vermag das Kind bei fernerer Anleitung die größten Combinationen und Entwicklungen zu ordnen, zu stellen und ohne mechanische Vorrichtungen, die im practischen Leben fast überall mangeln, große Resultate auszusprechen.

So, mithin analog der Natur, fand ich den Rechnenunterricht des Herrn Schierenbeck. Sowohl Person als Sache verdienen mit Recht Achtung und Beachtung. Ich beachtete den Gang der Erfindungsmethode nicht aus Büchern, sondern da, wo er practisch getrieben wurde, da wo die Schüler verschiedenen Alters und eben daher von verschiedenen Fähigkeiten darin unterrichtet wurden. Ich sah es deutlich, daß die Fertigkeit von der Wissenschaft ausgebildet erschien, daß die mechanische Arbeit in eine Verstandesübung sich umgewandelt habe, daß für den pedantischen Ernst, den der bisherige Unterrichtsgang mit sich brachte, ein freundliches kindliches Wesen und ein heiteres Aeußere den Platz eingenommen hatte.

Besuchte ich früher eine Rechenschule, so hörte ich oft die Frage geheimnißvoll von einem Kinde an das andere gerichtet: Wie viel mal nehme ich 8 in 35? Wie viel ist 8 mal 9? Diese Fragen fallen hier weg. Ich hörte hier und dort von Summen in ihre Fundamente zerlegen, oder Schülerinnen größere und kleinere Summen theilen, und gemeinschaftlich das Resultat ziehen. Statt der Tafeln diente hier der Verstand, statt des Griffels das Nachdenken und so findet der mit dieser Rechnungsart Vertraute überall das Material zur Uebung der Arithmetik.

Darum lieben Lehrer, wenn Ihr das Wohl der Schüler beachtet, so vergeßet nicht vernunft- und naturgemäß zu unterrichten. Nicht als wollte ich die Erfindungsmethode, als diejenige bezeichnen, welche ohne Mühe, Lust und Liebe der Kinder zu vollkommenen Rechnern mache, nein! so weit reicht ein menschliches Werk nicht. Sie soll den göttlichen Funken im Menschen, den Keim zur größern Vervollkommenung, den Verstand erwecken, das Talent erspähen und da, wo es schwach ist, verstärken und so nicht allein in der Rechenkunst, sondern mit derselben für jede Art des Unterrichts und der Lehrer des Kindes Gemüth befähigen. Mechanisches Formallernen ist nicht Sache des Verstandes. Es steht nicht so fest im Gedächtnisse und kann nicht so gut auf Fälle im gemeinen Leben angewandt werden, als das, was der Verstand begriffen.

Dem Herrn Schierenbeck wünsche ich, daß er den schönsten Lohn eines Lehrers, glücklichsten Erfolg seiner treuen Bemühungen, immer völliger genießen möge.

Gröl, Fest auf dem Lindenberg.

(Aus Methmeyers Kirchenhistorien. Part. 2.
Cap. 3. § 15.)

Von dem gottlosen Leben der Laien zeuget ferner das große Spiel so vor Braunschweig auf dem Lindenberg alle sieben Jahre gehalten wurde, und von dem Gespräche und Lärme der vielen Menschen, Grauel oder Gröel nach Art der alt sächsischen Sprache, genannt wurde. Auf dasselbe hat die Stadt die benachbarten Fürsten, Städte, Grafen, Freiherrn und die vom Adel gebeten; es ist auch ein unzähliger Haufe von Bauern dahin gekommen. Die Gilden sind hinausgegangen und haben allda geseffen, getrunken und getanzt, wer sonst auch hat Lust gehabt zu essen und zu trinken, hat um ein Biemliches al-

allerlei Nothdürft bekommen können. Die Frauen
 aus dem Hagen haben Zelte aufgeschlagen, und
 darin zwei und zwei hübsch geschmückt gesessen,
 und Spielbretter mit Würfeln vor sich gehabt.
 Wer dann, es sei Mann oder Frau, zu einem
 Dinge Lust gehabt — was zu bekommen ge-
 wesen, hat man ihnen bringen müssen — der ist
 zu solchen zwei Frauen getreten, hat das Ding
 gefordert, und vor jeden Wurf, darnach es theuer
 oder wohlfeil war, eine gewisse Summe Geldes
 gegeben. Wenn der Spieler einen Ruch oder
 auf allen drei Würfeln gleiche Augen warf, nahm
 er das Ding mit. Wenn er aber ungleiche Augen
 warf, mußte er ohne Gnade das Geld den Frauen
 geben, welches er für das Spiel geboten hatte.
 Man hat oft wunderliche und seltsame Dinge und
 Waaren auf das Spiel gebracht, die man zuvor
 in diesem Lande nicht gesehen hatte. Es ist
 mancherlei Lust und Begierde bei den Spielern
 gewesen. Einmal hat Einer begehrt, um
 Jungfernmilch zu spielen; die soll ihm auch ge-
 bracht sein; aber Mückenfett, welches er auch be-
 gehret, hat man nicht finden können. Ein An-
 derer hat begehret, um eine reiche Jungfer zu
 spielen, die ihm auch gebracht worden, mit dem
 Bescheide, daß er sie ehelichte und im Ehestande
 sich ehelich gegen sie verhielte. Die geforderte
 Summe für das Spiel ist aber so groß gewesen,
 daß der Junkhere solches Spiel ist müßig gangen,
 und aufhören müssen. Die Jungfer soll von
 einem bekannten Patricier Geschlecht gewesen sein.
 Das gewöhnliche Spiel war, um Pferde, Kühe,
 Kälber, Gänse, Hennen mit Küchlein und allerlei
 Kramerwaare. Gegen den Lindenberg über, auf
 der andern Seite des Weges, hat eine große An-
 zahl Krämer gestanden, damit man allerlei Waare
 konnte wieder bekommen, wenn die andere ver-
 spielt war. Es hat sich auch jemand bei einem
 Bierschenker um ein geringes Geld einen oder

mehrere Tage zum Trinken verbinden, auch ein
 jeder nach seinem Belieben Ergöcklichkeit haben
 können. Mittlerweile sind die Rathsherren mit
 den geforderten Gästen in aller Herrlichkeit fröhlich
 gewesen. 1481 ist der letzte Graet gehalten
 worden, nach der Zeit aber als ein, aus dem
 Heidenthume herstammendes Fest-Bachanale wegen
 vieler unterlaufenden Exorbitantien und unnöthigen
 Geldversplitterung, abgeschafft werden.

Gesundheitskunde.

Steinkohlenfeuerung als Schuzmittel
 gegen die Cholera.

Aus dem „Allgemeinen Anzeiger und National-
 zeitung der Deutschen“ No. 284.

Die Steinkohlen gewähren nicht allein, wegen
 ihrer sehr intensiven Hitze, welche sie im Schmie-
 defeuer geben, das vorzüglichste Brennmaterial
 aller Eisenmanufacturen, sondern sie sind auch zu
 Stubenheizungen äußerst vortheilhaft und ihr
 Dampf schlägt gegen alle ansteckende Krankheiten.

Zu den beiden erst genannten Anwendungen
 derselben liefert der brittische Reichthum durch
 ihre Anwendung auf Manufacturen den Beleg,
 und, daß sie zugleich als Schuzmittel gegen an-
 steckende Krankheiten dienen, kann aus folgenden
 Erfahrungen bewiesen werden.

Das aus Steinkohlen destillirte Del ist dem
 destillirten Bergöl an Wirkung und äußern Ei-
 genschaften völlig gleich. In Auvergne *) kauft
 sogar Erdöl, das man dort pege nennt aus den
 Steinkohlenflözen. Und eben dieses Bergöls Wis-
 kung auf den thierischen Körper ist es, die dem
 Steinkohlendampfe als Schuzmittel gegen anste-
 ckende Krankheiten das Wort redet.

„Wie viele arzneiliche Tugenden (sagt Co-
 muel Hahnemann **) hat man nicht schon im

*) Morand, Art d'exploiter les mines du charb.
 de terre 1776. S. 16.

**) Dr. C. Hahnemann's Abhandlung über Stein-
 kohlenfeuerung. S. 11.

„Bergöle gefunden! Gerade die Heilkräfte gegen „Krankheiten, die nach der gemeinen Meinung „von Steinkohlen, das ist dem davon aufstei- „genden Steinöldampfe erzeugt werden sollen. Die „Kraft des destillirten Asphalts hat sich bei Lun- „geneiterungen vielfältig bestätigt, wie die Samm- „lung für practische Aerzte und mehrere Beobachter „bezeugen.“

Man möchte fast glauben, in großen Städten, wo alle Herde, Kamine, Oefen und Werkstätten von Steinkohlendampf rauchen, müsse das Uebermaaß desselben Schaden und so Krank- heiten veranlassen. Dieser Zweifel aber schwindet gleich, wenn man die Sterblichkeitslisten solcher Städte, wo keine Steinkohlen gebrannt werden, gegen die hält, wo dergleichen unaufhörlich dampfen. Doch könnte auch dieser Beweis zweideutig scheinen, wenn man nicht das Gegentheil aus richtigen Wahrnehmungen darthun — wenn man nicht über- zeugend beweisen könnte daß häufiger Stein- kohlenrauch eine wichtige Verbesserung der verdor- denen Luft großer Städte und morastiger Gegenden abgebe *). Das zuverlässigste Gegenmittel der en- demischen Krankheiten morastiger Gegenden fand man in der Gegend von Lyon im Steinkohlen- dampfe **). In London grassirte ehemals ein ge- wisses ansteckendes bösesartiges Fieber, welches nach Einführung der Steinkohlen gänzlich nachließ ***). Ansteckende Krankheiten sind in London etwas höchst seltenes; — es giebt Leute zu 107 und 110 Jahren daselbst ****). In Halle erreichen die Salzfieder unter häufigem Steinkohlendampfe ein gesundes und hohes Alter *****).

Seit in Ayrn (einem Städtchen des Fürsten von Salm, jetzt zum königl. preuß. Regierungs- bezirk von Coblenz gehörig) bei der Alkaunbütte Steinkohlen gebrannt werden, sieht man keine ansteckende Krankheit mehr, die sonst daselbst häufig waren †).

Die alten Aerzte benutzten diese Erfahrung und räuchernten bei ansteckenden Krankheiten mit Schwefel und Asphalt unter den besten Nutzen ††).

*) Hahnemann a. a. O. Morand a. a. O.

**) Mémoire sur les fours des boulangers. 8. Geneve 1785. S. 3 und 4.

*** Pr. Hoffmann, diss. de vapores carb. foss. innoxio.

**** Alberti, neue Versuche und Erfahrungen nützl. Sammlung.

***** Krügers Gedanken von den Steinkohlen S. 20.

†) Medikus vom Bau auf Steinkohlen, Vorrede.

††) Hahnemann a. a. O.

Die Einwohner um Dresden, wo Stein- kohlen gebrannt werden, sind gesund und werden alt *).

Scheuchzer ahmte das in Lungensuchten so berühmte und heilsame schinzacher Bad, mit allen seinen Tugenden nach indem er glühende Steinkohlen in Wasser ablöschte **). Nach Hahnemann kommen die Quellen, die in Stein- kohlenflößen entspringen, oft mit der Natur eisen- haltiger Gesundbrunnen überein (vermuthlich wegen des in Steinkohlen häufig vorkommenden Schwefel- kieses), wovon eine Menge Beispiele angeführt werden können. Nie ist etwas der Gesundheit Nachtheiliges, vielmehr sind oft heilsame Kräfte darin entdeckt worden.

Selbst der Staub der Steinkohlen muß eher gesund als schädlich seyn, da die Steinkohlenberg- leute in Schottland ein Alter von unglaublicher Höhe erreichen ***). Auch auf dem groß- herzogl. weimarischen Steinkohlenbergwerke zu Kammerberg bei Jmenau bestätigt sich bis jetzt noch diese Erfahrung, daß die Bergleute, welche nicht in der Grube verunglücken, ein sehr hohes Alter erreichen.

Selbst der vorige Großherzog von Weimar, Carl August, ließ, auf diese Erfahrung gestützt, bis in sein hohes Alter, sein Wohnzimmer mittelst eines holländischen Kamins, nur mit Steinkohlen vom Kammerberger Steinkohlenbergwerke heizen, wobei sich derselbe einer vortreflichen Gesundheit zu erfreuen hatte und nicht die geringste Unbe- quemlichkeit dabei in seinen Zimmern spürte.

Man bedarf nicht jedesmal eines holländischen Kamins zur Heizung der Zimmer mit Steinkohlen, sondern es bezwecken solches auch kleine Stein- kohlenöfen von Gußeisen, die mit einem Rost versehen und transportabel sind.

Möchten doch diese tröstlichen Erfahrungen, worauf die Wissenschaft der Medicin ruht, unter gegenwärtigen beunruhigenden Umständen beherzigt und der Gebrauch dieses so billigen und doppelt nugharen Minerals mehr verbreitet und als Schutz- mittel gegen die sich immer weiter verbreitende Cholera baldigst angewendet werden.

Jmenau, den 20. August 1831.

Mahr.

*) Schulze's Betracht der brennbaren Materie. 8. Dresden 1777. S. 302.

**) Hahnemann a. a. O.

*** Im Jahre 1777 lebte noch einer der in seinem 132. Jahre schon 80 Jahre in den Gruben zu Darkeith bei Edinburgh gearbeitet hatte. Man hat Beispiele von 150 bis 170 Jahren. Hahne- mann a. a. O. S. 16.

* Schlauch = Schüge.

Noch nie ist der Mangel an Schlauch-Schügen — (Bedeckung der Spritzenschläuche, daß ein Wagen darüber fahren kann) — wohl so fühlbar gewesen, als bei dem letzten Brande. Die Altstadt war durch die Schläuche von der Weser bis an's Heerdenthor in zwei Theile getheilt; kein Fuhrwerk konnte von dem einen Theile zu dem andern kommen, als über die Contrescarpe. Durch ein paar Schügen wäre diesem Uebelstande abgeholfen. Man hofft diese werden angeschafft werden.

* Aufforderung.

Noch einmal fordern wir die Herausgeberin des Adressbuches auf, die Namen derjenigen, welche laut Wochenblatt keinen Credit verlangen, mit einem Zeichen zu bezeichnen. Zweckmäßig wäre es auch in dem vierten Abschnitt zu sagen wer Präses der Herrn Aeltermänner ist.

Auszüge aus:

Das Lied vom Prügel *), von Theodor v. Kobbe.

War ein Prügel je auf Erden,
Der dem jüngst zerbrochen glück?
Dennoch muß ein neuer werden;
Denn mein alter hielt nicht Stich!
Hilf mir, Anne, frisch!
Bring den runden Fißch,
Hol' mir Beil und Hammer,
Aus der kleinen Kammer!
Zum Werkzeug, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Neben sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns denn mit Fleiß betrachten,
Was durch des Prügels Kraft zerspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Custos zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand;
Daß er der Schüler Schmerzen spüret,
Wenn er sie schlägt mit kräft'ger Hand.

Der Verfasser sagt in einer Note:

*) Diese halbe Traveestie der Glocke ist freilich nur meine Arbeit als Schüler; allein ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich nicht fähig bin, jetzt eine bessere zu liefern. Sie entstand bei der Gelegenheit, als ein Primaner wegen Widersegligkeit gezüchtigt wurde, und die erste Klasse durch einen Auszug revoltirte. u. s. w.

Reich das Holz mir aus der Ecke,
Doch es sei noch etwas feucht,
Daß ich es gehörig recke;
Dann wird mir die Biegung leicht.
Roch' des Leimes Brei!
Schnell den Topf herbei,
Daß der Leim sich bald zertheile,
Anne, blas' in aller Eile!

Was unter seines Daches Stube
Der muth'ge Custos winden muß,
Das fühl'et der geschlagne Bube,
Wenn er dem Lehrer macht Verdruß.
Noch jucken wird's in späten Tagen,
Es wird vom herben Schmerz gequält,
Betrübt wird er's der Mutter Klagen,
Die grimmig auf den Lehrer schmäht,
Was ihrem Sohn mit einem Stocke
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt sie an die große Glocke,
Die es erbaulich weiter klingt:

Blasen seh' ich sich bewegen:
Wohl, die Massen sind im Fluß.
Du mußt Kohlen unterlegen,
Das befördert schnell den Guß.
Reich von ungefahr
Mir das Messer her,
Daß den Stock ich ründe,
Oh' ich ihn umwinde.

Denn frühe in der Bürgerschule
Begrüßt er das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den er beim a b c beginnt;
Ihm ruhen in der Zeiten Schooße
Die schwarzen und die heitern Loose.
Der Custos nur allein macht Sorgen,
Und grüßt ihn unsanft jeden Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Von mensa reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt nach Quarta freudig hin,
Geleitet nur an meinem Stabe,
Wächst ihm der Unart wilder Sinn,
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit rothen ungeschminkten Wangen
Sieht ihn Herr Quartus vor sich stehn.
Doch tönet oft ein schweres Klagen
Vom Knaben her, er irrt allein,
Er muß sich mit dem Repos plagen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n,
Es lauscht der Lehrer seinen Spuren,
Er wird von seinem Fleiß beglückt,
Und mit der schönsten aller Uhren
Wird er vom Vater ausgeschmückt.
D! süße Sehnsucht, zartes Hoffen
Für ihn, der keine Sorge kennt,
Er sieht für sich schon Prima offen,
Er ist im Geiste schon Student,
D! daß sie Gott ihm doch bewahre,
Die erste Zeit der Flegeljahre!

(Hierbei eine wöchentliche Urkunde der Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Sonntag den 13. November 1831.

O, wähne nicht das Leben sey entschwunden;
Ein Engel naht: — Phantom nur ist der Tod!
Auch dir, o Mensch, winkt nach des Schlummers Stunden
Des Lenzes Engel durch das Morgenroth!

Daevs.

Lebensbild.

* Die Waldenser.

(Fortsetzung.)

11.

Es zog der Herbst ins stille Land,
Er hat die Flur entlaubt,
Die Bäume ihres Blätter Schmuck
Mit kalter Hand beraubt.

Zwei gelbe Blätter ließ er noch
Am Baumes Gipfel dort,
Sie küßten sich im Sonnenstrahl
Und lächeln leise fort.

Sie haben zu erzählen sich
Noch viel aus schöner Zeit:
Von Vögeln, die entflohen sind,
Von Lenzes Herrlichkeit.

Sie blicken den Gefährten nach,
Die längst schon ruhn im Thal,
Und freuen noch des Lebens sich
Im letzten warmen Strahl.

Wilhelm Kitzler.

Am dreißigsten August 1552 wurden die Bürger Bremens Haus bei Haus eingeladen sich auf dem Domschofe zu versammeln. Sie kamen in großer Anzahl, denn die Bessergesinnten, des geschlossenen Zustandes Ueberdrüssigen, hatten sich ermannt und beschlossen kräftig gegen die hartnäckige Parthei des Restes der hundert und vier Männer aufzutreten und diese boten alles auf um ihren immer schwächer werdenden Anhang noch einmal zu verstärken und so die gefürchtete Auflösung der erzwungenen Gewalt zu verhindern. Zu diesem Ende hatten sie den Pöbel aufgereizt und dieser versammelte sich schon frühzeitig in zahlreichen Gruppen. Ein dumpfes Gemurmel

herrschte unter der Versammlung, hin und wieder durch die heftigen Aeußerungen der Räbelsführer oder durch die laute beschwichtigende Ermahnung eines der Bessergefinnten unterbrochen.

Vom Rathhause herab nahen die nicht ausgetretenen Herren des Raths in ernster feierlicher Haltung und stellten sich am obern Ende des Platzes auf; — heftiger wurde die Gährung unter der Volksmasse, und ein lautes Geschrei unter dem gemeinen Troffe, der sich auf Dächern und Häuserstiegen gelagert hatte, kündete sich als Vorbote eines gewaltsamen Ausbruchs.

Da zogen unter Anführung des Rittmeisters Heine Wölke vom Schlüsselkorbe her die Mitglieder der Bremischen Ritterschaft und die Reissigen aus Bederkesa und Lehe, in ihren glänzenden Panzerstücken auf muthigen Rossen, in langen Reihen an den Seiten des Domshofes auf, und das wüste Getümmel wurde noch während der Hufschläge der sich Ordnenen zur schülen, beängstigenden Stille.

Der Rittmeister sprengte bald darauf zu den anwesenden Gliedern des Raths und begab sich nach kurzer Unterredung in Begleitung des Stadtsecretsairs M. Martin in den Kreis der versammelten Bürger. Der Letztere las den Anwesenden ein abermaliges Schreiben der ausgetretenen Rathsglieder vor, worin diese die Bürger noch einmal bringend ermahnten endlich zur Ordnung und einer vernünftigen, gesetzmäßigen Regierung zurückzukehren, und den Rath und die rechtlichere Bürgerschaft aufforderten alles aufzubieten um dem Unwesen ein Ende zu machen.

Auf's Neue bewegten sich die Haufen und das dumpfe Getümmel verbreitete sich wie die Wellenringe eines See's in zunehmender Gewalt nach der Außenseite des Kreises.

Da hob sich der Rittmeister hoch im Sattel und seine bepanzerete Faust winkte Ruhe, und

sein hollsteinisches Streitroß scharrete ungeduldig den Boden.

„Ihr Bürger Bremens“ — sprach er mit gewaltiger Stimme, daß selbst die Entferntesten jedes Wort vernahmen — „ich — der Sprößling eines der ältesten Geschlechter Eures Gebiets will mit Euch reden. Eure Vorfahren waren geachtet und gefürchtet zu Meer und zu Lande seit undenklichen Jahren, denn sie waren einig unter sich selbst. Ihre Söhne erbten von Geschlecht zu Geschlecht die Tugenden der Väter, und auch Ihr erbtet sie und übtet sie zum Wohle des Vaterlandes und des häuslichen Glücks. In einer ernsten Zeit, wo das Licht über die Finsterniß siegte, wo Fürsten zitterten vor dem Bannstrahle des römischen Bischofs, tratet Ihr kühn auf und gabt vom Strande der Nordsee her dem heldenmüthigen Prediger Doctor Martin eine kräftige Ermuthigung, und Euern höher gelegenen deutschen Landsleuten ein Beispiel reifer Einsicht und beneidenswerther Eintracht.

Aber der Feind, den Ihr vernichtet wähetet, schlich verkappt in Eurer Nähe, er benutzte die Schwäche und den bösen Willen Einzelner, und Ehrsucht, Verderbtheit, Schuld, böses Gewissen, Hochmuth und Herrschsucht verbanden sich mit ihm aus Eurer Mitte, und Aufruhr und Gefeglosigkeit, freche Willkühr und Anmaßung Vernichtung und Mord, Brand und Menschenraub im Gefolge drang er in das Herz Eures glücklichen Staats. Die Dämonen der Zwietracht brachten Euch an den Rand des Abgrundes.

Schon rücken die Heere der deutschen Fürsten heran, bald wird der Kaiser die Aht über Euch verhängen und Ihr seyd ausgestoßen aus dem Bunde der mächtigen Städte und die Vergessenheit begräbt die Ansprüche und beneideten Vorzüge Eurer uralten Freiheit.

Die meisten unter Euch wünschen die Rückkehr zur Ordnung; aber sie wagten bisher nicht, sich öffentlich loszusagen von dem verderblichen Bunde, denn sie fürchteten die Rache der selbstsüchtigen Gewalthaber. Der Rath, hiervon unterrichtet, hat Maaßregeln getroffen diesem Unwesen ein Ende zu machen und fordert Euch, die Ihr den Wunsch hegt, daß Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt werden, durch mich auf, Euch am untern Ende des Doms Hofes aufzustellen. Daß Niemand von Euch ohne die schwerste Ahnung an Leib und Gut wegen dieser seiner Willensmeinung gekränkt werde, dafür verbürge ich mich mit meinem Ritterworte.“ —

Lautlos stand die Menge; einer warf mißtrauische Blicke auf den Andern, und schon fingen die Anführer an im Stillen zu triumphiren, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Fußknechte und Lanzenträger der Hohen zögen in dichten Haufen über die Obernstraße heran und besetzten alle freie Plätze.

Da löseten sich einige der Beherztesten und Redlichsten aus dem Menschenknäuel und Hunderte folgten ihnen nach und stellten sich auf die angewiesene Stelle und nur ein kleines Häufchen, die Anstifter und Räbelführer des Aufruhrs und die Theilnehmer der geschehenen Gräuelt thaten blieben zähneknirschend zurück. —

Nach kurzer Berathung traten die Abgeordneten der jetzt ermuthigten Bürger vor die Zurückgebliebenen und kündigten den Hundert und vier Männern die an sich gerissene Gewalt auf.

Jene weigerten sich Anfangs dieser Erklärung Folge zu leisten, und suchten unter Lärmen und Drohungen Unterstützung und Zuflucht bei den buntgemischten Haufen der unberufenen Zuschauer; und schon flogen einige Steine und hier und da blinkten Schwerter und gezückte Messer.

Da aber ertönte der donnernde Befehl des Rittmeisters und die schweren Schlachtschwerter der Geharnischten rasselten aus ihren Scheiden und vom Marktplatz her zog der Hauptmann Andreas von Lübbecke mit den Hakenschilden mit brennenden Lanten.

Eine erwartungsvolle Stille lagerte sich über die Menge, nur unterbrochen durch das Getrappel der Kasse und die Commandoworte der Rittmeister.

Der Rittmeister sprengte unter die Haßstürigen, und fragte sie ob sie noch länger bei ihrem Widerstande gegen das eben ausgesprochene Begehren der Bürger verharrten? — Da verließ sie der Muth, — den der Schliche nur bewahrt so lange die Gewalt oder die List sich mit ihm verbündet; und sie ergaben sich dem Heine Wölkchen zu Gnaden.

Sofort verlangte die Bürgerschaft und der Rath die Zurückgabe des erpreßten Documentes, welches das Regiment der Hundert und vier Männer bestätigte. Johann Dove holte es darauf in Begleitung zweier seiner Genossen aus seinem Hause an der Wachtstraße, wo er es in der Nöthe einer Malzdarre sorgfältig verborgen hatte.

Eines der anwesenden Rathsglieder, Cord Hemmeling, nahm den versiegelten Brief, untersuchte ihn vor Aller Augen und nachdem er laut erklärt hatte, daß es der rechte sey, hielt er ihn in die Höhe und zerschnitt ihn mit seinem Messer.

Da entblöheten die Bürger einmüthig ihre Häupter und ein stummes, aber feierliches Dankgebet stieg gen Himmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nede an trübselige Pietisten und Mystiker.

(Fortsetzung).

Ich muß bekennen, daß ich durch die Frage: wie es in der Welt stehen würde, wenn Eure Art

und Weise das allgemeine Muster für alle Menschen würden? — etwas bedenklich gegen die Richtigkeit Eurer Grundsätze geworden bin. Sollte sich diese Bedenklichkeit als gegründet zeigen, so würde sich meine Strohkranzrede verwandeln in eine Trauerrede über den leeren Strohkranz des Wahns, den Ihr Euch als eine Krone der Ehren aufgesetzt habt; es würde sich darthun lassen, daß Ihr in Euren geistlichen Arbeiten bei aller bitterm Mühe nur leeres Stroh drescht. Bevor wir andern Weltkinder uns also entschließen, Euch nachzuklimmen auf die Höhe, die ihr leuchtend erstiegen habt, möge es uns erlaubt seyn zu untersuchen, ob diese Höhe wirklich ein Berg Gottes mit einer entzückenden Aussicht in die Fluren der Zeit und Ewigkeit sey, oder ein kahler Fels in einer Sandwüste. Manche von Euch scheinen sogar, wie die sogenannten Säulenheiligen, auf der hohen Säule des Stolzes zu stehen, und wieder Andre kommen mir vor als fedde Seiltänzer, deren Künste wir zwar bewundern aber nicht nachahmen mögen. Die religiösen Balancir- und Seiltänzerkünste auf dem scharfgespannten Seile der Rechtgläubigkeit, unter welchem sich der Abgrund der Hölle öffnet, haben vor den andern gewöhnlichen nichts voraus, als daß sie schauderhafter sind.

Aber ich will auf bloße Vermuthungen hin mir kein absprechendes Urtheil erlauben, sondern eine richtige Schätzung Eurer Verdienste durch Beleuchtung Eurer Grundsätze und Handlungsweise zu gewinnen suchen.

Ihr werdet mir zugeben, daß der Hauptgrundsatz, worauf Ihr Euer religiöses System bauet, sich in der Behauptung ausspricht: daß ein gewisser positiver Glaube über der Vernunft stehe, jeder Kritik unzugänglich sey und unbedingt angenommen werden müsse. Da also nach dieser Behauptung der Glaube nicht auf die Vernunft gegründet werden soll, und doch im menschlichen

Gemüth einen subjectiven Grund haben muß, so wird derselbe auf die mit dem Verstande verwachsenen Vorurtheile, oder auf gewisse Gefühle gebildet. Im ersten Falle ist die Rechtgläubigkeit mit starrer Verständigkeit, im zweiten mit verschiedenartigen Phantasiebildern verbunden. Verstärkt sich die Lebhaftigkeit dieser Bilder, so wird der Gefühlsgläubige zum Schwärmer und bei der höchsten Steigerung derselben zum Fanatiker. Mystiker heißt aber der Sarkgläubige insofern, als er das Heil und die Seligkeit des Menschen von gewissen unbegreiflichen oder selbst der Vernunft widersprechenden Geheimnissen abhängig macht. Ihr lieben Brüder werdet es nicht in Abrede seyn, daß Ihr mit diesen diversen Sorten der Rechtgläubigkeit aufwarten könnt; denn sie entstehen nach der Natur des menschlichen Geistes nothwendig aus dem Begriff eines von der Vernunft ganz unabhängigen, unveränderlichen Glaubens.

Jenem Grundsatz gemäß wird nun der Gebrauch der Vernunft in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit — der Nationalismus — zu einem gräßlichen Verbrechen gestempelt und dieses Verdammungsurtheil mit dem Vorgeben begründet: daß dieser Gebrauch, nothwendig zum Unglauben führe; — dies sey aber das Schlimmste, was der Mensch ergreifen könne, weil damit die ewige Verdammniß verknüpft wäre. Die Vernunft habe demnach weiter nicht zu thun, als das gegebene Wort zu vernehmen und sich demselben blindlings zu unterwerfen. — Ist das nicht Eure Meinung, geliebten Zuhörer; Ihr werdet es nicht läugnen können, da Manche von Euch die prüfende Vernunft sogar für eine wilde Bestie, die ihnen das Theuerste zu rauben suche — ansehen und sie laut als solche bezeichnen. — So weit geht die Furcht für das geliebte Schooskind eines blinden Glaubens. — Seht Ihr denn nicht, gelehrte Herren, daß Ihr Euerm Glauben ein

schlechtes Zeugniß gebt, wenn Ihr voraussetzt, daß er keine unbefangene Prüfung aushalte; daß jeder Vernunftgebrauch denselben zerstöre? Wo Gott spricht soll freilich die Vernunft schweigen; aber sie muß doch zuvor dahin gelangt seyn, Gottes = Wort von Menschen = Wort zu unterscheiden und dazu gehört Prüfung und ein Kriterium dieser Worte, welches nirgends anderswo zu finden als in der Vernunft zu suchen ist. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

* Cholera.

Der Gesundheitszustand unsrer Stadt ist noch sehr erfreulich und unverdächtig, und wird es hoffentlich bleiben. Sollte indeß jene kecke, zudringliche Dame aus Asien auch uns besuchen, so dürfte es nach den neuesten Erfahrungen am zweckmäßigsten seyn gar kein weitläufig Gerede, keine separate Anzeigen in der Zeitung zu machen, auch möglichst alle Kranken in ihren Wohnungen zu lassen, da ungleich mehr in den Spitälern als in Privatwohnungen sterben, welches besonders in Hamburg der Fall ist. — Die Anzeigen in den Zeitungen, daß hier die Cholera sey, die separaten Sterbelisten u. tragen nur dazu bei die Furcht zu vergrößern, den Handel zu hemmen. Da die Cholera allen Sperrungen und Cordons Hohn lacht, brauchen wir auch aus Liebe zu unsern Nachbarn kein Gerede davon zu machen, denen Angst, Kosten und verkehrte Einrichtungen nur desto mehr Nachtheil bringen. Die Auszeichnung, welche man der Cholera wie allen ihren übrigen eben so viel Unheil anrichtenden Ver-

wandtinnen erweist, indem ihrentwegen Armeen in Bewegung gesetzt, Glocken geläutet werden, ein Glas Wein mehr als sonst getrunken wird, eine Unzahl von Schriften angepriesen und leider auch gelesen werden, die Haushaltungen sich mit kostspieligen Medicamenten und Apparaten versorgen und auf so mannichfache Weise Geld vergeudet wird, verdient sie wahrlich nicht. Eine vernünftige Haushaltung Armer und Reicher sollte von ihren frühern Einrichtungen gar nicht abweichen; das Gesundeste ist schädlich, wenn es zu viel genossen wird, wer sich aber ordentlich satt ist und trinkt, genieße ohne Sorgen braunen und weißen und sauern Kohl, Gänse und Schweinefleisch, Bremer Pinkeln und Würste, weißen Wein, Bier und Wasser. — Man kaufe und lese keine Cholera = Schrift, bleibe im Bette bei ungewöhnlichen Uebelkeiten, lasse sich einen warmen, nie schadenden Thee machen und sende rasch zum Arzte, jede Apotheke wird ihm das schnell erforderliche ärztliche Mittel geben.

Ein Beweis wie wenig sich die Cholera an Absperrungen und Entfernungen lehrt, zeigt ihr Sprung von Magdeburg nach Hamburg; in Hamburg ist sie schon seit beinahe 5 Wochen; obgleich die Verbindung mit Bremen fast ganz frey geblieben ist, fast täglich Menschen und Waaren ohne Aufenthalt von Hamburg hier eintreffen, ist unsre Stadt immer noch verschont. — Möge sie es bleiben, mögen diese wohlgemeinten von der gesunden Vernunft dictirten Worte beherzigt werden.

Ein Bürger.

P r o t e s t a n t.

Dieser Name ist auch noch in unsern Tagen von hoher Bedeutung und großer Wichtigkeit. Er ist kein Sectenname, den die Protestanten,

*) Sonderbar! ein dem unvernünftigen Polytheismus ergebener Römer sagt: Quod ratione utitur, id melius est, quam id, quod ratione non utitur. Christen aber lehren den Satz um und erklären eine von der Vernunft verlassene Religion für besser als eine vernünftige. So vergreift sich der Wahnsinn selbst an sonnenklaren Wahrheiten, die so alt sind wie die Welt.

wie es so manche katholische Schriftsteller vorzu-
spiegeln suchten, anstößig finden müßten. Er be-
zeichnet vielmehr den immer frischen, immer le-
bendigen Geist des geistigen und sittlichen Vor-
wärtsschreitens, des freien Forschens und
Prüfens, des immerwährenden Fortbauens auf
dem Grund des Evangeliums; den freien tapferen
Geist, der sich bei seinen Ueberzeugungen in Re-
ligionsfachen von keinen Machtausprüchen eines
Stellvertreters Christi auf Erden, von keinem
Menschen, von keinem Concil und Bannstrahle
fesseln läßt, sondern nur dem aus den heiligen
Arkunden unserer Religion klar erkannten Worte
Gottes folgt, und Gott allein für seinen und
aller Menschen Richter erkennt. Dem Prote-
stanten ist jeder Stillstand ein Rückschritt,
jedes Kleben am Veralteten ein Unverstand.
Die Paulinischen Worte: „Prüfet Alles, und be-
haltet das Gute“ sind der Wahlspruch des Prote-
stantismus geworden. Die Grundrichtung unseres
Jahrhunderts ist daher auch ächt protestan-
tisch. Unser Zeitgeist offenbart, um mich der
Worte des J. Gehrings *) zu bedienen, einen
kräftigen, großartigen Protestantismus.
Er ist ein wahrhaftiger Protestan-
t. Daß er revolutionair geworden ist,
dafür kann der Protestantismus nicht; das ist le-
diglich die Schuld derer, die, gleich den Bour-
bonen, nichts gelernt und nichts vergessen haben.

* Das neue Belvedere

bietet gegenwärtig äußerlich, besonders aber in
seinem Innern einen freundlichen Anblick dar. —
Als wir neulich den gegenwärtigen Besitzer, Herrn
Dito, besuchten, wurden wir durch die eleganten
Zimmer aufs angenehmste überrascht, und freuten

*) In seiner trefflichen Schrift: über die Wirren
und Wandelungen im Kirchlichen und Politischen.
Zwei Briefe und eine Nachschrift. Frankfurt am
Main 1851.

uns nicht wenig, daß unser Bremen mit Ham-
burg wetteifert, so nahe vor der Stadt ein Local
zu haben, dessen sich kein honneter Mann zu
schämen braucht, um sich mit seiner Familie allda
zu erholen.

Speise und Getränke sind schön und billig,
und man mache, so wie wir es gethan haben,
einen Versuch, um sich von dieser Wahrheit zu
überzeugen. — Wir gehen nun bald dem Zeit-
punkte entgegen, wo die sogenannten Kohlsparthieen
gehalten werden; laßt uns liebe Mitbürger diesem
thätigen Wirth unter die Arme greifen; er hat
kein Geld gespart, um uns einen frohen Tag zu
bereiten. Hierum bitten

mehrere Bürger Bremens.

* Unverdienter Dank.

Im Unterhaltungsblatte ward neulich bei
Erwähnung des letzten Brandes rühmend und
dankend des neuen Hilfsvereins erwähnt, aber
mit Unrecht, denn derselbe ist noch gar nicht in's
Leben getreten; seit längerer Zeit warten Hunderte
auf den Papieren, die sich bei Feuersbrünsten
willig erklärt haben, auf Zusammenberufung und
Constituierung des Vereins. Diejenigen, welche
das gewiß gute Werk anfangen, sollten sich nicht
damit begnügen bloß A zu sagen, sondern auch
die Sache weiter fördern; an Bereitwilligen fehlt
es ja nicht, also Hand an's Werk.

* Privilegirter Raub und Diebstahl.

In Lyanien und Italien reist man unter der
Begleitung einer Räuber-Escorte völlig sicher.

* Curiosa spiritiosa.

In Bremen sollen jetzt Proben von Rum
und Weinen sein, welche in Ronnebeck an der
Weser zum Verkauf gelagert und sehr billig zu
haben sein sollen.

* A n e k d o t e .

Einen Weinkenner am Rheine wollten einige lustige Brüder auf die Probe stellen, gaben demselben ein Glas schlechten Wein und verlangten sein Urtheil. Er lobt den Wein sehr. Darauf setzten sie ihm ein Glas besten Johannisberger vor, er trank und sagte nichts. Die lustigen Brüder glaubten, über ihn herfallen und spotten zu können. Einer fragte ihm: Von diesem Wein sagen sie nichts? Nein, gab er zur Antwort, der lobt sich selber, der andere taugte nicht, deshalb mußte ich ihn loben.

Dorten giebt es mehrere Weinkenner, die das Jahr des Weines und den Ort wo er gewachsen, jederzeit richtig angeben. Ist der Wein gemischt, wissen sie solches gleich. Man kann sie nicht täuschen.

M i s c e l l e n .

Am 31. December 1494 rückte König Karl VIII. von Frankreich auf seinem Zuge gegen Neapel in Rom ein, wo damals der berühmte Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhle saß. — Der Papst und der König wollten eine freundliche Zusammenkunft halten, und nach vierzehntägiger Unterhandlung kam man endlich über die Etiquette überein, die bei derselben beobachtet werden sollte. Es mochte freilich nicht ganz leicht seyn, die Interessen eines mächtigen Königs und eines herrschsüchtigen Papstes in diesem Punkte mit einander zu vereinigen. —

Nach vielen Streitigkeiten war endlich ausgemacht worden daß sich beide im Garten des Vaticanus wie von ungefähr treffen sollten. Der Papst wollte aus der Gallerie der Engelsburg kommen, und der König sollte sich aus den Gängen des Vaticanus in dem Augenblicke dahin begeben, als

er Kunde erhielt, der Papst habe die Gallerie betreten. Wie es ausgemacht war so geschah es. So wie Alexander den Garten betrat, so näherte sich ihm Karl VIII. und sank auf das Knie, aber der Papst fand es für gut, zu thun, als ob er ihn nicht gewahre, und erst als er näher kam, und der König noch einmal eine Bewegung zum Niederfallen machte, eilte er auf ihn zu, nahm sein Köppchen ab und umarmte ihn. Hierauf nöthigte er den König, sich zu bedecken, that dann ein gleiches und führte seinen Gast am Arme in ein Zimmer des Pallastes. Hier war nun natürlich auszumitteln gewesen, wer sich zuerst, und wie man sich setzen solle. — Die gelübten Diplomaten hatten für Alles gesorgt.

Raum war nämlich der Papst einige Augenblicke im Zimmer, als er in Ohnmacht zu fallen schien und von zwei Cardinälen auf einen Stuhl gesetzt wurde; der König nahm sich inzwischen einen Sessel und setzte sich in ein Fenster. — Als sich der Papst anscheinend wieder erholt hatte, ernannte er, auf Karl's Ansuchen, einen französischen Bischof zum Cardinal, und die Farce endigte sich zur größten Satisfaction aller Theilnehmer und Zuschauer.

Ein reicher Engländer sprach unaufhörlich und mit der größten Bitterkeit von dem Geize seiner Nachbarn. Sein Hauptbeweis für diese Anklage war Folgendes. Ich fiel vor einigen Jahren in einen Brunnen und rief einen Bauer, der in der Nähe pflügte, zu Hülfe, indem ich ihm eine halbe Krone bot. Der Keel kam; aber an dem Rande des Brunnens fing er an zu handeln und forderte das Doppelte. Ich sank immer tiefer; das Wasser ging mir bis an die Kehle, und noch immer ließ er nicht von seiner unverschämten Forderung ab. Endlich als er sah, daß ich im Begriffe war zu ertrinken, und er also Alles eingebüßt hätte — denn ich war fest entschlossen, ihm den Willen nicht zu thun — zog er mich heraus und erhielt den bedungenen Lohn, aber auch nicht einen Pfennig mehr.

* Hamburger Versorgungs-Tontine.

Durch den Bericht zu den Bilanzen der Hamburger Versorgungs-Tontine, vom 29. Dec. d. J., hat die Direction derselben geglaubt, die Actionisten zu beruhigen. Ihre Absicht kann aber damit schwerlich erreicht werden.

Zwar erhält man dadurch die Anzeige, daß nach dem Gutachten einiger Herren, welche die Sterne, und sogar Hamburg vermaßen, die Sicherheit und Ausführbarkeit des Plans außer Zweifel sey. *) Aber dann folgt eine Reihe unerbaulicher Erkenntnisse. Dazu gehören folgende:

a. Die Anstalt verliert durch die fälsche Central-Casse eine bedeutende Summe. Die Direction hat, als sie die Wechsel derselben in Disconto nahm, wie sie sagt, an der Solidität derselben nicht zweifeln können; **) sie hat wohl sagen wollen: „nicht gezwifelt“. Der Verlust soll durch den Sparfond gedeckt werden können. Dies ist aber ein unbedeutender Trost: denn der Sparfond gehört der Gesellschaft und es ist die Pflicht der Verwaltung diesen eben so gut als das Haupt-Capital zu hüten.

b. Der Bevollmächtigte hat unsäuerlich mit den Fonds verfahren; nicht weniger als 55401. 15 s. gehen dadurch verloren, daß er die Gelder der Anstalt zu seinem Privat-Zwecke benutzte. Die Direction gesteht, daß sie durch dessen trügerische Manöver getäuscht worden.

c. Die Direction sagt sich von jeder Verantwortlichkeit für die Handlungen des Bevollmächtigten los.

Es bedarf keines großen Scharffsinns um einzusehen, daß die Nachrichten welche man seit geraumer Zeit über die Tontine erhielt, die Beträge zurückgehalten haben; und nur wer Recht und Billigkeit verkennt, kann die Bögernden tadeln.

Können die Interessenten (mit Ausnahme derer welche schon jetzt Leibrenten beziehen) sich gefallen lassen, diese Angelegenheit dem bisherigen oßen Gang fortgehen zu lassen?

Dem Vernehmen zufolge hielt es für die 8 Directoren und 8 Revisoren in Hamburg (vielleicht beschäftigte Männer) eine geraume Zeit schwer, die Mäße zu finden zu Berathungen zusammen zu treten.

Sonderbar! Man hatte keine Zeit, überommene Pflichten zu erfüllen, und erst im December glaubt man durch den oben erwähnten

*) Anmerkung. Es scheint den Herren Directoren eigen zu seyn, in zweifelhaften Fällen stets entschuldigend zu sprechen.

**) Wiederum jede Bedenklichkeit abweisend.

Bericht ein Genüge geleistet und die Interessenten dadurch abgefertigt zu haben, daß ihnen so en passant gesagt wird, sie mögten aus jeder Classe 2 Deputierte wählen.

Die Interessenten müssen aber vielmehr die Direction in Hamburg ersuchen, eine allgemeine Versammlung zu veranstalten und zu derselben zu 3 Malen im Hamburger Correspondenten einladen zu lassen, damit auch die Auswärtigen entweder selbst erscheinen, oder Bevollmächtigte senden können.

In dieser Versammlung muß ein neuer Bevollmächtigter, sodann eine Commission ernannt werden, zur Berichterstattung über eine Verbesserung des Plans und wie das Wesen der Anstalt und das Interesse Aller unverletzt erhalten werden möge. Diese Commission müßte zugleich beauftragt werden, über die bisherige Verantwortlichkeit der Direction auf dem Grunde des bestehenden Planes ein rechtliches Gutachten beizubringen.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß es mit den Drohungen gegen gewisse Interessenten, die an den Tag gelegte Eile gar nicht habe. Erst wenn die Anstalt auf einem soliden Grunde ruhet, werden die Beiträge mit dem Zutrauen zugleich zurückkehren; aber auch erst dann; und es ist an den wachsenden Flor und an die derinsitzige Verwirklichung des Zwecks, nicht eher zu denken.

Auf die bisherige Weise wird man aber viele Jahre zu der Tontine contribuieren, um endlich ihrer Todtenfeier beizuwohnen.

Einige Interessenten der Hamburger Versorgungs-Tontine.

* Frage.

Das amerikanische Schiff Sheperd nach Baltimore bestimmt, auf der Rhede vor der Grest liegend, wurde während des Sturmes in diesen Tagen von seinen Anker gerissen und auf den Strand getrieben, doch glücklich wieder ab, und mit Kosten in den Bremerhaven gebracht. —

Wäre der Sturm von Nord-West statt aus Süd-West gekommen, so wäre dieses Schiff wahrscheinlich verloren gewesen, oder doch so hoch auf den Strand getrieben, daß die Kosten des Abgrabens, wie bei ähnlichen Vorfällen auf dieser Stelle, den Werth des Schiffes gleich gekommen sein würden.

Könnte nun der Capitain, da er doch sein Schiff gleich den übrigen in dem Hafen in Sicherheit legen konnte, es aber aus Eigensinn oder wenigstens vorsätzlich nicht that, im Fall eines Verlustes als Cigner des Schiffes oder der an Bord befindlichen Waaren auf Schadenersatz von den Assuradeurs Anspruch machen? — N.



Der
B ü r g e r = F r e u n d,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Donnerstag den 17. November 1831.

Die Glocke klingt —
Die Saite von der Harfe springt,
Und unsers Herzens Gottaccord
Klingt oben ewig, ewig fort.

Glockenklang.

Die Glocke klingt —

Das Leben seine Arbeit bringt.

Es regt sich Wille, Kraft und That,
In Stundenboden fällt die Saat.

Die Glocke klingt —

Das Menschlein mit dem Sturme ringt.

Und Bliz und Wolke, Fels und Meer,
Sie drohen mit Verderben schwer.

Die Glocke klingt —

Die Hoffnung naht sich weichbeschwingt.

Der Himmel wird so blau und rein,
Es kommt der Rettung Sonnenschein.

Die Glocke klingt —

Die Liebe rosig Lieder singt,

Und tausend Himmel glängen mit
Heil mit der Wanne Sternenbild.

Die Glocke klingt —

Das ganze Leben nun erklingt,
Auf Weib und Kind, auf's ganze Haus
Ströme reich der volle Lichtquell aus.

Die Glocke klingt —

Die Saite von der Harfe springt,
Und unsers Herzens Gottaccord
Klingt oben ewig, ewig fort.

Ludwig Wückert.

*** Die Waldenser.**
(Beschluss.)

12.

Die Ruhe war wiederhergestellt, die Wahr-
heit und das Recht hatten den Sturm beschwich-
tigt, der verwüstend über Bremens Binnen tobte;
die ausgewählten Fluthen der Empörung kehrten

in die schützenden Ufer der Gesezmäßigkeit zurück; aber nicht allein mit den Schlachtopfern roher Willkühr und menschlicher Entartung, sondern auch mit den Sühnopfern der rächenden Nemesis. Acht Tage nach Aufkündigung des Regiments der 104 Männer hielt der ausgetretene Theil des Rathes seinen Einzug in die Stadt. Der Rittmeister Heine Wölke holte ihn mit 40 geharnischten Reifigen von Walle aus ein. Es war ein glänzender Zug: vorauf die Gewappneten in ihren leuchtenden Panzerstücken; dann die Rathsherren auf muthigen Rossen, umgeben von dem reichgeschmückten Adel des Stifts; hinter ihnen eine Reihe von Wagen mit den Frauen und Kindern der Ausgetretenen. —

Von allen Gesichtern leuchtete die Freude; aber keines hatte sie rosiger angehaucht als das Wendelinens, die von der Seite der mitterlichen Freundin die seligen Blicke auf die frohlockende Volksmenge warf und bei jeder Wendung des Zuges die hohe Gestalt ihres Helden suchte. Sie erkannte ihn an dem wabenden Helmbusch und grüßend neigte er sein Schwert aus der Ferne. —

Durch die Pforten des St. Ansgariithores wogte der Zug. Die ganze Bürgerschaft stand unter den Waffen und begrüßte die Rückkehrenden unter ununterbrochenen, tausendstimmigen Willkommenrufen.

Auch der älteren Hälfte der jetzt lebenden Generation war ein solcher Tag wiedergewonnener Selbstständigkeit und allgemeiner Volksfreude bestimmt. Der 6. November 1813. — Da öffneten sich alle Herzen der heiligsten Wonne, und nur das alte Rolandsbild, das schon so manchem Sturme troßte, und so oft Zeuge war der menschlichen Thorheiten — und zur Ehre der Bewohner Bremens sei es gesagt — seiner Bürgertugend und Volksrichtung schaute ernst und bedeutsam aus seinen grünen Kränzen auf das Pygmaëngeschlecht

mit seinen kühnen Hoffnungen einer goldenen und seiner Vergessenheit einer eisernen wildbewegten Zeit.

Vor dem Rathhause stiegen die Zurückgekommenen von den Rossen, und nahmen, obgleich der Abend schon herab dämmerte, ihre Stellen im Sitzungssaale des Rathes wieder ein, und ergriffen die Fäden der Regierung auf altherkömmliche Weise. —

Einen glücklichen Abend feierte die kleine Familie in der neuen Wohnung des Rottmeisters und nur die Erinnerung an den blinden Vater mischte einige wohlthätige Tropfen der Wehmuth in den Becher der Freude.

Am folgenden Morgen wurden mehrere der Hauptanstifter der Unruhen und Theilnehmer an den begangenen Verbrechen — verhaftet, der größere Theil aber war zeitig genug entflohen und nur drei davon wurden durch die nachsehenden Stadtdiener eingeholt.

Bald darauf lud der Rath die ganze Gemeinde auf dem Domshof und Jeder willsfahrete gern dieser Weisung. Der Bürgermeister Daniel von Büren stellte den Anwesenden vor, wie der Rath darauf bedacht gewesen sey ähnlichen Auftritten für die Folge zuvorzukommen, und deshalb die Tafel einer Uänderung und Ergänzung unterworfen habe. Der Secretair las der Bürgerschaft die Handschrift vor und sämtliche Kirchspiele erkannten die neue Einrichtung für zweckmäßig und gut.

Man nannte diese Uebereinkunft die neue Eintracht und sofort wurde sie von allen Bürgern beschworen, und wird es noch bis auf den heutigen Tag von Jedem das Bürgerrecht Erlangenden.

Der Bürgermeister theilte nun der Gemeinde im Auftrag des ganzen Rathes mit: „daß Alles was gegen seine Autorität und gegen jedes ein-

zaine Mitglied desselben Gewaltthätiges und Eigenmächtiges vorgefallen sey, der Vergessenheit übergeben werden; — Alles aber, was gegen Tadel und Buch, als Mord, Verrätherei, Betrug und Selbstgewalt, gefrevelt sey, dem abgelegten Eide des Rathes gemäß und zum warnenden Beispiele für die Folge streng nach den Gesetzen bestraft werden solle.

Die Gemeinde kam darauf überein, daß die 23 Entwichenen aus der Stadt verbannt und frieblos gelegt werden sollten. Ihre Familien folgten ihnen bald darauf in das Exil, und als der Erzbischof diesen Geächteten den Schutz auf sagte, den sie — zufolge der damaligen Spannung zwischen ihm und der Stadt — in seinen Besitzthümern genossen hatten, wandten sie sich nach Lübeck, wo zu gleicher Zeit Aufruhr und bürgerliche Uneinigkeit herrschten.

Johann Kremer, Arend Reddelsen, und Dierk Meyer die Mörder des Comthurs und seiner Leute, und Johann Dove, empörender Betrügereien überwiesen, wurden enthauptet.

Heinrich Schwancke entging dem rächenden Arme der irdischen Gerechtigkeit — er war schon kurz vor Vernichtung des Aufstandes einer höhern Hand anheim gefallen. Eine schreckliche Krankheit warf ihn aufs Lager; — Ekel und Abscheu hielten an seinem Sickenbette Wache, und entfernt von jeder menschlichen Hülfsleistung und jedem theilnehmenden Troste hauchte er sein Leben unter Verwünschung seiner selbst aus. *)

*) Renner sagt: De gedachte Henrich Schwancke was ein Aldermann, send den Koopmanne, de wort vom Rabbe ut der Stadt tho Krieges tiden verwieset, siner Undat halven, de hadde nei Ordonnung Artitut schriftlich verwatet gegen de ole lofflike beschreven und beschworen Rechte Tafels und Bokes, und was ein hel Jahr buten der Stadt, reisde hier und begerde gnade, dat he in der Stadt by dot nie kommen mochte, lavede grote Ding, trau und geborsamheidt. Tho lest als he nu mit Verles wedder ingehalt wurd sturf he kort barna ind Pestilentie und dat was sin aelucke, sunst hadde he darna eines andern Dokes gestorben.

Der Rottmeister war während dieser Zeit häufig abwesend gewesen und so wenig der Rottmeister als Wendeline konnte den Grund seines geheimnißvollen Treibens erforschen. — An einem schönen Herbstmorgen kurz vor dem zu ihrer ehelichen Verbindung festgesetzten Tage hielt ein Wagen vor der kleinen Wohnung, und ernst und bedeutsam lächelnd lud der Rottmeister das glückliche Paar zu einer Lustfahrt ein.

Am Ufer der Weser hinab, die hohen Deiche entlang, durch Wiesen auf denen in unabsehbarer Ferne die zahllosen bunten Heeren weideten, rollte das Fuhrwerk. Gegen Mittag erreichte es in der fruchtbaren Niederung ein freundliches Landhaus, umgeben von Gärten und Feldern, Wiesen und Gehölz. In ihren Sonntagskleidern standen die Diensthoten und Insassen unter dem mit einem adlichen Wappon versehenen mit Blumengewinden geschmückten Thorwege und schwenkten die Hüte und weheten mit bunten Tüchern.

Wendeline konnte sich den festlichen Empfang nicht erklären und grüßte holdselig, fast schalkhaft lächelnd die Grüßenden; aber klar wurde dem Rottmeister das geheimnißvolle Treiben des väterlichen Freundes und wehmüthig bewegt, gedachte er des nächsten Augenblickes, der dem Edlen den schönsten Wahn seines Leben rauben sollte.

Feierlich geleitete der Rottmeister die Jungfrau in die obern Gemächer der Wohnung. Ihre Hand zitterte in der seinen, denn so hatte sie den Vater nie gesehen. Er führte sie vor das geöffnete Fenster eines Erkers, und zeigte ihr die fernen Grenzen der Besizung. Dann zog er ein Document aus seinem Gürtel und reichte es dem erblassenen Mädchen. „Wendeline“ sprach er, und nur mühsam unterdrückte er das Schwanken seiner Stimme: „hiermit übergebe ich dir das Theuerste was ich je besaß, meine Ansprüche auf dich, — als Vater. Es war ein schöner Wahn

und seine Kindesliebe machte ihn mir heilig. Nimm dieses Gut als die Morgengabe deines unglücklichen Vaters aus den Händen deines Oheims; denn meine Tochter bist du nicht. — Der Comthur war dein Vater und der Tod überreichte ihn, ehe es ihm erlaubt war sich dir als solcher zu erkennen zu geben. Aber er sorgte dafür, daß du jetzt als Fräulein von Bardewisch und als Erbin dieser Besitzung einem ebenbürtigen Ehrenmanne deine Hand reichen kannst."

"Segne Euch Gott! meine Kinder!" — schloß er mit gebrochener Stimme, indem er die Hände der Liebenden zusammenlegte.

Erstarrt, die Hände auf die wogende Brust gedrückt, hatte Wendeline die unerwartete, niegeahnte Kunde gehört. Ihre Blicke flogen ängstlich, als hätte sie ein heiliges Kleinod verloren, umher; dann weinten sie thränenfeucht auf dem, in wehmüthige Entsagung versunkenen Pfleger und Erzieher, und mit dem herzerreißenden Rufe: „mein Vater, mein guter Vater verstoßt mich nicht!" flog sie an seine Brust.

Da umfaßten sich die drei glücklichen Menschen und die Genieen der Tugend und der Treue, des Seelenfriedens und der Einfachheit woben über der Gruppe unverwelkliche Kränze häuslichen Glücks.

Der Verfasser dieser Skizze wagt es nicht die inhaltschwere Rolle dieses Zeitabschnitts der bremischen Geschichte weiter zu entwickeln und läßt dem Leser den freundlichen Eindruck des letzten Bildes. — Sollte er aber hoffen dürfen willkommen geheißen zu werden — wenn er die ferneren Schicksale dieser mit dem Leser befreundeten gewordenen Familie in einer für Bremen gleichfalls wichtigen einige Jahre später eintretenden Epoche äußerer Fehden, in diesen Blättern mit den histo-

rischen Thatsachen verwebt, so würde diese Arbeit ihm die spärlichen Mußestunden zu Stunden wahrer Erholung machen.

A. Daever.

Rede an trübselige Pietisten und Mystiker.

(Fortsetzung).

So ist demnach der Grund beschaffen, auf welchem Ihr aus metaphysischen und dogmatischen Spitzfindigkeiten ein Glaubenssystem zusammen baut, und es hinstellt, als die einzige zur Seligkeit führende Brücke. Wißt Ihr auch was Ihr thut, Ihr Lieben? Diese Brücke gleicht der mystischen Brücke Al Sirat, welche, obgleich so fein wie ein Haar und schärfer als die Schneide des Schwertes, doch den frommen Araber zum Paradiese führen soll. Wer mag hinüber gehen über eine solche Scheermesserschneide der Rechtgläubigkeit? Ihr selbst nicht, wenn Ihr Eure Forderung der Einheit des Glaubens in ihrer ganzen Strenge versteht. Diese Einheit ist ein Ding der absoluten Unmöglichkeit, wofern nicht bloß von den Worten, sondern vom Geiste eines Glaubens die Rede seyn soll. Ich bin fest überzeugt, daß es nicht zwei Menschen in der Welt giebt, deren Vorstellungen von Gott ganz gleich und identisch sind. Die Physiognomie der Geister, folglich auch der Kreis ihrer Vorstellungen, ist so verschieden, als die Physiognomie ihrer Gesichter. Wir können freilich Alle bei einiger Bildung die göttlichen Eigenschaften aus der Idee eines absoluten vollkommenen Wesens sehr geläufig entwickeln und hersagen. Aber denken wir uns bei diesem Begriffe auch dasselbe? Gematrisirt und symbolisirt die Phantasie die reinen Begriffe und Ideen nicht in jedem Kopfe anders? — Wie wäre es sonst zu erklären, daß der Eine gewisse Dogmen mit dem höchsten Geiste verträglich findet,

während ein Anderer sie als demselben widersprechend verwirft? Wollt Ihr nun den Letztern eine solche Lehre aufdringen, so müßte er ja seinen ihm einzig möglichen Begriff von Gott aufgeben, er müßte, wenn er Euern Drohungen nachgäbe, ausrufen wie der heilige Serapion: „Wehe mir Unglücklichen! sie haben mir meinen Gott geraubt!“ Der rechte Glaube soll aber doch hoffentlich der Grundstein Eurer geforderten Rechtgläubigkeit seyn; wenn also schon bei dieser Grundlage Verschiedenheiten der Ansichten stattfinden, wie will man diese bei'm fernern Ausbau des Glaubens-Systems vermeiden? und wer soll das Richtmaß führen, um wenigstens so viel Gleichförmigkeit herauszubringen als möglich ist? — Nur wenn die Vernunft dieses Richtmaß hält, wird die goldene Regel beobachtet werden: *In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas.* —

Wenn diese Charitas gelbt wird, kann man die Meinung frei walten lassen und Jedem gern das Spiel mit seinen Ansichten, so lange sie blos im Kopfe haufen, zugestehen. Was soll man aber sagen, wenn diese Ansichten heraustreten in's gesellschaftliche Leben, wenn eine Idee, ungeachtet ihrer Absurdität, sich daraus realisiert wissen will; wenn man diejenigen, welche diese Realität nicht anerkennen wollen, mit Hintansetzung aller christlichen Liebe verschreit, verleumdete, anklagt und verfolgt? — Thatsachen sprechen und Ihr könnt nicht leugnen, daß Ihr Euch eines solchen Betragens schuldig gemacht habt. Woher kommt Euch dieser empörende Wahnsinn, die Ihr Euch die Frommen im Lande nennt und ausschließlich auf den Namen Christen Anspruch macht? — Handelte etwa so euer Herr und Meister, welcher auch das Unkraut im Weizen gesont wissen wollte und selbst seinem Verräther den Bruderkuß nicht versagte? — Aber so empörend dieses Betragen ist, so folgerichtig geht es aus dem Grund-

sache hervor, daß wer den rechten d. h. Euern Glauben nicht habe, unfehlbar verdammt werde. Die Verdammten aber sind offenbar Feinde Gottes und gegen Feinde Gottes darf man keine Schonung walten lassen. So haben wir denn die schönste Jesuiten-Moral, die zur angeblichen Beförderung der Ehre Gottes jedes Mittel, so schädlich es an sich seyn mag, für erlaubt hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e n .

Der Herzog von Marlborough war eines Tages nicht wohl, weigerte sich aber, Arznei zu nehmen. Seine Gemahlin drang heftig in ihn. Ich will gehangen seyn, — sagte sie nach ihrer gewohnten rohen Art, wenn Ihnen die Arznei nicht gut thun wird. Ei, — sagte der Doctor Gurth, der bei dieser Scene gegenwärtig war — so nehmen Sie doch. In jedem Falle wird sie Ihnen nützlich seyn.

An dem Hofe zu Navarra lebte ein Edelmann, Boniface la Mole, welcher eben so abergläubisch als ruchlos war. In der Meinung, daß die Messe von allen Sünden reinigte, hörte er täglich nicht blos Eine, sondern mehrere Messen, nach Maafgabe seiner Sündhaftigkeit. Karl der Neunte, der seine Lebensweise kannte, sagte deshalb, um genau zu wissen, wie oft Mole gesündigt habe, brauche man nur Acht zu geben, wie oft er in die Messe gehe. Eine geheime Verschwörung brachte ihn im Jahre 1574 auf das Blutgerüst. Seine letzten Worte waren: „Gott sey meiner armen Seele gnädig und die heilige Jungfrau. Empfehle mich der Königin und den Damen zu Gnaden.“

Altes und Neues.

Im Jahre 1817 herrschte in Martinique das gelbe Fieber auf die verheerendste Weise; ein heftiger Sturm zerstörte in dieser Zeit viele Häuser und Feld-Anlagen, aber mit ihm wich auch die Krankheit, und in Martinique segnete man den Sturm. Ein englisches Blatt, indem es jene Notiz erneuert, schreibt — und wie mir scheint, nicht mit Unrecht — das gemächliche Fortschreiten der Cholera dem Umstande zu, daß die Natur eine Zeitlang mit Stürmen sehr karg war, auch der hohe Wasserstand auf dem Continent — bemerkt jene Zeitschrift weiter — möchte an diesem Umstande seine Erklärung finden.

Es ist thöricht, daß die Menschen sich vor dem Tode fürchten. Was ist denn der Tod? Nichts, so lange wir da sind; und ist er da, sind wir nicht mehr da.

Das Licht der Aufklärung will vorwärts, will allmählig vorwärts; daß es aber fast immer in Donner und Blis sich weitere Bahn brechen muß, ist Schuld der Hemmungen, welche Anmaßung, Hochmuth, Eigensucht und Dummheit jenem Lichte entgegen werfen.

Th. Daun.

Bildungstrieb der Pflanzen. —

Eine gewisse und leichte Vermehrung für alle Pflanzen, welche nicht zu starkes Holz haben, ist im Wasser. Alle Pflanzen besitzen einen Bildungstrieb, oder die Kraft, verlorne Theile, oder auch verletzte, wieder wachsen zu lassen oder zu heilen.haut man einem Baume die Rinde ab, so wachsen neue, verletzt man die Rinde, so ersetzen die nächsten Gefäße des Bastes das Verlorne. Diese Kraft besitzen jedoch die Pflanzen nicht in

gleichem Grade, und eine besitzt sie mehr als die andere, weil alle in ihrer Bildung von einander verschieden sind. Dieser Bildungstrieb wird bei der Vermehrung der Pflanzen durch Stecklinge oder Stopper benutzt, welche etwa in einem Arz-neiglas so lange in's Wasser gehängt werden, bis in demselben an den Stecklingen lange Wurzeln gewachsen sind. Alsdann werden sie in zarte Erde gesetzt, wo sie sogleich frisch fortwachsen. Noch ist zu bemerken, daß das Wasser immer eine gemäßigte Temperatur haben muß, und daß diejenigen Wurzeln, welche nicht im Lichte (in einem Glase am Fenster) gebildet werden, sehr weichlich und weiß sind, und beim Sehen leicht zerreißen.

* Hamburger Versorgungs-Tontine.

Die Direction der Hamburger Versorgungs-Tontine hat das an sie gerichtete Schreiben einer Anzahl hiesiger Interessenten nicht beantwortet, sondern durch ihren kürzlich erschienenen Bericht im Allgemeinen Erörterungen gemacht, welche auf die von hier aus angeregten Beschwerde-Puncte eine nur wenig befriedigende Erklärung geben.

Die Direction scheint von dem Gesichtspuncte auszugehen, daß weder die von ihr zugegebene Verletzung des allgemeinen Interesses, noch die vielfach behauptete, von ihr freilich bestrittene Nicht-Erfüllung des Plans, die Interessenten von ihren Verpflichtungen entbinden könne. Ja sie kündigt in demselben Berichte, in welchen sie bedeutende Verluste von sich abzuwehren will, den säumigen Interessenten ein gerichtliches Verfahren gegen sie an und begnügt sich die Ernennung von 8 Deputirten zu fordern, welche gemeinschaftlich mit ihr etwaige Aenderungen bestimmen, also nicht wie mit Zug und Recht nach dem Vorgegangenen erwartet werden durfte, erst als Vorschläge zur allgemeinen Kunde bringen sollen.

Da man nun wohl annehmen darf, daß eine große Anzahl hiesiger Interessenten nicht der Meinung der Direction seyn wird, so sey es erlaubt durch einige Bemerkungen zu einer Verständigung über etwa gemeinschaftlich zu nehmende Schritte beizutragen.

Es hatte sich schon mehrfach ausgesprochen, daß die angesehenen Herren, welche seit dem

Jahre 1825 die beständige Direction der Dantine bilden, zur Ehre Hamburgs das bisher nur aus Gerüchten bekannte Deficit decken und dadurch alle Interessenten für den Fortbestand der Anstalt zu gewinnen suchen würden.

Allein es weist sich leider anders aus! Der Ausfall ist bedeutender als man anfangs hörte, denn er besteht nicht allein in einer Forderung von Bco. 26200 an die Centralcasse sondern noch in einer schlimmern von Bco. 35401, 15 s., die der verstorbene Bevollmächtigte, nach dem Berichte der Direction auf eine trügerische Weise an sich gezogen hat. Für Beides, welches sonderbar genug, ob durch Zufall ob durch Verrechnung, ebenmäßig über alle 4 Classen vertheilt ist will die Direction sich nicht verantwortlich halten.

Wenn es nun aber in § 32 des Plans heißt: „Die Direction discountirt mit dem Fond der Anstalt zum Besten der Gesellschaft auf sichere Wechsel“ — so ist damit eine jede andere Benutzung des Geldes ausgeschlossen und die Direction allerdings responsabel, wenn sie sich nicht genau daran hielt oder dem Bevollmächtigten zugab nach seiner Weise mit dem Gelde zu wirthschaften, das sie wenigstens, als ein ihr im höchsten Vertrauen übergebenes Heiligthum hätte behüten und bewahren müssen.

Wenn es ferner § 4 heißt: „Nachdem die Revisoren die Bücher nachgesehen und die Richtigkeit durch ihre Unterschrift anerkannt haben, sind die Directoren überall nicht weiter verantwortlich“ — so ist damit klar und deutlich ausgesprochen, daß wenn diese Entschlagung nicht erfolgt, die Direction verantwortlich bleibt, denn man kann keiner Verantwortlichkeit entlassen werden, wenn keine existirt.

Hin und wieder scheint der Glaube vorzuherrschen, daß wenn diese Ausfälle durch die Direction gedeckt würden, so stände es mit der Dantine nicht schlecht. Allein Jenes ist nur die offene Wunde; der größere Schade liegt tiefer, er nagt am eigentlichen Nerv und Kern, er liegt in dem leichtfertigen Vertheauschen Plane selbst. Wird dieser nicht umgearbeitet, so wird die Hamburger Dantine nie eine Versorgungs-Anstalt für die Interessenten werden, sondern bleiben was sie bisher war: eine Versorgungs-Anstalt für den Bevollmächtigten und für die 308 Ausgewählten welche Leib-Renten gezogen haben und zum Nachtheil der übrigen 5200 Interessenten, trotz dem, daß die Zinsen zuweilen weniger, die Kosten stets weit mehr als im Plan veranschlagt war, betragen haben, stets unverkürzt ausgezahlt erhielten.

So achtungswerth auch die Namen der beiden Herren sind, welche ein Gutachten über den Ver-

theauschen Plan auf Ersuchen der Direction angefertigt haben, so kann, nachdem die Erfahrung einer Reihe von Jahren vor uns liegt und ein Jeder mit seinem natürlichen Verstande selbst begreift, daß es in dem ganzen Vertheauschen Plane nichts Gewisseres giebt, als ein Viertel Jahrhundert lang zu zahlen und nichts Ungewisseres als dafür einst belohnt zu werden, jenes Gutachten kaum in Betracht kommen. Es kommt ja auch auf die Fassung des Gutachtens selbst und darauf, ob es sich über alle Theile des Plans erstreckt, so sehr an, daß eine einfache Anzeige, daß ein solches Gutachten vorhanden sey und im Comptoir der Dantine zur Einsicht liege, gerechte und begründete Besorgnisse unmöglich zerstreuen kann. Was helfen auch alle mathematische Berechnungen, sie zerschellen an den Zufällen, die außer ihrem Reich liegen. Ohne Mathematiker zu seyn, kann Jeder der die ihm zugesandte Bilanz zur Hand nimmt und die Zahl der Aktien in das diesen, nach Abzug der Capitalfuß-Summen, angehörende Capital dividirt, herausfinden, daß — ohne etwaige Verluste in Anschlag zu bringen — von seinem Einschusse mit Zinsen in der 1., 2. und 3. Classe noch etwa die Hälfte und in der 4. Classe etwas mehr wie die Hälfte vorhanden ist.

Ohne Mathematiker zu seyn, kann Jeder sich selbst die Berechnung stellen, daß, da das ganze Capital der Dantine jetzt circa 1 Million Mark Bco. beträgt und

an Leib-Renten	71560 Mark
ab 10 pCt. für Unkosten	7156 =

	64404 Mark
an Gewinne	9150 =
an Unkosten	circa 13000 =

also zusammen jährlich Bco. 86554 Mark. ausbezahlt werden, das Capital durch Zinsen und Einschüsse erst auf fast 3 Millionen gebracht werden muß, ehe die Zinsen à 3 pCt. für jene Ausgaben ausreichen.

Also bis dahin werden zur Bestreitung der Leib-Renten, Gewinne und Kosten nicht allein sämtliche Zinsen consumirt, sondern es wird auch jährlich das Stamm-Capital angegriffen und ist dieses endlich auf circa 3 Millionen angewachsen, so gehen doch die Zinsen von dieser Summe noch immer für obige Ausgaben drauf. Hier muß es doch Jedem klar werden, daß die im Plane ausgesprochene Vorbedingung, daß Zins auf Zins das Capital zum Vortheil der Interessenten vermehren sollte, weiter nichts als ein Scheinbild war. Hier liegt es doch auf der Hand,

daß Jeder weit besser thut, sein Geld in die Sparkasse zu tragen und jährlich die Zinsen dazu zu schlagen, als es in eine Lontine zu legen, in der er es nie zum Vollen wieder finden kann und die, wenn ihre verderbliche Einrichtung und ihre kostspielige Verwaltung fortbauert, nie ihren Zweck erfüllen wird. Wohlthätig kann diese Anstalt auf solche Weise nimmer werden; ihre besten Kräfte muß sie in dem Glücksspiel versplittern, welches der Urheber des Plans zur Anlockung vieler Theilnehmer auf eine so leichtsinnige Weise hinein gelegt hat, daß gar nicht einmal darauf Bedacht genommen ist, diejenigen Interessenten, welche nicht so glücklich gewesen sind, Leib-Renten zu ziehen, sicher zu stellen, wenn Ausscheiden, Unglück oder Sterbefälle eine Menge Contribuenten der Lontine entziehen sollten. Dann muß, wenn wie bisher die Leib-Renten ungerechter Weise von allen Verlusten quitt und frei sein sollen, dieses Institut seinen Ruin nothwendig entgegen gehen.

Auch die alles Maaß und Ziel überschreitenden Unkosten stehen einem guten Fortgange des Instituts wesentlich im Wege; sie sollten laut Plan durch 10 pCt. Decort von den Leib-Renten gedeckt werden, haben aber jährlich circa 6000 Mk. Deco. mehr betragen. Wenn nun statt 9000 Actien nur 5700 ausgegeben wurden, so hätte das hohe Honorar auch vermindert und die enormen Kosten ermäßigt oder den Leib-Renten mehr decortirt werden müssen.

Die Zinsen sollten laut Plan mindestens 3 pCt. austragen; im Jahre 1827 haben sie nur 2½ und 1828 nur 1½ pCt. gebracht und seit dem Jahre 1825 ist von allen im Laufe des Jahres eingegangenen Beiträgen nie eine Zinse berechnet, sondern dieselben stets so angenommen, als wenn sie erst am 31. December jedes Jahres eingegangen wären. Vertheau hatte in seiner Erklärung zum Prospectus diese Zinsen für ½ Jahr mit 1½ pCt. in Anschlag gebracht, aber auch nur zu ½ pCt. angenommen, sind dadurch der Lontine, nach einer in der kürzlich erschienenen Beleuchtung der Verwaltung aufgestellten Berechnung circa 9500 Mk. Banco entgangen.

Bei dem einfachen Lontinen-Vertrage, wo ein jeder Theilnehmer ein Capital einlegt, um durch Zins auf Zins und Beerbung der Ster-

benden jährlich eine bessere Rente zu erhalten, als es auf gewöhnlichem Wege möglich ist, ist es zweckmäßig, die Lontine, sobald sie vollzählig ist, zu schließen. Aber bei einer Lontine, wie die Hamburger, wo 24 bis 36 Jahr lang contribuiert werden muß, sollten bis zum Aufhören der Contributions-Jahre neue Theilnehmer aufgenommen werden dürfen. Es sollten ferner die Contributions-Jahre selbst gemindert und die endliche Theilung nicht auf einen Zeitpunkt hinaus geschoben werden, der viel zu fern vom jetzigen Augenblicke und viel zu nahe beim Grabe der Wenigen alle Ueberlebenden ist, als daß diesen dann der große Zug noch so sehr wünschenswerth erscheinen könnte. Ja, indem auf diese Weise die vielen früher Sterbenden zum Vortheil der Wenigen alle Ueberlebenden benachtheiligt werden, ist das Ganze kaum etwas Anderes als eine Leib-Renten-Lotterie und eine Lebens-Versicherung zum Besten der Erben der Längstlebenden, welcher der schöne Name: Versorgungs-Lontine zur Folie hat dienen müssen.

Wie mancher wird jetzt nicht gern auf die im Plane eröffneten, aber in weiter Ferne liegenden schönen Aussichten verzichten und gern zufrieden sein, wenn er nur seine Einlage wieder hätte.

Wie mancher wird nicht den Wunsch hegen, daß eine Lontine, worin er sich so sehr getäuscht findet, liquidirt werden möchte und sich gern verpflichten seinen Einschuss und seine fernern Beiträge in ein aus dieser Lontine hervorgehendes, neues, besseres Institut anzulegen.

Da nun in Hamburg nächstens die von der Direction anberaumte Versammlung statt finden wird, so werden vielleicht viele der hiesigen Mitinteressenten eine gemeinsame Berathung, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun sei, zweckmäßig finden und es wird daher der Vorschlag gemacht, daß alle Diejenigen, welche daran Theil nehmen wollen, ihre Namen der Redaction dieser Blätter einsenden mögen. Eine Einladung zu einer Versammlung wird dann veranlaßt werden.

H.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.)

H. Daesch b. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönken, Catharinenstraße No. 26.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 20. November 1831.

Verödet ruhen die Gefilde,
Das Leichentuch verhüllt die Flur.
Der Mensch steht alternd vor dem Wilbe:
Doch ewig jung ist die Natur!

Daevet.

Der Herbst.
An meine Freunde.

Ihr Freunde, wie der Herbst aus kahlen Sträuchen
Mit leisem Flüstern schaut,
Wie höhrend er den falben Blumenleichen
Die kleinen Gräber baut!
Die Bäume jammern, daß des Nordens Flügel
Ihr glänzend Haar verdirbt;
Es klagt die Flur an ihrem Todtenhügel,
Wie Psyche hängt den Flügel sie und stirbt.
Es weht ein Hauch des Grabes in den Lüften,
Ein banges Todtengrau'n,
Wie wenn aus ihren längst verfall'nen Gräften
Im Mondlicht Geister schau'n;
Die Erde weint, daß auf des Himmels Pfaden
Woht Schwesterwelken zieh'n,
Die, ohne sich im Todeschweiß zu baden,
In ew'ger, unverwelkter Jugend blüh'n.

Ich hör', Ihr Freunde, lächelnd durch die Fluren
Des Grabes Obem weh'n,
Ich sehe still das Sterben der Naturen,
Die Mutter schlafen geh'n,
Und jauchze, daß des Todes kaltes Wehen
Nur Staub und Körper höhnt,
Daß Geister stolz durch seine Schauer gehen,
Daß uns're Liebe ew'ge Jugend krönt.

Winter.

Robert Nanteuil.

Das wahre Genie bahnt sich immer einen
Weg, wenn es auch mit großen Hindernissen zu
kämpfen hat; der rühmlichst bekannte französische
Maler und Kupferstecher Robert Nanteuil ist davon
ein sprechender Beweis. Er wurde im Jahr 1630
zu Rheims geboren. Sein Vater war in sehr
dürftigen Umständen, indeß verwandte er doch

Alles, was seine beschränkte Lage irgend gestattete, auf die Erziehung eines Sohnes, der schon in seinen Knabenjahren viel versprach. Als Jüngling verrieth er viel Scharfsinn, hatte einen angenehmen hinreißenden Vortrag und machte einige Versuche in der Dichtkunst, die Beifall erhielten, und die er gern deklamirte; auch übte er sich im Zeichnen und Kupferstechen.

Er war nun so weit in seinen Studien und in der Philosophie vorgerückt, daß er es wagen konnte, sich auf eine öffentliche Disputation einzulassen. Die Thesen, welche er in solcher vertheidigen wollte, stach er selbst in Kupfer.

So glücklich auch dieser erste Versuch gelungen war, so wollten doch seine Aeltern es schlechterdings nicht zugeben, daß er sich der Malerei und Kupferstecherkunst widmete; zuweilen kletterte er, damit ihn seine Aeltern nicht gewahr werden mögten, auf einen Baum, und zeichnete dort.

Er heirathete ein junges und liebenswürdiges Mädchen, aber auch dies neue Verhältniß, und alle andern Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, konnten seinen unverstüßbaren Hang zur Kunst nicht unterdrücken. Da Rheims der Ort nicht war, wo er sein Talent vervollkommen, noch davon Vortheil ziehen konnte, so verließ er seine Vaterstadt und eine geliebte Gattin, die er sich vor Kurzem genommen hatte, und ging nach Paris. Aber auch hier sah er sich in seinen Erwartungen betrogen; in einer so großen Stadt hält es sehr schwer, wenn man auch Talente oder Verdienste besitzt, ohne einen Beschützer von Gewicht sich bemerklich zu machen. Nanteuil, aller Hülfe und alles Schutzes beraubt, ersann endlich eine List, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Mehrere junge Abbe's pflegten sich vor der Thür eines Wirthshauses, nicht weit von der

Carbonne, zu versammeln. Eines Tages, wo sich dort außergewöhnlich viele befanden, ging er zu der Wirthin, und fragte sie: ob nicht bei ihr ein Geistlicher aus Rheims abgetreten sey?

„Unglücklicher Weise“, sagte er: „habe ich seinen Namen vergessen; aber vielleicht erkennen Sie ihn an dem Bildnisse, das ich von ihm gemacht habe.“

Bei diesen Worte zeigte ihr Nanteuil ein sauber gezeichnetes Bild, das, dem Anschein nach, wohl einem Originalbilde ähnlich seyn konnte.

Die Abbe's, die neugierig gehorcht und sich immer mehr um ihn gesammelt hatten, warfen nun auch ihre Blicke auf das Gemälde und es gefiel ihnen so sehr, daß sie ihren Beifall laut zu erkennen gaben.

„Wer von Ihnen, meine Herren, Lust hat, sich malen zu lassen“, nahm nun Nanteuil das Wort, „der beliebe es mir zu sagen. Ich bin erbötig, ihn für einen sehr billigen Preis zu malen, und ich verspreche, daß die Arbeit eben so sauber und korrekt werden soll, als dies Bild hier.“

Er verlangte, auf die nähere Erkundigung nach dem Preise eines Gemäldes, nur eine mäßige Summe, so daß sich Viele nicht allein malen ließen, sondern ihn auch an ihre Freunde und Bekannten empfahlen.

Die Bahn war gebrochen. Die Begierde, von Nanteuil gemalt zu werden, wurde so groß, daß er diejenigen, welche sich deshalb bei ihm meldeten, kaum befriedigen konnte. Er erhöhte nun den Preis beträchtlich und erwartete sich bald ein Ansehnliches.

Nun machte Nanteuil eine Reise nach Rheims; erzählte, wie es ihm in Paris ergangen sey und überredete seine Frau, ihm nach seinem neuen Wohnsitze zu folgen.

Sie that es sehr gern, und durch sein Talent, seinen Fleiß und seinen Ruf gelangte er bald zu einem solchen Vermögen, daß er keine Nahrungsforgen mehr fürchten durfte. Sobald er es so weit gebracht hatte, bat er seinen alten Vater dringend, zu ihm nach Paris zu kommen und mit ihm die Früchte seiner Kunst zu theilen. Freudig nahm der Greis dies Anerbieten der kindlichen Dankbarkeit und Liebe an und machte sich auf den Weg zu seinem Sohne. Der Wagen fuhr vor. Kaum wurde Nanteuil seinen Vater darauf gewahr, so stürzte er ihm entgegen und schloß den dürstig und fast armselig bekleideten Greis in seine Arme. Er bewies dadurch, daß er nicht bloß ein trefflicher Maler, sondern, was noch mehr zu schätzen ist, ein edler Mensch und dankbarer Sohn war. Die Zeugen dieser rührenden Scene zerfloßen in Thränen und dieser Zug erwarb ihm bei Vielen in Paris noch mehr Ruhm als sein Künstlergenie.

Nanteuil behauptete, daß es eine unumstößliche Regel gäbe, bei deren Befolgung man jedes Gesicht treffen müsse. Er sagte: „Es giebt in jedem Kopf gewisse auffallende Züge, welche man genau aufzufassen suchen muß, denn sie dienen allen übrigen zum Maasstabe; und wenn man solche erst richtig gezeichnet hat, so wird man die übrigen fast nie verfehlen.“ Es fragte ihn einst Jemand, ob er wohl eine Person, die er nie gesehen, bloß nach der Beschreibung ähnlich malen könne. „Warum nicht?“ antwortete er: „wenn Sie mir nur alle meine Fragen genau und richtig beantworten.“

Nanteuil mußte einst Ludwig XIV. in Pastell malen. Der König saß ihm, aber er sah sehr finster aus. Damit er nun eine freundlichere Miene machen sollte, fing Nanteuil treuherzig an:

„Sire! ich muß Ihnen doch einen lustigen Spaß erzählen, den ich erlebt habe. Als ich einst

vom Louvre ging, betrierte ich mich zu den Augustinern. Es war gerade im Osterfest. Der Geistliche sprach eben davon, wie die Knechte des Oberpriesters und andere Juden sich, wegen der Kälte, gewärmt hätten. Dabei machte er die Bemerkung: Ihr seht, meine andächtigen Zuhörer, daß sich der Evangelist nicht damit begnügte, die Sache bloß als eine einfache Begebenheit zu erzählen, et calefacabant se, sie wärmten sich; nein, er setzte auch, als ein scharfsinniger Philosoph den Grund hinzu: quia frigidum erat, weil's ganz gewaltig kalt war.“

Der König lächelte und Nanteuil hatte seinen Zweck erreicht.

Er hatte auch das Fräulein von Scudéri gemalt, die fast eben so häßlich als geistreich war. Sie machte an ihn darüber folgende Verse:

Nanteuil, en faisant mon image,
A de son art divin signalé le pouvoir;
Je hais mes yeux dans mon miroir,
Je les aime dans son ouvrage. *)

Er starb im Jahre 1678.

R.

Rede an trübselige Pietisten und Mystiker.

(Fortsetzung).

Es thut mir leid, daß sich hier meine Strohkranzrede nothgedrungen in eine Philippica verwandeln muß; denn die Sache ist außer allem Scherz. In der angeführten Beziehung tritt Eure Partei, wosfern sie ihre Grundsätze consequent durchzuführen gedenkt, feindlich gegen die Gesellschaft auf. Die Brautsackel und der Strohkranz, womit wir scherzten, können sich nach solchen Maximen gar leicht verwandeln in Brandsackeln und Feuerkränze, um daß Feuer der Verfolgung anzuregen und wo möglich Scheiterhaufen anzuzünden. Eine lange Reihe von Jahrhunderten

*) Indem mich Nanteuil malte, bewies er die Macht seiner göttlichen Kunst. Ich haßte meine Augen in meinem Spiegel's in seinem Gemälde aber lieb' ich sie.

hat diese furchtbare Consequenz gesehen und nur der unaufhaltbare Fortgang der Civilisation hat sie gemildert. Auf dem Standpunkte, den jetzt die Kultur erreicht hat, glaubten wir den verderblichen Grundsatz eines alleinseligmachenden Glaubens schon aufgegeben, wenigstens in der evangelischen Kirche, deren Begriff damit im Widerspruche steht. Und siehe, er tritt mitten im Lichte der Aufklärung, wie ein schwarzes Gespenst, aus den Märtyrergräbern der Vorzeit wieder schreckbar hervor! — Zwar glaube ich nicht, daß wir wieder Autodafé's und Bartholemäusnächte erleben werden, aber einzelne Beispiele zeigen doch, wohin der Eifer Eurer Zeloten führt. Uebrigens gebe ich gern zu, daß im Allgemeinen Euer Herz besser ist als Euer Kopf, und Euch, ihr guten Seelen, die ihr in stiller Frömmigkeit vor Euch hin lebt und nicht begreifen könnt wie Eure Partei zu so harten Vorwürfen kommt, gebe ich bloß noch Folgendes zu überlegen.

Es ist, bei allem guten Schein, immer eine bedenkliche Sache, seine Handlungen nicht nach der Regel der Vernunft und des Gewissens, sondern nach einem angeblichen höhern Befehl einzurichten. Wenn der Schwärmer z. B. den in der Bibel häufig vorkommenden Ausdruck, daß die Feinde Gottes vertilgt werden sollen von der Erde, für einen auch an ihn ergangenen göttlichen Befehl nimmt, so ist vor dessen Schwerdt oder Dolch kein Vernünftiger sicher. — Denn jeder Vernunftgläubige ist in den Augen des Fanatikers ein Feind Gottes. Als solche eingebildete Feinde Gottes bluteten die französischen Könige Heinrich III, Heinrich IV, Ludwig XV und der Erbstatthalter Wilhelm von Dranien unter den Dolchen Elements, Ravailles, Damiens und Balthaser Gerhards. — Carl I, König von England, bestieg das Schaffot unter Mitwirkung der frommen Puritaner, die auch in der Folge ihren Königen feindlich entge-

genstanden, indem sie, immer die Bibel in der Hand, bei jeden ihrer Schritte einen göttlichen Spruch anführten. Haben wir doch schon Beispiele gehabt, daß wahnsinnige Väter ihre geliebten Söhne opferten, weil sie sich einbildeten, der an Abraham erlassene Befehl gehe auch sie an. Wir würden nicht fertig werden, wenn wir die Reihe dieser Beispiele nach den Angaben der Geschichte und unserer Erfahrung fortsetzen wollten.

So viel ist also gewiß: nehmst du der Religion ihr vernünftiges Element, und sie wird zur Furie, die mit Dolch und Brandfackel im scheußlichen Wüthen des Wahnsinns einher tobt. — Zu dieser Behauptung liefert die ganze Kirchengeschichte den blutigen Beleg. Was soll also das Schreien Eurer Koryphäen gegen die Vernunft, gegen jedes rationale Princip? Wollen sie durchaus eine unvernünftige, eine wahnsinnige Religion? und getrauen sie sich, für die Folgen dieses Wahnsinns zu stehen? Haben nicht gleiche Ursachen gleiche Wirkungen? Der religiöse Fanatismus geht leicht in den politischen über, davon haben wir selbst in unsern Tagen auffallende Beispiele erlebt zur Zeit der sogenannten demagogischen Umtriebe. An den guten Willen der in jenen Tagen herumspuckenden pietistischen Demagogen hat es nicht gelegen, wenn nicht mehrere in die Fußstapfen des angeblich frommen (!!) Sand getreten sind; wenigstens haben sie von ähnlichen Thaten wie von gottgefälligen Werken gesprochen. Daß aber noch in diesen Tagen von manchen Frommen eine ähnliche Sprache geführt wird, davon will ich ein, schon in Brettschneiders zweitem Sendschreiben berührtes Beispiel anführen von einem Mann, den Ihr als zu Eurer Partei gehörig anerkennen werdet. Dr. Fr. W. Krummacher (in seiner Sammlung: „Elias der Thibiter nach seinem äußern und innern Leben dargestellt, Eiberfeld, 1828“) ruft seine Zuhörer durch das vorgehaltene

Beispiel des Elias zur Vertilgung aller Aufklärten und Nationalisten unter den Kirchenlehrern auf. — Nachdem er nämlich seinen Aerger ausgesprochen hat, daß die sogenannten Aufgeklärten die wichtigsten Lehrstellen in der Kirche bekleideten, während er und seines Gleichen vor dem Volke auf den Armenstünderbänken sitzen mußten, daß diese Aufgeklärten gar keinen Gott sondern nur einen Götzen hätten — zeigt er die Nothwendigkeit, zur Ehre Gottes diese Wölfe aus dem Schafstalle zu treiben, und daß ein Knecht des Herrn bei ihrer Vertilgung nicht erst Rath zu halten habe mit seinem lieben Herzen noch mit der klugen Vernunft und dem zarten Fleische. Wenn so etwas unglaublich vorkommt, höre die eignen Worte des Eifers:

„Wohlauf, ruft Elias, greift die Propheten Baals, daß keiner entrinne! Und das Volk ist bei der Hand, denn nun merken sie den abscheulichen Betrug, den diese Verderber ihnen gespielt haben. — Sie fallen darüber her — und helfen dem Mann Gottes sie erwürgen. — Diese Wölfe dürfen nicht länger in Israel bleiben, wenn die Götzentempel fallen sollen, Wie sauer dem liebenden und mitleidigen Herzen unsers Propheten diese Execution auch fallen möchte, — weil es die Ehre Gottes erforderte, so konnte er auch sein menschliches Gefühl verleugnen.“ — „Stände die Welt noch in den Tagen Moses und Elias, es würde des Schlachtens kein Ende seyn und das Blut der Baalpfaffen flösse in Strömen mitten in einer Kirche, die zwar die evangelische heißt, aber im Allgemeinen dieses Ehrennamens noch keinesweges würdig ist. Aber das Wehe schläft nur, und der Tag, der es wecken wird, bleibt nicht aus, ob er gleich zögert. Nur zu! nur zu, ihr Miethlinge auf Euern Kanzeln, und überredet Eure armen Heerden, daß sie andern Göttern opfern, als dem, den Abraham seinen Herrn

nannte und dessen Füße auf Israels Bergen rauschten. — Nur zu, ihr Herren und Damen, und über den jüdischen Bibelgott vornehm die Nasen gerümpft, und dem Götzen einer ehebretischen Modeweisheit (d. h. dem höchsten Wesen, das die Vernunft erkennt) — — ; — Ha, schon fliegt der Adler durch den Himmel und schreit: wehe! wehe! — Schon ist das Schwert gezückt, das Euch erwürgt, der Trank gemischt, an dem Ihr sterben, der Holzstoß zugerichtet, auf welchem Ihr, von Euerm Vol verlassen, als ewige Zeugen der göttlichen Gerechtigkeit und seiner heiligen Rache lodern werdet.“ — Wir versichern, daß es so gedruckt steht.

(Der Beschluß folgt.)

Geschenk eigener Art.

Friedrich I, König von Preußen, war bekanntlich ein lebendiger Soldatenfreund und fand ganz besonders Vergnügen an Leuten von ausgezeichneter Länge. Als ihn August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, 1709 in Begleitung Friedrich's IV. von Dänemark, der damals aus Italien über Dresden gereiset war, besuchte, machte er es sich zur größten Glorie, beiden Monarchen sein Garderegiment langer Grenadiere zu zeigen, für welches die längsten Leute aller Regimenter ausgehoben wurden. August, der Friedrichen sich auf alle Art zu verbinden strebte, um ihn für die nordische Allianz mit Rußland gegen Schweden zu gewinnen, benutzte dazu unter andern auch Friedrich's Liebhaberei an langen Soldaten und versprach ihm zwölf Grenadiere von seltner Länge — welche Verheißung denn auch bestens angenommen ward.

Nach August's Heimkehr aber, den damals Krieg und Geldmangel bestürmten, kam die Sache

wieder in Vergessenheit. Erst bei einem Manöver seiner Grand-Mousquetairs — denn auch August hielt auf dergleichen militärische Kabinet-Exemplare — fielen ihm die nach Berlin verheißenen 12 großen Grenadiere wieder ein und sofort ergingen an mehre Stadträthe Rescripte des Inhalts:

„Friedrich August, König und Kurfürst. Liebe getreue. Wir haben an Unsere Generalität die Ordre gestellt, daß aus Unsern Landen einige Personen von besonderer Länge ausgesuchet und angeworben werden sollen, welche Wir des Königs von Preußen Majestät, als Grenadiere zu schenken, allergnädigst entschlossen, als begehren Wir u. u.“

Welche Obrigkeiten sich nun beliebt machen wollten, suchten junge Leute, welche die Natur besonders in die Länge getrieben (sie mußten wenigstens $3\frac{1}{2}$ Ellen messen), ausfindig zu machen und zur Annahme der fraglichen Berliner Garde-Ehrenstellen — denn Zwang fand, Ehre dem Könige! nicht statt — zu bereiten. Am besten wirkte das Handgeld von — nachdem der Mann Länge und Lust hatte — 20, 30, 40, 50 und 60 Thaler. Einer erhielt 68, und ein anderer, Martin Woberau, sogar 100 Thlr., dagegen ein gewisser Hans Birken nur 7 Thaler — entweder, weil er selbst Lust zum Soldaten, oder etwa Werg am Rocken hatte, das ihm Bleiben im Lande verleidete. Sammtliche Handgelder betrugen 518 Thaler 16 Groschen.

Wo etwa bürgerliche, häusliche und pecuniäre Schwierigkeiten zu beseitigen waren, schlug sich die Generalität gern in's Mittel. So zeigte z. B. der General Wustromitsky v. Rokitting unterm 4. October 1715 an, daß ein gewisser Martin Haubold, der früher schon bei'm Arnstädtschen Kürassier-Regimente gedient, zu Meissen als Maurerlehrling sich habe aufgingen

lassen und dessen Bruder, wegen Haltung der Lehrzeit, eine Caution von zwanzig Thalern stellen müssen. Da nun der Mann jung, schön und maßgerecht sey, auch Lust habe, sich anwerben zu lassen, wenn man jene Caution wieder erstatte, das Maurerhandwerk aber sich bereitwillig erklärt habe, wenn man es, doch ohne Consequenz, zu Haubold's Losprechung durch Rescript anweise, so erging deshalb den 11. October 1715 ein Rescript an den Stadtrath zu Meissen und die Caution ward ohne Umstände bezahlt.

Natürlich war ein Duzend sächsischer Riesen nicht sofort aufzubringen, denn nicht jeder überlange Mann qualifizierte sich, amtlicher und häuslicher Verhältnisse wegen, zum Berliner Grand-Grenadier. Erst den 23. Juni 1716 konnte man drei Stück und den 15. August wieder zwei senden, welche, unter Escorte eines Ober- und Unteroffiziers der Kreisregimenter, über Hayn nach Posen gefahren und dort einem preussischen Offizier übergeben wurden. Fünf Mann kosteten an Handgeld und Löhnung, vom Tage der Anwerbung bis zu dem der Absendung, 226 Thlr. 8 Gr. 6 Pf. — Sammtliche zwölf Mann aber, mit Einschluß der Montur und Aematur, 1267 Thlr. 21 Gr. 9 Pf. — ein wahrer Spottpreis für solche Riesene Exemplare, von deren Thaten übrigens die Geschichte schweigt. Richard Ross.

* Prüfet Alles, und das Beste behaltet *).

Aus den gedruckten Bürgerconvents-Verhandlungen geht hervor, wie man jetzt ernstlich

*) Obiger Aufsatz kam richtig pr. Stadtpost zu Händen des Einsenders, der gewiß nichts Besseres thun konnte, als die Redaction des Bürgerfrds. um Ausnahme zu bitten, und hofft, es werde solches dem unbekannten Herrn Verfasser, dem für das Vertrauen freundlich Dank gesagt wird, ganz recht seyn. Freier Austausch vernünftiger Gedanken kann nur Gutes zu Tage fördern.

darauf bedacht ist, daß hiesige Feldbataillon eingehen zu lassen, und statt dessen die zum Bundes-Contingent erforderliche Mannschaft, aus den wehrpflichtigen Bürgern auszuheben.

Nach den Bundes-Gesetzen liegt es bekanntlich unserm Staate ob: eine gewisse Anzahl wohl geübtes Militair beständig in Bereitschaft zu halten. Jetzt ist die Frage: wie dieses am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen ist.

Aus dem Vorschlage der verehelichen Deputation geht die Ansicht hervor, daß die Mannschaft durch Loosung auszuheben, mit den Officieren und Unterofficieren des Feldbataillons zu versehen, etwa $\frac{1}{2}$ davon jährlich auf 11 Monat zu beurlauben, und $\frac{1}{2}$ zum innern Dienst zu verwenden wäre. Es scheint dabei die Ansicht zum Grunde zu liegen, daß es für unsern kleinen Staat nothwendig sei, ein stehendes Militair-Corps auf dieselbe Weise zu halten, wie dieses in größern Staaten erforderlich ist.

Diejenigen Einrichtungen aber, die für einen großen Staat oftmals sehr zweckmäßig sein mögen, sind dieses nicht immer auch für den kleineren Staat. So z. B. möchte es für den Unsrigen zweckmäßig sein, wenn die zum Contingente erforderliche Mannschaft, aus den wehrpflichtigen Bürgern ausgehoben, mit tüchtigen besoldeten (?) Officieren versehen, gehörig eingeübt, und überhaupt eine solche Einrichtung damit getroffen wäre, daß selbige wenn nöthig jederzeit in's Feld rücken könnte. Dabei scheint es aber nicht als durchaus nothwendig zu sein, daß diese ganz oder theilweise aus ihren bürgerlichen Verhältnissen heraus gerissen und in Casernen einquartirt werden müßten. Wir könnten also vor größern Staaten den Vortheil haben, daß in Friedenszeiten der Bürger, bei Wahrnehmung des etwaigen innern Dienstes, in seinem Verhältnisse bleiben, und auch dem Staate die enormen Kosten für Verpflegung u. s. w.

zu ersparen wären. So läßt sich leicht berechnen, daß, wenn auch die in dem Etat in Anschlag gebrachte bedeutende Summe 11000 Rthlr. für Sold der Oberofficiere, Unterofficiere nebst Music als nothwendige Ausgabe angenommen würde, die Ersparung dennoch jährlich über 15000 Rthlr. betragen könnte.

Da es die Ansicht der verehelichen Deputation ist, daß täglich nur 30 Mann Wachdienst zu leisten brauchten, so würde jedem Einzelnen des Contingents alle 14 Tage nur ein Mal dieser Dienst treffen (der noch dazu leicht auszulohnen sein dürfte). Sollte indessen aber auch dieses noch für zu lästig erachtet werden, so möchte vielleicht die Einrichtung zu treffen sein, daß die Bürgerwehr, (etwa der übrig gebliebene Theil des 4ten Bataillons) abwechselnd dazu verwandt würde, wenn auch in geringerem Maasse, z. B. in dem Verhältnisse, daß das Contingent $\frac{1}{2}$ und diese $\frac{1}{2}$ des Jahres den Wachdienst zu verrichten hätten.

* Anfrage

Einer Person, die seit der Einrichtung der Krankenlade für Dienstboten, jedesmal pünktlich den geschmäßigen Beitrag bezahlt hat — und vor einiger Zeit in einen Zustand von Geisteszerrüttung verfallen, also bedenklich genug krank geworden war, ist von Seiten der Administration dieser Anstalt (ungeachtet dieserhalb von den Herren Aerzten gemachten triftigen Vorstellung, daß das arme Mädchen durchaus ins Krankenhaus müsse) die Aufnahme verweigert, und der Herrschaft angedeutet, daß im Fall sie daselbe nicht behalten könne, sie die Kranke nach ihrer Heimat transportiren lassen sollte — Ist das recht? und zweitens, wenn wie neulich angezeigt worden — weder Cholera noch wie im oben erwähnten Falle, Gemüths-Kranke ins Krankenhaus sollen,

wie werden diejenigen, welche vermöge ihrer jedesmaligen Zahlung zur Aufnahme in dasselbe berechnigt sind, wenn sie auf die eine oder andere Weise erkranken, entschädigt?

Im Namen mehrerer Bürger.

Tages-Reflexionen.

Auch für Recht und Tugend darf man nicht mit schrankenloser Entzückung auftreten; denn selbst die Festigkeit für das Beste muß zu den Lasten gezählt werden.

Warum die Erfahrung des Einen und Andern immer für die Meisten unnütz und von ihnen nicht beachtet wird, liegt wohl darin, daß sie Dinge entdeckt, die wir nicht zu erfahren wünschen und nur nothgedrungen als etwas Unumgängliches annehmen mögen.

Fr. Wendel.

* Bei Uebersendung einer Rose
an Doris Jungblum, zu ihrem Geburtstage.

Aerostichon in Ganzenform.

Das Schönste, was ich heute,
O Holde, mir erlas in Florens Reiche,
Reich' ich Dir dar, es ist Dein treues Bild. —
In der Natur verschwifert sich das Gleiche:
Sieh', d'rum die junge Rose sanft und mild
Ich als Dein Sinnbild deute
Und bring', als Dir Geweihte,
Nun Dir sie dar. — Entülle,
Gleich sanft und mild, Dein Leben,
Bei ruhmumglänzttem Streben,
Liebliche Amuthsfülle!
Und unter duft'ger Rosen mildem Glühen
Möge' stets Dein Wiegenfest Dir schön erblühen!
Bremen, am 16. November 1831.

J. W. C.

* Subscriptions-Gesuch.

Unterzeichneter, ein ehemals katholischer Priester, welcher in seiner Heimat: Luzern in der Schweiz — von seinen Amtsgenossen um protestantischer Ansichten willen so verfolgt worden ist, daß er lieber in's Exil ging — und in der freien Stadt Bremen zur evangelischen Kirche übertrat, hat, sowohl in Betrachtung seiner nunmehrigen trüben Lage und trüben Aussicht, als auch um der längst an ihn ergangenen Aufforderung vieler, um Wissenschaft und Kirche hochverdienter Männer, in Frankreich und Deutschland und des hochwür-

digen Herrn Hauptpastors Dr. Böckel in Hamburg seine Geschichte niedergeschrieben, unter dem Titel:

„Leben und Schicksale des ehemals katholischen Geistlichen K. J. Schloßmann“.

— (circa 8 — 9 Bogen, Preis 1½ Mark.) —

Der Verfasser hofft, es sey dieses Buch eben kein unnützes Werk, absonderlich, da die ganze Geschichte, ohne erlittene Kränkungen leidenschaftlich zu vergelten, also ohne Rache, mit Einfachheit und Aufrichtigkeit geschrieben ist. Er bittet daher mit um so größerer Zuversicht Männer von Einsicht, Wahrheit und Menschenliebe um Subscription auf dieses Buch, welches spätestens in zwei Monaten vom Buchdrucker Meißner in Hamburg auf dem wohlfeilsten Wege wird versendet werden. Wenn der resp. Herr Subscribent es etwa belieben möchte, pränumerando zu subscribiren, der habe die Güte, nebst deutlicher Zeichnung des Gebers und der Gabe, dem Ueberbringer oder Sender dieser Liste den Werth zu übergeben! Es empfiehlt sich zur Subscription auf das Nachdrücklichste.

Bremen, im November 1831.

K. J. Schloßmann,
Pastor.

Daß Herr Pastor Schloßmann, der seit längerer Zeit mit Frau und Kind in der Fremde herumirret, ob er nicht endlich irgendwo Arbeit und Brod finden möge, sehr verlassen und hilfsbedürftig ist, bezeuge ich auf sein Verlangen; so wie ich zugleich gern versichere, in seine Kenntnisse und Gesinnungen, nicht weniger in seine ästhetische Bildung und Darstellungsgabe das Vertrauen zu haben, sein oben angekündigtes Buch werde den Leser nicht ohne mannfaches Interesse lassen können.

Von Herzen wünsche ich ihm auf allen Seiten die kräftigste Unterstützung.

Bremen, 16. Nov. 1831.

Dr. J. H. V. Dräseke.

Der Verfasser der oben erwähnten Schrift ist den Lesern des Bürgerfreundes als Peregrinus bekannt. Derselbe gab mir die beiden ersten Bogen des angekündigten Werks zur Einsicht, und ich bin fest überzeugt, daß — wenn das Ganze so ruhig, offen und treu gehalten ist, die Beförderer desselben, neben dem Bewußtsein einer Wohlthat, in Besiz eines — zur Würdigung und Beleuchtung des Zeitgeistes und seiner Widersacher dienenden — reichhaltigen Themas gelangen werden.

Gern erbiete ich mich zur Annahme von Subscriptionen.

A. Daevs.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 24. November 1831.

Und dennoch zaget nicht, noch Unberührte!
Wo auch die düst're Vöwin raubt,
Und Manchen schon zur finstern Höhle führte;
Ihr eignet nicht ein jedes Haupt,

Nicht Jeder ist ihr Auserkornen;
Sie steht in eines Höhern Macht,
Der bindet sie, noch eh's der Mensch gedacht! —

Die furchtbare Fremde.

Von Ph. H. Weidker.

Dort über Asiens Gewässer
Zog stumm daher ein riesiges Gespenst.
Du Blässer, Deine Wange wird noch blässer,
Wenn Du die Wandlerin erkennst! —
Sie kam in Nacht. Im grauen Dämmerseine
Schleppt sie durch's Meer ein langes Leichentuch;
O, zitt're, Sterblicher! Verzagter, weine!
Auf Gräbern schläft sie; menschliche Gebeine
Ihr Bett! ihr Kissen sind die Leichensteine;
Ihr Schlummerlied — der Menschheit Fluch!

Die heiße Zone mit den gift'gen Flammen
War ihre Mutter; ihr Erzeuger ist
Der Krieg — der tolle Tiger! — der zusammen
Die Schuld und Unschuld würgt, den Segen frisst;
Es waren tausend Laster ihre Ammen;
Sie lebt vom Blut und von der Kön'ge Zwist. —

Und das Gespenst mit fahlem Grabgewande,
Jahrhunderte schon ist es alt,
Und wechselt immer Namen und Gestalt.
Es schlug die Völker einst im heil'gen Lande
Als Todesengel dort, und Alles fiel;
Verderblich schlich's im afrikan'schen Sande
Und stürzte Leichen in den Nil;
Mit off'nem Mord ihr grausenhaftes Spiel
Trieb die Vernichterin an Hellas Strande
Und grub ein ungeheures Todtenfeld.
Sie hauchte Gift in's Reich der Apenninen,
Und hatte sich mit regungslosen Mienen,
Als schwarzer Tod, auf deutsche Flur gestellt
Und schritt bis an den Ocean der Welt.
Und ließ sie sich am großen Länderkreise
Zuweilen auch in jüngern Tagen seh'n,
Sie fragte nie: „Bist du bereit zur Reise?
Und magst Du gern zum Schattenreiche geh'n?“
Sie fragte nie: Wer ist der Weise,
Wer ist der Thor? Auf welchem Gleise

Schritt er, und wie wird er vor Gott besfeh'n?"
 Sie brach die Sanduhr und sie ließ vom Thurme
 Der Glocken plögl'ches Gewimmer weh'n,
 Und ging seit je, das gräßlichste Phantom,
 Die schnellste Bürgerin, am Zeitenstrom!

Nun kam sie wieder, wo die Wolga flutet,
 Und dort, wo freheitskühn ein edler Kar,
 Allein und jeder Hülfe bar,
 In heißen Tagen der Gefahr,
 Vor schlafenden Nationen blutet
 Aus tausend Wunden! — nicht entmuthet
 Dort mitten in der Dränger Schaar!
 Und mit dem Himmel still berathen,
 Als Dienerin vom Weltgericht,
 Schwang sie mit ihrem Leichenangesicht.
 Sich heulend über die Carpathen,
 Und kehrte schwarz und stumm;
 Und späht nun weit herum
 Zu mähen neue Todesfaaten.

Bist Du vielleicht die ernste Nemesis
 Der Zeit — Du Pilgerin der Finsterniß,
 Auf langen Leichenäckern, voll vom Raube? —
 Wohin nun endlich, ach, wohin,
 Des Todes rasche Schnitterin,
 Mit Deinem Kranz von dürrer Thränenlaube?

Auf einem Felsenriff an Preußens Meer,
 Die bleichen Opfer alle um sich her,
 Sigt sie des Nachts und blicket nach den Dünem
 Und hin nach Welschland, mitleidleer. —
 Was wollt ihr mit dem vorgehalt'nen Speer
 Und mit dem Kirchgeläute, dumpf und schwer?
 Wo sind die Mächtigen, wo sind die Bühnen?
 Wer kann die Zürnende versöhnen? —
 So vor dem Kreuze, wie vor'm halben Mond,
 Vorüber zieht die fürchterliche Fremde,
 Hin, wo der Grebler und der Heil'ge wohnt,
 Und schüttelt aus dem langen Todtenhemde
 Den heißen Fieberschmerz
 Auf Stadt und Dorf und Hütte,
 Und zielel schon, mit zweifelhaftem Schritte,
 Auf Deutschlands banges Herz.

Und wer wird jener Schar, die schweigend hüfte
 Im kalten Leichentuche schon.

Den Zorn der Lebensfeindin aus der Wüste,
 Versallen noch? — Gefährten, ach, wer grüßte
 Nicht gern noch lange dieses Licht? — Entflohn
 Einmal der Welt, lehrt nimmermehr der Todte!
 Und, „Nimmerwieder!“ drückt mit Zentnerlast,
 Und bei des kurzen Lebens Stundenhaß
 Entseztlich ist der schnelle Sterbebote!

Beglückt des Todten stiller Ueberrest!
 Doch fürchtbar, wenn das Theure Dich verläßt
 Und wenn Du einsam kichst am Grabeschlunde!
 Schling' Dich, o Gattin, an den Gatten fest
 Und häng' an dem geliebten Munde!
 Wie lange noch? — und an ihr Herz gepreßt
 Hält ihn die Feindin in der bösen Stunde,
 Die Feindin, die nicht bloß das Trauerreiß
 Hinreicht dem lebensmüden Greis.

(Der Beschluß folgt.)

Der dumme Hans.

Man sagt immer, das Glück sey blind.
 Daß es auch taub sey, mag Folgendes beweisen.

Vor etwa 40 bis 50 Jahren, wo an Dresdens literarischem Himmel die Namen Abelung, Becker, Berger, Canzler, Daßdorf, Hasche, Hauswald, Körner, Langbein, Neumann, von Racknitz, Winkler u. s. w. als helle Sterne glänzten, glänzte auch ein längst verstorbener, genialer, aber armer Gelehrter, der stets mit Frau und Kindern darbt, ja nicht selten hungrig zu Bette ging, weil ihm die Gabe fehlte, mit seinem Pfunde gehörig zu wuchern.

Einst in der größten Noth, als er, von häuslichen Entbehrungen und harten Gläubigern fast zur Verzweiflung gebracht, mit Frau und Kindern sich verachtet, was endlich noch aus ihrem unübersehbaren Elende werden sollte, schickt ihm ein pfiffiger Lotterie-Collecteur ein Loos zur letzten Klasse der Dresdener Lotterie, die eben gezogen werden soll, und schreibt: „Blind ist das Glück, aber vielleicht nicht taub. Sie

sind ein trefflicher Dichter. Nehmen Sie dies Kaufloos, das einzige, welches mir von zweihundert liegen blieb. Sagen Sie die blinde Fortuna um ihre Gunst dazu an. Wickeln Sie das Loos in ihre Verse und was gilt's! — morgen wird gezogen — die Blinde beweist Ihnen, daß sie nicht auch eine Taube sey. In Hoffnung Ihr Loos mit der größten Schrift bald in den Listen gedruckt zu sehen, Ew. u."

Der Arme — was soll er thun — den Hoffnungstern untergehen lassen, der ihm so sonderbar aufgeht am Horizonte des Lebens? — Er berathet sich mit der ganzen Familie. Alle wünschen das Loos behalten zu können — aber — es kostet mehr Thaler als Groschen im Hause sind — und doch — das Glück aus den Händen geben? — Wenn das Loos einen großen Treffer erhielte — die Nummer hat man nun einmal gesehen und gemerkt.

Es ist aber nun einmal nicht möglich, das Loos zu behalten.

Siegele es ein! — spricht die Frau.

„In solchen Fällen muß man die Hand über's Herz legen!“ der Mann und zieht dabei die alte, silberne Taschenuhr, ein väterliches Erbstück, der Familie Liebling, den man in aller Noth mühsam erhalten. Er aß und trank ja nicht, wies freundlich die Stunden überstandener Noth und war oft schon in Krankheit nächtlicher Tröster gewesen.

Die Uhr — nein! davon konnte man sich nicht trennen — und doch — wenn man mit dem Loose das Glück aus den Händen gab.

Darüber gingen Weib und Kind sorglich zu Bette, nicht so der Vater, welcher zwar das Licht auslöschte — denn man hatte nur eins — aber an's offene Fenster sich setzte, den rechten Arm zur Sorgensäule machte für sein graues Haupt und die ewige Nachtlampe der Liebenden

und Leidenden, den Vollmond, um guten Rath fragte.

Nicht zehn Minuten, da sprang er auf, holte die Schreibtafel, welcher er gewöhnlich seine Verse vertraute, und schrieb:

An die blinde aber gewiß nicht auch taube Madame Fortuna.

Bist Du im Spiel bei diesem Spiel,
Ach, laß mich doch gewinnen viel!
Begehrend nimmer Freud' und Spiel,
Will ich's zu einem edlern Ziel —
Für Gläubiger und Weib und Kinder —
Damit ich, längst im Lebenswinter,
Ob bald, doch ruhig sterben kann,
Als sorglicher Vater, als ehrlicher Mann.

Nachschrift.

Die Verse könnten besser seyn,
Fast will der Dichter drob sich schämen.
Du wirst's wohl so genau nicht nehmen.
Ach, geh' auf mein Supplikchen ein!

Als war' ein Stein ihm von Herzen, legte der Supplikant sich nun zu Bette, träumte von Lotterielisten und Geldsäcken, stand hoffnungsvoll auf, schrieb das Nachtlied niedlich ab, wickelte darein das Lotterie-Loos und gab es seiner Frau mit den Worten:

Lies! und hast Du noch Muth zum Fortschicken, meinethwegen, so behalt' ich die Uhr!

Das ging über die Kräfte eines Weibes, deren Herz in der Regel den haltbarsten Grund hat für den Anker der Hoffnung.

Trag' sie fort, eh' die Kinder aufstehen; ihre Thränen könnten unser Glück hindern. — Damit küßte die Arme das väterliche Erbstück, welches, werthlos vor Alter, leicht an Silber, kaum ausreichen konnte, das Loos zu erringen.

Den pickenden Liebling in der Tasche, ging mit schwerem Herzen der Vater fort. Binnen einer halben Stunde hatte er statt der Uhr das Loos. Punkt acht Uhr begann die Ziehung. Dort wollte er, eh' er heimkehrte, hocken. Wer

weiß, wie schnell die blinde Madame eine beifällige Resolution gab auf seine poetische Supplik! Und war dieß, so konnt' er gleich wieder die Thränen trocknen, die ihm, das war zu erwarten, aus der Kinder Augen entgegenfließen würden ob des großen Verlustes.

Die erste Nummer — die erste Niete — sein Loos. — Der Arme!!! — Jammer in Herz und Haus — ihn zu schildern, versagt die Sprache den Dienst.

Viele der oben genannten Gelehrten Dresdens hielten in der damaligen, noch jetzt bestehenden Harmonie alle Wochen ein fröhliches Mahl, an welchem auch jener Arme gewöhnlich als Gast, bald des Einen, bald des Andern, Theil nahm; denn was ihm das Schicksal an Geld und Gut versagt, hatte es ihm zugelegt an Wis und Laune.

Mit beiden aber wollt' es nicht fort bei'm nächsten Gastmahle nach jener heillosen Niete, und man schraubte ihn deshalb so lange, bis er endlich die Uhrgeschichte erzählte, schließend mit dem Impromptu: Wer trauet der blinden und tauben Gans Der jüngst ich vertraut, ist ein dummer Hans.

Und wer meint, er hätt' klüger gehandelt als ich, Der werfe den ersten Stein jetzt auf mich! Na, hab' ich auch's Uhrchen nicht mehr in der Tasche, Doch schneid' ich deshalb kein grämlich Gesicht, Bei Euerm perlenden Gold in der Flasche Bemerk' ich den Mangel der Fehlenden nicht.

Man stieß an, ließ hoch die gute Laune des dummen Hanses leben und in manchem Becher mischten sich Thränenperlen mit Flaschengold.

Binnen acht Tagen gab's wieder Harmonie-Diner. Der geistvolle dumme Hans war diesmal Gast des verstorbenen Hofraths Dr. P — l, und als er die Serviette hob, lag eine goldene Uhr auf einem Zettel des Inhalts:

Was Fortuna, die blinde und taube Madam, So grämlich dem dummen Hanse jüngst nahm, Das stellet die Freundschaft — wie fühlt sie ihr Glück! —

Mit Freuden dem dummen Hanse zurück.
Richard Roos.

Nede an trübselige Pietisten und Mystiker. (Beschluß.)

Ich bin überzeugt, meine Zuhörer, daß die wenigsten von Euch diese fanatische Wuth billigen werden; aber Ihr seht doch, wohin Eure Grundsätze führen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß einem solchen Fanatismus nicht beizukommen, weder durch sittliche noch durch bürgerliche Geseze. Jene weiß derselbe zu umgeben durch das Vorgeben: Handlungen, zur Ehre Gottes unternommen, dürfen nicht nach der gewöhnlichen Norm der Moral beurtheilt werden; diese aber weist er zurück mit dem an sich verehrenswerthen, aber in seiner Anwendung sehr schwierigen und oft mißbrauchten Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Was wollen wir machen, wenn ein Schwärmer den Gott, den wir verehren, für einen Götzen erklärt und sich nun auf 5 Mose 15. beruft, wernach ein solcher Götzendienet erwürgt werden soll.

Wir hätten demnach wohl Grund genug, Euch die, den Rationalisten gemachten Vorwürfe, daß ihre Grundsätze gefährlich wären, zurück zu geben; aber wir unterscheiden dabei die Personen von ihren Grundsätzen und sind überzeugt, daß die Meisten von Euch selbst erschrecken werden, wenn ihnen ganz klar wäre, wohin ihre Maximen führen.

Eure Frömmigkeit, Ihr Lieben, wollen wir Euch gern lassen; nur geben wir zu bedenken, daß die Frömmigkeit nicht besteht im Kopfhängen, Beten, Singen und Schelten auf die arge Welt sondern in der Verbindung eines ächt religiösen

Sinnes mit wahrer Sittlichkeit. Wo die guten Handlungen fehlen, da ist keine Frömmigkeit sondern eitel Frömmerei d. i. nur die äußere Maske der Pietät. Wenn wir Andern nicht so viel beten als Ihr, so scheltet uns deshalb nicht als Gottlose, sondern bedenkt, daß diejenigen Hofleute, welche ihrem Regenten immer in den Ohren liegen, seine Macht und Weisheit unmaßig erheben, ihn mit Bitten bestürmen u. s. w. gerade nicht die besten Unterthanen sind, sondern diejenigen Bürger, die ihre Pflichten geräuschlos erfüllen und den Staatszweck zu befördern suchen. Leicht ist hiernach die Frage zu entscheiden: welche Menschen die besten Unterthanen Gottes sind. — Wenn unserm Beten eine andere Absicht zum Grunde liegt, als die, durch die Erhebung des Geistes zum Urquell alles Schönen und Guten uns zur Ausübung unserer Pflicht zu stärken, und durch die Vorstellung der Heiligkeit und Majestät des Gesetzgebers uns für das Sittengesetz so zu begeistern, daß wir rüstig und unverdrossen an den Zwecken der Menschheit arbeiten mögen, so ist es verwerflich, wenigstens zwecklos. Daher werdet ihr uns verzeihen, wenn wir nicht einen Heiligen erblicken in Jedem, der die Augen verdreht, die Hände kreuzt und Gebete murmelt. Seyd ihr keine Gleisner, so beweist es durch Gesinnungen und Handlungen der Liebe! — verdammt nicht, und wir wollen Euch auch nicht verdammen, sondern, wie verschieden auch unsere Meinungen sind, Euch brüderlich umarmen. Seht Ihr uns auch für Böllner und Sünder an, so macht es wenigstens nicht wie jener Pharisäer in dem bekannten Gleichnisse Jesu, sondern bedenkt, daß dieser, unser Herr und Meister, die Böllner und Sünder nicht von seinem Umgange ausschloß. — Somit Gott befohlen: *Dixi et salvavi animam meam.*

Offenes Sendschreiben

an die Majestät des Königs

Friedrich Wilhelm

des Dritten.

Vielleicht liest Du unter den deutschen Fürsten noch den biedern allg. Anzeiger der Deutschen und so auch, was Dir noch Niemand gesagt hat, über die mögliche Minderung der Choleraopfer in Deinen sonst so blühenden Landen.

Laß Dir den Menschenverlust nicht in verjüngtem Maasstabe — „so und so wenig vom Tausend hier und da“ — herabstimmen, um ihn kleinlich vor Deinen Augen erscheinen zu lassen. Der Großhändler berechnet die Kleinigkeit der Epesen nur pro Mille, aber einem so menschenfreundlichen Landesvater, wie Du, geht der abwendbare Verlust eines einzigen Deiner treuen Unterthanen tausendfach zu Herzen.

Was ist des Römerkönigs August, was die des vierten Heinrich's Liebe zu ihren Unterthanen gegen die Deinige!

Erkenne aus den fürchterlichen Sterbelisten, daß Deine Aerzte vielleicht Mancherlei können, nur heilen nicht. Hätten sie bestimmten Gehalt für diese Epidemie, mit dem Verbote, keinen Sold für Kuren annehmen zu dürfen (das ganze Land würde die Gehalte gern aufbringen und ich selbst, ein Ausländer, steuerte willig dazu) — wärellich ihre schädliche Dienstflissenheit würde erkalten und der Kranken viele würden leben bleiben.

Auch die theure, die Städte bedrückende Darreichung der vielen tödtlichen Werkzeuge aus den Apotheken würde aufhören, hätte das Land wohlthätige Homöopathen, die nur vom Gesunden der Kranken leben, ohne ihre Arznei anzurechnen, und nicht nach dem Tode Rechnungen den betrübten Angehörigen bringen.

Aber Du, am Leben und Wohlsyn Deiner Unterthanen Deine einzige Freude findender, großer Fürst! Du hast, leider keine, oder fast keine Homöopathen (wahre Heilkünstler) in Deinen, freie Thätigkeit der Geister sonst so musterhaft begünstigenden Staaten.

Deine medicinischen Gewalten alter Kunst haben sie möglichst erdrückt, fürchtend, von ihnen verdunkelt zu werden.

Laß sie nicht erdrücken, menschenfreundlicher Monarch! die Mit- und Nachwelt wird Dich dafür segnen und Dein theilnehmendes Herz Dich dafür belohnen!

In tiefster Ehrfurcht, die nur dem an Tugend ausgezeichnetsten Könige gebührt, schrieb dies
Samuel Hahnemann.

Stöthen, den 7. Nov. 1831.

(Allgem. Anzeiger der Deutschen.)

Eine Damenmode vor 80. Jahren.

Eine der frappantesten Moden vor 80 Jahren ungefähr, d. h. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, war die Amazonenkleidung der Damen. In Prosa und Versen finden wir sie geschildert und in Bildern und Bignetten aufbewahrt. Als poetische Schilderung zeichnet sich die von Zacharia aus *). Er schreibt das

Amazonengewand mit hellem Grüne gefärbet;
Schimmernde Schleifen voll Lahn und dicke goldne
Trobden

Bittern vorn auf der Brust und streuten Strahlen
in's Auge.

Einen gebieterischen Hut mit einer schimmernden
Feder,

Wie ihn Jünglinge tragen, die an den Ufer der
Saale

Oder der teimichten keine stolz ihre Freiheit beschützen.

Einen Damenkopfschmuck und der eines Studenten war also ziemlich gleich: ein dreieckiger Hut. Der dritte Gesang, dessen Dichter uns

*) Im Phaëton 2. Gesang.

jene Mode so ausführlich schildert, bemerkt dies auch noch ausdrücklich:

Selbst das schöne Geschlecht ist halb zu Männern
geworden.

Hüte schmücken den Kopf, und Amazonenhäute,
Oft zu zerrissenen Hemdern, geh'n auf den Dörfern
in Scharen.

Es hing diese Mode genau mit einer andern zusammen. Alle jungen schönen Damen wollten reiten oder fahren, d. h. selbst den Kutscher machen. So singt die genannte Quelle deshalb: Das die Schöne zu Wien auf leichtem Pferde dahinfliegt,

Von dem lauten Geschrei des Volkes begleitet,
Hab' ich nun leider gesehen. Doch soll ich auch noch
erleben,

Daß, wie die Helden der Alten, die Dame selber
sich fährt!

Statt unserer eleganten Cabrioletts und dergleichen hatte man damals mit Schnitzwerk überladene Phaëtons:

Eine verguldete Muschel formirte den Kasten,
und hinten

Ragt' aus der Muschel ein Mohr, mit einem silbernen Turban,

Welcher einen Sonnenschirm hielt, mit Trobden und Franzen;

Ein neumodischer Himmel, der prächtig die
Fahrenden deckte.

Purpurne Räder mit Laubwerk durchflochten
und leicht wie die Räder

An den Wagen Neptun's, von Wasserpferden gezogen,
Werden im glänzenden Sande die Spuren nicht zeigen.

*r.

* Fragmente.

Um Ersparungen zu machen, soll das vierte Bataillon der Bürgerwehr an die Stelle des Feldbataillons treten. Dabei ist die Frage aufgeworfen: ob die Musikanten beibehalten oder abgeschafft werden müßten. Zum Grunde der Weibehaltung ist angeführt, daß sie verheirathete Leute

wären und daß das Publikum sich sehr an Musik gewöhnt hätte ic.

Wir erlauben uns unsere Ansichten über die Bürger u. s. w. hier auszusprechen. In Copenhagen, Amsterdam ic. muß außer den Eingebornen jeder Fremde, der ein Jahr in diesen Städten ist, mit unter die Bürgerwehr treten und namentlich in Amsterdam auch die Wachen beziehen. Diese Maaßregel dünkt uns zweckmäßig zu sein, um hier auch eingeführt zu werden. Hiesige und fremde Arbeiter, sei es an Comptoiren oder Werkstätten würden dadurch gleichgestellt. Die Mannschaft bezieht die Wachen wie die Reihe an sie kommt. Stellvertreter dürfen dabei nicht stattfinden, sonst gerathen wir wieder in die Zeiten der Bürgerwachtmänner. Besoldung erhält die Bürgerwehr erst von dem Tage an, in dem sie auf den Kriegsfuß gestellt — nicht wie es wohl heißt: gesetzt — wird. Wenn alle Tage nur 30 Mann aufziehen, so kommt der Einzelne etwa des Jahres 12 Mal auf die Wache.

Die alten Bürger haben in den Kriegsjahren die Wachen öfterer und unentgeltlich bezogen und müssen, wenn das 4. Bataillon ausmarschirt, es wieder thun; deshalb können sich die jungen Leute dies auch gefallen lassen, da überdem diejenigen nur darunter leiden die sie im Brote haben. Landleute müssen ihren Wachtdienst außer der Saat- und Erndtzeit verrichten. Die Musik muß beibehalten werden, weil sie ein Sporn zur Aufmunterung ist. Bei ihrer Annahme wird ihnen indeß gesagt, daß, wenn das Bataillon auf den Kriegsfuß tritt, keiner den Abschied fordern kann, damit diejenigen die Anlage zum Rannensieber haben, sich zum Nachtheil von Männern nicht unter die Musik einschleichen können.

Die Errichtung eines Fonds zur Besoldung in Kriegeszeit dienend, ist zweckmäßig und gut, er erleichtert die bösen Kriegsjahre.

* Offene Zurechtweisung.

Im hiesigen Unterhaltungsblatt vom 19. Nov. befindet sich ein Aufsatz unter der Rubrik: „Communio“, dessen Absicht von jedem Unbefangenen leicht zu erkennen ist, und dessen Motive ein eben nicht reines Licht auf den Verfasser zurückwerfen. Es bedarf keines Geistlichen um die dort aufgestellte Frage zu beantworten. Jeder Unbefangene, mit gesunder Vernunft Begabte, ist im Stande dazu. Deshalb diese Zeilen nur für den Einsender.

„Darf die Communio ausgesetzt werden, wenn ein Fremder den Wunsch äußert einer Predigt beizuwohnen?“ — so lautet ohngefähr die Frage, die an und für sich keiner Beantwortung werth wäre, wenn sie nicht bezugsweise aufgestellt schiene.

Es läßt sich erwarten, daß es ein ausgezeichnete Mann seyn muß, der einen solchen Wunsch äußert, und wieder läßt es sich erwarten, daß es ein eben so ausgezeichnete Redner ist an den der Wunsch ergeht. Wenn nun schon mehrere Tage vorher die Bewilligung des ausgesprochenen Wunsches bekannt ist, wenn der größere Theil der Communicanten freiwillig zurücktritt so mögte dies schon als Antwort genügen. Wenn aber ein Mann von dem das Loos mehrerer Missionen Erdenbürger abhängt, die Gelegenheit sucht aus dem Munde eines der ausgezeichnetsten Religionslehrer die Wahrheit zu hören, so mögten die wenigen Communicanten, als ersten Beweis der Menschenliebe, sich gern einige Tage länger vorbereiten.

Freimund.

* Wenn das Pferd weg ist, bessert man den Stall.

An der Hamburger Lebensversicherung-Anstalt nehmen viele Antheil: jetzt, da diese Anstalt auf schlechten Füßen steht, wird es den Theilneh-

mern deutlich, daß sie durch Sternen- und Städte-
messer hinter das Licht geführt sind.

* Antwort wegen des Krankenhauses.

Wer sich Anwartschaft auf ein Krankenhaus
erwirbt, wo heilbare Kranke aufgenommen
werden, hat keine Ursache sich zu beschweren
und kann sein Geld nicht zurück fordern, wenn,
er mit einer unheilbaren Krankheit befaßt, nicht
aufgenommen wird.

* A n z e i g e.

Ein Häuser-Agent d. h. nach der Analogie,
der Thran-Agenten u. Ein Mann der sich mit
kaufen, mietben, verkaufen und vermietben der
Häuser beschäftigt, mußte mit Unrecht viele Häuser
empfohlen haben, denn er sagte in seinen öffent-
lichen Anzeigen: „dies Haus kann ich mit
Recht empfehlen“.

* A u s n a h m e.

Auf Verfälschung von Documenten u. s. w.
ist die Strafe in Frankreich Ausstellung am
Pranger, Brandmark und Galeere. Minister
scheinen davon ausgenommen zu seyn.

* Der Schönheit und Bescheidenheit, bei Uebersendung des letzten Bürgerfreundes und des letzten Weilsens.

Am 23. November 1831.

Acrostichon durch angehängte Normal-Form

Es ward beim Dichten der Ganzzone
Langstilig ein Vergleich geschäft,
In Rosa-Prunk auf Flora's Throne
Sie sink statt Deiner hingesezt. —
Es ist geschehen, und mag gelten
Kämpft jenes Aug' in blöder Sicht;
Raubt doch Dein Bild so schön als selten
Auch selbst der blasse Reiz Dir nicht.

Gaubigen geben dich am Fluß
Erwidrung dem Kanonengruß.

* An Doris Jungblum.

Am 16. November.

Von F. M.

Ob auch in Florens Gaine,
Biel schöne Blumen blühn;

Ich kenne dennoch Eine,
Die Allen vorzuziehn.

Denn Diese, die ich meine,
Die heute feiert mein Lieb,
Ist von den Blumen keine,
Die morgen schon verblüht.

Schon zwanzig Jahre flossen
Im Horen-Tanz dahin,
Seit einstens heut entsprossen
Die Blumenkönigin.

Und lieblicher entfaltet
Sie sich noch jedes Jahr
Sie, die so hold gestaltet
Wie Flora selber war.

D'rum zieh' — der Myrth' und Rose,
Dem schönsten Nelkenstör,
Dem Weilsen in dem Moose
Die schön're Blume vor!

Doch wie die Blume heißet? —
Die heute einst erblüht,
Die feiernd heute preiset,
Mein schwaches, schwaches Lieb?

Das will ich laut verkünden:
In Florens Heilighum,
Ist einzig nur zu finden:
„Schön' Doris — schön' Jungblum!“

S y l b e n r ä t h s e l.

1. 2. 3. 4.

Die Ersten hat die ganze Welt,
Denn sie sind Jedem angeboren.
Weh' dem, der später sie verloren.
D'rum Jeder auch gar viel d'rauf hält.
Ja, manches lect're Exemplar,
Obschon — das ist wohl zu ermessen,
Es kein Organ besitzt zum Essen,
Vom Herrn gefüttert wird sogar.

Die Letzten sind — mit einem Worte —
So eine, Deutschland fremde, Sorte
Von Münzen, die wohl oft man nennt,
Und doch der Tausendste nicht kennt.

Den ersten Weiden dedicirt,
Ist's Ganze schlecht accredittirt.
Allüberall, sogar bei Hunden.
Ein' Art von Weisheit, die gern strahlt,
Wahrscheinlich ward damit bezahlt
Zuerst von dem, der es erfunden,
Und noch der Weisheit es gebührt,
Die selbst oft Weise irre führt.
In Wort und That ein heillos Ding,
Darf's, ungerochen, Niemand dulden,
Er thät es denn etwa verschulden,
Und dann mit Recht er es empfing.

Richard Noos.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands- Urkunden der Stadt Bremen.)



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 27. November 1831.

Und Gott ist groß! und mächtig, riesenhast
Ist die Natur, und wirkt und kämpft und schafft,
Nur wer in Schreckenstraum verloren,

Schon früh in eitler Furcht erschlaft,
An sich verzweifelt und an Gottes Kraft, —
Dem wacht umsonst der Wächter an den Thoren!

Die furchtbare Fremde.

(Beschluß.)

Du gute Mutter, steh! im Abendrothe
Spielt noch Dein Kind. Weh, wenn sie morgen fast
Den holden Raub, und wenn, Du Schmerzbedrohte,
Dein engelschönes Kind erblaßt!
Ihr Ketternwonnen, frischbekränzte Bräute,
Seyd Ihr auch ihre Beute,
Verarmter Jugendhafter, starrt empor
Dein trostberaubter Blick und rangen
Sich Deine Hände wund? und fand kein Ohr
Dein Angstschrei droben, wo die Sterne prangen? —
Schon naht die Furchterliche deinem Thor,
Schon ist sie zu dem Nachbarhaus' gegangen
Und reißt den Sohn — o seht die blassen Wangen!
Den schönen Jüngling, von des Vaters Brust,
Des Vaters Glück und seines Alters Lust!

Was winselt dort? — der freundliche Gefährte
Des Menschen ist's, der treue Hund,

Den Tage lang nicht Trank noch Speise nährte;
Er scharrt den Hügel eines Grabes wund,
Und lauscht auf des Gebieters Worte
Und harret seiner Wiederkehr;
Doch dessen Schlaf ist eisenschwer! . . .
Da läuft er heulend zum verlass'nen Orte
Und horcht am Haus; doch regt sich keine Pforte
Und keine Ampel brennt des Abends mehr!

Wer flieht, wer schleicht, wer wimmert durch die
Straßen

Gepreßt von Seufzern ist die Luft;
Sie sind getrennt, — die froh zusammen saßen!
Die Särge donnern in die hohle Klust.
Halb voll Lebend'ger, halb voll Moderduft,
Voll Knieender auf jungem Gräberrasen,
Ist bald die Stadt nur eine ideo Gruft,
Nur eine Wüste, wo die Stürme blasen.
Stellt euern Zug, ihr Leichengeier, ein,
Ihr tragt den Tod in unser Land herein! . . .

Rehr' um, Du Wand'rer! Statt der grünen Reiser
Steckt dort ein schwarzes Panner; warnend hängt
Das Zeichen da; verschlossen sind die Häuser,
Wo die Verfolgerin die Blüthen fengt,
Und Rosen knickt und zu dem Moder mengt.

Und dennoch zaget nicht, noch Unberührte!
Wo auch die düst're Löwin raubt,
Und Manchen schon zur finstern Höhle führte;
Ihr eignet nicht ein jedes Haupt,
Nicht Jeder ist ihr Auserforner;
Sie steht in eines Höhern Macht,
Der bindet sie, noch eh's der Mensch gedacht! —

Nicht Dich allein nur, Armgeborner
Hat sie mit gift'gen Flammen angefaßt;
Ihr Raub ist auch der schweigerische Reiche,
Sie nimmt auch eine Fürsten-Leiche; —
Sie tritt auch in den Prunkpallast,
Und wo sie jubeln, wo sie lachen,
In's Feldherrnzelt, durch alle Wachen
Seht sie, ein ungebet'ner Gast,
Und zündet Fieber an in Leib und Hirne
Und malt den Tod auf eine stolze Stirne!

Schon näher ruft's: „Sie kommt! Sie kommt!“
Ihr edlen Söhne, Mütter, Töchter, Väter,
Ihr, denen noch das süße Leben frommt, —
Und saht Ihr nicht? sie sucht, wohin sie kommt,
So gern, auf einen Wink von Dem im Aether,
Der Mäßigkeit entnerzten Uebertreter,
Das feile Bett der geilen Schwelgerei,
Und packt den reifen Mißethäter,
Den fluchbelad'nen Vaterlandverräther,
Und schlägt des Zechers wüsten Kelch entzwei;
Und schonet noch den arbeitsamen Beter
Und geht am Haus der Sittsamkeit vorbei!

Vertraut auf Ihn, von dem schon sagen
Jahrhunderte! — Nur Muth und Hoffnung tragen
In starkem Schuß ein schönes Wunderhorn.
Trinkt froh daraus den frischen Lebensborn,
Und fühlte im Herzen neue Pulse schlagen,
Und glaubet an die Wunderthätigkeit
Des Augenblicks! — — Das herbe Leid,
Den fürchterlichen Sturm der Zeit
Hat oft ein einz'ger Augenblick beschworen! . . .
Und Gott ist groß und mächtig, riesenhaft
Ist die Natur, und wirkt und kämpft und schafft.

Nur wer in Schreckenstraum verloren,
Schon früh in eilter Furcht erschlaft,
An sich verzweifelt und an Gottes Kraft, —
Dem wach umsonst der Wächter an den Thoren!

Ja, der Allmächt'ge, der erbarmend steht
Im Lichte dort, hoch über allem Volke,
Und dessen Liebe durch die Himmel weht,
Er sieht herab; — und Euer Angstgebet,
Ihr Millionen, bringet durch die Wolke.
Er stellt sich auf des Unglücks finst're Bahn,
Mit seiner Hand Euch schirmend zu umfahn,
Und fesselt sie, die mordende Hyäne
An einen Fels im wüsten Ocean,
Wohin kein Vogel schwebt, kein irrer Rahn,
Und stillt der Menschheit heiße Jammerthräne,
Und jubelnd ruft Ihr dann: „Das hat der Herr ge-
than!“ —

Der Podagrist.

Es war am zwanzigsten Januar des Jahres
1829, da schickte Mylord Nottingham zum ersten
Arzte von London, damit er komme, ihm zu
sagen was ihm fehle. Und der Doktor kam und
fühlte seiner Herrlichkeit an den Puls und ließ
seine Herrlichkeit die Zunge zeigen, worauf seine
Herrlichkeit nickten und der Medicinalrath erklärte:
es fehle eigentlich seiner Herrlichkeit nichts als
eine gehörige Bewegung der Beine und des Körpers.

Mylord war so dick wie eine Tonne und
hatte seit achtzehn Jahren das Zipperlein an den
Beinen. — „Was meinen Sie“, sagte er, „wenn
ich eine Reise machte?“ — „Das wird Ihrer
Gesundheit sehr ersprießlich seyn“, erwiderte der
Arzt. — „Eine Reise nach der neuen Welt! Ich
bin ein Menschenfreund, ich werde die Mexicaner
wie meine Brüder lieben.“

Der Doktor stimmte bei; die Reise wurde
beschlossen und angetreten. Er war jedoch kaum
in Mexico angelangt und eingerichtet, so brach
die Revolution aus. Sein Hotel wurde zum
Nationalcongreß umgeschaffen, seine Ställe dienten

den Stubbiſten zum Sammelplatz und ſeine theuer erkauften ſchwarzen Bedienten, Kutscher und Sklaven nahmen ſich die Freiheit, ſich für freie Männer zu erklären und das Joſch abzuschütteln. Alles dies war ein Triumph ſeiner Philantropie, aber nicht ſeiner Weine; denn er ſah bald ein, daß er ohne Hotel und Bedienung in dem freien Amerika nicht leben und nicht geſeſen könne.

Was that ſeine Herrlichkeit! Sie ſegnete die Columbiſche Revolution und kehrte nach England zu ihrem Doktor zurück. Der Doktor aber verſchrieb eine neue Reiſekur. Und der Patient ſetzte nach Calais über und kam zu Anfang des Juli 1830 in Paris an, woſelbſt ſein Correſpondent bereits in der Straße St. Honoré ein prächtiges Quartier auf ein Jahr gemiethet hatte. — „D“, rief der Lord aus, „wie iſt es ſchön an der Seine! wie fühle ich mich glücklich unter dieſem Himmelsſtrich, bei dieſen holden Frauen und dieſer lebensfrohen militairiſchen Jugend. Gewiß, hier iſt das Ende meines Leiden, hier laſſe ich mein Podagra!“ — Doch als er ſo ſprach und mit Beſchäftigung und Staunen den Windſpielen nachſah, welche die Straße durchrannten, zerſchmetterte eine Kugel ſein Fenſter und ein Steinwurf ſeinen Arm. Sein Hut ſlog vom Kopfe und Alles ging auf der Straße drunter und drüber — das Pflaſter wurde aufgeriſſen. Mylord, mit Schrecken ſehend, daß die Pariſer Luft aller Vorzüge obgeachtet ſehr unheilbringend ſeyn könne, zog ſich vom Kampfplatz zurück und klingelte, indem er die Vorhänge herabließ, ſeinem Bedienten. — „Monsieur“, ſagte dieſer, als er in's Zimmer trat, „on fait une revolution et les patriotes demandent votre chambre pour faire feu sur les Suisses.“ *) — Seine Herrlichkeit faltete die Hände, ſegnete Frankreich und die Philantro-

*) Mein Herr — man macht eine Revolution und die Patrioten verlangen ihr Zimmer um auf die Schweizer feuern zu können.

pie und befohl Poſtpferde zu nehmen. Dieſe brachten ihn in aller Geſchwindigkeit nach Belgien.

„In Brüssel“, ſagte er, werde ich Ruhe finden. Die Flämänder ſind friſch und geſund, das bringt ihr Klima mit ſich; und ſie ſind arbeitsam und zufrieden und haben zu leben.“ — Nichts deſtoweniger erfuhr er bald daß man wegen einer Partie Mehlſäcke Handel anſing, weil Jeſuiten und Centrebände darin verborgen waren. Die Mühlen waren gefährlich und die Schenken revolutionair geworden. Es dauerte noch eine Weile, dann hing der Pöbel einen Menſchen an ſeiner Thür auf. — „Warum geſchieht das?“ fragte er mit Verwunderung. Allein ſtatt der Antwort ſchlug eine Organisten-Kugel durch die Scheiben. — Die Wirthin kam und brachte ihm die Nachricht von der Enthronung des Königs Wilhelm, des Aufruhrs in den Straßen und der Einäſcherung der Stadt. Mylord dankte ſehr für die Nachricht und ließ einpacken, anſpannen und abfahren, indem er der Provinz von ganzem Herzen Glück zu Fortſchritten wünſchte und mehr als jemals von den Tugenden der Philantropie ſprach.

Die Reiſe ging jetzt über Caſſel, Braunschweig und Leipzig — wo ihm der Ausbruch neuer Unruhen nirgends Ruhe gönnte — nach Polen. „Ich muß“, ſagte er, „den zankſüchtigen Weſten verlaſſen und nach dem friedlicheren Oſten hingehen; dort, wo die Menſchen im eiſernen Zeitalter leben und die Kultur weniger in den Köpfen ſpuht, wird mich wohl keine — Flinte in Gefahr bringen.“

Aber ach! der arme Podagrifi hatte kaum ein Paar Monate in Waſchau verlebt, ſo ſing auch dort die Nation Feuer. Als er eines Tages auf dem Markt ſpazieren ging, hielt ihn ein Student an und fragte: ob er Luſt habe, ſich bei einem Frei-Corps einſchreiben zu laſſen und

Sense oder ein Beil zu tragen? — Mylord erwiederte etwas verblüfft: „Theurer Freund, ich will weder das Eine noch das Andere; denn ich bin Philantrop und mit dem Podagra behaftet. Meine frömmsten Wünsche sind mit eurer politischen und religiösen Freiheit, aber ihr erlaubt gefälligst, daß ich aus keinem andern Grunde hier promenierte, als um meine Beine zu kuriren.“ — Diese Antwort mußte indeß wohl dem jungen Mann nicht gefallen haben; denn Mylord erhielt bald darauf den Befehl, die Hauptstadt zu verlassen, weil, wie in der Schrift geschrieben stand, der Staat jetzt keine andern Leute brauche als Soldaten.

Nun reiste er nach Italien. „In Wahrheit“, sprach er zu sich, „ich weiß gar nicht, warum ich nicht eher auf diesen Gedanken kam. Italien wiegt Mexico, Frankreich, Belgien, Deutschland und Polen auf.“ Er glaubte zuverlässig, daß weder Lombarden noch Oesterreicher oder Päpstliche ihm ein Hinderniß in den Weg legen würden.

Schon hatte er, wie sich dies für Personen seines Standes schickt, eine Schiffsladung voll moderner Antiquitäten, drei Original-Venus-Statuen (aus einer Antiken-Fabrik), einen Apollo, zwei Minerven, sechs Musen, zwölf Kaiser-Büsten und einige Wagen voll Torsen und Monumente angekauft; da hörte er plötzlich, daß im Vatican das Volk tobe, die Pforten des Conclaves erbreche und den alten verstümmelten Pasquino revolutionäres Latein parliren lasse. Ein Abbate, der ihn rasirte, benachrichtete ihn, daß die Patrioten die Oesterreicher in Bologna, Modena und Ancona umbrächten und daß eine große Anzahl jener Patrioten auf Rom los marschirte, um den Papst zu Carl X. nach Holyrood zu schicken.

„Nun ist's genug!“ rief seine Herrlichkeit, als er das hörte, und stand vom Sopha auf. „Ich lasse mir eine, zwei, drei Revolutionen gefallen; aber vier, fünf und so weiter — das wird zu arg, das heißt die Grenzen der Philantropie überschreiten. Ach, ich sehe wohl, ich muß mein Podagra mit in's Grab nehmen.“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da brachte sein Sekretair Briefe aus Spanien und Portugal. — „Dahin will ich gehen!“ rief er dem Bringer zu; „dahin will ich! Auch Madrid hat einen südlichen Himmel.“ Aber wehe! er öffnete und las, und die Blätter entsanken seiner Hand. Sie enthielten nichts als Nachrichten von Revolutionen. Sogar aus England schrieb man ihm dergleichen.

„Wo soll ich“, fragte er den Abbate, „jetzt hingehen um Wäder zu gebrauchen und eine reine Luft zu athmen? Ueberall ist Streit und Elend. Man schlägt sich im Louvre todt, man mordet sich in Brüssel, man meuchelmordet in Warschau und zankt sich im Conclave. Da sehn sie einmal meine Beine, sie sind das unschuldige Opfer all dieser Greuel.“ — Der Abbate erhob bei diesen Worten die Extremitäten Mylords mit größter Behutsamkeit. Er untersuchte seinen Puls, der war gut; seine Brust, die war gut; und seine übrigen Glieder: alle waren gut.

„Euer Herrlichkeit“, rief er nach einer Pause, „sind vollkommen gesund. Sie können nach Hause reisen!“

Der Patient war sehr erstaunt, diese Worte zu hören; er stand auf: es that ihm nichts mehr weh; er aß, es schmeckte ihm; er trank, es schmeckte ihm auch. — „Laß anspannen“, sagte er zu seinem Bedienten; — „der Himmel hat mich geheilt in fremden Landen. Ich sehe die wohlthätigen Folgen der Philantropie.“

Als Mylord nach London kam, traf er die Sabarre, welche den Exkaiser Don Pedro aus

Brasilien gebracht hatte. — „Was macht Euer Kaiser?“ fragte er den Steuermann. — „Er lernt lesen!“ war die Antwort. — „Wie, schämt Ihr Euch nicht, den edlen Don Pedro zu beschimpfen!“ — „Es ist Wahrheit, Mylord! aber ich merke wohl, Euer Herrlichkeit weiß noch nicht, daß der alte Kaiser abgedankt hat.“ — „Also schon wieder eine Revolution? Gehabt Euch wohl, ich bin vom Podagra kurt; — möge die Philantropie durch gute Nachthaber halb überall auf so sichern Füßen stehen als ich jetzt!“

August Traxel.

Cholera = Fresco = Anekdote.

Ein Schneidergeselle in einer von der Cholera heimgesuchten großen Stadt fand es etwas langweilig, seinen Lebensunterhalt sich durch die Nähmadel zu verdienen; er legte sich daher in einer Straße, in welcher sich die Heilanstalt Nr. 1. befand, der Länge lang hin, strampelte mit Händen und Füßen gen Himmel und erreichte dadurch seinen Zweck, als Cholera-Kranker an- und ausgehrien und in die nahegelegene Heilanstalt gebracht zu werden. Hier kam er gleich in ein ausgewärmtes Bette und die Krankenwärter und Unterärzte begannen mit ihm die angeordneten Prozeduren. Der herbeigerufene Oberarzt kam, und da er die frische, kräftige Natur des eingebrachten Kranken bemerkte, so wagte er mit einem von ihm erfundenen neuen Heilmittel den ersten Versuch. Das Medicament schmeckte so entsetzlich, daß der Schneidergeselle sein Todesurtheil zu vernehmen glaubte, als er hörte, daß wenn ihm nicht nach zwei Stunden besser werde, eine zweite, und zwar doppelte Dosis ihm gereicht werden solle. Es waren noch keine anderthalb Stunden vergangen, als der Patient erklärte, daß er wie neu geboren sey; der Oberarzt ward geholt und hörte mit Freuden aus dem Munde des Kranken die

Versicherung, daß das Heilmittel Wunder gethan habe, daß er ganz wieder wohl sey und daß ihm nichts als ein entsetzlicher Hunger plage. — Der übergläubliche Oberarzt ließ sofort Brühsuppen, Glühwein und andere erquickliche Dinge reichen, und damit mehrere Tage fortfahren. Am achten endlich entließ man den Kranken als völlig genesen.

Dessen erster Gang war in die Kirche; in deren Nähe befand sich die Heilanstalt Nr. 2. Er hatte in der Anstalt Nr. 1. sehr viel Kranke zu beobachten Gelegenheit gehabt; er warf sich der Länge lang hin und strampelte noch viel ärger als das erste Mal. Alles schrie: „Ein Cholera-Kranker!“ In 10 Minuten befand er sich in der Heilanstalt Nr. 2. Die ihm hier gereichten Arzneimitteln schmeckten weniger widerlich; er nahm sie daher williger ein, fand besonderen Wohlgefallen am Frottiren und erklärte am 4ten Tage, wo ihm die schmale Kost nicht mehr behagte, daß ihm nun ziemlich wieder wohl sey, nur befinde er sich äußerst schwach und kraftlos. Sofort erhielt er Fleischbrühen, Wein, nahrhafte Suppen, zuletzt auch Fleisch. Am zwölften Tage ward er als genesen entlassen. Zur schuldigen Dankagung hieß er die silberne Taschenuhr des Haus-Inspectors mitgehen.

Sein erster Gang war in das entgegengesetzte Ende der Stadt, in eine Gartliche, in deren Nähe sich die Heilanstalt Nr. 3. befindet. Hier setzt er sich an den Tisch und ißt und trinkt dermaßen, daß der Wirthin, die nicht genug austragen kann, die Haare zu Berge stehen. Als der profaische Augenblick des Bezahleus eintritt, findet er die Rechnung sehr doppelkreibig, fängt an sich dießhalb zu zanken, affectirt dabei höchst ärgerlich zu werden, schießt in der Hige vom Stuhl auf die Erde und strampelt, jezt Meister in der Kunst, dergestalt, daß die Frau auf das liebe Geld gern verzichtet und nur Gott dankt, daß man auf ihr

Hülfgeschrei hört und die nöthigen Leute herbei geholt werden, die den Cholera-Kranken nach der Heilanstalt Nr. 3. bringen. Hier das alte Spiel. — Da er indeß einfältig genug gewesen, seinen Namen in jeder der drei Anstalten richtig anzugeben, so findet der Oberarzt von Nr. 3. am zweiten Tage schon zu seinem Erstaunen, daß sein Ankömmling der nämliche ist, der, wie ihm sein Freund, der Oberarzt von Nr. 1. mitgetheilt hatte, durch dessen neuersundenes Heilmittel wieder hergestellt ist. Zufällig erzählt ihm auch der Oberarzt von Nr. 2., daß ein Schneidergeselle desselben Namens aus seiner Anstalt eine Uhr entwendet habe. Die herbeigerufene Polizei bringt den Betrüger zum Geständnisse, und jetzt wird dieser im Polizei-Gefängnisse in die gehörige Nach-Kur genommen, wobei das Frottiren auf dem Rücken wahrscheinlich nicht außer Acht gelassen werden wird.

— u.

* E r w i d e r u n g

auf die Anfrage des Bürgerfreundes vom 20. Nov.

Wem im Fluge und im Eifer der Rede ein Wort von Herzen sich löst, das wohl auf dem Herzen hätte bleiben können, verdient Nachsicht; wer aber eine Sache niederschreibt und sie drucken läßt, dabei statt in sicheren Schuhen, in Pantoffeln geht, verdient Zurechtweisung, welche auch der Einsender der Anfrage, worin die Administration des Krankenhauses so ungerecht angegriffen wird, verdient, da er bestehende Geseze, Raum, Mittel &c. des Krankenhauses und der in einem davon ganz abgesonderten Gebäude sich befindlichen Irrenanstalt nicht gehörig berücksichtigt hat. — Der Raum der Irrenanstalt ist so beschränkt, daß schon mehrere Male die Aufnahme hiesiger Bürger, deren Angehörigen gern hätten reichlich zahlen wollen, hat verweigert werden müssen. Aus-

wärtige Dienstboten können nicht in die Irrenanstalt aufgenommen werden; denn ihr Zustand kann Jahre währen und die Dienstboten-Krankencasse ist von Rath und Bürgerschaft eigentlich nur versuchsweise für kurze Zeit errichtet. Daß der finanzielle Zustand jener Casse traurig ist, daß das ohnehin auf schwachen Füßen stehende Krankenhaus bedeutend zuzuschießen hat, wird jeder leicht einsehen, der sich die Mühe giebt, den kürzlich im Druck erschienenen Bericht und die Rechnungsablage des Herrn Verwalters, der für seine große Mühe und Sorgfalt allgemeinen Dank verdient, einzusehen. Nur ein Fall ist der Administration bekannt, worauf die Anfrage Bezug haben kann, indem vor einiger Zeit eine fremde Magd als Irre aufgenommen werden sollte, aber als Irre nicht aufgenommen werden konnte, die aber nachher, als sich erwies, daß sie sonst krank sei, im Krankenhause aufgenommen wurde. Von dringenden Vorstellungen der Herren Aerzte, daß die Person als Irre aufgenommen werden müsse, weiß die Administration gar nichts; der Einsender der Anfrage nenne doch die Herren Aerzte, die so unüberlegt der Administration ein Muß dictirt haben sollen.

Anonymus erwähnt auch des von der Inspection und Administration zum Besten des Krankenhauses in Betreff der Cholera gefaßten Beschlusses, welcher allen sich im Krankenhause befindlichen Kranken, deren Angehörigen, den Herrschaften der sich im Hause befindlichen kranken Dienstboten und recht vielen Mitbürgern, die darin nur eine Sorgfalt für die segensbringende Anstalt erkennen, sehr angenehm gewesen ist; (in Hamburg, Berlin &c. ward wegen der Krankenhäuser eben so verfahren); er würde es nicht gethan haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, zu sehen und zu hören. — Sind nicht schon tausende von Thalern für wohlthätige Mittel und

Einrichtungen zum Besten der unbemittelten Bewohner unsers Staats, hier oder auswärts gehören, gleichviel, verwendet werden für den Fall, daß die Cholera auch unsre Stadt heimsuchen sollte?

Einsender dieses, das Beste unsers so wohlthätigen Krankenhauses im Auge habend, scheut sich nicht, seinen Namen zu nennen und bittet den Verfasser der Anfrage die Sache, welche er angegriffen hat, ruhig zu prüfen und neue Angriffe reiflich zu überlegen.

Johannes Rösing.

Vermischtes über Kunst und Gewerbe.

Waschmaschine für den Hausgebrauch.

Die in Nürnberg vom Wäutnermeister Wild verfertigten patentirten Waschmaschinen (sie kosten bei ihm 43 Thlr., dies zur Nachricht, wenn man sich eine derselben als Modell will kommen lassen) haben in Süddeutschland solchen Beifall gefunden, daß, so schwer auch besonders Hausfrauen an's Neue gehen, wohl schon 500 Stück im Gebrauch sind. Die Ersparniß an Holz, Seife, Zeit und Schonung der Wäsche ist aber so bedeutend, daß ein mäßig großes Land, bei allgemeiner Einführung derselben, dadurch jährlich 100,000 Thlr. und mehr gewinnen würde. Mehrere Spitäler in Baiern haben sie seit 1 — 1½ Jahr, und hier leisten sie auch, außer Geld- und Zeitgewinn, noch den großen Nutzen, daß man bei einer Hygie in ihnen waschen kann, bei welcher alle Ansteckungsstoffe zerstört werden, was besonders jetzt in allen solchen Anstalten berücksichtigt werden sollte.

Tabak-Fabrikation.

Nach vielen Untersuchungen über die Verbesserung der inländischen Tabake, um dieselben den amerikanischen ähnlich zu machen, hat sich die Behandlung mit Säuren als das Zweckmäßigste gezeigt. Man kann damit jeden rohen,

widrigen Geschmack und Geruch zerstören, und einen guten und milden Rauchtabak auf eine einfache Art erhalten. Verwerflich ist dagegen bei Rauchtabak die Behandlung mit Galien, die wieder bei Schnupstabak gute Wirkung hat. Ausführlich findet man dies, nebst den bessern Fabrikationsmethoden, in J. C. Leuch's „vollständige Tabakkunde oder wissenschaftlich praktische Anleitung zur Vereitung des Rauch- und Schnupstabaks und der Cigarren“ (Nürnberg, 1850, Preis: 2 Thlr.); das vollständigste Werk, das wir über Tabak-Fabrikation besitzen.

Wunderbare Unglücksfälle.

In E. stolperte am 8ten d. ein Arzt über den Leichenstein eines seiner früheren Patienten, wollte sich zwar, seinem Systeme zufolge, im Fallen, durch den Fall selbst wieder aufrichten, fiel aber dennoch hart auf die Nase — und zerbrach das Nasenbein, welches er sich trotz aller seiner angewandten Mittel, nicht mehr zu curiren im Stande war, und welches ihm erst später vom Schäfer des nahegelegenen Dorfes, durch häufiges Auflegen von warmen Schafs—dünger geheilt wurde.

In J. trank ein Weinbändler zufällig von demselben Wein, so er gewöhnlich seinen Gästen vorzusetzen pflegte, und dessen Säure ihm in 24 Stunden dergestalt auf den Leib schlug, daß sein stählener Uhrschlüssel völlig dadurch verrostete. Er wollte denselben nun mit dem Munde wieder reinigen, schluckte ihn jedoch aus Unvorsichtigkeit hinunter; wovon in wenigen Tagen dergestalt sein ganzes Gewissen eingerostet war, daß er nur mit Mühe, während einer langen Cur, durch ein Decoct aus Bleizucker und Birkenwasser — wieder hergestellt werden konnte. Der Unglückliche ist der bekannte Weinbändler Menggist — aus Berlin.

In K. verlor ein Advocat auf einer Reise von Greifswalde — über Zwickau — nach Teufelsbrück — seinen ehrlichen Namen. Er suchte ihn lange auf dem Diebsberge bei Quersfurt, fiel jedoch dabei über zwei starke Steine des Anstoßes und starb an einer Verdrehung — — und zwar des Schreibefingers.

In D. machte ein Restaurateur die Portionen immer kleiner und die Preise immer größer. Einen reichen Gourmand, dessen Gewohnheit es war, schnell zu essen, blieb eine Portion Plumpudding in einem hohlen Zahne stecken. — Er merkte solches nicht sogleich, erhielt jedoch auf wenige Zeit die Zahnfistel, ein Ueberger trat hinzu, und er starb nach langen Leiden, eines schmerzvollen Todes.

In A. hatte ein berühmter Missionair bei einer seiner Predigten zur Bekehrung der Heiden zu sehr den Mund aufgerissen, er bekam daher die Mundsperrre und wurde nur durch eine tüchtige Ohrfeige, die ihm schnell ein beherzter Heide gab, gerettet.

In R. geschah kürzlich ein großes Unglück. Ein berühmter Melodramen- und Vaudevillen-Dichter aus der Schule des Holtei's, Angely's, Carl Blume's u. s. w., las in einen großen ästhetischen Theezirkel eines seiner neuesten dramatischen Producte vor. Das Fräulein vom Hause erhielt schon nach dem ersten Act vor Rührung die Thränenfistel; der Hausherr am Schluß des zweiten vor Gähnen den Kinnbackenkrampf; die Hausfrau verlor beim dritten vor Schreck die Sprache: drei Kinder lagen in immerwährenden Krämpfen; die Hausmagd wurde mannstoll, und nur der Hausknecht hielt sich noch mit Mühe halb ohnmächtig am Ofen fest. Da stürzte dieser jedoch plötzlich von der donnernden Declamation des Dichters

ein, und erschlug die acht Unglücklichen mit einem Male. Den Dichter schützte jedoch sein dickes Manuscript. Er erhielt nur eine leichte Contusion am Kopfe. Dennoch versiel er bald darauf in gelinden Wahnsinn, und befindet sich jetzt auf dem Sonnenstein. — Sein neuestes melodramatisches Product heißt: der Schicksals-Ofen, oder drei Stunden aus dem Leben eines Dichters. Es ist auf den ersten Hof- und Stadtbühnen mit Beifall aufgeführt worden.

G e d a n k e n.

Wie der Einzelne sein Erbgut nicht verprassen, sondern es seinen Erben zu erhalten hat, wenn er diesen nicht Ursach geben will, sein Andenken zu verunehren, so soll ein Geschlecht auch die durch den Geist gewonnenen Erbsümer nicht vergeuden lassen, sonst hat das nächstkommende Geschlecht ebenfalls Grund, ein ganzes Zeitalter schmachtvoller Sorglosigkeit anzulagen.

Daß auf Erden, wo Alles vergänglich ist, daß Unrecht am unvergänglichen seyn will, darf man als Hauptsache der vielen Kämpfe betrachten, die man Weltgeschichte nennt.

* B l u m e n r u b r i k.

Als die Natur aus ihrem Schooße,
Um zu begründen Florens Macht,
Die Blumenkönigin, die Rose,
Erstiegen ließ, in höchster Pracht,
Da ward die Schönheit zu beschützen,
Des Dornes Waffe ihr verlieh'n,
Des Frev'lers Hand daran zu rühren
Die ihr möcht nahen fedlich kühn.

Dem Weilchen aber ward beschieden
Zur Mitgift die Bescheidenheit;
Wie es im Thal verblüht in Frieden,
Trägt prunklos es der Demuth Kleid,
Und so, in still bescheid'ner Blüthe,
Verbüllt sich's gern im dichten Grün;
Es ist das Bild der Seelengüte,
Der nicht behagt ein roher Sinn. —

Ein Held gewohnt nur zu verwunden
Tüngst bei der Driflamme schwur,
Da er der Rose Dorn empfunden:
„Dir, Weilchen, hulldige ich nur! —
„Nimm, wie ich Dir werde nügen,“
Rief er, „ich weih' Dir mein Genie;
„Mein Grobgeschütz sind die Haubtzen,
„Drum, Demuth, mach's Platz für sie!“ —
F. W. E.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen. Donnerstag den 1. December 1831.

Die Saiten sind zerrissen, des Sängers Lied vollbracht
Die Töne sind verklungen in dunkler, öder Nacht.

* Des Sängers Sterbelied.

Wo jüngst ein Volk, das muthig die Sklavenketten
brach,

Nach manchen kühnen Thaten der Uebermacht erlag,
Wo in des Kampfes Toben manch edler Jüngling sank,
Und noch im Sterben schaute der Freiheit Untergang:

Wer ist, der dort so einsam auf blutgetränktem Pfad
Am öden Rarowufer durch Nacht und Stürme naht?
Was künden jene Töne, von Freiheitshauch durchglüht?
Es ist der greise Sänger, er singt sein letztes Lied.

Und weit durch Sturmesbrausen schallt zu der Laute
Klang

Des Greises starke Stimme in düsterm Schmerzgesang.
Sein Auge blickt so finster, sein Antlitz ist so bleich,
Die Stimme tönt so schauerlich, und doch so mild, so
welch.

„Weh, daß ich muß' erleben der Freiheit letzten Tag,
„Daß meine Augen schauen des Vaterlandes Schmach!
„Dein Adler liegt im Staube, es sank Dein goldner
Stern,

„Und Deine Söhne dienen aufs Neu dem fremden
Herrn!

„Wohl Euch, die Ihr gefallen im unglücksvollen
Streit!

„Ihr habt Euch jetzt errungen der Freiheit Seligkeit!
„Ihr seht nicht mehr die Thränen die unser Auge
weint,

„Seyd mit den tapfern Ahnen auf ewig jetzt vereint.

„Ich sah voll Gram als Jüngling das theure Vaterland
„Zerfleischt von innerer Zwietracht, ein Spiel in
Feindes Hand,

„Da schwur ich Rache, Rettung, da hab' ich mich
bewehrt,

„Und zog mit Kosciuszko im Freiheitskampf das
Schwert.

„Ich schlug an seiner Seite so manche heiße Schlacht;
 „Wir kämpften ohne Zagen mit Feindesübermacht.
 „Ich sah den Tapfern fallen, die Freiheitsfahne sank,
 „Ach, schnell und schrecklich nahte sich Polens Untergang!

„Da griff ich in die Saiten, und sang im Schmerzgefühl

„Der Ahnen große Thaten im wilden Schlachtgewühl.
 „Ich sang der Güter Höchstes, der Freiheit Seligkeit,
 „Und Dich, o Kosciuszko, und Deinen letzten Streit.

„Des Weibes treue Liebe sie linderte den Schmerz,
 „Doch immer schlug für Freiheit, fürs Vaterland
 dies Herz.

„Zwei tapfre Söhne waren des Alters Trost und Glück,
 „Sie zauberten die Träume der Jugend mir zurück.

„Und als im Westen glänzte der Freiheit goldner
 Schein

„Da griffen wir zum Schwerte vom Joch uns zu
 befreien,

„Ob auch kein Helfer nahte, der Rettung kühn gewagt,

„Wir hielten treu zusammen und kämpften unverzagt.

„Die Söhne sind gefallen im Kampf fürs Vaterland

„Auf Ostrolenka's Fluren da deckt sie kühler Sand.

„Mein Weib hab' ich begraben, mich Einz'gen floh
 der Tod,

„Jetzt treibt mich aus der Heimath ein strenges Nachtgebot.

„Weh mir, dich soll ich meiden, du Land, das mich
 gebirgt,

„Dich, Polen, soll ich lassen, das mir so theuer war!

„Rein, wenn uns nichts mehr bleibet, wenn Hoffnung
 selbst gebricht,

„Dann ist es Schimpf zu leben, und Sterben wird
 zur Pflicht!

Die Saiten sind zerrissen, des Sängers Lied vollbracht
 Die Töne sind verklungen in dunkler, öder Nacht.
 Und als den Tag verlündet das goldne Morgenroth,
 Da lag auf heim'scher Erde der Freiheitsfänger todt.

E. M.

Heidelberg.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde. *)

Ich werbe euch hiermit zum Dienst des
 Mynheer van Dorsten! Folgt, aber
 raisonnirt nicht.

Washington Irving.

Es war im Vorseommer, etwa am 6ten oder
 7ten Juni, als ich zum zweiten Male den Lajo
 ansagelte, und die alte herrliche Lisboa vor mir
 liegen sah.

Das Schiff, auf welchem ich mich befand,
 war eine Hamburger Brigg, die unter dänischer
 Flagge fuhr, „der junge Heinrich“ genannt, und
 hier in Lissabon, durch seine vielen Reisen hier-
 her, bereits seit einer Reihe von Jahren wohlbe-
 kannt, so, daß es, als wir kaum die nöthige
 Deklaration gemacht hatten, gleich an ein Ent-
 löschen ging, und wir in einen Geschäftsstrudel
 verwickelt wurden, der uns wenig Zeit ließ, auf
 dasjenige zu merken, was in unserer nächsten
 Umgebung vorging. Hätten wir mehr Muße ge-
 habt, so hätte es wohl unsere Aufmerksamkeit an-
 geregt, daß am dritten Tage nach unserer An-
 kunft sich zwei amerikanische Fregatten dem Lajo
 näherten, und auf der äußersten Höhe desselben vor
 Anker gingen, jetzt aber nahmen wir wenig Notiz
 davon, und ich hatte keine Zeit, die später wahr-
 gewordene Hypothese aufzustellen: daß ich mit
 diesen Fahrzeugen vielleicht in eine nahe Verüh-
 rung kommen könnte.

Sich auf dem hiesigen Plage mit frischem
 Wasser zu versorgen, ist etwas beschwerlich, zum
 mindesten muß man queer über den Fluß, was
 bei der reißenden Strömung mit den schwerbe-
 ladenen Bötten sehr mühselig und nicht selten sehr
 gefährlich ist. Hat man aber den Ort erreicht, so
 erfreut man sich auch dafür während der Füllung
 der Fässer eines sehr angenehmen Aufenthaltes,
 dem die aufstrebenden Hügel im nahen Hinter-

*) Aus den Mittheilungen eines nordischen See-
 manns.

grunde, und die Felsenklippen, die weit in den Strom hinausreichen, einen romantischen Anstrich geben. Hier entschädigt man sich für die Mühseligkeiten der Hinfahrt, und stärkt sich zur Rückreise. Am Fuße der Klippen und am Strande umher findet man sehr viele Auster, welche zwar nicht so groß sind wie die beliebten Holsteiner, aber einen sehr angenehmen Geschmack haben. Den dazu nöthigen Citronensaft findet man in dem unsern davon liegenden Garten eines Landmanns, der immer gastfreundlich einige seiner Heperidenfrüchte spendet, und ein guter Trunk ist auch nicht allzufern, nicht allein Wasser, sondern ein sehr feuriger Wein, und zwar ein sogenannter weißer Portwein, den ich im Norden nie in solcher Güte getrunken habe, weil, wie mir der Inhaber des dortigen Lagers versicherte, dies Gewächs nur versahren werden kann, wenn es verfälscht wird. Verschnitten, sagen die deutschen Weinändler; also ist der Wein ein flüssiger Castor. Für eine Kleinigkeit bekommt man aus dem erwähnten Lager, welches sich an diesem kühlen Orte sehr wohl befindet, so viel als ein Mann bedarf, der mit einem beladenen Boote nach dem Hafen von Lissabon zurückkehren soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Beispiele mystischer Berrücktheit, die sich jüngst in England zugetragen haben.

Ein Tollhändler ist jüngst zu Ashton aufgestanden, der sich für den von der bekannten Johanne Southcote verheißenen achten Messias ausgibt, und vorgiebt, die Macht Christi und die Quintessenz des heil. Geistes in sich zu vereinigen. Er will das menschliche Geschlecht erlösen, lehret, die heil. Schrift sey nur sinnbildlich zu verstehen, und mehrere Tollheiten, von

denen man kaum die Möglichkeit glauben würde, wenn sie nicht auch schon auf manchen Lehrstühlen deutscher Hochschulen vernommen würden. Das zweite Beispiel, wohin solcher mystischer Unsinn die Leute am Ende bringen kann, giebt ein gewisser Scoble, 49 Jahr alt, der jüngst angeklagt wurde, er habe seine 12 jährige Lieblings-Tochter morden wollen. Er wollte es dem Abraham nachmachen, sagte dieser, daß sie es für ein Glück halten müsse, auf solche Weise in den Himmel zu fahren, und wähte durch solches Opfer eine von ihm vermeintlich begangene Sünde gegen den heil. Geist sühnen zu können. Nur durch Hülfeschrei wurde das arme, schon durch einen Halschnitt verwundete Mädchen, noch zur rechten Zeit gerettet. Die Geschworenen erklärten diesen Mystiker für wahnsinnig, worauf ihn die Polizei in Verwahrung nahm. — Jüngst ist auch einem Mystiker in London eingefallen, junge Mädchen heimlich an sich zu locken, und mit ihnen seelenreinigende Andachtsübungen vorzunehmen. Die Eltern kamen endlich dahinter, und forderten ihre Töchter dem frommen Prediger wieder ab, der dieser unbefugten Seelenraffinerie wegen von den Gerichten zu mehrjähriger Transportation verurtheilt wurde.

* W u n s c h.

Bei der Anwesenheit des Herrn Deser, würde die geehrte Theater-Direction mehrere Abonnenten sehr verpflichten, wenn sie dieses, hier früher so sehr beliebte Mitglied unserer Bühne, in einigen Rollen z. B. Amtsverwalter Knoll, in der schönen Mälerin u. s. w. auftreten lassen wollte, und erwarten Obgenannte diesen billigen Wunsch zuversichtlich.

* A n e k d o t e .

(Aus dem Leben gegriffen.)

Ein verabschiedeter Soldat, der sich mit einem seiner ehemaligen Kameraden darüber stritt, Napoleon habe auch deutsch gesprochen, bekräftigte endlich seine Behauptung dafür mit den Worten: „Hat er nicht bei Leipzig zu uns gesagt: Adieu Grenadiers!“

R.

* B i t t e .

Um recht baldige Wiederaufführung der Oper „die Vestalin“ von Spontini, mit der nemlichen Besetzung wie am 25. Nov. bitten eine wohlöbl. Theater-Direction angelegentlichst
mehrere Abonnenten.

M i s c e l l e n .

Eine Deputation der Stadt Liverpool, an ihrer Spitze Herr William Ewart, überreichte jüngst dem Könige von England eine Adresse, die Se. Maj. mit vieler Huld aufnahm. Hierbei ereignete sich folgender lächerlicher Vorfall: Während Herr Ewart die Adresse auf den Knien überreichte, ergriff der König seinen Degen, um ihn zum Ritter zu schlagen, in der Meinung es sey der Maire von Liverpool. Herr Ewart, der das königliche Schwert schon ob seinem Haupte sah, und im nächsten Augenblick zum Ritter geschlagen zu werden fürchtete, rief mit wahrhaft komischer Hast und Angst: „Nicht mich, nicht mich schlägt zum Ritter!“ (not me, don't knight me), worauf der König fragte: „Nun, welcher ist der Major von Liverpool?“ Es ergab sich sodan, daß dieser noch im Vorzimmer sey; er wurde eingeführt und erhielt den Ritterschlag.

Um sich gute Choristen und Choristinnen zu verschaffen, hat das Theatre royal italien in Paris eine sehr empfehlenswerthe Methode gewählt. Es findet nämlich an bestimmten Tagen der Woche in dem Probensaale dieses Institutes ein öffentlicher Konkurs Statt, bei welchem Personen beiderlei Geschlechts ihre Talente zeigen und nach bewährter Richtigkeit sogleich ein Engagement finden.

Um die dürre Wüste von Versailles, wo alle Wasserläufe zu Spott wurden, zu benezen, schlug Louvois seinem Könige vor, das Heer nach Art der Römer dazu zu verwenden, die Cure von ihrem Laufe dahin zu leiten. Die Idee fand gleich Eingang. Nach 4 Wochen standen 22,000 Mann Fußvolk in einem Lager zwischen Maintenon und Chartres. Aber es dauerte nicht lange, und die ungesunde Luft, die ungeheure Hitze des Sommers, die ungewohnte Arbeit erzeugte mörderische Krankheiten. Statt den Plan aufzugeben, zog man immer neue Truppen herbei, bis 56,000 zusammen waren. Keiner, selbst die Officiere nicht, durfte das Lager verlassen, und am wenigsten ein Wort am Hofe von der Seuche gesprochen werden. Versailles hat so viel Menschen als die blutigste Schlacht gekostet!

Bunte Chronik.

Die Citadelle von Antwerpen wurde im Jahr 1568 von Herzog Alba erbaut, um die Bevölkerung der Stadt im Zaum zu halten, wie er dies auch bei mehreren andern niederländischen Städten that, die er gleichfalls mit Citadellen versah. Der Umfang von Antwerpen's Citadelle beträgt 2,500 Schritte. Die Kirche enthält noch die Denkmale ablicher Spanier, die dort begraben sind. Mitten auf dem großen Plage stand ehemals die Statue, welche Herzog Alba sich selbst von den,

dem Feinde abgenommenen Kanonen errichten ließ; eine Annäherung, welche der König und der spanische Adel ihm niemals verziehen. Die Citadelle, obgleich in den letzten Jahrhunderten mehrere Mal eingenommen, ist sehr fest, und Carnot hat im Jahr 1814 gezeigt welche Vertheidigungsmittel sie darbietet.

In den Gränzgegenden Spaniens und Frankreichs herrscht allgemeine Stockung in Geschäften, seitdem die Grenzbewachungen in beiden Staaten so streng geworden, daß der Schleichhandel nicht mehr getrieben werden kann. Es haben bereits mehrere blutige Gefechte mit den Douaniers stattgefunden. Man wünscht lebhaft ein anderes Handelsystem.

* Zur Nachahmung.

Dieser Tage hat sich hier eine Anzahl junger Mädchen vereinigt, an gewissen Tagen zusammen zu kommen, um sich bei der Arbeit mit nützlichen und erheiternden Gesprächen zu vergnügen. Sie haben Gesetze entworfen, welche ihnen vorschreiben wie sie sich zu verhalten haben. Der erste Artikel heißt: Da in den Gesellschaften unserer ältern Schwestern gewöhnlich Klatschereien an der Tagesordnung sind, wodurch nicht selten das Glück mancher Familien untergraben, Zank und Zwietracht aber stets hervorgebracht werden, dieses aber schnurstracks dem Zwecke entgegen ist, warum wir auf der Erde sind, nemlich Friede und Glück zu geben und zu befördern, so ist durchaus verboten zu klatschen und Schlechtes von Abwesenden zu sprechen. Wer diesem Gebote zuwider handelt, bezahlt das erste Mal 1 Rthlr., das zweite Mal 2 Rthlr., das dritte Mal wird sie von der Gesellschaft ausgestoßen. Die folgenden Artikel übergehen wir, mit dem Wunsche, daß alle Damengesellschaften bei denen dieses Gebot nicht ist, es geltend machen möchten.

* Hausbienen.

Rhythmisches Mondbalb.

Das will ich laut verkünden:

In Bacchus Rebenhain,

Ist einzig nur zu finden:

„Schön Medoc — schön Portwein!“

F. W. S — s und F. M — s poetische Versuche.

Alles habt ihr versucht: die Gebuld der Leser am meisten,

Darum sprechen sie laut: „Weichet, Versucher von uns!“

Weihrauch = Präparat für den 16. Nov. k. J.

Rosengebüsch, mit Blüthen bis in die Spitze gekrönt,

Wo die Juwels des Thaus blühet an jeglichem Blatt;

Doris im Lilien-Gewand, gelagert im Rosengebüste,

Wo auf schnaukelndem Ast, Liebe die Nachtigall singt.

Giebt es vollkommnere Schönheit im ganzen Gebiete

der Schöpfung,

Als die Gruppe, die mein günstiger Stern hier

vereint?

* Peregrin's Ruhepunkt.

Wie der Wand'rer von der Sonnenhige

Müdgebrannt, auf kühlem Rasenflge

Sich der lieblichen Erquickung freut,

Und mit sinnender, bewegter Seele,

Daß ihm kein's der Wanderbilder fehle,

Froh' und Traurige zu Kränzen reih't;

Hatte Schmerz den Wanderstab umwunden,

Rosen blühten auch, o selbst in Stunden

Des Gedräng's der rohsten Wirklichkeit!

Muthig wird der Wand'rer vorwärts schreiten

Denn er fühlt, daß Genien ihn leiten.

Also möcht' auch ich mein Herz entschleiern,

Möcht' im Geiste meinen Sabbath feiern, —

Was sie Gutes hat und Frommes beut,

Ueberdenken meine Lebenslage,

Abgewinnend, was dem Kummertage

Weise Vorsicht Frohes eingestreut!

Solche Ruhepunkte in dem Leben

Müssen Trost und eine Richtung geben,
Die, den Blick verschärfend, nie gereut.
Wie sich mag des Menschen Schicksal wenden,
Seh'n wir es geführt von Vaterhänden.

Durch des Schicksals harte Wechselfschläge,
Auf des Kammers, der Entbehrung Wege,
Der sich durch zwei lange Jahre zieht,
Hab' gelernt ich in jungen Tagen
Den Verlust der Heimat zu ertragen,
Ob die Sehnsucht gleich mir nie entflieht.
Doch den Haß, der meine Brust durchzog,
Gleich wildaufersteh'n den Meereswogen,
Weit durch Brüder ich in Noth gerieth —
Ja, ich sag' es, wenn auch mit Erdröthen —
Lernt' ich erst in später Zeit ertöden.

„Herr vergieb, wie Du auch mir vergeben!“
Liebend beten so im finstern Leben
Für die Feinde — o ist zentnerschwer!
Doch die Zeit, wie Wasser an den Flüssen,
Raget unermüdet an den Mäulen,
Selbst die Noth kommt mildernd daher;
Ach, sie lehrt ja Manches, lehrt auch beten!
Dürft' zum Vater ich der Liebe treten
Lieblos, Hasses voll? Nein, trostesleer
Ließe mich der Herr der Sternenhallen,
Nicht Erhöhung würde niederwallen.

Durch Erfahrung zur Geduld gewöhnet,
Und mit Menschenschwäche ausgehönet —
Ward nicht reich vergolten Sorg' und Müh'n?
Zwar in der Versuchung Prüfungskunden
Hab' ich oft noch Trieb und Lust empfunden,
Einen Stachelkranz mit Immergrün,
Wie um alte Ecco homo! Bilder,
Als der Bonzentück und Roheit Schilder
Stehend um ihr stolzes Haupt zu zieh'n;
Doch ein besser Geist, der Geist der Milde
Zog die Zeichnerhand vom Skizzenbilde.

Haß verflog, doch Kummer blieb und zehrte,
Ob es eine Retterhand verwehrte,
Mir am Lebensmark mit schneller Spur.
Oft irrte ich, wie mit verstörten Mienen,
Auf Zähringens prächt'gen Burgruinen,
In der großen, herrlichen Natur.

Vögel sangen, Blum' und Blüthen sprossen,
Sanft und mild vom Morgenlicht umflossen;
Ich allein war traurig auf der Flur.
Hunger griff an's Herz, und mit Erbeben
Sah ich Weib und Kind in Nothen leben.

Und der Herr wog endlich meine Lage,
Ueberhäuft war sie von Gram und Plage:
Und ich sah den edeln Zimmermann.
Sieh, er faßte ernst und ohne Wanken
Einen ruhmewürd'gen Hochgedanken,
Zeigte Männer mir der Rettung an.
Wo mich wechselnd hin die Männer wiesen,
Bis wo Weser und die Elbe fließen
Zog ich nordwärts die lange Bahn.
Nirgend fand ich eine Segensstelle,
Die zur Arbeit rief, des Glückes Quelle.

Und je tiefer ich nach Norden eilte,
Da der Süden nicht die Noth zerteilte,
Um so banger, trüber ward mein Sinn.
Doch, wird dir der tiefste Kummer rege,
Gottes Hand zeigt auch am Kummerwege,
Such' den Ausgang, und du findest ihn!
In den finstern Glaubenskampf mit Irrung,
Wie in's Chaos steigender Verwirrung
Sendet Kraft der Herr und Lichter hin;
Daß das Aug' nicht in der Nacht verzage,
Glänzen Stern' und Frühroth fast wie Tage.

Jetzt mit Einemmale sank das Trauern,
Weil in Bremens freiheitsklühnen Mauern
Mir ein Strahl des Glücks geglüh't hat.
Hier von Roma's listgewob'nen Netzen
Sah ich frei noch Menschenrechte schätzen,
Hochgesinnter Männer Rath und That.
Für die Nahrung sorgten edle Seelen,
Reichten schonend sie und ohne Quälen,
Wie's der liebe Gott gesehen hat.
Dank den Edlen, wann einst frei von Sorgen
Peregrin ersteht am Urständsmorgen!

Arbeit sucht' ich. Dort am Elbestrande
Nahm die Skizz' ich auf vom Vaterlande,
Was mir dort und wie es mir geschah,
Sonder Lieb' und sonder Haß geschrieben. —

Bin ich selber nur mir treu geblieben,
Der einst furchtlos hielt die Wahrheit nah,
Wohl mir dann! Denn Gottes reicher Segen
Wird mein Buch geleiten allerwegen;
Für die Edlen, Sinnigen ist's da.
Mag, wird sich kein Wirkungskreis entfalten,
Dieser Segen frei vom Elend halten!

Mag die Strömung sich der Schicksalswogen,
Wie vom Graun der Mitternacht umzogen,
Stürzen auf mich Vielgequälten hin:
Diese Laute, die als warme Wellen
Aus dem dankgerührten Herzen quellen,
Dauern länger noch als Peregrin.
Auch auf meinen Wanderstab geschrieben,
Zur Erinnerung meinen Heimatliesen,
Hab' ich Bremens großen, milden Sinn.
Doch, was Peregrin nie kann vergelten,
Das vergelte Du, o Herr der Welten! —

* Cholera-Catechismus.

Was ist die Cholera morbus für eine Krankheit?

Sie ist in Asien eine endemische Epydemie.
Ist sie conthagiös oder miasmatis?

Conthagiös ist sie indem sie von den Russen aus Asien mitgebracht, und von denen in Europa durch fernere Ansteckung verbreitet worden ist. Denn es läßt sich nicht denken, daß das Miasma durch den Druck der Luft des marschirenden Heeres wäre vor demselben hergetrieben worden. Miasmatis ist sie aber ebenfalls, da, selbst von aller menschlicher Verbindung eingekerkerte Individuen davon überfallen sind.

Welche Eingeweide des menschlichen Körpers werden von diesem Conthagium oder dem Miasma überfallen?

Die ersten Wege, d. h.: Magen und Darmkanal.

Woher ist das zu schließen?

Das beweisen die Folgen der Infection, weil gleich nach derselben diese Eingeweide der zerstörenden Kraft des Characters der Cholera unterliegen; die Leiden und Zufälle der übrigen Cavitäten folgen per Consensu.

Ist die Krankheits-Materie ohne Ausnahme inficirend?

Nein! Sonst müßten die Aerzte, Krankenwärter, Leichenbestatter und alle diese, Kranke und Verstorbene Bedienende nothwendig davon ergriffen werden.

Welche Körper wären dann wohl der Einwirkung dieser Materie am leichtesten unterworfen?

In denen ein, derselben verwandter, Stoff als gegenwärtig zum Grunde liegt, oder mit andern Worten: die dazu praedispositionel sind.

Welches wären denn diese praedispositionellen Materien?

Uebersauere, schleimichte, und vorzüglich gäulichte Anhäufungen, welche der Gäulung schnell unterworfen sind.

Welche Körper sind der Anhäufung dieser praedispositionellen Materien vorzüglich unterworfen?

Die an Schwäche des Magens und des Unterleibes leiden.

Nach Erkältung dieser Theile.

Diaet-Fehler, als Genießung solcher Speisen die leicht in Säure übergehen oder Verschleimungen nach sich ziehen.

Cholerische Temperamente.

Durch verschiedene Fehler in den Gallengängen, fecernirte Galle. Durch welchen allen diese Eingeweide in ihren Functionen, nemlich der Digestion und Assimilation geschwächt und unterbrochen werden, wodurch alsdann obige zur Gäulung geneigte Stoffe sich erzeugen, welche jeder epydemischen Materie empfänglicher sind. Auch heftige Gemüthsbewegungen,

Furcht, Angst, große Sorgen, Kummer, Gram, Aerger u. d. gl. hemmen die so nöthigen Reactions-Kräfte.

Wo die Absenderung der Galle nicht gewöhnlich, sondern eine widernatürliche Anhäufung derselben statt findet, würde dadurch nicht wohl eine größere Annäherung der Cholera-Materie statt finden?

Ich glaube, Ja! Weil diese durch ihre erziehendere Schärfe die übrigen Verwandtschaftsstoffe, vorzüglich die inneren Theile sowohl feste wie flüssige zur Fäulung und den daraus entstehenden Folgen, wie Entzündung und Brand, schneller theilhaftig macht.

Alle diese sich vergegenwärtigenden Zufälle sind wohl von den Herrn Aerzten zu berücksichtigen um ihre Cur darnach zu leiten, die Materie zu entkräften und sie auf sicheren Wege auszuführen.

Und nicht wie die Herren Aerzte uns von Außen her immer einzig und anhaltend zurufen: „Es war ein Trunkenbold. Sie hatte sich den Magen überladen“ u. s. w. und nur darin den Grund der Infection finden wollen. Nein! Die Erfahrung belehrt uns bereits hinlänglich daß eine weit nähere Disposition zu dieser Empfänglichkeit zum Grunde liege.

Haben wir wohl in Europa und besonders in Deutschland Krankheiten, die dieser Seuche in ihrem Entstehen wie Verfolge ähnlich sind, und oftmals eben so, nicht allein umfichgreifend sondern auch gleich schnell wie zahlreich tödtend sind?

Ja!

Welches sind diese?

Vorzüglich die rothe Ruhr.

Ist gegen diese wohl eine sichere medicinische Behandlung bekannt, der sich der Kranke mit Vertrauen zur Genesung unterwerfen könnte?

Es ist deren eine vorzügliche bekannt; die, deren auffallend glückliche Erfolge den Vorzug verdiente, und ich wie folgt erwähne:

Campher mit Opium, Magnesia, Nuc. moschat in Consistens und nicht zu furchtsamen Dosen, 5 mal täglich ein Pulver, dabei China mit der Valeriana, diesem schönen, der Fäulniß und dem Krampfe widerstehenden, wie auch nach der Haut hintreibenden wohlthätigen Mittel; ein und eine halbe Unze der Rinde mit einer halben Unze Lich. Islandic. eine Stunde gekocht, am Ende desselben eine Unze Valeriana hinzugesetzt, diesem eine Drachma Naphth. Sulphuric. beigemischt. Dann ein Decoct der Salep mit Tr. Rhei. und dem Sirup. emulsiv. abwechselnd von beiden alle Stunden Pösselweise gereicht. Wiederholte Lavements aus der Chamille; und von der Herzgrube an den ganzen Unterleib mit dem Liniment aus Oehl, Campher, Salmiakgeist und Opium wenigstens 3 mal täglich eingerieben, nach dem Einreiben mit mehr wie warmen wollenen Umschlägen belegt, ist gegen eine so starke Einwirkung der Materie und schnellen Entwicklung zur Auflösung des menschlichen Körpers, nothwendig.

Diese Methode in unserer einheimischen rothen Ruhr, deren böartigsten Character (in ihrer der Cholera gleich schnellen Zerstörung) ich früher in mehreren Gegenden bewohnte, von den sel. Herrn Hofrath und Professor Dr. Schroeter seinerzeit in Rinteln angewandt — that, neben allen hievon abweichenden Behandlungen auffallende Erfolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen).



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 4. December 1831.

Einer ist Euch treu geblieben,
Wenn er auch den Trost verschleht!
Dulder! lasset uns ihn lieben,
Denn er hat uns erst geliebt!

Lasset uns ihn lieben u.

Joh. IV. 16.

Von Ph. H. Welcker.

Jenen großen Unsichtbaren,
Den die Welt seit ewig preist,
Der schon war, eh' Jahre waren,
Brüder, jenem guten Geist,
Welcher unsern Todten drüben
Auch ein zweites Leben giebt —
Menschen! Lasset uns ihn lieben,
Denn er hat uns erst geliebt!

Wie den Wunderlauf der Sterne,
Kennt sein unerforschter Rath
Die Gedanken schon von fern;
Eure Wollen, Eure That
War schon auf sein Buch geschrieben,
Eh' Ihr dachtet, eh' Ihr schrieht:

Freunde! Lasset uns ihn lieben,
Denn er hat uns erst geliebt!

Ah, was sind im Flug der Zeiten
Wir voll Schwäche, voll von Wahn,
Eh' wir, reis für Ewigkeiten,
Uns dem Weltenvater nah'n?
Eh' wir thun und freudig üben,
Was sein heiliger Wille übt? —
Pilger! Lasset uns ihn lieben,
Denn er hat uns erst geliebt!

Wenn Euch finst're Stürme grollen,
Wenn so schwer die Thräne preßt,
Wenn, Ihr tausend Unglücksvollen!
Jeder Retter Euch verläßt: —
Einer ist Euch treu geblieben,
Wenn er auch den Trost verschleht!
Dulder! Lasset uns ihn lieben,
Denn er hat uns erst geliebt!

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde.

(Fortsetzung).

Unter diesen Auspicien nun melden sich die Leute, trotz der beschwerlichen Arbeit, gern zu dem Geschäft des Wasserholens, welches gewöhnlich am Sonnabend einfällt, und auf manchen Schiffen wird deshalb eine förmliche Reihenfolge eingeführt. Am achten Tage nach unserer Ankunft war es nöthig, daß wir nach Wasser schickten, und ich wurde am Abend beordert, den andern Morgen früh dahin abzugehen. Noch vor Tagesanbruch war ich mit den mir zugetheilten Gefährten bei der Hand, und mit der ersten Dämmerung fuhren wir nach dem Orte unserer Bestimmung. Wir langten ohne alle Abenteuer daselbst an, und begannen alsobald unser Geschäft. Nach der Beendigung desselben gingen meine Gefährten auf den Austernfang, und ich, der darin keine sonderliche Geschicklichkeit besitz, übernahm statt dessen die Herbeischaffung der Citronen und des Wein-

Beides zu erhalten war mir sehr gut gelungen, und ich war bereits wieder bei unserm Boote angelangt, als von meinen Gefährten noch keine Spur da war. Diese hatten wahrscheinlich in der Nähe des Landungsplatzes ihre Rechnung nicht gefunden und waren deswegen längs des Strandes hinabgegangen, um mit desto besserer Beute zurückkehren zu können. Ich war ziemlich hungrig, und da ich mich vom Schiffe aus mit Brod und Fleisch hinlänglich versorgt hatte, so trug ich kein Bedenken, hiermit sowohl als auch mit einem Theil des Weins und einigen herrlichen Orangen, die ich einer hübschen, schwarzäugigen portugiesischen Bäuerin abgekauft hatte, das Frühstück auf meine eigene Hand zu eröffnen. Vom Flusse her wehte mir eine angenehme Kühlung entgegen, die Sonne schien warm, ohne zu ermatten, und die Vegetation, die gleich von

Ufer aus beginnt, war reizend; ich war also in jeder Hinsicht ganz à mon aise. So im vollen Genuße da sitzend, und nach allen Seiten umherblickend, gewahrte ich eine Schaluppe, welche unfern von der unsrigen, wahrscheinlich zu demselben Zwecke, angelegt hatte. Zwei von der Besatzung gesellten sich zu mir, und boten mir einen guten Morgen. Sie sprachen Englisch, und an ihrer Geläufigkeit, die Sprache zu handhaben, merkte ich wohl, daß ich Engländer oder Amerikaner vor mir hatte.

Das Gespräch mit den beiden fremden Matrosen ging nun in diesem Idiom fort, und ich konnte nicht umhin, den Angekommenen meinen Weinkrug anzubieten. Sie nahmen es an, doch nur unter der Bedingung, sich zur Stelle revangiren zu dürfen. Das fand ich für einen Engländer oder Amerikaner in diesem Augenblicke übertrieben höflich; der Erfolg rechtfertigte meine Verwunderung. Es wurde nun rechtschaffen getrunken. Der Eine von den Fremden ging fort, um aus dem Lagerhause neuen Vorrath zu holen, der Andere führte die Unterhaltung fort, und wußte dabei sehr geschickt auszufragen und sich zu erkundigen, so daß er binnen kurzer Zeit um alle meine Verhältnisse wußte. Das konnte mir nun nichts verschlagen, denn in meiner damaligen Lage waltete nichts ob, was nicht jeder Mensch hätte wissen können; aber ich wunderte mich doch sehr über die Neugierde meines Gesellschafters, eben weil ich nicht wußte, was er im Schilde führte. Eine zweite Verwunderung war es für mich, daß meine Gefährten noch immer nicht zurückkehrten, und ich sprach mich darüber aus, ehe aber noch mein Nachbar seine Vermuthung äußern konnte, kam auch der nach Wein Ausgesendete mit einem bedeutenden Vorrath zurück, und brachte die ganze Besatzung seines Bootes mit sich, die, wie ich nachher fand, aus dem

Quartiermeister und sechs Ruderern bestand. Jetzt hatten sie alle Abzeichen von sich entfernt, die mir kund geben konnten, daß sie einem Kriegsschiffe angehörten. Mit dem Quartiermeister hatte ich mich, wie sich später ergab, bis dahin unterhalten. Wir setzten uns nun unser Acht in einen Kreis, welchen die Fremden so zu ordnen wußten, daß ich in der Mitte zu sitzen kam und von ihnen eingeschlossen wurde. Nachdem wir eine geraume Weile da gesessen, und Einiges gegessen, mehr gesprochen und noch mehr getrunken hatten, fing die Sache endlich an, mir verdächtig zu erscheinen; denn als ich ganz arglos aufstehen und mich an einen unfernen Ort begeben wollte, hielten die mir zunächst Sitzenden mich hiervon halb im Scherz, halb gewaltsam zurück. Ich fragte deswegen ganz kurz: was das zu bedeuten hätte? und ob ausgemacht worden sey, daß das gemeinsame Frühlück die Freiheit des Einzelnen beschränken solle? Alle lachten mir in's Gesicht; der Quartiermeister aber gebot Ruhe, stand auf, und fragte mich gravitatisch: ob ich Lust hätte, in die Dienste der nordamerikanischen Freistaaten zu treten? Diese Frage öffnete mir auf einmal die Augen, und ich wußte nun, daß meine lustige Gesellschaft zur Besatzung der beiden amerikanischen Kriegsfregatten gehörte, die ausgesendet waren, den obwaltenden Mangel an Besatzung auf jede Art zu ersetzen. Es war jedoch in meiner gegenwärtigen Lage nichts, was einen solchen Wunsch in mir erregen konnte, und ich sagte deshalb, den mich Fragenden fest anblickend: „Nein!“

Dieser begann nun durch die abschlägige Antwort sich keinesweges irre machen lassend, mir die Annehmlichkeiten zu schildern, die ein tüchtiger Mann im Dienste der Freistaaten genösse, wozu er auch nicht ermangelte, den jetzigen schönen Morgen zu rechnen. Als ich indessen standhaft bei meiner Weigerung blieb, nahm der Redner

einen gebietenden Ton an, und meinte, wenn ich ihm nicht im Guten folgen wolle, so müsse ich mit Gewalt, deswegen möchte ich klug seyn, und der Nothwendigkeit gehorchen. Ich nahm nun den Schein an, als ob ich eine große Rede halten wollte, und begann damit, daß diese Gewalt, womit er mir drohe, ein schlechtes Empfehlungs-schreiben für die mir gerühmte amerikanische Freiheit sey; eigentlich aber blickte ich umher und spähte:

„wo sich ein Vortheil aufthut zum Entspringen!“

Meine republikanischen Häscher mochten dergleichen auf meiner Stirne lesen; denn sie schlossen einen sehr engen Kreis um mich, und der Quartiermeister meinte: „Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft!“ und als er diese Sentenz mit ähnlichen Worten ausgesprochen hatte, gab er seinen Gefährten einen Wink, welche nun, trotz alles Sträubens von meiner Seite, über mich herfielen, mich auf ihre Schultern hoben und nach ihrer Schaluppe trugen. Mich platt auf den Boden derselben legend und sich auf die Ruderbänke vertheilend, so daß sie nur die Füße auf mich zu setzen brauchten, wenn ich einen Versuch zum Entspringen machen wollte, um dies sogleich zu verhindern, sagte der Quartiermeister zu mir: da nun, wie ich wohl selbst sehe, alle Flucht unmöglich sey, so möchte ich ihn durch unnützes Geschrei oder dergleichen Vornehmen nicht zu unangenehmer Strenge nöthigen. Er stieß nun drei Mal in die kleine silberne Pfeife die an einem blauen Bande um seinem Halse hing, und die Schaluppe fuhr vom Lande ab. Wir mußten mehrere Klippen umschiffen, ehe wir auf den freien Strom hinaus konnten, und blieben deshalb noch einige Zeit in der Nähe des Ufers. Noch hatten wir unsern Kreuzzug an dem klippenreichen Strande nicht beendet, als ich vom Lan-

dungeplatz her die rufende Stimme meiner Gefährten vernahm. Ich konnte nicht irren; denn wenn man Monate lang mit wenigen Leuten auf denselben Raum angewiesen ist, so kann man wohl die Stimme derselben unterscheiden. Wenn ich nun gleich wußte, daß sie mir keine Hülfe leisten konnten, wenn sie auch wüßten, wo ich sey, so meinte ich doch, es könne von Nutzen seyn, wenn ich ihnen Gelegenheit gäbe, meine Spur aufzufinden, und machte dem gepreßten Herzen durch ein bedeutendes „Hallo!“ Lust. Noch war der Zuruf nicht ganz aus meiner Kehle heraus, als die fluchende Stimme des Quartiermeisters und einige Fußtritte in meine respektiven Seiten mich belehrten, daß dergleichen Ausrufungen hier nicht an ihrem Orte wären. Ich mußte also nothgedrungen eine fernere Expektoration unterlassen. Ich wußte nun freilich nicht, ob mein halbes „Hallo!“ den Gefährten zu Ohren gekommen seyn möchte, habe aber nachträglich erfahren, daß Alles an die rechte Behörde gekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gebirge der Erde.

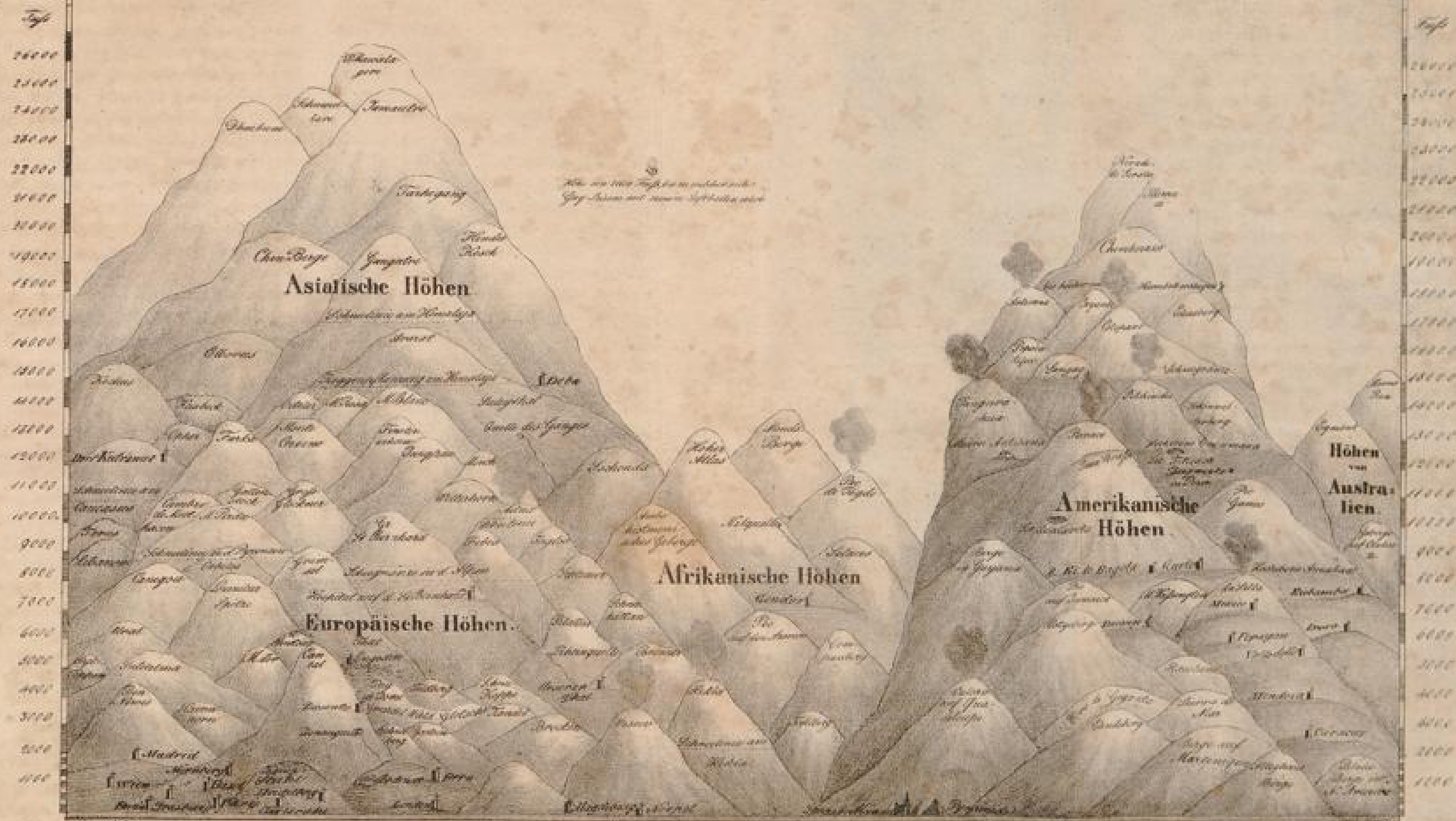
(Mit einer Steindruck-Beilage.)

Fortwährend bemüht, die Unterhaltung, welche wir bei unsern Lesern durch diese Blätter bezwecken, eben so lehrreich als angenehm zu machen, richten wir auch diesmal die Aufmerksamkeit derselben auf einen höchst anziehenden Gegenstand, nemlich auf die höchsten Gebirge unserer Erde, die wir auf der beiliegenden Tafel zu deutlicher Anschauung aus allen fünf Welttheilen zusammengestellt und zugleich mit einem Höhenmesser versehen haben. Diese gewaltigen, großartigen Massen, ziehen sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen auf der Oberfläche unseres Erdkörpers nach allen Richtungen hin, und haben, schon seit Jahrtausende

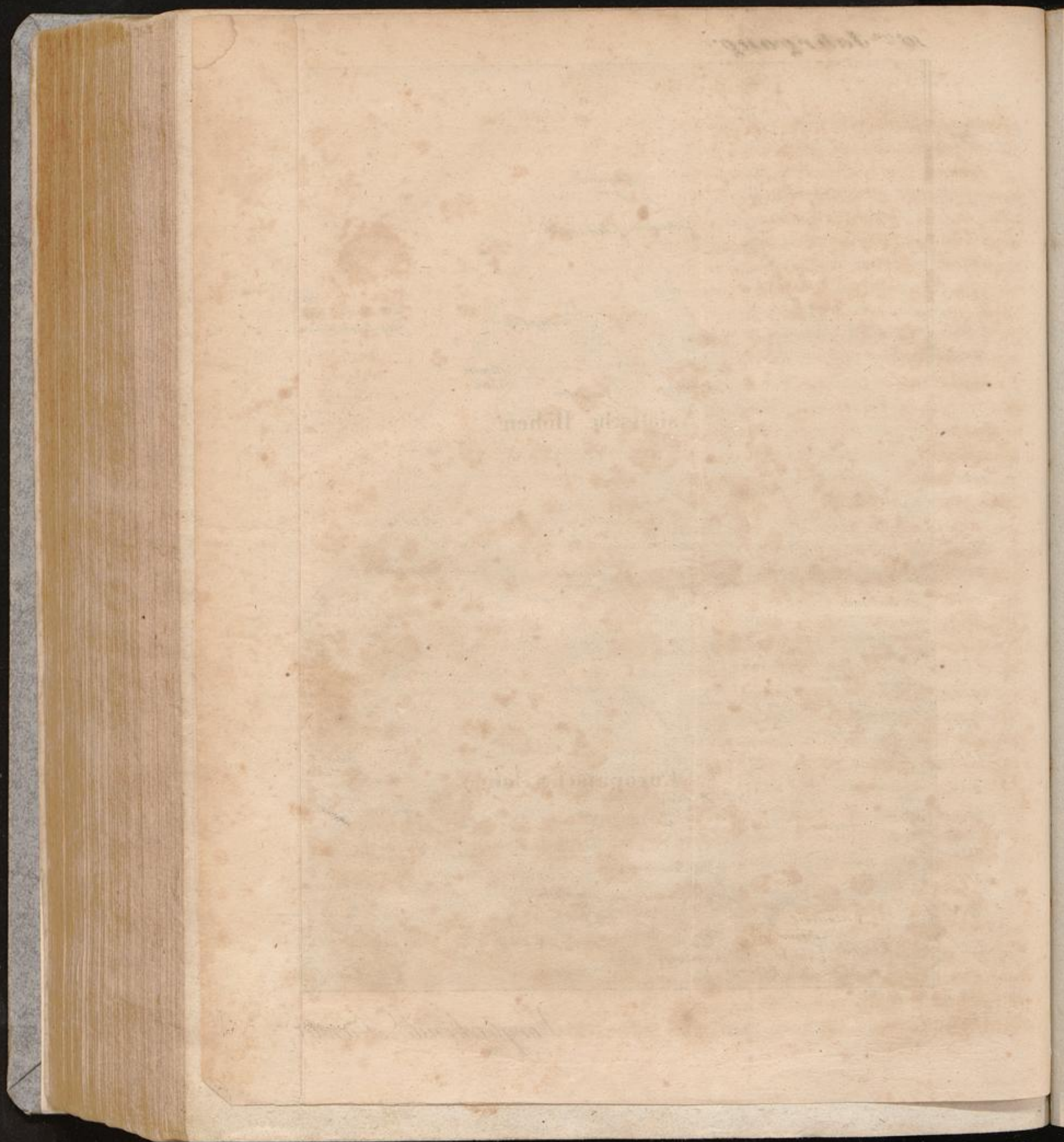
ihre Gipfel kühn und stolz in die Wolken erhebend, allem Wechsel und aller Vergänglichkeit des Irdischen getrotzt.

In der Nähe oder Ferne, unsern Gesichtskreis begränzend, haben die Gebirge von jeher eben so sehr die Aufmerksamkeit des gemüthvollen Naturfreundes, als des wissenschaftlichen Forschers auf sich gezogen. Denn in ihnen ist es, wo die ewig wirkfame Natur ihre größten Wunder und alle Reize ihrer materischen Schönheiten zusammengebrängt hat, und wo sie fortwährend einen Reichtum von Kräften und eine Fülle von Mannigfaltigkeit des Lebens entwickelt, wie sie dem Blicke auch in der fruchtreichsten Ebene nicht darstellt. Es ist daher auch dem Bewohner des flachen Landes, der mit empfänglichem Sinne zum erstenmal eine Gebirgsgegend betritt, als sey er in eine ganz neue Welt versetzt. Sein Geist vermag eine Zeitlang diese Menge und Eigenthümlichkeit überraschender Eindrücke nicht zu fassen; denn überall, wohin er sich wendet, drängt sich seinem Auge der auffallendste Contrast entgegen. Ueber anmuthige, fruchtbare Thäler, Wohnsitze fleißiger und glücklicher Menschen, sieht er steile, kahle Felsenhöhen, nie schmelzende Eismassen und schneebedeckte Berggipfel mit wunderfamen Gestaltungen und schauerlichen Umriffen hervorragen. Ganz nahe erblickt er hier den Sommer neben den ewigen Winter, die reichste Fruchtbarkeit neben der traurigsten Dürre, die üppigste Gegenb neben der kahlsten Einöde, die lauteste, frohlichste Regsamkeit der Natur neben der grauenvollsten Todtenstille.

Steigt der Reisende die Höhen hinan, so führt ihn anfangs sein Weg durch fruchtreiche Felder, grüne Wiesen und üppige Waldungen, welche die sanftanstiegenden Abhänge auf das Anmuthigste bekleiden. Allmählig aber wird die Landschaft um ihn wilder und schauerlicher. Es wird ihm un-



Vergleichende Darstellung der wichtigsten Höhen der Erde.



heimlich zwischen den zackigen Felsgipfeln, welche über seinem Haupte herabzustürzen drohen, und zwischen den jähren Abgründen, in deren unabsehbarer Tiefe er schäumende Gießbäche rauschen hört; und doch fühlt er sich wieder mächtig angezogen und kann nicht widerstehen, noch höhere Regionen zu erklimmen. Hier wird er durch eine neue Vegetation überrascht. Unbekannte Pflanzen, seltene Blumen blühen im buntesten Farbenschmucke zu Tausenden unter seinen Füßen. Er athmet eine kühlere, frischere Luft, die alle Lebenskräfte in ihm erregt, und alle seine Empfindungen steigert; er schaut über sich einen Himmel, so unbewölkt, so rein und dunkelblau, wie er ihn nie in niedern Gegenden erblickt hatte, unter sich aber, aus den zu seinen Füßen ziehenden Wolken, hört er den Donner, oder er überschaut in unabsehbaren Gesichtskreise, große weite Länderstrecken, mit ihren Flüssen und Seen, Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, in kleinem Maaßstabe ausgebreitet, wie auf einer Landkarte. Und, indem er sich entrückt fühlt dem niedern Treiben der Welt und herausgerettet aus der stürmischen Lebenswille, drängt sich an sein Herz das Gefühl der Unendlichkeit; sein Geist verliert sich in Ahnungen des unsichtbaren Alliebenden und feiert den großen Augenblick seiner Nähe inniger, schöner, als er ihn vielleicht je in einem Tempel feierte, der von Menschenhänden erbaut ist.

Wer nur einmal diese Eindrücke empfunden hat, den wundert es nicht mehr, daß den Schweizer in der Fremde so manchmal eine unbefiegbare, krankhafte Sehnsucht nach seiner Heimath befällt, und daß der biedre Schwarzwälder, wenn er mit den Erzeugnissen seines Kunstfleißes, die halbe Erde durchkreist und sich so viel Wohlstand erworben hat, mit dem er auch in der glanzvollsten Hauptstadt leben könnte, doch wieder in seine Berge zurückkehrt.

Es scheint, als stünde die uns umgebende Natur, in einen beständigen geheimnißvollen Verkehr mit unsern innern Leben, und als ziehe sie uns stets wieder zu sich zurück, wenn wir uns auch noch so weit von ihr entfernt haben.

So sehr indeß in Gebirgsgegenden die Natur in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit waltet, so herrscht sie doch auch hier mit allen ihren Schrecken und geräth bisweilen in einen Aufruhr, der die Ruhe und das stille Glück der Bewohner grauenvoll unterbricht. Von den Gipfeln der Schneeberge reißen jene furchtbaren Lawinen sich los, welche mit donnerähnlichem Getöse den Thälern zurollen, mit reißender Gewalt Alles in ihrem Wege zertrümmern und ganze Dörfer unter ihren Massen begraben. Ungeheure Felsenmassen spalten von einander und bilden tiefe Abgründe, oder sie trennen sich ganz von dem Berge los, stürzen herab, schmettern Alles vor sich nieder, füllen die Seen aus, oder hemmen den Lauf der Bergwasser, und zwingen sie aus ihren Ufern zu treten und die Thäler zu überschwemmen. Ja bisweilen stürzen ganze Bergwände ein, und begraben unter ihren schrecklichen Trümmern den Thalgrund, mit allen seinen Dörfern und Bewohnern.

Das furchtbarste aber auch zugleich das erhabendste Schauspiel das die Gebirgsgegenden, ja das die Natur überhaupt gewährt, stellen uns die Vulkane dar. Schwarze dicke Rauchwolken steigen aus dem Krater, der grauenvollen Oeffnung des unterirdischen Feuerherdes, abwechselnd hervor, und mahnen die angstvoll zitternde Gegend, Untergang drohend, an die convulsivische Bewegung in den Eingeweiden der Erde. Von Zeit zu Zeit macht denn auch der grollende Berg seine Drohungen wahr. Die Gewalt der in ihm sich entwickelnden Dämpfe treibt eine hell leuchtende Feuersäule unter lautem Getöse hoch in die Luft, wirft donnernd einen Regen von glühenden Steinen

rings um sich her, hüllt die ganze Gegend in schwarze Aschengewölke und erstickenden Schwefelbampf ein, und schüttet über sie einen Strom fließender Lava aus, die die blühenden Gefilde am Fuße des Berges verwüftet und, als bleibendes Denkmal dieser Zerstörung erstarrend, mit einer harten Kruste überzieht. Manchmal sind solche Ausbrüche noch mit heftigen Erschütterungen begleitet, wobei der Boden der umliegenden Gegend bebt, sich erhebt, sich senkt, sich spaltet und umdreht und Städte und Dörfer in Schutt und Trümmer zusammenstürzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterirdisches Geräusch zu Nekus.

Alexander v. Humboldt berichtet nach nicht zu bezweifelnden Zeugnissen, daß Personen, welche sich auf den Granitfelsen von Dronoko auf's Ohr legen, gegen Sonnenaufgang unterirdische Töne, gleich denen einer Orgel, vernehmen. Drei französische Gelehrte, Jomard, Jalles und Villiers, welche sich bei der französischen Expedition in Egypten befanden, versichern, bei Sonnenaufgang in einem großen Granit-Denkmal, dem Mittelpunkt des Pallasiumfanges von Karnak, ein Geräusch, wie das einer zerreißenen Saite, gehört zu haben.

Einen ähnlichen Ton vernahm auch Gray, von Drford, zu Nekus, drei Stunden vor Dor, am rothen Meere. Der Name dieses Ortes bedeutet Glocke. Er ist mit Sand überdeckt und von hohlen Felsen umgeben, die sich amphitheatralisch erheben. Der Abhang gegen das Meer ist steil; das Ganze ungefähr 300 Fuß lang und 80 Fuß breit. Die Töne sind hier nicht nur bei Sonnenaufgang, wie an der Memnon-Statue, hörbar, sondern beständig, Tag und Nacht, und in allen Jahreszeiten.

Bei seinem ersten Besuche vernahm Gray unter seinen Füßen ein anhaltendes, bald stärkeres, bald schwächeres Murren, welches dem Gesumme einer Glocke sehr ähnlich war. Nach fünf Minuten verstärkte sich dasselbe in dem Maße, daß man Geräusche unter sich zu hören glaubte, und selbst der Sand dadurch in Bewegung gerieth. Die Bewohner von Thor versichern, dies Geräusch erschrecke die Kameele und versetze sie in Wuth. — Gray besuchte am andern Morgen dieselbe Stelle wieder, um, wo möglich, die Ursache dieser Erscheinung zu erforschen. Während einer Viertelstunde nahm er nicht das geringste Geräusch wahr, doch plötzlich wurde es laut, und nahm mit jeder Minute zu, selbst noch stärker als am vorigen Tage. Das Wetter war sehr ruhig und der Himmel heiter. Gray schließt hieraus, daß dies Geräusch nicht durch den Einbruch des Luftzuges von außen veranlaßt werden kann, und zwar um so viel mehr, als durchaus auch nicht die kleinste Spalte entdeckt werden konnte, durch welche er hineindringen könnte.

Die Bewohner der Umgegend sagen, dies Tönen rühre von einem wunderbar unter der Erde erhaltenen Kloster her, in welchem stets gesäutet werde. Wenn es dereinst am rothen Meere Novellenschreiber giebt, so können wir darüber das Nähere, wenn auch nicht das Richtige, vernehmen. Wahrscheinlich muß irgend etwas Vulkanisches Grund des Geräusches seyn; dies wird um so glaublicher, als sich die heißen Pharaon-Quellen auf derselben Küste befinden.

Albrecht.

* Hülfß-Berein bei Feuergefähr.

Der Herr Senator Dr. Noltenius wird die dazu Unterzeichneten nächstens zu einer Versammlung einladen um gemeinschaftlich die weitere Einrichtung zu berathen. Es hat zweckmäßig erschienen schon auf andern Plätzen bestehende Ver-

eine dieser Art kennen zu lernen um solche zum Vorbilde oder das uns darin Zusagende und Passende anzunehmen. Es hat dieses die Verzögerung einer General-Versammlung veranlaßt aber gewiß nicht die Hülfe eines einzigen Mitgliedes, wenn sonst nicht behindert, bei den letzten Brande in der Ebgestraße. —

Obgleich schon Viele unterzeichnet, wir glauben 130, so ist es doch sehr zu wünschen, daß die Namenliste noch um Vieles größer werde und wird ein jeder rechtliche junge Mann welcher nicht schon eine Anstellung bei der Lösch-Anstalt hat, eingeladen diesem Vereine beizutreten, welcher je zahlreicher er ist, desto größere Hülfe leisten kann.

* B i t t e.

Die Herrn Naturkundiger werden sehr gebeten in diesem Blatte gefälligst zu sagen, wie lange der Blutwurm als Blutwurm bekannt ist; ob er nur Kranke oder auch gesunde Bäume befällt, an welchen Bäumen er sich aufhält; ob und welchen Schaden er ihnen zufügt und auf welche Weise er am besten vertilget werden kann. In Naturgeschichten sucht man ihn vergeblich oder er ist unter andern Namen aufgeführt. Hier und in der Umgegend soll er sehr häufig seyn.

Auszug eines Briefes aus Wien, an den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I.,

d. d. 28. October 1635,

die damals in Deutschland noch fast ganz unbekannten Kosaken betreffend.

„Daß die Cosaggen (Kosaken) nunmehr durch das Königreich Böhmen marchirt, und wie übel sie an etlichen ortten gehauser, davon werden E. Churfl. Durchl. Zweifels ohne anderwärts albereit nachrichtung haben, vnd achte ich daher vnnöthig, davon meldung zu thun.

„Herr Arnoldin berichtet, daß es mehrere theils Russen (Russen) vnd die übrigen von denen Cosaggen, so am schwarzen Meer sich gegen den Türken gebrauchen lassen, und Saporsky *) genannt werden, ein wüßes, freches,

*) Saporoqische oder Gaydamaken, auch Tschernomorskeische oder Schwarzemeer-Kosaken, die wildesten und zügellosesten aller Kosakenstämme.

unbändiges, sonsten aber ein gar gutes und tauerhaftes Volk sind, so sich mit einem geringen begnügen laßt, und in einem tage weiter als die Deutsche Reuterey in Vier tagen marchiren vnd verhofft er, Sie werden Ihrer Kayß. Mait. gute dienst leisten, vnd sonderlich in Lothringen vnd Frandreich viel aufrichten.“

Wie viel sie gegen und in Frankreich fast zweihundert Jahre nachher ausgerichtet — wenn das jener Briefsteller wissen sollte!

Richard Noos.

Alte Sprüche in neuen Gewande.

Wie's keine Zeit giebt ohne wenn und dann,
So giebt's ohne aber auch keinen Mann.

Wer lustig seyn will in jedem Fall,
Dem wird die Krähe zur Nachtigall.

Die Jugend ist der schönste Schatz,
Nur räumt sie leider täglich den Plaz.

Mehr oder minder giebt's Feiertage,
Je nachdem ich Fleiß'ge oder Faule frage.

Hat's Gott nicht stets mit Eil getrieben,
Er ist doch niemals ausgeblieben.

Dringst du mit Ernst auf gut und recht,
Wird selbst der Teufel des Guten Knecht.

Franz Porta.

* A n d i e L e s e r.

des höchst sinnreichen Distichons und des erborgten Weihrauchspräparats im vorigen Bürgerfreunde.

Wie der Teufel auch schlau sich verlaßt durch die Künste der Hölle.
Und vor Versuchern euch warnt; traun, ihr erkennet ihn doch!

J. W. C.

* Cholera-Catechismus.

(Fortsetzung.)

Wer kann über ähnliche Erfolge die sicherste Auskunft geben?

Der wißbegierige, in seinen Beobachtungen forschende Apotheker, dessen Bearbeitung jede der verschiedenen Cur-Methoden und eigenartigen Behandlungen practisirender Aerzte täglich unterworfen sind. Denn es giebt beinahe keinen Arzt

oder er hat in seiner Cur-Methode (wenn ich mich so ausdrücken darf) sein Steckenpferd. Und bei diesem (dem Apotheker) fallen die Eigensliebe des Arztes, wie die oftmalige Partheilichkeit des Kranken weg.

Was soll aber hier die Erwähnung der Ruhr und ihrer vorzüglicheren Behandlung in einem Cholera-Catechismus?

Die ganze medicinische Welt darauf aufmerksam zu machen, ob nicht in einer solchen Behandlung und unfürchtamen Anwendung dieser Mittel gegen dieses, in seiner, der Ruhr ähnlich zerstörenden Gift, mehr wahrscheinlich, erwünschtere Erfolge liegen, wie:

In Auffuchung specifischer Mittel gegen diese Seuche. So glaubten und glauben viele Herren Aerzte, ein solches Ding bestimmt gefunden zu haben wornach die Krankheit und alle Kranke ohne Unterschied behandelt werden könnten. Allein die mannigfaltigen und bereits öffentlich von hier und von dort empfohlenen, von dort zu hier gemachten Anwendungen entschieden zu einem ganz entgegengesetzten Resultat. Nur eins unter den Zahlreichen der Art sey hier angeführt, wie das des Dr. Leo zu Warschau empfohlene Magysterium Bismuthi und dessen Erfolg anderer ertigen Anwendung.

Es sind auch bereits von allen Orten und Aerzten praeservirende Sorgfalten und Beobachtungen dem Publicum vorgeschrieben, sind Praeservative nützlich?

Sie sind nicht allein nützlich, sondern auch durchaus nothwendig.

Was ist von den allgemeinen und bekannten Vorbeugungs-Empfehlungen zu halten?

Sie enthalten eine Sorgfalt die jeder vernünftige Mensch zur Erhaltung eines gesunden

Körpers für die Dauer seiner irdischen Laufbahn sich selbst schuldig ist.

Was soll damit gesagt sein? Vielleicht keine dieser uns täglich nähernden Seuche exclusive bezweckenden Maaßregeln? (?)

Wenn man auf die anfängliche Darstellung der positiven wie praedispositionellen Materien seine Aufmerksamkeit wendet, wird man ohne Kopfbrechen einsehen daß die Umschaffung des praedispositionellen Stoffes höchst nothwendig, und daß es durchaus nützlich ist die sogenannten ersten Wege für Entstehen und Anhäufung derselben zu bewahren.

Zu welchen Mitteln müßte man dann wohl seine Zuflucht nehmen?

Die obiger Anforderung genügend sind. Hier muß ich wieder des sel. Herrn Hofrath Schroeters ärztliche Sorgfalt und unermüdetes Wirken, so dieser verdienstvolle Arzt in den epidemischen Perioden bewies, in Anspruch nehmen. Er gab ein Praeservativ heraus bei welchem Gebrauch die ersten Wege als Werkstätten der Entstehung dieses praedispositionellen Stoffes in ihren Functionen unterstützt, gestärkt, und wo schon mehr oder weniger dieselben sich angesammelt, auflöseten und ohne alle mindeste Beschwerde aus dem Körper gesondert wurden.

(Diese besondere Composition trug ich sorgfältig mit in mein Manuscript derartiger Vorzüglichkeiten.)

Man wird den Einwurf machen: jeder wird bei Anhäufungen solcher Unreinigkeiten sich ärztlicher Hülfe früh genug bedienen?

Dies nehme ich gern an. Allein dann pflegen schon üble Folgen und körperliche Unannehmlichkeiten damit begleitet zu sein, mit welchen oftmals die herrschende Seuche schon selbst verbunden ist, welches alles durch Schroeters Praeservativ vorgebeugt wird, deren häufige Erfahrungen ich selbst davon gemacht habe.

(Der Beschluß folgt.)

Wer vom Bürgerfreund die Jahrgänge 1827 bis 1831 complet, hat und sie absteigen will, den kann Unterzeichneter einen Käufer anweisen.
G. Jönghen.

H. Daebes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jönghen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 8. December 1831.

Immer ringen, immer streiten
Muß der Mensch, so lang er lebt,
Schmerz und Freude ihn begleiten!
Glück nur ist's, wonach er strebt.

O b u n d w i e ! ?

Reimschertz aus der Zeit.

Heut der Treue
Schwur aufs neue,
That mein Mund
Liedchen kund.
Drauf mit Reden,
Mich zu schrecken,
Frug Sophie:
Ob ich nie
Sie betrogen,
Nie belogen?
Und ich lachte
Und ich dachte:
Ob — und wie?
Und wie?!

Bringt der Leumund
Mir den Vormund

An den Krage
Mit den Fragen:
Ob auch fleißig
Mich beweis' ich
Bei der Alten
Bösen Falken?
Dann ich nickte,
Doch die Blicke
Niedersenke
Ich und denke
Ob — und wie?
Und wie?!

Und erheitert
Sich erweitert
Ihm der Blick,
Und — o Glück —
Fragend spricht
Er: „Gebriecht
„Dir wohl Geld?

„Wenn's gefällt,
 „Bin erbdtig —
 „„Nicht gar nöthig,““
 Doch für mich
 Denke ich:
 Ob — und wie?
 Und wie?!

Und der Brüder
 Lust'ger Lieder
 Muntrer Chor
 Klingt ins Ohr,
 Jubelnd trinken
 Sie und winken.
 Ob ich springe,
 Ob ich bringe
 Sil'ger Schritte
 In die Mitte
 Heit'rer Lust,
 Kraftbewußt
 Ob — und wie?
 Und wie?!

Und im Kreise
 Klingt der Weiße
 Deutscher Sang.
 Gläserklang
 Schwirrt ringsum,
 Tönt rundum
 Fort und fort
 Laut das Wort:
 Blondchen lebe!
 Alter gebe!
 Ob ich singe,
 Ob ich klinge?
 Ob — und wie?
 Und wie?!

J. Seeliger.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde.

(Fortsetzung).

Wir ruderten nun frisch auf den Ström
 hinaus, und als wir aus dem Bereich der Ca-
 stelle waren, und uns den amerikanischen Schiffen

näherten, entließ man mich aus meiner engen
 Haft, und hieß mich auf eine der Ruderbänke
 niederlegen. Ich that es. Mein erster Gedanke
 war, über Bord zu springen, und mich dem
 Strom zu überlassen, aber ein Blick auf die
 Wasserfläche belehrte mich, daß der Strom see-
 wärts ging und mein Vorhaben deshalb nicht
 ausführbar sey. Nun blickte ich rückwärts, sah
 ganz im Hintergrunde die große Stadt Lissabon,
 und den Wald von Masten davor, und die heer-
 lichen, immer mehr zurücktretenden Ufer zu beiden
 Seiten. Mir war sehr traurig um's Herz, denn
 ich ging einem unbekannten Schicksale entgegen,
 wußte nicht, was aus mir werden sollte, und ob
 ich jemals die liebe Heimat und was mir darin
 theuer war, wiedersehen werde. Auch war ich
 für diesen Augenblick alles Eigenthums beraubt,
 da ich natürlich nichts besaß, als die Kleider, die
 ich trug, eine silberne Taschenuhr und ungefähr
 anderthalb Cruzados in kleiner Münze.

Die Stimme des Quartiermeisters weckte
 mich aus meinen Betrachtungen, und als ich auf-
 sah, befanden wir uns zur Backbordsseite der
 einen Fregatte. Ich wurde jetzt bedeutet, das
 Verdeck hinaufzusteigen, und da ich sah, daß
 Widerspruch nichts half, so stieg ich in Gottes
 Namen hinan, beschloß auch bei mir, da ich be-
 griff, ich werde dadurch vielen Unannehmlichkeiten
 vorbeugen, mich so geduldig als möglich in Alles
 zu finden, was man auch ferner von mir ver-
 langen möchte.

Als ich auf dem Verdeck ankam, ward ich
 von einem andern Quartiermeister in Empfang
 genommen, und auf einen Wink desselben in das
 Zwischendeck gebracht, welches auf Schiffen dieser
 Art, von einem Ende bis zu dem andern, zum
 Aufenthalt der Besatzung dient.

Um zwölf Uhr wurde es in meiner Nähe
 lebendig, und ich sah, daß man mehrere Leute

auf das Verdeck brachte, die ich für meine Leidens- und Schicksalsgenossen hielt. Da ich nichts in mir fühlte, was eine voreilige Bereitwilligkeit gut heißen hätte, so blieb ich in meiner Stellung ausgestreckt am Boden liegen. Es währte aber gar nicht lange, so kam die Reihe auch an mich, und da man meinen Namen nicht wußte, so wurde ich „young man!“ angeredet. Ich that in einer ängstlichen Spannung auf das Verdeck; denn ich sollte jetzt eine Gewißheit meines Schicksals empfangen, obgleich mir dies in der Idee schon ganz klar vor Augen lag. Das Verdeck, welches ich bei meinem an Bord Kommen nicht beachtet hatte, bot allerdings, im Vergleich mit dem eines Kauffahrers, einen imposanten Anblick dar; denn die zwei Reihen blankgeputzter Kanonen, welche zu beiden Seiten von vorn nach hinten liefen, die Gruppierungen der Mannschaft, wovon Jeder seinen angewiesenen Posten, sowohl auf dem Verdeck als in den Masten hatte, die Schildwachen, welche ächt-militairisch von der linken und der rechten Fallreep auf und ab gingen, die Schiff-Lieutenants und der Militär-Offizier in voller Uniform auf der linken Seite des Quarterdecks, die Kadetten (Midshipmen) an der Gangspille gruppiert, das Alles machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich wurde in die Nähe des großen Mastes gewiesen, wo ich noch sieben andere Unglücksgefährten vorfand. Als wir Alle versammelt waren, begab sich der jüngste Lieutenant in die Kapitänskajüte, und der Militär-Offizier verfügte sich nach dem Borderverdeck. Alsobald erschallte von daher Trommelschlag, und der Offizier kehrte mit vier Soldaten zurück, welche auf dem freien Borderraum des Quarterdecks ein Quarrée bildeten. Man bedeutete uns, in diesen also eingeschlossenen Raum zu treten, welcher Weisung wir Folge leisteten. Da standen wir nun, uns so viel als möglich nahe an ein-

ander haltend, der allgemeinen Neugier preis gegeben und in der nächsten Minute unser Schicksal erwartend. Der jüngste Lieutenant kam aus der Kajüte zurück, und meldete dem wachhabenden Offizier die Ankunft des Kapitäns. Diese erfolgte alsobald. Ein ziemlich robuster, nicht allzugroßer Mann mit einem einnehmenden Gesicht trat aus der Kajüte. Er war mit der vollen Uniform eines amerikanischen Fregattenkapitäns angethan, und trug sich mit großem Anstande. Die Offiziere verbeugten sich nach militärischer Art, die Soldaten machten die Honneurs, und der Kapitän dankte mit vieler äußerer Würde. Unfern von ihm befand sich sein Sekretär, der eine Schreibtisch hervorgezogen hatte, und wahrscheinlich die jetzt beginnende Verhandlung protokollieren sollte. Wir wurden in Reih' und Glied gestellt, und auf den Wink des Kapitäns trat der erste Lieutenant vor uns hin, um das Examen zu beginnen, wobei der Schreiber sich anschickte, nach Möglichkeit seiner Schreibtisch die Geheimnisse anzuvertrauen, welche jetzt der Öffentlichkeit preisgegeben wurden. Die ersten Fragen nach Namen, Stand und Vaterland gingen ruhig vorüber, und es ergab sich daraus, daß meine Leidensgefährten sämtlich Seeleute geringeren Grades waren, die auf Kauffahrern dienten, welche im Hafen von Lissabon lagen, und ihr früheres Verhältniß mit dem jetzigen vielleicht eben so freiwillig vertauschten als ich. Nachdem die Eingangsformeln beseitigt waren, wurde uns im Allgemeinen die Frage vorgelegt: „Ob wir entschlossen wären, den nordamerikanischen Freistaaten mit Leib und Leben treu und freudig zu dienen?“ Als aber auf diese Frage keine Antwort erfolgte, wurde sie an einen Jeden von uns einzeln gerichtet. Nun ward es anders. Der Zufall wollte, daß ich gerade an dem einen Ende der von uns gebildeten Linie stand, und daß mit der entscheidenden Schlussfrage von dem

andern Ende her begonnen wurde. Neugier, was wohl Jeder antworten werde, verbannte auf einen Augenblick von mir den Gedanken an dasjenige, was ich wohl selbst zu antworten hätte. Siebenmal hörte ich nun dieselbe Frage einförmig wiederholen, und eben so oft fiel die gleichlautende Antwort: „Ja!“ Ich hatte meine Augen zu Boden geschlagen, um durch den fortdauernden Anblick meiner Umgebung nicht den Muth zu verlieren. Als unser Inquirent zu mir trat, blinzelte ich ihn nur ein ganz klein wenig an, und meine Antwort wurde gegen die der Uebrigen etwas verlängert. Ich sagte ziemlich laut: „Ja, aber nicht freudig!“

Was für ein kecker Bursch ist das?“ hörte ich den Kapitän fragen, und einer der Lieutenants meinte sehr witzig: „Die Freude steht bei ihm; in einem freien Staat kann er es damit halten wie es ihm beliebt. Sein Ja bindet ihn.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gebirge der Erde.

(Fortsetzung.)

So lanziehend für unsere Betrachtung die Gebirge der Erde sind, wenn wir bloß den Eindruck berücksichtigen, den sie auf unser Auge und Gefühl machen, eben so wichtig sind sie, wenn man sie vom Standpunkte des Naturforschers und Geographen betrachtet.

Man hat sie nicht selten das Gerippe des Erdkörpers genannt, weil sie es vorzüglich sind, welche der Oberfläche der Erde Haltung und festen Zusammenhang geben. Wirklich bestehen auch die größten und höchsten unter ihnen, die sogenannten Urgebirge, aus den härtesten Gesteinen, und man hat gegründete Ursache zu vermuthen, diese Gebirgsart sey in der Urzeit durch unterirdisches Feuer gebildet und emporgetrieben worden. Indes unterscheiden die Naturforscher von diesen noch

andere Gebirgsarten, namentlich die sogenannten Flößgebirge, von welchen sie nachweisen daß sie durch mächtige Wasserfluthen, welche einst die Erde bedeckt haben müssen, entstanden sind.

Der Schooß der Gebirge enthält jene nützlichen und kostbaren Mineralien, jene reichen Steinkohlenlager, Metallminen und Edelgesteine, welche den Menschen reizen, trotz aller Mühen und Gefahren, die ihm drohen, die Eingeweide der Erde zu durchwühlen. Auch findet man hier jene merkwürdigen Höhlen mit wunderbaren Tropfsteinegebilden geziert, und jene mannigfachen Versteinerungen von Thieren und Pflanzen, wie sie sich jetzt nicht mehr lebend auf der Erde vorfinden, die einen deutlichen Beweis von einer frühern, längst untergegangenen Schöpfung liefern.

Höchst wichtig ist die Stelle, welche die Gebirge in der großen Werkstätte der Natur einnehmen. Die Moose, Gräser und Waldungen, mit denen sie bedeckt sind, ziehen die feuchten Bestandtheile aus der atmosphärischen Luft an, und saugen, gleich Schwämmen den Regen ein. Das aufgenommene Wasser bringt nun in die Erde ein, geht in Rissen, Spalten, Klüften, der Schwere folgend, abwärts. Gelangt es in der Tiefe endlich auf einen Punkt, wo das ganz geschlossene Gestein, oder wo Thon und Lettenmassen seinen tiefen Niedergehen Schranken setzen, so sucht es sich einen Ausweg, und tritt dabei häufig durch seitwärts abgehende Spalten, die das Gebirge bis an seine Oberfläche durchziehen, als springende Quellen zu Tage aus. Mehrere solche Quellen vereinigen sich in ihrem Laufe zu Bächen, diese zu kleinen Flüssen, diese endlich zu Strömen, die, immer anwachsend, dem Meere zufließen. Auf diese Weise läßt sich der Ursprung der größten Ströme der Erde in den Hochgebirgen nachweisen, und es gewährt einen äußerst merkwürdigen Anblick, zu sehen, wie aus diesen gewaltigen Vorrathskammern, großen, weiten

Länderstrecken rings umher Leben und Fruchtbarkeit zufließt. —

Aus diesem Allem geht nun auch endlich hervor, wie groß der Einfluß der Gebirge auf Klima und Temperatur und auf das organische Leben einer Gegend seyn müsse. Hier weht die reinste und gesundeste Luft, hier wachsen die stämmigsten Bäume und kräftigsten Kräuter; die Wälder wimmeln von Wild, und auf den üppigen Alpenweiden gedeihen die Heerden auf das Trefflichste. Selbst den Menschen giebt die Gebirgsnatur ein eigenthümliches unverkennbares Gepräge. Der Bergbewohner ist gewöhnlich von kräftigem, stämmigem Wuchse und blühender Gesundheit; sein Geist ist aufgeweckt und erfinderisch, seine Gemüthsart heiter und froh und sein ganzes Wesen voll Muth und Thatkraft.

Bei solchen hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden und bei der reichen Ausbeute, die sie der Wissbegierde des Forschers gewähren, darf es uns nicht wundern, daß sie von jeher der vorzüglichste Gegenstand der Aufmerksamkeit für die Reisenden waren. Mit wahren Heldennuthen und unüberwindlicher Ausdauer haben in älterer und neuerer Zeit die geistvollsten und unterrichteten Menschen sich allen Beschwerden und Gefahren unterzogen, die das Ersteigen hoher Gebirge hat, um die Natur derselben kennen zu lernen, ihre Höhen und Abdachungen zu messen und ihre Erzeugnisse zu beschreiben. Auf diese Weise sind, besonders in der neuesten Zeit, die Naturkunde und Geographie mit vielen wichtigen Entdeckungen bereichert worden, von welchen wir, als Erläuterung beiliegender Höhenkarte, unsern Lesern das Interessanteste mittheilen wollen.

Alle Ländermassen der Erde sind mehr oder weniger mit Gebirgen geschmückt, von welchen einige einzeln wie Thürme einer Stadt dastehen, andere aber, gleich einer Kette, von einem Lande

zu dem andern, von einem Erdtheile zu dem andern fortziehen. Selbst der Grund des Meeres hat eben solche Unebenheiten, wie das feste Land, und man bemerkt auf ihm Berge und Thäler, Ebenen und Tiefen, wie auf diesem. Die Inseln sind nichts weiter, als aus der Meeresfläche hervorragende Gipfel von Bergketten, deren Fuß die mächtige Wasserfluth bedeckt. So wir bemerken, daß sogar unter dieser Fluth brennende Vulkane wüthen, die ihr Feuer aus dem Schooße der Wellen hervorspeien, einen dicken Dampf von Wasser und Schwefel bilden und durch ihre gewaltsame Kraft grauenvolle Wallungen des tiefen Meeres erregen.

Diese, unter dem Meere fortlaufenden Gebirgszüge, deren höchste Gipfel als Inseln hervorragen, haben die neuern Geographen als Fortsetzungen der Gebirge des festen Landes erkannt und darauf die Absicht gegründet, daß alle Gebirge der Erde im Zusammenhange mit einander ständen. Wirklich läßt sich auch, wie ein einziger Blick auf eine gute Weltkarte lehrt, bei den meisten Gebirgszügen der alten und neuen Welt, ein solcher Zusammenhang ungezwungen nachweisen. (Eine Ausnahme hiervon scheinen die Vulkaninseln zu machen, welche von Zeit zu Zeit einzeln aus dem unergründeten Meeresboden auftauchen.)

In der Richtung der vorzüglichen Gebirgsketten befolgt die Natur ein Gesetz, von welchem sie nicht abweicht. Die Hauptzüge folgen nemlich immer genau der längsten Ausdehnung der Continente. So zieht z. B. sich die Kette der amerikanischen Gebirge von dem Cap Horn bis zur Behringsstraße, wo sie sich mit den Gebirgen Asiens vereinigt, und diese durchziehen wieder Asien seiner größten Ausdehnung nach, bis an die Landenge von Suez u. Auf gleiche Weise folgen die Nebenzweige dieser Hauptzüge immer der längsten Ausdehnung der Länder, welche sie durchziehen.

Es ergibt sich hieraus, daß die Gestalt der Länder und Secküsten keineswegs eine zufällige ist, wie sie, dem ersten Anblick nach zu seyn scheint, sondern eine durch die Gebirge bedingte. Bei den großen Revolutionen, welche unser Erdplanet im Anfange seiner Bildung erfuhr, waren es die Gebirge, welche, als eine feste Vormauer, den Einbruch der Meereswogen trockten und dieselben in Schranken hielten. Sie und das ihnen zunächst liegende Land, konnten nicht von den Fluthen überwältigt werden, und ragen deshalb gerade in der eigenthümlichen Gestalt, wie sie denselben widerstanden, aus ihnen hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Etwas aus meinem A. B. C. Buch für große Kinder.

Missgunst, eine bleiche Modeschöne, welche mit allen Erdensohnen Unzucht treibt.

Merkzeichen. Wenn der Esel auf dem Eise fällt, so hat er ein Merkzeichen, und geht gewiß nicht mehr darauf. Dahero heißt es, man führt den Esel nur ein Mal auf's Eis. Wenn aber der Soldat durch Kugel und Säbelhieb, noch so viele Merkzeichen hat, so geht er doch wieder in die Schlacht — er würde es sicher nicht thun, wenn er nicht noch weniger freien Willen als ein Esel hätte.

Neuigkeit, ein schöner Sonnenblick in einem Visiten-Zimmer.

Nege. Die Mädchen fangen so viele Herzen in ihren Netzen, und können oft nicht eins behalten — ihre Netze müssen gewaltig durchlöcheret seyn.

Nase. Sie ist das Werkzeug des Geruchs, und eine Hauptzierde des menschlichen Gesichts. Je mehr sie sich den Nasen der Vögel nähert, je edlicher ist sie — daher kommt die Benennung: Adlernase, Papagapennase, Habichtsnase u. s. w.

Wer also keine Vogel Nase hat, ist von gemeiner Geburt. Stumpfnäsen trägt man in Frankreich und hinterm Wall. Fuchs- und Hundsnasen haben die Accise-Officianten und Denuncianten. Wer seine Nase unter der Fahne des Mars verliert, prahlt mit seinem Verlust; wer sie in Cithereus Lustgärten läßt, wagt sich nicht unter die Leute — was die Menschen doch für Kinder sind! —

Original. Die Bildersammler und Numismatiker haschen mit rasender Begierde nach Originalien — reden, denken, träumen nur von Originalien, und werden am Ende gemeiniglich selbst zu Original-Narren.

z.

Bunte Chronik.

In der Akademie der Wissenschaften in Paris las am 11. Juli ein Herr Paulin einen Aufsatz vor: über die Galatine als Nahrungsmittel. Die Hauptthatsache, auf die er sich beruft, ist merkwürdig. Dieser junge Gelehrte machte gegen das Ende des Jahres 1825 eine Exkursion in die Wälder, welche den westlichen Abhang des Quindiu in Columbien bedecken. Die Reise sollte nur zwei Tage dauern, sie verlängerte sich aber, und die Lebensmittel waren bald völlig erschöpft. Nach vergeblichen Versuchen, sich deren zu verschaffen, kam einer seiner Führer auf den Einfall, seine Sandalen zu essen, die Andern folgten dem Beispiele; die ungegerbten und durch die Feuchtigkeit des Bodens sehr weich gewordenen Sandalen wurden gebraten und nachdem jeder das Drittheil einer Sandale verzehrt hatte, was ihnen zwei Stunden Zeit kostete, fühlten sie sich auffallend gestärkt. Sie kamen endlich am vierzehnten Tage am Orte ihrer Bestimmung an, nachdem sie fünf Paar Sandalen und einen Schurz aus Hirschfell gegessen hatten.

Man meldet aus Neu-Orleans, daß die Zucker-Ernde fast verloren ist und die Baumwolle viel Schaden gelitten habe. Alle Schiffe auf der Rhebe sind mehr oder weniger beschädigt, und alle niedrigen Ländereien in Louisiana und Alabama sind überschwemmt. In Georgien wird die Ernde halb so viel geben als sonst. Auch Augusta, einer der höchsten Punkte der Savannah, ist zum Theil überschwemmt.

Das Opium-Monopol der ostindischen Compagnie ist sehr einträglich. Von der Prinz-Wales-Insel erhält sie allein monatlich 3 — 4000 spanische Piaster von den Speculanten, welche das Recht, das Opium einzeln zu verkaufen, gepachtet haben. Die Opium-Extrakt-Raucher zahlen im Detail-Preis 24,000 Procent über den Einkaufspreis; und im Ganzen jährlich 384,000 Piaster für diesen sehr nachtheiligen obgleich angenehmen Genuß.

Das „New Monthly Magazine“ erzählt: In der Grafschaft Kent, nahe bei Wincheap und auf dem Felde, wo die blutdürstige Königin Maria so viele Hinrichtungen vollziehen ließ, haben Kinder im Spiele eine Grube gegraben, eben da, wo gewöhnlich die Scheiterhaufen errichtet waren, und eine noch vollkommen gut erhaltene glasierte Vase gefunden; darin befanden sich zwei alte Goldstücke, ein Dolch von seltsamer Form, mit Griffen, auf denen in Silber eingelegte Zierathen, und eine Pergamentrolle mit folgender Inschrift in altem Englisch: „Professe, 1550 am 12. Jänner, während einer strengen Kälte. Im Jahre 1831 wird es heftige Verwirrungen geben: Euer Land wird an den Abgrund der Zerrüttung kommen, aber es wird sich ein Menschengeschlecht reich an Tugenden und Verstand erheben, das des Landes Kraft wird erneuern und das Volk zu glücklichem Leben führen wird: und Eure Macht, die gegen Euer Volk gelehrt ist, wird endlich an ihre rechtmäßigen und wahren Besitzer kommen.“ (Also in England auch Prophezeiungen; ein Fabrikat, das man jetzt in allen Ländern findet!)

* Haubichen *).

Aufklärung.

Erkenntniß wurde und Verdruß
Den Lesern, bei dem blauen Schuß
Der Salve des Kanonikus,
Geladen blind mit „Astermus.“ —
Erschöpft lahmt nun sein Pegasus:
Er hinterließ im letzten Gruß
Im Born den linken Pferdefuß
Fortan dem Herrn Kanonikus.

Replik an F. W. S.

Wenn der Teufel auch schlau sich verkappt durch
die Künste der Hölle,
Und Du erkennest ihn doch: stehst Du weit höher
als er.

Das alte Präparat.

Weihrauchgefäß mit Rosen bis an dem Rande
gefüllt,
Welches in Nebel und Dampf hüllet den ganzen Olymp!
N. N. ein Opfer-Gewand, begeistert auf Helicons Höhen,
Denkt an Laura und ächzt, gleichwie Petrarca einst sang!
Gab es je größere Salbung für enge Begriffe der Schönheit
Als die Dosis, in Form einer Canzone gereicht?

Muse und Astermuse.

Mit fremden Prunk beladen schwer
Geht stolz die Astermus einher.
Die Eitelkeit, die Unnatur
Bezeichnen deutlich ihre Spur.
Ihr mangelt Phantasie und Wiß;
Statt ihrer braucht sie Grobgeschütz. —
Der Tugend stiehlt sie ihren Glanz,
Der Unschuld raubt sie ihren Kranz;
Sie wüthet, geifert, tobt und bellt,
Sagt Fehde an der ganzen Welt,
Wirst in die Brust sich dann und schreit:
Schau't, wie ich's Handwerk treib' ihr Leut'! —

Der wahren Muse Ehrenkleid
Ist Demuth und Bescheidenheit.
Ihr dient, indem sie wirkt und schafft,
Stets der Begeißrung Götterkraft.
Als Genien begleiten sie
Die Grazien, und Poesie,
Die ächte, Göttern nur verwandt,
Reicht schwesterlich ihr gern die Hand.

Des Fitterschmucks bedarf sie nicht,
Denn sie umstrahlt des Aethers Licht.
Auch nicht des Neides Hohn sie kränkt,
Weil ihr der Weise Beifall schenkt.

J. W. S.

Abschied der Muse vom Leser.

Die Kunst im heitern Reimspiel zu begrüßen
Trat ich vor dich, wie oft in früh'rer Zeit,
Und plötzlich aus des Orkus Finsternissen
Zog hämisch gegen mich heran der Neid;
Doch schloßte mich vor seinen Natterbissen
Sein blind' Ergeh'n, das Lichtesbelle scheut.
Noch lübt er unaufhaltsam seine Tücke
Sich selbst zur Schmach. Ich — ziehe mich zurück.

J. W. S.

*) So lange mit Federbällen gespielt wird, ist es für die Zuschauer eine angenehme Ergötzung; sobald aber verheerende Wurfgeschosse ausgetauscht werden, sieht jeder Unbetheilte gern den Kampfplatz, und der Wessiger oder Verwalter sucht die Wahlstatt von seinem Reviere abzuwenden. Mögen sich die beiden Schützen, deren Feuerbälle sich hier begegnen, mit diesem Meisterschusse zufrieden geben und ihr Feuer auf diesem neutralen Territorium einstellen.

Die Red.

* Cholera-Catechismus.

(Beschluß.)

Wie sind aber vorhandene Gemüthsbewegungen und deren nachtheilige Folgen zu hemmen? Hier können Verwandte, Freunde oder sonstige Hausgenossen durch vernünftiges Einwirken oftmals radicale Curen verrichten. Doch Melancholie, unwillkürliche Angst oder Beängstigungen liegen mehrentheils körperliche Ursachen zum Grunde, die nur durch ärztliche Hülfe gehoben werden können. Nahrungskummer oder Brodtsorgen können nach Vorschrift der von Herrn Dr. Mathaei zu Verden gegebenen Anweisungen am besten vertilgt werden, nemlich: „Wer hat der theile mit“ oder hebe das Uebel durch gehörige Gegenwirkungen in seiner Wurzel.

Der Herr Hofrath Huseland nimmt ebenfalls eine Infection auf beiden Wegen an, nemlich durch die körperliche Ansteckung (Contagium) wie

auch durch Mittheilung der Luft (Miasma). Macht aber unter beiden Mittheilungen einen Unterschied. — Die körperliche Ansteckung geschehe nur höchst selten und unter eigenthümlichen Bedingungen. — Ueber das Wort insicirt äußert er sich und theilt den Vorgang in zwei Classen. Erstens diejenigen die das Contagium an sich tragen, und zweitens: die es in sich trügen. Von denen die es an sich tragen kann es abgeräuchert werden; und die es in sich trügen bei denen wäre es ein todtter Saame der erst Reproductionskraft erlange, wenn er belebt würde, das hieße: wenn die ersten Symptome ausbrächen, und bis dahin könnten diese damit Behaftete das Gift nicht mittheilen.

Dies sind mir von diesem Herren ganz sonderbare Ideen, aus welchen ich der Natur der Sache angemessen, keinen rechten Begriff fassen kann.

Es geschehe die Einziehung (Inspiration) dieses Giftes vermöge der Ausdünstung damit befallener Kranke, oder durch Einziehung desselben aus der damit angeschwängerten Atmosphäre, so bleibt es immer Ansteckung. Das Gift befällt sodann augenblicklich die inneren Theile unseres Körpers und wirkt in seiner ganzen Kraft schnell, und zerstörend, wie uns dies bereits von allen Gegenden durch angeführte Beispiele bekannt geworden ist; nicht aber liegt und wartet ein dieses Gift bergender todtter Saame vielleicht eine geraume Zeit seine Reproduction ab, deren er ohne Wunderkraft nicht fähig ist; zeigen sich Symptome dieser Krankheit, so sind das keine Anzeigen eines mit dem todtten Saamen vorgegangenen, zu seiner Auf-erstehung unentbehrlichen Lebensprocesses. Nein! Sondern es sind Anzeigen der vorgegangenen Infection der wesentlichen und belebenden Materie selbst. — Daß das Contagium sich in Kleider ziehe und so andern zugetragen und mitgetheilt werden kann, ist mir nicht wahrscheinlich, denn sonst wären die, die Cholera-Kranken bedienenden Herren Aerzte sehr gefährliche Gesellschafter im Cirkel der noch nicht Insicirten, wovon man doch noch nichts gehört hat. — Von den eigenthümlichen Bedingungen unter welchen die höchst seltene Ansteckung nur geschehen könnte, erwähnt der Herr Hofrath auch nicht eine einzige; jedoch daß diese Ansteckung nicht höchst selten der Fall ist, beweisen uns die vielen in Ungarn hingeraffte Opfer.

Ed. Kl.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen).



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen. Sonntag den 11. December 1831.

Und darum wollen wir nicht klagen,
Als hätten wir ein hartes Loos,
Denn eine Stunde soll noch schlagen,
Die uns vereint im Friedenschoos.

* Kinderspiel und Gegenwart.

Die Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben:
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist gelieben.

Ja, wir durchlebten schöne Zeiten
Im Mutterchoos der Natur
Da wir noch Kinder, fern den Leiden
Luftwandelten auf Berg' und Flur.

Geführt an ihrem Gängelbände
Verfolgten wir des Frohsinns Spur,
Stets war es Sonntag in dem Lande,
Die Kirch' und Predigt war: Natur.

Denn Sprache hatten alle Wesen,
Gefühl sogar der todte Stein;
Und jeder Schmerz war schnell genesen
In diesem göttlichen Verein.

Und wie zu Nacht der Glanz der Sterne
Hinunterscheint auf Berg und Thal:

So winkte uns aus blauer Ferne
Ein himmlisch hohes Ideal.

Zu Göttern hatte uns geschaffen
Die reine Gluth der Phantasie,
Und was wir jetzt mit Müß' erraffen,
Umsonst war es erreicht durch sie.

Da wallten noch im Blumenthale,
Auf Berg, im Wald, im Sternenschein,
Beim Frühroth und im Abendstrahle,
Gleich Dioscuren hold und fein,

Die Engel Gottes. Glück und Segen
Sproß unter ihren Tritten vor;
Der Erde gaben sie den Regen,
Und fröhlich wuchs die Aehr' empor.

Sie freueten an jeder Blume
Und an der frommen Einfalt sich,
Die Gottes Kinder, ihm zum Ruhme,
So treu erzog und inniglich.

So war das Leben nicht erst Reise
In jenes bess're Heimatland;
Wir lebten schon im sel'gen Kreise,
Wo Liebe alle Wesen band.

So sah'n wir rings nur Friedensspuren,
Von keinem Sektenhang entführt.
Der Freiheit selige Naturen
Von keines Bannstrahls Gluch berührt; —

Jetzt? — ach, der Wirklichkeit zum Raube
Ist jenes Lebens Ideal;
Der Kinderhimmel liegt im Staube,
Ein Werkhaus ist der Erdenball.

Zerrissen sind die Friedensspuren!
Von Leidenschaften aller Art,
Es kommen nimmer Dioscuren,
Die Herzen sind sich fremd und hart.

Wie Fremdlinge auf weiten Reisen
Verfolget Jeder nur sein Ziel,
Und wie sie fremd vorbei sich kreisen,
Tragt keiner, was der and're will.

Die eine Kirche ist verschwunden,
Die einst uns Alle hat vereint.
An Sektengeist und Haß gebunden
Sieht uns Natur; die Eintracht weint. —

Ach jener jugendschöne Glauben,
Er war nicht bloß ein nicht'ger Wahn
Nie laß' ich mir die Wahrheit rauben:
Was Frieden bringt, führt himmelan.

Noch ist der Brust ein Strahl geblieben
Nach jenem heil'gen Friedensland,
Und noch vom Himmel seinen Lieben
Der Vater zeigt die Vaterhand.

Noch ist Erlösung eingeschrieben
In's Inn're uns durch Jesum Christ,
Und eine Hoffnung ist geblieben
Auf Alles das, was himmlisch ist.

Und darum wollen wir nicht klagen,
Als hätten wir ein hartes Loos,
Denn eine Stunde soll noch schlagen,
Die uns vereint im Friedenschoß.

Doch muß vorher die Liebe walten!
Wir Kinder Eines Vaters nur
Verbannen wir die finstern Faltten
Des Kirchendünkels Unnatur!

Peregrinus.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde. (Fortsetzung).

Dabei blieb es. Wir wurden nun von dem Kapitän selbst in Eid und Pflicht genommen, während der Schreiber uns die Formel vorsagte, die wir nachsprechen mußten, und man zwei Schiffsflaggen der vereinigten Staaten, wie Fahnen an weiße Stangen gebunden, zeltartig über uns hielt. Nach dem Eidschwur mußten wir noch besonders einen Handschlag geben. Nach dieser Ceremonie waren wir nun Bürger der Republik. Der Kapitän entfernte sich, der Milizoffizier führte die Wache hinweg, die bis dahin noch als sauve-garde uns zur Seite gestanden hatte, und es wurde uns angedeutet, daß wir uns in das Zwischendeck begeben sollten. Hier angelangt, führte man uns in eine geräumige Kajüte, die der Schiffsarzt und ein paar Lieutenants theilte. Der würdige Sohn des Aeskulaps belugte uns mit strengen Mienen von unten bis oben, und gab dann den Befehl, daß wir uns entkleiden sollten. Dies geschah, und wir wurden nun am ganzen Körper untersucht, ob sich nicht etwa ein krankes Fleckchen vorfinden möchte. Er verfuhr ganz mit der Sorgsamkeit, aber auch mit eben der Ungezogenheit und Nichtachtung, wie ich das späterhin auf einem Sklavenschiffe von meinen weißen Mitchristen in der Havannah mit eigenen Augen ausüben sah. Der Bögling Galen's mußte wahrscheinlich finden, daß nichts an uns auszufehen sey; denn er schmunzelte freundlich, schickte sich zum Schreiben an, und bedeutete unserm Führer sehr herablassend, daß er uns jetzt in Gottes Namen wieder wegführen könne.

Nun wurden wir in einen andern Raum geführt, und empfingen hier den Befehl, unsere gewöhnliche Kleidung abzulegen, und dafür die zu nehmen, welche man uns jetzt reichen werde. Da es Sommer war, so wurden wir vorläufig nur mit Kleidungsstücken, die der Jahreszeit angemessen waren, versehen. Wir erhielten zwei Hemden, zwei Paar Beinkleider, zwei Jacken, alles von weißem Leinen, letztere mit hellblauen Aermelausschlägen und einen Kragen von gleicher Farbe, einen Lederhut, vor welchem der Name des Schiffes prangte, und mit großer Andacht las ich: „Centaur of New-York.“ Auch mit Schuhen und dergleichen Kleidungsstücken wurden wir versorgt. Die Sachen waren alle von einem guten und dem Anscheine nach dauerhaften Material angefertigt, übrigens war jedes Stück an dem gehörigen Orte mit dem Namenszeichen des Schiffes und einer Nummer versehen. Nach dem Empfang dieser Gegenstände, und als wir uns damit bekleidet hatten, erhielten wir einen Topf, um darin zur bestimmten Zeit unser Essen aus der Küche holen zu können, einen andern für Getränk, ein ganz kleines Gefäß zum Grog, und einen Löffel. Alle diese Gegenstände waren von Blech und gestempelt. Ferner empfingen wir ein großes Schiffs-Taschenmesser und mehrere andere Kleinigkeiten, die ich vergessen habe. Zum Schluß eine Hängematte und eine wollene Decke, worauf man uns zugleich den Ort anwies, wo wir unsere Schlaffstelle aufzuschlagen hätten. Nachdem dies Alles vorgegangen, was mit der bewunderungswürdigsten Ordnung geschah, führte man uns zu dem Schiffszahlmeister. Hier wurde uns von demselben vielerlei vorgelesen, wovon ich wenig oder nichts behalten habe, was auch gleichviel gilt, denn es war nichts Interessantes dabei. Es wurde uns nun zu wissen gethan, daß wir von heute an auf den Sagenetat gesetzt würden, und daß unser Gehalt in der runden

Summe von vier spanischen Piaßtern monatlich bestehe, ohne uns aber weiter zu fragen, ob wir mit diesem Gehalte zufrieden wären. Dann wurde uns eröffnet, daß wir eine monatliche Säge — gleichsam als Handgeld, nach allgemeinem Schiffsgebrauch — zu empfangen hätten. Wir streckten schon unwillkürlich die Hände darnach aus, aber die genannte Summe war nicht dazu bestimmt, uns die Taschen zu zerreißen; denn die Sachen, welche wir, von dem Hute an bis zu dem Messer herab, bekommen hatten, wurden uns vorgerechnet, und es ergab sich eine Summe von funfzehn Piaßtern für den Kopf, woraus denn deutlich zu ersehen war, daß wir erst in der letzten Hälfte des vierten Monats zu einer Kleinigkeit von Gehalt gelangen würden. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gebirge der Erde.

(Fortsetzung.)

Was nun die Höhen der Erdgebirge betrifft, so hielt man lange Zeit die Kette der Anden, welche Amerika der Länge nach durchzieht, für den größten und längsten Gebirgsrücken und den zu derselben gehörigen Chimborazo für den höchsten Berg der Erde. Doch hegte man fortwährend die Vermuthung, daß die Gebirge des mittlern Asiens, welche bis auf die neueste Zeit den Reisenden unzugänglich waren, noch weit höhere Punkte enthielten. Diese Vermuthung hat sich denn auch bestätigt. Die Kriege, welche die Britten gegen das an Tibet angränzende Land Nepaul führten, bahnten den Weg in das bisher unbekannte Hochasien. Hier fanden die Reisenden Webb, Blake, Gerard, das größte und höchste aller bis jetzt bekannten Gebirgsplataus, welches man seitdem als den Urfsiß oder die Wiege des Menschengeschlechts anzusehen pflegt. Die Bergkette, die es in Süden umgiebt, theilt sich in

die westliche — den Hindukosch, welche den Indus durchläßt und das reizende Thal von Kaschemir umschlingt, und in die östliche — das Himalaja-Gebirge. Hier befinden sich nicht bloß die höchsten bekannten Punkte Asiens, sondern auch der ganzen Erde. Der Dhaulagiri (weiße Berg) über 26,000 Fuß hoch, der Schumulari und Samautri über 25,000 Fuß, der Dhaikum 24,000 Fuß, Tarhigang 22,000 Fuß Gangutri 20,000 Fuß. Alle diese Messungen sind jedoch nur aus der Ferne aufzunehmen gewesen; denn den höhern Gebirgen sich zu nähern, ist wohl eine Unmöglichkeit. Alle Schrecknisse der Natur, Klippen, Klüfte, unergündliche Tiefen, Wasserfälle, Gletscher und die furchtbarsten Schneemassen, finden sich hier in solcher Riesengröße vor, daß die Gefahren, welche Bergbesteiger in der Schweiz zc. auszustehen haben, als wahre Miniaturgemälde dagegen erscheinen. Kaum kann man bis in die mittlere Region vordringen; denn die in den Gebirgsschlünden brausend herabstürzenden Flüsse lassen neben ihren Betten für den Fuß des Wanderers nur schmale Räume offen.

In diesen Granitgebirgen, die sich von Ferne als meergrüne, braune und lebergraue Felsen zeigen, entspringen Asiens größte Flüsse: der Indus, der Ganges, die Bramaputra, die Jumna. Nach den Quellen des Ganges (12927 Fuß über der Meeresfläche) wallfahrten seit Jahrtausenden zahllose Pilger, und fast jeder Schritt des Weges dahin ist durch Mythen der Religionsbücher der Hindus geheiligt.

Auffallend ist, daß die Schneelinie im Himalaja viel höher liegt, als es der geographischen Breite nach der Fall seyn sollte. Den neuesten Nachrichten zufolge gedeiht hier in einer Höhe von beinahe 15,000 Fuß über der Meeresfläche noch der Roggen; und die Stadt Deba in Tibet, welche wir auf unserer Charte bezeichnet

haben, liegt 14924 Fuß hoch, ist demnach der höchste Wohnort auf der Erde.

Deslich vom Himalaja aus läuft ein Gebirgszug, der unter den Namen der Chinesischen Alpen bekannt ist. Er enthält bedeutende Höhen, mehrere über 20,000 Fuß hoch; der Sochonda im Norden von China ist über 12,800 Fuß. Den neuesten Nachrichten zufolge finden sich hier auch einige nicht unbeträchtliche Vulkane. In dem Innern von China zeichnen sich besonders die wilden Gebirge, welche man beim herabfahren von Nangtschen-sou nach Canton an der linken Seite erblickt, auf das Merkwürdigste aus. Sie sind so wunderbar gebildet und in so zierlicher Ordnung, als ob sie nicht von der Natur entstanden wären, sondern durch Kunst dahin gesetzt.

Das Hauptgebirge des nördlichen Standes der großen Hochebene Mittelasien ist der Altai, der aus den großen (südlichen) und den kleinen (nördlichen) Altai besteht. Der letztere hat Gipfel von 8000 Fuß Höhe, die aber noch nicht erstiegen sind.

Von den übrigen Bergen Asiens sind besonders durch ihre Höhe ausgezeichnet:

Die höchste Spitze des Ararat in Armenien 16,000 Fuß, des Taurus in Kleinasien, 10,000 Fuß, des Libanon in Syrien 9600 Fuß, und die drei Berggipfel des Caucasus: Elborus 16,700 Fuß, Kschees 14,000 und Kasbeck 15,000 Fuß.

Noch ist auf unserer Charte der Berg Dphir, auf der Insel Sumatra, angegeben, welcher eine Höhe von 13,800 Fuß erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bürgerliche Freiheit.

Freiheit — bürgerliche Freiheit ist ein erhabenes Idol vor welchem der Bürger im

Staate, wie vor seiner politischen Gottheit — seiner Majestät im Gefühle unbedingter Unterwürfigkeit, und eben darum im Selbstbewußtseyn eigenen Werthes mit Ehrfurcht stehen soll.

Aber sie muß eine wahrhaft bürgerliche Freiheit seyn, welche nicht den redlichen und arbeitsamen Bürger in seinen Fortschritten hindert — nicht die Familie dem Einzelnen hintansetzt — nicht den Wohlstand des Bestehenden dem kühnen Gewerbs = Speculanten für den Augenblick — um sich unverdient auf fremde Kosten eine perpetuellerliche Existenz zu erschleichen, — zum Opfer Preis giebt, welche das rechtlich Bestehende nicht willkürlichen Veränderungen unterwirft, und um einzelnen Wenigen die Möglichkeit einer selbstigen Erhaltung zu verschaffen, die Vergangenheit vernichtet, und die Gegenwart für die Zukunft verkrüppelt.

Bremen zählt vorzugsweise in Beziehung auf seinen innern Reichthum eine Classe von Staatsbürgern welche — aus ihrem eigentlichen Gesichtspunkte betrachtet, der Wachsamkeit der Regierung und Gesetzgebung um so weniger entgegen darf, als sie die kräftigste Angel bildet, wodurch die Kraft und das Ansehen des Staats von innen und nach außen erhalten und gestärkt wird. An deren Wohlstande — Erleichterung und Beförderung desselben ist und muß alles gelegen seyn, wenn nicht die ganze Maschine in Stocken gerathen, und ein herabgestimmter krankhafter Zustand herbeigeführt werden soll.

Diese Classe ist der Gewerbestand, von dem der Wohlstand der Staatsbürger abhängt, der einen großen Theil der Staatsbedürfnisse befriedigt, und der sich für beträchtliche Geldsummen mittelst aller nach den Gesetzen wirksamen Rechtsmittel seine Gerechtsame erworben hat. Diesen

ehrwürdigen Stand strebe man zu erhalten und bringe ihn nicht der flüchtig entwickelten Idee eines Neuerers zum Opfer. Denn es ist nicht ein selbst geschaffenes Ideal, wonach politische Anstalten im Staate modifizirt, oder, wie man gerne sich schmeichelt, auf eine höhere Stufe der Cultur gesteigert werden dürfen. Sondern Geschichte und Erfahrung — und partheilose und vorurtheilsfreie Beobachtung des Steigens oder Fallens, oder Sigenbleibens des Wohlstandes der Gewerbsclassen sind die zuverlässigsten Gewährsmänner für die Zweckmäßigkeit solcher Veränderungen, welche entweder plötzlich, oder früher oder später in den inneren Organismus nicht nur des Ganzen, sondern auch seiner Theile, mehr oder weniger bedeutenden, aber doch immer unausbleiblichen Einfluß haben. Striche Landes welche vielleicht nur wenige Meilen von einander entfernt sind, äußern sich manchmal in einer Verschiedenheit, die den auf den Grund forschenden Beobachter in Erstaunen setzt, und welche dem Cultivirer aus Wädhern ohne Selbsterfahrung und Kenntniß der Gewerbe ein ewig undurchdringliches Dunkel bleiben wird, und welche er aus eben dem Grunde weder beachtet, noch zu würdigen versteht.

Man darf daher die gepriesenen Ideale der Cultur nicht gleich auf das Wort ihrer Schöpfer gut heißen, sondern muß sie mit vorurtheilsfreier Kälte überlegen und sicher dürfen, alsdann die Gewerbe hoffen, daß, wenn man dagegen die Vortheile welche sie dem Ganzen gewähren genügend abwägt, auch ihre Nachkommen und Erben den für die Veredlung ihres Gewerbes gemachten Aufwand, den Werth ihrer Erfindung, und die Früchte ihrer Speculation als ein fortwährendes nutzbares Gut fortgenießen werden, wodurch Speculationsgeist und Industrie neues Leben und Stärke unter ihnen gewinnen.

* Bundes-Contingent.

Möchte man doch Aufklärung darüber erhalten, aus welchen wichtigen Gründen es für zweckdienlicher erachtet wird, die für unsern Staat so kostspielige Militair-Einrichtung (geringe Abänderungen ausgenommen) fortbestehen zu lassen, da doch augenscheinlich eine sehr zweckmäßige, so unverhältnißmäßig weniger kostende Einrichtung dadurch statt finden zu können scheint, wenn das vierte Bataillon eine ganz andere Gestalt bekäme, und förmlich als Bundes-Contingent organisiert würde, statt daß jetzt die jungen Leute eigentliche Soldaten werden sollen, im Fall sie keine Stellvertreter anschaffen wollen oder können.

Ohne zu gedenken daß das Contingent, aus weit moralisch besserer Mannschaft bestehen würde, dürfte jährlich die bedeutende Summe von etwa 15,000 Rthlr. süglich erspart werden können. Wäre eine solche Einrichtung schon vor 15 Jahren eingeführt, wir glauben es wäre besser gewesen, sicherlich würde aber kein Unglück daraus entstanden sein; wohl aber der Vortheil, daß ohne die Zinsen zu rechnen, die große Summe von etwa 300,000 Rthlr. erspart worden wäre (wenn man nemlich nur annimmt daß das Feldbataillon anstatt jährlich 40000 Rthlr. zu kosten nur 20000 gekostet hätte.) —

Ueberhaupt ist zu wünschen, daß insbesondere der kleinere Staat sich in seinen militairischen Einrichtungen kräftig bemühe und seine Pflicht gewissenhaft erfülle, theils um nicht wieder in einen solchen erbärmlichen Zustand wie vor dem französischen Kriege herabzusinken, theils aber auch um bei etwaigen Ereignissen keinen gerechten Grund zu Klagen zu geben, wodurch leicht seine Unabhängigkeit gefährdet werden könnte.

Wer den Frieden will, muß auf eine zweckmäßige Weise beständig zum Kriege vorbereitet

sein. Bloß die militairische Stärke Deutschlands hat es verhindert, daß wir nicht schon wieder die Franzosen auf dem Halse haben, und mit ihnen nicht etwa goldene Zeiten und Freiheit, wahrlich nicht! wohl aber Fesseln; und wahrscheinlich dazu noch ein Heer von hungrigen belgischen Blaukittlern, die als Gensdarmen, Beamten, oder vielleicht als Sklavenwächter Dienste geleistet hätten. Der brave, leider aber auch Gewohnheit liebende Deutsche, ist des besten Looses würdig.

den 5 Decb. 1831.

* Beantwortung

der Anfrage im Bürgerfreunde No. 97 vom 4 December 1831.

Der Blutwurm wird schon von Linné in seinem System der Natur unter der Benennung *Aphis lanigera* „wolltragende Laus“ beschrieben. Andere Naturforscher nennen sie *Eriosoma mali*, weil man sie nur auf dem Apfelbaume findet, auch: Woll-Laus, Apfelbaum-Laus oder amerikanischer Mehlthau.

Der Engländer William Salisbury hat in den *Winks to the proprietors of Orchards*, 1817. 12° (Winke für Besizer von Küchen-Gärten) Abbildungen dieses Thieres gegeben, wie es sich unter dem Vergrößerungs-Glase darstellt, und sowohl die Wurzeln wie die Zweige des Apfelbaumes aussaugt. Zugleich ist sehr vergrößert dargestellt das Männchen (wahrscheinlich) mit Flügeln und das Weibchen ohne Flügel.

Reinigung mit Wasser und einer Bürste ist das beste Mittel dieses höchst schädliche Thier zu vernichten; es muß aber sehr früh geschehen ehe es sich ausgebreitet.

In Loudons *Encyclopedia of Gardening* befindet sich auch eine vergrößerte Abbildung.

* B i t t e.

Da im Bürgerconvente die Verbesserung der Straßen der Vorstadt beschlossen, und in der Dsternthors-Vorstadt bereits der Anfang damit gemacht ist: so wird die damit beauftragte Deputation gebeten den Theil des Stephanithors neuen Steinwegs, welcher von dem Stephanithore bis an die Altona führt, nicht unbeachtet zu lassen, damit dieser, unmittelbar vor der Stadt gelegene, für Fußgänger, wie für beladene Wagen, gar nicht mehr zu passirende Weg, nicht länger seiner Benennung (neuer Steinweg) zum Spotte, ein Morast bleibt, und das Stephanithor, welches ohnehin sehr viel durch die Verlegung der Chaussee verloren, doch endlich — denn der Willigkeit nach hätte dies gleich bei Verlegung derselben geschehen müssen — durch einen gepflasterten Weg mit der Chaussee verbunden wird.

Baldige Gewährung dieser gewiß sehr gerechten Bitte hoffen die Bewohner des Stephanithors neuen Steinwegs, und der angränzenden Straßen.

* A n f r a g e.

Könnte es nicht möglich werden, daß auch in der hiesigen Vorschule, entweder Talg- oder Wachslichte, statt der Lampen gebrannt würden??? Denn nicht allein, daß der schlechte Del, welcher einen unangenehmen und übeln Geruch verbreitet, Kopfschmerz zur Folge hat, und der matte Schimmer derselben den Augen der Schüler schadet, sondern auch die Rappen derselben werden durch Del beschmutzt.

mehrere alte Bürger.

Zur B e h e r z i g u n g.

Der Adjutant des östreich. Generals von Stutterheim in Lemberg war an der Cholera ge-

storben und lag bereits im Sarge. Sein Bruder kam, um ihn noch einmal zu sehen. Auf dessen Verlangen nahm man ihn aus dem Sarge und stellte Wiederbelebungs-Versuche an, welche den glücklichen Erfolg hatten, daß er wieder zum Leben gebracht wurde. — Dem Vernehmen nach sind die Särge des Generals von Stutterheim und seiner Gemahlin geöffnet worden und beide sollen mit dem Gesicht nach unten zu gelegen haben. — Der Doktor Remer führt in seinem Werke über die Cholera an, daß die Zeichen der Verwesung nicht so schnell eintreten, als man es nach einer so rasch verlaufenden, mit Zersetzung der Säfte scheinbar begleiteten Krankheit erwarten sollte. — Man hat an Personen, die an der Cholera gestorben sind, geraume Zeit nach dem letzten Athemzuge krampfhaftige Bewegungen der Muskeln beobachtet. Nicht ohne Grund läßt sich wohl annehmen daß da, wo durch irgend uns zu Gebote stehende Reize Bewegungen in dem einen oder andern Theile des thierischen Körpers erregt werden können, das Leben noch nicht ganz entwichen ist und man sollte es sich daher zur Gewissenssache machen, die an der Cholera Gestorbenen nicht früher zu beerdigen, als bis die untrüglichen Zeichen des Todes vorhanden sind.

(Beilage zu No. 88 des Teutschen.)

* G e d a n k e n.

So wie das Gute gute Früchte bringt, muß auch das Verkehrte schlechte Früchte tragen.

Gleichwie die Finsterniß dem Lichte weicht, so weichen die Irrthümer der Macht der Wahrheit; drum schweiget nicht wo ihr reden solltet, laßt das Ungerade nicht für Gerade gelten; der Fehler ist nicht besser wie der Stehler.

Seyd versichert, wer eure Rechte (Hand) schütteln darf, wird euch besser und williger schütten,

als wer sich nur nach langen und vielen Bück-
lingen euch nahen darf.

Daran erkennt man die Kraft edler Menschen,
daß obwaltende Hindernisse sie mehr reizen als ab-
schrecken das Gute zu vollführen.

Bunte Chronik.

Zu Birmingham (in England) wird ein neues
aus Wasser gewonnenes brennbares Gas bereitet,
das weit zweckmäßiger als das bisher aus Kohlen
gezogene seyn soll.

Der Obrist Gallieres und sein Sohn,
welchen dieselbe Kanonenkugel vor Löwen die rechten
Beine zerschmetterte, sind von der Prinzessin von
Dranien mit englischen Beinen beschenkt worden.

Man errichtet in Belgien mehrere Telegra-
phen-Linien; die erste wird von Antwerpen nach
Tournay gehen.

Dr. Price hat berechnet, daß ein englischer
Pfennig, zu Anfang der christlichen Zeitrechnung
zu 5 pCt. auf Zinsen gegeben, diese immer wieder
dazugeschlagen und ebenfalls verzinst, jetzt schon
eine Summe geben würde, die nicht mit 400 Mill.
Körpern von der Größe unserer Erde, wenn sie
auch von reinem Golde wären, bezahlt werden
könnte (?).

S p r ü c h e.

Der Geist des Forschens führt zur Klarheit,
Die nimmerbar den Glauben raubt:
Denn selbst das Herz ersehnt sich Wahrheit,
Wenn's gern auch ohne sehen glaubt.

Du sollst Dich im Gebet
Mit deinem Gott berathen;
Und wenn's bann wohl Dir geht,
Ihm danken mit den Thaten.

Gott und ein recht Gesetz
Sind ewig eins auf Erden;
Gott und ein schlecht Gesetz,
Die können eins nicht werden;

Wer nur für Schlechtes weiß
Beforsam zu ersechten,
Mit dem wird Gott vereinst
Für alle Sünder rechten.

Wie unsichtbar und ferne Gott uns steht:
Ein Bez' ührt doch zu ihm, er heißt Gebet.

F. Wege.

* Benefiz der Demoiselle Uhin.

Während die mit unserm Bühnenwesen Ver-
trauten in der für unsere achtungswerthe Künst-
lerin und Mitbürgerin, Demoiselle Uhin, ange-
kündigten Benefiz-Vorstellung die längst erwartete,
oft gewünschte und lang umgangene Pflichterfül-
lung der Dankbarkeit von Seiten der Direktion
zu erkennen wissen und gewiß der regsten Theil-
nahme sich nicht versagen, können wir nicht umhin,
die möglichste Theilnahme im größeren Umfange
bei den zu den Gebildeten unsers Publikums sich
sonst noch Zählenden durch manche Beachtungen
aufzufordern. Mit Uebergehung der Ansprüche
darauf, welche sich Demoiselle Uhin als unsere
Mitbürgerin und als Unterstützerin ihrer uns-
schützverwandten Familie erworben, verdanken wir
nunmehr seit einer Reihe von Jahren nicht nur
der persönlichen Darstellung dieser in Kunst wie
in Betragen würdigen Priesterin Thaliens die
werth- und genussreichsten Leistungen, welche die
Bühne uns bot, sondern auch ihrer Bildung und
Anleitung die dramatischen Entwicklungen unserer
beliebten Landsmänninnen Buscher und Jungblum,
so wie die einer Merci, Breyther u. a. m. Möchten
denn alle, denen irgend eine freundliche Erinne-
rung an Stunden, durch ihr Talent und durch
ihre Bildung erheitert, vorschwebt und welche ge-
rechter Würdigung für würdevolles Benehmen und
mühevollstes Bestreben fähig sind, sich gedrängt
fühlen, eine uns selbst ehrende Theilnahme im
zahlreichsten Besuch der Benefiz-Vorstellung am
nächsten Mittwoch um so mehr zu beweisen, als
die unzulänglichen Bedingungen ihres hiesigen En-
gagements der Benefiziatin den verdienten Erfolg
ihrer Leistungen als vorzüglicheres und unentbehr-
licheres Mitglied unserer Bühne, so wie entspre-
chende Vergütung ihrer unverpflichteten Bemü-
hungen vorenthalten. Dem Verdienste seine Kronen
— aber auch unsere Thatbeweise.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 15. December 1831.

Ihn ergreift ein mächtig' Sehnen,
Rastlos zieht's den Knaben fort,
Nichtend nicht der Schwester Thränen
Nicht des Bruders sanftes Wort.

A. Daevcs.

Der harte Knabe.

R o m a n z e .

„Fort willst Du wandern? Du willst hinaus?
Ach, lieber Bruder, bleibe zu Haus!
Wer macht mir nun Pfeifen aus Schilf und Rohr?
Wer legt den Fischlein die Reusen vor?“
Die Knie umschlingt des Kindes Arm,
Es drückt sie an's Herz recht innig und warm.

Der harte Knabe sein Bündlein schnürt,
Er bleibet wacker und ungerührt;
„Du machst nun selbst Dir Pfeifen aus Rohr
Und legst den Fischlein die Reusen vor.
Es gefällt mir nicht mehr im kleinen Gemach,
Hinaus muß ich, Brüderchen, komm' bald nach!“

Die Schwester springet vom Mädchen herbei,
Der schnurrende Faden reißt entzwei:
„Wer gräbt mir nun mein Aukelbeet,
Wenn der Frühling über die Erde weht?“

Sie faßt die Hände, sie läßt sie nicht,
Sie sieht ihn bittend in's Angesicht.

Der harte Knabe mit festem Muth
Greift nach dem Stabe, nimmt seinen Hut:
„Ich grabe nicht mehr Dein Aukelbeet,
Wenn der Frühling über die Erde weht,
Hier in der Hütte mir's nicht gefällt,
Hinaus muß ich, Schwesterchen, in die Welt!“

Und durch die nied'rige Thüre geschwind
Tritt trüb' und traurig des Nachbars Kind:
„Du willst schon reisen, so junges Blut?
Ach, draußen ist Dir ja Niemand gut!“
Des Nachbars Tochterlein tritt heran,
Die Thräne rinnet und fleht ihn an.

Der harte Knabe mit eisernem Sinn
Ruft lockend die treue Dogge hin:
„Ich muß nun reisen, so junges Blut,
Und ist auch draußen mir Niemand gut.

Hier ist mir's zu eng, d'rum stille Dein Leid,
Nur draußen, mein Liebchen, ist's herrlich und weit!"

Und wie er rasch zur Thüre will,
Da kommt die Mutter betrübt und still:"

„Du willst nicht bleiben, willst wandern geh'n?
Mich läßt Du allein und verlassen steh'n?
Das enge Hüttchen ist Dir zu leer?
Die alte Mutter gefällt Dir nicht mehr?"

„Dort stand Deine Wiege! Gar manche Nacht
Hab' ich in Sorgen und Gram durchwacht,
Ich hab' Dich gezogen, ich hab' Dich genährt,
Die alte Mutter ist nichts mehr werth?
Wer weiß, wie bald mir das Auge bricht,
Mein Sohn geht fort, mich fraget er nicht!"

Dem harten Knaben sinket die Hand,
Er leget sein Bündlein an die Wand,
Er nimmt bekümmert den Hut sich ab,
Er stellt in den Winkel den Wanderstab,
Die Dogge legt sich und streckt sich aus,
Der harte Knabe bleibt zu Haus.

Lotichius.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde. (Fortsetzung).

Dies waren nun allerdings in jeder Hinsicht traurige Ausichten, und nicht dazu gemacht, uns in eine frohe Stimmung zu versetzen; ich für mein Theil war so niedergeschlagen, daß ich dem Weinen nahe war, und nur gewaltsam an mich hielt, aus Furcht, ein Spott meiner Umgebungen zu werden. Es hatte zugleich allen Anschein, als wolle man uns nicht einen Augenblick Ruhe lassen, denn kaum hatten wir die scharfsinnige Berechnung unseres Zahlmeisters gehörig gewürdigt, als man uns auf's neue auf das Verdeck führte, um, wie uns ein gesprächiger Bootsmannsmaat zuflüsterte, in unsere Funktionen eingeführt zu werden. Dies Geschäft war dem ersten Steuermann übertragen und ihm der erste Bootsmann zugeordnet worden. Der Eine meiner heutigen Leidensge-

fährten wurde hierhin, der Andere dorthin versetzt, man schien es absichtlich zu vermeiden, uns irgendwo zusammen zu placiren. Weil ich aber der Letzte in der Fronte gewesen war, so erhielt ich auch zuletzt meine Weisung. „Henry Smidt of Altona!“ hörte ich mich aufrufen, und auf meinen Gegenruf: „Hier!“ wurde mir befohlen: „zur dritten Steuerbordskanone!“ worauf mich sogleich ein stämmiger Mann unter den Arm faßte, und mit mir davon ging. Nun befindet sich bei jeder Kanone eine Bedienung von sechs Mann, von denen Einer den Oberbefehl führt und Kanonier genannt wird. Durch mein Hinzutreten war die bis dahin lückenhaft gewesene Mannschaft, zur dritten Steuerbordskanone gehörig, wieder vollzählig geworden, und mein Kanonier, ein im amerikanischen Flottendienst ergrauter Engländer, suchte sich mir so angenehm als möglich darzustellen, was mir hier an Bord den ersten Spaß verursachte, denn der Mann besahm sich dabei sehr possirlich. Er war sichtlich bemüht, mir eine Idee davon beizubringen, daß der Artilleriedienst zur See das angenehmste Leben sey, was es auf der Welt gäbe, und fing sogleich seinen praktischen Unterricht an, um mich in seine Wissenschaft so schnell als möglich einzuweihen. Da ich wohl einsah, daß ich zunächst unter dem Befehle dieses Mannes stand, so hielt ich es für rathlich, aufmerksam zu seyn und ihn nicht in den Wind reden zu lassen; denn so wie die Sache nun einmal war, mußte ich die Geschäfte und Handgriffe, die hier nöthig waren, doch lernen, und dann ist es immer besser, wenn es mit einer gewissen Manier, als mit wahrhaft plumper Grobheit geschieht. So ging das Ding nun fort, bis zur Abendessenszeit, auf ein gegebenes Zeichen mit der Schiffsglocke, das Abendbrod geholt und da verzehret wurde, wo ein Jeder seinen angewiesenen Platz hatte. Bis dahin hatte

mein alter Kanonier mich noch immer „young Sir“ oder „young man“ genannt, jetzt aber fragte er mich nach meinem Namen. Nun wollte es aber der Zufall, daß es bereits zwei Leute bei unserer Kanone gab, wovon der eine Smith, der andere Heinrich hieß. Um mich nun von diesen Beiden möglichst zu unterscheiden, wurde ich „the Dutch Harry“ getauft.

Wenn ein Kriegsschiff auf einer fremden Rhede müßig vor Anker liegt, so ist es begreiflich, daß außer den Tagesarbeiten nicht viel am Schiffe zu thun ist. So ging es auch bei uns, und wir führten in der Hinsicht ein wahres Schlaffenleben. Das Einzige, was uns genirte, war, daß wir sowohl bei Tage als auch bei Nacht schlagfertig seyn mußten, und dann das furchtbar strenge Subordinationsystem, was aber wohl durchaus und in seinem ganzen Umfange nothwendig ist; denn man denke sich nur, wenn das Verhältniß zwischen den Oberen und den Untergebenen hier nicht strenger bestimmt wäre, als auf den Kauffahrern, und irgend ein Ereigniß, sey es eine empörende Handlung der Willkühr oder der Nothheit, brächte eine Gährung in den Gemüthern hervor, was sollten dann wohl ein paar Duzend Ober- und Subalternoffiziere mit vier- bis fünfhundert gewandten Seeleuten in dem hölzernen Bau auf dem Meere oder auf der Rhede anfangen? —

Nachdem ich nun eine Nacht am Bord des Centauren geschlafen, oder vielmehr sie verwirrt durchträumt hatte, und die ersten Morgengeschäfte vollbracht waren, stand ich, meinen Sacaotrank schlürfend und meinen Zwieback dazu beißend, an meine Kanone gelehnt, und sah nach Lissabon hin mit einer solchen Wehmuth und Sehnsucht, als ob ich nach den Thürmen meiner Vaterstadt schaute, und es war mir zu Sinnen, als müsse mir in diesem Augenblick von dort her etwas Ge-

freuliches kommen. Der Wind wehte aus einer solchen Richtung, daß man mit demselben von der Rhede nach dem Hafen hin und zurück segeln konnte, dazu war es sehr schönes Wetter, und alle Anzeichen verkündigten einen herrlichen Tag. Diese günstige Gelegenheit schienen Manche benützen zu wollen, um sich zu vergnügen, denn man sah viele Gondeln und Fahrzeuge, nach verschiedenen Richtungen hin, den Fluß befahren, und mehrere Schaluppen, augenscheinlich zu den im Lissaboner Hafen liegenden Schiffen gehörig, segelten sogar bis auf die Rhede hinaus. Eine von diesen schien mir sehr bekannt zu seyn, und als ich sie näher in's Auge faßte, mußte ich mir die größte Gewalt anthun, um nur nicht laut aufzuschreien, denn es blieb mir kein Zweifel, daß sie zu unserm Schiffe „der gute Heinrich“ gehöre, und als sie noch etwas näher gekommen war, erkannte ich sogar deutlich meinen Kapitän, der im Hintertheil saß, und das Steuer regierte. Diese Vorsorge des guten alten Mannes rührte mich tief, denn ich wußte es wohl, daß er um meinerwillen gekommen sey. Er konnte freilich nicht bei uns an Bord kommen, wo man ihn auch wohl nicht auf das Beste möchte empfangen haben, aber er wollte doch jedenfalls rekonosciren, ob er mich irgendwo gewahr werden könne, um die gewisse Ueberzeugung zu erlangen, daß ich gepreßt worden sey, bevor er bei irgend einer Behörde Klage darüber führe. Ihm dies so leicht als möglich zu machen, stellte ich mich groß und breit auf die Kanone hin, und sah unverwandten Auges nach dem immer näher Kommenden. Zu gleicher Zeit mochte aber auch der wachthabende Offizier bemerkt haben, wovon hier die Rede sey; denn er sprach heimlich mit Diesem und Jenem, welche sich auf dem Schiffe vertheilten, und nicht lange darauf erhielt ich durch einen Kadetten die Weisung, von meiner usurpirten Höhe herabzu-

steigen, begleitet mit einem Verweis, daß ich mir solche Unanständigkeit erlaube, noch dazu in einem Augenblick, wo der Kapitän auf dem Quarterdeck seine Morgenpromenade mache. Dem war wirklich so, und hinlänglich mit dem Geist vertraut, der auf Schiffen dieser Art herrscht, verließ ich ruhig meine lustige Stellung, und steckte die erhaltene Nase in aller Stille ein. Ich konnte jetzt weiter nichts thun, als mit der Mündung der Kanone zugleich aus der Stückpforte schauen, und das geschah denn auch in einer sehr wehmüthigen Stimmung. Allein in derselben Minute konnte ich wieder der Hoffnung Raum geben, denn als meine Figur nicht mehr zu sehen war, wandte sich die Schaluppe, ohne noch näher an uns heranzufegeln, welches sie ohne Gefahr hätten thun können, plötzlich um, und fuhr nach der Stadt zurück, und ich konnte nicht irren — wie ich später erfuhr, habe ich es auch nicht, — mein alter Kapitain hielt einige Minuten ein weißes Taschentuch in der Hand, und ließ es in den Wind flattern. Es sollte mir für ein Zeichen gelten, daß er mich bemerkt hatte. Nun war ich voller Hoffnung, und einige Bull's, die in meiner Nähe vorfielen, verfehlten mich in die rosigste Laune. Diese hielt selbst während der folgenden Tage an, und ließ sich auch dann nicht verschrecken, als ich am fünften Morgen nach meiner unfreiwilligen Einkleidung Zeuge war, daß fünf junge Leute, wahrscheinlich auf gleiche Weise requirirt wie ich auch auf gleiche Weise den Auserwählten ähnlich gemacht wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gebirge der Erde.

(Fortsetzung.)

Der Hauptpunkt der europäischen Gebirge, von welchem mehrere Zweige nach allen Richtungen ausgehen, ist der St. Gotthards-

berg in der Schweiz. Auf den ersten Blick scheint es unmöglich, daß dieser Berg der höchste Punkt seyn könne, da seine höchste Spitze, der Fibia, nur 9900 Fuß beträgt, während seine südwestlichen Nachbarn viel höher sind. Aber die letztern Berge sind nur einzelne hohe Spitzen, deren eigentlicher Fuß überall auf niedrigeren Ebenen ruht. Der Beweis davon ist, daß die Rhone vom St. Gotthard an ihren Lauf nach jenen südwestlichen und westlichen Gegenden nimmt, kein einziger Fluß hingegen seinen Lauf nach dem St. Gotthard hin richtet.

Der Zweig, welcher von diesem Gebirgsstock südwestlich ausläuft, bildet die höchsten Gebirge Europa's, die penninischen Alpen. Die wichtigsten Gipfel derselben sind: der Montblanc 14,700, der Monte Rosa 14,500, der Monte Cervino 13,000 und der große St. Bernhard 10,400 Fuß. Auf diesem letztern Berge steht in einer Höhe von 8000 Fuß, nicht fern von der Schneelinie, das berühmte Hospital für verunglückte Reisende, und auf dem St. Gotthard, in einer Höhe von 5600 Fuß, ist der Ursprung des Rheins. Westlich vom St. Gotthard ziehen sich die Berneralpen hin, welche folgende hohe Berge enthalten: die Furka 13,600 Fuß, das Finsteraarhorn 13,600, die Jungfrau 12,900, der Mönch 12,000, das Wetterhorn 11,000, der Grimsel 9100 Fuß. Zwischen diesem und dem Furka liegt ein mächtiger Gletscher, als Quelle der Rhone, 3551 Fuß über dem Meere, und im sogenannten Berner Oberlande liegt das Grindelwaldthal mit zwei Gletschern, von denen der größere 2000 Fuß breit ist. Nordwestlich vom St. Gotthard läuft ein Gebirgszug, welcher den Gallenstock 11,300 und Pilatus 7100 Fuß enthält. Derjenige Arm endlich, welcher seinen Lauf östlich zum Vogelberge, unter der Benennung der „Graubündler Alpen“ nimmt,

zieht durch Tyrol, Kärnten, Crain, Croatien und Dalmatien hin, und bildet auf seinem Wege die rhätischen Alpen mit dem Septimer 9000 Fuß, wo der Inn entspringt, und das beim Anfang 5000 Fuß hohe Thal Engadin durchfließt; ferner die Tyroler Alpen, mit der Ortelspitze, 14,400 Fuß, und dem Brenner 6300 Fuß; die Salzburger Alpen mit dem Großglockner 11,500 Fuß, die karnischen Alpen mit dem Tergstou, 10,000 Fuß.

Die Alpen gehören unter die merkwürdigsten Gebirge des Erdbodens und sind, besonders in den neuern Zeiten, von Reisenden aus allen Gegenden der gebildeten Welt immer häufiger besucht worden. Auch sind bereits die höchsten Gipfel derselben erstiegen worden, wie z. B. der Montblanc von Saussure im J. 1787, die Jungfrau von den Gebrüdern Meyer aus Aarau, (1811) und im Jahre 1829 von sechs muthigen Grindelwaldnern. Der Anblick des Alpengebirges gehört zu den außerordentlichsten und prachtvollsten Schauspielern der Natur. Hier zeigt sich unter den mannigfaltigsten Gestalten das Erhabene, Große und Feierliche innig verschlungen mit reizenden, idyllenartigen Landschaften. Es würde schwer seyn, zu bestimmen, von welcher Seite die Alpen den außerordentlichsten Anblick gewähren. An der Südseite ziehen die Ebenen Oberitaliens fast bis an den Fuß der sich steil erhebenden Felsen, welche hinter einander gedrängt in ungeheure Massen zusammenzufließen scheinen; an der Nordseite hingegen stufen Hügel hinter Hügel, Berge hinter Berge immer höher nach den Hochalpen, deren zahllose Höner und Felsensirnen von allen Gestalten mit ihren langen glänzenden Schnee- und Gletschermänteln neben und hinter einander sich deutlich darstellen. Der Eindruck auf Sinne und Einbildungskraft ist gleich unbeschreiblich, sey es, daß bei Morgen- und Abendbeleuchtung die Alpen

in einem feurigen Purpur strahlen und durch die zartesten ätherischen Farbenhauche bezaubern, sey es, daß sie nach Untergang der Sonne, wie eine Welt von höhern classen Geistern, stumm und still vom Himmel herabschauen. Von der Südseite ist der Anblick des Alpengebirges mehr furchtbar, auf der Nordseite mehr prachtvoll erhaben; hier bezaubert und entzückt es, dort schreckt es zurück.

Nächst den Alpen sind die Pyrenäen das merkwürdigste Gebirge in Europa. Sie trennen Frankreich von Spanien und verbreiten dann ihre Zweige ganz und in langen Zügen über dieses Land. Die höchsten Berge der Pyrenäen sind über $\frac{1}{2}$ niedriger, als die höchsten Gipfel der Alpen, und haben viele kahle Spigen, mit Schnee bedeckt, Eishäler und Gletscher. Die Maladetta 10,722 Fuß, der Montperdu 10,428, der Canigou 8664, und im Innern von Spanien der Cumbre de Mulhacen 11,000 Fuß, sind die bemerkenswertheften derselben.

Die Karpathen gehören gleichfalls unter die Hauptgebirge Europa's, aber mehr wegen ihrer großen Längenausdehnung, als ihrer Höhe wegen. Denn der höchste Punkt derselben, die Komnitzer Spitze mißt nur 8150 Fuß. Die Umrisse des gesammten Hochgebirges sollen äußerst malerisch seyn. Die erhabenen Berge erscheinen mit ihren hohen felsigen Spigen bei dem Aufgange der Sonne wie in Feuer getaucht. Entzückend mischt dort die Morgenröthe ihr Farbenspiel zwischen den Riegeln und Schluchten von der Blizeshelle bis zu den dunkelsten Schatten hinab. Unten am Saume dieser ungeheuern Massen streicht das leichte Gewand der weißen Nebel, indeß die obere Gegend im Sonnenglanze flammt. Oft aber schleichen oder fliegen diese Nebel hinauf und verhüllen zum Theil oder ganz die Gipfel; oft werden sie vom Lichte durchbrochen, oder nehmen eine Purpurfarbe an,

und bedecken die nackten Felsen wie mit einem glänzenden Schleier.

Außer den bisher genannten Gebirgen von Europa giebt es noch eine Menge von niederem Range, von denen wir nur die höchsten Punkte bezeichnen wollen.

Der Scheehättan 7800 Fuß, der Sulistelma 5796 und der Syltoppen 5507 Fuß, auf der scandinavischen Halbinsel.

Der Mont d'Or 5800, der Cantal 6000, der Puy de Dome 4500 Fuß, in Frankreich.

Der Feldberg 4700, der Kandel 3900, der Königsstuhl 1800 Fuß, auf dem Schwarzwalde im Badischen; die Schnee- oder Riesenkoppe 4900 F., in Schlessien. Der Brocken 3400 F., im Harzgebirge.

Der Orbelos, die höchste Spitze des Balangebirges in der europäischen Türkei, 9000 Fuß.

Der Parvinskoi-Kamen, der höchste Punkt des Ural, 6300 Fuß. Der Cairngorm, 4000 Fuß, und der Ben Nevis 4370 Fuß, in Schottland.

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Vulkane. Europa hat gegenwärtig 14, von denen der Aetna auf Sicilien über 10,000 Fuß, der Vesuv bei Neapel 3600, und der Hekla auf der Insel Island 3120 Fuß, die bedeutendsten sind.

(Der Beschluß folgt.)

* H i e s i g e s.

Wenn das vierte Bataillon der Bürgerwehr das Bundescontingent bilden und das jetzige zu Polizeisoldaten umgeschafft werden soll, so dürfte der Zweck einer Ersparung gänzlich verfehlet werden und statt Ersparung, die Kosten sich höher als jezt belaufen. Man lasse es daher beim Alten. An Polizeihandhabern fehlet es nicht. Wozu Po-

lizeisoldaten? Wenn die Diener nicht zureichen, so können ja die Dragoner mit eintreten. Bei den jetzigen Straßeneinigungen in den Vorstädten z. B., kann ein Dragoner nützliche Dienste leisten, indem er keine Stunde täglich braucht, die Straßen zu bereiten und die nöthige Aufsicht zu führen.

Das Personal der Polizei hat sich in Verhältniß der Einwohnerzahl gegen früher sehr vervielfacht. Wer kannte früher Polizeiaufseher und Landdragoner? Der Marktvogt allein versah die Stelle der jetzigen drei Aufseher; Dragoner fehlten.

In der Folge dürfte eine Person den Haven- und Schleußendienst im Bremerhaven recht gut vorstehen können. Daß jezt außer dem Havenmeister ein Schleußmeister angestellt ist, hat seine besondere Gründe, die beim Ableben des jetzigen Schleußmeisters wegfallen.

* Die deutsche Ninon *).

Die Würde, die Anmuth, das schöne Gesicht;
Die Reize der Ninon, sie altern nicht.
Und, wenn Sie gehüllet in's Trauer-Gewand;
Dann trauert mit Ninon die Stadt und das Land.
J. C. S.

Auswärtige Berichte.

(Aus Berlin.)

Ein paar merkwürdige Rechtsfälle kann ich nicht unberührt lassen. Zwei junge Männer, befreundet, geriethen darüber in einen Streit, daß der eine behauptete, er sey über alle Furcht erhaben. Sein Gegner behauptete das Gegentheil und machte sich anheischig, ihn davon zu überführen. Einige Tage darauf wurde der angeblich Furchtlose dadurch im Schlafe geweckt, daß ihn eine Hand berührte. Er erwachte, wollte danach greifen, sie zog sich aber schnell zurück. Der Erwachte erinnerte sich seines Streites mit seinem

*) Die geistreiche französische Ninon de L'Enclos. ?

Freunde sogleich und sagte: „ich merke schon, Du bist es, Du sollst mich nicht erschrecken.“

Eine zweite Verührung der Hand erfolgte. Das Haschen danach blieb erfolglos. Die Versicherung, daß man sich nicht fürchte, wurde wiederholt. Es erfolgte eine dritte Verührung, da richtete sich der im Bette Liegende sehr rasch auf; jetzt gelang es ihm, die Hand fest zu halten, sie war die eines Todten; er wurde dadurch so erschüttert, daß er zurücksank; ein Schlag hatte ihm das Leben geraubt.

Der Todte hatte sich nicht getäuscht: es war sein Freund gewesen; er hatte sich von der Anatomie die Hand eines Leichnams verschafft und sich ihrer bedient, um seine Behauptung gegen den Verstorbenen, daß er sich nicht fürchte, zu bewahrheiten. Diesen unglücklichen Ausgang hatte er aber nicht erwartet. Es schwebt jetzt wider ihn eine Criminaluntersuchung, und dieser Vorfall verdient als Warnung für Andere bekannt zu werden, sich bei solchen Neckereien behutsam zu benehmen. Wenn auch die Gerichte, mit Berücksichtigung der hierbei obwaltenden Umstände, ein noch so mildes Urtheil fällen sollten, so wird er der härteren Strafe, den Vorwürfen seines Gewissens, nicht entgehen.

Die Wittve eines Kutschers war angeblich von einem Manne gemißhandelt worden. Sie verklagte ihn wegen Realinjurien, und bei der Untersuchung stellte er es auch keinesweges in Abrede, wie er, durch ihr Benehmen gereizt, ihr eine Ohrfeige gegeben habe. Die Sentenz fiel zum Nachtheile des Angeklagten aus, aber sie entsprach keinesweges den Erwartungen der Klägerin, sie ergriff daher das Rechtsmittel der Appellation und behauptete, daß sie dergestalt von dem Beklagten gemißhandelt worden, daß sie unfähig sey, ihr Brot zu verdienen, und brachte nicht nur ein ärztliches Attest über ihre gänzliche Unfähigkeit

zu einem Broderwerbe bei, sondern machte auch zwei Personen namhaft, die es bezeugen könnten, wie sie durch die Mißhandlungen des Beklagten in diesen unglücklichen Zustand versetzt worden sey. Die vorgeschlagenen Zeugen wurden darüber vernommen, bestätigten die Angabe der Klägerin, beschworen die Aussage, und in Gefolge dessen wurde der Beklagte verurtheilt, der Klägerin auf ihre Lebenszeit für die Bedürfnisse ihrer Subsistenz zu sorgen. Als ihm dies Erkenntniß insinuiert worden, und er es gelesen hatte, wurde er so heftig von Schrecken, noch mehr aber vom Aerger darüber ergriffen, daß er vom Schlage getroffen wurde und aller ärztlichen Hülfe ungeachtet, da ihn der Arzt nicht von seinem Aerger heilen konnte, bei einem wiederholten Schlage, den Geist aufgab. Da der Gegner der Wittve durch die gegen ihn erstrittene Sentenz gestorben war, so machte sie solche gegen dessen Erben gültig, und diese treten auch die Erbschaft mit dieser Last beschwert an; wahrscheinlich in der Hoffnung, daß eine so gebrechliche und sieche Person ihnen nicht lange lästig fallen und ebenfalls bald eingefargt werden würde. Die Wittve blieb aber am Leben, und die Verpflichtung der Erben, ihr den Unterhalt zu zahlen, absorbirte nicht nur den ganzen Betrag der Erbschaft, sondern brachte sie demnächst, da sie nicht wohlhabend waren, ganz herunter. In dieser Bedrängniß erschien ein Retter, Jemand, der früher nichts von diesen Verhältnissen gewußt, erfuhr davon; durch die bedrängte Lage der Erben, und aus Mitleiden mit ihrem unverdienten traurigen Schicksale, erbot er sich, gegen die Wittve aufzutreten, und zu beweisen, daß ihre Unfähigkeit keinesweges von erhaltenen Mißhandlungen herühre, und daß die von ihr vorgeschlagenen Zeugen ein falsches Zeugniß abgelegt hätten.

Die Erben machten davon Anzeige bei den Gerichten, ein neuer Untersuchungsproceß wurde

gegen die Wittve und die Zeugen eingeleitet, und es ergab sich daraus, daß die Unfähigkeit des Broterwerbs bei der Wittve die Folge eines frühern lasterhaften Lebens war, und daß die Zeugen ein falsches Zeugniß abgelegt und eidlich bekräftigt hatten. Die Wittve sowohl als die Zeugen sind zur Zuchthausstrafe verurtheilt, aber zu spät für den Verstorbenen, den um so mehr das Urtheil in zweiter Instanz auf das tiefste empören und verwunden mußte, je mehr er sich schuldlos wußte; man hat zwar viele Beispiele von Justizmorden in Criminalfällen, aber dies ist vielleicht der erste bekannte in einem Civilproceß. Es bleibt auffallend, daß eine Person wie diese Kutscherfrau von so niederem Stande bei diesem Rechtsstreite so genaue Kenntnisse von den Mitteln und Wegen gehabt hat, um bei einer so ungegründeten Klage dieselben einzuschlagen, doch ihren habgütigen und boshaften Zweck zu erreichen, und sie muß dazu unstreitig einen verschmitzten Rathgeber gehabt haben. Daß dies der Fall gewesen seyn muß, bezeugen die alle von einer Hand von ihr bei den Gerichten eingereichten Eingaben. Erst jetzt, nachdem sie zur Criminaluntersuchung gezogen worden, hat man Solches — also leider zu spät — bemerkt, und es ist nicht zu erwarten, daß man eine Untersuchung über ihren Rathgeber und den Conzipienten ihrer Eingaben anstellen wird; obgleich Solches sehr zu wünschen und daß derselbe, der wohl von den wahren Verhältnissen unterrichtet gewesen, dafür, wie es sich gebührt, bestraft würde. Dieß sind pia desideria, aber bei der jetzigen Revision des Justizwesens kann es wenigstens nicht schaden, wenn man sie laut werden läßt.

* V e r s u c h e

in Uebersetzung italienischer und französischer Lobgedichte aus Wolfgang Amadeus Mozart und dessen Schwester Marianne in deren Kinderalter.

Dem Direktor der hiesigen Sing-Akademie Herrn Dom-Organisten W. F. Riem und den Mitgliedern dieser Gesellschaft, gewidmet von dem Uebersetzer

Dr. Schütte.

Ich komme langsam Euch etwas zu bringen
Und zaub're noch es Euch zu überreichen,
Ich weiß es wohl, es blieb noch unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte —

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hier bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann auch ich nur sagen: „Nehmt es hin.“
Nach Goethe.

I.

Sur les Enfants de Leopold Mozart. Paris
1764.

Von Göttern im Olymp, von Königen geliebt,
Ist Harmonie Gewalt, die nur die Tonkunst giebt.
Wenn schwachend Töne unter Euern Fingern klingen,
Kann schweigend ich nur Euer hohes Lob nachsingen,
Wie süßend unter Euch ein dürres Holz erschallt,
Ein stummer Körper spricht mit hoher Red' Gewalt,
Für Euch Unmögliches noch immer möglich heißt:
Aus Euern Fingern spricht ein unbekannter Geist.

II.

Al Signore Amadeo Mozart. Giovinetto
emmirabile per Zaccaria Belli. Mantua
1770.

(Sonnetto estemporaneo.)

Wenn vom reinen, klaren Himmel
Göttlicher Gesang ertönt,
Wird im schönen Weltgetümmel
Alle Zwietracht gleich versöhnt.

Dir kann ich, geliebter Knabe,
Nur ertheilen höchstes Lob!
Daß die höchste Himmelsgabe
In Dir die Natur erhob.

Ihr, die Ihr in vielen Jahren
Forschend nach der Tonkunst Macht,
Prüfend, habt nun längst erfahren,
Was sie hat hervorgebracht.

Sagt, ob man wohl irrig schliefet:
Daß im süßen Saitenton,
Wie er Deiner Hand entfließet,
Nur der Strahl der Gottheit wohn'?

III.

Amadeo Mozart Dulcissimo Puero et elegantissimo Lyrista per Ant. Mar. Meschini. Verona 1770.

Spielst, wie einst Apoll gesungen,
Mit der Leier in der Hand,
Wenn vom Strahlenglanz umschlungen,
Himmlich Licht von ihm entbrannt!
Aber, nein; sein Ruhm muß schwinden;
Willst Du Ton' zum Ton verbinden.

(Der Beschluß folgt.)

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

X. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Sonntag den 18. December 1831.

Zieht, Weltumsegler, eure Schlangenbahnen!
Luftschiffer, Schieferdecker, schwingt Euch auf!
Laßt flattern Eures stolzen Ruhmes Fahnen
Und nehmt auch Goldgewinn noch in den Kauf!

Der Pflanzler und sein Sohn.

D i a l o g.

Wohin Dein Blick, Dein Ohr, Dein Schritt sich
wendet:

Bewegung herrscht als Grundgesetz der Welt.

Und wenn das Glück dir reiche Gaben spendet,

Ist's starre Ruh', die Dich gefangen hält?

Nur Fleiß kann Hochgenuß gewähren.

Worauf nun lenkt sich Dein Begehren?

Die Höhe, Tiefe, Weite steht Dir offen:

Sprich, hast Du, Jüngling, schon die Wahl getroffen?

J. „In die Weite ging schon längst mein Streben:

Dampf umengt mich Schul' und Vaterhaus.

Auf den Wogen laßt mich fernhin schweben;

In der Fremde bild' ich leicht mich aus!

Wird das Wissen sich erweitern,

Muß sich Geist und Herz erheitern.

Weberak' daheim zu seyn auf Erden;

Wiß ich Weltumsegler werden.“

Wohl läßt in allen Landen viel sich lernen;

Wohl ist des Wissens Umfang ehrenwerth.

Doch ziellos von der Heimath sich entfernen —

Ein Wagniß ist's, wobei man viel entbehrt!

Im wilden Meer umherzukreisen,

In Hast von Land zu Land zu reisen,

Mit Glut und Frost, mit Füll' und Durst zu streiten:

Das heißt, sein Heil nur immer seh'n im Weiten!

J. „Nun, so steig' ich in die heitern Räume

Aus den Nebelthalen frei empor.

Weissen doch die Gipfel aller Bäume

Nach dem Ziel, das sich der Ar' erkor.

Sicher vor den Felsenriffen,

Hier durch klare Luft zu schiffen,

Dort der höchsten Thürme Haupt zu schmücken —

Muß den Kühnsten, Stolzesten beglücken!“

Vor allen Schwindelhöhen laß Dich warnen:

Sie stürzen Leib und Leben in Gefahr!

Laß eillen Hochsinn nimmer Dich umgarnen:
 Wer aufflog, sinkt ermatet, gleich dem Aar.
 Wie könnte es auch dem Geist gelingen,
 Vom Staub zum Himmel durchzubringen,
 Und über Bahn und Trug Dich zu erheben?
 Zum Lichtmeer schaue nur mit heil'gem Beben!

I. „Ei, so laß ich mich zur Tiefe nieder!
 Reimt nicht da das Gold? der Baum? der Quell?
 Aus des Herzens Tiefe tönen Lieder;
 Geistertiefe macht den Kopf mir hell.
 Also dient des Bergmanns Weise
 Zum Gewinn Euch, ihm zum Preise.
 Muthig will ich in der Grabnacht ringen,
 Kostliches Metall an's Licht zu bringen.“

Halt ein! — Der Nachsucht Waffen zuzuführen,
 Der habgier schnöden Gold, dem Stolge Pracht;
 Und dabei nichts vom Sonnenlicht zu spüren,
 Vom Lenz und Herbst nichts, der freundlich lacht;
 Tagtäglich Nacht an Nacht zu weben:
 Ha, welch' ein düst'res Maulwurfleben!
 Und Dir, wie allen Gräbeteigenossen,
 Bleibt doch der Tiefe tiefter Grund verschlossen.

Du sieh'st, mein Sohn: zerstreut ist die Weite,
 Zu steil die Höh', die Tiefe bodenlos.
 Besonnenheit, mit Phantasie im Streite,
 Erwählt den Wirkungskreis sich nicht zu groß.
 Berweile Du auf eb'ner Erde,
 Daß Ueberreiz vermieden werde!
 Nach David's Rathe bleib' im Vaterlande
 Und nähre Dich im abgegrenzten Stande.

I. „Vor Extremen wollt Ihr mich verwahren?
 Schwimmen, fliegen, grübeln soll ich nicht?
 Wohl, so bin ich schon mit mir im Klaren,
 Ihu' auf Weite, Tief' und Höh' Verzicht.
 Fester Standpunkt soll mir gnügen:
 Graben will ich, pflanzen, pflügen,
 Und mit zweifellosem Gottvertrauen
 Fröhlich staubwärts säen, aufwärts schauen.“

Dann gönnt Du auch den Fernen ihren Segen;
 Der Nahen Klage bringst zu Deinem Ohr.

Dann strahlt Dir Gottes Sonne hold entgegen,
 Und hebt Dein Herz in Dank zu ihm empor.
 Der Tief' entsteigt für Dich die Welle
 Der blumumkränzten Labquelle?
 Da ruh'st Du nach des Tages Last in Frieden;
 Dir ist des Gleichmuths Würd' und Glück be-
 schieden.

Zieht, Weltumsegler, Eure Schlangenbahnen!
 Luftscharf, Schieferbedecker, schwingt Euch
 auf!

Last flattern Eures stolzen Ruhmes Fahnen
 Und nehmt auch Goldgewinn noch in den Kauf!
 Der Bergmann holt aus finstern Schächten,
 Ach, Schätze, die ihm Siechthum brachten!
 Wir Pflanze regnen uns auf sicherem Grunde,
 Mit Fern und Nah, mit Hoch und Tief im
 Bunde.

Erntesgold.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde.

(Fortsetzung).

Hier wäre es nun wohl am rechten Orte,
 einen Bericht abzustatten, wie der Tag bei uns
 dahin ging. Ich kann nur davon sprechen, wie
 es auf der Rhede während des Stillliegens war,
 denn activ sind wir nicht gewesen; und auch
 dieser Bericht macht nicht auf Vollendung An-
 spruch, denn ich war nur sieben und einen halben
 Tag am Bord, und wurde als Neuling, dessen
 Eifer man nicht traute, bei vielen Verrichtungen
 gar nicht zugelassen.

Zu beiden Seiten des Zwischendecks von
 hinten nach vorn hingen die Hängematten der
 Matrosen, die eine neben der andern, gleichwie
 bei Krankenbetten in einem großen Lazarethsaal.
 Des Morgens um sechs Uhr erscheint an jeder
 Ecke des langen Schlafgemachs ein Bootsmanns-
 maat (Maat bedeutet Gehülfe); sie stoßen drei
 Mal in ihre silbernen Pfeifen, welchen Tönen sie
 den Ausruf: „arise! arise! folgen lassen. Mit

der möglichsten Schnelle und Stille verläßt nun Alles sein Lager, denn

„ein schneller Dienst gefällt dem Mächtigen!“

Die Hängematte wird nun an dem Ende gelöst, das in der Mitte des Zwischendecks befestigt ist, und von dort aus nach der Seitenwand hin zierlich aufgerollt und daselbst aufgehängt, so daß in weniger als zehn Minuten die Besatzung nicht allein munter, sondern auch jede Spur ihres Lagers verschwunden ist. So geschwind sind die Landsoldaten doch nicht bei der Hand. Nun steigt Alles auf das Verdeck, und es gilt eine allgemeine Deckwäsche, wobei denn zugleich die Wäschenden sich selbst nicht vergessen. Nach dieser Arbeit muß Alles, die üblichen Wachen ausgenommen, unter das Zwischendeck, wo sich der Schiffsprediger eingefunden hat, der das Morgengebet liest. Wenn ich auch nicht sehr an orthodoxen Beschwerden leide, so bin ich doch gewiß kein Verächter des göttlichen Wortes; aber wenn ich lange hier geblieben wäre, hätte mir alle Lust vergehen müssen, noch ferner darauf zu hören; denn trotz der Aufsicht, die von einem Offizier und mehreren Kadetten geführt wurde, konnte es nicht verhindert werden, daß während der Morgenandacht, die jedes Mal bis zu einer halben Stunde ausgedehnt ward eine Menge schlechter Wiße in Umlauf gesetzt wurden, die bei einem so beweglichen, aus allen Nationen zusammengesetzten Publikum weit willigere Ohren fanden, als die goldenen Lehren und frommen Ermahnungen des Schiffspredigers Master Mastix. Was nun den Master Mastix selbst anbelangt, so lag es auch wohl an ihm, wenn er keine größere Aufmerksamkeit erregte; denn, ohne Rückhalt sey es gesagt, ich habe selten ein monotoneres und zum Einschlafen gemachteres Wesen gefunden, als bei gedachtem Kirchenlichte. Er hatte eine bestimmte Anzahl Seiten in einem

großen Buche bezeichnet, und wenn er diese abgelesen hatte, war Feierabend.

Ich hatte übrigens den Schiffsprediger sehr stark in Verdacht, daß er nur zwei solche halbstündige Gebete besaß; denn als ich am dritten und vierten Tage seinen Worten horchte, begegnete ich bereits vielen guten Bekannten. Hieraus zu schließen, mußte man den ehrwürdigen Herrn für ein sehr schwach brennendes Licht halten; aber „um des Menschen Herz zu ergründen, wird auch ein Menschenleben erfordert,“ sagt ein altes Sprichwort, und wenn manchmal während des gedankenlosen Vorlesens die kleinen grauen Augen so über das Buch wegblinzelten, hatte ich meine eigenen Gedanken.

Nachdem nun diese Morgenandacht vorüber war, die ich zu den schwersten Verrichtungen zähle, die ich an Bord des Centauren zu bestehen hatte, gab die große Schiffsglocke das Zeichen zum Frühstück. Nun griff Jedermann zu seinem Blechtopf, und in größter Ordnung ward der Gang zur Combüse (Schiffsküche) angetreten, die sich in der Nähe des großen Mastes befand. Man ging von vorne nach hinten, rechts hinauf und links wieder hinunter. Hier erhielten wir nun ein bestimmtes Maaß von einem nahrhaften Trank, der aus Cacao und Wasser bestand, und Jeder konnte dazu nach Belieben in den Schiffszwieback beißen, der zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Nationen verabreicht wird. Daß hierzu eine große Menge gestoßener Cacao erforderlich sey, ist augenscheinlich. Acht Mann wurden jeden Morgen in der Frühstunde dazu angestellt, die dies Geschäft verrichten mußten, während die Deckwäsche stattfand. Wenn die silbernen Pfeifen ertönten, mußte das Frühstück beendet seyn, und Jeder eilte, um sein Geräth bei seiner Hängematte zu bergen. Nun wurden die gewöhnlichen Schiffsarbeiten vor-

genommen, die aber zu meiner Zeit meistens nur formell waren, da sich Alles in der größten Ordnung befand, und nichts geschah, wodurch diese gestört worden wäre. Die Toppgasten wurden in den Masten und bei den Segeln beschäftigt, die Bootsgasten bei ihren Fahrzeugen, das hochansehnliche Corps der Artillerie bei den Kanonen, und so vom Alpha an bis zum Omega Alles mit der bewunderungswürdigsten Ordnung wie eine Gliederkette in einander greifend. Um elf Uhr erfolgte eine Störung, die man sich gern gefallen ließ. Die Schiffsglocke giebt wiederum ein Zeichen, und wir passiren wieder in gleicher Ordnung wie beim Frühstück am großen Maste vorbei, um in unserm kleinen Gemäß unser bescheiden Theil an Rum oder Brantwein zu empfangen. „Grogtime!“ heißt es am Bord. Es steht nun einem Jeden frei, das Portionchen entweder auf einmal zu sich zu nehmen, oder haushälterisch bis zum nächsten Morgen um elf Uhr damit umzugehen. Zu den Letztern gehörte, wie mir erzählt wurde, ein alter Finnländer, der die erhaltene Portion gewissenhaft von Tag zu Tag aufbewahrte, und dann am Sonntag Morgen das ganze Ersparniß der Woche auf ein Mal zu sich nahm. Dies hatte ihm manchmal zu lauten Exclamationen Anlaß gegeben, und er mußte mit einigen Schlägen und vergleichen seine Extravaganzen büßen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gebirge der Erde.

(Beschluß.)

Die afrikanischen Gebirge sind uns größtentheils unbekannt, besonders die, welche sich im Innern dieses Erdtheils befinden. Eine große Gebirgskette scheint ganz Afrika von Westen nach Osten zu durchziehen. Dazu scheinen die Mondberge zu gehören, welche man 14,000 Fuß hoch schätzt.

In Nordafrika ist der Atlas, dessen höchste Punkte in der Nähe von Marokko liegen und etwa 11,000 Fuß messen mögen. Im südlichen Afrika findet sich eine hohe Gebirgskette, die sogenannten Schneeberge, deren höchster Gipfel, der Kompaßberg 5500 Fuß Höhe hat. Beim Vorgebirge der guten Hoffnung befindet sich der 3338 Fuß hohe Tafelberg.

Noch ein ansehnliches Gebirge, das über 10,000 Fuß hohe Ambositaminische oder rothe Gebirge, befindet sich auf der Insel Madagaskar.

Auf der canarischen Insel Teneriffa befindet sich der beständig rauchende Piz de Teyde, nahe an 12,000 Fuß, auf den azorischen Inseln ein ausgebrannter Vulkan von 6588 Fuß, und auf der Insel Bourbon das Gebirge Salazes 9600 Fuß hoch.

Viel bekannter und wichtiger, als die Gebirge Afrika's, sind die Bergketten Amerika's. Der Hauptzug beginnt an der südlichen Spitze dieses Welttheils, läuft unter den Namen der Cordilleras de los Andes, nahe an der westlichen Küste bis weit über den Aequator nach Norden hinauf und verzweigt sich dort in das Innere von Nordamerika. Große Aeste ziehen sich in Südamerika von dem Hauptstamme nach der östlichen Küste hin.

In der Nähe des Aequators befinden sich die höchsten Punkte dieses Gebirges. Außer dem Alles überragenden Chimborasso 20,148 Fuß, den der berühmte Humboldt im Jahre 1802 bis zu einer Höhe von 18,186 Fuß erklimmte, finden sich hier an zwölf Berge, welche 14000 — 18000 Fuß messen. Alle sind entweder ausgebrannte oder noch thätige Vulkane, von denen einige auch Schlamm, kochendes Wasser und kleine flüssige auswerfen, wie der Pitichincha 15,000, der Sangay 16,000 Fuß, der Cotopaxi 17,700 Fuß, der Antisana 18,100 Fuß, der Tungurahua

15,264 Fuß, der Purace 13,800 Fuß, La Cilla 8400 Fuß. Ausgebrannt scheinen zu seyn: der Cayambe 18,180 Fuß, der Popocatepec 16,584 Fuß, und der Chimborasso. Obgleich in der heißen Zone gelegen, sind die Gipfel dieser Berge doch mit ewigem Schnee bedeckt. Weiter herab dagegen, auf der 9000 F. über dem Meere liegenden Hochebene von Quito, herrscht die größte Fruchtbarkeit. Noch in einer Höhe von 12,600 Fuß, wo die Meierei Antisana liegt, gedeihen Getreide, namentlich Maispflanzungen.

Vor einigen Jahren wurde die Entdeckung gemacht, daß in den Hauptknoten der Cordillera, welcher sich in der Nähe von La Paz befindet, einige noch höhere Gipfel, als der des Chimborasso anzutreffen seyen, nemlich die Illimani 22,000 Fuß und der Nevado von Sorata 23,000. Auf der Hochebene, welche durch diese Berge gebildet wird, liegt der See Titicaca 12,650 Fuß über der Meeresfläche. Der andere auf unserer Charte angegebene See: Quatavita, liegt in der Nähe der Stadt Bogota in Columbien, 10,000 Fuß über der Meeresfläche.

In Nordamerika sind, als Zweige der Anden, die Alleghany und die blauen Berge zu merken. Ihre mittlere Höhe ist 2550 Fuß hoch. Zu den Felsengebirge, an dessen Abfällen die Quellen des Missouri- und Columbiastromes liegen, und das sich wahrscheinlich bis zum Eismeere erstreckt, gehört der James-Pik 10,781 Fuß, der Schönwetterberg 14,000 Fuß und der Eliasberg 16,974.

Unter den übrigen Bergen Amerika's zeichnen wir noch aus: die Berge in Guyana 9700 Fuß, das Ostgebirge, 7000 Fuß, Itakolumi, 5700 Fuß, und die Sierra do Mar etwa 4000 Fuß, in Brasilien; Cero de la Giganta 4700 Fuß, auf der Halbinsel Californien. Ferner den Elendsberg 3700 Fuß, auf der Insel St.

Christoph; einen Vulkan auf dem Schwefelboden von Guadeloupe 4794 Fuß; die Berge auf Martinique, über 3000 Fuß; einen Pik auf Jamaika 8000 Fuß.

Von dem fünften Welttheile: Australien, kennen wir nur einzelne Berge. Der Egmont auf Neuseeland mißt 14373 Fuß; der Mowna Roa auf der Sandwichsinsel Owaïhi 14,893; ein Berg auf Otaheiti 9530 Fuß.

Von allen diesen genannten Höhen der fünf Erdtheile, giebt nun unsere Charte die anschaulichste Uebersicht. Außerdem fügt sie noch die Lage von mehreren merkwürdigen Städten, besonders in Europa und Amerika bei, so daß ihre Höhe über der Meeresfläche sogleich in's Auge fällt. Und damit der Leser zugleich eine Vergleichung der von der Natur gebildeten Höhen mit den höchsten Werken menschlicher Hände anstellen könne, giebt sie die Höhe der größten Pyramide in Aegypten, 448 Fuß, und die des Strassburger Münsters 445 Fuß, an. Der in der Luft schwebende Ballon bezeichnet die Höhe, bis zu welcher sich der französische Physiker Gay Lussac den 16. Sept. 1804 zu Paris erhob, nemlich 21600 Fuß. Höher als dieser hat sich noch kein Sterblicher in die obern Regionen der Luft gewagt.

* N o d l i b e t.

A n z e i g e.

In einer bedeutenden Restauration ist heute Erndtest; man schneidet da gute Namen ab. Gäste werden gebeten, keine mitzubringen.

Z u v e r m i e t h e n.

Sechs Personen, die gut „Hierbleiben“ rufen können, sind für Liebhaber zu vermietthen.

A n e k d o t e n - S c h a t z.

Nicht der Schneider A., sondern ein anderer Schneider, wurde auf Veranlassung eines Handlungshauses festgesetzt, und nach vierzehn Tagen

wieder entlassen. Er ließ darauf in die Zeitung setzen:

„Von einer vierzehntägigen Reise, in Angelegenheiten des Hauses M. C. & Comp., zurückgekehrt, bitte ich meine früheren Kunden um ferneren geneigten Zuspruch.“

B u n t e s.

Jemand behauptete der Weinändler und Restaurateur N. N. könne zwar Rhein-Wein, aber nie reinen Wein einschenken.

Eine Schauspieler-Truppe machte eine Landparthie, und um die gewöhnlichen Excesse und Prügeleien zu vermeiden, wurden ordentliche Statuten gemacht. Das erste Gesetz lautete:

„Wer sich besäuft, zahlt vier Flaschen Wein!“
Hermanus.

* Caffee-Steigerung.

Bei der diesjährigen bedeutenden Erhöhung der Caffee-Preise dürfte für Manchen eine Uebersicht der Preise früherer Jahre, welche Einsender dieses zufällig in die Hände fiel, nicht uninteressant sein.

Preise von gut ordinair Domingo Caffee:

1816 Juni 4.	pr. Pf. 14 à 14½ Gr.
Dec. 30.	„ „ 16 à 16½ „
1817 Juni 3.	„ „ 16½ à 16½ „
Dec. 30.	„ „ 20 „
1818 Febr. 17.	„ „ 22 à 22½ „
April 14.	„ „ 22½ à 22½ „
„ 28.	„ „ 24½ à 24½ „
Mai 19.	„ „ 27 „
1821 Febr. 16.	„ „ 27½ à 28 „

* Erklärung.

In Folge der Anfrage im Bürgerfreunde No. 99 zeige ich auf Verlangen an, daß das in der Schul-Anstalt gebraucht werdende raffi-

nirte Räböl von mir gekauft ist. Zugleich fordere ich jeden Sachkundigen auf, Proben bei mir abfordern zu lassen, um sich zu überzeugen, daß kein reineres, besseres und heller brennendes Öl geliefert werden kann.

G. Fd. Sengstack.

Auswärtige Berichte.

(Aus Braunschweig.)

Die Untersuchung über den angeblichen Mordanschlag auf das Leben eines hiesigen Geistlichen, in welchen einige Jesuiten verwickelt seyn sollten, ist, so weit sie hiesseits geführt werden konnte, beendigt, und das Resultat, dessen Mittheilung früher in der Allgemeinen Kirchenzeitung versprochen wurde, ist folgendes: Das hiesige Landgericht hat auf die stattgesunde criminelle Untersuchung erkannt, daß, da nicht der entfernteste Versuch eines Mordes vorliege, eine strafbare Handlung des vormaligen Lehrlings Timpe also unerfindlich sey, derselbe der Haft entlassen sey; übrigens die Untersuchungsacten den Criminalbehörden zu Hildesheim und Rötten zu den etwa davon, hinsichtlich der Angaben des Timpe über dortige Jesuiten, für angemessen gehaltenen Gebrauche, mitzutheilen seien.

Also hat man wirklich eine gerichtliche Mittheilung wegen dieser Angaben für nöthig erachtet. Das berechtigt mindestens zum Schlusse, daß die Aussagen des freigesprochenen Timpe über Jesuiten zu Hildesheim und Rötten doch nicht so ganz unerheblich und aus der Luft gegriffen zu sein scheinen!!

(Aus der Schweiz.)

In jüngster Vergangenheit soll Herr Pfarrer Häfeln in Herznacht, im Canton Aargau eine prunkvolle Feierlichkeit mit Sang und Klang, bei Einbegleitung eines heiligen Leibes, Felician mit Namen, veranstaltet haben, den er um Geld aus

Rom kommen und in Damask, Gold und Silber habe fassen lassen. — Mit Recht bemerkt die Allg. Kirchenztg. 1831. Nr. 159. „Im Jahre 1831 erregt diese mittelalterliche Handlung Verwunderung und Aufsehen, um so mehr, da der Herr Pfarrer in seiner Kirchengemeinde an den vielen Armen schon so viele heilige Leiber hätte, die er, statt mit Damask, Gold und Silber zu umhängen, nur mit einer Kraftsuppe, mit Kleidung von Zwilling erfreuen und zum ewigen Danke verpflichten könnte; des dürftigen Schul- und Armenfonds nicht zu gedenken, wo auch ein kleines, gutwilliges Capital gewiß willkommen wäre und segensvolle Zinsen abwerfen würde. Man scheint da und dort immer noch das Zeitgemäße zu vermissen.“

(A u s W i e n.)

Daß die homöopathischen Kuren in Wien besondern Erfolg bei der Cholera leisteten, ist ein falsches im Auslande verbreitetes Gerücht. Derlei Kuren, sind vor allen hierorts verboten, und werden bloß von einigen Winkelärzten abusive unternommen.

Wenn es ihnen glückte, irgend einen Kranken zu heilen, so waren es entweder sehr leichte Fälle von Cholera im ersten Stadio, in welchen oft die einfachsten Hausmittel hinreichen, oder es waren gar keine Cholerafälle und wurden bloß von Parteigängern als solche ausgegeben, um die Wirksamkeit der Homöopathie zu beweisen. Die homöopathischen Versuche in den vorgerückten Stadien der Cholera fielen alle unglücklich aus. Das homöopathische Unwesen, mit den Kupferflügelchen u. s. w. als Präservationsmittel, hörte bald auf, als man in Erfahrung brachte, daß die davon Gebrauch Machenden, dennoch in die Cholera verfielen.

* S i n n g e d i c h t e.

Ein neuer Dionys zog von der Seine Strande
Sophisten-Schwärme her, zu seinem Unterricht,
Ein Plato lebt in seinem Lande
Und diesen kennt er nicht.

Kestner.

Vorstehendes Sinngedicht in welchem Friedrich der Große unverdient getadelt, und der, zwar Geistreiche, aber, wie die meisten damaligen deutschen Gelehrten, stille, eingezogene, finstere Moses Mendelssohn unpaßlich gelobt wurde, ist, als das gelungenste, wichtigste und treffendste, berühmt geworden, und Niemand hat es, bis jetzt, unternommen, darauf zu antworten; in Nachstehenden versucht:

Zum Zeitvertreib' nicht Unterricht,
— der Einzige bedurft ihn nicht —
Zog Er die munt're Schaar herbei
Zum Meusentempel Sorgenfrei.

In Sans Souci, beim Souper Friedrichs
hatte derselbe diese Herren gerne stets zum angenehmen Zeitvertreib um sich, wo dann der Wig sprudelte.

Dem deutschen Plato fehlte nur:
Wig, flinke Zunge — Hofculturl!
Erheitert wolt' der Fürst, bei Staates Sorgen sein;
Der trübe Forscherblick war ihm wie saurer Wein.
Die düst're Forscher-Stirn glänzt nicht beim Fürsten-
Mahl;

Ein trock'ner Philosoph war Friedrich eine Qual! *)

J. C. C.

* Der Hahn und die Henne.

Eine Fabel;

zugleich Stand-Rede an Theophilus und Doris
(Rosenveilchen. **)

Ein zarter und dabei auch wohl verliebter Hahn,
Der krächte, weil ein Hahn bekanntlich krähen kann,
Wobei er wie zum Schlag die Flügel hoch erhob,
Aus vollem Halse jüngst der zarten Dame Lob;
Indem er überlaut den schönen Namen rief,
Und wenn nicht hinterher ein schlechter Schnörkel lief,
So ging die Sache ja, in soweit schon ganz gut.
Allein der Schnörkel bringt die Dame sehr in Wuth.
Ha, warte nur! sprach sie, mir solch ein Lob zu bringen?

*) Friedrich konnte die damaligen deutschen Gelehrten nicht leiden, weil er häufig fand, daß es ihnen an allen Talent zur angenehmen Unterhaltung fehlte, welche er so sehr schätzte. Er wollte geistreiche aber zugleich lebhaftere, wichtige, flinkzüngige, unterhaltende Männer um sich haben; besonders bei seinen Mahlzeiten.

**) Man sehe einige der letzten No. des Unterhaltungsblatt.

Bermalebeiter Hahn! Dich will ich lehren singen,
Und darauf krähte sie im gleichen Augenblick,
Ihm just so wie er kräht, ihm auch sein Lob zurück.
Das griff nun unser Hahn gewaltig in die Chöre;
Vor Born ganz feuerroth, mit gleichem Flügelschlag
Strengt er sich an und kräht, so laut als er vermag:
Daß er weit eh'r wie sie ein guter Sänger wäre.
Nun ging ein toller Kampf auf ebner Erde an,
Die Henne schrie sehr laut und laut schrie auch der Hahn,
Am Ende liefen sie in arger Kampfes-Lust,
Die Flügel weit gespreizt, einander vor die Brust,
Und fochten grimmig nun, auf des Varnassus Höhn,
(Aus Irrthum glaubte sich ein jeder drauf zu stehn)
Als wollten sie vor Wuth einander eben morden,
Den allertollsten Kampf, der je gefochten worden.
Minervens Gule sah dem Kampfe lange zu;
Hört, sprach sie, Kinder! gebt euch endlich doch zur

Ruh!
Ihr seyd im Singen nur ganz miserable Fechter,
Ihr singt so lange schon und singt tagtäglich schlechter,
Man gähnet oder lacht euch grade ins Gesicht,
Euch balgen, das könnt ihr, doch singen — beide

nicht.

F. Tiger.

* Versuche

in Uebersetzung italienischer und französischer Lob-
gedichte aus Wolfgang Amadeus Mozart und
dessen Schwester Marianna in deren Kinderalter.

IV.

Al Signor: Wolfgang Amadeo Mozart
per Signora Sartorelli. Mantua 1770.

Anacreontica.

Liebliche Genien,
Muntre Gefellen,
Die schnell im Fluge
Ich zu mir gerufen;
Kommt und begleitet
Das liebliche Spielen.

Wenn ich mich trüge nicht,
Seyd Ihr dieselben
Artigen, reizenden,
Freundlich-anmuthigen;
Immer in Gegenwart
Unschuldiger Freuden.

Mit Euch vereint zu geh'n,
Venus und Grazien;
Freudig gewähren sie
Euch ihrer Achtung Preis. —
Genien, hier lieb' ich Euch
Ford're zum Sang' Euch gleich.

Nach ihrer schönen Art,
Mit goldgelocktem Haar,
Gleichen sie Einen mir
Aus Euren lieben Chor.
O wie so schelmisch sind
Hier diese Neugelein!

Nein, Ihr verliedt Euch nicht
In Loden rosenroth,
In Wangen, sammetweich,
Die lieblich geründet.
Die gold'nen Flügel
Sind Euch im Fluge frei.

Euch reizen nicht zur Lieb'
Töne so wonniglich,
Die bald in schmach tenden
Oder in rauschenden
Nöten, der Sangesgott
Oftmals hertrillert Euch.

Ihr leiht nur Euer Ohr
Wenn Er Euch trägt vor
Lehrsam auf dem Clavier;
Wenn Er die Tasten rührt;
Euch gleichsam mit sich führt,
Im hohen Saitenspiel.

In zarter Jugend sah
Europa Ihn erblüh'n,
Und so erscholl von Ihm
Ruhm, über Stadt und Land
Gleichsam als sey gesandt
Der Liebe Königin.

Also, was schadet's Euch
König zu zögern noch?
Er kann entzünden Euch
Mit seinem Feuerstrahl!
Genien Er liebet Euch;
Durch sein Spiel ruft Er Euch.

Wann dann erhabene
Göttliche Harmonie,
Die des Gemüths Unruh'
Bringt in Vergessenheit,
Die mir die Brust erzeugt;
Lieb und Glückseligkeit.

Wann sie Euch so erfreut
Und Euch Vergnügen schafft.
Halt' Ihr die Flügel an,
Im allerschnellsten Flug'. —
Doch wenn Ihr hört mir Ihn,
Könn't nicht von dannen ziehn.

Binden tragt Ihr herbei,
Von Blumen, schönster Bier,
Kränzet die Schläfe Ihm,
Hoch Ihn verehrend, Hoch!
Reicht Ihm Geschenke her
Weilt alhier Genien.

Dann sagt von mir Ihm nichts
Wer ich auch immer sey;
Nur daß ich dankbar treu,
Von Wonne hoch entzückt
Nahm' er zum Dank den Kranz
Den Ihr mir habt gepflückt.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t.

Bremen, Donnerstag den 22. December 1831.

Denn wenn Gefahren drohen, dann flammt seyn Auge kühn,
Wo! kann des Volkes Vater des Großen viel vollziehn:
Durch Gott und seine Schaaren, durch seiner Berge Erz,
Durch Unterthanen Liebe, durch seines Volkes Herz.

Rudolph I. Schag. *)

Gen Balerns Herzog Heinrich zog Rudolph in das
Feld,

Es war sein Heer an Waffen und Rüstung wohl be-
stellt.

In schlichtem Panzerhemde ritt selber er voran,
Zur Seite ihm von Klingen, der sprach ihn also an:

„Ich kenn' in Eurem Felde wohl einen jeden Platz,
Doch weiß ich wahrlich noch nicht, wo Ihr bewahrt
den Schag?“

Da greift der Kaiser lächelnd in seinen Gurt hinein:
„Ich weiß von keinem Schag dein, nenn' nur fünf
Schilling mein!“

Von schlechter Münze, Ritter! da seht, und nehmt
das Geld!“

D'rob wundert sich der Ritter: „Mein kaiserlicher
Held,

Wie möchtet ohne Geld Ihr so Großes doch vollziehn?“
Da strahlt des Habsburg Antlitz, sein Aug' flammt
freudig kühn:

„Durch Gott und seine Schaaren, durch dieses Schwer-
tes Erz,

Durch Unterthanenliebe, durch meines Volkes Herz!“
Er ruft's mit freud'ger Stimme und sporn't das Roß
zum Flug,

Und mit ihm vorwärts jaget der Krieger blanker Aug.
Ludwig August Frankl.

Wie ich in Lissabon gepreßt wurde.
(Beschluß.)

Zur Mittagszeit wurde die dritte Runde um
den großen Mast gemacht, und Jeder empfing,
zwar nicht sehr reichlich, aber doch so, daß man
nicht nöthig hatte, Hunger zu leiden, eine Por-

*) Colm. Chron. I. I.

tion gefalzenes Fleisch oder Speck, mit Gemüse oder Pudding. Sehr viele Abwechslung war freilich nicht da: „peace and pork, and pork and peace,“ mögen einen ungefähren Ueberblick unseres Küchenzettels geben. Nach dem Essen gönnte man uns einige Ruhe, welche in dieser arbeitslosen Zeit gewöhnlich auf eine Stunde und manchmal noch länger ausgedehnt wurde. War die bestimmte Zeit verstrichen, so riefen die silbernen Pfeifen wieder zur Ordnung, das heißt: Jeder fing seine Arbeit wieder da an, wo er sie vor dem Essen gelassen hatte. Das dauerte bis sechs Uhr, zu welcher Stunde sich Alles wieder an's Deckwaschen machen mußte. Hiernächst erfolgte wieder eine Erbauungsstunde bei Master Mastir ganz wie am Vormittag, und nachdem ward mit der Schiffsglocke das Abendessen eingeläutet. War dies verzehrt, und was dadurch in Unordnung gebracht worden, wieder beseitigt, so war es acht Uhr, und die Nachtwache begann. Diese wurde alsdann eingeläutet, die Militär- und Matrosenwachen wurden aufgestellt, und die Uebrigen waren gehalten, ihre Hängematten aufzusuchen. Man brauchte aber nicht zu schlafen, sondern durfte sich wachend schaukeln, wenn man nur nicht seinen Nachbar stieß, oder man konnte auch unter der Hängematte auf dem kleinen Kistchen sitzen, und irgend etwas vornehmen, wenn die ägyptische Finsterniß es irgend zulassen wollte. Die Wachen auf dem Verdeck hingegen mußten sehr munter seyn, und es klang fast schaurig, wenn sie sich alle halbe Stunde das „All's well!“ von vorn nach hinten zuriefen. Wie es sich auf einem amerikanischen Kriegsschiffe Wache steht, kann ich nicht sagen, denn ich bin dieser Ehre nie gewürdigt worden; vielleicht glaubte man, ich würde über Bord springen; denn wenn gleich den Soldaten anbefohlen ist, in solchem Fall scharf zu schießen, so ist es doch schon oft geschehen, daß

Dieser oder Jener sich auf einer einigermaßen sichern Rhede davon machte.

Einen großen Schrecken sollte ich noch bestehen, ehe ich der Pflicht entbunden ward, ein Bürger der Freiheit zu seyn. Es war am siebenten Morgen meines Kanonierlebens, als eine Bewegung unter den Offizieren und Kadetten mir sagte, es müsse etwas Besonderes im Werke seyn; eine gleiche Bewegung glaubte ich auf der zweiten, nahe vor uns liegenden Fregatte „Amphion“ zu bemerken. Es schlug acht Uhr, von der Vorderbatterie des Amphion fiel ein Schuß, in demselben Augenblick fiel sein Vortarssegel von der Naa, und „the blue Peter“ wehte vom Vortopp. Das ist das Signal, daß das Schiff demnächst absegeln werde. „The blue Peter“ aber ist eine kleine blaue Flagge, in deren Mitte sich ein weißes Quadrat befindet, das wie ein Würfel auf dem blauen Felde liegt. Noch hatte ich meiner Verwunderung keine Worte gegeben, als unser Centaur dasselbe Manövre ausführte, und nun ward aus meiner Verwunderung ein panischer Schrecken. Bis dahin hatte mich noch immer die Hoffnung aufrecht erhalten, ich würde auf eine oder die andere Weise meine Freiheit wieder gewinnen; jetzt aber, wenn wir erst die Anker gelichtet und die Segel gelöst hatten, woher sollte dann noch Rettung kommen? Erst jetzt, jetzt erst hielt ich mich für ganz verloren.

Um zehn Uhr ging der Amphion unter Segel, und auch bei uns begann es lebendig zu werden. Die Mannschaft wurde zur Ankerspille kommandirt, die Toppgassen lagen auf den Naan, um die Segel sogleich auf den gegebenen Wind beizusetzen. Ich war allerdings als befahrener Mann an eine Ordnung in dergleichen Dingen gewöhnt, aber eine solche Präzision und Schnelle war mir noch nicht vorgekommen; ich bekam einen großen Respekt vor dem Kriegssystem, und be-

nahm mich linkscher, als der ungebildetste Landjunker in großstädtischen Gesellschaften. Nicht so lange Zeit, als ich nöthig hatte, um diese Scene anzudeuten, brauchte man, und beide Anker hingen vor der Klüse, die ganze Last der Segel fiel von oben herab, und der volle Backstagswind füllte sie mit seiner ganzen Kraft. Wie zwei Pfeile, von gleich starken Bogensennen geschneelt, schossen der Centaur und der Amphion auf der wogenden Fläche neben einander hin! — Aber, wie gesagt! es war nur ein blinder Schrecken gewesen, und als wir auf die Höhe von Cap Nord kamen, beurlaubten wir uns gegenseitig mit fünf und zwanzig Schüssen; der Amphion segelte seawärts, und wir kehrten zu unserer alten Ankerstätte zurück. Die nun folgende Nacht war die letzte, welche ich an Bord zubringen sollte; denn gegen neun Uhr des andern Morgens — es war eine förmliche Windstille — kam eine vierruderige Schaluppe aus dem Hasen, und steuerte gerade auf unsere Fregatte los. Es war die meines Kapitäns, er selbst befand sich darin. Er steuerte hinter dem Centaur weg, legte an der Backbordsseite desselben an, und antwortete dem wachhabenden Lieutenant, der nach seinem Begehren fragte: „Er möge ihm die Erlaubniß erteilen, an Bord kommen zu dürfen, er habe nothwendig mit dem Kapitän zu sprechen.“ Der Lieutenant ließ ihn allerdings über den Fallreep, wollte sich aber nicht dazu verstehen, ihn zu melden. Während sich noch Beide mit einander herumstritten, kam der Fregattenkapitän selbst auf das Verdeck. Sogleich trat mein Alter an ihn heran, bat sich von ihm den Mann aus, den man ihm genommen habe, und übergab dem Kapitän mehrere Papiere. — Diese Papiere waren, wie ich hier gleich mittheilen will, Aufforderungen mich zu entlassen, von mehreren wichtigen Personen gestellt, namentlich aber von dem nordamerikani-

schen und dänischen Residenten, die mein Kapitän sich, mit vieler Mühe und Anstrengung, durch die Empfehlung seines viel geltenden Korrespondenten verschafft hatte.

Als der Kapitän des Centaur die Schriften durchgelesen hatte, sagte er sichtbar verdrießlich: „Das geht nicht an, der Mann ist durch seinen Eid gebunden.“

„Ein solcher Eid bindet nicht“ — war die Antwort — „und ich ersuche Sie noch einmal, Sir, meinen Mann zu entlassen.“

Nun wurde ich herbeigerufen. Als ich in die Nähe meines alten, väterlichen Freundes kam, wäre ich ihm gern um den Hals gefallen, und hätte ihm die Hand geküßt für seine Vorsorge; aber ich nahm mich für den Augenblick zusammen, und richtete nur einen dankbaren Blick auf ihn. Ich wurde gefragt: ob ich nicht den nordamerikanischen Staaten Treue geschworen hätte? und da ich wohl begriff, daß von meinem Ausspruche Alles abhinge, so antwortete ich sehr feck, während mir das Herz gewaltig schlug: „Ja, aber gezwungen!“

Meinem alten Kapitän leuchtete bei dieser Antwort die Freude aus den Augen, aber der Kommandant des Centaur wurde sichtlich böse. Er wandte sich von uns ab, nur mit Mühe seine Aufwallung unterdrückend, und schritt heftig auf dem Quarterdeck auf und nieder, „Tant de bruit pour une omelette“ *) brummte der Milizoffizier, der unsern von mir stand, und sah verächtlich auf mich hin. Gern wäre ich meiner Herzensneigung gefolgt, und hätte ihm seine Replik dreifach ersetzt, aber ein Blick auf meine Umgebung gab mir meine Besinnung wieder. Eine lange Pause ging vorüber, der Kommandant des Centauren schien selbst ein Centaur geworden

*) So viel Lärm um einen Eierkuchen.

zu seyn. Auf einmal hielt er mit dem Spaziergehen inne, rief den wachhabenden Offizier zu sich, und sprach, indem er sich in die Kajüte verfügte: „Let him go tho the devil!“

Dies schien man auch buchstäblich in Erfüllung bringen zu wollen; aber was fragte ich nach Rippenstößen und sonstigen republikanischen Freundschaftsbezeugungen? Ich war frei wie der Vogel in der Luft, und kümmerte mich nicht weiter um eine tyrannische Behandlung, die in der nächsten Viertelstunde vorbei seyn mußte. Man nahm mir meine Kleider, meine Geschirre, meine Hängematte ab; freudig gab ich es hin, und fuhr in meine alten Kleider, welche man mir hinwarf. Mein Kapitän mußte die funfzehn Pfaster bezahlen, die meine Ausstattung kostete; man nahm also das Geld und die Sachen zurück, und zudem hatte ich eine Woche umsonst gedient! Aber was machte ich mir daraus? ich war frei, und sprang vom Schiff in die mir wohlbekannte Schaluppe. Einige lachten mir nach, Einige schauten gleichgültig drein, Viele beneideten mich! Ich aber fuhr selig nach dem Hafen! —

Englische Pressfreiheit.

Ein Probbchen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Wie groß der Unterschied der Ehre und einer rechtschaffenen Empfindung in einer unermesslichen Hauptstadt und den kleinen Haupt- und Landstädten Deutschlands ist, mag folgende Stelle eines Briefes beweisen, welchen das Parlementsmitglied Lovel in seinem Streite mit dem bekannten Wilkes um die Lordmajorswürde von London, in der London-Chronik ungeschert abdrucken ließ.

„Der Streit zwischen mir und Herrn Aldermann Wilkes steht jetzt also. Er sagt, ohne es zu beweisen, ich sey ein Varenhäuter: ich hätte Stockprügel empfangen und mich nur mit Thränen vertheidiget. — ich sage und kann ihn ste-

henden Fußes überführen, er sey ein niederrückiger Betrüger, der jede Gelegenheit benutzte, wo er seine Freunde oder das Publikum bestehlen können; ich sage, um von vielen wenigstens anzuführen, daß er Lady Harris schelmisch behandelt, daß er seine, dem Kapitain Bodens gegebene Handschrift abgeleugnet, daß er seinen französischen Juwelier um eine große Summe schändlich betrogen — ich sage, daß er die ihm anvertrauten Kassen des Findlings-Hospitals und der Miliz von Buckingham bestohlen; und daß er, während der Zeit wo er für einen rechtschaffenen Patrioten angesehen seyn wollte, sich von dem vorigen Ministerio mit einer Pension von tausend Pfund bestechen lassen; ich schliesse daraus, daß er ein Schelm, ein notorischer Betrüger, ein Spitaldieb, ein Ministerialheuerling, und ein Räuber an seinem eigenen Wohlthäter sey, bei dem allen aber, noch die abscheuliche Unverschämtheit besitze, sich dieser Stadtbürgerschaft zum Lord-Major aufzubringen u. s. w.“ —

Würde nicht in Deutschland sich alles gegen den Verfasser und Drucker solcher unter öffentlicher Autorität bekannt werdenden Aufsätze auflehnen? Was geschah aber hierauf in London? Man lachte es und lachte darüber, und Herr Wilkes antwortete in eben dem Tone. Nun schliesse man von einer Ehre auf die andere! —

* F r a g e n.

Wie sehr Regierungsformen auf die Einwohner eines Landes wirken, davon giebt Deutschland ein lebendiges Beispiel. Unter der Reichsverfassung waren alle Erwerbsquellen geöffnet. Handel und Wandel blühten; keine lästige und drückende Auflagen beschwerten denselben, weil kein Reichsstand die Befugniß hatte, solche eigenmächtig aufzulegen; die Einwohner waren nur mit mäßigen Abgaben belegt, daher im Wohl-

stande; Alle standen gegenseitig unter den höheren Reichsgesetzen; Douanen waren unbekannte Dinge; was Schmuggeln sei, wußten nur diejenigen welche in fremden Ländern gewesen waren. Wer kannte damals Gewerbesteuer, Reisesteuer u. s. w. Die Posten waren, obgleich die Pferde und deren Futter so viel galt als heutigen Tages, wohlfeil; z. B. von Bremen nach Hannover, welches der Zeit 12 Meilen gerechnet wurde, zahlte die Person 2 Rthlr.; von Cassel nach Minden 45 Kreuzer; von Halberstadt nach Halle, 12 Meilen, 2 Rthlr. 12 Gr. preussisch; von Hannover nach Braunschweig 1 Rthlr.; von Schwerin nach Hamburg, 13 Meilen, 2 Rthlr. neue $\frac{2}{3}$; von Minden nach Braunschweig, 15 Meilen, 2 Rthlr. 30 Gr. preussisch, nach Bremen, 10 Meilen, 1 Rthlr. 27 Gr.; von Nürnberg bis Regensburg, 12 M., 4 Gulden und 38 Kr., nach Augsburg, 18 M., 6 Gulden u. s. w. Briefporto in gleichem Verhältnisse. Man kann wohl sagen jeder lebte unter der Reichsverfassung glücklich und zufrieden.

Als die Reichsregierung aufhörte, trat der Rheinbund an dessen Stelle. Fürsten erhielten eine Art Souverainität, die Anlaß zu vielen wurde das nicht gut ist, Handelsperren, hohe Auflagen, Anleihen statteten. Recht der Einwohner gegen ihre Herren war nicht zu erlangen, weil die Behörde dazu mangelte. Kurz das Glück Deutschlands war dahin. An die Stelle des Rheinbundes trat der deutsche Bund. Was dieser im Ganzen leistete, muß jeden Unbefangenen bekannt sein. Man kann wohl sagen daß unter dessen Herrschaft die Sperre des Handels vergrößert ist und die Ausgaben sich in's Unerschwingliche vermehrt haben.

Hannover ist von Bremen über eine Meile verlegt, das Postgeld für eine Person, das sonst 2 Rthlr. war, ist jetzt 4 Rthlr. 24 Gr. und so in andern Bundesstaaten nach Verhältniß.

Früher konnten die Staaten mit so Wenigem auskommen, jetzt nicht mit dem Doppelten; was ist hieran Schuld? Auf welche Art kann der deutsche Bund das Gute der ehemaligen Reichsverfassung wieder herstellen? Die Einwohner von dem Druck der auf ihnen lastet befreien?

Können die Consumtions- oder Accise-Einknehmer an den Thoren neben ihrem Geschäft nicht zugleich auch die Fremden examiniren d. h. Thorschreiberstelle mit versehen? Wäre dieses, so brauchte es keiner besonderen Person dies Geschäft zu versehen und die Stadt macht dadurch keine geringe Ersparniß.

Kriegserklärung gegen die Titelsucht in Deutschland.

Oft schon sind Vereine zur Abschaffung der unsinnigen Titulaturen unter den Deutschen von vernünftigen Männern gestiftet worden, aber ihre Wirken scheint erfolglos geblieben zu seyn. Ein einfacherer, zweckmäßigerer Weg ist im Allgem. Anzeiger der Deutschen vorgeschlagen worden: Jeder, der die unnöthigen Titulaturen und Complimente in der Schriftsprache besonders nicht liebt, und sich lieber als einen auf solche nichts sagenden Formalitäten nie rechnenden Mann angesehen wissen will, kurz jeder Gegner der deutschen Titelmuth füge, wenn er an seine Freunde schreibt, seinem unterzeichneten Namen die Buchstaben bei T. v. (Titel verbitte ich), und von selbst wird nach und nach die lächerliche Mode schwinden. Um aber diesem Vorschlage ohne weitere Discussion allgemeinen Eingang zu verschaffen, dürfte die Bitte an Redactionen der Zeitschriften nicht unstatthaft seyn, der Bekanntmachung dieses Vorschlages einige Zeilen Raum zu vergönnen. Denn es bedarf nun keiner weitern Veranstellungen,

als daß die Bedeutung des T. v. allgemein bekannt sey.

19.

* R e f l e c t i o n .

Ein Bundesstaat sucht den Andern durch hohe Zölle den Rang abzulaufen. Man sehe z. B. die hohen Eingangssteuern auf fabricirten Zucker, Taback u. s. w. Wie, wenn die drei Hansestädte mit Holland einen Vertrag schlossen, keine rohe Zucker, unfabricirten Taback u. dgl. auszuführen, würde dieses denselben nicht großen Vortheil bringen? Man glaubt mit Recht zu einem solchen Vertrage rathen zu müssen.

* B e r i c h t i g u n g .

Es hat seit kürzerer Zeit sich mehrfach die Meinung in der Neustadt verbreitet, als wenn Kinder, die durch den lutherischen Pastor zu St. Pauli getauft worden und deren Eltern sich zu dieser Kirche hatten, nicht in das lutherische Waisenhaus aufgenommen werden könnten. Der Einsender des Gegenwärtigen, welcher Gelegenheit hatte, sich genau darüber zu unterrichten, kann seinen dabei theilhabenden Mitbürgern aus guter Quelle versichern, daß diese vorgefaßte Meinung eine irrige sey; und daß im Gegentheil die durch den genannten Pastor getauften Kinder hinsichtlich des Waisenhauses dieselben Anrechte genießen, als die von den andern lutherischen Predigern getauften.

Ein Neustädter Bürger.

Notizen aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

Folgende Anekdote liefert einen interessanten Beleg des Hanges zur Verschwendung, der allen Bourbonen angeboren zu seyn scheint. Karl der Zehnte war bekanntlich ein großer Jagdliebhaber.

Er wünschte sehnlich, Enten auf einem Weiher zu schießen, der hart an eine Krondomäne stieß, aber nicht zu ihr gehörte. Demnach schickte er einen seiner Kammerherren zu dem Eigenthümer ab, um wegen des Ankaufes dieses Weihers zu unterhandeln. Der Besitzer war ein ehemaliger Spekulant, der sich vom Handel zurückgezogen hatte. Er verlangte für seinen Weiher, der keine 15,000 Franken werth war, 30,000. Der Kammerherr erwiederte, er wolle es seinem Herrn sagen. Am folgenden Tage verlangte der Eigenthümer 60,000 Fr. für seinen Weiher; am Tage darauf 90,000. Endlich ward der Kaufcontract zu diesem Preise abgeschlossen. Aber im Augenblick, als der listige Weiherbesitzer die Feder ergriff, um zu unterzeichnen, stand er plötzlich auf und sagte zum Kammerherrn: Meine Frau meint, daß wohl noch etwas darein gehe? — Was denn? Sie will daß man mir das Ehrenkreuz verleihe. Wenn es weiter nichts ist, mein Freund, das bedarf keines Redens. Unterzeichnen Sie. Und der Eigenthümer unterzeichnete, und erhielt das Ehrenkreuz sammt 90,000 Fr. Am folgenden Tage tödtete Karl alle Enten auf diesem Weiher; in acht Tagen dachte er nicht mehr daran.

In Paris ist kürzlich Herr Musphragasse, Graf von Valois, gewöhnlich Valois-Kellier genannt, gestorben. Er war der Gemahl der berühmten Frau von Lamotte-Valois, die den Cardinal von Nohan in der Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette auf so freche Weise am Narrenseile herumsührte.

Die Diebe in Paris verschonen nichts mehr. Nachdem sie kürzlich aus der Bibliothek der Königs 4126 merkwürdige Medaillen von Gold entwendet, haben sie jetzt auch seinem Premierminister einen Besuch abgestattet. Mittelfst Leitern sind

sie nämlich in das Landhaus des Herrn Kasimir Perrier eingedrungen und haben seinen Garten verwüstet. Der Chef der Sicherheits-Polizei begab sich in größter Eile an Ort und Stelle; er mochte aber Protokolle aufnehmen, Zugen vernehmen so viel er wollte, alle Nachforschungen waren fruchtlos. Sollten dies etwa politisirende Diebe gewesen sein?

Bunte Chronik.

Der Wallfisch, welcher neulich in der Nordsee strandete, und nach Ostende gebracht wurde, wo 60 Arbeiter geraume Zeit mit ihm beschäftigt waren, hatte 95 Pariser Fuß Länge und wog 480,000 Pfund. Er hatte 40,000 Pf. Thran, und 170,000 Pf. Fleisch wurden im Sande vergraben. Die obere Kinnlade enthielt 800 Fischbrine. Das Skelet dieses Thieres, welches nach der Berechnung Cuviers und anderer Gelehrten neun bis zehn Jahrhunderte gelebt haben mußte, wird jetzt in London gezeigt.

Ein Engländer, der sich nach dem Verkaufe großer Landstücke in einer Vorstadt Londons ein Quartier mietete, besucht täglich den Garten eines, wegen seiner Blumenzucht berühmten Handelsgärtners; dort geht er spazieren und bezahlt wöchentlich 50 Guineen für die Erlaubniß, während seiner Spaziergänge sich so viel Blumen ab zu pflücken, als ihm beliebt.

Nach Waunoires und Pauls Versuchen, zu Genf angestellt, macht das Einathmen von reinem Wasserstoffgas die Stimme sehr schwach, gellend und quäkend.

Auf der Insel Guernsey trug neulich eine Hortensia 1054 Blumenballen; diese sollen auf

hohen Stand-Orten gewöhnlich blau, am Meeres-Ufer aber roth seyn.

Die medizinisch-botanische Gesellschaft in London bestätigt die Entdeckung einer Pflanze, Mikania Guaco genannt, die als Gegengift bei dem Biß der Schlangen und noch bei manchen andern Heilzwecken brauchbar werden kann, und die wir schon früher in diesen Blättern erwähnten. Man kam darauf, als einst ein Vogel — Guaco — gesehen wurde, der, von einer Schlange gebissen, sogleich auf diese Pflanze flog, sich an derselben rieb, darauf wieder zurückkehrte, und den Kampf mit der Schlange aufs Neue begann.

Bemerkungen.

Sonst gaben lustige Räthe an Thronen lustigen Rath; jetzt geben zuweilen sehr ernsthafte Räthe närrischen Rath.

Der Mensch von niedrigem Sinne hängt sich an das Hohe und Erhabene, wie der Roth an's Rad; er meint dann, er käme immer auch mit vorwärts.

Wenn ein Hartherziger seinen kranken Esel heilen läßt, hat dieser sich noch nicht zu bedanken; denn es geschieht, damit er auch ferner die schwersten Lasten tragen könne.

Die Liebe nach der Mode hat eigentlich keinen Anfang, wohl aber ein Ende.

Ein paar gute Ohren machen in der Welt weit mehr Glück, als die trefflichste Zunge. Cicero riß man die Zunge aus, aber es hat sich noch kein Esel der Welt jemals so verhöhrt, daß man ihm die Ohren abgeschnitten hätte! —

Alte Sprüche im neuen Gewande.

Die Weisheit holt man nicht vor dem Catheder,
Noch sonst vor einem gelehrten Stuhle;
Nur in der Erfahrung findet sie Jeder,
Und Jeder muß da durch die eigene Schule.

Ist Einer vor Mächtigen allzu besot,
Führt willig er Recht auch und Ehre zum Tod.

In aller Zeit kehrt falsche Frommheit wieder:
Ihr Mund lobt Gott, doch ihre Hand schlägt Brüder.

Bist besser, bei magerm Kraute haufen,
Als an fetter Tafel die Ehre verschmausen.

Nicht im „Entweder“ und „Oder“ giebt's Heil,
Sondern im „Sondern“ wird's Dir zu Theil.

In Gott allein ist Ruhm, in Gott allein Erkennen;
Drum soll der Menschen Sohn sich nie von Demuth trennen.

Der Eitle macht die Seel' im Wahne satt,
Und nährt von dem sich was er gar nicht hat.

Gar manches Land zieht äußern Puz
Mit großer Sorg' um innern Schmutz.

Willst du vor Gott dich nicht in Reue tief ergründen,
Dann ist auch dein Gebet nur eine mehr der Sünden.

Franz Porta.

* Versuche

in Uebersetzung italienischer und französischer Lob-
gedichte auf Wolfgang Amadeus Mozart und
dessen Schwester Marianne in deren Kinderalter.

V.

Per la partenza del Sign. W. A. Mozart,
d. Firenca (di Tommaso Linley. Ing-
lise. 1770).

(Beschluß.)

Nachdem das Schicksal mich von Dir getrennet,
Hängt mein Gedanke immer nur an Dir:
Mein Frohsinn ist in Trauer nun gewendet,
Doch hoff' ich immer wieder Dich zu seh'n.

Die süße Harmonie äther'scher Töne,
Die liebend hin mich zum Entzücken riß,
Sie schallt mir noch ins Herz und unversehn
Trägt sie zum Himmel mich, entzückt empor.

O munt'rer Jüngling! selig mir die Stunde,
In der ich Dich erkannt, voll Staunen angehört,
Da Deine Gunst, zu Dir mich rief zum Freunds-
schafts-Bunde.

O möchten Götter mich in Deinem Herzen halten
Dir bleib' ich ewig treu, werd' nimmermehr erkalten:
Beifern will im Fleiß ich mich Dir nachzustreben.

Der Verfasser des obigen Gedichts war ein
junger Engländer, Virtuose auf der Violine, von
gleichem Alter mit dem Knaben W. A. Mozart
mit dem er in Florenz bekannt wurde und oft-
mals mit ihm concertirte. Mozart 1756 geboren
war damals 14 Jahre alt, die Schwester auch eine
tüchtige Clavierspielerin 19 Jahre.

N a t h s e l.

Kennst du mir die Schiffelein auf ruhigem See?

Sie schiffen verbrüder't zu Paaren,
Und wagt sich kein Mast mehr zur Spiegelhoh',
Dann beginnen die Schiffelein zu fahren.

Ein Steuermann leitet je zwei und zwei
Zu des Wechsels geregeltem Laufe;

Die Flut durchschneiden sie wasserfrei,
Nie besleckt von grünllicher Traufe;
Und schlagen sie um, doch sinken sie nicht.

Wohl stürzt zugleich der Pilot;
Doch ihn zieht nicht hinunter des Körpers Gewicht,
Hohnlachend erhebt er dem Tod.

Ihn tragen beflügelt die Schiffelein davon
Auf des Wassers geschlossenem Rachen;

Tief unter ihm klopelt's wie Wellenton,
Doch tönt oft ein seltsames Krachen.
Fahr muthig, du kühner Schiffer, dahin,
Dir dehnt sich die Flut, wie das ruhende Grün.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage des Civilstands = Urkunden der Stadt Bremen.)



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Sonntag den 25. December 1831.

Da trat Er — der über Welten thronet,
Dessen Ruf durch Wettertürme hallt,
Dessen Hauch im Sinaifelsen wohnet,
Dessen Fuß auf Sternenhahnen wallt:

Da trat Er vermittelnd auf die Erde
In des Kindes freundlicher Gestalt;
Und die Schaar der Engel singt das: Werde,
Und des Seraphs Freudenhymne schallt.

K. Daever.

*** Weihnachtslied.**

Wenn unsre Mutter Erde, die rings in Fesseln liegt
Als wäre sie gestorben, der Tod zum Scheine wiegt,
Und wenn der blaue Himmel, der ewig sie umzieht,
Nur durch zerriss'ne Wolken auf sie hernieder sieht.

Wenn jedem grauen Morgen das heitre Sonnenlicht
Und jedem kalten Tage ihr warmer Strahl gebricht,
Wenn nirgend Freude lächelt im Reiche der Natur
Und von des Frühlings Sonnen verschwand die kleinste
Spur,

Dann, bei dem trübsten Grauen, das von Vergäng-
lichkeit

Der Erdengüter redet und von Entsagungsleid,
Erscheinet eine Sonne, die ist so mild und klar,
Die heut für jeden Mangel Ersatz die Fülle dar. —

Jahrtausende schon leuchtet ihr treues Liebeslicht
Durch unsre trüben Tage, wenn Helle uns gebricht,

Und jedes Winters Grauen verklärt sie himmlisch mild,
Das aus dem Quell der Liebe für Alle Leben quillt.

Es war die Nacht der Weihe für eine dunkle Welt,
Die jenes Licht geboren, das rings sie aufgehellte:
Es gingen Freudensterne vor seinem Kommen her,
Und als es aufgegangen, da war die Nacht nicht mehr.

Da sank von schwachen Seelen des Zweifels Dunst
hinweg,

Da fand zu Friedensfluren der irre Fuß den Steg;
Da wurde ruhmlos das bange Menschenherz:
Es sah den Himmel offen nach dieser Erde Schmerz. —

Es sah in jenem König, den Weihnacht uns gebat
Den freundlichsten Erretter in drohendster Gefahr;
Es schaute, muthgestählt, zu seinem Friedensthron,
Es lernte freudig glauben den Vater durch den Sohn.

Sei hoch gebenedeilet, du treues Weihnachtslicht,
Das Leidenden so helle durch Winternebel bricht.

Das jede frohe Seele noch fröhlicher belebt
 Und um die Welt des Kindes, ein lichter Engel schwebt!
 Es ist dein Fest gekommen mit seinem stillen Gruß!
 O tritt auf deine Erde mit unsichtbarem Fuß!
 Zieh' an die Brust die Kleinen, die dir vor allen
 werth,

Das Beste ist ja immer, was du für sie besichert. —
 Wo Kranken Seelen dürstet nach Trost im Wintergrau'n,
 Da laß der Schwachen Blicke zu deiner Klarheit schau'n;
 Stärk' du zu neuem Kampfe, wo je ein Muth erlag,
 Und wende von Bedrängten voll Schuld der Sorge
 Schmach!

Hedwig Hülle.

Eine alte Mönchsrede; frisch aufge- pußt.

Wertheſte Anweſende!

Erlauben Sie, daß ich die Räder meiner
 Beredsamkeit einschmiere mit dem Oele sinnreicher,
 schön in einander fließender Bilder, und einen
 Text wähle, welchen einst der hochgelehrte Pater
 Cornelius über einen Dudelsack setzte:

„Im Leben wechselt Alles schnell!
 So muß durch Druck und Zwingen
 Ein altes dürres Ziegenfell
 Mit süßem Laut erklingen.“

Ich habe zu dieser Wahl gar große Urfach,
 denn die Anwendung des Spruches rechtfertigt
 sich, wenn ich in den Tornister des Fatums
 greife, und hier bald die schon gequollene Saat
 des erwünschten Vergnügens, bald aber eine Hand-
 voll Spreu, — nur bethrängten Kummer — heraus-
 ziehe. Herumgeschleudert, ewig ohne festen Boden
 wie bei guten Spielern der Federball, wandelnd
 im Aprilwetter des Lebens, jezt gehoben, dann
 niedergedrückt, wem könnte der Mensch mehr
 gleichen, als einem vom Schicksal aufgeblasenen
 und wieder zusammengepreßten Dudelsack?

Ist unser Leben gespielt mit dem Specke des
 Wohlergehens, ist das Gewand unserer Hoffnung

gesättigt mit dem glänzenden wärmenden Parchent
 der Lustbarkeit, so daß die Sehnsucht nach dem
 Glück und die Erlangung desselben, wie ein Paar
 zusammengekoppelter Ackerpferde, den sehr zer-
 brechlichen Wagen unseres Zustandes ohne Rum-
 peln fortschleppen können, so wird das Lustfell
 des Herzens mit dem Winde der Freude erfüllt,
 und die Pfeife unseres Mundes läßt ein lustiges
 Stücklein erschallen. Doch:

„Im Leben wechselt Alles schnell!“

Wie bald zerreißen die Geiersklauen des Miß-
 geschicks den vom Vergnügen erfüllten Lustsack,
 wie bald kollert die Kugel unsres Glücks gewalt-
 sam in den Psuhl des Kammers, so daß die Ge-
 wänder der Hoffnung häßlich besudelt werden!
 Wie oft wachen wir auf mit der Fackel der Fröh-
 lichkeit, und gehen zu Bette bei der schwach
 leuchtenden Lampe der Sorge! — und ob wir
 auch bei dem kalten Hauche der Mißstimmung
 die Nachtmüge des Gleichmuths über unser kum-
 mervolles Haupt ziehen, so bedeckt sie nicht die
 Nacht in uns, und die Klagen dringen doch zu
 unserm Ohr.

Ja so ist es! Kreuz, Jammer und Elend,
 das sind die drei Windhunde des Schicksals, wo-
 mit der Mensch immerdar gehegt und gejagt wird,
 und sobald wir aus der Kasematte des mütter-
 lichen Leibes in die Mörser des Lebens, in die
 Bastille dieser Welt geworfen werden, lassen wir
 auch schon in dem Vokalconcert unsres Mundes
 einen Angsttriller nach dem andern hören; da
 laufen auch schon die Thränen aus den Dach-
 rinnen unsrer Augen, wie die Tropfen von der
 Aloe. Jemehr das zähe Leben der Jugend, in
 den bald schwindenden Jahren, wie ein dehnbare
 Leder über den Leisten der Erfahrung gespannt
 wird, desto mehr wird der glänzende Pelzaus-
 schlag des Daseyns, das Vergnügen, von den
 Motten der Unruhe zersessen; das Druckwerk des

Kummer zwingt die Schleusen unserer Augen zum Thränen-Erguß; das Echo des Herzens, die Sprache, gewöhnt sich zum Seufzen und von der Maultrommel unserer Lippen hört man das Gesumme der Klage. Und wenn wir uns nun lange genug im Feuer der Bosheit haben herum-drehen lassen, wie ein Braten am Spieße, so kommt der grimme Koch des Todes, — ich meine die Krankheit — er wirft uns in den Kessel des Grabes und legt uns der Würmer-Republik zur Speise vor, welche dann an uns mit demselben Appetit speiset, wie ein Bettel-Student am Freitisch! Was ist also unser Leben? Ein langsames Zubereiten zur Speise der unterirdischen Kreaturen, ein Haus aus Luftsteinen und Lehmputzen, mit einem haufälligen Strohdach, welches bei dem geringsten Winde der Widerwärtigkeit abgedeckt wird. — Was ist der Mensch? Eine Wetterfahne, die stets bewegt ist von dem Sturm blasenden Waden des Fatums; ein eingesperrtes Huhn, dem der Oberforstmeister des Himmels, der Tod, täglich die Mordflinte vorhält; eine alte Tonne, die auf dem Meere des Daseyns hin und her getrieben wird; ein im Schweiß des Angesichts, in der Hitze der Mühseligkeit bereiteter Schmorbraten, den die Zähne des Todes zermalmen. Wie sollte nun nicht der Mensch auf Erden einem vom Schicksal gefasteten und gequetschten Dudelsack gleichen, und warum sollte folgende Inschrift nicht auf ihn anwendbar seyn:

Der Mensch muß hier sein Päckchen Jammer tragen;
Des Schicksals harter Druck, sein graues Zwingen,
Läßt bald von schmerzgefüllter Brust, vom ausgeleerten Magen,
Ein jammerheulend Trauerlied erklingen!

So wie ich mir nun aber — ich glaube sehr treffend — den ganzen Schwarm mühelade-

ner Menschen in diesem Jammerthale mit einem traurig klingenden Dudelsack verglichen habe, so hoffe ich nicht Unrecht zu thun, wenn ich diese hochansehnliche und ehrwürdige Trauergesellschaft auch in dies Sinnbild einschließe. Ich sehe so viele geehrte Paters mit großer Betrübniß und schwarzer Melancholie vor mir, daß eines jeden Antlitz fast so düster aussieht, wie ein Schornstein, aus dem die lichten Punkte, die Schinken und Knackwürste, gemaust sind. Ich sehe so viele ansehnliche wohlbeleibte Männer aus dieser Gemeinde, ohne Leben im Gesicht wie Hopfensäcke, — so viele Jungfern und Frauen dastehen, wie Truthennen, denen man im Herbst die Federn gerupft hat. Von Aller Munde dringt eine Karavane Seufzer nach der andern aus der traurigen Einöde des Innern in die Wüste der Welt, so daß ich einen schmerzschwimmernden Dudelsack zu hören glaube, weil ein Jeder den frühzeitigen Eintritt des in dem Sarge, der Menschenfalle des Todes, eingefangenen weiland ehrwürdigen Paters Spiridon tief fühlt, und so unwillkürlich eine Trauercantate aufführt, die mit den Worten beginnt:

„Im Leben wechselt Alles schnell!“

Es glich der Wohlseilige während seines irdischen Hierseyns einem wohlbereiteten Pudding: in ihm war jede Tugend so eingeschlagen wie die Eier in diesem; — bei allem heiligen Ingrimmsanftmüthig wie ein Lämmlein, geduldig wie ein Grauthierchen, glänzte seine Frömmigkeit wie faules Holz in der Dunkelheit. Das Gericht seines Lebens, die Gold-Forellen des frommen Eifers, der Spargel der Keuschheit, war mit dem Wein der Begeisterung übergossen; Selbstbeherrschung war ein Niegel vor seinem Herzen, der die sündigen Regungen nicht heraus ließ in den Strom der Begierde, in die Pfähe der Wollust, und freiwillig wählte er lieber vor den Leuten das

iebene Gefäß der Armuth, die alte Hauslaterne der Demuth, als die wohlriechende, balsamische Allerhandsbüchse der Welt. War die Spiritusblase seines Herzens in wohlnährender Einsamkeit erwärmt worden durch verschiedene Gluthen, so träufelte, wenn er in das rege Leben trat, der Extrakt seines Amtsgeistes über seine Zuhörer, so daß sie berauscht wurden von der ergreifenden Kraft seiner Worte. Ach! ich zitterte wie eine eben zersprungene Harfensaiten, wenn ich bedenke, wie die Säule Rom's an dem Abgeschiedenen eine starke treffliche Unterlage verloren hat! Er brannte unauslöschlich wie ein angezündetes Delfaß, sobald er hörte, daß eine keckerische Fledermaus in unsre geistige Speisekammer, in die Werkstätte vatikanischer Baumeister gedrungen war, um die Nahrungsmittel und die Stricke der Lehre zu benagen. Nahte sich ihm Jemand mit dem Brande des Unglaubens, so roch seine Beredsamkeit Lunte, sie schoß in sanfter Wuth um sich, von seinem Munde floß der Geifer, wie die Lava vom feuer-speienden Berge — und er wurde so durchprasselt von innerer Flamme, daß er durch die ausströmende Gluth seiner Rede gleichsam ein Feuerwerk gab zu unserer Ehre. Seine Stimme donnerte wie eine alte Garnisonstrommel und schlug Lärm im Gebiet der Hierarchy, so oft er eine Seele in's Fegefeuer expediren mußte; doch stand er auch, wenn er sie zum freudigen Jenseits fliegen ließ, still und andächtig, wie ein Wegweiser am Kreuzwege. Sein ganzes Leben war ein Gebet; so oft man ihn sah, betete er, und wenn man ihn nicht sah, wird er wohl auch gebetet haben, so bezieht die Humanität zu glauben.

(Der Beschluß folgt.)

* Liberalismus in verschiedenen Farben.

Während der Illiberalismus uns einen Weg bezeichnet und seine Anhänger auf demselben einen

Phalanx bilden, ein Sinn die Masse belebt, wählen die Liberalen eine Menge Wege, eben des Liberalismus halber, der sie beseelt. — Der Eine meint im Fluge das Gute ereilen zu können, der Andere mit systematischer Bedachtsamkeit; der Eine findet die Erfüllung zeitgemäßer Wünsche so natürlich und leicht, der Andere meint, man müsse das Resultat jahrelanger Studien und Ueberlegungen ruhig abwarten; hier folgt Einer willig und gerne dem Rathe Anderer, dort großt Einer, wenn man nicht das, was er vorschlägt, unbedingt annimmt, ist so arrogant zu glauben, daß er die Weisheit allein sei, verammelt sogar der besseren Einsicht den Weg, wenn der Weg nicht von ihm vorgeschrieben ist; hängt den Mantel stets nach dem Winde und wechselt die Farbe wie ein Chamäleon; bald ärgert sich ein Aelterer wenn ein Jüngerer auch seine Meinung giebt und natürlichen Verstand blicken läßt, bald höhnt eben so verkehrt die Jugend des Alters reifere Erfahrung; hier rümpft der Gelehrte sarcastisch die Nase über des Ungelehrten schlichte Einfalt und dort will der Ungelehrte ein Philosoph seyn, ohne zu wissen, was das Wort Philosoph bedeutet. — So begegnen die Liberalen, oft in einzelne Partheien getheilt, jenem Phalanx und im Glauben, ihrer gerechten Sache wegen, werde der Himmel mit ihnen sein, wagen sie jeden Angriff, erleiden aber wegen ihrer Schwäche manchen Verlust, manche Niederlage. — Mehr als je ward auf diese Weise seit der neuen französischen Revolution gekämpft. — Die Aristokratie, anfangs starr vor Entsetzen, beugte sich demüthig, schien der Nothwendigkeit weichen zu wollen; als aber ihre Gegner die Forderungen mehrten und dieses auf so verschiedene, auch inconsequente Weise thaten, kam sie zur Besinnung, entdeckte und benutzte die Klößen und hebt jetzt, da ihr auch Siege mit dem Schwerte gelungen sind, gewaltig triumphirend

ihr Haupt empor — hoffentlich nur auf kurze Zeit; hoffentlich wird der Liberalismus vorsichtiger zu Werke gehen, aus Niederlagen nur Nutzen ziehen, ohne sich einschüchtern zu lassen.

Ein Blick in die englischen Kirchen.

Die englischen Bischöfe haben bei der letzten Parlamentsverhandlung über die Reformbill so lebhaft den Unwillen der Nation gereizt und sich allerdings so unwürdig ihres Berufs und ihrer hohen Stellung gezeigt, daß es den Lesern d. Bl. nicht uninteressant seyn dürfte zu erfahren, auf welche Weise überhaupt diese Herren ihren Pflichten nachkommen, und wie es denn eigentlich in dem hoch gepriesenen England mit der öffentlichen Andachtsübung aussieht.

In den hohen Kirchen d. h. in der bischöflichen oder herrschenden Kirche von England ist, bei den öffentlichen Gottesverehrungen alles gar kalt und mechanisch. Ohne die Leser unsers Blattes mit einer nähern Beschreibung aller der einzelnen Gebete und der vielen Psalmen (denn, kann man sich es denken, es werden ohne Auswahl jedesmal so viel Psalmen nacheinander gelesen, daß in einem Monate der Psalter Davids geendigt wird) und der einzelnen Kapitel der Bibel=Bücher wovon das alte Testament aber mit Ausnahme der sogenannten Offenbarung Johannis sogar dreimal vollkommen durchgelesen wird; — ohne die Leser, sage ich, mit alle dem zu ermüden, wie nothwendig die Besucher gedachter Kirchen dadurch ermüdet werden müssen — um von der darauf folgenden zuweilen sehr langen Predigt, gar nichts zu behalten; bemerke ich nur, daß der größte Theil der öffentlichen Gottesverehrungen, sowohl an Sonn- und tagen, als auch an mehreren Tagen in der Woche, fast bloß in Ablesung vieler kleiner Gebete besteht, die in der Liturgie (the common prayer Book genannt) vorgeschrieben sind. —

Diese in gedachter Liturgie enthaltenen Gebete sind nun zwar vortreflich, aber die immerwährende Wiederholung derselben macht, daß man am Ende nichts dabei denkt.

Solche Gebete liefert gewöhnlich der Prediger *) sehr flüchtig und handschriftsmäßig ohne alle Andacht her, daß man es leicht merkt, er denke so wenig dabei, wie die gewöhnlich geringe Anzahl der Anwesenden, denn die Kirchen von der hohen Kirche sind sehr leer.

Kraft einer Verordnung soll der Bischoff oder eigentliche Pastor einer Kirche, dem von ihm bevollmächtigten Curaten eine Besoldung, die nicht mehr als funfzig Pfund Sterling (50 Thlr.) und nicht weniger als zwanzig Pfund (20 Thlr.) austrägt, bestimmen. Poffelt stellt aber ein trauriges Beispiel auf, in welchem schrecklichen Contraste von Reichthum und Armuth die Diener der herrschenden hohen Kirche sich befinden, ohne daß man auf Aenderung sehe, wovon man schreibt: „Der Geistliche zu Craiswaithe=Church, im Thale Keswick, in der Grafschaft Cumberland, hat eine Mutterkirche und fünf Filiale zu besorgen, und nimmt dafür 5 Pfd. Sterling (50 Thaler) an Geld ein, wobei er aber noch folgende Vorrechte genießt: Er kann seine Gänse auf den Gemeinde=Anger treiben, kann eine Woche lang am Tische irgend eines seiner Kirchenkinder sein Messer brauchen und erhält ein Hemde von grober Hausleinenwand. Diesem gegenüber steht die Rectorie oder Oberpfarrstelle zu Warwick, einem kleinen Dorfe in Lancashire. Er ist zugleich Gutsherr, hat ein Pfarrgut, das 1300 Pfd. rentirt, und seine ganze Stelle ist 2300 Pfd. Sterling oder 13,800 Thaler.“

*) Curato genannt, weil er von dem eigentlichen Pastor, der oft reichliches Einkommen von seiner Pfründe hat, bestellt wird, die Dienste für ihn um ein wenig zu verrichten, während er sich faule Tage macht und gewöhnlich weiblich schweigt.

Der Gesang in den englischen Kirchen, welcher meistens stehend verrichtet wird, besteht aus denen in englische Verse gebrachten Psalmen Davids. Was gesungen wird sagt erst, Versweise ein Unterdiener in der Kirche (gemeinlich Clerk, Kister genannt) laut vor, darauf singt die Gemeinde und zu merken ist es, daß die Engländer in den Kirchen nicht so viel singen, als die Deutschen, aber was sie singen, singen sie mit mehrerer Langsamkeit und Harmonie.

(Der Beschluß folgt.)

* Zur Prüfung.

Bei dem, was namentlich in den Nummern 100, 101 des Unterhaltungsblattes gegen das Walten der hiesigen Theater-Direktion ausgesprochen ist, scheinen durchaus Persönlichkeiten zum Grunde zu liegen, wodurch das Mitgetheilte allerdings im höchsten Grade verdächtig werden muß, und den Charakter der Rechtlichkeit und Glaubwürdigkeit verliert.

Das berücksichtigend, glauben wir dem Publikum, der Theaterdirektion und den Schauspielern den gutgemeinten Rath geben zu müssen, sich durch solche absichtliche Ausfälle in dem nöthigen wechselseitigen Vertrauen nicht irre machen zu lassen, überall selbst zu sehen und zu prüfen und nicht einem bössartigen Witzling das Recht einzuräumen, unser Publikum für unmlndig an Verstand zu erklären.

7.

* Sparcasse.

Diese so segensreiche Anstalt hat einen Uebelstand, der ihr schadet, nemlich ihr so beengtes Lokal; Stundenlang haben oft diejenigen, welche Geld bringen oder holen im Gedränge zu warten, bis die Reihe an sie kommt. Es ist sehr zu wünschen,

daß diesem Uebelstande bald abgeholfen werde; sehr leicht wäre die Erfüllung dieses so gerechten Wunsches.

Mehrere.

Historische Senfkörner.

Eine der größten Beschwerden gegen die französische Justiz vor der Revolution war die, daß Vergehungen der Beamten gegen den Staat oder Bürger meistens gar nicht oder doch nur sehr leicht bestraft wurden, während man mit dem Bürger, welcher sich an einem Beamten verging, unbarmherzig verfuhr. Dies war immer der Fall, wo sich die Justiz in den Händen einer Kaste befand. Die auffallendsten Beispiele liefert die geistliche Justiz. Das schrecklichste Verbrechen von einem Mönch verübt, wenn es die Kirche nicht unmittelbar betraf, wurde mit einer kurzen Gefangenschaft im Klosterkerker abgeblüht. Peter der Grausame, König von Spanien übte einst das Vergeltungsrecht gegen einen solchen Spruch auf eine seltsame Weise. Ein kastilischer Mönch hatte einen Schuster todtgeschlagen, und war dafür in dem Kapitel verurtheilt worden, ein Jahr lang dem Chor nicht mehr beizuwohnen. Der Sohn des Schusters, über diese Ungerechtigkeit empört, schlug den Pfaffen todt, und Peter verurtheilte ihn, ein Jahr lang keine Schuhe mehr zu sticken.

Friedrich Wilhelm der II. reducirte den Bischoff von Ermeland von 100,000 Thalern, die sein Bisthum trug, auf 24,000. Einst sagte der Monarch zu ihm: „Ich habe für mich keine große Ansprüche auf das Paradies; lassen Sie mich, ich bitte Sie, unter Ihrem Mantel hineingehen.“ — „Herzlich gerne, antwortete der Prälat, wenn ihn nicht Ew. Majestät so beschnitten hätten.“ — Fühlte der Bischoff nicht, daß seine Antwort eine beißende Satyre auf seinen eigenen Stand war? Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus

dem Fegfeuer springt — sagte der Dominikaner-
mönch Tegel. —

B u n t e s.

Bis in das achtzehnte Jahrhundert wurden
in vielen Deutschen Städten Bäcker, die schlechtes
oder zu leichtes Brod lieferten, geschupft; d. h.
sie wurden in eine Pfütze getaucht. In der
großen Handfeste, die Albrecht der Lahme im Jahr
1340 den Bürgern von Wien ertheilte, ist für
den bezeichneten Fall die Strafe des Schupfens
gegen die Bäcker rechtskräftig ausgesprochen. In
derselben Rechtsverbriefung ist hinsichtlich der Fi-
scher bestimmt: Als die rohste und wildeste In-
nung, solle den Fischern weder im Winter noch im
Sommer ein Mantel, eine Gugl oder ein Hut
erlaubt seyn; sie sollen bei Sonne und Regen bloß-
häuptig auf dem Markt stehen, so lange sie Fische
feil haben, „damit sie desto mehr eilen und den
Leuten besseren Kauf geben.“ Ein Beweis mehr,
daß man auch sonst schon um der Gerechtigkeit
willen — ungerecht seyn konnte.

Wenn der Mensch nur spärliche Nahrung
hat, ermattet sein Muth; dieser steigt aber, wenn
er endlich gar hungern soll.

„Ist mein Mann zufrieden, was werd' ich
zum Richter beschieden?“ fragte einst eine Mor-
gentländerin, die des Ehebruchs angeklagt war.
Seitdem wurde diese Frage namentlich bei den
Arabern zum Sprichwort, das sich in Europa
nicht einbürgern kann, weil sich, unter der vor-
ausgesetzten Zufriedenheit des Mannes, kein Rich-
ter um den Ehebruch bekümmert.

Th. Laurin.

* Die Verkündigung.

Kuf, auf, mein Geist! im lichten Fluge eile
Nach Kanaan, dort, wo der Labor steht;

Mit der Begeißt'ung hohem Blick umweile
Die Gegenden des stillen Nazareth.
In Abendsschimmer ruht es hingegossen,
Ringsum von sanften Bergen eingeschlossen,
Ein Friedenthal der segnenden Natur.

Dort ist's wo eine fromme Jungfrau wohnt,
Ihr Antlitz glänzet von dem Strahlenschein
Der reinsten Unschuld, auf der Stirne thronet
Der Himmelsfriede, ewig wahr und rein;
Ihr gläubig Auge blickt zum Sternenthron
Mit still ergebener Kindeszuversicht:

O, Herr! entzieh' Dein Volk dem bittern Hohne
Der niedern Knechtschaft, buld' ihn länger nicht.

Da tritt ein Engel ein, von Gott gesendet,
Der Erde Staub berührt kaum sein Fuß!
In hoher, würdevoller Sprache wendet
Er an die Jungfrau seinen Himmelsgruß: —
„Begrüßet sey'st du, Heiligste der Erde,
Der Herr ist mit dir! Sey gebenedeit,
Daß dir des Höchsten reichste Gabe werde!
Drum fürcht' dich nicht, die du dem Herrn geweiht

Du bist vor allen Sterblichen erkoren
Zu deines Gottes ewig hehrem Plan;
Von dir, o Jungfrau, wird ein Sohn geboren,
Dem alle Völker nur mit Ehrfurcht nah'n;
Und Jesus sollst du ihn, den Retter nennen,
Er ist der Größeste, des Höchsten Sohn;
Und keinen andern König wird man kennen
Fortan auf seines Vaters, David's, Thron.

Du staunest dieser Worte? — Zweifle nimmer! —
Der Gottheit Rathschluß ist stets wunderbar;
Dem Erdgebornen reicht im matten Schimmer
Sie nur den Abglanz ihrer Weisheit dar.
Des Geistes Kraft, die kein Gedank' ergründet
In ihrer tief geheimnißvollen Bahn,
Sie überschattet dich, und gnädig zündet
Sie einer Welt die Lebensfackel an! —“

Da spricht die Jungfrau, fromm und Gott er-
geben:

„Der Herr ist Gott! Ich bin des Höchsten Magd;
Sein ist mein Herz, sein sey mein ganzes Leben,
Darum geschehe, wie du mir gesagt.“

Der Engel scheidet. Freudenzähren bringen
Der Gottgeweihten aus dem Kug' hervor.
Welch' ein Gefühl! — Sie will, sie muß ihm singen,
Dem Herrn, der sie zu seinem Werk erkor.

Herr, heilig' groß und mächtig! Dich erhebet
Mein freudig Herz mit frohem Lobgesang!
Nimm an mein Lied, das meinem Mund entschwebet,
Zu preisen Dich in hohem Wonnedrang.
Mein Geist rühm' Deine Gnad'! ich darf mich freuen
Des Heiland's, meines Herrn, des höchsten Sohn! —
Wohl denen, Herr, die Deinen Namen scheuen,
Du ziehst sie aus dem Staub' zu Deinem Thron.

Du, Herr, thust große Dinge! Deine Stärke
Zerstreut Hoffärtige, bengt ihren Sinn,
Erhebt, zu dienen Deinem höchsten Werke,
Die Niedrigen, führt sie zu Würden hin.

Du hilfst, Barmherziger, dem Volk im Staube,
Ach! Deinem Volke gnädig wieder auf!
Zu Dir empor, Herr, schwinget sich mein Glaube,
Du lenkst aller Welten fernen Lauf! —

So singt die Jungfrau. Sing' auch meine Seele
Dem Herrn ein Lied voll Preis und hehrem Ruhm;
Von seiner Größe, seiner Gnad' erzähle
Dein Mund in seinem ernsten Heiligtum!
Ein Wort, Jahrtausende zuvor verkündet,
Sein Wort, das allen Leben Stärke giebt,
Hat einen Glauben ewig fest begründet,
Und eine Hoffnung, die kein Wechsel trübt.

B. D. D. Stirne. *)

*) Fernere Beiträge sind sehr willkommen.

Der Red.

A n z e i g e.

Mit dem ersten Januar 1852 beginnt der 17. Jahrgang dieser Zeitschrift. Die Redaction mag es sich nicht versagen ihren Dank öffentlich auszusprechen sowohl für die steigende Theilnahme, die den Verleger in den Stand setzte die Auflage zu vergrößern und die äußere Ausstattung gefälliger zu machen, als auch für die Unterstützung, die ihr durch vermehrte Einsendungen gediegener, und wahrhaft gemeinnütziger Beiträge, von hier und von auswärts wurde.

Die Unterzeichnete wird die schon mehrmals ausgesprochene Tendenz d. Bl. fest im Auge halten, und demnach mit Gegenständen der Unterhaltung, Belehrung, und Berichtigung, mit gutgemeinten Vorschlägen, und Abstellung von Unzweckmäßigkeiten und Unziemlichkeiten bezweckender Rügen seine Spalten füllen. Sie wird es sich angelegen sein lassen durch Auszüge aus den besseren Zeitschriften Deutschlands auch die Ferne mit der Nähe zu verbinden, und nach wie vor für ihre Leser Aehren sammeln auf dem Felde deutscher und fremder Literatur.

Der Verleger wird, bei seinem bekannten Kunstfleiß, sich bestreben das Aeußere zu heben und das Blatt öfterer mit unterhaltenden und gemeinnützigen Steindruck-Beilagen ausstatten.

Der Abonnements-Preis bleibt: 36 Grote per Quartal, und 44 Grote mit den Listen des Civilstands-Urkunden. Der Jahrgang besteht aus 104 ganzen Bogen. Auswärtige belieben sich an ihre respectiven Postämter zu wenden.

Die Redaction.

Hiermit bin ich so frei meinen geehrten Mitbürgern den kleinen verbesserten Kalender der freien Hansestadt Bremen für das (Schatz-) Jahr Christi 1852 nochmals bestens zu empfehlen. Er ist für unsere Stadt und Gebiet auf der Secunde berechnet und enthält: bedeutende Zeitrechnungen, Wahren, Practic, Zeit- und Festrechnung nach dem neuen Kalender, Zeichen des Thier-Kreises, Verhaltungs-Regeln von den hiesigen Herren Aerzten wie die Cholera-Epidemie möglichst zu verhüten ist, von den Jahreszeiten, Ab- und Zugezeit der Dienstboten in Bremen und dessen Gebiet, Verzeichniß der Jahrmärkte nach dem Datum für das (Schatz-) Jahr 1852, Verzeichniß sämtlicher abgehenden und ankommenden Posten in Bremen und Deffnung, Sperre und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen. Ist auf dem Titel mit dem großen Bremer Wappen und meinem Namen bezeichnet und bei allen Herren Buchbindern zu haben.

G. Jöngen.

X. Daes d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.



Der
B ü r g e r = F r e u n d ,
eine
W o c h e n s c h r i f t .

Bremen, Donnerstag den 29. December 1831.

Umsonst ist euer Müh'n und Streben;
Das Gestern wird euch nie zum Heut.
Und trau'n die Zeit in der wir leben,
Sie ist für uns die beste Zeit!

An die Alterthümer.

Was rühmt Ihr so der Alten Tage
Und wünschet sehnlich sie zurück?
Was wißt doch ihr von ihrer Plage?
Was wißt ihr denn von ihrem Glück?

Ihr glaubt vielleicht: weil ihre Klagen
Im stillen Grabe längst verhallt,
Sie hätten nicht ihr Kreuz getragen,
So lang hienieden sie gewallt.

Habt ihre Freuden ihr gewogen,
Und ihre Geste nachgezählt?
Davon die Thränen abgezogen,
Und all das Leid, das sie gequält? —

Floß mancher nicht von Land zu Lande,
In jener hochgepries'nen Zeit,
Weil er die Wahrheit frei bekannte,
Sowohl als der und jener heut? —

Wißt ihr denn nichts von Scheiterhaufen;
Von Kerkern, Gift und Strang und Blut,
Von ihrer Kriege wildem Raufen
Aus Habsucht oder Glaubenswuth? —

Gleich damals wohl am allermeisten
Das deutsche Land dem Paradies,
Da man mit Streitart, Schwert und Häufen
Dem Schwächeren sein Recht bewies? —

Umsonst ist euer Müh'n und Streben;
Das Gestern wird euch nie zum Heut.
Und trau'n die Zeit in der wir leben,
Sie ist für uns die beste Zeit!

Was rühmt ihr doch der Alten Zeiten,
Und wünschet thöricht sie zurück?
Was wißt ihr doch von ihrem Leiden,
Was wißt ihr denn von ihrem Glück? —

Eine alte Mönchsrede; frisch auf- gepußt.

(Beschluß.)

War der Gürtel unsrer Ohren mit dem Knopfe des Ungehorsams zugeknöpft, waren die Sünden in uns verhärtet, so nahte er sich mit dem Stecken des Nachdrucks und schlug so lange, bis die taube Frucht der Hartnäckigkeit herausgedroschen und von dem Mühlstein der Vorwürfe zermalmt vor ihm lag. In diesem Stuck können wir uns des Seligen Zunge nicht besser vorstellen als durch einen geschickten Flegel, womit zwar die lebenden Aehren, die Menschen, gedroschen, niemals aber die darin steckenden guten Früchte verletzt wurden. Ja, er war ein Flegel in seinem Hause, ein Flegel in Gesellschaft, ein Flegel vor der Gemeinde, weil er überall, selbst bei der Verstocktheit, die Körner des Guten aus den Herzen seiner Zuhörer herausbrachte, sie mit der Milch der klugen Langmuth übergoss, durch diese Speise das Alleinseligmachende in Umlauf brachte, und sie würzte mit dem Zucker und Bimmet seiner Erfahrungen. So oft er in seine Rutte kroch, wie in einen Nothfall, war der Generalgewaltige seiner Behutsamkeit und die Polizei seiner Blicke in Bewegung; um, wenn etwa ein mit menschlichen Schwachheiten vertrauter Bruder die Waffe der Ehrenbeichte wegwarf, und aus dem geschlossenen Gliede unserer Befehle Reißaus nehmen wollte, die Lärmkanone der höllischen Strafe sogleich abzubrennen, damit er ihn packte, und durch die Spießruthen täglicher Kasteiungen könne laufen lassen. Allen wollte er mit der Handlaterne alter Beispiele durch die finstre Strafe ihrer Einsichten leuchten, darum stürzte er stets in dem Mühlkäselein neuer Gewohnheiten und ergriff die Zauberfänge guter Gelegenheit, so oft es sich thun ließ, und wenn es auch in der Schenke

war. Gebet, so wird euch wieder gegeben! war sein Lösungswort, und darunt ermahnte er herzlich dringend zu der schönen Tugend Freigebigkeit, so oft eine Pause dadurch entstand, daß die Schaafse ihrem Hirten eine frische Kanne einschenken ließen. Oft hielt er sie von der Trunkenheit ab, indem er lieber die vollen Humpen selbst ausleerte, als daß er ihre ohnehin nicht complecten Sinne in Unordnung gerathen ließ. Hierbei übte er die erbaulichsten Gespräche; er sprach unter Anderem über die Qualen des Segefeuers mit einem Ton, daß man diesen selbst schon zu jenen Qualen rechnen konnte. Um euch ein Beispiel zu stellen, wie er auf Alles merkte, Alles nutzte, so will ich euch nur erzählen, was ich einst selbst vernommen habe. Er handelte eben vom höllischen Schwefelgeruch, als Einer der Anwesenden eine Priese Tabak nahm. „Glaubst Du“, schnaubte der Wohlthäter ihn mild an, „daß Du Dir mit Deiner Priese den Gestank des Höllenlochs abwehren wirst? Mit nichten! Wisse, daß der Teufel jeden Tabakschnupfer schon deshalb für eine gute Priese erklärt, weil er durch oftcs gewaltsames Niesen die Leute zu einem Gott helf! verführte, mithin zu einer Sünde wider das zweite Gebot; denn weil der Tabakschnupfer das Gehirn durch Erschütterungen zur Aufklärung verlockt, mithin zu einer Capital-Sünde, so kann ihm auch die höchste Macht nicht von der Hölle helfen, es sey denn, er bäte auf Erden um Ablass bei seinem Beichtvater!“

Auch gegen die immer mehr überhand nehmende Puffsucht der Weiber, und darüber, daß sie so viele Blößen geben, eiferte er fast mehr noch als die Männer, welche die Rechnungen bezahlen müssen. „Den Schmuck, den ihr euern Leibern anlegt, entzieht ihr euern Seelen und das Geld dafür uns, die wir es zu guten Werken verbrauchen!“ versicherte er. Aber was kümmern

sich die Weiber um das, was nicht zu sehen ist? — sein Neben half grade so viel, als ob man dem steinernen Gözenbilde aus dem Heidenthum, der Venus, eine Mauschelle giebt und zu ihr sagt: sie solle sich anziehen. Doch gern gestand er dagegen den Weibern den hohen Ruhm zu, daß sie ihre Männer meist zu der Gewohnheit brächten, sich vor dem Kreuz zu beugen, wenn auch anfänglich nur vor ihrem Hauskreuz.

Auch ließ er es sich sehr angelegen seyn, den Schaaffall unsrer Hierarchie mit den von unerlaubtem Licht abfälligen Seelen zu füllen; er wußte so viele Vortheile, welche sie finden sollten, beizubringen, wie ein Finanzminister Gründe für einen schlechten Plan. Wenn der Schlüssel der Vernunft ihre Willkürigkeit verschloß, so nahte er mit der Brechstange der Unvernunft, eröffnete ihre Herzen, und beleuchtete sie mit dem Schimmer des Aeußeren, so daß sie Ueberläufer wurden zu unserer Fahne, wobei er ihnen die Montur der Mystik, und das Handgeld der Schwärmerie überlieferte. Um diesen Zweck, ein Werber für uns zu seyn, noch besser zu erreichen, gesellte er sich zu der Zahl sublimen Geistes, zu den Schriftsteller-Märtyrern, zu den kopfhängenden Seelenverschließern, unsern hochgepriesenen geistigen Kerkermeistern, welche durch Mystereien die Sinne anzureizen suchen. Unter dem Namen Isidorus Orientalis Nazarenus schrieb er wortwolle Werke, die kein Mensch verstehen sollte, damit sich Jeder um Auslegung an ihn wenden möchte, wobei er jeden Ankömmling in das Labyrinth des Scheins verstrickte, wie eine Spinne die Fliegen in ihrem Gewebe. Hier war er gleichsam eine Glocke, seine Zunge war ein Schlägel, womit er anschlug, und alles zum Verkahren zusammenrief, welches Verkahren ihm die Palme verschaffen muß, indem er sich dabei nicht abschrecken ließ durch das Bellen der Hunde, welche das Gebiet der Wissen-

schaften bewachen sollen, und Recensenten genannt werden. In seiner Verlassenschaft haben sich gar viele Aufsätze, ächte Lichtlöcher und Lippenknobel, gegen solche Aufheller und Widerbeller gefunden und ich würde sie euch sogleich vorweisen, wollte ich euch nicht in Spannung erhalten für den Genuß derselben; denn der Wohlthätige hat sie in einer Kirchenzeitung vermacht, die, ganz in seinem Geiste, Alle verdammt, die das Rückwärts, diese herrliche jesuitische Krebsuppe, nicht mehr vertragen, und mehr vom Kopf halten als vom Magen.

Und nun, nach diesem treuen Conterfei des Dahingeshiedenen, rufe ich euch zu: Gehet hin und thut wie er!

Laßt uns, die Orthodoxen,
Mit Rationalisten
Den schlimmsten Anti-Christen,
Uns messen und uns boren!
Ruft wie der selbige Streiter:
Bis hieher und nicht weiter!
Und die da schrei'n: es werde Licht!
Die neuen Weg sich suchen,
Mögt ruhig ihr verfluchen;
So will es eure Pflicht,
Damit in unserm Namen
Die Völker hangen. Amen!

A. Münde.

Ein Blick in die englischen Kirchen.

(Beschluß.)

Den Beschluß macht die Predigt oder besser Vorlesung, welche der Prediger von Wort zu Wort, öfters feierlich, öfters aber bis zum Un-erträglichen, besonders wenn sie sehr lang ist, abliest.

Mehr Feuer und Eifer findet man in den Gemeinden der Dissenters oder der Noncon-

formisten, d. h. solcher, die nicht die Liturgie der hohen Kirche annehmen und die sich wieder in viele kleinere Partheien und Secten theilen.

Von diesen will ich nur jetzt der Baptisten erwähnen, die unter sich oft vortreffliche Prediger haben. Die Ordnung, die sie bei ihren öffentlichen Gottesverehrungen beobachten, ist folgende:

Gleich beim Anfang tritt der Prediger auf die Kanzel, als seinem beständigen Standorte während der ganzen öffentlichen Andacht, und liest zuerst ein Stück aus der heiligen Schrift vor. Er erscheint aber auf der Kanzel ohne allen Ornament, ohne Vorschlägeln, bloß in anständiger Kleidung, meist von dunkelblauer Farbe, in seinen eigenen Haaren, den Hut in der Hand, den er bei sich legt, oder hinter sich aufhängt. Kirche und Kanzel ist ganz simpel, ohne Bild oder Verzierung.

Wenn die heilige Schrift gelesen ist, so sagt er auf einmal langsam und deutlich alle die Verse des Psalms vor, die gesungen werden. Es treten darauf die Sänger auf, welche die Stelle unserer Orgel vertreten und vierstimmig im vollen Accord das Lied mit vieler Anmuth singen. Jeder in der Gemeinde singt in dem Tone des Accords mit, zu welchem er eine Stimme hat.

Nach dem Gesange tritt bei den Baptisten, Prediger und Gemeinde auf, und ersterer verrichtet aus dem Herzen das Gebet, welches oft eine halbe Stunde dauert, worin denn alles, wofür Gott, Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankagung zu thun ist, in Absicht des ganzen menschlichen Geschlechts, des Landes, der Gemeinde und einzelner Menschen, vorgetragen wird. Darauf liest der Prediger seinen Text, und hält seine Predigt, und zwar fast durchgängig mit einer solchen Einfalt, Wärme und Würde, daß man glaubt, einen Apostel zu hören. Es werden noch einige Verse gesungen, es wird vom Prediger noch einmal mit kurzen Worten um einen bleibenden Segen dessen, was jetzt gehört

und gelehrt worden ist, gebetet, und die Gemeinde mit einem apostolischen Segenswunsche entlassen. Alles so ganz nach Art der einfachen Uebung der ersten Kirche, ohne menschliche Zusätze und Verstellungen.

Vorzüglich zeigt sich dies bei der Haltung des heiligen Abendmahls. Nach geendigter öffentlicher Gottesverehrung gehen alle, die es nicht empfangen, heraus, oder die Zuschauer sein wollen, oben auf die Gallerie. Die es genießen, sammeln sich in aller Stille und Andacht unten am Tische — Altäre leiden sie nicht — und in den benachbarten Stühlen herum, und denken und beten für sich, indessen daß die Ältesten oder Diaconen den Tisch mit einem weißen Tuche decken und Brod und Wein aufsetzen. Der Prediger steht auf, und erklärt die Absicht und Natur dieser feierlichen Handlung der ersten Einsetzung gemäß. Er nimmt das Brod und bricht es in so viele Stücke, als er glaubt, daß Communicanten da sind, streut während dieses Geschäfts erbauliche rührende Anreden und Selbstgespräche unter, welches er auch thut, während die Diaconen das Brod herumtragen, und jeder sich ein Stück nimmt und isst. Darauf gießt er den Wein in die Kelche, und diese gehen auf eben diese Art herum. Nachdem singen sie mit einander einen Lobgesang und machen eine Sammlung für die Armen.

Die Erster.

(Eine Kriminalgeschichte.)

Am 2. December waren die Höfe von Old-Balley vom frühen Morgen an wie in einem Belagerungszustand; das Volk drängte sich um die Zugänge, so daß es für die, welche drinnen etwas zu schaffen hatten, keine geringe Aufgabe war, sich durchzuarbeiten. Schon am Abend zuvor hatten Personen aus der vornehmen Welt die

Galerien des Gerichtssaals in Beschlag genommen und heute konnte man um eine Guinee keinen Platz mehr erhalten. Die Ursache dieses außerordentlichen Interesses für Old-Bailey war der Prozeß der Ersticker, welcher heute verhandelt werden sollte. Gegen 9 Uhr nahm Herr Richter Arabin seinen Sitz ein und die Gefangenen wurden vorgeführt — in folgender Ordnung. John Bishop; Anzug: eine Art Weiberkittel (smock frock?), fast ganz das Aussehen eines Bauern, nur mit einem gewissen Zug hauptstädtischer Verschmittheit in seinem Gesicht; Thomas Williams, ein Mann unter mittlerer Größe, von möglichst einfachem und harmlosem Aeußern; scheinbar bei der Sache so wenig betheilt als irgend einer der Zuschauer; Anzug: ein parchentes Wamms (fustian jacket) und braunes Halstuch; James May von mehr athletischer Gestalt, fester und entschlossener Haltung, während des ganzen Verhörs mit gepreßten Lippen und finsternem Blick; Anzug: parchentes Wamms und gelbes Halstuch. Gegen dreißig Zeugen waren zur Begründung der Anklage und zwei und zwanzig zum Behuf der Vertheidigung vorgeladen. Um diese Zeit war der Gerichtssaal mit modesthaft gekleideten Personen, hauptsächlich vom schönen Geschlecht, angefüllt; man bemerkte den Herzog von Suffer und viele vom Adel; auf der Advokatenbank reiheten sich Perücken an Perücken, so daß sie wie ein Beet von Blumenkohl ausah. Die Anklage lautete auf Ermordung eines italienischen Knaben, Karlo Ferrair, oder einer andern männlichen Person, deren Namen unbekannt. Der Gerichtsschreiber fragte: John Bishop, seyd ihr schuldig oder nicht schuldig? Bishop antwortete unbefangen: Nicht schuldig, so auch die Uebrigen. Um zehn Uhr erschien der Lord-Richter und Herr Adolphus trug der Jury den Fall vor. Zuvörderst ermahnte er die Geschwor-

nen sich jeder vorgefaßten Meinung zu entäußern, die ihnen könnte außerhalb des Gerichtshofs beigebracht worden seyn und ihre Ansicht ganz nach den Beweisen zu bilden, welche er ihnen vorlegen würde. Er erinnerte sie, wie es selten möglich sey, bei Ermordungen den Beweis aus den geschlagenen Wunden zu führen, wie aber das Gesetz weislich gethan, die Betrachtung der Umstände dem Urtheil zwölf unpartheiischer Männer zu unterwerfen. Im vorliegenden Fall seyen es keine Gründe der Rache gewesen, wodurch die Gefangenen zur Ermordung des armen Knaben bewogen worden, sondern das schmutzige und niederträchtige Verlangen, einen Leichnam zu besitzen, um denselben auf die Anatomie zu verkaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Entführung aus dem Serail.

Bekanntlich ist C. F. Brehner der Dichter, von welchem sich „die Entführung aus dem Serail“ herschreibt. Ein Meisterstück hat er da nicht gemacht, und die Dichtung wäre längst vergessen, wenn sie nicht durch Mozart's Melodien immer neuen Reiz bekäme. Indessen Mozart wollte nicht einmal mit Brehner's Liedern zufrieden seyn und ließ sich durch einen, uns jetzt Unbekannten, eine Menge Arien und Duetten einlegen, die zu dem Schönsten gehören, was Mozart in seiner frischen Jugendkraft geschaffen hat. *) Es gehören hiezhin die erste Arie: „Hier soll ich Dich dann sehen“; das Duett zwischen Belmonte und Desmin: „Verwünscht seyst Du re.“, und so noch eilf andere Nummern.

*) Es ist möglich, daß Mozart die Brehner'sche Oper, wie sie an sich war, gar nicht kannte. Es war in Wien damals Mode, alle auswärtigen Theaterstücke zu überarbeiten, wie man es nannte, d. h. nachzudrucken und zuzusetzen oder wegzulassen, wie es am besten dünkte.

Brehner, voll Autor = Eitelkeit, nahm die Sache aber gewaltig übel. Er nannte die eingeschobenen Gesänge „herzbrechend und erbaulich“ und machte sie öffentlich bekannt, weil „er den Verfasser nicht gern um seinen Ruf bringen möchte“. Dieß Letztere wäre ihm nicht gelungen, wenn sein Verbesserer nicht bescheiden genug gewesen wäre, seinen Namen zu verschweigen. Er hat in dieser Weise auf Brehner's Haupt feurige Kohlen gesammelt, denn die meisten Zuhörer, welche noch immer Brehner's Namen lesen, wenn sie einen Zettel von der Entführung zur Hand nehmen, denken nicht im mindesten daran, daß die Arien: „Martern aller Arten ic.“, „Wenn der Freude Thränen fließen ic.“, „Ich baue ganz auf Deine Treue ic.“, von einem Andern herrühren, dem es Brehner gar nicht Dank wußte, daß er ihm nachgeholfen hatte. *)

Die ehemalige Jagd auf Wildddiebe in Sachsen.

In den vorigen Jahrhunderten wurde leider in Sachsen häufig auf Menschen Jagd gemacht. Allerdings waren es Menschen, die gesetzwidrig handelten, aber es waren doch Menschen, und die Gesetze, gegen welche sie sich auflehnten, erscheinen sehr hart und willkürlich gegen alles Naturrecht. Es waren mit einem Worte Wildddiebe. Im 16ten Jahrhunderte verordnete der sonst so milde Kurfürst August I., daß, außer den Förstern, auch seine eigenen Trabanten die Wälder längs nach Böhmens Gränze durchstreifen mußten, und wer einen Wilddieb schoß,

bekam 30 bis 80 Thaler Belohnung. Der Getödtete wurde an einen Baum gehangen und über seinem Kopfe ein Hirschgeweih angenagelt. So ging es wohl von 1550 bis 1578. Noch hundert Jahre später, 1670, erging eine ähnliche Verordnung. Und vergesse man nur nicht, daß das Wild damals zu Tausenden herumstreifte, daß kein Feld, kein Garten vor ihm gesichert war, von Wildschadenersatz damals aber kein Mensch etwas wußte, mithin jeder leicht auf den Gedanken kommen konnte, sich an dem Wilde selbst des Schadens zu erholen: Darum lobet ja nicht die alten Zeiten. Die unsrigen sind viel besser! —

Melanchthoniana.

Die Geschenke, goldene und silberne Münzen, silberne Becher und andere Kostbarkeiten, die Melanchthon öfters zu erhalten pflegte, blieben gewöhnlich nicht lange in seinen Händen. Da er nur eine sehr geringe Besoldung (300 Gulden) bezog und sehr freigebig und stets hilfsbereit war, so wanderten jene Kleinodien, wenn es ihm an Gelde zum Wohltun und Helfen fehlte, schnell wieder zum Kaufmann, oder er verschenkte sie weiter an seine Freunde, wenn er merkte, daß sie denselben gefielen. Melanchthon's vertrautester Freund, der gleichfalls berühmte Philolog Joachim Camerarius, wollte einmal einige Münzen, die ihm Melanchthon darbot, nicht annehmen: „Nimmst Du sie nicht,“ sagte Melanchthon, „so bekommt sie doch ein Anderer.“

y.

N o t i z.

So geschwind 1814 nach dem Sturze Napoleon's die Vienen desselben von den Lilien verdrängt wurden, so geschwind verbleichten auch

*) Brehner's Oper, wie sie von ihm ist, war schon vor Mozart von Andre componirt. Diese Composition kennt kein Mensch mehr. Von seiner Dichtung würde eben so, ohne Mozart, kein Mensch etwas mehr wissen.

auf oft zum Theil höchst komische Weise die Lilien und machten den Bienen Platz, als Napoleon 1815 zurückkam. In den Tuilerien erwarteten ihn Abends am 20. März die Schwägerinnen, die Königinnen von Holland und Spanien, mit allen Hofdamen. Da schien es einer, als löse sich an der Tapete des ungeheuren Thronsaales eine Lilie; es war richtig; sie nahm sie weg und hinter ihr erschien die wohlbekannte Biene. Jetzt fielen alle Damen über die Lilien her, und in einer halben Stunde waren unter allgemeinem Lachen alle Lilien verschwunden, alle Bienen wieder da. Der königliche Saal war wieder kaiserlich geworden, ehe noch Napoleon angelangt war.

* Armeninstitut.

Die Einrichtung, daß wer nicht wenigstens jährlich zwei und einen halben Thaler Armengeld geben will, seine Gabe nicht vorausbezahlen kann, that und thut dem Institute beträchtlichen Schaden. Uns sind Mehrere bekannt, welche wöchentlich 2 und 3 Grote gaben; weil man aber diese halbjährig nicht im Voraus sondern wöchentlich haben wollte, setzten sie ihre Gabe auf Einen Groten herab. Die Herren Diakonen, welche das mühselige Geschäft der Einzeichnung übernommen haben, können leicht bestimmen, wie viel Schaden im Ganzen daraus für das Institut erwachsen ist. Wer obige Einrichtung getroffen und gefunden hat es sei leichter und vorthellhafter wöchentlich Geld einzunehmen als halbjährig — wo im letzteren Falle das Geld noch Zinsen tragen kann — wissen wir nicht; jeder der im Voraus bezahlt, wird es sich gerne gefallen lassen, das Geld der Behörde hinzuschicken. Es bedarf deshalb keiner Einsammler, falls jemand es vergäße, könnte er durch diejenigen daran erinnert

werden die im ähnlichen Falle die Armenbücher nachfragen. Kann obige Einrichtung zum Besten des Instituts nicht aufgehoben werden?

* Gute Folgen.

Peter der Große befahl seinem Adel fremde Länder zu bereisen, um geselliger und feiner zu werden und sich Kenntnisse zu erwerben, damit er dem geringen Theile der Nation darin zum Muster und Spiegel dienen könne. Dieser Befehl muß schon so gute Früchte getragen haben, daß ein entgegengesetzter Befehl nöthig gefunden ist.

* Naiver Wunsch.

Mehrere Schülerinnen fanden ihren Lehrer so vollkommen daß sie ihm Geistesgaben wünschten und diesen Wunsch zum Ruhme ihres Lehrers dem Publikum in öffentlichen Blättern mittheilten.

* Anfrage und Warnung.

Bei einer Verspielung zum Besten des Krankenhauses gewannen zwei Bürger einen kleinen Antheil, und schickten, der Sitte gemäß, den Diensthoten ein Trinkgeld, wozu der eine Theilhaber nur ein Drittel zu geben brauchte. Der Angestellte an genanntem Institute, dem Letzteres zu geringe dünkte, schickte es mit der beleidigenden Bemerkung zurück, daß von solchen Bürgern, welche es nicht gut abkönnnten, kein Trinkgeld angenommen werden sollte. An wen hat sich der Beleidigte zu wenden, um dem Injurianten wegen dieser ungefügten Behandlung einen geziemenden Verweis zukommen zu lassen? — Ein solches Verfahren wird sicher nicht zum Besten des Instituts gereichen, und möchte daher die Vermeidung einer Wiederholung sehr zu wünschen seyn.

Tragische Geschichte. *)

Von Adalbert von Chamisso.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Popf so hinten hing;
Er wollt' es anders haben.
So denkt er denn: Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Popf der hängt ihm hinten.
Da hat er sink' sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Popf der hängt ihm hinten.
Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber doch nicht besser drum —
Der Popf der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Guts, es thut nichts Schlechts —
Der Popf der hängt ihm hinten.
Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts in einem Wort —
Der Popf der hängt ihm hinten.
Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: Es hilft am Ende doch —
Der Popf der hängt ihm hinten.

*) Die Geschichte ist nicht nur tragisch, sondern auch ächt deutsch.

A n z e i g e.

Mit dem ersten Januar 1832 beginnt der 17. Jahrgang dieser Zeitschrift. Die Redaction mag es sich nicht versagen ihren Dank öffentlich auszusprechen sowohl für die steigende Theilnahme, die den Verleger in den Stand setzte die Auflage zu vergrößern und die äußere Ausstattung gefälliger zu machen, als auch für die Unterstützung, die ihr durch vermehrte Einsendungen gediegener, und wahrhaft gemeinnütziger Beiträge, von hier und von auswärts wurde.

Die Unterzeichnete wird die schon mehrmals ausgesprochene Tendenz d. Bl. fest im Auge halten, und demnach mit Gegenständen der Unterhaltung, Belehrung, und Berichtigung, mit gutgemeinten Vorschlägen, und Abstellung von Unzweckmäßigkeiten und Unziemlichkeiten bezweckender Rügen seine Spalten füllen. Sie wird es sich angelegen sein lassen durch Auszüge aus den besseren Zeitschriften Deutschlands auch die Ferne mit der Nähe zu verbinden, und nach wie vor für ihre Leser Aehren sammeln auf dem Felde deutscher und fremder Literatur.

Der Verleger wird, bei seinem bekannten Kunstfleisse, sich bestreben das Aeußere zu heben und das Blatt öfterer mit unterhaltenden und gemeinnützigen Steindruck-Beilagen ausstatten.

Der Abonnements-Preis bleibt: 36 Grote per Quartal, und 44 Grote mit den Listen der Civilstands-Urkunden. Der Jahrgang besteht aus 104 ganzen Bogen. Auswärtige belieben sich an ihre respectiven Postämter zu wenden.

Die Redaction.

Hiermit bin ich so frei meinen geehrten Mitbürgern den kleinen verbesserten Kalender der freien Hansestadt Bremen für das (Schalt-) Jahr Christi 1832 nochmals bestens zu empfehlen. Er ist für unsere Stadt und Gebiet auf der Secunde berechnet und enthält: bedeutende Zeitrechnungen, Bauern-Practic, Zeit- und Festrechnung nach dem neuen Kalender, Zeichen des Thier-Kreises, Verhaltungs-Regeln von den hiesigen Herren Aerzten wie die Cholera-Epidemie möglichst zu verhüten ist, von den Jahreszeiten, von den Finsternissen und andern Erscheinungen im Jahre 1832, von der Fluth bei Eisthau an der Weser, von der Fahrzeit, Ab- und Zugezeit der Dampfboten in Bremen und dessen Gebiet, Verzeichniß der Jahrmärkte nach dem Datum für das (Schalt-) Jahr 1832; Verzeichniß sämtlicher abgehenden und ankommenden Posten in Bremen und Deffnung, Sperre und Schluß der Thore der freien Hansestadt Bremen. Ist auf dem Titel mit dem großen Bremer Wappen und meinem Namen bezeichnet und bei allen Herren Buchbindern zu haben.

G. Jöngen.

(Hierbei eine wöchentliche Beilage der Civilstands-Urkunden der Stadt Bremen.)

A. Daeves d. J. Redacteur. — Gedruckt und verlegt bei G. Jöngen, Catharinenstraße No. 36.